ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 6JJQ B

Period
9599
v.5-6
1852-3

nia.

REV. C. Z. WEISER, D.D.,

PRESENTED BY

MRS. WEISER.

WITHDRAWN - HARV
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY CAMBRIDGE, MASS.

Der Deutſche Kirchenfreund.

Organ

für

die gemeinſamen Intereſſen

der

Amerikaniſch-deutſchen Kirchen.

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Herausgegeben

von

Philipp Schaff,

Profeſſor der Theologie zu Mercersburg, Pa.

Fünfter Jahrgang.

Mercersburg, Pa.

Gedruckt bei P. A. Rice.

1852.

Digitized by Google

ANDOVER · HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Inhaltsverzeichniß.

(Die anonymen Artikel ſind vom Herausgeber.)

Januar:

Vorwort. Das Jahr 1861. Von Paſtor W. J. Mann. Seite 9
Syſtematiſche Wohlthätigkeit . . . . . „ 24
Koſſuth in Amerika . . . . . . „ 36
Bücherſchau . . . . „ 43
Kirchenchronik:
Der deutſche Kirchentag zu Elberfeld. Deutſche Univerſitäten . . . . „ 46

Februar:

Syſtematiſche Wohlthätigkeit. (Schluß) . . . . „ 49
Der Ohiobauer zum zweiten Mal. Gründe für die Kinderkaufe. Von Prof. G. F. Hartmann . „ 68

Beſchlüſſe des vierten deutſchen Kirchentages . . „ 75
Kirchenchronik:
Moſes Stuart. Jenny Lind . . „ 80

März:

Autorität und Freiheit (mit Rückſicht auf das graſſirende Koſſuth-Fieber) . . . . . „ 81
Der Ohiobauer zum zweiten Mal. (Fortſetzung) . „ 95
Lord Byron über die Bibel . . . . . „ 106
Der Urſprung der Mormonen. Von Paſtor D. Willers „ 107
Reale Gegenwart, oder nicht? Von Prof. G. F. Harttmann „ 111
Der Staatsſtreich Louis Napoleon's . . . „ 122
Kirchenchronik:
Aus Zürich. Schottland. — Dr. Nevin's Reſignation. Die Deutſchen Baptiſten. Neander's Bibliothek. Berichtigungen . . „ 126

April:

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitätstheologen Deutſchlands . . . . . „ 129
Deutſche Nothſtände in der neuen Welt. Von Paſtor W. J. Mann . . . . . „ 140
Der Ohiobauer zum zweiten Mal. (Schluß) . „ 151
Correſpondenz aus Norddeutſchland. Von Prof. H. W. Erbkam . . . . . . „ 158
Kirchenchronik:
Frankreich. — Bibliotheken in den Vereinigten Staaten. Union Theol. Seminary . „ 160

Mai:

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitätstheologen Deutſchlands. (Fortſetzung) . . „ 161
Reale Gegenwart, oder nicht? (Fortſetzung) . „ 179
Univerſitäten und ihre Bedeutung für das öffentliche Leben. Von Paſtor W. J. Mann . . „ 198
Toleranz . . . . „ 204

Meditationen. N. 6. Chriſtus der Gekreuzigte . . . „ 205
Correſpondenz aus Norddeutſchland. (Schluß) . „ 206

Juni:

Univerſitäten und ihre Bedeutung für das öffentliche Leben. (Schluß) . . . . „ 209
Reale Gegenwart, oder nicht? (Fortſetzung) . „ 221
Ein altdeutſches Pilgerlied . . . . . „ 229
Guizot über die religiöſen Zeitfragen . . . . „ 231
Dr. Berg's Austritt aus der deutſch reformirten Kirche . „ 232
Kirchenchronik:
Die Francke'ſchen Stiftungen in Halle. Schweden. Die Neander's-Stiftung . . „ 238

Juli:

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitätstheologen Deutſchlands. (Fortſetzung) . . „ 241
Reale Gegenwart, oder nicht? (Fortſetzung) . . . „ 256
Kirchliche Zuſtände in Deutſchland . . . „ 271
Bücherſchau . . . . „ 280
Correſpondenz. Die luth. Synode von Pennſylvanien. Von ** „ 283
Die Controverſe über die Kindertaufe . . . „ 284
Chriſtus. Von Paſt. K. Aulenbach . . . . „ 285
Kirchenchronik:
Römiſche Kirche. Unitarier in den Ver. St. Deutſche Einwanderung . . . . „ 286

Auguſt:

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitätstheologen Deutſchlands. (Fortſetzung) . . „ 289
Correſpondenz. Dr. Schmid in Tübingen . . . „ 306
Liturgiſche Andachten . . . . „ 309
Newman und Achilli . . . . „ 314
Die Geburtsſtunde zum neuen Leben . . . . „ 319
Henry Clay . . . . „ 320

September:

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitätstheologen Deutſchlands. (Schluß) . . „ 321
Die deutſche Theologie und die Kirchenfrage . . . „ 338
Chriſtoph von Schmid, der Jugendſchriftſteller. Von Dr. Fiſcher . . . . „ 354
Meditationen. N. 7. Heilige Stätten . . . . „ 359
Claus Harms, Selbſtbiographie. Von Paſt. W. J. Mann „ 361
Kirchenchronik:
Bremen. Die deutſche Conföderationsangelegenheit. Schwerin . . . . . „ 364

October:

St. Irenäus . . . . „ 369
Das neunte Kapitel des Römerbriefs, überſetzt und erklärt „ 378
Chriſtoph von Schmid, der Jugendſchriftſteller. (Schluß) „ 380
Meditationen. N. 8. Das verborgene Leben des Chriſten „ 394
Kirchenchronik:
Newman und Achilli noch einmal . . . „ 398

November:

Neander als Kirchenhiſtoriker . . . . . „ 401
Das neunte Kapitel des Römerbriefs, überſetzt und erklärt. (Schluß) . . . . „ 414
Reale Gegenwart, oder nicht? (Fortſetzung) . . „ 423
Am Reformationsfeſt. 1852. Von Paſt. K. Aulenbach „ 430
Kirchenchronik:
Deutſch reformirte Kirche. Daniel Webſter „ 432

December:

Reale Gegenwart, oder nicht? (Schluß) . . . „ 433
Die neuſte deutſche Literatur über das Princip und die Geſchichte des Proteſtantismus. Correſpondenz aus der Schweiz. Von C. F. Z. . . . „ 448

Die beabſichtigte Liturgie der deutſch-reformirten Kirche der Ver. Staaten . . . . . . „ 451
Das Weihnachtsfeſt und ſeine Stellung im Kirchenjahr. Von Paſt. J. G. Zahner . . . . „ 455
Bemerkungen über rhythmiſchen Choralgeſang. Von Dr. K. „ 460
Kirchenchronik:
Berlin. Die Union . . . . „ 463

Berichtigungen.

Seite 347 Zeile 18 lies Terrain, ſtatt Tarrain. — Ebendaſ. Z. 24 l. Florencourt, ſt. Fr. — S. 424 Z. 13 v. u. l. „eine nicht-buchſtäbliche oder figürliche, d. h. tropiſche heißen“, ſt. buchſtäbliche. — S. 425 Z. 8 l. nach, ſt. von. — S. 427 Z. 12 l. der Philoſophen, ſt. Philoſophie — S. 429 Z. 24 l. herausgaben, ſt. herausgegeben.

Der Deutſche Kirchenfreund.

I. Zweck dieſes Journals, welches ſeit Januar 1848 regelmäßig in monatlichen Heften von 32—48 Seiten erſcheint, iſt, ein Centralorgan für die theologiſchen und praktiſch-religiöſen Intereſſen der amerikaniſch-deutſchen Kirchen lutheriſchen, reformirten und unirten Bekenntniſſes zu ſein.

II. Der Inhalt wird beſonders folgende Materieen umfaſſen:

a) Leitende Artikel über die theologiſchen und kirchlichen Zeitfragen mit beſonderer Rückſicht auf die Bedürfniſſe der amerikaniſch-deutſchen Kirchen;

b) Kirchliche Nachrichten aus der alten und neuen Welt;

c) Mittheilungen aus dem Gebiete der deutſchen Miſſion, beſonders im Weſten Amerika's;

d) Beurtheilende Anzeigen der wichtigſten Erſcheinungen der deutſchen und anglogermaniſchen Theologie;

e) Erbauliches aus alten und neuen Schätzen.

III. Bedingungen:

a) Der Preis iſt zwei Thaler für den Jahrgang, ſtets in Vorausbezahlung, $2 50 nach Empfang der ſechsten Nummer. Wer drei neue Abonnenten und $6 einſendet, erhält Ein Freiexemplar für Ein Jahr. Zehn Exemplare werden für $15 verabfolgt.

b) Alle Prediger der lutheriſchen, reformirten und unirten Kirche und der Brüdergemeinde ſind berechtigt, als Agenten zu wirken. Die Agentſchaft für Deutſchland und die Schweiz hat die Buchhandlung von Ernſt Schäfer in Leipzig übernommen, welche auch Bücher und Zeitſchriften an die Redaction des Kirchenfreundes beſorgen wird.

d) Alle Geſchäftsbriefe und Gelder ſind portofrei zu adreſſiren an den verantwortlichen Herausgeber:

PHILIPP SCHAFF, Mercersburg, Pa.

ANDOVER ... LIBRARY
THEOLOGICAL ...
CAMBRIDGE, MASS.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. Januar, 1852. Nro. 1.

Vorwort.

Das Jahr 1851.

Was doch die Jahre eilen! Wiederum hat der „Kirchenfreund“ ſeine zwölf Jahresboten ausgeſandt in die Welt, und es folgt der erſte einer neuen Succeſſion. Möge er, wohin er auch kommt, als ein Kind des Friedens aufgenommen werden und mit dem Gruße der Liebe willkommen ſein! Wenn dieß ihm zu Theil wird, ſo ſieht er mit Freuden, daß ſeine Brüder, die vor ihm die Runde machten, nicht ganz vergeſſen ſind, und mit freierem Muthe und neuer Luſt mögen diejenigen wandern, die nach ihm den Botengang zu machen beſtimmt ſind.

Wir haben ein Friedensjahr zurückgelegt. Man darf Gott dafür wohl ein Danklied anſtimmen. Um ſo mehr, da Kriegsjahre hinter uns und vielleicht vor uns liegen. Wir freilich in der Neuen Welt — was ſollten wir Krieg anfangen? Wir haben alle Hoffnung, im Friedensweg wohlfeil zu erlangen, was durch den Krieg gar theuer erkauft werden müßte. Daß wir kampfluſtige Leute unter uns haben, das hat die leidige Geſchichte mit Cuba bewieſen. Der Soldatenſtand erſcheint dem Amerikaner zu ſehr von der Seite der Ehre, des Spiels, dem eine höhere Seite ſein Recht gibt, und der perſönlichen Freiheit, die auch da, wo kein Feind zu fürchten iſt, das Recht der Waffenführung ausübt. Aber er iſt glücklich, daß er den ſchrecklichen Druck eines bewaffneten Friedens nach europäiſcher Art nicht kennt. Er kennt überhaupt die Schrecken des Kriegsgottes nicht, und eben daher mag ſich bei manchen Leuten, die da und dort Invaſionen machen und das Reich der Freiheit unberufen mehren wollen, ein ſeltſamer Drang nach kriegeriſchen Thaten finden, den die Erfahrung des verfloſſenen Jahres kühlen ſollte.

Aber auch über der Europäiſchen Völkerarche ſchwebte die Taube mit dem Oelzweige. Das Jahr war par excellence ein conſervatives. Die Wogen der Revolution waren abgelaufen — ſie iſt verſumpft. Die letzten Den-

Digitized by Google

ner der gewaltigen Stürme verfloſſener Jahre ſind vollends in weiter Ferne verhallt. Die ſchwerfällige Maſchine der Europäiſchen Staaten iſt wieder im Gang und man iſt eifrig bemüht, Störungen, wie ſie das Jahr 48 herbeiführte, für alle Zukunft vorzubeugen. Freilich, das Reſultat ſteht feſt — einerſeits, daß Revolution war; andererſeits, daß das auch beinahe Alles iſt, was von ihr ſich ſagen läßt. Welch' eine Aufregung, welch' ein Aufwand von Kräften, welch' ein Freiheitsjubel — was iſt aus all' dem Lärm geworden? Gewiß das Beſtehende in Europa war herzlich ſchlecht und Alles ſchien auf den Tag gewartet zu haben, an dem die Geſchichte in eine neue Epoche, in die der Freiheit übertreten wolle. Der Tag kam; Die Feuerzeichen loderten, die Kanonen donnerten, die Völkerwegen brandeten auf und zuletzt — war Alles nur ein koſtſpieliges Feuerwerk geweſen, das den Himmel für eine Weile röthete, bis das Pulver verſchoſſen war und die Nacht ſchwärzer wiederkehrte als zuvor.

Man hat jetzt gut ſagen, daß Europa keiner Revolution bedurft habe; daß nur der Mangel an ernſten Maaßregeln einem Haufen Böswilliger für kurze Zeit gewonnenes Spiel gelaſſen habe. Als der Sturm losbrach, da ſchien man ganz allgemein darüber einverſtanden, daß gar Vieles anders werden müſſe; der Staat ſchien corrupt; die finanzielle Lage bedenklich; das Verhältniß zwiſchen Fürſten und Völkern widernatürlich; die ſtaatliche Organiſirung monſtrös; die Büreaukratie unerträglich. Und zudem hatte jeder Staat ſeine beſonderen Beſchwerden; vor Allem Deutſchland ſchien das erſte Mal ſeiner Zerriſſenheit und Nacktheit gewahr zu werden; der Bundestag kam zum Bewußtſein ſeines Nichts und ging an dieſen Ort ſeiner Beſtimmung; die ganze Nation von Trieſt bis Danzig erſchrack, daß ſie ſo lange ohne Kopf und Haupt exiſtirt habe; jeder Einzelne ſtieg plötzlich in ſeiner eigenen Meinung und fühlte die enorme Wichtigkeit jedes Worts, das er, ein Reichsbürger, ſprach; Metternich floh, und in Frankfurt machten Profeſſoren und Schreiber Geſchichte und „ſpielten Befehlerles," wie die Kinder. Aber eben mit Letztem wollte es nicht recht gehen; trotz dem Reichshaupt ſchien Deutſchland den Kopf ganz verloren zu haben; von einer Einheit war man ferner als je, und die neuen Uebel wurden größer, als die vorhandenen. Kurz Metternich iſt wieder in Wien, und der Bundestag wieder in Frankfurt, und die ganze Nation kann ſagen: wir haben ſeltſam geträumt.

Wenn ruhig nachdenkende und geſchichtskundige Leute von 1848 noch Hoffnungen einer politiſchen Wiedergeburt hegten, ſo mögen dieſe Hoffnungen ſeither bedeutend geſunken ſein. Ja, die Frage liegt ganz nahe, ob Europa nicht den höchſten Gipfelpunkt erreicht habe und Zeichen von Rückſchritten ſich kund geben. Noch etliche ſolche Stürme, und die Frage mag von der Geſchichte ſelbſt ſchon hinreichend beantwortet ſein. Gewiß iſt der Zuſtand, der durch die Revolution ſich offenbarte, bedenklich. Man hat in die Tiefen des empörten Vulkans helle Blicke werfen können. Geſetztenfalls die Revolutionäre hätten den Sieg davon getragen — was wäre das Schickſal Europas? Die Revolu-

tion hat Vieles an's Licht gebracht, was ſchon lange in den Schichten der Geſellſchaft wühlte und krebsartig um ſich griff. Kaum können wir bezweifeln, daß die Partei der rothen Republik, wenn ſie an's Ruder kommt, den ſocialen Zuſtand von Grund nus umgeſtalten wird. Die Menſchen, welche ſich um dieß Panier der Freiheit ſchaaren, ſind mit dem bitterſten Haß gegen das Beſtehende erfüllt. Die rothe Republik iſt der politiſche Puritanismus, der rundweg ſchroff mit der Geſchichte bricht und dem Alles, was Klammer und Nagel am bisherigen Bau der Societät war, an ſich ſelbſt verwerflich erſcheint. Da können wir uns nach den hiſtoriſchen Precedentien nur einen Entwurf ihrer negativen Tendenzen machen. Die beſtehenden Staatsformen werden umgeſtürzt; Alles, was dem Bisherigen Schutz und Sicherheit verdankte, wird für gefährlich und verwerflich erklärt; die Freiheit baut ihre Tempel auf dem Schutt der Königspaläſte; ſie iſt es werth, daß ihr Hekatomben zum Opfer werden; verjährte Rechte langer Zeiten ſind nur ein Unrecht an der Gegenwart; die beſtehenden Geſetze haben ihre Exiſtenz der Knechtſchaft zu danken, und aus der Befangenheit in ihrer Hochachtung befreit der Tag der Freiheit die harrenden Geſchlechter. Das Inſtitut der Kirche, ein Produet der Finſterniß und eine Reliquie der Barbarei, macht keinen Anſpruch mehr auf Exiſtenz; die Menſchheit iſt befreit, wie der berüchtigte *Strauß* ſagt, „vom letzten zu überwindenden Feinde, vom Jenſeits.“ Kurz, die pantheiſtiſchen Ideen, die mit der Verklärung des Materialismus gegenwärtig bei Tauſenden mehr oder minder klar Hand in Hand gehen, werden im tauſendjährigen Reiche der rothen Republik verwirklicht. Das ſind die, die vor Andern Revolution in Europa machen wollen. Und an ſolchen Leuten fehlt es auch in Deutſchland nicht. Viele von dieſen treibt die Reſtauration der Monarchie jetzt nach Amerika. Mögen ſie hier mehr Gutes lernen, als ſie Böſes ausſtreuen und mögen ſie, wenn ſie nicht lernen wollen, was allein die Freiheit erhalten kann, ſo bald wie möglich uns wieder verlaſſen, weil ſie, zur Ehre Amerikas, hier nicht gefunden haben, was ſie hier ſuchten, und wir nicht ſuchen, was ſie uns anbieten können.

Es iſt der Mühe werth, einen Augenblick bei dem Gedanken zu verweilen, daß die *Leiter der republikaniſchen Partei in Europa* großentheils *gottloſe Menſchen* im eigentlichen Sinne des Wortes ſind. Gerade auch die *Deutſchen* Republikaner zeichnen ſich aus durch eine erſchreckende Bitterkeit gegen Alles, was mit Chriſtus und Chriſtenthum zuſammenhängt. Die Kirche iſt mit ihrem ganzen Organismus der Gegenſtand ihres Spottes, ihres offenkundigſten Haſſes; ihr ſchreiben ſie mehr als irgend einem anderen Rad im geſellſchaftlichen Organismus es zu, daß die Sache der Freiheit noch nicht größere Fortſchritte in der alten Welt gemacht habe. Die Erfahrungen der Franzoſen in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ſind für ſie ganz verloren. Es iſt die Vernunft oder die Freiheit oder die kecke That des Willens, der ſie Altäre errichten. — Wer will ſich wundern, daß eine Revolution ſcheitert, wenn ſolche Grundſätze auf ihren Fahne

ſtehen ſollen? Eine Nation, wie elend ſie auch daran wäre, müßte ja wirklich wahnſinnig ſein, wenn ſie den Trägern ſolcher Principien ihr irdiſches, geſchweige die Sorge für ihr ewiges Wohl anvertrauen wollte. So ſah denn auch die gar große Zahl derer, welche eine Umgeſtaltung der Dinge in Deutſchland ſelbſt wollte, aber damit nicht eine radicale Zerſtörung alles Beſtehenden, bald nur zwei Dinge vor ſich: Anſchluß an die beſtehende Monarchie, oder die Gräuel der Verwüſtung der rothen Republik. Da war denn auch die Wahl leicht, und jetzt haben die Fürſten um ſo mehr gewonnenes Spiel. Die Monarchie ſpaltet die Nation; ſie bewaffnet die Kraft des Volkes gegen das Volk ſelbſt. Das ſind die ſtehenden Heere. Sie ſind längſt als der Fluch Europas erkannt worden, aber mit der Monarchie ſind ſie auch wieder zu Ehren gekommen; ihre Nothwendigkeit ſcheint auf's Neue durch die Geſchichte beſtätigt zu ſein und ſie ſind ein Uebel, das nicht zu entbehren iſt als Damm gegen größeres Uebel. Nie ſchien es mehr Berechtigung zu haben als in der Gegenwart, das Alte mit allen ſeinen Anhängſeln zu erhalten; auch der Zuſtand Deutſchlands iſt gleich dem eines alten Baues; ſeit Jahrhunderten hält Alles daran zuſammen; man hat das Dach erhalten und der Regen und Sturm konnte nicht eindringen. Aber in den dicken Balken nagt der Wurm ſchon lange; noch hält Alles zuſammen, ſo lange ihr die tragenden Pfeiler erhaltet. Reißet Einen von ihnen heraus, und der ſchwerfällige Bau fällt zuſammen!

Wir ſind nicht zufällig beim Anfang des Jahres 1852 auf dieſe Gedanken gekommen. Denn die Propheten und Wahrſager der Zeit haben ſich ſchon viel zu ſchaffen gemacht. Es iſt ein verhängnißvolles Jahr, ſagen ſie. Es muß mit des Frühlings Wehen gewaltige Stürme bringen, meinen Viele. Mag ſein, daß Viele, weil ſie ſo wünſchen, auch ſo weiſſagen. Und wundern können wir uns allerdings nicht, wenn früher oder ſpäter die Empörung wieder losbricht. Denn die Mittel, mit denen man einem neuen Ausbruche der vulkaniſchen Kräfte zuvorkommen will, ſind im politiſchen Gebiete am Ende ſo unzulänglich, wie im phyſiſchen. Die Schrecken, mit denen die Gerichtshöfe und Gefängniſſe und Kriegsgerichte jetzt Rache an den Männern der Revolution nehmen, wo ſie ſie faſſen können, mögen freilich bei Vielen für längere Zeit die Luſt am Aendernwollen vertilgt haben. Aber eben dieſe Maaßregeln laſſen eine Bitterkeit zurück, die ſich ſo bald nicht verlieren wird. Von Zufriedenheit iſt doch keine Rede, als in miniſteriellen Schmeichelblättern. Friede iſt doch eigentlich keiner da, aber eine erzwungene Ruhe. Ganz Europa iſt ein gigantiſches Waffenlager; die Ordnung wird mit Nichts erhalten, als mit Pulver und Blei und Ketten und Zwang, und der Verdacht, dieſes gräßliche Ungeheuer in den Kreiſen der Menſchen, geht geſpenſtiſch Jedem nach. Da entſteht dann ein Syſtem der Loyalität und Dienſtbefliſſenheit bei der Armee der Beamten, welches jedes höheren ſittlichen Gehaltes entbehrt. Der letzte Reſt von Vertrauen und Liebe zwiſchen Fürſten und Völkern iſt gewichen; ein Gefühl gegenſeitiger Furcht herrſcht; Alles kränkelt an jener großen Sünde unſerer

Zeit, an der Geſinnungsloſigkeit; man thut, was man thut, im Dienſt des Staates; das Herz, die perſönliche Ueberzeugung von Recht oder Unrecht hat Nichts damit zu ſchaffen. Iſt das eine Guarantie für einen langen Friedenszuſtand? Es liegt darin die große Unſittlichkeit, den ſittlichen Zweck des Staates mit innerer Theilnahmloſigkeit zu vollziehen, ja, vielleicht mit innerlichem Widerſpruche. Und gerade auch in den höchſten Regionen der Geſellſchaft ſcheint durchaus bloß die Gewalt und Gelegenheit der Umſtände das leitende Princip zu ſein. Wie gewaltſam und mit einem höheren ſittlichen Gefühl, wir wollen nicht ſagen, mit dem klarſten Rechte durchaus unverträglich iſt der Akt des Oeſtreichiſchen Kaiſers, durch welchen er die Reichsminiſter jeder Verantwortlichkeit gegen das Reich wieder völlig entband? Unmöglich kann ein ſolches Verfahren Vertrauen erwecken. Es macht den Zwieſpalt zwiſchen Regierung und Völkern größer; es reizt die Widerſpenſtigkeit. Und es iſt zu fürchten, daß manche Europäiſche Regierungen für die enormen Fehler, die ſie begehen in dieſer Hinſicht, in der Zukunft auch nicht die geringſte Entſchuldigung werden finden können.

So viel nun auch das Beſtreben der radicalen Partei ſcheinbar zu ſolchen Mitteln leiten und ſie rechtfertigen mag, ſo iſt um ſo mehr zu befürchten, daß jeder nächſte Ausbruch der Unzufriedenheit um ſo wilder und deſtructiver auftreten und wirken wird, je mehr die äußerſten Maaßregeln von der zu bekämpfenden Gewalt ſelbſt hervorgerufen zu ſein ſcheinen. Und daß überall Hebel des Umſturzes in Bewegung ſind, daß die Völker ſelbſt auf eine neue Gewaltthat warten, daß es an Theilnehmern nicht fehlen wird, iſt nicht zu bezweifeln. Der junge Habsburger iſt kalt genug in Italien empfangen worden; der Papſt war bedenklich krank, und vielleicht an der Staatskrankheit noch mehr als am Papſtthum, ein unglücklicher Herr, dem man bei manchen Tugenden ein glücklicheres Zeitalter wünſchen möchte; der Tyrann von Neapel wohnt ohnehin auf vulkaniſchem Boden, und in Frankreich, wo eine große und ehrliebende Nation einer ausgebildeten Militärmonarchie den Namen Republik beilegt, iſt noch heute ein Brennpunkt aller weltſtürmeriſchen, mit der Wirklichkeit zerfallenen Tendenzen. Vor Allem hat da das Antichriſtenthum in der Form abenteuerlicher Plane und Geſellſchaften, die ſich auf rein abſtracte, leere, eitle Hirngeſpinnſte von Wohlfahrt und Menſchenglück gründen, noch immer ſeinen Hauptſitz. Der Geiſt der Communiſten und Socialiſten ſpuckt in zahlloſen Köpfen noch heute, und die Republik der Gegenwart iſt nicht die, welche ſie wünſchen. In neueſten Zeiten hat aber auch England ſich hergeben müſſen, den Verfolgten des Continentes eine Freiſtätte zu werden, und das Revolutionscommittee in London ſendet vorerſt ſeine Apoſtel aus, um einen Hauptfaktor der Weltgeſchichte zu realiſiren, nämlich Geld. So hat uns im verfloſſenen Jahre Kinkel, ein ehemaliger Privatdocent der Theologie, beſucht, und auch der neue Continent wird in das Intereſſe der Freiheit hineingezogen, und leider gibt es Tauſende unter uns, ſogar viele Amerika-

ner vom ächteſten Vollblutſtamme, auf welche das Wort Freiheit an ſich ſelbſt ſchon wie ein Zauber wirkt und die ſich um die näheren Qualitäten, in denen ſich dieſe Göttin der neueren Zeit oft ſehr verſchiedenartig verkörpert, oft ſo wenig bekümmern, als um die reſpectiven Eigenſchaften der Herolde, welche der großen Göttin Lob verkündigen. Der Amerikaner vergißt, daß er ſelbſt auf eigenem Grund und Boden weſentlich *conſervativ* iſt, und zwar zu Gunſten der Freiheit, und daß er, wenn er mit den Europäiſchen Freiheitsmännern unſerer Tage ſympathiſirt, Leuten die Bruderhand reicht, welche viele unſerer köſtlichſten Inſtitutionen, in denen wir Träger der Freiheit und Proben der maaßhaltenden Weisheit der Väter des Landes erkennen und ehren, ſo ſchnell umſtürzen würden, als ſie an's Ruder des Staatsſchiffes bei uns kämen. Die *Bedingungen*, unter denen ich eine Gabe empfange, machen allein ſie mir werth oder unwerth. Das eben wird unter uns ſo oft vergeſſen, wenn man Europa die Freiheit anwünſcht und Alles, was ſie zu befördern ſcheint, mit lautem Jubel begrüßt. Freilich können wir ſtets mit Dank erkennen, daß Amerika denen, die politiſchen Schiffbruch in Europa erlitten haben, eine ehrenvolle Freiſtätte bietet, und daß der Unterdrückte hier die Rechte findet, welche ihm dort die Gewalt raubt oder vorenthält. Darum mag auch die Friedensthat gerühmt werden, welche unter dem Schimmer des Türkiſchen Halbmonds und den leuchtenden Sternen des Amerikaniſchen Himmels dem Helden *Ungarns*, deſſen Name bereits, ſei es nun zu ſeiner Ehre, oder Schande, — wir wollen noch nicht entſcheiden — der Weltgeſchichte einverleibt worden iſt, ein Aſyl und nach ſturmbewegten Jahren eine neue Heimath des Friedens bereitet hat.

Sind aber ſo viele Räder in Gang gebracht, um die Revolution wieder flott zu machen, ſo leiden die, welche ſie wie einen gebändigten Löwen bewachen, ſelbſt wieder an unüberſteiglichen Schwierigkeiten. Die Heere des Continents ſind nun ſämmtlich beinahe auf vollem Kriegsfuße. Die hieraus entſpringenden Koſten ſind enorm, und die Zeche des Revolutionsſpectakels ſelbſt iſt noch lange nicht bezahlt. Eine Verminderung der Armee macht den Wiederausbruch der Unruhen leichter und wahrſcheinlicher; die Erhaltung der großen Truppenmaſſen zwingt zu neuen und bei ſtockendem Handel und Gewerbe doppelt ſchweren Steuern und nährt den Geiſt der Unzufriedenheit ſelbſt bei denen, welche der Revolution zuvor abhold waren. Sollte wieder ein Hungerjahr kommen, ſo würde der Revolution bedeutend dadurch Vorſchub geleiſtet. Schlimm genug iſt es, daß vieles Große, was vor der Sturmzeit des Jahres 1848 unternommen wurde, um den Völkerverkehr zu erleichtern, neue Quellen der Thätigkeit und des Erwerbs zu öffnen, in's Stocken kommen mußte, und daß die Geldnoth der Staatskaſſen vieles Angefangene unvollendet laſſen muß. Die Zuſtände ſind zu unſicher; das Beſtehende genießt kein Vertrauen. So ſind die Deutſchen Zollverhältniſſe noch immer in Unbeſtimmtheit; die Intereſſen des Nordens und Südens laſſen ſich ſo leicht nicht ausgleichen. Die Oeſtreichiſche Monarchie kann von einer Verſchmelzung mit Deutſchland kaum ernſtlich wiſſen

wollen, denn ſie iſt dem Slaventhum innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen in den letzten Jahren mehr verpflichtet worden, als dem Deutſchthum. Die Noth der kaiſerlichen Staatskaſſe iſt aber durch das in den letzten Monaten verſuchte Anlehen erſt recht an's Licht gekommen, und das enorme Deficit der letzten Jahresrechnung weckt keine günſtigen Ausſichten für die Zukunft. Dennoch iſt nicht zu vergeſſen, daß Oeſtreich eine großartige Thätigkeit entwickelt, ſo Vieles, was den materiellen Wohlſtand der Völker fördern kann, was die Stürme der letzten Jahre in ſchöner Blüthe fanden und zerſtörten, wieder neu zu gründen. An den angefangenen Eiſenbahnlinien wird fortgearbeitet; die Völker rücken ſich näher und tauſchen geiſtigen und leiblichen Beſitz leichter und ſchneller mit einander aus. Die Provinzen an der unteren Donau ſind dem Centrum und dem Weſten von Europa durch Dampfſchifffahrt näher gebracht; das ſchwarze Meer, Odeſſa, Kaukaſus und Bosporus ſind kein „äußerſtes Thule“ mehr; ſelbſt die Seitenſtröme der Donau tragen großentheils Dampfboote, und war auch Manches, was der Friede baute, durch den Krieg gehemmt und zerſtört, ſo iſt Vieles wieder durch den Segen der Ruhe zu Leben gekommen und verſpricht Bedeutendes für die Zukunft. Und daſſelbe ließe ſich von anderen Ländern melden. Das Netz der Eiſenbahnen und Telegraphen-Linien iſt auch im verfloſſenen Jahre vergrößert worden in Deutſchland, Italien und Frankreich; ſelbſt Moskau und Petersburg ſind durch Schienen verbunden und ähnliche Projecte ſcheinen ſelbſt in Spanien in Ausführung kommen zu ſollen.

Unter dieſen Werken des Friedens dürfen wir die nur durch den Weltfrieden möglich gewordene gigantiſche Induſtrie-Ausſtellung in London nicht überſehen. Neben den ernſteren epiſchen Charakter der Geſchichte der letzten Jahre tritt ſie als eine höchſt anziehende, lyriſche Epiſode. Wir glauben nicht, daß ſie größere Folgen haben kann; aber ſie iſt doch ein bedeutendes welthiſtoriſches Factum, ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Nie hat der bildende Geiſt der Menſchheit, der die Elemente, den todten Stoff ergreift, ihn bezwingt und ihn mit wunderbarer Geſchicklichkeit höheren Zwecken des menſchlich ſocialen Lebens unterordnet und anpaßt, einen glänzenderen Triumph davongetragen. Was die Erde Herrliches bietet, was des Menſchen Kunſt Glänzendes ſchafft, war hier vereinigt. Der kryſtallene Palaſt an der Themſe iſt ein Pantheon aller Geiſter der civiliſirten Völker des Erdenrundes geworden. Sie haben ihr Edelſtes auf den Altar des Genius der Civiliſation und Humanität gelegt. Die Künſte ſelbſt, ja, alle Elemente der modernen Bildung ſind in einen edlen Wettſtreit getreten, und es iſt Thorheit davon zu reden, daß Eins das Andere beſiegen wollte. Die Perſönlichkeit kommt dabei nicht in's Spiel, höchſtens die Volksindividualität. Alles, was im Geiſt der Menſchheit ſchlummert, kann da freilich nicht zur Schau gebracht werden. Aber was ihn gerade in unſeren Tagen mehr als alles Andere bewegt, das iſt hier in glänzendſter Entfaltung zu ſehen. Der Verſtand, die Richtung des Geiſtes auf den Zuſammenhang gegebener irdiſcher Objecte, auf ihren Connex in empiriſchen Urſachen und Wirkungen, die

Combinationsgabe, die entgegengeſetzten Elemente zu beſtimmten äſthetiſchen Zwecken oder für die verſchiedenartigſten Bedürfniſſe des ſocialen Lebens zu verbinden, der reflectirende Verſtand, er iſt der Gott unſerer Zeit. Seine Genialität, ſeine ſchöpferiſche Kraft hat da ihr Höchſtes geleiſtet. Vergeſſen wir nicht, daß er an ſich es ſtets mit dem Irdiſchen zu thun hat; er bethätigt ſich ganz an dem gegebenen materiellen Stoff, und über das Zeitliche und Irdiſche kommt er nicht hinaus. Er iſt der Geiſt, in die Schranke der Endlichkeit eingezwungen. Er mag ſeinen Kerker verherrlichen und ſchmücken, er mag ihn wie ein ätheriſches Gebäude in kryſtallenem Schimmer hinſtellen, über die enge Schranke wird er nicht hinauskommen. Die Vögel, die in den herrlichen Glastempel in London drangen und gefangen herumflatternd an den lichten Mauern ſich die Köpfe zerſtießen; ſind prophetiſche, weiſſagende, bedeutſame Vögel geworden. Ueber das Irdiſche ſchwingt auch die herrlichſte Begabung, das Irdiſche zu verklären, ſich doch nicht empor. Und doch iſt das eben das Stirnzeichen unſerer Zeit, im Irdiſchen ſich zu Hauſe, das Irdiſche ganz zum Wohnplatz des Geiſtes, des Ueberirdiſchen, zu machen. Es iſt kein Zug auf das Ideale, Ewige an unſerem Jahrhundert; das Ringen danach geht bei der Seelennoth in die Schule. Aber der Verſtand iſt ein Kind des irdiſchen Bedürfniſſes und irdiſche Noth zieht ihn groß und er iſt ein Bruder des Inſtinctes, der als Verſtand in niedrigeren Regionen des organiſchen Lebens waltet. Wohl mögen wir reden von Bezwingung des Dampfes und des magnetiſchen Stromes, vom Schauen in die Tiefen des Himmels und vom Dringen in die verborgenen Oerter der Erde, wohl hat die Intelligenz in der Verwandlung des Eiſenklotzes in zahlloſe Uhrfedern einen Sieg über die rohe Maſſe davongetragen und in jedem Jaquard'ſchen Webſtuhl ſind zahlloſe Gedanken des Scharfſinns verkörpert; aber es knüpft ſich an all' dieſe herrlichen Dinge der ſchmähliche Gedanke, daß man ihnen ein Aequivalent in Geld unmittelbar an die Seite ſtellt. Sie alle, dieſe herrlichen Inventionen, ſie ſtehen im Dienſte des Mammons, und es muß uns noch tröſtlich werden, doch zugleich uns zu vergegenwärtigen, daß ſie ſelbſt höheren Zwecken in der Entwicklung der Menſchengeſchichte wenigſtens mittelbar dienen müſſen.

Und vergeſſen wir auch die andere, dunklere Seite an all' dieſen Herrlichkeiten nicht. Sie ſind großentheils ein Product des Pauperismus. Die maſſenhafte Anhäufung der Kunſtproducte ruht auf dem Verarmen großer Menſchenmaſſen. Die Maſchine iſt das Ungeheuer, welches den Menſchen ſelbſt zur Maſchine macht. Neben ihr ſtehend denkt er nicht und die Gedanken ſind fertig in der Maſchine, zu der er ſelbſt ſich nur als Supplement verhält. Wie ein fertiges dogmatiſches Syſtem, das der Gläubige ſelbſt nicht begreift, hat ſie den Arbeiter von der Laſt des Denkens befreit und an ihren Gang und deſſen regelrechten Verlauf iſt ſein ganzes individuelles ſich Bethätigen gebunden. Wohl iſt Arbeitſamkeit ein Bedürfniß der Seele und die Baſis der bürgerlichen Ordnung und des Wohlſtandes. Aber man überſehe das Unrecht

nicht, das unſer Jahrhundert mehr als andere an Hunderttauſenden begeht. Im ſtetigen Verlauf einer rein mechaniſchen Activität kann die Seele ſich nicht anders als ſelbſt unnatürlich entwickeln; ſie muß verkümmern. Es wird dem Geiſt ein ewiges Einerlei vorgelegt; er aſſimilirt ſich nichts Neues; ſeine Spontaneität wird nicht gereizt. Der Uebergang zwiſchen dem Menſchen ſelbſt und der Maſchine ſcheint zu verfließen. Wir können uns nie eines unbehaglichen Gefühls erwehren, wenn wir hören, es ſei wieder eine Maſchine erfunden, welche leiſtet, was 50 oder 25 oder 10 Arbeiter nicht leiſten können. Was ſind dieſe Leute denn ſelbſt zuvor anders geweſen, als Maſchinen oder doch maſchinenartige Weſen? Das aber iſt nicht die Poſition, die der Menſch einnehmen ſoll. Denken wir uns einen Menſchen, der etwa das ganze Jahr, die Sonntage ausgenommen, Tag auf Tag vom Morgen bis zum Abend vor einer Spinnmaſchine ſitzt und unaufhörlich etwa 500 Fäden endlos aus 500 kleinen eiſernen Löchern herausfließen ſieht und nichts zu thun hat, als da und dort einen abreißenden Faden wieder zuſammenzuzwirnen! Und wie oft wird der jugendliche Geiſt der Kinder ſchon in dieſe Preſſe gezwungen! Das ſind die Zuthaten unſerer Civiliſation. Wundern wir uns nicht, wenn bei allen Unruhen der alten Welt in den letzten 30 Jahren die Fabrikarbeiter ſtets eine bedeutende Rolle geſpielt haben; wenn Unzufriedenheit und Mißgunſt gegen die Capitalbeſitzenden entſteht; wenn der Menſch, der ſo ganz zum Mittel herabgewürdigt wird, Geld zu gewinnen, Reiche noch reicher zu machen, mit einer Bitterkeit erfüllt wird und, entfremdet dem höheren Einfluß eines geiſtigeren Lebens, mit dem Beſtehenden zerfällt und überhaupt die höhere Aufgabe eines menſchlichen Daſeins vergißt.

Nein, wir wollen die Civiliſation dieſes unſeres ſo viel geprieſenen Maſchinenzeitalters nicht unbedingt an die Sterne erheben. Und wenn einmal ein Zeitalter kommen ſollte, welches dem Maſchinenweſen in ſeiner dermaligen Prädominanz den Krieg rundweg erklären würde, ſo würden wir uns darüber weder allzuſehr wundern, noch es ſchon aus dieſem Grunde an ſich für barbariſch erklären. — Vergeſſen können wir überdieß doch auch nicht, daß in all' dieſen Lobreden der induſtriellen Intelligenz, deren wir in unſeren Tagen ſo viele zu hören bekommen, gar viel Selbſtvergötterung und Selbſtanbetung liegt. Der Menſch iſt ſich ſeines Inſtinktes, ſeiner Kunſtfertigkeit bewußt. Aber verhältnißmäßig größere Wunder der Technik führt das kleinſte Thierchen mit ſeinem bewußtloſen Inſtinkte aus. Wer kann einen Bienenſtock mit Aufmerkſamkeit betrachten, ohne daß ihn das Organiſationsleben, die Architektur, die ſeine chemiſche Zerlegung des Pflanzennektars mit Staunen erfüllt? Da iſt eine Thäigkeit in dieſer Honigfabrik, der man an Ordnung, Pünktlichkeit, weiſer Vertheilung der Kräfte nicht genug ablernen kann; jedes arbeitende Weſen der ganzen capitaliſirenden Geſellſchaft trägt das Seinige an Kraft und Fleiß für's Ganze bei und ſeine geſellſchaftlichen Rechte werden reſpectirt; jedes Glied der großen Familie hat ſeine naturgemäße Stellung. Und wie iſt mit

dem Raum in dieſem Arbeitshauſe ſo weiſe verfahren, wie wird er ſo klug benützt! Die dünnen Wände ſind, wie ſie Raum erſparen, doch ſtark genug gegen Druck von oben, neben und unten; die Larvenzellen mit ihrer achteckigen Form ſchließen ſich höchſt ökonomiſch an die runde Geſtalt der Larve an und ſie ſind zugleich durch ihre der Cirkelform ſich nähernde Anlage am meiſten widerſtandsfähig. Zugleich dieſe Gänge und Vorrathskammern und die Schutzmaaßregeln gegen feindliche Anfälle — kurzum es läßt ſich kein vollkommnerer, durchgeführterer ſocialer Organismus zur Erhaltung eines Ganzen und ſeiner relativ ſelbſtſtändigen Theile denken. Größere Wunder der Technik, der Baukunſt, des Maſchinenweſens könnten wir aber von andern, ſelbſt noch kleineren Thierchen anführen, wie jedem Naturkundigen bewußt iſt. Wenn nun der Menſch ſolche Fertigkeiten in eminentem Grade bei ſich auszubilden vermag, wenn ſein Combinations- und Organiſations-Talent nach Maaßgabe ſeiner ganzen höheren Anlage ſich auch um ſo großartiger entfaltet und erweist, ſo erhebt er ſich dadurch, daß er in irdiſchen Elementen dieſe Begabung beurkundet, doch noch nicht über eine Klaſſe von Weſen, die doch auch nicht bloße Maſchinen ſind, ſondern ſo viel Reflexion, ſo viele Bewegung, ſo viel Klugheit und Abſichtlichkeit in den einzelnen Momenten ihrer Thätigkeit äußern, daß gerade der genaue, ſorgfältige Beobachter der Natur und hauptſächlich dieſer wunderbaren, hier beſonders berührten Klaſſe von Geſchöpfen mit dem Worte Inſtinct in ſeiner Anwendung auf ſolche Kunſtfertigkeiten am wenigſten ſich zufrieden geben will.

Darum — dieſes ſtete Lobpreiſen des Menſchen in unſeren Tagen, womit er dem kalten, herzloſen, maſchinenbauenden Verſtande, dieſem die große Schöpfung Gottes mit der Profeſſorsbrille über der weiſen Naſe durchſtöbernden Genius unſeres Jahrhunderts, ſeinem eigenen Trittheilsich Weihrauch ſtreut, es iſt eine Selbſtvergötterung, die mit dem modernen Unglauben an die über der ſichtbaren Schöpfung hoch erhabenen Wunder der Gnadenoffenbarung Gottes Hand in Hand geht. Nichts iſt mehr im Stande, den Menſchen zu einem raffinirt ſelbſtſüchtigen Weſen zu machen, als dieſe einſeitige Ausbildung des Verſtandes, wie ſie in Schulen und Familien betrieben wird, als ob der ganze Menſch nur Verſtand wäre und nicht auch Herz, Gemüth, Phantaſie, Vernunft. Die Anlage für's Ewige wird in dem Maaße ſtiefmütterlich behandelt, in welchem die Richtung auf's Zeitliche einſeitig befördert wird. Hätten wir nur Hoffnung, daß das ſociale Wohl, der Friede, die Ordnung der öffentlichen Geſellſchaft dadurch verbürgt ſei, wie Viele von dieſer Aufklärerei dieß erwarteten, ſo möchten wir uns beruhigen. Aber die Stürme der letzten ſechzig Jahre haben genug geleiſtet, um eine ſolche Hoffnung wankend zu machen. Der Uebergang vom Verſtand und von der Aufklärung zum vollſtändigſten Wahnſinn und zur unbändigſten Leidenſchaftlichkeit iſt viel leichter als Tauſende denken. Das hat die franzöſiſche Revolution der neunziger Jahre bewieſen; und mit was für hohlen, abſtracten Ideen

von Menſchenglück tragen ſich heutzutage die, die am meiſten aufgeklärt ſein wollen, oder mit welcher fanatiſchen Wuth wollen Viele von ihnen allem Beſtehenden den Vertilgungskrieg erklären! Die maſchinenbauende Verſtandesbildung an ſich vermag den Menſchen nicht in ſeiner Totalität zu verklären, aber ſie polirt das Meſſer ſeiner Selbſtſucht und ſchleift es zugleich.

Es wäre unbillig zu vergeſſen, daß die Kunſt im höheren Sinne des Wortes doch auch neben der induſtriellen Technik ſich bethätigt in unſeren Tagen und daß ſie auch im Kryſtallpalaſt zu London ihre Herrlichkeit entfaltet hat. Der Deutſche Name hat vor Allem im Gebiete der Plaſtik den Sieg davon getragen. So viel Großartiges und Originelles iſt überhaupt im Gebiete der ſchönen Künſte in unſerem Jahrhunderte nirgends geleiſtet worden, wie in Deutſchland. Baukunſt, Skulptur, Malerei und Muſik haben ihre glänzenden Repräſentanten gefunden. Andere Völker ſind darum nicht zurückgeblieben. Faſſen wir aber auch die Erſcheinungen auf dieſem Gebiete nach ihrer allgemeinen Seite auf. Hier vor Allem offenbart ſich die ſchöpferiſche Seite am menſchlichen Geiſte. Welch' eine ſchaffende Kraft hatte die Seele des Mannes, der die ganze Idee, den ganzen, großartigen Plan eines Rieſenbaues, wie der des Kölner Doms, mit der ganzen Schärfe der Entwicklung aller Theile aus einem beſtimmten architektoniſchen Prinzip concipirte! Wohl mochte ein Händel, als er mit der Compoſition ſeines Oratoriums Meſſias fertig war und die Partitur zum letzten Male durchlas, da eine Thräne über die Wange des ſo rieſigſtarken Mannes herab auf jenes „Amen“ fiel, ausrufen: „Du, Herr, haſt es mir gegeben; da nimm es hin!“ Hier, in dieſem Gebiete der ſchönen Künſte, da haben wir ein anderes Feld des menſchlichen Schaffens vor uns. Da ſetzt der Geiſt ſeinen Gedankengehalt in idealen Formen aus ſich heraus. In ihnen vergißt er des Mangelhaften, was jedem individuellen Sein der Wirklichkeit anklebt, und auch in der Bewegung harmoniſcher Töne den Mißklang des alltäglichen Lebens. Wie wunderbar iſt doch der Geiſt des Menſchen geſtaltet; wie ſchöpferiſch gleich Dem, deſſen Ebenbild er iſt! Und in dieſen Regionen ſeines Wirkens hat er ſich von der Herrſchaft des Nutzens, des zeitlichen Vortheils, der Bequemlichkeit losgemacht. Er ſteht nicht mehr im Dienſt des Materiellen, ſondern die Materie dient ihm zur Hülle freier Gedanken. Ein Denkmal, wie das des alten Fritz von Preußen vom genialen alten Rauch ausgeführt; ein Werk wie die in London ſo viel bewunderte Amazonen-Gruppe von Kies, und viele ihnen würdig zur Seite ſtehende, beurkunden eine erfreuliche Seite an unſerem Jahrhundert. Denn vor hundert Jahren noch hat ein entſetzlicher Mangel an geſundem Naturſinn jedem Werke der Kunſt den Stempel ſeiner Geſchmackloſigkeit aufgedrückt. Es iſt auch hierin eine Revolution im Geiſte vor ſich gegangen. Was haben die letzten hundert Jahre geſehen im Reich der Kunſt! Deutſchland hat ſeine glänzendſte Literaturperiode durchlebt; es iſt literariſch vom Auslande emancipirt worden; der alte Deutſche Bauſtyl iſt nach langer Verkennung zu Ehren

gekommen; dieſe Decennien waren die Zeit der Deutſchen klaſſiſchen Muſik; die Philoſophie hat ihre glänzendſten Repräſentanten gehabt, die Theologie in gewaltigen Kämpfen eine neue Bahn eingeſchlagen, und ſo jede Wiſſenſchaft. Und Kunſt und Wiſſenſchaft ſind ein Gemeingut der civiliſirten Welt. Auch war dieſe zurückgelegte Periode ein Heldenzeitalter und mit den Namen Napoleon, Wellington, Blücher tritt ein beiſpielloſer Kampf in allen Theilen des Europäiſchen Continentes uns vor die Seele.

Vergleichen wir mit dieſen entſchwundenen Jahren die Gegenwart — welch' ein Unterſchied! Was unſere Jahre leiſten mit den Werken der großen Todten verglichen — wie wenig iſt es! Die alten Helden ſind in's Grab geſtiegen; die großen Sänger ſchlummern unter ihren Lorbeerkronen; mit Mendelsſohn iſt der letzte geniale Muſiker zur Ruhe getragen; die Thorwaldſen und Dannecker und Schwanthaler ſind todt, wie ihre Marmorbilder; die großen, ſchöpferiſchen Geiſter in der Theologie, ein Schleiermacher, ein Neander — ſie ſind vom Glauben zum Schauen gegangen; die großen Repräſentanten der Philoſophie, die Gründer der Schulen, ſind in den Hörſaal der Ewigkeit gewandert; wohl leben noch etliche der gefürſteten Geiſter, aber ſie ſind, wie ein Schelling, ein Humbold, nahe am Ziele der irdiſchen Reiſe. Wir aber in unſeren Jahren? Ach, wir haben den Nachſommer, Die Sterne erſter Größe ſind untergegangen, und die am Himmel glänzen, haben von jenen den Schein geborgt. Der Geiſt der Menſchheit hat eine ungeheure Productionskraft in dieſem entſchlummerten Geſchlechte erwieſen. Jetzt ſcheint ein Sabbath eingetreten zu ſein. Was auch gegenwärtig erzeugt wird im Gebiete der Kunſt und des Wiſſens — es trägt den Stempel der Nachahmung an ſich; ihm fehlt die Originalität; es iſt ein Auswählen, ein Copiren, ein Nachahmen überall erſichtlich. Wenige Genies, viele Talente — das charakteriſirt unſere Jahre.

Aber wir wollen das Gute daran nicht überſehen. Eine Zeit vieler Genius iſt ſtets eine Zeit großer Extravaganzen. Schwärmeriſch war dieſe abgelaufene, an Geiſt ſo reiche Periode. Als die erſte Franzöſiſche Revolution ausbrach, war halb Europa von einem Jacobiniſchen Schwindel ergriffen. Und was iſt für den Cultus des Genius in Deutſchland in wahrer Menſchenvergötterung geſchwärmt worden! Vollends die philoſophiſchen Syſteme — Schellings Identitätsphiloſophie, Fichtes ſubjectiver Idealismus, Hegels Trilogie, alle dieſe und andere ſpeculative und naturphiloſophiſche Principien ſcheinen ihren jeweiligen Prieſtern und Dienern die Achſe geworden zu ſein, um welche das Univerſum ſich drehe. Das waren nun doch, bei allem, dem wiſſenſchaftlichen Denken und Streben gebührenden Reſpecte, recht anmuthige Schwindeleien, die um ſo mehr am Geiſt der Begeiſterten zweifeln machten, je mehr ſolche Dinge gar praktiſch im Leben aus- und eingeführt werden ſollten. Es war ein Anflug des Romanticismus, etwas Jugendliches, zu dem denn die romantiſche Schule der Dichtung in Frankreich, Deutſchland, England vortrefflich

paßte. Welche herrliche Oaſen mitten in der Dürre des Verſtandeszeitalters! Nun aber iſt unleugbar eine bedeutende Reaction eingetreten. Es iſt mehr Beſonnenheit im Erzeugen und Beurtheilen. Die Wirklichkeit der Welt, der Natur, der Geſchichte iſt mehr in ihr Recht gekommen. Was erzeugt wurde in jenen reichen Jahren wird jetzt geſichtet, ruhiger aufgenommen und man eignet es ſich vorurtheilsfreier an. Was als ächt erkannt wird, wird um ſo ſicherer feſtgehalten, um ſo redlicher angewendet und kämpft ſich als Wahrheit ſeinen Weg ruhig durch gegen petrefact gewordene Traditionen. Stellen wir uns Eines aus Vielem vor. Wie groß iſt der Umſchwung des theologiſchen Bewußtſeins in Beziehung auf die Betrachtung der Kirchengeſchichte in Deutſchland! Welch' eine Kluft liegt zwiſchen Mosheim und Neander! Was iſt jenem, was iſt dieſem die Geſchichte des Mittelalters? Das ſind wichtige Erſcheinungen; Standpunkte, die, einmal mit Sicherheit eingenommen, neue Totalanſchauungen gewähren und unberechenbare praktiſche Folgen haben. —

Kaum könnte Etwas erfreulicher ſein, als daß die entſchiedenere Hinwendung auf die ſittlichen, praktiſchen Intereſſen gegenüber der einſeitig intellectuellen Geiſtesrichtung zugleich ein Zeichen davon wäre, daß bei Vielen ein Abſehen von Menſchengedanken und ein entſchiedeneres Hinſchauen auf Gottesgedanken und ein Halten an dieſen verbunden iſt. War das in irgend einem Lande nöthig, ſo war es nöthig in Deutſchland. Die Weltlichkeit, als irdiſchgeſinnte Richtung des Geiſtes, herrſcht wohl überall in unſerer Zeit. Aber als reiner Abfall von Gott und Offenbarung iſt ſie ihrer ſelbſt in Deutſchland mit wiſſenſchaftlicher Klarheit und Stolz bewußt geworden und der Geiſt des Unglaubens ſchien ſich des Siegs zu erfreuen, von Gott los geworden zu ſein. Dieſer gottloſe Gedankenſtolz, der in den letzten Jahrzehnten die Maſſe der Gebildeten beſonders ergriffen hatte und allerdings noch in vielen Köpfen ſitzt, hat doch in den Ereigniſſen der letzten Sturmperiode mächtige Stöße erhalten und die kirchliche Geſinnung und die Thätigkeit für die Kirche iſt neubelebt worden. Ein bloßer Blick auf die theologiſchen Bücherkataloge beweiſt Vieles in dieſer Hinſicht. Der theologiſche Standpunkt wird im Unterſchiede vom philoſophiſchen wieder in ſeinem Rechte erkannt, gediegene Werke der Schrifterklärung, der Geſchichte und des Lehrbegriffes der Kirche, Bücher, welche den Zuſtand der Kirche vielſeitig beleuchten, erſcheinen von Jahr zu Jahr, und ihr Einfluß auf die Theologie des Auslandes macht ſich bereits in der alten wie neuen Welt geltend. Darin mag Deutſchland noch eine jetzt nicht zu berechnende Wirkung gewinnen. Es iſt die Theologie der evangeliſchkirchlichen Richtung, welche den kirchlichen Gedankenverkehr zwiſchen den verſchiedenen Gebieten des Proteſtantismus realiſiren und allmälig eine Umwandlung der Denkweiſe, eine Richtung auf die Centralwahrheiten, ſtatt bloß auf die peripheriſchen Punkte, herbeiführen muß. Der ungleiche und gedankenlos eingegangene Bund der Theologie mit der Philoſophie, dem rein

weltlichen Bewußtſein des jeweiligen Zeitgeiſtes, hat die Deutſche Kirche um ihre theologiſche Miſſionsſtellung in der Kirche überhaupt gebracht. Der Rationalismus fängt nachgerade an, geſchmacklos zu werden, wie er denn auch kein belebendes und bindendes Prinzip in ſich hat. Eine Rückkehr zum Poſitivchriſtlichen iſt vielfach zu bemerken, und die Frömmigkeit ſelbſt iſt geſünder und kirchlicher geworden; der Pietismus unſerer Tage iſt nicht mehr, was der von 1800 oder 1750 war, und daß er es nicht mehr iſt, ſoll gar kein Tadel für ihn ſein. Die innere Miſſion und die mit ihr verbundene religiöſe Journaliſtik wirken im Segen auf ernſtere religiöſe Geſinnung hin. Daß ſich ſelbſt in Jahresſchriften, die leitende Artikel verſchiedenen Inhaltes und entgegengeſetzter Tendenz enthalten, je und je Aufſätze finden, welche mit voller Entſchiedenheit poſitives Chriſtenthum als das Grundmittel gegen die Schäden der Zeit anerkennen, darf nicht überſehen werden als ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Das freilich iſt auch nicht zu überſehen, daß die Scheidung zwiſchen Glauben und Unglauben ſchärfer iſt, als je. Dieſer ſucht ſeine Gedanken mit allem Eifer der Partei in Leben und That umſetzen zu wollen. Er hat zugleich mit großer Entſchiedenheit zu der Fahne der Revolution geſchworen. Ihm iſt das Chriſtenthum die Burg des Beſtehenden und jeder Kampf gegen dieſes gilt der Kirche zuerſt. Was lange in Büchern und wohl auch von Kanzeln und auf Schulen geſät wurde, das iſt in erſchreckender Geſtalt aufgegangen. Ob daraus einmal ein Streit um das Sein oder Nichtſein der Kirche und des Chriſtenthums ſich entwickeln wird, das muß die Zukunft lehren. —

Und nun iſt ein Bild mit Licht und Schatten an unſerer Seele vorübergegangen. Laſſet uns mit ernſten Gedanken, mit offenen Augen in das beginnende Jahr herübertreten! Trauen wir den Zuſtänden der Erdenwelt nie und am wenigſten in der Gegenwart. Es gilt jetzt, feſtbegründet zu ſein in der Wahrheit, damit uns nicht jeglicher Wind der Lehre hin- und herwehen möge. Es gilt ein offenes Bekenntniß dem feinen und groben Abfall gegenüber, und auf die Frage: Was iſt Wahrheit? muß uns die Antwort längſt nicht in den Kopf, ſondern in's Herz geſchrieben ſein. Der Boden, auf dem die menſchliche Geſellſchaft in unſeren Zeiten ſteht, iſt unterhöhlt. Vor Allem in der alten Welt iſt die Totalität der Völker vielfach zerriſſen. Im Oſten Rußland, das die letzten neuen Wunden, am Kaukaſus empfangen, heilend, Vergrößerung im Süden und Weſten hofft; im Weſten die bunte Völkercharte; dort das emporwachſende Slaventhum, hier die germaniſchen und romaniſchen Völker. Auf der Einen Seite ein ſtarker Conſervatismus, auf der anderen ein toller Radicalismus — das Prinzip der Ruhe und das der Bewegung in keinem vermittelten Verhältniß. Auf der Einen Seite ein durch die Länge ſeiner Jahre ungebeugter Ultramontanismus und Dogmatismus; auf der anderen das aller Autorität ſpottende ſubjective Freiheitsgefühl des modernen Geiſtes. Auf der Einen Seite ein Streben perſönlicher proteſtantiſcher Frömmigkeit, die Kirche wieder zu bauen; auf der anderen die proteſtantiſche Independenz der Lebens-

anſchauung in allen Beziehungen auf die Kirche. Und auch wir, die Kinder in der Wiege der neuen Welt und ihrer Geſchichte, haben unſere Trennungen, nicht nur den politiſchen Dualismus und den des Nordens und Südens, ſondern auch den des Puritanismus, und der Kirche, des extremen Reformationsprinzips und des extremen Romanismus, und andere mehr. Was wird ſich herausbilden aus dieſen gährenden Kräften? —

So wandle denn muthig, du junges Jahr, deine dunkle Bahn! Was du auch bringen magſt, wir wollen im Vielen das Eine, im Wechſelnden das Ewigruhende, im Sturme den Frieden nicht verlieren. Du wirſt der Menſchen Gedanken, aber auch Gottes Gedanken offenbaren; du wirſt den Schatz des Wiſſens bereichern, aber ob Berge von Gold, ob neue Sterne in endloſen Fernen, ob wunderbare Kräfte dem forſchenden Sinne ſich aufdecken — der beſte Schatz, der helle Morgenſtern, die Kräfte einer zukünftigen Welt, das ſind Dinge, die geben die Jahre nicht, die ſoll die Zeit uns nicht nehmen: das iſt der Ewigkeit Geſchenk. Kleiner wird die Erde vor uns, wie die Zahl ihrer Jahre ſchwindet; über weite Meere reichen die Völker des Oſtens und Weſtens, des Nordens und Südens ſich die Hand zum Bunde und die Thore verſchloſſener Länder öffnen ſich für den freien Verkehr aller Glieder der großen Familie; größer ſoll uns werden der Himmel und enger ſollen ſich ſchließen die Banden zwiſchen uns, den Kindern, und Ihm, dem Vater dort oben. Sein Auge ſtehe offen über uns! Die Welt und auch die Weltgeſchichte — ſie ſind **Sein** Werk. Ihn wollen wir ſuchen in all' Seinen Wundern. Dann wird die Welt, wenn auch die Jahre Geſchlechter in's Grab führen und das Endliche dem Endlichen zum Raube wird, uns nicht zum Kerker, ſondern zur Schule der **Freiheit**, nicht zum Kirchhof, ſondern zum **Frühlingsgarten der Ewigkeit**! —

Philadelphia.

W. J. M.

Syſtematiſche Wohlthätigkeit. *)

Die Zehntenabgabe.

3 Moſ. 27, 30—32: „Und aller Zehnte des Landes, beides vom Saamen des Landes und von den Früchten der Bäume, gehört dem Herrn, iſt dem Herrn heilig. (Und wenn Jemand etwas von ſeinem Zehnten löſen will, ſo lege er das Fünftheil hinzu.) Und aller Zehnte vom Rindvieh und Kleinvieh, von allem, was unter dem Stabe vorbeigeht, der Zehnte ſoll dem Herrn heilig ſein."

Die Tempelſteuer.

2 Moſ. 30, 13—16: . . . „Wer die Muſterung durchgehet, von zwanzig Jahren und darüber, der ſoll die Gabe des Herrn geben. Der Reiche ſoll nicht mehr geben, und der Arme nicht weniger, als die Hälfte des Sekels zur Gabe für den Herrn, zur Verſöhnung eurer Seelen. Und nimm das Geld der Verſöhnung von den Söhnen Jſraels, und gib es zur Arbeit der Stiftshütte (des Verſammlungszeltes,) daß es den Söhnen Jſraels zum Gedächtniß ſei vor dem Herrn, zur Verſöhnung ihrer Seele."

Die Armenſteuer.

1 Kor. 16, 1. 2: „In Betreff der Steuer für die Heiligen, wie ich den Gemeinden in Galatien befehlen habe, alſo thut auch ihr. An jedem erſten Wochentage lege jeder von euch bei ſich etwas weg und ſammle, was ihm gelingen mag, damit nicht, wenn ich komme, erſt dann die Collecten geſchehen müſſen."

Die Seligkeit des Gebens.

Apoſt. Geſch. 20, 35: . . . „Es iſt ſeliger zu geben, als zu nehmen."

Wohlthätigkeit iſt eine nothwendige Aeußerung der Cardinaltugend des Chriſten, in welcher die Erfüllung des Geſetzes und der Propheten beſteht, nämlich der Liebe. Dieſe kann ohne jene eben ſo wenig gedacht werden, als die Sonne ohne Wärme. Denn die Liebe zum Nächſten zeigt ſich nicht bloß in wohlmeinenden Geſinnungen und freundlichen Worten, ſondern vor allem auch in Handlungen, und wie der Glaube ohne Werke todt iſt, ſo iſt auch die Liebe ohne Wohlthätigkeit ein leerer Schall, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Darum ermahnet St. Johannes: „Meine Kindlein, laſſet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge; ſondern mit der That und mit der Wahrheit." Ebenſo beſteht die Liebe zu Gott, welche

---

*) Dieſe Abhandlung ging aus einer engliſchen Predigt hervor, welche der Verfaſſer in Folge einer früheren Aufforderung vor der öſtlichen Synode der deutſch reformirten Kirche der Vereinigten Staaten am 20ſten October 1851 zu Lancaſter, Pa. gehalten hat, und erſcheint nun gemäß einem Beſchluſſe dieſes Körpers im Drucke, jedoch in etwas erweiterter Geſtalt und mit Weglaſſung der ſpeciellen Beziehungen auf die deutſch reformirte Kirche und mit möglichſter Anpaſſung an die Bedürfniſſe der deutſchen Kirche Amerikas überhaupt. Möge ſie unter Gottes Segen einen wenn auch noch ſo geringen Beitrag zur gründlichen Beſprechung und endlichen Ausführung eines Gegenſtandes liefern, der für die äußere und innere Wohlfahrt ſämmtlicher deutſchen Kirchen Amerikas von der größten praktiſchen Wichtigkeit iſt.

der Nächſtenliebe zu Grunde liegt, ihre Wurzel und Quelle iſt, in einer thatſächlichen Aufopferung alles deſſen, was wir ſind und haben, für Gott und ſeinen Dienſt. Nun können wir aber Gott nicht direct unſer Geld und Gut geben, deſſen Er ja, als der allgenugſame Herr des Himmels und der Erde, auch gar nicht bedarf. Deſſen ungeachtet verlangt Er es, nämlich zur Förderung Seines Reiches auf Erden und zum Beſten unſerer Mitmenſchen. Jede Gabe daher, die wir in der rechten Geſinnung den Armen oder der Kirche und ihren wohlthätigen Anſtalten darbringen, wird eben damit Gott ſelbſt dargebracht. Wir können Ihm nur dienen, indem wir Seinen Ordnungen und Einrichtungen auf Erden dienen, und er nimmt ſolchen Dienſt, als Ihm geleiſtet, an; ja ſelbſt einen Trunk friſchen Waſſers, dem Durſtigen in Liebe gereicht, und einen Biſſen Brotes, mit dem wir den geringſten Jünger ſpeiſen, wird der Herr nach Seiner ausdrücklichen Verheißung am Tage des Gerichtes vergelten, als hätten wir Ihn Selber getränket und geſpeiſet. Alle chriſtlichen Wohlthaten ſind demnach eine Erweiſung der Gottes- und Nächſtenliebe zugleich, welche nie von einander getrennt werden können, und fließen aus Einer und derſelben Quelle.

Die Wohlthätigkeit iſt zunächſt eine Pflicht, die wir als Geſchöpfe unſerem Schöpfer, als Erlöste unſerem Erlöſer und als Geheiligte unſerem Heiliger und Vollender ſchuldig ſind. Der Menſch iſt nichts in und von ſich ſelbſt; alles, was er iſt und hat, verdankt er der Gnade Gottes. Dieß gilt ſchon im Gebiete der Natur. Wir haben uns nicht ſelber das Daſein gegeben, noch ſind wir im Stande, es auch nur Einen Augenblick zu erhalten ohne den Willen und die Hülfe des allmächtigen, allgegenwärtigen und allwirkſamen Gottes. Gott der Vater hat unſeren Leib, unſere Seele und unſeren Geiſt mit allen ihren Gliedern und Kräften wunderbarlich bereitet; Er gibt uns täglich Nahrung, Kleidung und Wohnung; Er läßt die Sonne ſcheinen, die Lüfte wehen, die Früchte des Feldes wachſen, die Thiere ſich mehren und erhält uns Kraft und Geſundheit, die ganze Natur unſerem Willen und Nutzen dienſtbar zu machen. Das iſt aber nur gleichſam der Vorhof der Güte und Liebe Gottes. Er hat noch viel mehr gethan im Reiche der Erlöſung. Er hat unſere zahlloſen Sünden und Miſſethaten mit unendlicher Geduld und Langmuth getragen, Seinen eingebornen Sohn in die Welt geſandt, uns in Ihm bis in den Tod am Kreuze geliebet mit unausdenklicher und unausſprechlicher Liebe, uns mit Ihm Selber verſöhnt und von dem Fluch des Geſetzes und der Strafe der ewigen Verdammniß erlöſet, uns alle unſere Sünden vergeben und an Kindesſtatt und zu Erben des ewigen Lebens angenommen. Er verleiht uns die köſtlichſte Gabe, Seinen heiligen Geiſt, der uns zum Heile beruft, eine aufrichtige Reue über die Sünde und lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum in uns erweckt, uns rechtfertigt, heiligt, tröſtet, beſchützt, durch Wort und Sacrament täglich nährt und endlich als Sieger über Tod und Grab und Hölle in die Hütten

des Friedens einführt, daß wir dort mit unſerem Heilande und mit allen vollendeten Gerechten als Könige und Prieſter regieren ſollen in alle Ewigkeit.

Alle dieſe zahlloſen leiblichen und geiſtlichen, irdiſchen und himmliſchen Gaben und Wohlthaten, die wir täglich von der Hand des dreieinigen Gottes genießen, ſind ebenſo viele Aufforderungen und Verpflichtungen zur Dankbarkeit. „Das that Ich für dich; was thuſt du für Mich?" Sind wir ſchon im Reiche der Natur Gottes Schuldner, wie viel mehr im Reiche der Gnade? Haben ſchon die Heiden und Juden die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihren Schöpfer und Erhalter empfunden, wie viel mehr ſollten ſie wir mitten im Genuſſe der Offenbarung Gottes in Chriſto und im heiligen Geiſte, umſtrömt von dem Lichte und den unſchätzbaren Segnungen des Evangeliums, empfinden? Es gibt keine häßlichere Untugend, als die Undankbarkeit, die Liebloſigkeit gegen einen Wohlthäter, und keine ſchönere Tugend, als die Dankbarkeit, die Gegenliebe zu dem, der uns zuerſt geliebet hat. Es kann dem Menſchen nicht oft genug eingeſchärft werden, daß er in ſeinem äußeren und inneren Leben und in jedem Augenblicke vollkommen von Gottes freier Liebe abhängig iſt und daß er mit Leib und Seele, beides im Leben und im Sterben nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeinem getreuen Heilande Jeſu Chriſto als Eigenthum angehört. Wir haben gar kein Recht zu leben und zu exiſtiren, es ſei denn, daß wir leben wollen zur Ehre Gottes und zum Beſten der Welt. Wie ſollen wir aber unſere Dankbarkeit gegen Gott beweiſen? Dadurch, daß wir zuerſt unſere Perſon, das, was wir ſind, Ihm darbringen, wie Er Sich Selbſt in Seinem Sohne für uns dahingegeben hat, daß wir uns nicht ſelber, ſondern Ihm leben, leiden und ſterben, nicht unſere, ſondern Seine Ehre ſuchen, Seine Gebote halten und vor Ihm wandeln in ſtets wachſender Gerechtigkeit und Heiligkeit. Sodann dadurch, daß wir, was in dem Vorigen eigentlich ſchon eingeſchloſſen iſt, auch unſer Eigenthum, alles was wir haben, Seinem Dienſte weihen, indem wir, ſo weit es in unſerer Kraft ſteht, alle Seine Anſtalten und Ordnungen in der Welt unterſtützen, alle wohlthätigen Zwecke, vor allem diejenigen thatſächlich befördern, welche mit dem Reiche Gottes und mit dem ewigen Seelenheil der Menſchen zuſammenhängen. Das aber iſt nichts anderes, als die Uebung der Tugend der Wohlthätigkeit, welche allen Menſchen und noch mehr allen Chriſten nach Maaßgabe ihres Vermögens als heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott und der Liebe zu dem Nächſten obliegt.

Allein die Wohlthätigkeit iſt nicht bloß eine heilige Pflicht, ſondern auch eine köſtliches Vorrecht und ſoll uns eine heilige Freude ſein. Wer ſie bloß aus Pflichtgefühl oder in Folge äußerer Nöthigung übt, der iſt bloß ein Sklave des Geſetzes, und ſeine Frömmigkeit ſteht im Weſentlichen auf Einer Stufe mit der niedrigeren Form des phariſäiſchen Judenthums. Ich ſage mit der niedrigeren Form; denn die tiefere Religion des Alten Teſtaments, das ja neben dem Geſetze auch den goldenen Faden

des Evangeliums, wenn gleich noch in der verhüllten Geſtalt der Hoffnung und Vorwegnahme des Zukünftigen, enthält, erkennt in der Entrichtung des Zehnten, in der Heiligung des Sabbaths und der hohen Feſte, kurz in allen Uebungen der Frömmigkeit und Einrichtungen des Gottesdienſtes nicht bloß ein Gebot, ſondern auch eine Wohlthat Gottes und ein ſeliges Privilegium Seines Volkes. „Die Gebote des Herrn ſind richtig und erfreuen das Herz... Die Rechte des Herrn ſind köſtlicher, denn Gold und viel feines Gold; ſie ſind ſüßer, denn Honig und Honigſeim.“ (Pſ. 19, 9—11.) „Wie lieblich ſind Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen ſich in dem lebendigen Gott. Ein Tag in Deinen Vorhöfen iſt beſſer, denn ſonſt tauſend. Ich will lieber Thürhüter ſein in meines Gottes Hauſe, denn lange wohnen in der Gottloſen Hütten.“ (Pſ. 84, 2. 3. 11.) Der Jünger, der an der Bruſt Jeſu lag, und den Herzensſchlägen des Weltheilandes lauſchte, hat das große Wort geſprochen: „Gott iſt Liebe.“ Liebe iſt nicht nur das Weſen, ſondern auch die Seligkeit Gottes. Es war Ihm eine Wonne, die Welt zu ſchaffen, um Sich anderen Weſen mittheilen und Sich in ihnen offenbaren zu können. Es war Ihm eine ſelige Freude, Seinen Eingebornen in die Welt dahinzugeben, um ſie zu erlöſen von der Macht der Sünde und des Todes. Alle Seine Gaben im Reiche der Natur und der Gnade ſind Ausflüſſe Seines freien Wohlgefallens. Sollte es nicht auch uns eine ſüße Freude und Wonne ſein, Ihn wieder zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allen Kräften, und unſeren Nächſten wie uns ſelbſt? Alle wahre Wohlthätigkeit iſt ihrer innerſten Natur nach freiwillig. „Den fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ (2 Kor. 9, 7.) Wir wollen die Wohlthätigkeit, die aus dem Geiſte ſklaviſcher Furcht hervorgeht, keineswegs verwerfen; ſie iſt jedenfalls beſſer, als die Hartherzigkeit, auf welche die deutlichſten Gebote und Drohungen Gottes keinen Eindruck zu machen im Stande ſind. Aber ſie iſt eine ſehr niedrige Stufe in Vergleich zu der Wohlthätigkeit, welche aus den Tiefen eines freudig dankbaren Herzens quillt und die ſich glücklich fühlt in der aufopferndſten Dahingabe zum Wohle der leidenden Brüder. „Geben iſt ſeliger, denn nehmen,“ ſagt der Herr. (Apg. 20, 35.) Das hat der Apoſtel Paulus empfunden, wenn er auf den wohlverdienten irdiſchen Lohn ſeiner treuen Arbeit am Evangelium verzichtete und, nach mühſamer Geiſtesanſtrengung am Tage, ſelbſt in den ſtillen Stunden der Nacht mit ſeiner Hände Kraft ſich abmühte, um den armen Gemeinden nicht beſchwerlich zu fallen und der Nothdurft ſeiner Mitarbeiter zu dienen. Ja es iſt ſelig, wohlzuthun und mitzutheilen; denn dadurch wird man zum Nachahmer Gottes und zur Theilnahme an den Wonnen Seiner Liebe erhoben. Je liebevoller, aufopfernder, hingebender und wohlthätiger wir ſind, deſto gottähnlicher und deſto glücklicher werden wir. Und bereiten uns die Gaben der Liebe ſchon hier auf Erden ſo viele reine Genüſſe, obwohl ſie

durch die Undankbarkeit der Welt ſo häufig getrübt und verbittert werden: wie viel mehr wird das einſt drüben der Fall ſein, wenn die hier ausgeſtreuten Saamenkörner der Barmherzigkeit uns als lauter ausgewachſene köſtlich duftende Blumen und golden prangende Früchte auf den Paradiesesfluren des ewigen Friedens wieder begegnen, wenn bekehrte Sünder der armen Wittwe ſelbſt für das Scherflein dankbar die Hand drücken werden, das ſie mit Thränen des Mitleids und mit theilnehmender Fürbitte aus ihrer irdiſchen Nothdurft in den Gotteskaſten gelegt hat?

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen über das Weſen, die Pflicht und die Seligkeit der Wohlthätigkeit kommen wir zu dem eigentlichen Gegenſtand unſerer Betrachtung, zur Methode der Wohlthätigkeit. Es iſt von großer Wichtigkeit, in ſeinem ganzen Leben und ſomit auch in der Ausübung dieſer Tugend eine gewiſſe Ordnung und Regelmäßigkeit zu beobachten. Gott iſt ein Gott der Ordnung; Ordnung mehrt Zeit und Gewinn. Das Geheimniß der ſtaunenswerthen Summen, welche von gewiſſen, nicht ſehr reichen Denominationen, z. B. von Methodiſten und Herrnhutern für ausländiſche und inländiſche Miſſion, von den römiſchen Katholiken für den Bau von Kathedralen, geſammelt werden, liegt meiſt in der ſyſtematiſchen Regelmäßigkeit und Allgemeinheit, mit der ſie zu Werke gehen. Andere Denominationen ſind an und für ſich nicht weniger freigebig; aber es fehlt ihnen an Planmäßigkeit des Verfahrens und brüderlichem Zuſammenwirken, und daher der geringe Erfolg ihrer Arbeit und der häßliche Schein des Geizes. Beſonders müſſen wir es an unſeren deutſchen Kirchen lutheriſchen und reformirten Bekenntniſſes beklagen, daß ſie in dieſer Hinſicht noch weit hinter ihrer Aufgabe zurück ſind und zu ihrer Selbſterhaltung und weiteren Ausdehnung weit mehr beitragen könnten und ſollten, als bisher geſchehen iſt. Die Haupturſache davon iſt nicht ſowohl der Mangel an gutem Willen — denn die Deutſchen haben in anderen Gebieten ſo viel und zum Theil ſogar mehr Aufopferungsgeiſt, als irgend eine andere Nation —, ſondern der Mangel an ſyſtematiſchem Zuſammenwirken. Wir haben zu wenig Zucht und feſte kirchliche Ordnung und zu viel von jenem laxen falſchen Freiheitsgeiſt, wobei jeder thut, was ihm gefällt. Wenn wir aber das allgemeine Wohl unſerem ſubjectiven willkührlichen Belieben unterordnen, ſo ſchaden wir dadurch gerade unſerer eigenen Freiheit am meiſten; denn dieſe kann ja nur in einem wohlgeordneten und blühenden Gemeinleben wahrhaft gedeihen.

Die Frage nach einem wohldurchdachten und praktiſch ausführbaren **Plan** oder **Syſtem der Wohlthätigkeit** zur Förderung unſerer ſämmtlichen religiöſen und kirchlichen Anſtalten und Unternehmungen iſt daher für unſere deutſchen evangeliſchen Kirchen von der größten Wichtigkeit. Ohne uns einzubilden, dieſen Gegenſtand in der nachfolgenden Abhandlung irgend zu erſchöpfen, thei-

len wir unſere geſchichtlichen Bemerkungen und Vorſchläge vielmehr als Anregung zu weiterer gründlicher Beſprechung und endlicher Beſchlußnahme über dieſen Punkt mit. Wir wollen dabei das Wort Gottes und die Geſchichte der Kirche zu Führern nehmen und 1) das jüdiſche, 2) das altchriſtliche Syſtem der Wohlthätigkeit kurz betrachten und dann 3) beſonders zuſehen, was ſich davon im Allgemeinen und im Einzelnen auf unſere gegenwärtigen deutſch amerikaniſchen Zuſtände und Verhältniſſe übertragen läßt.

1. Das jüdiſche Syſtem der Wohlthätigkeit.

Im Alten Teſtament hat Gott Selbſt eine beſtimmte Norm für die Ausübung der Wohlthätigkeit feſtgeſetzt und drei Arten von regelmäßigen Abgaben für den Unterhalt der Religion vorgeſchrieben. Dieſe ſind folgende:

1) Zuerſt verlangte der Herr von den Juden, welche urſprünglich alle Grundeigenthum beſaßen, den Zehnten von allen Erzeugniſſen des Landes und der Heerde, alſo der Feld= und Baumfrüchte, ſo wie das zehnte Stück des Rind= und Kleinviehs, oder den Geldwerth des Zehnten mit einem Ueberſchuß, für den Unterhalt des Stammes Levi, dem die Sorge für die A. T.liche Religionsanſtalt oblag. (3 Moſ. 27, 30—33. 4 Moſ. 18, 21—24. 5 Moſ. 14, 22—27. Nehem. 10, 37—39.) Eigentlich ſollten ſie ihn, wie alle anderen Tribute, dem Herrn Selbſt geben, der ihn dann den Leviten abtrat, die kein Grundeigenthum beſaßen. (4 Moſ. 18, 24.) Von dieſem Zehnten mußten die Leviten wieder den Zehnten an die eigentlichen Prieſter entrichten, die aus der Familie Aarons genommen wurden. (4 Moſ. 18.26 ff. Nehem. 10, 38.) Dieſe Einrichtung wurde vom moſaiſchen Geſetze nicht erſt ganz neu geſchaffen, ſondern nur weiter ausgebildet. Spuren davon finden ſich bereits früher in den Tagen Abrahams, der dem Melchiſedek, dieſem geheimnißvollen Prieſter des höchſten Gottes, den Zehnten ſeiner eroberten Beute opferte. (1 Moſ. 14, 20. Hebr. 7, 2.) Ja ſelbſt bei heidniſchen Völkern herrſchte die Sitte, den zehnten Theil der Landesproducte, des gewerblichen Gewinns und der im Kriege gemachten Beute einer Gottheit zu widmen, wie wir aus vielen alten Schriftſtellern, aus Herodot, Xenophon, Pauſanias, Plutarch, Plinius, Makrobius, Juſtin und andern, erfahren. Dieſer Umſtand beweiſt die Natürlichkeit und Angemeſſenheit einer ſolchen Einrichtung an die religiöſen Bedürfniſſe der Menſchheit.

2) Sodann waren die Israeliten verpflichtet, einen Theil der Erſtlinge von allen Erzeugniſſen der Bodencultur, ſowohl der rohen (wie Getreide, Baumfrüchte, Weintrauben,) als der für menſchliche Bedürfniſſe zubereiteten (wie Moſt, Oel, Mehl, auch Teig,) dem Herrn darzubringen, bevor ſie von dem Uebrigen Gebrauch machten. (2 Moſ. 23, 19. 4 Moſ. 18, 12 f. 5 Moſ. 26, 2 ff. Nehem. 10, 33 ꝛc.) Dieſe Erſtlinge wuden von den Prieſtern

verzehrt. (5 Moſ. 18, 3 f. Ezech. 44, 30 f.) Das Maaß und die Zahl derſelben war aber nicht vorgeſchrieben, ſondern der Willkühr der Einzelnen überlaſſen. Zur Dankbezeugung für die Wohlthat der Ernte brachte die ganze Nation an jedem Paſcha eine Erſtlingsgabe und an jedem Pfingſtfeſte Erſtlingsbrote dar. (3 Moſ. 23, 10 ff.)

3) Die dritte geſetzliche kirchliche Abgabe bezog ſich ſpeciell auf das Nationalheiligthum. Jeder Israelit von 20 Jahren und darüber mußte nämlich jährlich einen *halben Sekel* oder eine Doppeldrachme, d. h. eine Silbermünze von etwa 30 Cents Werth an die Stiftshütte und ſpäter an den Tempel entrichten zur Erhaltung dieſes Heiligthums und des Gottesdienſtes daſelbſt. (2 Moſ. 30, 13 ff. vgl. 2 Chron. 24, 6. Matth. 17, 24—27.)

Das waren die *ordentlichen* Abgaben, welche von allen Juden, auch von denen, die außerhalb Paläſtina's wohnten, regelmäßig entrichtet werden mußten zur Aufrechthaltung und Förderung der A. Tlichen Religion und Heilsanſtalt.

Daneben traf das moſaiſche Geſetz ſehr weiſe Fürſorge für die *Armen*, welche zu allen Zeiten ein Gegenſtand der Mildthätigkeit ſind. Es mußte nämlich bei der Ernte eine Nachleſe auf Feldern und in Oel- und Weingärten gehalten werden zum Beſten der Armen, der Wittwen und Waiſen und der Fremdlinge, 3 Moſ. 19, 9. 10. 5 Moſ. 24, 19—21. Sodann hatten ſie im Sabbathjahre, d. h. in je dem ſiebten Jahre, wo die Felder nicht beſtellt wurden, freie Theilnahme an allem, was von ſelbſt auf Aeckern und in den Weinbergen wuchs, 3 Moſ. 25, 5. 6, und mußten zu der Zehntenmahlzeit eingeladen werden, welche alle drei Jahre vor eines Jeden Wohnung Statt fand, 5 Moſ. 14, 28 f. 26, 12—14. Endlich gelangten die herabgekommenen Israeliten im Jubeljahr, das nach dem ſiebten Sabbathjahr, alſo alle fünfzig Jahre einmal eintrat, um die geſtörte Gleichheit im Volke wieder herzuſtellen und den Staat gleichſam auf's neue zu gebären, wieder in den Beſitz der veräußerten Stamm- und Familiengüter, 3 Moſ. 25, 8—17. 39—41. 27, 17 ff.

Nimmt man nun zu dieſen regelmäßigen und ordentlichen Taxen noch die außerordentlichen Gaben der freien mildthätigen Liebe für die jedesmaligen Bedürfniſſe von Armen und Nothleidenden aller Art, ſo wie für beſondere Fälle, z. B. den Bau und Wiederaufbau des Tempels, die Errichtung von Synagogen, hinzu: ſo wird man wohl ohne Uebertreibung annehmen können, daß mancher fromme Israelite den vierten oder ſelbſt den dritten Theil ſeiner jährlichen Einnahme dem Herrn weihte. Von Zachäus, der jedoch bereits vom Geiſte des Evangeliums berührt war, das noch viel freigebiger machen ſoll, als das Geſetz, erfahren wir, daß er ſogar die Hälfte ſeiner Güter den Armen gab und ſich bereit erklärte, falls er jemanden übervortheilt haben ſollte, es vierfach wieder zu erſtatten. (Luk. 19, 8.)

Und dennoch war das keineswegs ein Verluſt, ſondern ein Gewinn und

Segen. In demſelben Maaße, in welchem das Volk Gottes treu und gewiſſenhaft in der Erfüllung ſeiner religiöſen Pflichten und in der Uebung der Barmherzigkeit war, vermehrte ſich auch ſein innerer und äußerer Wohlſtand, und umgekehrt. „Ehre den Herrn von deinem Gut und von den Erſtlingen alles deines Einkommens: ſo werden deine Scheunen voll werden, und deine Kelter mit Moſt übergehen," Sprüchw. 3, 9. 10. „Einer theilt aus und hat immer mehr; ein anderer karget, da er nicht ſoll, und wird doch immer ärmer. Die Seele, die da reichlich ſegnet, wird fett, und wer (Andere) labt, der wird auch gelabt," 11, 24. 25. „Wer ſich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten," 19, 17. (vgl. Pſ. 41, 2—4. Pſ. 112, 5—9. Tob. 4, 11. 12, 9.) Denſelben Grundſatz göttlicher Gnadenvergeltung ſpricht der Heiland Selbſt im N. Teſt. aus: „Gebet, ſo wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüſſig Maaß wird man in euren Schooß geben; denn eben mit dem Maaß, da ihr mit meſſet, wird man euch wieder meſſen," Luc. 6, 38.

Zur Aufbewahrung und Verwaltung der geſetzlichen und freiwilligen Opfergaben waren beſondere Curatoren, und im Vorhof des Tempels dreizehn Opferkaſten aufgeſtellt, welche wegen ihrer oben breiten nnd unten ſchmalen Oeffnung „Trompeten" hießen. (2 Chron. 31, 11. 12. Nehem. 10, 38. 39.) Dahin legte auch die fromme Wittwe im Evangelium ihr Scherflein, das ſie unſterblich gemacht hat. (Marc. 12, 41 ff.) Außerdem war in jeder Synagoge ein Armenkaſten befindlich, in welchen zwei Männer die geſammelten Gaben niederlegten, und woraus am Rüſttage jedem Armen der Stadt ſo viel mitgetheilt wurde, als er für die folgende Woche nöthig hatte.

2. Das neuteſtamentliche und alt-kirchliche Syſtem der Wohlthätigkeit.

In den Schriften des N. Teſtaments findet ſich keine ausdrückliche Erklärung über die hier beſprochenen Einrichtungen der jüdiſchen Oekonomie und des Zehnten insbeſondere. Es läßt ſich aber ohne Zweifel auf dieſen Theil des Geſetzes anwenden, was der Herr von Seinem Verhältniß zum Geſetz und den Propheten überhaupt, d. h. zum ganzen alten Bunde, in jenem bedeutungsvollen Worte der Bergpredigt ſagt: „Ich bin nicht gekommen, das Geſetz oder die Propheten aufzulöſen; ich bin nicht gekommen aufzulöſen, ſondern zu erfüllen." (Matth. 5, 17.) Allerdings iſt das moſaiſche Geſetz in gewiſſem Sinne abgeſchafft, nämlich als drückendes Joch, als tödtender Buchſtabe und in ſeiner beſchränkten nationalen und zeitlichen Form; aber ſeinem religiöſen Geiſt und Weſen nach, als der Ausdruck des heiligen Willens Gottes, iſt es von Chriſtus verſchärft, vertieft, verklärt und durch Seine Lehre, ſo wie durch Sein ſündlos heiliges Leben erfüllt und vollendet worden. Die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott und der Wohlthätigkeit gegen den Nächſten konnte natürlich mit dem Evangelium nicht vermindert, ſondern mußte

vielmehr in demſelben Grade vermehrt werden, in welchem die vollkommene Offenbarung des neuen Bundes über der bloß vorbereitenden, das Zukünftige vorbildenden Offenbarung des alten Bundes erhaben iſt. Je mehr Liebe uns Gott erweiſt, zu deſto größerer Gegenliebe ſind wir verpflichtet. Hat der Vater Seines eigenen Sohnes nicht verſchont, ſondern Ihn für uns in den Tod gegeben und mit Ihm uns Alles geſchenkt: wie ſollten wir Ihm nicht unſer armes Leben mit Allem, was wir ſind und haben, freudig zum Opfer der Dankbarkeit darbringen?

In der That finden wir auch, daß die erſten Chriſten, im Genuſſe der unausſprechlichen Liebe ihres Erlöſers ſchwelgend, einen Geiſt der Aufopferung und Wohlthätigkeit zeigten, der die A. Tlichen Vorbilder weit hinter ſich ließ. In der Gemeinde von Jeruſalem wurde ſogar eine freiwillige Gütergemeinſchaft eingeführt, indem die reichen Glieder, in buchſtäblicher Erfüllung des Befehls Chriſti, Luk. 12, 33, ihre Habe und Güter verkauften und den Erlös zu der Apoſtel Füßen zum Beſten der Armen und Nothleidenden niederlegten, Apg. 2, 45. 4, 34—37. In den anderen Gemeinden, wo ſich dieſe Einrichtung nicht durchführen ließ, herrſchte wenigſtens die ihr zu Grunde liegende Geſinnung, nämlich der Geiſt der ſelbſtverläugnenden Liebe und Wohlthätigkeit, jener wahre chriſtliche Communismus, der die Unterſchiede des Reichthums und der Armuth, ohne ſie im bürgerlichen Sinne aufzuheben und die Mannigfaltigkeit des Lebens nach abſtracten und unpraktiſchen Theorieen in der Weiſe moderner Pſeudoreformer zu nivelliren, innerlich ausgleicht und unſchädlich macht. Das Beiſpiel der Tabitha, welche mit ihrer Hände Arbeit für die Bekleidung der Wittwen und Waiſen ſorgte, (Apg. 9, 36.) ſtand gewiß nicht vereinzelt da in der apoſtoliſchen Kirche. Beim Ausbruch einer Hungersnoth in Paläſtina trugen alle Jünger in Antiochien nach ihrem Vermögen zur Linderung derſelben bei. (Apg. 11, 29.) Dem Apoſtel Paulus lag die Unterſtützung der nothleidenden Brüder beſonders am Herzen, und er ordnete deßhalb in ſeinen heidenchriſtlichen Gemeinden wöchentliche Collecten zum Beſten der armen Judenchriſten in Paläſtina an, wie wir aus der Stelle 1 Kor. 16, 1. 2. erfahren, die wir nachher noch in genauere Betrachtung ziehen müſſen. Er gibt in dieſer Hinſicht den makedoniſchen Chriſten ein vorzügliches Lob, da ſie, obwohl ſelbſt unbemittelt, dennoch ihr Aeußerſtes zum Beſten der fernen Glaubensgenoſſen thaten.

Wir haben keine weitere Kunde über die Art und Weiſe, wie die apoſtoliſchen Gemeinden ihre Hirten und Lehrer unterhielten. Es wird mehrmals vom Herrn Selbſt, Matth. 10, 11. Luk. 10, 7 f., und vom Apoſtel Paulus, 1 Kor. 9, 6—14. 1 Tim. 5, 17. Gal. 6, 6, der einem jeden Vernünftigen von ſelbſt einleuchtende, aber deſſen ungeachtet oft vergeſſene Grundſatz eingeſchärft, daß der Arbeiter ſeines Lohnes werth und der Diener des Evangeliums vollkommen berechtigt ſei, von der Gemeinde, welcher er die ewigen

Güter des Himmelreichs austheilt, die viel geringere Gabe des leiblichen Unterhalts, als Erfüllung einer heiligen Pflicht der Dankbarkeit, zu erwarten. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Chriſten jüdiſcher Abſtammung, wie ſie überhaupt, beſonders in der Zeit vor der Zerſtörung Jeruſalems, das moſaiſche Moral- und Ceremonialgeſetz mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, ohne jedoch den Heidenchriſten daſſelbe Joch aufzulegen, (Apg. 15, 28. 29.) beobachteten, ſo auch der alten Sitte der Entrichtung des Zehnten und der Erſtlinge zum Unterhalt der Religion treu blieben. Jedenfalls wird man ſich aus den wenigen Andeutungen eine ſehr günſtige Vorſtellung von der Freigebigkeit und aufopfernden Liebe der apoſtoliſchen Gemeinden machen müſſen, zumal wenn man ihre Armuth, die vielen Verfolgungen und Verluſte, denen ſie ausgeſetzt waren, die zahlreichen Miſſionsreiſen der Apoſtel und ihrer Delegaten und Mitarbeiter bedenkt, welche wohl faſt ohne Ausnahme mit Petrus ſagen konnten: „Silber und Gold habe ich nicht,“ und daher im Allgemeinen auf die freiwillige Unterſtützung der Gläubigen angewieſen waren.

Verlaſſen wir den Boden des N. Teſtaments und blicken wir einen Augenblick in die nächſtfolgende Periode der chriſtlichen Kirche, ſo begegnet uns da gerade die Tugend der aufopfernden, ſelbſtverläugnenden Liebe und Wohlthätigkeit als eine ihrer hervorſtechendſten Charakterzüge, welche zu der eiskalten Selbſtſucht der Heiden einen auffallenden Contraſt bildete. Bekanntlich pflegten die letzteren zu Tertullians Zeit gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts voll Verwunderung auszurufen: „Siehe, wie die Chriſten ſich unter einander ſo lieb haben und wie ſie für einander zu ſterben bereit ſind!“ Aber nicht nur ihren Glaubensgenoſſen, ſondern ſelbſt den Heiden und Juden, die ſie mit Feuer und Schwert verfolgten, erzeigten ſie nach dem Gebote Chriſti (Matth. 5, 44.) thätige Liebe. In den zahlreichen Unglücksfällen, welche das römiſche Reich zu jener Zeit befielen, in Krieg, Theurung und Peſtilenz verpflegten ſie die Armen, Kranken, Gefangenen und Nothleidenden aller Art und predigten durch dieſe Thaten mächtiger als durch Worte die Göttlichkeit ihrer Religion. Als das nördliche Africa im Jahre 251 von einer verheerenden Seuche heimgeſucht wurde, und die Heiden in Carthago aus Furcht vor Anſteckung die Kranken haufenweiſe halbtodt auf die Straße hinauswarfen, ſo daß die ganze Stadt mit einer allgemeinen Verpeſtung bedroht wurde: da verſammelte der Biſchof Cyprian ſeine Gemeinde und ermahnte ſie, obwohl ſie eben erſt eine blutige Verfolgung beſtanden hatte, feurige Kohlen auf das Haupt der Feinde zu ſammeln: „Wenn wir,“ ſagte er unter anderem, „bloß den Unſeren Gutes erweiſen, ſo thun wir nichts mehr, als Zöllner und Heiden; wir müſſen als ächte Chriſten das Böſe mit Gutem beſiegen, auch unſere Feinde lieben, wie unſer Herr uns ermahnt, auch für unſere Verfolger beten. Da wir aus Gott geboren ſind, müſſen wir als Kinder Gottes des

Geſchlechtes unſeres guten Vaters durch Nachahmung Seiner Güte uns würdig zeigen.“ Dieſer Aufruf wurde ſogleich befolgt. Die Einen gaben Geld, die anderen arbeiteten ſelbſt mit, und in kurzer Zeit hatten ſie alle Todten beſtattet und Carthago von der Gefahr allgemeiner Verpeſtung befreit. Der berühmte Kaiſer Julian, der Abtrünnige, welcher nach der Mitte des vierten Jahrhunderts durch allerlei Kunſtgriffe, obwohl vergeblich, das Heidenthum wieder herzuſtellen ſuchte, mußte bei all ſeinem Haſſe gegen das Chriſtenthum doch dieſen Zug der Wohlthätigkeit an ſeinen Bekennern ehrend zugeſtehen, und ließ nach ihrem Muſter Hoſpitäler und Fremdenhäuſer errichten, um dadurch ſich beim Volke Eingang für ſeinen Götzendienſt zu verſchaffen. Es iſt ſchmachvoll, ſagte er, daß die Heiden nicht einmal ihren eigenen Glaubensgenoſſen helfen, während doch die Juden nie betteln, und die gottloſen Galiläer (ſo nannte er die Chriſten) nicht nur ihre eigenen, ſondern ſelbſt die heidniſchen Armen ernähren und ſo durch eine ſich empfehlende Handlungsweiſe der ſchlechteſten Sache aufhelfen.

Bei jedem wöchentlichen Gottesdienſte pflegten die Chriſten ſeit uralter Zeit nach apoſtoliſcher Vorſchrift zum Beſten der Armen, der Kranken, der Wittwen und Waiſen, der Fremden und Gefangenen Collecten zu ſammeln, wozu ein jedes Glied nach Kräften beitrug. In außerordentlichen Fällen ſtellten die Biſchöfe noch beſondere Collecten an oder verordneten Faſten und verwandten das durch Abbruch von gewöhnlichen Lebensmitteln Erübrigte zur Linderung der nahen oder fernen Noth. Reichere Gemeinden der Hauptſtädte, wie die römiſche, ſchickten nicht ſelten Geldunterſtützungen in die entlegenſten Gegenden, beſonders für ſolche Brüder, die um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts ſammelte der Biſchof Cyprian mit ſeinen Geiſtlichen in kurzer Zeit eine Summe von über drei tauſend Thalern zur Loskaufung mehrerer numidiſcher Chriſten aus der Gefangenſchaft. Er überſandte die Gabe mit einem brüderlichen Sendſchreiben, worin es unter anderm heißt: „Da der Apoſtel Paulus ſagt: Wie viele von euch getauft ſind, die haben Chriſtum angezogen; ſo müſſen wir in unſeren gefangenen Brüdern den Chriſtus vor uns ſehen, der aus der Gefahr der Gefangenſchaft uns losgekauft, der uns von der Gefahr des Todes erlöſet hat. Wir müſſen uns gedrungen fühlen, den, der aus dem Schlunde des Satans uns befreit hat, der jetzt in uns bleibt und wohnt, aus den Händen der Barbaren zu befreien; durch eine kleine Summe Geldes den loszukaufen, der uns durch Sein Kreuz und Blut losgekauft hat, der deßhalb dieß geſchehen läßt, damit unſer Glaube geprüft werde, ob Jeder für den Anderen das thue, was er für ſich ſelbſt geſchehen ſehen möchte, wenn er ſelbſt von den Barbaren gefangen gehalten würde.“

Die Entrichtung des Zehnten, der Primitien und Oblationen pflanzte ſich vom Judenthum in die chriſtliche Kirche fort, zuerſt in freier Weiſe als verdienſtliches Opfer, ſpäter, etwa vom ſechsten Jahrhundert an als geſetz-

liche Verpflichtung, deren Vernachläſſigung gewiſſe kirchliche und nöthigenfalls ſelbſt bürgerliche Strafen nach ſich zog. Die meiſten Kirchenväter, Irenäus, Origenes, Gregor von Nazianz, Chryſoſtomus, Hilarius, Auguſtinus, Hieronymus und andere, billigen und empfehlen dieſe altteſtamentliche Einrichtung zur Nachahmung und behaupten mit vollem Rechte, daß die Chriſten den Juden an Frömmigkeit und Freigebigkeit nicht nachſtehen, ſondern ſie vielmehr übertreffen ſollen. Förmliche Kirchengeſetze aber, welche die Abgabe des Zehnten für jeden bei Strafe der Excommunication zur Pflicht machen, ſind vor dem Jahre 585 nicht nachweisbar, und bürgerliche Geſetze darüber mit Androhung rechtlicher Zwangsmittel kommen erſt ſeit Carl dem Großen im achten Jahrhundert vor, der ſelbſt den Zehnten von allen ſeinen Privatgütern und von den ſächſiſchen Beſitzungen an die Kirche entrichtete. In Europa findet ſich die Einrichtung des Zehnten noch heut zu Tage, entweder ganz oder theilweiſe in mehreren katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern, beſonders in England und in Schweden, und wird durch Staatsgeſetze aufrecht gehalten; während in anderen Ländern die weltliche Obrigkeit zum Theil ſchon in der Reformationszeit und noch mehr ſeit der franzöſiſchen Revolution, beſonders in Frankreich und Spanien, die rechtmäßigen Einkünfte der Kirche und ihre durch den frommen Sinn früherer Jahrhunderte aufgehäuften Beſitzungen vielfach geſchmälert und auf die ungerechteſte Weiſe an ſich geriſſen hat. In der orientaliſch-griechiſchen Kirche war und blieb es nach jüdiſchem Vorbilde und gemäß der Empfehlung der berühmteſten Väter Sitte, den Zehnten als freiwillige Gabe und Religionspflicht zu entrichten; aber geſetzlich iſt er dort nie eingeführt worden, und die Erzwingung deſſelben durch Androhung kirchlicher Strafen war ſogar durch Geſetze verpönt.

Was die Verwaltung der geſetzlichen und freiwilligen Opfergaben für die Religion betrifft, ſo wurden ſie im kirchlichen Alterthum unter der Aufſicht des Biſchofs und ſeines Oekonomen in vier Portionen getheilt, wovon die erſte dem Biſchof, die zweite ſeinem Klerus, die dritte den Armen zugewieſen, die vierte für den Unterhalt des Gottesdienſtes und der Kirchengebäude verwendet wurde. In einigen Gegenden machte man bloß drei Theile und überließ es dem Biſchof und der Geiſtlichkeit, je nach Bedürfniß für die Armen, Kranken, Reiſenden, Wittwen und Waiſen zu ſorgen.

Es wäre intereſſant und lehrreich, die Geſchichte der thätigen Liebe durch die verſchiedenen Perioden der Kirche zu verfolgen. Da würden uns ſelbſt aus den dunkelſten Zeitaltern, beſonders aus dem ſo wenig gekannten und ſo viel verläumdeten Mittelalter, glänzende Beweiſe der Selbſtverläugnung und Aufopferung für kirchliche und wohlthätige Zwecke entgegentreten, die wohl geeignet ſind, uns zur Bewunderung hinzureißen und tief zu beſchämen. Denn die Kirchengeſchichte iſt eine ununterbrochene Kette von Beweiſen, daß der Herr gemäß Seiner ausdrücklichen köſtlichen Verheißung Seine Kirche auch

Digitized by Google

nicht einen Augenblick verlaſſen, ſondern Sich ſtets in ihr mit der ganzen Fülle Seiner gottmenſchlichen Kräfte wirkſam erwieſen, mithin auch Seine Liebe, Sein Erbarmen, Sein Mitleid, Seine unbedingte Hingebung an Gottes Ehre und das Wohl der Menſchheit in Seinem Volke ausgeprägt hat. Allein eine ausführliche Geſchichte der Wohlthätigkeit würde uns weit über die Grenzen einer Abhandlung hinausführen, und wir müſſen daher nun auf *unſere eigenen Verhältniſſe* übergehen, worauf es uns hier am meiſten ankommt, um zu ſehen, inwiefern und in welcher Weiſe ſich nach Anleitung des Wortes Gottes und der Geſchichte ein geordnetes Syſtem der Wohlthätigkeit unter uns aufſtellen und durchführen laſſe.

(Schluß folgt.)

Koſſuth in Amerika.

Seit ſeiner Ankunft am fünften December des ſo eben ſeinem Ende zueilenden Jahres iſt der Exgouverneur von Ungarn im eminenten Sinne der Löwe des Tages und der Gegenſtand einer an Abgötterei grenzenden Bewunderung des Volkes der Vereinigten Staaten. Alle Zeitungen, religiöſe ſowohl als politiſche, alle Straßen und Sprechzimmer, ſelbſt die Hallen des Congreſſes in Waſhington ſind voll von dem magyariſchen Helden und der in ihm verkörperten ungariſchen Frage. Als vor fünfzehn Monaten die geniale ſchwediſche Sängerin an unſeren Küſten landete, da ſchienen beſonders die Neu-Yorker ihre Sinne verloren und den ſchwindelnden Gipfel einer fanatiſchen Begeiſterung erſtiegen zu haben. Allein in dem Enthuſiasmus für *Ludwig Koſſuth* übertreffen die Amerikaner ſich ſelbſt und liefern einen noch ſchlagenderen Beweis, daß ſie bei aller berechnenden Verſtändigkeit und praktiſchen Nüchternheit, die ihnen ſonſt eigen ſind, keiner einzigen Nation — die Franzoſen ſelbſt nicht ausgenommen — an Erregbarkeit und angebornem Hang zum Fanatismus nachſtehen. Die Empfangsfeierlichkeiten, welche ihm in Neu-York bereitet wurden, überbieten alles, was die Geſchichte der neuen Welt auf dieſem Gebiete aufzuweiſen hat; die Behörden der Stadt, die Redacteure der Zeitungen, die Advocaten und alle möglichen Geſellſchaften wetteifern miteinander, ihm Ehre zu erweiſen; von Albany, Philadelphia, Baltimore, Boſton ꝛc. ſind die ſchmeichelhafteſten Einladungen zum Beſuche an ihn ergangen und bereits die koſtſpieligſten Vorberei-

tungen zum Empfang getroffen worden; um der Sache die Krone aufzuſetzen, hat der Congreß der Vereinigten Staaten mit großer Stimmenmehrheit (— die Opponenten waren faſt lauter ſüdliche Sklavenhalter —) ihn im Namen der ganzen Nation als deren Gaſt bewillkommt und ebenfalls zu einem Beſuche in der Hauptſtadt eingeladen. Eine ſolche Ehre iſt zwar noch keinem Fremden, als dem franzöſiſchen General Lafayette, der ſich übrigens ganz beſondere Verdienſte um dieſes Land in den Befreiungskriegen erworben, und ſelbſt keinem Amerikaner, als dem großen Waſhington, zu Theil geworden; allein der Congreß konnte einen ſolchen Beſchluß allerdings ſchon der Conſequenz halber nicht wohl vermeiden, nachdem er einmal den erſten Schritt der Befreiung und feierlichen Abholung des Magyaren auf einem amerikaniſchen Kriegsſchiff gethan hatte.

Aber nicht bloß politiſche, ſondern ſelbſt religiöſe Körper, wie die methodiſtiſche und neu-presbyterianiſche Geiſtlichkeit von Neu-York, haben ihm ihre Huldigung dargebracht und ihm gratulirt, daß er in der Türkei nicht zum Muhammedanismus abgefallen ſei! (worauf er ſehr treffend und zugleich ſehr beſchämend antwortete: das ſei ja gar kein Verdienſt, denn wie könne Einer ſeinem Vaterland oder irgend einer Sache treu ſein, wenn er Gott untreu werde!) Der bekannte Prediger Beecher von Brooklyn hat ihm ſeine Kirche für eine Rede und Subſcription eingeräumt, und andere proteſtantiſche Geiſtliche ſind ſo weit gegangen, ihre eigene Würde und die Würde der Kanzel vergeſſend, Koſſuth zum Thema ihrer Predigten zu machen und die europäiſche Revolution ohne Weiteres mit der Sache der Freiheit und dem Fortſchritt des Evangeliums zu identificiren!

Zwar laſſen ſich allerdings auch einzelne mehr oder weniger mißbilligende Stimmen vernehmen, die mit großem Unrechte für feig und unrepublikaniſch verſchrieen werden; denn es gehört doch augenſcheinlich in dieſem Falle weit mehr Courage und Selbſtſtändigkeit dazu, dem wildrauſchenden Strom der öffentlichen Meinung zu widerſtehen, als ſich von ihm fortſchwemmen zu laſſen. In dieſer Oppoſition ſind am entſchiedenſten die katholiſchen Blätter, vor allem das Freeman's Journal von Neu-York, das Organ des Erzbiſchofs Hughes, der Koſſuth ſchon vor ſeiner Ankunft einen Humbug genannt hatte, weil er in einer Rede zu Southampton beiläufig den Jeſuitismus angegriffen und die Angelſachſen geprieſen, die nach Hughes' höchſt origineller Meinung eigentlich ſchon ſeit dem normanniſchen Wilhelm dem Eroberer gar nicht mehr exiſtiren ſollen, während die iriſchen Celten, denen er ſelbſt angehört, für ewige Dauer beſtimmt ſeien! Die Gründe der Oppoſition liegen alſo hier auf offener Hand, und die Inconſequenz ebenfalls, welche ihr in unſeren Augen den moraliſchen Werth benimmt, den wir derſelben ſonſt beizumeſſen geneigt wären. Denn in demſelben Athemzuge preiſen Hughes und ſein Journal die irländiſchen Rebellen und würden ohne Zweifel den ungariſchen Revolutionshelden bis an den Himmel erheben, wenn er nicht zufälliger Weiſe ein Proteſtant wäre und, ſtatt gegen das katholiſche Haus der Habsburger, vielmehr, als ein anderer O'Connel oder

Smith O'Brien, gegen die Königin Victoria und das proteſtantiſche England ankämpfte. Weit bedeutender aber, weil frei von religiöſen Vorurtheilen, ſcheint uns die Oppoſition eines ſo ausgezeichneten Blattes, wie des National Intelligencer von Washington, zu ſein, das zwar nicht gegen Koſſuth ſelbſt und ſeine Revolution auftritt, wie die London Times, aber ſeine kühnen Forderungen, die er an unſere Nation ſtellt, und ſeine Grundſätze über unſer Verhältniß zu andern Nationen als antiamerikaniſch und gefahrdrohend bekämpft.

Allein ſogewichtig dieſe und andere warnende Stimmen auch an ſich ſind und mit der Zeit noch mehr werden mögen, ſo verſchallen ſie doch in dem Geräuſche der unmittelbaren Gegenwart. Die große Maſſe der Bevölkerung unſerer Städte, die einen enormen Einfluß auf unſere Politiker ausüben, und die überwiegende Mehrzahl der öffentlichen Organe ſind wie bezaubert von dem Flüchtling, und jedes Wort, das von ſeinen Lippen ſtrömt, gießt neues Oel in das Feuer der Begeiſterung für ihn und die von ihm vertretene Sache. Da hält es denn ſelbſt in einem entlegenen Landſtädtchen, wo man doch dieſe beiſpielloſe Aufregung bloß in zweiter Auflage und durch den Daguerreotyp der Zeitungen lieſt, in der That ſehr ſchwer, ſeine ruhige Beſinnung zu behalten und vor dem blendenden Feuerwerk der populären Demonſtrationen zu Gunſten der Freiheit und vor dem betäubenden Lärm des ungemeſſenſten Beifalls nicht Sehen und Hören zu verlieren. Indeß, wir ſind feſt überzeugt, daß eine Reaction in der öffentlichen Meinung eintreten muß, und das Urtheil der Preſſe wird, vielleicht noch ehe dieſe Zeilen unſere Leſer erreichen, merklich modificirt werden, je mehr man zum Bewußtſein kommt, welche ernſtliche, unberechenbare Folgen eine unbedingte nationale Einwilligung in die coloſſalen Forderungen Koſſuths für unſer eigenes Land und für den ganzen europäiſchen Continent früher oder ſpäter nach ſich ziehen muß.

Denn es handelt ſich ja hier keineswegs bloß um einen einzelnen Menſchen und um eine perſönliche Angelegenheit. Sonſt wäre jener Enthuſiasmus eine pure Menſchenvergötterung und könnte den Amerikanern nur zur Schande gereichen. Allerdings iſt Koſſuth ſelbſt, was man auch von ſeinem moraliſchen Charakter und politiſchen Standpunkt halten mag, jedenfalls kein gewöhnliches Individuum, ſondern ohne alle Frage bereits ein weltgeſchichtlicher Name und bei weitem die bedeutendſte Perſönlichkeit, welche die europäiſche Revolution von 1848 zum Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit gemacht hat. Aus beſcheidenen Verhältniſſen hat er ſich durch Talent und Fleiß zum Advocaten, Editor, Volksrepräſentanten, Miniſter und zuletzt zum Gouverneur und Dictator einer kräftigen und ſtolzen Nation emporgeſchwungen. Er war die leitende Seele der ganzen ungariſchen Revolution, welche nur durch die überlegene Waffengewalt der beiden größten Mächte des europäiſchen Continents und durch inneren Verrath beſiegt werden konnte. Er hat für die Sache der Freiheit nicht nur gehandelt, ſondern auch gelitten, und ſelbſt in ſeinem türkiſchen Exil war ſein bloßer Name ein Schrecken für den Czar und ſeinen öſtreichiſchen Va-

ſollen. Eine faſt zweijährige Verbannung hat ſeine Kraft nicht im mindeſten zu brechen vermocht, vielmehr ging er aus derſelben unter dem großmüthigen Schutze des amerikaniſchen Freiheitsadlers mit neuem Muthe hervor, machte von Gibraltar einen Abſtecher nach England, hielt einen Triumphzug durch ſeine größeren Städte und elektriſirte durch ſeine argumentative und pathetiſche Beredtſamkeit die Volksmaſſen von Southampton, London, Mancheſter, Birmingham, und das alles in einer Sprache, welche er bloß aus Büchern erlernt hat. Die Verweigerung der Regierung Louis Napoleons, ihn durch Frankreich paſſiren zu laſſen, die ungünſtigen Berichte, welche aus reſpectabler und angeblich ganz authentiſcher Quelle über ſein höchſt anmaaßendes Benehmen auf dem gaſtfreundlichen Kriegsdampfſchiff Miſſiſſippi ihren Weg in amerikaniſche Blätter fanden, freilich aber auch bald darauf, man weiß noch nicht mit wie viel Grund, widerrufen wurden, die entſchiedene Oppoſition der London Times, der einflußreichſten Zeitung der Welt, die indifferente Stellung, welche die engliſche Regierung und die höheren Stände gegen den Koſſuth-Enthuſiasmus einnahmen, gaben dieſem in den mittleren und niederen Claſſen nur noch einen höheren Schwung und machten den ehemaligen Verkämpfer des entſchieden ariſtokratiſchen und feudaliſtiſchen Magyarenthums im feindlichen Gegenſatz zu allen anderen Nationen Ungarns, im eminenten Sinne zum Manne des Volkes und zum Apoſtel der Demokratie, zu welcher er ſich jetzt wenigſtens mit ſeinem Munde bekennt, während er ſie noch im Juli 1849 mit Verachtung von ſich wies. *) Mit einer ſolchen Geſchichte hinter ſich und mit den geſpannteſten Erwartungen vor ſich landete er auf dem freiſten Boden der Welt, trat mit den kühnſten Forderungen auf und unterſtützte ſie mit einer Beredtſamkeit, welche gerade die für dieſe Kunſt mehr, als für irgend eine andere, empfänglichen Amerikaner wie ein Bergſtrom unwiderſtehlich fortreißen mußte. Und allerdings haben wir hier einen überwältigenden Beweis von der Macht des lebendigen Wortes vor uns. Die Zaubertöne einer Jenny Lind können doch nur ein vorübergehendes Gefühl der Harmonie, der Befriedigung, der Glückſeligkeit hervorrufen; eine gewaltige Rede aber bemächtigt ſich der tieferen Geiſteskräfte, der Intelligenz, der Gedanken, des Willens, und zwingt zu Thaten. Die neulichen Reden des Magyaren ſind um ſo bewundernswerther, da das Engliſche nicht ſeine Mutterſprache iſt, und da er, ermüdet von der Seereiſe, ohnedieß etwas kränklich, wie es heißt, und von Adreſſen und Beſuchen überladen, offenbar meiſt faſt gar keine Zeit zur Vorbereitung hatte und ſich noch dazu auf ganz fremdem

*) Damals ſoll er der Concordia, einem demokratiſchen Journal in Turin geſchrieben haben: „Wiſſen Sie, was das Wort Demokrat unter uns bedeutet? Bei uns bedeutet es nichts anders, als Narr, Böſewicht, Gauner, Spion.“ Von da bis zu ſeiner Adreſſe an die Demokratie von Marſeille und zu ſeinen Declamationen in Neu-York iſt freilich ein ungeheurer Schritt. Aber circumstances alter cases und bei gewiſſen Menſchen auch principles.

Grund und Boden befand. Wir wüßten kaum einen amerikaniſchen Staatsmann, der ſich mit ſolcher Leichtigkeit in europäiſche, wie Kaſſuth in amerikaniſche Zuſtände hineinwerfen und in einem fremden Dialekt ſeinen Gedanken und Wünſchen einen gleich gewandten und kräftigen Ausdruck zu geben vermöchte.

Allein ſelbſt wenn Koſſuths frühere Geſchichte und Perſönlichkeit noch viel bedeutender wäre, als ſie wirklich iſt, und wenn ſeine Beredtſamkeit noch weit mehr Gewalt und Feuer hätte, als ſie nach den bisherigen Proben beſitzt: ſo ließe ſich doch daraus allein jene Wirkung nicht erklären. Sendet einen Prediger der Mäßigkeit oder irgend einer moraliſchen Reform, ja des ewigen Evangeliums ſelbſt, mit der Eloquenz eines Whitfield, eines Luther, eines Bernhard, eines Chryſoſtomus, eines Paulus und mit dem Feuer eines Moſes und Elias nach Neu-York und Philadelphia, er wird zwar einen viel tieferen, reineren und nachhaltigeren, aber bei weitem keinen ſo allgemeinen und rauſchenden Enthuſiasmus im Volke zu entzünden im Stande ſein, als Ludwig Koſſuth. Es iſt ſein Gegenſtand, ſein Thema, ſeine Angelegenheit, nämlich die vom Standpunkte des natürlichen Menſchen aufgefaßte, und den irdiſchen, ſelbſtſüchtigen Wünſchen und Glückſeligkeitstrieben der Maſſen angepaßte Idee der politiſchen Freiheit, der nationalen Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, einer ſocialen Reform von ganz Europa, was ihm dieſe Bedeutung gibt und dieſen Beifall der Welt ſichert. Koſſuth ſteht vor uns nicht als ein einzelnes Individuum, ſondern als ein Repräſentant gewiſſer Grundſätze von der größten ſocialen Wichtigkeit, als die Perſonification nicht nur der ungariſchen, ſondern der ganzen europäiſchen Revolution. Das iſt es aber gerade, was dieſen Demonſtrationen für ihn eine ſolche Bedeutung gibt und, falls ſie nicht wieder wie eine Rauchwolke ſich in leere Luft auflöſen werden, die bedenklichſten Folgen nach ſich ziehen, ja unſere ganze bisherige Politik verändern und uns in einen allgemeinen europäiſchen Krieg verwickeln könnte.

Mit einer Offenheit, welche man titaniſche Anmaaßung, wo nicht grenzenloſe Unverſchämtheit nennen muß, hat Koſſuth, der den Vereinigten Staaten nur Dank für unverdiente Generoſität ſchuldig iſt, ihnen dictirt, was ſie für ihn und ſeine Sache thun ſollen, und dieſe Forderungen mit unglaublicher Naivetät bloß *humble requests* genannt, — eine Ironie der Sprache, vor welcher die Selbſtbezeichnung des Papſtes, als „des Knechts der Knechte Gottes,“ in pures Nichts verſchwindet. Er, der offenbar — wie Daniel Webſters Brief an den amerikaniſchen Geſandten in Conſtantinopel vom Februar 1851 unwiderleglich ausweist — bloß in der Vorausſetzung aus ſeinem Exil befreit wurde, daß er alle weiteren Inſurrectionsverſuche gegen Oeſtreich aufgeben und hier das friedliche Leben eines amerikaniſchen Bürgers führen wolle, und der offenbar nur unter dieſer Vorausſetzung von der Pforte unſerem nationalen Schutze überlaſſen wurde, kommt in undankbarem und ſchaamloſem Mißbrauch der amerikaniſchen Gaſtfreundſchaft als Agitator und Demagog an unſere Küſten, verlangt einen officiellen Empfang als Gouverneur von Ungarn, eine öffentliche feindſelige Demonſtration gegen Oeſtreich und Rußland, eine Veränderung der internationalen Geſetze, und als er ſieht, daß man dazu in Waſhington keine Luſt hat, ſo nimmt er ſich heraus, uns den wahren Sinn unſe-

rer Conſtitution und der Politik des Vaters unſerer Republik auseinanderzuſetzen, ja an das ſouveräne Volk im Gegenſatz gegen ſeine rechtmäßige Regierung zu appelliren und dadurch die Fahne der Zwietracht mitten in unſer eigenes Lager zu verpflanzen!! Aber es wird ihm nicht gelingen. Die Amerikaner und ihre Repräſentanten in Waſhington haben viel zu viel geſunden praktiſchen Takt und viel zu viel Selbſtachtung, um ſich von einem, wenn auch noch ſo beredten Magyaren, und von dem vorübergehenden Enthuſiasmus der New-Yorker blindlings mit fortreißen und ſich von Schmausgeſellſchaften im Champagnerrauſch Geſetze und Pflichten vorſchreiben zu laſſen. Auf eine große Aufregung folgt immer früher oder ſpäter eine große Abſpannung, auf einen betäubenden Rauſch die nüchterne Beſinnung mit einem Gefühl der Beſchämung und dem Entſchluſſe der Beſſerung. So wird es auch in dieſem Falle gehen, und wir haben keinen Zweifel, daß Koſſuth, noch ehe er die Vereinigten Staaten verläßt, ſich in der öffentlichen Meinung dieſes Landes, die nicht auf der Oberfläche der vom Elemente der Aufregung lebenden radicalen Stadtpreſſe, ſondern in der eigentlichen Subſtanz der Nation zu ſuchen iſt, gewaltig enttäuſcht ſehen wird. Damit meinen wir nicht, daß ſeine ganze Angelegenheit in puren Humbug ſich auflöſen wird; das wünſchen wir ſelbſt keineswegs ſchon um unſerer Regierung willen, die ſich nun einmal jedenfalls ſo weit compromittirt hat, daß ſie für Koſſuth und ſeine Mitverbannten eine großmüthige Sympathie ausgeſprochen hat und die geſchehenen Schritte nicht zurücknehmen kann. Die Vereinigten Staaten können und dürfen nach ihrer Conſtitution und Geſchichte nie und nimmer mit dem Princip des Deſpotismus gemeinſame Sache machen, ſie ſollen und müſſen, als die Hauptträger freier Inſtitutionen, mit allen unrechtmäßig unterdrückten Nationen, mit allen conſtitutionellen Beſtrebungen nach nationaler Selbſtſtändigkeit und ordnungsmäßiger Freiheit lebhaft ſympathiſiren und den Verfolgten ein gaſtfreundliches Aſyl anbieten. Aber das glauben und das wünſchen wir, daß die Anſprüche Koſſuths bald in ihre Grenzen zurückgewieſen werden, und daß man unter uns immer mehr zur Einſicht des himmelweiten Unterſchieds zwiſchen wahrer conſtitutioneller Freiheit und ihrer Caricatur, der geſetzloſen Willkühr, komme, welche nur die Kehrſeite des ſchlechteſten Deſpotismus iſt.

Es iſt nicht unſere Abſicht, dieſe Anſprüche in ihrer Extravaganz, die ſie zur Unmöglichkeit macht, näher zu beleuchten, zumal da dieſer Artikel bereits über ſeine urſprünglich beabſichtigten Grenzen hinausgewachſen iſt. Nur einige kurze Andeutungen wollen wir noch ſchließlich beifügen:

1) Koſſuth verlangt von unſerer Regierung eine Erklärung der Unabhängigkeit Ungarns und titulirt und gerirt ſich noch fortwährend als Gouverneur dieſes Landes.*) Eine ſolche Erklärung wäre einfach eine politiſche Lüge, denn Ungarn iſt jetzt factiſch von Oeſtreich ebenſo abhängig, als Canada von England und Cuba von Spanien, und die Staaten haben es in ihrem gegenſeitigen Verkehr bloß mit factiſchen Zuſtänden und weder mit vergangenen Thatſachen, noch mit künftigen Möglichkeiten zu thun.

*) Es iſt ein unbegreiflicher diplomatiſcher Mißgriff des Präſidenten Fillmore, daß er in ſeiner letzten Botſchaft dem flüchtigen Exgouverneur in einem kurzen Paragraphen drei Mal den Titel Gouverneur beilegt, als ſei er es noch immer, und es ſteht dieß in auffallendem Widerſpruch mit ſeiner unbedingten Verdammung der ſeeräuberiſchen Expedition gegen Cuba und ihres Leiters Lopez, dem gar kein Titel beigelegt wird. Weit vorſichtiger hat der Congreß in ſeiner Bewillkommnungsreſolution alle Titulatur gänzlich vermieden.

2) Er verlangt eine radicale Veränderung unſerer bisherigen Neutralitätspolitik in Bezug auf andere Völker und eine Verbindung unſerer Regierung mit der engliſchen zur Verhinderung aller künftigen Einmiſchung Rußlands und anderer deſpotiſcher Mächte in die inneren Angelegenheiten Ungarns oder irgend einer anderen nach Unabhängigkeit ſtrebenden Nation. Koſſuth nennt dieß das Princip der Nicht-Einmiſchung (non-intervention), in Wahrheit aber wäre es eine Einmiſchung der freien Nationen, um die Einmiſchung deſpotiſcher Nationen abzuwehren. Abgeſehen davon, daß die Verwirklichung einer ſolchen Allianz zwiſchen den Vereinigten Staaten und England nur in einem ganz außerordentlichen Falle, wo die beiderſeitigen Intereſſen auf dem Spiele wären, denkbar iſt; ſo würde ein bloßer vereinigter Proteſt derſelben an dem Czar ſpurlos vorübergehen. Denn daß dieſer ſo leicht einzuſchüchtern ſei, wie Koſſuth meint, wird niemand glauben, der Rußland kennt, das von außen her ſchlechterdings unüberwindlich iſt, wie allein Napoleons Feldzug beweist, und deſſen coloſſale phyſiſche Macht bloß durch innere Aufſtände ſeiner eigenen, zum Freiheitsbewußtſein erwachenden Bevölkerung gebrochen werden könnte. Jener Proteſt müßte alſo, um irgend eine praktiſche Bedeutung zu erhalten, zu bewaffneter Einſchreitung übergehen. Dieß aber wäre nicht nur der ſicherſte Weg, ganz Europa in einen mörderiſchen Krieg und namenloſes Elend zu verwickeln, ſondern auch unſere eigene Freiheit zuletzt in einen militäriſchen Deſpotismus zu verwandeln. Es iſt aber keine Gefahr, daß unſere Regierung ſobald den Rath des weiſen Waſhington vergeſſen und jene friedliche Neutralitätspolitik, unter der die Vereinigten Staaten mit beiſpielloſer Schnelligkeit zu ihrer gegenwärtigen Macht herangewachſen ſind, zu Gunſten utopiſcher Freiheitsprojecte aufgeben werde, welche doch gerade durch ungehörige Einmiſchung in anderer Leute Angelegenheiten am allerwenigſten erreicht werden könnten.

3) Koſſuth erbittet ſich ſehr angelegentlich bei jeder Gelegenheit „ſubſtanzielle,“ „materielle“ Hülfe für einen neuen Aufſtand Ungarns gegen das Habsburgiſche Kaiſerhaus, und bereits ſind ihm von ſeinen Verehrern bedeutende Summen (in New-York allein über $30,000) eingehändigt worden. Man kann hier die bereitwillige Liberalität und den Eifer der Amerikaner für die Verbreitung freier Inſtitutionen lobend anerkennen, muß aber bei einigermaaßen gründlicher Kenntniß der europäiſchen Zuſtände doch entſchieden bezweifeln, daß dieſe Gaben, ſelbſt wenn ſie zu Millionen anſchwellen ſollten, den gewünſchten Zweck erreichen. Es iſt eine ganz abſtracte, wir möchten ſagen, abſolut unhiſtoriſche Anſicht, zu glauben, daß Europa nichts Eiligeres und Beſſeres zu thun habe, als die amerikaniſchen Einrichtungen und Zuſtände zu copiren. Es iſt dieß gerade ſo thöricht, als wenn man von Aſien verlangen wollte, europäiſch zu ſein, oder das Mittelalter zur Rechenſchaft darüber zöge, daß es nicht modern proteſtantiſch war. Jedes Land, jede Nation und jedes Zeitalter hat ſeine eigenthümliche Aufgabe in der Welt- und Kirchengeſchichte zu erfüllen. Und wir ſind ja ſelbſt auch noch nicht am Ende unſerer Entwicklung angelangt und haben keine Urſache, uns der Vollkommenheit zu rühmen.

Allein ſelbſt wenn man Europa freiere Inſtitutionen anwünſcht, wie wir das ſelber aus aufrichtiger Ueberzeugung thun, — denn wir ſind ein geborner Republikaner, ſo gut als jeder Amerikaner, — ſo fragt ſich erſt noch, ob der vorgeſchlagene Weg der blutigen Revolution und der Sieg des europäiſchen Radicalismus dazu führen oder nicht vielmehr einen neuen, noch viel ärgeren Deſpotismus nach ſich ziehen würde. Dieß iſt der wichtigſte Punkt, der den Amerikanern nicht genug eingeſchärft werden kann. Sie ſind auf ihrem eigenen Boden durchaus conſervativ und denken ſich die Freiheit immer im Bunde mit

Ordnung und Gehorſam gegen die Geſetze. Die europäiſche Demokratie aber, zu welcher ſich im Princip nun auch Koſſuth bekennt, wenn er auch an Charakter ſich vortheilhaft von ihr unterſcheiden mag, iſt im Allgemeinen ein zügelloſer Radicalismus, und ihre Häupter in Frankreich, Deutſchland und Italien ſind geſchworne Feinde der Kirche, des chriſtlichen Glaubens und aller höheren ſittlichen Grundſätze. Man darf nur einen Blick in die deutſchen politiſchen Flüchtlinge in New-York, Philadelphia, Cincinnati &c., ihre Saufgelage, ihre Zeitungsliteratur und ſonſtigen Producte, worunter eine Ueberſetzung von den gottloſen theologiſchen Schriften Tom Paine's beſonders hervorragt, hineinwerfen, um ſich ſofort davon zu überzeugen. Dieſer totale Mangel an ſittlicher und religiöſer Subſtanz iſt der Hauptgrund, warum die Revolutionen von 1848 ſo kläglich fehlſchlugen. Wäre für Europa die Wahl zwiſchen ruſſiſchem und öſtreichiſchem Deſpotismus einerſeits und zwiſchen der vernünftigen und ordnungsmäßigen Freiheit Englands und der Vereinigten Staaten andererſeits, ſo würden wir natürlich die letztere unbedingt mit Kopf und Herz vorziehen. Allein wenn die Alternative iſt zwiſchen dem Deſpotismus der Ordnung und dem Deſpotismus der Anarchie, ſo würden wir den erſteren für das geringere Uebel halten. Und dieß ſcheint eben leider gegenwärtig die wahre Sachlage der Dinge auf dem europäiſchen Continent zu ſein. Der Sieg der dortigen Revolutionspartei, nach der gegenwärtigen Beſchaffenheit ihrer Häupter zu ſchließen, wenn auch einzelne ehrenwerthe Ausnahmen zu machen ſind, zu denen wir Koſſuth recht gerne zählen möchten, würde höchſt wahrſcheinlich Europa nicht nur keine Freiheit bringen, ſondern es in einen ſchauerlichen Bürgerkrieg ſtürzen, es mit dem Untergang ſeiner Civiliſation, mit allgemeiner Anarchie und einem neuen Barbarismus bedrohen und gerade dadurch den endlichen Triumph des ruſſiſchen Panſlavismus, als des einzigen Retters der Geſellſchaft vom völligen Untergang, beſchleunigen. Das iſt nicht nur unſere, ſondern die Befürchtung der beſten und weiſeſten Männer, die auf dem Schauplatze der Begebenheiten ſelbſt leben und jene Verhältniſſe beſſer kennen, als die meiſten unſerer amerikaniſchen Politiker und Zeitungsredacteure. Wahre bürgerliche und religiöſe Freiheit iſt der größte Segen, religions- und ſittenloſe Zügelloſigkeit aber der größte Fluch, der eine Nation befallen kann. Vor ſolchem Uebel möge Gott Europa und Amerika in Gnaden bewahren.

Bücherſchau.

Evangeliſcher Liederſchatz für Kirche, Schule und Haus. Eine Sammlung geiſtlicher Lieder aus allen chriſtlichen Jahrhunderten geſammelt und nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Stadtpfarrer zu St. Leonhard in Stuttgart. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Stuttgart und Tübingen. Cotta'ſcher Verlag, 1850.

Unter allen chriſtlichen Confeſſionen hat keine einen ſo tiefen und reichen Schatz religiöſer Poeſie aufzuweiſen, als die evangeliſche, beſonders die lutheriſche Kirche von Deutſchland. Die Reformation hat die nationalen Zungen gelöſt und die Herzen zum Lob und Preis für die Wohlthat des Evangeliums aufgeſchloſſen, welches das unerſchöpfliche Thema für den Geſang der Ewigkeiten bilden wird. Wie unter den warmen Strahlen der Frühlingsſonne zahlloſe Blumen dem Erdreich

entſprießen, ſo ſind im 16ten und 17ten Jahrhundert aus dem neugepflügten Acker der Kirche jene heiligen Lieder und Choräle hervorgewachſen, die ſeitdem Tauſenden und Millionen nächſt dem Worte Gottes am meiſten Erbauung, Troſt und Friede bereitet haben und auch in künftigen Zeiten bereiten werden, wo nur die deutſche Zunge ertönt. Zwar hat der Winterſturm des Rationalismus und Indifferentismus im 18ten und Anfang des 19ten Jahrhunderts dieſes herrliche Blumenfeld mit Schnee und Eis bedeckt; aber vor dem neu erwachten Glaubensleben der letzten Jahrzehnte iſt dieſe kalte Decke großentheils geſchmolzen, und die Blumen haben wieder angefangen, ihr Haupt emporzurichten und ihren Wohlgeruch rings umher zu verbreiten.

Unter den verdienſtvollen Männern, welche ſeit etwa 20 Jahren dem deutſchen Publikum den unerſchöpflichen Liederſchatz der Vorzeit wieder zugänglich gemacht und die erbärmlichen rationaliſtiſchen Verwäſſerungen verdrängt haben, nimmt Albert Knapp, Einer der begabteſten und fruchtbarſten, ja zu ſeinem Nachtheil nur zu fruchtbare Dichter der neueren Zeit, eine hervorragende Stelle ein. Zwar ſtand er in der erſten Ausgabe noch ſelbſt viel zu ſehr unter dem Einfluß eines unkirchlichen Zeitalters, und obwohl ſeiner theologiſchen Ueberzeugung nach nichts weniger als ein Rationaliſt, hat er doch viele der ſchönſten und kraftvollſten Lieder, auch wo gar kein hinlänglicher Grund vorhanden war, willkührlich und mit rein ſubjectivem Belieben moderniſirt und dadurch viele der frömmſten und einſichtigſten Freunde der deutſchen Kirchenpoeſie tief verwundet. Der Dichter Knapp iſt viel zu ſehr unter dem Einfluß der Phantaſie und des Gefühls, um ein genauer und ſcharfer Kritiker zu ſein. Allein für dieſes Verfahren, der manchen als ein Frevel an dem Eigenthum der Kirche erſchien, iſt er von verſchiedenen Seiten her ſo ſcharf mitgenommen worden, auch ſind ſeit der erſten Auflage ſo viele andere tüchtige hymnologiſche Werke erſchienen, daß er mit ehrenwerther Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung ſich noch einmal an's mühſame Werk gemacht und nun dem Publicum eine gänzlich umgearbeitete Auflage des Werkes geliefert hat. Obwohl auch hier noch nach unſerem Geſchmack zu viele unnöthige Veränderungen ſtehen geblieben ſind, ſo ſteht ſie doch weit über der erſten Auflage und hat dieſe für kritiſche Zwecke gänzlich unbrauchbar gemacht. Er ſelbſt geſteht Vorrede S. 11: „Daß ich bei jenem Buche vielfach zu ſubjectiv, oft in heller Freudigkeit, zu Werke gegangen bin und hundertmal über die Schnur gehauen habe, bekenne ich gerne und mit herzlicher Beſchämung; denn kein Chriſt ſoll ſich weigern, ſeine Fehler zu geſtehen und zurückzunehmen ... Noch weiter bekenne ich, daß ich in manchem pedantiſch war und ſowohl in der Form als in der Auswahl der Lieder ſelbſt theils zu puriſtiſch, theils mit allzuängſtlicher Rückſicht auf die kirchlichen Versmaaße zu Werke ging.“ Ueberhaupt iſt die neue Ausgabe in jeder Hinſicht eine verbeſſerte zu nennen, wenn ſie auch noch vieles zu wünſchen übrig läßt. Sie enthält in 7 Büchern 3067 Lieder, die aus einer Maſſe von 80—100,000 Nummern ausgewählt ſind und von nahe an 600 verſchiedenen Dichtern herrühren. Denjenigen, welche einen Mittelweg zwiſchen willkührlicher Verbeſſerungsſucht und pedantiſchem Feſthalten an allen alten Formen vorziehen und zunächſt bloß erbauliche Zwecke im Auge haben, wird unter den größeren hymnologiſchen Werken dieſe zweite Ausgabe des Knappiſchen Liederſchatzes am meiſten anzurathen ſein, während diejenigen, welche auf das authentiſche Original zurückgehen wollen, beſſer thun, ſich das „Deutſche Kirchenlied“ von Wackernagel, deſſen Ausgabe von Paul Gerhard und ähnliche Werke anzuſchaffen.

Achtundzwanzig Evangeliſche Confirmationsſcheine mit Bibelſprüchen und Liederverſen und mit bibliſchen Bildern und Randzeichnungen ausgewählt und geordnet von Friedrich Ahlfeld, Paſtor zu St. Laurentii in Halle a. d. S., lithographirt und herausgegeben von Leopold Gaſt. St. Louis, Mo. Verlag von L. Gaſt. Preis 1 Dollar.

Inhalt und Zweck dieſer Confirmationsſcheine, für deren Zuſendung wir dem Herrn Verleger verbindlich ſind, erklärt der obige Titel hinlänglich, und wir können ſie nach aufmerkſamer Durchſicht allen deutſchen Predigern mit gutem Gewiſſen als entſchieden evangeliſche und ſehr paſſende Erinnerungszeichen an den wichtigen Tag der Confirmation empfehlen. Alles was geeignet iſt, dieſen ſchönen ehrwürdigen Gebrauch der deutſchen Kirche recht feierlich zu machen und dem Andenken der Jugend dauernd einzuprägen, verdient ermuntert und unterſtützt zu werden. Wir haben an dieſen Scheinen bloß auszuſetzen, daß in den Schlußworten das Wort „Beichtvater“ vorkommt, welches in dieſen puritaniſchen Regionen als „papiſtiſch“ vielfach Anſtoß erregen möchte und daher beſſer durch das keiner Mißdeutung ausgeſetzte „Paſtor“ oder „Lehrer“ oder „Seelſorger“ erſetzt würde.

Chriſtliche Dogmatik. Von J. H. A. Ebrard, Doctor und ordentlicher Prof. der reform. Theologie zu Erlangen. Erſter Band. Königsberg bei Unger, 1851.

Dr. Ebrard iſt ohne Frage Einer der gelehrteſten und fruchtbarſten Theologen der jüngeren Generation und Einer der treuſten und thätigſten Repräſentanten des deutſch reformirten Standpunktes in ſeiner neueren Geſtaltung. Von dieſem Standpunkte aus iſt auch dieſe Dogmatik geſchrieben, wovon einſtweilen der erſte Band erſchienen. Ein ausführlicheres und abſchließendes Urtheil über ein ſolches Werk wird beſſer verſchoben, bis daſſelbe im zweiten Bande vollendet vorliegt. Jedenfalls gibt es ſich trotz vieler Ausſtellungen, die wir im Ganzen und im Einzelnen bei einer eingehenden Recenſion zu machen hätten, ſchon auf den erſten Anblick als ein Product gediegener Wiſſenſchaft, gründlicher Forſchung und entſchieden evangelich-chriſtlicher Haltung kund und iſt nebſt der noch nicht vollendeten, mehr ſpeculativ angelegten Dogmatik Liebners und der compendiöſen, aber höchſt geiſtvollen Dogmatik Martenſens wohl das Bedeutendſte, was die letzten Jahre auf dieſem Gebiete erzeugt haben und dient zugleich den letzteren Werken zur Ergänzung theils durch die Verſchiedenheit der Methode und Behandlung, theils durch die Differenz des theologiſchen Standpunktes, welcher, wie ſchon bemerkt, im Weſentlichen reformirt iſt, während Liebner und Martenſen einer überwiegend lutheriſchen Weltanſchauung zugethan ſind, ſo jedoch, daß alle drei doch zugleich den einſeitigen Standpunkt des früheren Confeſſionalismus hinter ſich haben und der unirten Strömung der Theologie angehören; denn die unirte evangeliſche Richtung iſt in verſchiedenen Modificationen ohne alle Frage die Theologie der deutſchen Gegenwart und der deutſchen Zukunft und hat zugleich bei weitem am meiſten Ausſicht, einen anregenden und befruchtenden Einfluß auf den franzöſiſchen, holländiſchen, engliſchen, ſchottiſchen und amerikaniſchen Proteſtantismus auszuüben, bei dem ja bekanntlich die Namen Neander, Tholuck, Hengſtenberg, Olshauſen, Ullmann, Müller, Nitzſch, Tweſten, Dorner, Rothe, Lücke, Bleek u. ſ. w. bereits im größten Anſehen ſtehen. In der Chriſtologie bekennt ſich Ebrard in der Vorrede entſchieden zur reformirten Kirche und zwar ſonderbarer Weiſe aus Abneigung gegen den Neſtorianismus, den man ihr ſonſt häufig von lutheriſcher Seite vorgeworfen hat; in der Prädeſtinationslehre dagegen ſagt er ſich ebenſo entſchie-

den vom Calvinismus los (der in dieſem Punkte in der deutſchen Nationalität bekanntlich nie durchdringen konnte,) und erklärt ſich für einen Anhänger Melanchthons (deſſen Synergismus aber eben doch auch nur ein unvollkommener und wiſſenſchaftlich ungenügender Vereinigungsverſuch der göttlichen Gnade und menſchlichen Freiheit iſt;) in der Abendmahlslehre findet er bei beiden Confeſſionen eigenthümliche Wahrheitsmomente vertreten, und in der Eſchatologie hält er die ganze Theologie der Reformationszeit für unvollkommen oder, wie er ſagt, „ungeboren“ und einer weiteren Entwicklung bedürftig. Die Darſtellung iſt ſehr gewandt, fließend, energiſch und klar, aber wie bei allen anderen Ebrardſchen Schriften, zu breit, unnütz überladen mit fremden Ausdrücken, läßt die ſubjective Perſönlichkeit des Schriftſtellers zu ſehr hervortreten und mangelt jener Proportion, tiefen Ruhe, Feile und Abrundung, welche einem claſſiſchen Werke unentbehrlich ſind, ſich aber von einem Theologen unmöglich erwarten laſſen, der umfaſſende kritiſche, exegetiſche und dogmatiſche Werke in ſo raſcher Aufeinanderfolge erſcheinen läßt.

Kirchenchronik.

Elberfeld. Der deutſche Kirchentag. — Die Berl. Allg. Kztg gibt folgenden Bericht über den vierten deutſchen Kirchentag, den wir ſpäter durch weitere Nachrichten über die Verhandlungen ſelbſt zu ergänzen gedenken. „Der angekündigte „Vierte evangeliſche Kirchentag“ iſt im September nach Anleitung des mitgetheilten Programmes hier abgehalten worden. Von außen waren gegen 600 Theilnehmer gekommen, hier wurden gegen 2500 Eintrittskarten für die Kirche ausgegeben. Seitdem die Männer, welche dieß Unternehmen angeregt haben, auf die Erreichung eines praktiſchen Erfolges, namentlich der Anfangs vorangeſtellten Konföderation, verzichtet haben, ſind die jährlichen Verſammlungen in die Reihe jener öffentlichen Vorträge und Beſprechungen über kirchliche Gegenſtände eingetreten, welche ſich nur durch die größere oder geringere Menge der Beſucher unterſcheiden. Wenn nun auch die Elberfelder Verſammlung, die im nächſten Jahre in Bremen ſich treffen will, in dieſer Beziehung, ſo wie durch die Organiſation eines Central-Ausſchuſſes und die Verbindung mit dem Verein für innere Miſſion, unbeſtritten den erſten Platz in Deutſchland einnimmt, ſo iſt doch ihre äußere Bedeutung und Einwirkung nicht gleich hoch anzuſchlagen, da ihr das Anſehen der geſchloſſenen Partei fehlt und ſomit ihre Aeußerungen nur den freien Privatmeinungen beitreten, welche das Ihrige verſuchen, die öffentliche Meinung zu beſtimmen und zu leiten.

Geh. Oberregierungsrath v. Bethmann-Hollweg erſtattete als Vorſitzender des engeren Ausſchuſſes Bericht über die Geſchäftsführung während des verfloſſenen Jahres. Am 12ten Jan. d. J. ſei an alle deutſchen Regierungen ein Schreiben in Betreff der Sonntagsheiligung erlaſſen. Es ſei darin die Bitte ausgeſprochen, nicht die Heiligung des Sonntags zu erzwingen, ſondern den nöthigen Schutz zu

gewähren, damit der Kirche in ihrer Geſammtheit und dem Einzelnen die Möglichkeit gegeben werde, den Tag des Herrn zu heiligen; es ſei beſonders gebeten, daß bald Verordnungen zum Schutze erlaſſen werden möchten. Auf dieſes Schreiben ſei eine bedeutende Anzahl von Antworten erfolgt, z. B. aus Braunſchweig, aus Meiningen, Hannover, Württemberg u. ſ. w. In allen ſpreche ſich die Ueberzeugung aus, daß es hohe Zeit ſei, gegen die Sabbathſchänder einen Damm zu bauen, und es ſei daher Hoffnung, daß dieſe Angelegenheit einen gedeihlichen Fortgang nehmen werde. — Es ſei weiter im Namen des Kirchentages ein Aufruf an's deutſche Volk, ebenfalls die Sonntagsheiligung betreffend, erlaſſen; dieſer Aufruf ſei vom Prälaten Kapff aus Stuttgart verfaßt und in vielen tauſend Exemplaren verbreitet. — Auf dem vorigen Kirchentag ſei die Form des Eides mit Beziehung auf die in den Grundrechten feſtgeſtellte Eidesformel beſprochen. Es ſei damals als wichtig erſchienen, auch hier die Gewiſſen in Schutz zu nehmen, und beſchloſſen, ein Schreiben an die deutſchen Regierungen zu erlaſſen; dieſer Beſchluß ſei in Ausführung gebracht. Auch auf dieſes Schreiben ſeien Erwiederungen eingegangen, wenn auch nicht in ſo großer Zahl, welche zum Theil tief eingehende Erörterungen über die Sache enthielten. Sachſen-Altenburg und Weimar hätten erklärt, daß bei ihnen kein Anlaß zu Aenderungen ſei; mehrere andere Regierungen hätten hervorgehoben, daß die allgemeine Eidesformel ſchon längſt vor der Nationalverſammlung ohne Anſtoß gebraucht ſei. Hamburg dagegen habe eine Aenderung nicht als nothwendig anerkannt. (Aus einzelnen dieſer Antwortſchreiben wurden Bruchſtücke vorgeleſen.) — Der engere Ausſchuß ſei ferner beauftragt, den Druck und die Vertheilung der vorjährigen Verhandlungen zu veranlaſſen. Der Auftrag ſei ausgeführt. Die Verhandlungen ſeien gedruckt und beſonders den höchſten kirchlichen Behörden Deutſchlands zugeſchickt, mit dem Erſuchen, praktiſche kirchliche Fragen, deren Verhandlung man wünſche, für den dießjährigen Kirchentag zu bezeichnen. Faſt von allen Behörden ſeien auf dieſe Zuſchrift eingehende Antwortsſchreiben eingelaufen. Auf den letzten Wunſch ſeien allerdings nur wenige eingegangen. Die Kirchenbehörde Württembergs habe den Wunſch ausgeſprochen, daß die Organiſation der Kreis- und Diöcesanſynode beſprochen werden möge und der engere Ausſchuß habe um deßwillen dieſe Frage in das Programm der dießjährigen Verſammlung aufgenommen. Von Sachſen-Meiningen aus ſei eine ganze Reihe der intereſſanteſten Fragen bezeichnet; das deßfällige Schreiben ſei zu ſpät eingegangen, um es noch für dießmal zu berückſichtigen; der Ausſchuß behalte es ſich aber vor, einzelne dieſer Fragen der Verſammlung ſpäter zur Verhandlung zu ſtellen. Oldenburg habe darauf aufmerkſam gemacht, man möge den Grundgedanken des Kirchentags, den Kirchenbund, die Verbindung der amtlichen Organe der verſchiedenen Landeskirchen, nicht aus den Augen verlieren. Erfreulich ſei es, daß zum erſten Mal auch aus Oeſtreich eine evangeliſche Stimme an den Kirchentag ergangen ſei; das k. k. Konſiſtorium der lutheriſchen und helvetiſchen Konfeſſion habe ein Schreiben an den engeren Ausſchuß gerichtet. Der Referent wies darauf hin, wie aus dem Mitgetheilten hervorgeht, daß dem Kirchentage eine ſteigende Aufmerkſamkeit zugewendet ſei. „Nicht, als ob wir etwas wären," ſagte er, „wir ſind nur ein Mittel in der Hand des Herrn, ſein geiſtliches Haus zu bauen; auch nicht, als ob das Heil der Kirche vom den Hohen und Mächtigen abhängt; aber es iſt ein wichtiges Amt, welches in die Hände der höchſten Kirchenbehörden gelegt iſt, und es iſt eine Freude, daß der Geiſt des Glaubens je mehr in ihnen wirkt und offenbar wird." Der Referent berichtete dann über das, was geſchehen ſei, um die allgemeine Aufgabe, den Kir-

chenbund, zu fördern. Er habe in Stuttgart geſagt, es ſcheine die Verwirklichung ferner, als je; er ſchäme ſich des Wortes und des Kleinglaubens, aus dem es gefloſſen; der Herr ſelbſt habe ihn beſchämt. Schon in Stuttgart ſei ein kleiner Kreis von ſolchen, welche am Kirchenregimente Theil hätten, zu Beſprechungen zuſammengetreten. In Frankfurt a. M. habe eine Zweigverſammlung die Sache berathen und zwei Punkte feſtgeſtellt: 1. Es ſei wünſchenswerth, daß die höchſten kirchlichen Behörden der deutſchen Länder amtlich regelmäßig jährlich an einem deutſchen Orte zuſammenträten, um unverbindlicherweiſe ſich über kirchliche Maaßregeln zu einigen. 2. Es ſei wünſchenswerth, daß ein theologiſches Organ gegründet werde, in welchem alle kirchlichen Verfügungen und Erlaſſe aller deutſchen Länder, ſofern ſie von allgemeinerem Intereſſe wären, zuſammengeſtellt würden. — Es ſei Hoffnung, daß vielleicht bald etwas der Art zu Stande komme; daneben würde der Kirchentag in der freieren Form fortbeſtehen."

Deutſche Univerſitäten. — Im verfloſſenen Sommer lehrten auf 27 deutſchen Univerſitäten*) 1586 akademiſche Lehrer, nämlich 816 ordentliche Profeſſoren, 330 außerordentliche, 37 Honorarprofeſſoren und 403 Privatdozenten (nicht mit inbegriffen ſind 134 Sprach- und Exerzitienmeiſter, Fecht- und Tanzmeiſter ꝛc.). Die wenigſten Dozenten befinden ſich: in Münſter (18), Olmütz (22), Innsbruck (26), Gratz (32), Bern und Baſel (je 33), Roſtock (38); dagegen zählen die meiſten Lehrer: Berlin (167), München (102), Leipzig und Göttingen (je 100), Prag (92), Bonn (90), Breslau (84), Heidelberg (81), Tübingen (77), Halle (75), Jena (74). — Auf den 27 Univerſitäten ſtudirten im Ganzen 16,074, nämlich 14,404 Immatrikulirte und 1670 Nichtimmatrikulirte; davon kamen auf Berlin 2199, München 1817, Prag 1204, Bonn 1026, Leipzig 846, Heidelberg 624, Gratz 611, Jena 431, Gießen 409, Freiburg 403, Erlangen 402, Olmütz 396, Königsberg 332, Münſter 323, Marburg 272, Innsbruck 257, Greifswald 208, Zürich 201, Bern 184, Roſtock 122, Kiel 119, Baſel 65. Die Mittelzahl der immatrikulirtin Studenten an einer Univerſität iſt 533. Dieſe Mittelzahl überſchreiten nur 11 Univerſitäten, während 16 ſich unter ihr halten.

Dazu fügen wir ein ſpecielles Verzeichniß der theologiſchen Fakultäten.

I. Katholiſch-theologiſche Fakultäten:

München	279	Studenten;	44	Ausl.	Tübingen	152	Studenten;	31	Ausl.
Breslau	241	"	3	"	Olmütz	137	"	—	"
Bonn	196	"	12	"	Gratz	100	"	—	"
Prag	188	"	3	"	Würzburg	86	"	1	"
Münſter	186	"	24	"	Gießen	1	"	—	"
Freiburg i. B.	169	"	52	"					

Es ſtudiren alſo katholiſche Theologie auf 11 Univerſitäten 1735; die Mittelzahl 157 wird von 6 Univerſitäten überſchritten.

II. Proteſtantiſch-theologiſche Fakultäten:

Halle	338	Studenten;	56	Ausl.	Gießen	61	Studenten;	3	Ausl.
Berlin	184	"	40	"	Breslau	59	"	1	"
Erlangen	170	"	40	"	Heidelberg	47	"	7	"
Leipzig	168	"	41	"	Königsberg	45	"	—	"
Tübingen	147	"	29	"	Zürich	29	"	2	"
Göttingen	124	"	38	"	Kiel	26	"	—	"
Jena	85	"	21	"	Bern	23	"	—	"
Bonn	77	"	34	"	Greifswald	22	"	—	"
Marburg	74	"	1	"	Roſtock	18	"	3	"

Es ſtudiren alſo proteſtantiſche Theologie auf 18 Univerſitäten 1697; die Mittelzahl 94 wird von 6 Univerſitäten überſchritten. [B. A. Ztg.

*) Wir verſtehen darunter die Univerſitäten „deutſcher Zunge." Mit Wien beträgt die Summe derſelben eigentlich 28; da wir aber von Wien keine näheren Angaben haben, als daß auf der dortigen Univerſität 108 Lehrer docirten, ſo laſſen wir dieſe Hochſchule ganz weg.

Digitized by Google

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. Februar, 1852. Nro. 2.

Syſtematiſche Wohlthätigkeit.

(Schluß.)

3. Syſtematiſche Wohlthätigkeit in Amerika.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ſind bekanntlich Kirche und Staat von einander getrennt, ähnlich wie in den erſten drei Jahrhunderten bis zu Conſtantin dem Großen, nur mit dem, freilich ſehr bedeutenden Unterſchied, daß damals der Staat, der mit dem heidniſchen Götzendienſt auf's engſte verbunden war, die Kirche geſetzlich gar nicht anerkannte und ſie ſogar blutig verfolgte, während bei uns beide Mächte friedlich neben einander beſtehen und ſich wenigſtens mittelbar gegenſeitig beſchützen; denn einerſeits genießen unſere religiöſen Corporationen den Schutz der bürgerlichen Geſetze für Perſon und Eigenthum, und andererſeits bildet das Chriſtenthum der Nation offenbar die moraliſche Grundlage und Stütze unſerer Republik, ohne welche ſie ſich in kurzer Zeit in völlige Anarchie auflöſen müßte. Obwohl wir die kirchliche und religiöſe Indifferenz unſerer Staatsverfaſſungen, ſofern ſie ein Product des im vorigen Jahrhundert ſo weit verbreiteten Unglaubens iſt, beklagen müſſen, und keineswegs für den normalen Zuſtand halten können, der vielmehr eine allgemeine Herrſchaft des chriſtlichen Princips über alle Kräfte und Verhältniſſe des individuellen und nationalen Lebens verlangt: ſo ziehen wir doch die Trennung und das unabhängige Nebeneinanderbeſtehen der weltlichen und geiſtlichen Macht jener Herrſchaft des Staates über die Kirche und der Einmiſchung des erſteren ſelbſt in die inneren Angelegenheiten der letzteren, wie ſie vielfach in Europa zum Nachtheil der Religion und Frömmigkeit Statt findet, unendlich vor und haben alle Urſache Gott zu danken, daß die Kirche hier vollkommene Freiheit genießt und alle ihre eigenen Angelegenheiten ſelbſtſtändig und ungeſtört verwalten kann. Denn es ziemt ſich nicht, daß die freigeborne Himmelstochter, die königliche Braut des Gottmenſchen und Weltheilandes zur dienſtfertigen Magd der irdiſchen Gewalt und ihrer materiellen Intereſſen herabgewürdigt werde. Je weniger die Kirche im Beſitz und in der Ausübung ihrer angebornen Rechte gehemmt wird, deſto wohlthätiger wird ſie auch auf die bürgerliche Geſellſchaft einwirken; je mehr ſie als eine Dienerin Chriſti, als eine unmittelbar göttliche Stiftung zum Heile der Welt geachtet wird, deſto mehr wird

ſie ſich auch im edelſten Sinn als Dienerin des Volkes erweiſen, wie Chriſtus Selbſt, der Herr des Himmels, in freier Liebe uns gedient und Sich bis in den Tod für uns aufgeopfert hat.

Eine natürliche Folge dieſes Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat und der damit zuſammenhängenden unbeſchränkten Gewiſſensfreiheit, wie ſie in den Vereinigten Staaten ohne Ausnahme geſetzlich beſteht, iſt nun das ſogenannte Freiwilligkeitsſyſtem in der Unterſtützung der Religion. Hier muß die Kirche überall unmittelbar ſelbſt für ihre Bedürfniſſe ſorgen und die zur Ausübung ihrer Pflichten und zur Erreichung ihrer wohlthätigen Zwecke nöthigen Geldmittel ſich verſchaffen. Sie hat zwar allerdings das Recht, von ihren Gliedern gewiſſe Beiträge zu ihrem Unterhalte zu verlangen, und iſt ſogar heilig verpflichtet, ihnen dieſelben als eine weſentliche Uebung der Frömmigkeit ernſtlich an's Herz und Gewiſſen zu legen. Allein ſie kann niemanden äußerlich durch rechtliche Zwangsmittel zu dieſen Beiträgen nöthigen, wie der Staat, ſondern darf ſich dabei bloß geiſtiger Motive bedienen, die ſich an das Gewiſſen und den freien Willen wenden. Denn ſie iſt keine Geſetzesanſtalt, die in der phyſiſchen Nothwendigkeit ihren Grund und das irdiſche Wohl der Geſellſchaft zum Ziele hat, wie das bürgerliche Gemeinweſen, ſondern eine auf das Evangelium gegründete ſittlich religiöſe Gemeinſchaft zur Verbreitung der Ehre Gottes und zur ewigen Beſeligung der Menſchen. Zwar könnte ſie hier zur factiſchen Löſung einmal gegebener Verſprechungen und Unterſchriften die Staatsgeſetze zu Hülfe rufen; aber dadurch würde ſie ihrer Natur zuwiderhandeln, ihre Würde preisgeben und ihren Einfluß im Volke untergraben. Die einzigen Strafen, welche der Kirche als Kirche zu Gebote ſtehen, ſind ſelbſt wieder ſittlicher Art, nämlich zuerſt geheime, dann öffentliche Ermahnung und im ſchlimmſten Falle Ausſchließung vom Genuſſe der Gnadenmittel bis zum Eintritt der Buße. Körperliche Strafen aber und Beraubung bürgerlicher Rechte können nur vom politiſchen Gemeinweſen ausgehen, alſo für Verletzung religiöſer Pflichten da gar nicht eintreten, wo Staat und Kirche von einander getrennt ſind, außer in den wenigen Fällen, wo der erſtere mit der letzteren gemeinſame Sache macht, wie das z. B. bei der Sonntagsfeier und der Monogamie unter uns der Fall iſt.

Dieſer Zuſtand der Dinge hat nun freilich die nachtheilige Folge, daß der Unterhalt der Kirche und ihrer Diener ſehr erſchwert wird, und ihr vielfach die Beiträge derer entzogen werden, die mit ihr in keiner inneren Verbindung ſtehen, obwohl ſie dennoch die äußeren Segnungen der chriſtlichen Civiliſation genießen, ihr alſo auch zum Danke verpflichtet ſind. Allein auf der anderen Seite iſt doch das Freiwilligkeitsſyſtem der evangeliſchen Natur der Kirche vollkommen angemeſſen und ruft eine Maſſe individueller chriſtlicher Liebesthätigkeit und Aufopferung hervor, die dann wieder den wohlthätigſten Einfluß auf alle anderen Gebiete des religiöſen Lebens ausübt. Am glänzendſten beweiſt dieß das Beiſpiel der „Freien Kirche von

Schottland," welche ſeit ihrem Austritt aus der Staatskirche ebenfalls auf das Freiwilligkeitsſyſtem angewieſen iſt, und in den letzten acht Jahren mit ihren 800 Gemeinden über 12 Millionen Dollars, alſo ohne Zweifel weit mehr als den Zehnten ihres Einkommens für kirchliche Zwecke beigeſteuert hat. Ihre Beiträge für die Miſſion überſteigen die der viel reicheren Staatskirche um mehr als das Doppelte. Auch bei uns wiegen wohl die guten Folgen dieſes Syſtems die vielen zum Theil höchſt widerwärtigen Quälereien auf, welche allerdings der Kirche durch die Verwaltung ihrer eigenen Geldangelegenheiten bereitet werden. Wir ſollen uns alſo durch unſere bisherigen Schwierigkeiten nicht entmuthigen laſſen und nach den Fleiſchtöpfen einer mit militäriſcher Pünktlichkeit regierten und beſoldeten Staatskirche zurückſehnen, vielmehr mit allen uns zu Gebote ſtehenden ſittlich religiöſen Mitteln darauf hinarbeiten, in unſeren Gemeinden den rechten Geiſt chriſtlicher Liebe und Wohlthätigkeit zu wecken. Wenn dieſer Geiſt einmal da iſt, dann werden auch die Gaben von ſelbſt in der wünſchenswerthen Ausdehnung und Regelmäßigkeit eintreffen. Aber allerdings dürfen wir unſere eigenthümlichen Verhältniſſe bei den nachfolgenden Vorſchlägen nie aus dem Auge verlieren und in unſerer kirchlichen Geſetzgebung nie weiter gehen, als die Ueberzeugung und der gute Wille unſerer Gemeinden zuläßt. Die erſten Schritte in dieſem Punkte müſſen bei der dermaligen Beſchaffenheit unſeres deutſchen Volkes ſachte und mit großer praktiſcher Vorſicht geſchehen; ſonſt ertönt gleich das tolle Geſchrei von Pfaffenherrſchaft und Gewiſſenstyrannei. Geſetze zu machen, die nicht ausgeführt werden können, iſt ſehr unweiſe und kann nur dazu dienen, die Achtung vor dem Geſetze überhaupt zu untergraben.

Von dieſem Geſichtspunkte aus bitten wir auch die folgenden Vorſchläge zu beurtheilen. Sie ſind eben bloße Vorſchläge, die nicht weiter gehen wollen, als die gegenwärtigen Verhältniſſe rathſam zu machen ſcheinen und ſich ſelbſt wieder höherer Begutachtung und Entſcheidung anheimſtellen.

Gehen wir nun auf die einzelnen Gegenſtände ein, für deren Unterſtützung ein geordnetes religiöſes Gemeinweſen zu ſorgen hat. Wir können dieſelben in drei Claſſen abtheilen: 1) der Gemeindegottesdienſt, 2) die allgemein kirchlichen Anſtalten und Unternehmungen, 3) die Armen und Nothleidenden.

a) Die Erhaltung des Gemeindegottesdienſtes.

Die Unterſtützung des Gemeindegottesdienſtes ſchließt in ſich die Beſoldung des Predigers, den Bau, die Erhaltung und Ausbeſſerung des Kirchengebäudes, die Anſchaffung der heiligen Geräthe, die Pflege der Jugendbildung, kurz alles das, was zum Gedeihen der einzelnen Localgemeinde gehört. Hier kann die Wohlthätigkeit am meiſten in Anſpruch

genommen werden, und hier wird ſie auch viel allgemeiner und in größerem Maaßſtabe, als für andere Zwecke geübt, weil dieſes Object dem Einzelnen am nächſten ſteht und ihm unmittelbar einleuchtet.

1. Die Beſoldung des Predigers ſollte weder zu hoch, noch zu niedrig und gerade ſo groß ſein, als nöthig iſt, ihm ein anſtändiges, ſeinem Stande und dem ſocialen Charakter ſeiner Gemeinde entſprechendes Auskommen zu ſichern und ihn zugleich in den Stand zu ſetzen, ſeiner Heerde auch durch Mildthätigkeit gegen die Armen ein gutes Beiſpiel zu geben und ſie zur Nachahmung anzuſpornen. Reichthum iſt in der Regel — ehrenvolle Ausnahmen gibt es natürlich immer und überall — dem geiſtlichen Stande mehr nachtheilig als förderlich, macht leicht weltlich geſinnt und lähmt die Energie des Wirkens; wenn ſich noch Habſucht und Geiz dazu geſellen, ſo ruiniren ſie ſeinen ſittlichen Einfluß faſt völlig und bringen ihn in Verachtung. Das entgegengeſetzte Extrem förmlicher Armuth verwickelt den, der ganz dem Dienſte des Wortes und Altars ſich widmen ſoll, in zeitliche Sorgen, ſchneidet ihm zu ſeinem eigenen und der Gemeinde Nachtheil die Hülfsmittel zur weiteren Ausbildung ſeines Geiſtes ab und entmuthigt ihn in ſeiner Pflichterfüllung. Hier gilt im vollen Sinn: Mittelmaaß iſt die beſte Straß. Wenn wir in dieſem Punkte unſere Gemeinden mit anderen Kirchen vergleichen, ſo darf man ihnen ein größeres Maaß der Freigebigkeit wohl anempfehlen. Unſere Prediger, ſowohl in der lutheriſchen, als in der reformirten Kirche, haben im Durchſchnitt eine weit geringere Beſoldung, als die Geiſtlichen der leitenden engliſchen Benennungen in Gemeinden von ähnlichen Vermögensumſtänden erhalten, und doch haben ſie amtlich vielleicht zwei Mal ſo viel zu thun, indem ſie nicht ſelten vier bis acht Gemeinden bedienen und allem Wind und Wetter ſich ausſetzen müſſen. Möchten doch unſere Laien bedenken, daß es für ſie ſelbſt vor Gott und der Welt die größte Schande iſt, ihre geiſtlichen Hirten darben zu laſſen. In ihrem Prediger ehrt die Gemeinde ſich ſelbſt, in ihm verachtet ſie ſich ſelbſt.

2. Was die Errichtung und Ausbeſſerung von Gebäuden zu ausſchließlich gottesdienſtlichem Gebrauche betrifft, ſo ſind ſolche zwar nicht abſolut nothwendig, wie die Zeiten der Verfolgung und die meiſten Miſſionsſtationen zeigen, da man den allgegenwärtigen Gott überall im Geiſte und in der Wahrheit anbeten kann. Sie ſind aber deſſen ungeachtet ſehr wichtig für den geordneten Fortbeſtand einer Gemeinde und werden daher ſich nach dem Vorbilde der jüdiſchen Synagogen und des Tempels, ſo wie nach der allgemeinen Sitte der chriſtlichen Kirche überall einſtellen, wo die Verhältniſſe es irgend geſtatten.

In unſerem Lande wird in Bezug auf Kirchengebäude eine große Thätigkeit entfaltet, und ſeit einigen Jahren iſt auch faſt allgemein ein gebildeterer Geſchmack für kirchliche Baukunſt erwacht, ſelbſt in ſolchen Or-

nominationen, die urſprünglich vom Grundſatz der größten Einfachheit des Gottesdienſtes ausgingen und Thürme, Glocken und Orgeln gänzlich verwarfen. Nicht nur Katholiken und Biſchöfliche, ſondern auch Presbyterianer, Congregationaliſten, Baptiſten und Methodiſten haben angefangen, prachtvolle und koſtſpielige Häuſer der Andacht zu bauen, freilich nicht ſelten in ſonderbarem Mißgriff des Styls und in auffallendem Widerſpruch zwiſchen der Außenſeite und der inneren Einrichtung. Manche unſerer proteſtantiſchen Kirchen ſehen Theatern oder heidniſchen Götzentempeln weit ähnlicher, als chriſtlichen Gotteshäuſern, während andere zwar auswendig gothiſch, d. h. mittelalterlich katholiſch, inwendig aber ganz ſchmucklos puritaniſch ſind und ſtatt eines Altars, der in früheren Zeiten als das unentbehrliche Allerheiligſte angeſehen wurde, ein pomphaftes theatraliſches Gerüſte für den geiſtlichen „Redner“ haben, der dann eine unnöthige und ganz ungebührliche Parade macht und den Liturgen und Prieſter gänzlich verſchlingt. Ueberhaupt herrſcht bei unſeren modernen Kirchenbauten im Allgemeinen viel zu ſehr die äußerliche Rückſicht auf leibliche Bequemlichkeit über der Rückſicht auf Feierlichkeit vor. Eine Kirche iſt ein Haus der Andacht und ſollte ſchon durch ihre äußere Erſcheinung und Einrichtung uns von der Erde zum Himmel erheben und das Gefühl in uns erwecken: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du ſteheſt, iſt heiliges Land.“

Abgeſehen von ſolchen Zwittergeſtalten, in welchen der Widerſpruch der Mode mit der hergebrachten Dogmatik, die Disharmonie des Bauſtyls mit der Idee des Gottesdienſtes zu Tage kommt, können wir die erwachte Vorliebe für ſchöne Kirchen im Allgemeinen nur gutheißen, und wir freuen uns über jeden Fortſchritt, der in dieſer Hinſicht unter uns gemacht wird. Wenn wir für uns ſelbſt ſchöne Häuſer bauen, warum nicht vielmehr für Gott? Dem Herrn gebührt das Beſte. Manche meinen zwar, das Geld könnte viel beſſer angewandt werden, wenn man es den Armen gäbe, ſtatt einen todten Steinhaufen damit aufzurichten. So dachte auch Judas, der Verräther, als Maria mit köſtlichem Narden-Oel des Erlöſers Füße ſalbte, und verdeckte mit dieſer heuchleriſchen Theilnahme für die Armen nur ſeinen ſchmutzigen Geiz. Man ſoll das Eine thun und das Andere nicht laſſen. Ein majeſtätiſches Haus Gottes iſt eine ſteinerne Predigt, die jeden aufmerkſamen Beſchauer von der Erde zum Himmel, von dem Vergänglichen zum Ewigen hinweiſt und ihm mit ſchweigender Beredtſamkeit von den Gebeten, von den Thaten aufopfernder Liebe und Frömmigkeit erzählt, die Stein auf Stein gehäuft zur Ehre des Herrn und zur Beförderung der Andacht Seiner verſammelten Gemeinde. Ja ein einziger gothiſcher Dom mit ſeinen Thürmen, als ſo vielen Fingerzeigen zum himmliſchen Jeruſalem, mit dem geheimnißvollen Helldunkel ſeiner gemalten Scheiben, mit ſeinen majeſtätiſchen Gewölben, ſeiner feierlichen Stille, ſeinem erſchüttern-

den Glockengeläute hat von Jahr zu Jahr, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie einſt der Tempel zu Jeruſalem, unzählige irdiſche Gedanken verſcheucht, zu Thaten der Liebe angefeuert und Sünder zum Stillſtand und zum ernſten Nachdenken über ihren Seelenzuſtand gebracht.

3. Endlich gehört zum vollſtändigen Gedeihen der einzelnen Gemeinde auch eine *Schule*, und hier iſt ein neues Feld für unſere Wohlthätigkeit eröffnet, das wir aber hier nur flüchtig berühren können. Es war eine ſchöne Sitte unſerer Väter, daß ſie neben die Kirche zugleich eine Schule hinbauten und nächſt dem Prediger des Evangeliums nach einem Lehrer ihrer Jugend ſich umſahen. Kirche und Schule ſind auf's engſte mit einander verbunden. Die Kirche iſt die Mutter aller Volksbildung, und die Schule ſoll wiederum ſein eine Pflanzſtätte der Kirche, ſo daß man ſagen kann: vom Haus in die Schule, von der Schule in die Kirche, von der Kirche in den Himmel. Nur wenn beide Hand in Hand gehen, kann jede ihren Zweck vollſtändig erreichen.

Nun hat ſich zwar neuerdings die Civiliſation Europa's und Amerika's, die durchaus eine Frucht des Chriſtenthums iſt, großentheils von ihrem mütterlichen Boden, der Kirche, undankbar losgetrennt, und auch unter uns iſt ein Syſtem der Volksſchulen errichtet werden, das ausſchließlich unter der Aufſicht des *Staates* ſteht und ſich, wie dieſer, gegen die Religion ganz gleichgültig verhält. Wir wollen nicht verkennen, daß dieſe Einrichtung viel zur Weckung der ſchlummernden Geiſteskräfte unſerer Nation beitragen und in dieſer Hinſicht viel Gutes ſtiften kann. Allein wenn die Kirche hier nicht in irgend einer Weiſe ergänzend eingreift, ſo fürchten wir, daß unſere Volksſchulen eine ungläubige Generation erziehen und den Segen der Bildung in Fluch verwandeln werden. Denn nur *die* Bildung iſt ein Segen für ein Volk, welche auf ſittlicher und religiöſer Grundlage ruht und die ewigen Intereſſen unſeres unſterblichen Geiſtes im Auge behält. Zwar haben wir die *Sonntagsſchulen*, welche den Mangel des religiöſen Unterrichts in unſeren Elementarſchulen zu erſetzen ſuchen und in der That die Theilnahme und thätige Hülfe jedes Chriſten und Menſchenfreundes in hohem Grade verdienen. Indeß läßt ſich mit Grund bezweifeln, ob ſie dem Bedürfniſſe ganz entſprechen und das oben angedeutete Unheil auf die Dauer allein abzuhalten im Stande ſein werden. Uns ſcheint es, daß bloß die Errichtung eines regelmäßigen Syſtems von *Parochialſchulen* unter der directen Aufſicht der Kirche allen Anforderungen gewachſen ſei und daher die Aufmerkſamkeit aller Freunde ächter intellectueller und zugleich ſittlich religiöſer Volksbildung auf ſich ziehen ſollte. Es iſt hohe Zeit für unſere Claſſen und Synoden, ernſtlich daran zu denken, ehe die Fluthen eines ungläubigen Zeitgeiſtes über unſeren Häupten zuſammenſchlagen und die Stimmen der Kirche verſpotten. Einzelne Verſuche der Art ſind bereits in mehreren Gemein-

den gemacht worden und haben ſich bewährt. Indeß wenn die Kirche gute Schulen erhalten will, ſo muß ſie auch für gute Schullehrer, alſo für eine Anſtalt ſorgen, wo dieſelben für ihren wichtigen Beruf regelmäßig vorbereitet werden. Unſere Staatsſchulen ſind zum Theil eben deßhalb in einem ſo wahrhaft miſerablen Zuſtand, weil die meiſten Staaten noch gar nicht an die Gründung von Schullehrerſeminarien und Normalſchulen gedacht haben und daher die Jugend mitunter ſolchen anvertrauen, die ſelbſt nöthig hätten, vorher die Elemente zu lernen. Die Kirchen könnten eine ſolche Anſtalt zur Bildung von Schullehrern am leichteſten und wohlfeilſten in Verbindung mit den bereits beſtehenden Collegien zu Stande bringen.

Dabei darf jedoch die Kirche nicht ſtehen bleiben. Sie iſt mit der Elementarbildung, die dem ganzen Volke ohne Ausnahme zugänglich gemacht werden ſoll, nicht zufrieden, ſondern befördert auch diejenigen, welche Talent und Trieb zu weiterer Ausbildung haben, auf die höheren und höchſten Stufen der Cultur. Sie iſt zugleich die Mutter der Collegien und Univerſitäten, wie die Geſchichte nachweist. Daher gehört es zu einem vollſtändigen Syſtem der Erziehung, daß jeder kirchliche Diſtrict, heiße er nun Claſſis oder Synode, eine claſſiſche Vorbereitungsſchule, oder wie man hier zu Lande ſagt, eine Akademie, und jede Benennung Ein oder je nach Umfang und Bedürfniß mehrere Gymnaſien oder Collegien, und wo die Verhältniſſe es zulaſſen und rathſam machen, ſogar eine vollſtändige Univerſität mit allen vier Facultäten gründe und leite, worin die begabteſten Jünglinge für die verſchiedenen höheren Berufsarten herangebildet werden. Dieß führt jedoch bereits über den Geſichtskreis der Gemeindebedürfniſſe hinaus und kann daher bloß flüchtig angedeutet werden. Nur ſo viel ſei hier noch geſagt, daß die Kirche, wenn ſie ihre volle Pflicht thun, mit der Zeit im edelſten Sinne fortſchreiten und auf die ganze Nation einen allſeitig geſegneten Einfluß ausüben will, durchaus der großen Sache der Erziehung, der Geiſtes- und Herzensbildung in all ihren Graden und Formen annehmen und ſie mit dem Geiſte des Evangeliums weihen und heiligen muß. Es gehört zu den ermunterndſten und hoffnungsreichſten Erſcheinungen in der Geſchichte der lutheriſchen und deutſch-reformirten Kirche Amerikas, daß der Eifer für Bildung unter ihnen in neuſter Zeit nach langem Schlummer gewaltige Fortſchritte gemacht hat, wie allein ſchon ihre Akademieen, Collegien und Seminare zeigen, die alle innerhalb der letzten 20 oder 30 Jahre entſtanden ſind.

4. Nun fragt es ſich aber, wie ſollen die nöthigen Mittel für dieſe verſchiedenen Zweige des Gemeindegottesdienſtes herbeigeſchafft werden. Hier empfehlen wir nach altteſtamentlichem und altkirchlichem Vorbilde die Entrichtung des Zehnten, als eines freiwilligen Opfers, das aus dem in-

neren Drange und mit freudigem Herzen unſerem Herrn und Heiland dargebracht werden möge. Dieſe Einrichtung rührt von dem allweiſen Gott Selbſt her und bedarf daher keiner menſchlichen Empfehlung und Rechtfertigung. Sie empfiehlt ſich ohnedieß von ſelbſt auch der vernünftigen Betrachtung. Es wird dadurch von dem Reichen nicht zu wenig, von dem Unbemittelten nicht zu viel, ſondern von jedem gerade nach Maaßgabe ſeiner Kräfte gefordert und demjenigen, der gar keine Einnahmen hat, auch gar keine Abgabe zugemuthet. Es wird gewiß ſchwer halten, eine beſſere Anordnung zu treffen, als diejenige, die von Gott Selbſt herrührt und von der chriſtlichen Kirche zu allen Zeiten mehr oder weniger gebilligt und ausgeübt worden iſt.

Nun erlauben uns aber allerdings die oben berührten Verhältniſſe, in die wir hier hineingeſtellt ſind, durchaus nicht, den Zehnten zur geſetzlichen Pflicht zu machen und unſeren Gemeinden als Taxe aufzulegen unter Androhung der Kirchenzucht. Das wäre beſonders unter unſeren Deutſchen abſolut unausführbar und würde die nachtheiligſten Folgen haben. Wir dürfen in dieſem Punkte nicht weiter gehen, als die Kirche in den erſten Jahrhunderten, die zwar den Zehnten auch als für Chriſten verbindlich anſah, aber die factiſche Entrichtuug deſſelben dem freien Willen der Einzelnen überließ. Denn förmliche Kirchengeſetze darüber finden ſich, wie oben erwähnt, erſt ſeit dem ſechsten Jahrhundert, und Staatsgeſetze nicht vor dem achten. Alles, was wir darin einſtweilen thun können, iſt, daß wir die Sache als eine gottwohlgefällige Gabe empfehlen. Wir müſſen uns und unſer Volk mit dem Gedanken vertraut machen, daß wenigſtens der zehnte Theil unſeres Einkommens dem Herrn gebühre, von welchem der Segen unſerer Arbeit kommt, und zur Förderung Seines Reiches auf Erden verwandt werden ſolle, daß wir, ſtatt den Juden an Frömmigkeit und Wohlthätigkeit nachzuſtehen, ſie vielmehr darin in demſelben Maaße übertreffen ſollten, in welchem die Herrlichkeit des neuen Bundes die des alten Bundes überſtrahlt. Dieſe Verpflichtung dürfen wir ſelbſt denen empfehlen, welche nicht communicirende Glieder der Kirche ſind. Denn wenn ſie auch, zu ihrem eigenen großen Schaden, die geiſtlichen Segnungen derſelben nicht unmittelbar genießen, ſo ziehen ſie doch allerlei unſchätzbare zeitliche Vortheile von ihr, und der Beſtand und das Gedeihen der Kirche iſt ſelbſt für die Sicherheit ihrer Perſon und ihres Eigenthums, für das Wohl ihrer Kinder und Kindeskinder von ungleich größerer Wichtigkeit, als der Beſtand und die Wohlfahrt des Staates, der ohne den directen und indirecten Einfluß der Religion und Sittlichkeit gar nicht blühen, die Autorität ſeiner Geſetze nicht aufrechthalten und am allerwenigſten die Segnungen der Freiheit genießen könnte. Wie ſie alſo dem Kaiſer geben, was des Kaiſers iſt, ſo ſollten ſie ſchon aus dieſen niederen Rückſichten Gott geben, was Gottes iſt.

O, wenn wir Chriſten, wir Kinder Gottes und Erben des ewigen Lebens

die zahlloſen Wohlthaten Gottes gehörig würdigten, wenn wahre Dankbarkeit und Gegenliebe für Seine unendliche Liebe unſere Herzen durchglühte: ſo würden wir Ihm und Seiner Kirche nicht nur den Zehnten, ſondern ſo viel wir nur irgend von unſeren Einnahmen entbehren können, freudig opfern; ja jene Fälle alter Zeiten, die jetzt leider unter uns faſt ganz ausgeſtorben ſind, würden dann häufig wiederkehren, daß reiche Jünglinge und Männer, Jungfrauen und Wittwen, in buchſtäblicher Erfüllung des Wortes unſeres Heilandes Matth. 19, 21, alle ihre Güter verkauften, wohlthätigen Zwecken widmeten, und, ihr Kreuz auf ſich nehmend, in freiwilliger Armuth dem Herrn nachfolgten, Der hier auf Erden nicht hatte, wo Er Sein Haupt hinlegte, und arm wurde, um uns reich zu machen.

Daß die Entrichtung des Zehnten, wenn ſie auch nur von dem größeren Theile der Chriſten befolgt würde, hinreichend wäre für alle Bedürfniſſe des Gemeindegottesdienſtes und der Jugendbildung, das läßt ſich bei dem wohlhabenden Zuſtand unſeres Landes wohl gar nicht bezweifeln. Ja wahrſcheinlich würde ſich ein bedeutender Ueberſchuß herausſtellen, der dann je nach beſter individueller Ueberzeugung an andere wohlthätige Zwecke vertheilt oder der allgemeinen Kirchenkaſſe überliefert und von dieſer beſonders zur Unterſtützung bedürftiger Miſſionsſtationen verwendet werden ſollte. In der Freien Kirche von Schottland fließen nach dem Vorſchlage des ſeligen Dr. Chalmers alle Gemeindebeiträge zum Unterhalt der Prediger in die allgemeine Kirchenkaſſe, woraus allen Geiſtlichen ein gleichmäßiger Antheil (150 Pf. St.) bezahlt wird, wozu dann noch beſondere, je nach der Stellung eines jeden größere oder geringere Nebeneinnahmen kommen. Jedoch iſt dieſer Plan bisher, was die beabſichtigte Summe betrifft, noch nicht vollſtändig verwirklicht worden, und Dr. Chalmers hat noch kurz vor ſeinem Tode das Princip der *gleichmäßigen* Vertheilung des Predigerfonds aufgegeben und die Kirche um Aenderung deſſelben gebeten, die indeß bis jetzt noch nicht vorgenommen worden iſt. Für unſere Verhältniſſe läßt ſich wohl dieſer Plan, ſo viel auch zu ſeinen Gunſten geſagt werden kann, nicht einführen, außer in Bezug auf unſere Miſſionsſtationen, und wir müſſen daher einſtweilen jedenfalls jeder Gemeinde die Verwaltung ihrer eigenen pecuniären Angelegenheiten anheimſtellen.

5. Neben dem Zehnten pflegten die Juden, wie wir oben (S. 8 f.) geſehen haben, den Prieſtern einen Theil der *Erſtlinge* zu geben. An dieſes Vorbild ſchloß ſich ſchon in den erſten Zeiten der Kirche die Sitte an, dem Geiſtlichen neben ſeiner fixen Beſoldung bisweilen freiwillige Geſchenke zu machen. Dieſer Gebrauch iſt an und für ſich nur zu loben und ſehr wohl geeignet, den Hirten zu ermuntern und das Band zwiſchen ihm und ſeiner Heerde feſter zu knüpfen. Die ſogenannten Stolgebühren aber (jura stolae oder stola, im Gegenſatz zu jura altaris) oder Accidentien, d. h. die pflichtmäßige Bezahlung aller Amtshandlungen, wie

Taufen, Confirmationen, Begräbniſſe, ſo wie das ſogenannte Beichtgeld, waren im chriſtlichen Alterthum unbekannt oder als eine Art von Simonie (Apg. 8, 18 ff.) geradezu verboten und ſind erſt ſpäter in der griechiſchen und römiſchen Kirche gebräuchlich und von dieſen in die meiſten proteſtantiſchen Kirchen fortgepflanzt worden. Sie haben allerdings die große Gefahr, den heiligen Handlungen ein handwerksmäßiges, lohnſüchtiges Anſehen zu verleihen und dadurch das geiſtliche Amt in den Augen des Volkes herabzuwürdigen. Daher bedauern wir die Abſchaffung dieſer Sitte in den meiſten unſerer engliſchen Gemeinden keineswegs, müſſen aber dabei behaupten, daß in unſeren europäiſch deutſchen Gemeinden eine plötzliche Veränderung in dieſem Punkte unweiſe und darum nicht rathſam wäre.

b) Die Unterſtützung der allgemein kirchlichen Anſtalten und Unternehmungen.

Der zweite Gegenſtand der chriſtlichen Wohlthätigkeit ſind die allgemeinen Anſtalten und Unternehmungen der Kirche. Dahin rechnen wir die theologiſchen Seminare, die Erziehung frommer und begabter Jünglinge zum heil. Predigtamt, die inländiſche und ausländiſche Miſſion.

Wir ſind nicht nur Glieder einer einzelnen Gemeinde, ſondern einer Confeſſion und durch dieſe zugleich Glieder der ganzen chriſtlichen Kirche und ſollen daher den lebendigſten und thätigſten Antheil an allen ihren wohlthätigen Einrichtungen und Operationen nehmen. Wer bloß für ſeine Localgemeinde ſich intereſſirt, der hat gar keinen Begriff von der chriſtlichen Kirche, von jener Gemeinſchaft der Heiligen, die alle Länder und Zeiten, ja Himmel und Erde umfaßt, und verkennt auch ganz das Wohl ſeiner beſonderen Gemeinde. Denn wie das einzelne Glied am Körper nur gedeihen kann, wenn der ganze Körper geſund iſt, ſo verhält es ſich auch in unſerem Falle. Das Wohl und Wehe, die Ehre und Schande, die Blüthe und der Verfall einer Denomination und der einzelnen Gemeinden gehen Hand in Hand. Gewöhnlich ſind daher auch die, welche an den allgemeinen Angelegenheiten und Anſtalten der Kirche kein Intereſſe haben, auch die nachläſſigſten Gemeindeglieder, und umgekehrt. Die individuelle oder perſönliche Frömmigkeit muß ſich nothwendig zur congregationellen oder localgemeindlichen, die congregationelle zur denominationellen oder confeſſionellen, die denominationelle, damit ſie nicht in Sectirerei und Parteigetriebe ausarte, zur allgemein kirchlichen oder im guten Sinne katholiſchen Frömmigkeit erweitern und mit dem ganzen Leibe Chriſti in allen Zeiten und Ländern lebendig ſympathiſiren.

Der Zweck der Kirche Chriſti im Allgemeinen, ſo wie ihrer einzelnen Zweige oder Confeſſionen, iſt derſelbe mit dem Zweck der Menſchwerdung des Sohnes Gottes, nämlich die Erlöſung der Welt von Sünde und

Elend, die Wiedergeburt, die Bekehrung, die Heiligung und die Vollendung des ganzen menſchlichen Geſchlechts, bis daß Gott ſei Alles in Allem. Dieſes erhabene Ziel kann aber nur erreicht werden durch die von Gott Selbſt geordneten Gnadenmittel, d. h. vor Allem durch die Predigt des Evangeliums und die Verwaltung der Sacramente. Dieſes aber kann wieder nicht geſchehen ohne lebendige Organe, denen das Amt des Wortes und des Altars pflichtmäßig zukommt. „Wie ſollen ſie glauben, von dem ſie nicht gehöret haben? Wie ſollen ſie aber hören ohne Prediger? Wie ſollen ſie aber predigen, wo ſie nicht geſandt werden?" (Röm. 10, 14. 15.) Da nun ferner jeder Beruf, vor Allem ein ſo ſchwieriger und verantwortlicher, wie das Amt, das die Verſöhnung predigt, eine ſorgfältige Vorbereitung erfordert, und da ferner zu allen Zeiten ein großer, wo nicht der größte Theil der Geiſtlichkeit aus den niedrigen und unbemittelten Ständen hervorgegangen iſt: ſo muß die Kirche, um jenen Zweck zu erreichen, für die Heranbildung frommer und fähiger Jünglinge zum Predigtamt Sorge tragen, damit ſie theils in ſchon gegründeten Gemeinden das Chriſtenthum erhalten, theils das Wort des Lebens in das einheimiſche und ausländiſche Miſſionsfeld bis zu den fernſten Heiden tragen. Die gründliche Bildung zum Predigtamt erfordert aber ferner eine regelmäßige theologiſche Schule, und dieſe ſetzt wieder andere Schulen voraus, worin die Elementarkenntniſſe und die allgemeinen Wiſſenſchaften und Künſte gelehrt werden, ohne welche die Theologie der nöthigen Grundlage entbehrt.

Daraus ergibt ſich der enge unauflösliche Zuſammenhang, in welchem die vier obengenannten allgemeinen Operationen der Kirche ſtehen. Die ausländiſche Miſſion kann nie gedeihen ohne die inländiſche Miſſion, ohne einen lebendigen Eifer inmitten der Chriſtenheit ſelbſt. Wo ſollen aber die Miſionäre, die Prediger und Hirten für das In- und Ausland herkommen, wenn die Kirche ſich nicht um die Heranbildung derſelben bekümmert, und wie ſollen dieſe Prediger Andere im Worte Gottes unterrichten, wenn ſie ſelbſt nie einen gehörigen Unterricht darin genoſſen haben? Und wo könnten dieſe nöthigen Kenntniſſe leichter, ſicherer und gründlicher erworben werden, als in einer eigens dazu beſtimmten Anſtalt, d. h. in einem Predigerſeminar? Wir können daher alle jene vier Zweige der Wohlthätigkeit weſentlich als Eine und dieſelbe Angelegenheit betrachten und auch die Unterſtützung derſelben unter Einem Geſichtspunkte auffaſſen.

Es fragt ſich nun, welches die beſte Methode zu dieſer Unterſtützung ſei, damit die Kirche innerlich gedeihe, ſich ſtets einen tüchtigen Nachwuchs von Geiſtlichen ſichere und zugleich die Grenzen des Reiches Jeſu Chriſti ſammt ſeinen zahlloſen Segnungen immer weiter und weiter ausdehne. Hiefür kann uns die Tempelſteuer der Israeliten zum Vorbilde dienen. Wie bereits bemerkt, mußte nach göttlicher Einrichtung jeder Jude von 20 Jahren und darüber, ohne Unterſchied des Standes und Vermögens jährlich einen

halben Sekel oder eine Doppeldrachme, d. h. nach unſerem Gelde etwa 30 Cents zur Erhaltung des allgemeinen Nationalheiligthums, alſo zuerſt der Stiftshütte und ſpäter des Tempels zu Jeruſalem beitragen. „Der Reiche ſoll nicht mehr geben und der Arme nicht weniger, als den halben Sekel zur Gabe für Jehovah, zur Verſöhnung eurer Seelen.“ (2 Moſ. 30, 13—16. vgl. 2 Chron. 24, 6.) Selbſt der Heiland pflegte mit Seinen Jüngern dieſe Abgabe zu entrichten, obwohl Er, als der eingeborne Sohn Gottes und als der Herr des Tempels, von der Verpflichtung frei war. (Matth. 17, 24—27.)

Wenn nun die Juden unter der unvollkommenen Offenbarung des alten Bundes und in einer Zeit, wo der Werth des Geldes weit höher war, als gegenwärtig, nebſt dem Zehnten, den Erſtlingen und den freiwilligen Gaben für die Armen noch jährlich 30 Cents für die Erhaltung des gemeinſamen Mittelpunktes ihres Gottesdienſtes beitrugen: ſollten wir unter der vollkommenen Offenbarung des neuen Bundes, im Genuſſe der zahlloſen Wohlthaten des Evangeliums, in einem reichen, freien und glücklichen Lande nicht freudig bereit ſein, die verhältnißmäßig geringere Summe von wenigſtens 50 Cents für ſämmtliche allgemeine Zwecke der Kirche, zu der wir gehören, jährlich beizuſteuern? Gegenwärtig fällt die Unterſtützung unſerer Seminare, unſerer Erziehungs- und Miſſionsſache einem kleinen Theile unſerer Glieder zur Laſt, die dann faſt über ihr Vermögen thun müſſen, da Hunderte und Tauſende ſich darum gar nicht kümmern. Durch die Einführung und Durchführung einer allgemeinen Regel aber würde das Mißverhältniß ausgeglichen, von keinem zu viel gefordert und doch im Ganzen weit mehr einkommen, als gegenwärtig. Die Zahl der communicirenden Glieder der reformirten Kirche wird auf wenigſtens 80,000 angeſchlagen. Würde jedes einen halben Thaler jährlich in den allgemeinen Schatz der Kirche legen, ſo erhielten wir $40,000, womit wir unſere wiſſenſchaftlichen Anſtalten in kurzer Zeit feſt begründen, unſere Miſſionsoperationen verdoppeln und verdreifachen und zugleich eine viel größere Anzahl frommer Jünglinge zum Predigtamt heranbilden könnten, als gegenwärtig leider der Fall iſt. In der lutheriſchen Kirche, die nach den ſtatiſtiſchen Angaben mehr als zwei Mal ſo ſtark iſt, würde natürlich auch die Einnahme mehr als das Doppelte betragen. Wir wollen aber, um ſicherer zu gehen, zunächſt bloß einen Durchſchnittsbeitrag von 25 Cents von jedem Mitgliede vorſchlagen, es natürlich jedem freilaſſend, mehr zu geben, wenn er kann und will. Selbſt in dieſem Falle würde doch weit mehr in den allgemeinen Kirchenſchatz kommen, als bisher ſowohl bei Lutheranern, als Reformirten und Unirten der Fall war, und die Unterſtützung unſerer allgemeinen Wohlthätigkeitszwecke könnte ohne alle Schwierigkeit geſchehen.

Die gelegenſte Zeit zur Einzahlung dieſer Beiträge an den Prediger oder Kirchenrath wären die Sonntage, an welchen das heilige Abendmahl ausge-

theilt wird, was in unſeren Gemeinden gewöhnlich vier Mal des Jahres geſchieht. Um aber das Syſtem zuzuſpitzen, und ihm die gehörige Regelmäßigkeit und Promptheit zu geben, wäre es nöthig, einen *allgemeinen Schatzmeiſter der Kirche* zu ernennen, deſſen Geſchäft es wäre, dafür zu ſorgen, daß die Beiträge ihm von den Predigern pünktlich überliefert werden, und daß dann die ſo eingelaufenen Gelder unter der Aufſicht der Synode oder eines ſynodalen Committees und gegen gehörige Garantie an die vier Zweige der allgemeinen kirchlichen Thätigkeit je nach dem Bedürfniß eines jeden vertheilt werden. Das letztere ließe ſich freilich in der amerikaniſch lutheriſchen Kirche wegen ihres Mangels an Verfaſſungseinheit nicht ſo leicht, oder wenigſtens nicht ganz in derſelben Weiſe ausführen, als in der deutſch reformirten.

Sollte dieſer Vorſchlag eines jährlichen Beitrags von nicht weniger als 25 Cents für jedes communicirende Glied keinen Beifall finden, ſo wüßten wir keinen beſſeren Plan vorzuſchlagen, als für jeden der vier oben genannten wohlthätigen Zwecke jährlich eine Collecte ohne Feſtſtellung irgend einer beſtimmten Summe zu veranſtalten, was ſchon öfter von den Synoden empfohlen und auch theilweiſe ausgeführt worden iſt, aber bei weitem nicht mit der Regelmäßigkeit und Allgemeinheit, wie man wünſchen muß. Auch für dieſe Collecten würden ſich die Communionstage und beſonders das Erntefeſt am beſten eignen.

c) Der Unterhalt der Armen.

Der dritte Gegenſtand der chriſtlichen Wohlthätigkeit iſt die Sorge für die *Armen und Nothleidenden*. „Arme habt ihr allezeit bei euch,“ ſagt der Heiland. Gott läßt dieſe Unterſchiede des Vermögens in der menſchlichen Geſellſchaft fortbeſtehen, theils um die Armen in der Demuth, Genügſamkeit, Neidloſigkeit und Dankbarkeit zu üben und ihren Sinn von der Erde zum Himmel und zu den unvergänglichen geiſtigen Schätzen des Reiches Gottes zu richten, die ihnen ſtets zugänglich ſind, theils um den Reichen fortwährend Gelegenheit zur Ausübung der Liebe und Wohlthätigkeit zu geben. Die heilige Schrift iſt voll von Aufforderungen zu dieſer Tugend und legt ihr köſtliche Verheiſſungen bei: „Wer ſich des Armen erbarmt,“ heißt es ſchon im A. T., „der leihet dem Herrn, Der wird ihm wieder vergelten,“ und der Heiland verſpricht ſogar, einen Trunk Waſſers, dem Durſtigen gereicht, an jenem großen Tage reichlich zu belohnen. Daher hat denn die Kirche zu allen Zeiten ſich mit beſonderer Liebe und Sorgfalt der Armen, Kranken und Nothleidenden aller Art angenommen. Zeugen davon ſind die zahlloſen Armen-, Waiſen-, Kranken-, Fremdenhäuſer und ähnliche wohlthätige Anſtalten, wodurch ſich chriſtliche Länder und Völker vor den Regionen des Heidenthums ſo vortheilhaft auszeichnen.

Auf dieſem Gebiete der Wohlthätigkeit iſt der Kirche ein Rivale erwach-

ſen in den vielen geheimen Geſellſchaften, welche neuerdings gewaltig zugenommen haben, und zwar nicht ohne Schuld der Kirche ſelbſt, welche ihre Pflicht und Schuldigkeit zum Theil verſäumt oder nur halb gethan hat. Wir denken nicht daran, dieſe Geſellſchaften an und für ſich zu verdammen, ſo wenig als die Staatsſchulen. Sie mögen in ihrer Weiſe ganz löblich und zweckmäßig ſein und zur Förderung gewiſſer Tugenden beitragen, vorausgeſetzt, daß ſie nicht über ihren Kreis hinausgehen und ſich an die Stelle der Kirche und des poſitiven Chriſtenthums ſelbſt ſetzen, wie das zuweilen wenigſtens den Anſchein hat. Im letzteren Falle würde ſich ihr Segen ſo gewiß in Fluch kehren, als die Staatsſchulen verderblich wirken müſſen, ſobald dieſe in feindſeligen Gegenſatz gegen die Religion treten und den Unglauben befördern. Allein auch ganz abgeſehen von dieſen möglichen Folgen müſſen wir zunächſt beſtreiten, daß die geheimen Geſellſchaften im ſtrengen Sinne wohlthätiger Natur ſind, obwohl ſie häufig dafür ausgegeben werden. Vielmehr ſind es im Grunde bloß gegenſeitige Verſicherungsgeſellſchaften, deren Mitglieder im Fall der Krankheit einen Lohn für geleiſtete Dienſte, nämlich die Zinſen für ihre wöchentlichen oder monatlichen Beiträge erhalten und mithin durch das Intereſſe der Selbſterhaltung und des Eigennutzes zuſammengehalten werden. Ueber den Kreis der beitragenden Mitglieder und ihrer Familien erſtreckt ſich die Liebesthätigkeit dieſer Vereine gar nicht und darum können ſie auch nie und nimmer die Kirche erſetzen. Denn die Gaben der chriſtlichen Liebe und Wohlthätigkeit ſind frei und unverdient und erſtrecken ſich gerade am meiſten auf diejenigen, welche von den Wohlthaten jener Geſellſchaften ſchon darum ausgeſchloſſen ſind, weil ſie die pecuniären Bedingungen nicht erfüllen können. Ja, wo es ſich um die Linderung handgreiflicher leiblicher Noth handelt, da fragt die Liebe nicht einmal nach ſittlichem Verdienſt und Würdigkeit, obwohl ſie allerdings die Art und Weiſe ihrer Abhülfe nach der Beſchaffenheit ihres Gegenſtandes weiſe berechnet. Sie gleicht dem barmherzigen Samariter, der, ſeinen Nationalhaß vergeſſend, ſich des unter die Mörder gefallenen Juden erbarmt und ihn auf's aufopferndſte verpflegt, während der Prieſter und Levit gleichgültig an ihm vorübergehen. Sie ahmt ihren Urheber, Gott Selbſt, nach, der ja Seine Sonne über Böſe und Gute ſcheinen und über Gerechte und Ungerechte regnen läßt. — Sodann iſt es mit der Abſchaffung der leiblichen Noth ſelbſt noch nicht gethan; dieſe ſoll vielmehr bloß die Brücke für eine höhere ſittlich religiöſe Liebesthätigkeit ſein. Denn die Vorſehung ſendet Armuth und Krankheit, um uns auf unſere inneren Schäden, auf unſere viel größere Seelennoth aufmerkſam zu machen und uns zum wahren geiſtigen Reichthum, zum Beſitz der Schätze zu führen, welche Roſt und Motten nicht verzehren können. Dieſen pädagogiſchen Zweck aber kann keine bloß moraliſche Geſellſchaft erreichen, ſondern allein

die chriſtlich religiöſe Geſellſchaft, die Gott Selbſt dazu gegründet, und welcher allein Er auch ewige Dauer verheißen hat.

Es iſt daher heilige Pflicht jeder einzelnen Gemeinde, welche Jeſum Chriſtum, den großen Arzt des Leibes und der Seele, bekennt, für die Armen und Nothleidenden, zunächſt in ihrer eigenen Mitte, mit ſelbſtverläugnender und aufopfernder Liebe zu ſorgen. Es wäre eine entſetzliche Schmach, wenn die Kirche dieſes Werk dem Staate oder den philanthropiſchen Geſellſchaften überlaſſen wollte, die es doch nicht in der rechten Weiſe und mit dem gehörigem Erfolge ausführen könnten.

Wie ſoll nun aber dieſe Pflicht auf eine planmäßige Art von jeder Gemeinde ausgeübt werden? Wir haben darüber einen fruchtbaren Wink des Apoſtels Paulus, der in den kleinaſiatiſchen und griechiſchen Gemeinden die Einrichtung traf, daß jedes Glied am erſten Wochentage, d. h. am Sonntag nach Maaßgabe ſeines Einkommens einen Beitrag für die armen Brüder in Paläſtina zurücklegen ſolle, damit er bei ſeiner Ankunft der Mühe der Sammlung enthoben ſei. (1 Kor. 16, 1. 2.) Daraus ſehen wir, 1) daß die Armenſteuer regelmäßig wöchentlich und zwar an jedem Sonntag Statt finden ſoll, wo wir die irdiſchen Sorgen vergeſſen und durch die Predigt des Evangeliums an die zahlloſen Wohlthaten Gottes erinnert und zu jeglichem guten Werke angeſpornt werden. 2) daß die Pflicht des Gebens allgemein iſt, alſo ſich nicht bloß auf die Wohlhabenden, ſondern ſelbſt auf die Unbemittelten erſtreckt. Die makedoniſchen Chriſten werden ja gerade deßhalb von Paulus ſo gerühmt, weil ſie trotz ihrer großen Armuth ſelbſt über ihr Vermögen zu jenem ſchönen Werke der Liebe beiſteuerten. (2 Kor. 8, 1 ff.) Es iſt jedes Gläubigen Pflicht zu beten, und ſo auch Liebe zu üben und Gutes zu thun, ſo viel er vermag. 3) Daß nicht von allen daſſelbe, ſondern von jedem nach Maaßgabe ſeines Vermögens gefordert wird. Der Beitrag ſoll im Verhältniß zum Gewinn, zu dem von Gott uns verliehenen zeitlichen Segen, ſtehen. Darüber hat jeder Einzelne ernſtlich mit ſeinem Gewiſſen zu Rathe zu gehen, eingedenk, daß er dereinſt vor dem ewigen Richterſtuhl, wie für jedes Wort, das er geredet (Matth. 12, 34,) ſo auch für jeden Cent, den er einnimmt, Rechenſchaft ablegen muß. Wer nicht mehr geben kann, der reiche wenigſtens ſein Scherflein dar, wie jene arme Wittwe, die dafür geprieſen werden wird, ſo lange das Evangelium ertönt. „Haſt du viel, ſo gib reichlich; haſt du wenig, ſo gib doch das Wenige mit getreuem Herzen.“ Tob. 4, 9. Wem viel gegeben iſt, von dem wird auch viel gefordert werden; und wem wenig gegeben iſt, von dem wird wenig gefordert werden.

Es iſt in den meiſten unſerer Gemeinden, beſonders in den europäiſch deutſchen, althergebrachte ſchöne Sitte, jeden Sonntag nach dem Gottesdienſte eine Cent-Collecte aufzunehmen. Dieſe war urſprünglich für die Armen beſtimmt und entſtand ohne Zweifel aus jener apoſtoliſchen Verordnung;

in vielen Fällen aber iſt ſie dieſem Zweck entzogen worden und wird für die Beſoldung des Predigers und für die beim Gottesdienſt, z. B. bei der Communion nöthigen Ausgaben verwendet. Laſſet uns für dieſe Bedürfniſſe anderweitig Sorge tragen, zu jener urchriſtlichen Sitte zurückkehren und unſerer heiligen Verpflichtung gegen die Armen mit Ernſt und Eifer nachkommen.

Die rechtmäßigen Verwalter dieſes Armenſchatzes jeder Gemeinde ſind die Diakonen unter der Aufſicht des Predigers und der Aelteſten. Nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung waren ſie Armen- und Krankenpfleger, wie wir aus dem ſechsten Kapitel der Apoſtelgeſchichte, ſo wie aus der Kirchengeſchichte lernen. Dieſer Beſtimmung ſind unſere Diakonen leider großentheils entfremdet worden, und es iſt bloß noch ein Schatten davon übrig geblieben. Hier iſt ein fauler Fleck in unſerer Kirchenverfaſſung, der unſere ernſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen ſollte. Wir haben keine Urſache, uns des apoſtoliſchen Charakters unſerer Verfaſſung zu rühmen, ſo lange unſere Diakonen ſich darauf beſchränken, den Klingelbeutel am Sonntag herumzureichen und etwa noch die Beſoldung des Predigers einzuſammeln. Dazu hätten die Apoſtel ſchwerlich ein beſonderes Kirchenamt mit feierlicher Ordination eingeſetzt.

Dem Diakonenamte entſprach in der apoſtoliſchen Kirche und bis in's dreizehnte Jahrhundert hinein das Amt der Diakoniſſen für die weiblichen Armen und Kranken der Gemeinde. So erwähnt z. B. Paulus rühmend der Diakoniſſe Phöbe in Kenchreä. (Röm. 16, 1.) Die Frauen haben beſondere Gaben vom Herrn empfangen, welche ebenfalls organiſirt und zum Beſten der Kirche angewendet werden ſollten. Daher wäre es von großer Wichtigkeit, jenes Amt wieder zu beleben und ein evangeliſches Seitenſtück zu dem von Vincenz von Paula a. 1634 geſtifteten römiſch katholiſchen Inſtitut der barmherzigen Schweſtern zu erhalten, die ſchon unzählige Thränen getrocknet, Wunden geheilt und Schmerzen des Leibes und der Seele gelindert haben. Ja, warum ſollte nicht jeder kirchliche Diſtrict ein Armen-, Kranken-, Waiſen- und Wittwenhaus haben, wo den Nothleidenden mit der leiblichen Hülfe zugleich der Troſt des ewigen Lebens geſpendet wird? Die Zurückführung des Diakonenamtes auf ſeine urſprüngliche Bedeutung, die Erneuerung des Diakoniſſenamtes und der ganzen kirchlichen Armen- und Krankenpflege würde die geheimen Geſellſchaften unnütz oder jedenfalls für die Kirche ganz unſchädlich machen und den Vorwurf von ihr abwälzen, als vernachläſſige ſie die Werke der Barmherzigkeit, die ihr Chriſtus und die Apoſtel ſo angelegentlich an's Herz legen, und die ſie ſelbſt in vergangenen Zeiten ſo reichlich geübt hat. So gewiß wir nach Paulus durch den Glauben an den Heiland gerechtfertigt werden, ſo feſt ſteht auf der andern Seite das Wort des Jakobus: „Der Glaube ohne Werke iſt todt.“

Faſſen wir nun das Reſultat dieſer Auseinanderſetzung in wenigen Worten zuſammen, ſo empfehlen wir 1) im Allgemeinen, geſtützt auf den Vorgang des A. Teſtaments und der erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche, die Entrichtung des zehnten Theils unſeres Einkommens, jedoch nicht als geſetzlichen Zwang, ſondern als ein freiwilliges Opfer für religiöſe und wohlthätige Zwecke zunächſt in unſerer eigenen Umgebung und dann für das Reich Gottes überhaupt; 2) einen beſonderen jährlichen Beitrag von wenigſtens 25 Cents für die allgemeinen Anſtalten und Thätigkeiten unſerer Denomination, nach dem Muſter der A. Tlichen Tempelſteuer, 2 Moſ. 30, 13—16. 3) eine ſonntägliche Collecte zum Beſten der Armen und Nothleidenden, nach der apoſtoliſchen Verordnung 1 Kor. 16, 1. 2., und in Verbindung mit der Wiederbelebung des apoſtoliſchen Diakonen- und Diakoniſſenamtes. Ueber die Anwendung und Vertheilung des Zehnten an die verſchiedenen Objecte des Gemeindegottesdienſtes und der allgemein kirchlichen Thätigkeit, ſo wie über das Maaß der Armenſteuer muß jeder mit ſeinem eigenen Gewiſſen zu Rathe gehen und nach beſter Einſicht und Vermögen handeln, eingedenk der Rechenſchaft, die er Gott für alle Seine Gaben und Wohlthaten und ihren treuen Gebrauch ſchuldig iſt.

Schließlich fügen wir noch einige praktiſche Bemerkungen bei, die jeder Leſer für ſich ſelbſt weiter ausführen mag.

1. Es iſt hohe Zeit, daß die deutſchen Kirchen in Amerika den Vorwurf der Kargheit und des Geizes, der bisher auf ihnen gelaſtet hat, von ſich abwälzen und mit den leitenden engliſchen Denominationen in der Tugend der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes im In- und Auslande nach Kräften wetteifern. Allerdings gibt es viele, die zwar ſehr freigebig, im Herzen aber dennoch dem Leben aus Gott entfremdet oder voll phariſäiſcher Heuchelei ſind; allein es iſt unmöglich, daß wahre Frömmigkeit mit Hartherzigkeit und Geiz zuſammenbeſtehen kann, der in der heil. Schrift eine Wurzel alles Uebels genannt wird. Sparſamkeit iſt eine Tugend, wodurch ſich beſonders der Deutſche auszeichnet, aber Geiz iſt ein Laſter, eine der häßlichſten Formen der Selbſtſucht, wodurch der Menſch zuletzt ſo kalt und herzlos wird, wie der Stein, in den er ſich verliebt hat. Das Beiſpiel der faſt ganz deutſchen Brüdergemeinde, die verhältnißmäßig mehr für die Heidenmiſſion geleiſtet hat, als irgend eine andere Benennung, ſo wie einzelner wohlthätiger Individuen in faſt allen deutſchen Kirchen zeigt zur Genüge, welcher Aufopferung der Deutſche auch auf dieſem Gebiete fähig iſt, wenn er einmal recht von dem Feuer der göttlichen Liebe entflammt und zum Bewußtſein ſeiner heiligen Pflicht erweckt wird. Dann gibt er gewöhnlich auch aus vollem Herzen und aus reiner Liebe zu Gott und den Menſchen, und nur ſolche Geber gefallen dem Herrn recht.

2. Laſſet uns bedenken, daß Freigebigkeit für die heilige Sache der Wahrheit, Tugend und Gottſeligkeit noch keinen Menſchen an den Bettelſtab gebracht hat, ſondern nach der ausdrücklichen Verheiſſung des untrüglichen Gottes ſchon zeitlich geſegnet wird. Wenn die Juden im alten Bunde ihren Zehnten und andere Abgaben gewiſſenhaft entrichteten, ſo waren ſie glücklich und hatten die Fülle; wenn ſie die dem Herrn gebührenden Gaben entzogen, ſo beraubten ſie nur ſich ſelbſt und hatten es bitter zu büßen. Auch heut zu Tage ſind gerade die freigebigſten Nationen, wie die Engländer und Schotten, mit irdiſcher Wohlfahrt am meiſten geſegnet, und es wäre eine ſehr oberflächliche Betrachtung, wenn man die letztere etwa bloß aus ihrem blühenden Handel und Gewerbe ableiten wollte, ohne alle Rückſicht auf den Zuſtand der Sittlichkeit und Religion. Denn warum ſind andere Länder, welche von der Natur weit mehr begünſtigt werden und einſt eine Hauptrolle in der Weltgeſchichte ſpielten, jetzt aber ſittlich verwahrlost ſind, auch in äußerer Hinſicht ſo zerrüttet und voller Armuth und Elend?

3. Weit größer iſt aber der innere Lohn der Wohlthätigkeit, die Heiterkeit des Gewiſſens, die göttliche Freude des Bewußtſeins, Gutes gethan zu haben. Thätige, aufopfernde, ſelbſtverläugnende Liebe iſt in der That eine der reichſten und reinſten Quellen wahren Glückes, und wer ſein Ohr gegen die Noth der Armen und die vielfachen Aufforderungen zur Wohlthätigkeit verſchließt, der beraubt ſich eben damit der edelſten Genüſſe, die uns auf dieſer Erde zu Theil werden können. Zwar wird allerdings nicht ſelten die Freude durch die Undankbarkeit und Unwürdigkeit der Subjecte, denen man Gutes gethan hat, verbittert; aber das darf uns ſo wenig entmuthigen, als der Säemann deßhalb entmuthigt wird, weil er es nicht verhindern kann, daß einige Saamenkörner auf den harten Weg, andere auf den Felſengrund fallen, noch andere von den Diſteln und Dornen erſtickt werden. Der größte Theil des Saamens, wenn er ſorgfältig ausgeſtreut wird, fällt ja doch auf gutes Land und bringt reichliche Frucht, hier dreißig-, dort ſechzig-, dort hundertfältig.

4. Wenn wir Geiſtliche von unſeren Gemeinden größeren Eifer in der Uebung der Tugend der Wohlthätigkeit erwarten, ſo mögen wir bedenken, daß wir dieſen Zweck am beſten dadurch erreichen, daß wir ihnen mit einem guten Beiſpiel voranleuchten. Wir ſind keineswegs ausgenommen von der Pflicht der Uebung der Liebe, Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, vielmehr liegt gerade darin unſere Stärke, und wenn wir auch vor allem die Aufgabe haben, dem Herrn unſere geiſtigen Kräfte und unſere ganze Zeit zu widmen, ſo ſchließt dieß doch die geringeren leiblichen Gaben keineswegs aus. Laſſet uns ein Beiſpiel nehmen an apoſtoliſchen Männern der neueren und älteren Zeit. John Wesley machte es ſich zur Regel, ſich jährlich mit 28 Pf. Sterl. zu begnügen und was er darüber einnahm, für wohlthätige Zwecke zu verwenden; im erſten Jahr hatte er 2 Pf., im

darauffolgenden 32, im vierten Jahr 92 Pf. zum Beſten der Armen und ſo fort, ſo daß er weit mehr verſchenkte, als er für ſich verbrauchte. Gedenket an August Hermann Franke, der troß ſeiner geringen Mittel Unglaubliches geleiſtet, ſich eine der erſten Stellen unter den edelſten Menſchenfreunden erworben und in ſeinem Waiſenhaus ein unvergängliches Denkmal der Menſchenliebe, des Gottvertrauens, der Aufopferung und Ausdauer geſetzt hat. Wir wollen es auch nicht verſchmähen, von jenem glänzenden Beiſpiel römiſch katholiſcher Frömmigkeit, von Carl Borromeo, dem Gründer der ſo geſegneten Sonntagsſchulen, zu lernen, deſſen Mildthätigkeit faſt alle Beſchreibung überſteigt, der als Erzbiſchof von Mailand jährlich den dritten Theil ſeines Einkommens den Armen gab, das zweite Drittel auf den Bau und die Reparatur von Kirchen verwandte, außerdem zehn Collegien, fünf Hoſpitäler und eine Menge anderer wohlthätiger Anſtalten gründete, dabei für ſich ſelbſt in apoſtoliſcher Einfachheit und Demuth lebte, ſich alle Bequemlichkeiten, zuletzt ſogar ſein Bett, verſagte und ſeine größte Freude darin fand, die Hütten des Elends, der Armuth und der Krankheit zu beſuchen und Rath, Troſt und Hülfe zu ſpenden. Wie müſſen wir uns ſchämen, wenn wir uns mit dem Apoſtel Paulus vergleichen, der am Tage das Evangelium verkündigte und in den ſtillen Stunden der Nacht mit ſeiner Hände Arbeit ſeinen und ſeiner Gefährten Unterhalt ſich verſchaffte, um den Gemeinden nicht beſchwerlich zu fallen und ihnen und allen Dienern des Evangeliums ein Beiſpiel ſelbſtverläugnender Liebe zu möglichſter Nachahmung zu hinterlaſſen! Vor allem aber wollen wir ſtets das erhabenſte Muſter aller Tugend und Frömmigkeit vor Augen behalten, unſeren hochgelobten Heiland, zu Dem dieſe und alle Heiligen ehrfurchtsvoll und demüthig aufblicken, von Dem ſie alle Kraft zum Guten empfangen, auf Ihn, Der Seine göttliche Majeſtät mit irdiſcher Armuth vertauſchte, um uns zu bereichern, Der da auf Erden nicht hatte, wo Er Sein Haupt hinlegte, damit wir dereinſt der ewigen Herrlichkeit theilhaftig würden.

5. Endlich aber wollen wir nicht vergeſſen, daß die Hauptſache und die erſte Pflicht des Chriſten am Ende doch iſt, ſich ſelbſt, ſeine Perſon, ſein Herz und ſein Leben dem Herrn zu weihen, Der für ihn geſtorben iſt, und daß alle anderen Liebesgaben ihren Werth verlieren, wenn ſie nicht aus dieſem großen perſönlichen Opfer fließen. Man kann auch die äußere Mildthätigkeit und Freigebigkeit überſchätzen, wenn man ſie von ihrem rechten Lebensgrunde lostrennt. Der Apoſtel ſpricht von einer Aufopferung, die alle Habe den Armen gibt und den eigenen Leib brennen läßt, bei alle dem aber doch keine wahre Liebe und darum nichts nütze iſt (1 Kor. 13, 3.) Aus der lebendigen Vereinigung unſeres ganzen Menſchen mit Chriſto allein ſproßt die ächte Frömmigkeit und Tugend, ſomit auch die ächte Menſchenliebe und Freigebigkeit. Haben wir einmal uns ſelbſt, unſer

Herz und unſer Leben Ihm völlig zum Eigenthum übergeben, dann wird es uns ein Kleines ſein, auch unſer Geld, dieſen Staub der Erde, Seinem Reiche zu widmen. Darum wollen wir, — das iſt der ſicherſte Weg zur ſyſtematiſchen Wohlthätigkeit, — vor allem darauf hinarbeiten, daß wir ſelbſt und unſere Gemeinden ſich als ein lebendiges Opfer dem Heiland darbringen und ſo eng mit Ihm vereinigt werden, wie die Rebe mit dem Weinſtock, wie das Glied mit dem Haupte, ſo daß nicht mehr wir leben, ſondern Chriſtus in uns lebe, denke und wolle, aus uns rede und zeuge, durch uns handle und Thaten der ſuchenden und rettenden Liebe vollbringe.

Der Ohiobauer zum zweitenmal. — Gründe für die Kindertaufe.

Auf die exegetiſchen Bemerkungen über die Kindertaufe (Kirchenfreund 1851 S. 362 ff. und S. 377 ff.) erließ der Ohiobauer eine ſechs Seiten lange, enggeſchriebene Epiſtel, deren Inhalt ſammt Bemerkungen darüber wir hier etwas mehr logiſch geordnet mittheilen.

1) Ohne auf den aus zwei Ausſprüchen Chriſti abgeleiteten Schluß für die Kindertaufe und die nothwendige Folgerung daraus, daß unter πάντα τὰ ἔθνη Mt. 28. Kinder nicht bloß können, ſondern müſſen begriffen ſein, zu beachten oder den Beweis, daß Paulus und Johannes Kinder als Gemeindeglieder behandeln, auch nur zu berühren, beginnt er alſo: „Ihre Forſchung mit gebührender Achtung würdigend, ſetze ich Ihnen die Reſultate einiger der gelehrteſten und beſten Exegeten und anerkannt frömmſten und gläubigen Männer entgegen.“ Darauf folgen lange Auszüge aus Menno Simons, Neander und ſeinem Nachtreter W. Hoffmann, der in ſeiner Schrift: Taufe und Wiedertaufe, die eine Bravade gegen die in Württemberg neu aufgetauchten Wiedertäufer ſein ſollte, ihnen mit Neander die Schriftbeweiſe Preis gab und nach einer völlig ſprachwidrigen Erklärung von 1 Kor. 7, 14. bei dem Reſultate ankam, daß die Kindertaufe gar nicht apoſtoliſch, doch kirchlich ſei, und daß die Kinder durch den Glauben der Kirche (ſ. Cat. Rom. P. II. c. 2. §. 33) vertreten werden. Darauf wird noch Olshauſen citirt, und wahrſcheinlich gefunden, daß auch Tholuck und Calvin dieſe Anſicht haben. Endlich heißt es dann: die Productionen der Kindertäufer ſelbſt ſtehen ihm als unüberſteigliche Berge in dem Weg, und darum ſei er nicht überführt. Die Wendung

war mir — ich geſtehe es — an einem Mann überraſchend, der noch in demſelben Schreiben behauptet, daß die Schrift allein in Glaubensſachen zu entſcheiden habe, und früher S. 270 f. als Grund der Verwerfung der Kindertaufe bloß das Schweigen Chriſti und der Apoſtel darüber verbrachte. Nun da ihm aus der Schrift klare Zeugniſſe vorgehalten werden, prüft er ſie nicht einmal, ſondern beruft ſich bloß auf fremde Autoritäten, welche die Kindertaufe nicht in der Schrift gefunden hätten, macht aber dabei, ſein Unrecht bei ſolchem Verfahren fühlend, in großem Widerſpruch mit ſich ſelbſt die Frage, ob Kinder oder Erwachſene getauft werden ſollen? zu einer Nebenfrage, während doch ſonſt alle Baptiſten und Mennoniten darauf das Hauptgewicht im Chriſtenthum legen. Allein wenn nach Röm. 14, 5. Jeder ſeines Glaubens gewiß ſein ſoll, ſo muß er ihn auf eigene Schriftforſchung Act. 17, 11. gründen, und Alles, was für und gegen ihn behauptet wird, prüfen 1 Theſſ. 5, 21. Wenden wir dieſe Regel auf den vorliegenden Fall an, ſo dürfte ſich zeigen, daß die vorgebrachten Autoritäten und namentlich Neander ſich in Bezug auf die längſt vorgebrachten Beweiſe für die Kindertaufe ſehr irrten, wenn ſie dieſelben geradezu als unhaltbar verwarfen.

a) Wenn Neander ſagt: Von der Taufe ganzer Familien läßt ſich auf die Kindertaufe gar nicht ſchließen, ſo iſt dieß eine höchſt unbedachte Behauptung, die ſich auf's entſchiedenſte durch die Kombinatorik und Wahrſcheinlichkeits-Rechnung widerlegen läßt. Es ſind im N. T. fünf Taufen ganzer Familien berichtet. Dabei ſind folgende Fälle möglich: Entweder beſtunden alle fünf Familien aus erwachſenen oder aus unmündigen Kindern, oder aus erwachſenen und unmündigen zugleich. (3 Fälle.) Oder 4, 3, 2, 1, Familien beſtunden aus Erwachſenen, und die übrigen 1, 2, 3, 4, Familien aus Kindern (4 Fälle.) Oder 4, 3, 2, 1, beſtunden aus erwachſenen und unmündigen Kindern zugleich, und die übrigen entweder aus lauter kleinen Kindern (wieder 4 Fälle) oder aus Erwachſenen (auf's neue 4 Fälle.) Es ſind demnach 15 Fälle möglich, unter denen der von Neander und den Baptiſten angenommene bloß Einer iſt, und ſich zu allen Möglichkeiten wie 1 zu 14 verhält, während für die Kindertäufer 14 Fälle ſprechen und nur Einer gegen ſie iſt.*) Mit andern Worten: Die Baptiſten behaupten, ein Mann, der 15 Looſe hat, würde, wenn er in 5 verſchiedene Häuſer ginge und ein Loos zöge, immer ein und daſſelbe aus den 15 in die Hand bekommen, während die Kindertäufer ſagen, er wird verſchiedene Looſe ziehen, denn es wäre ein Wunder, wenn er immer daſſelbe zöge. Wer urtheilt nun beſonnener und unbefangener?

b) Ebenſo unbegründet iſt das Argumentum e silentio. aa) Es beweiſt bei tagtäglich vorkommenden Dingen am allerwenigſten. Wer wollte z. B.

---

*) Wenn man noch des Oneſiphorus Haus dazu nimmt, ſo ſind es 17 Fälle gegen Einen.

daraus, daß in Duzenden von Predigtbüchern Nichts von der kirchlichen Einſegnung der Ehe oder der Prediger, von Vorbereitungspredigten auf's Abendmahl, ſelbſt von der Taufe geſagt wird, ſchließen, dieſe Anſtalten ſeien an den Orten jener Prediger nicht vorhanden geweſen? bb) Wie unbillig iſt es, da ebenſo wenig direct oder undirect davon die Rede iſt, daß nur allein Erwachſene getauft worden ſeien, auf das Stillſchweigen von der Kindertaufe, das ſich ſo leicht erklärt ſ. S. 389, einen ſo hohen Werth zu legen? cc) Es iſt unhiſtoriſch, die Zeugniſſe des Irenäus, Clemens und Origenes als ſpäte zu verwerfen, da man keine früheren Schriftſteller hat und ſie von der Taufe der Kinder als etwas Unwiderſprochenem nur gelegentlich reden. dd) Es iſt ein Widerſpruch zu behaupten, daß aus der Meinung von der magiſchen Kraft der Taufe am Ende des zweiten Jahrhunderts die Kindertaufe und eben von da an die Sitte hervorgegangen ſei, die Taufe ſo lange als möglich aufzuſchieben. ee) Es iſt höchſt unbillig, das Zeugniß des Origenes von der apoſtoliſchen Einſetzung der Kindertaufe zu verwerfen, da er von dieſer Zeit nicht ſehr entfernt war, und gegen ſeine Glaubwürdigkeit in dieſem Punkte durchaus Nichts eingewendet werden kann. ff) Wenn Neander aus dem langfortdauernden Streit über die Kindertaufe auf den nichtapoſtoliſchen Urſprung derſelben ſchließt, ſo kann er aus dem langen Widerſtand des Donatismus und Arianismus denſelben Schluß auf den nichtapoſtoliſchen Urſprung der Kirchenlehre machen. — Wie man überhaupt die Kindertaufe noch vertheidigen kann oder mag, wenn ſie nicht in Chriſti Abſicht lag und nicht von den Apoſteln geübt war, ſehe ich nicht ein, vielmehr erkläre ich, daß, wenn mir die Baptiſten aus zwei Sprüchen Chriſti ebenſo klar zeigen können, daß es nicht Abſicht Chriſti war, Kinder taufen zu laſſen, als das Gegentheil aus den von mir angeführten erhellt, oder wenn ſie nachweiſen können, daß die Apoſtel Kinder nicht als Gemeindeglieder anſahen und nicht tauften, ich mich für verpflichtet hielte, mich auf ſo augenſcheinliche Beweiſe hin im Conenocheague oder, wenn ihnen dieſer nicht paſſend ſchiene, ſelbſt im Miſſiſſippi taufen zu laſſen. Uebrigens benütze ich die Gelegenheit, noch eine Bemerkung über 1 Joh. 2. nachzuholen, die ich aus dem mir gebotenen Streben nach Kürze wegließ.*) Der Ap. ſagt dort

*) Ich erlaube mir hier noch einige Berichtigungen nachzutragen: S. 364 L. 1 die Rabb. gingen „mit Bezug auf Lev. 24, 11." S. 381 Anm. Prälat Hiller war der Sohn des Liederdichters. S. 397 L. 11 von unten zu leſen: „iſt die Taufe bloß" ſt. Schriſt. S. 390 L. 19 die Abſagung — gegen Abend ſt. gegen Morgen. Nach Kreuzmachen adde Salbung mit Oel. S. 417 L. 2 die Verbalformen auf έω, ſt. άω, oder die der verba circumflexa. S. 418 L. 19 λουτρόν ſt. λοῦτρον. Lin. 25 βαπτιστής ſtatt ϑής. L.35 μύρον ſt. μύγον, Außerdem S. 379 L. 3 v. unten nach Mc. 16, 16. ſetze Col. 1, 23. S. 382 L. 2 Philoſophei. S. 419 L. 21 reine kleine ſt. rein klein. S. 63 μαθητευθείς wörtl. der ſich einmal zum Schüler gemacht hat d. i. es einmal geweſen iſt.

V. 20 und 27. den *Kindern*, daß ſie die Salbung d. i. den bei der Taufe empfangenen heil. Geiſt hätten, durch den ſie Alles wüßten, was ſie gegen Verführung der Widerchriſten ſichern könne. Der Sinn iſt offenbar, die Kinder ſollten die guten Eindrücke, die ſie durch den Unterricht ſeit der Taufe empfangen, bewahren, um gegen Verführung geſichert in Chriſto und durch ihn im Vater zu bleiben. Die Beziehung des χρίσμα auf die Taufe iſt uralt, denn aus dieſem Spruch iſt der Gebrauch des Chrismas bei der Taufe ſchon in dem 2ten Jahrhundert entſtanden.

2.) Es wird behauptet: „der Apoſtel Paulus habe viel vom Geſetz und der Beſchneidung geſprochen, aber nirgends bringe er die Taufe mit der Beſchneidung in Berührung, ob er gleich im Streit mit den Judaiſten, welche den Heiden-Chriſten die Beſchneidung aufdringen wollten, oft Anlaß dazu gehabt hätte.“ Es ſcheint, der Briefſteller habe gar nicht geleſen, was S. 385 geſagt iſt. Kann er Taufe und Beſchneidung näher in Berührung bringen, als wenn er jene eine Beſchneidung nennt, welche nicht durch Menſchenhände geſchehe, folglich die Taufe gleichſam nur als die vollkommene oder wahre Beſchneidung betrachtet, welche an die Stelle der vorigen trete? Und Gal. 3, 26 ff. iſt der Schluß der: Durch das umfaſſendere und wirkſamere Mittel wird das beſchränktere überflüſſig. Nun macht die Beſchneidung bloß Israeliten und zwar die männlichen zu Abrahams Kindern, die Taufe aber macht Israeliten und Heiden, Freie und Knechte, das weibliche und männliche Geſchlecht jedes Alters zu Angehörigen Chriſti und damit zu Abrahams Kindern, folglich macht die Alles umfaſſende Taufe die beſchränkte Beſchneidung überflüſſig. Die Taufe iſt alſo nicht bloß ein Analogon oder ein Typus der Beſchneidung, ſondern ein Subſtitut derſelben, gegeben wie dieſe von Gott, ihr Object daſſelbe, Aufnahme in den Bund Gottes, und nur das Subject erweitert, nämlich nicht bloß Abrahams Kinder nach dem Fleiſch, ſondern auch die nach der Verheißung. Trotz der S. 386 angeführten Ausſprüche von Chriſtus ſelbſt und von Paulus behauptet unſer Briefſteller hartnäckig, die Beſchneidung ſei wegen der Zeitbeſtimmung Gen. 17, 12. ein Geſetz. Macht aber die Zeitbeſtimmung zum Geſetz, ſo ſind auch die Verheißungen Ex. 16, 6. 7. Jeſ. 3, 5. 6, 3. 2 Sam. 5, 24. alle Befehle, ja die Auferſtehungsverkündigung ſelbſt iſt ein Geſetz, Luc. 24, 45. Matth. 16, 21. 17, 22. 20, 19. Als Geſetz ſoll ſie dann Typus auf die Taufe ſein, vermuthlich weil vorausgeſetzt wird, im Vorbild falle jede Zeitbeſtimmung weg, allein durch dieſe Vorausſetzung wird durch Jonas Vorbild Matth. 12, 40. Luc. 11, 30. widerlegt, wie denn überhaupt nicht einzuſehen, wie man die Bedeutung des Vorbilds feſthalten kann, wenn gerade die Hauptbeſtimmung, daß das Volk Gottes ſeine Kinder ſo früh wie möglich dem Herrn heiligen ſoll Gen. 17, 14. und Ex. 4, 24., überſehen wird. Ohnehin wird vorausgeſetzt, daß die Verfaſſung des A. B. nur in einem erhöhten und vergeiſtigten Maaßſtab auf die des N. T. übergehen werde Matth 21, 43. Hebr. 8, 8 ff., beſonders V. 11.

3.) Ohne auf meine Bemerkungen über Marc. 16, 16. einzugehen, bleibt der Briefſteller beim alten Lied der Baptiſten (decies jam crambe recocta) daß die Taufe Buße und Glauben vorausſetze, ſtehen, und macht folgende Einwendungen:

a) „Der Täufling müſſe das Bedürfniß der Sündenvergebung fühlen.“ Dieß iſt daſſelbe, was die Baptiſten unter Berufung auf die Taufbeiſpiele in der Apoſtelgeſchichte, wo immer Buße gefordert werde, einwenden. Dieß iſt, wenn von Erwachſenen die Rede iſt, vollkommen richtig. Wer in einer ſchlechten Schule, der der Welt und des Satans ſich befindet, muß dieß vorher fühlen, ehe er ſich aufmacht, die Schule Jeſu zu ſuchen. Aber damit iſt der Taufbefehl nicht erſchöpft, der Alles, nicht bloß die ſelbſt kommen, ſondern auch ſolche, die zur Schule gebracht werden, umfaßt. Sind doch ſolche Schüler, welche nicht ſchon durch eine falſche Leitung verkrüppelt ſind, einem guten Lehrer lieber, als andere, bei denen dieß der Fall iſt. Sollte es in der Schule Jeſu anders ſein? Wirklich daß nicht auch ſolche getauft wurden, die noch nicht zur Buße ermahnt werden durften, haben die Baptiſten noch nicht bewieſen, vielmehr ſpricht die Erzählung von 5 ganzen Familien gegen ſie mit einer Wahrſcheinlichkeit von 14: 1., und daß die genannten Familien noch dazu nicht die einzigen waren, werden ſie niemals beweiſen können.

b) „Der Täufling werde nach Röm. 6, 3 f. zu einem neuen Leben verpflichtet. Wo aber hört, heißt es, das alte Leben beim neugebornen Kinde auf? auf was kann man es aufmerkſam machen, das es vor der Taufe gethan hat?“ Antwort: Paulus redet zunächſt zu ſolchen und von ſolchen, die als Erwachſene getauft waren, und erinnert ſie an die in der Taufe übernommenen Verpflichtungen. Uebrigens paßt, was er ſagt, auch auf Kinder. Denn ſie haben nach Röm. 5, 16. in Adam alle geſündigt, ſind Fleiſch von Fleiſch geboren Joh. 3, 6, und von Natur Kinder des Zornes Eph. 2, 3, auch ſie mußten alſo durch Waſſer und Geiſt auf's neue geboren werden. Wenn unſer Briefſteller dieß läugnen ſollte, ſo muß er auch das natürliche Verderben läugnen, und verfällt hiemit dem Nationalismus, über den er ſich doch ſo bitter beklagt, ob er ihm gleich auf der anderen Seite das unerhörte Lob beilegt, „daß er der verknöcherten Orthodoxie gleichſam neues Leben eingehaucht habe.“ In ſeltſamem Widerſpruch mit ſolchem Pelagianismus ſetzt er auf der anderen Seite voraus, daß kein Kind in ſeiner Taufgnade beharren könne, denn er ſagt: den, der als Kind getauft wurde, könne man nur auf die Sünden aufmerkſam machen, die er nach der Taufe gethan und ihn durch Buße zur Erneuerung ſeines Taufgelübdes auffordern. Allein ſo wahr es iſt, daß die meiſten Kinder aus der Taufgnade fallen, ſo iſt dieß doch nicht allgemein der Fall, und der Apoſtel Johannes ſpricht 1 Br. 2, 24. 27. ſehr beſtimmt von der Möglichkeit, die Taufgnade zu bewahren. Wirklich ſind uns in der Geſchichte einzelne ſeltene Beiſpiele der Art aufbewahrt; es iſt aber nicht zu zweifeln, daß es in der Stille deren noch viele gab zu

den Zeiten, da das Wiſſen und Theoretiſiren unſerer Zeit noch nicht in's Volk herabgeſtiegen, ſondern der einfältige Glaube an's Bibelwort bei Gelehrten und Ungelehrten noch allgemeiner und inniger war. Wenn aber dieſe Fälle gar nicht mehr als möglich gedacht werden, iſt es nur ein trauriger Beweis des tiefſten Verfalls ächtchriſtlichen Lebens.

c) „Chriſtus und die Apoſtel wollten nichts Gezwungenes haben, die Kindertaufe aber ſei ein Zwang.“ Aber für's erſte angenommen, es ſei ſo, iſt es nicht ein gleicher Zwang, wenn ſich ein Glied der Baptiſtengemeinde in ſpäterer Zeit bloß darum taufen läßt, weil man auf einer gewiſſen Altersſtufe es erwartet? Und wenn der Briefſteller ſelbſt ſagt, ſie taufen nach gegebenem Unterricht über die Nothwendigkeit der Buße, müſſen es aber Gott überlaſſen, ob die Geiſtestaufe damit zuſammenfalle, ſo gibt er damit zu, daß nicht die innere Herzensſtimmung, ſondern äußere Umſtände — alſo Zwang — die Taufzeit beſtimmen? Ja noch mehr. Wenn er weiter ſagt, die Mennoniten ſeien angewieſen, ihre Kinder in der Zucht und Ermahnung zum Herrn zu erziehen, ſo frage ich: ſucht man vorher die Einwilligung der Kinder hiezu nach, oder nicht? Im letzten Fall iſt es entſchieden derſelbe Zwang, wie bei der Kindertaufe. Doch gerade dieſer Fall führt zu einer anderen Anſicht. Die Taufe iſt Eintritt in die Schule Chriſti, bei welchem der dreieinige Gott dem Eintretenden ſeine Gnadengaben ertheilt und im Verhältniß des treuen Gebrauchs dieſer Schule — alſo im Verhältniß des Freiheitsgebrauchs — zu mehren verheißt. Dieſe Schule iſt nicht nur die vorzüglichſte, die wir kennen, ſondern führt auch unfehlbar zum ewigen Heil. Man ſetze nun den Fall, daß ein Vater lebend oder ſterbend durch Teſtament verordnete, daß ſeine Kinder in eine ihm bekannte vorzügliche Schule gebracht werden ſollten, oder daß er ſie, wofern ſie in eine ſchlechte Schule bereits verlockt wären, nöthigte, die beſſere zu beſuchen, würde man das Zwang nennen? Man würde vielmehr ſagen, er thut, was das Kind bei rechtem Verſtande und Freiheitsgebrauch ſelbſt thun würde, ja müßte. Nur bei der Kindertaufe glaubt man ſich auf Irrthum und Vorurtheil für eine Lieblingsmeinung dazu berechtigt! Aber hat man dabei den richtigen Begriff der Freiheit? Hat unſer Briefſteller in unſerer aufgeklärten Zeit, da das Theoretiſiren zum Volk durchgedrungen, nichts davon gehört, daß ein berühmter Philoſoph (Schelling) die Freiheit durch die abſolute Nothwendigkeit oder noch etwas bombaſtiſcher durch die in die abgefallene Welt hineingeſchaute Göttlichkeit erklärt? Wie es ſein mag, dieſe Beſtimmungen kommen wirklich der bibliſchen Wahrheit — der einzigen, die es gibt — nahe. Wahre Freiheit iſt nicht die, bei welcher der Menſch thun kann, was er will, noch religiöſe Freiheit in einem Staat die, bei welcher man den Menſchen ebenſo gut zum Thier, wie zum Menſchen und Chriſten heranwachſen läßt; ſie beſteht vielmehr darin, daß der Menſch trotz aller Verſuchungen zum Gegentheil den Willen Gottes als die einzig beglückende Norm des menſchlichen Willens vollbringen, und

durch die Liebe Chriſti das für den gefallenen Menſchen bittere Sollen des kategoriſchen Imperativs in ein frohes Wollen und Dürfen verwandeln kann. Nach Röm. 6, 18. beſteht die wahre Freiheit darin, daß man los vom Dienſt der Sünde und ein Knecht der Gerechtigkeit wird. Und dieß iſt ganz übereinſtimmend mit dem Ausſpruch des Heilandes ſelbſt Joh. 8, 32 ff., daß der Sünder ein Knecht der Sünde ſei und daß wahre Freiheit nur aus der Erkenntniß der Wahrheit d. h. ſeiner Perſon als des Sohnes Gottes und des Zwecks ſeiner göttlichen Sendung komme. Dieſe Erkenntniß Chriſti oder das Wort der Wahrheit nach Jak. 1, 18. muß nun freilich auch von jedem angenommen und zur Norm des Handelns gemacht werden, darum nennt Jakobus dieſelbe auch ein *Geſetz* V. 25, aber weil dieſelbe durch Glauben von aller knechtiſchen und ſtrenggeſetzlichen Furcht losmacht, und aus dem neuen inwohnenden Lebensgeiſt hervorgeht, bezeichnet er dieſe Erkenntniß als ein Geſetz der *Freiheit* und zwar als ein vollkommenes, indem es zur höchſten Vollkommenheit, dem Bild Gottes, zurückführt und in demſelben alle Wahrheit gleichſam in einer Summe zuſammengefaßt iſt. Zu dieſer Freiheit und dieſem Geſetz der Freiheit führt die Taufe, und da jeder Menſch zu dieſer Freiheit beſtimmt und geſchaffen iſt, und dieſelbe vermöge ſeiner beſſeren Natur nothwendig wollen muß: ſo iſt's lächerlich von der Taufe, als einem Zwang zu ſprechen. Man müßte denn nur für einen Zwang, der dem Sklavenkinde angethan werde, die ihm in den Jahren ſeiner Unmündigkeit geſchenkte Freiheit erklären, bloß darum, weil es ſich noch nicht darüber erklären kann, daß die Freiheit ein natürlicher Wunſch ſeines Herzens ſei.

d) „Die Taufe ſei nach Köppen (die Bibel ein Werk göttlicher Weisheit) eine Huldigung, es könne aber kein Kind, das nichts von ſich wiſſe, Verpflichtungen eingehen.“ Aber für's erſte iſt die Vergleichung eine nicht auf die Schrift baſirte, und wir können ſie als eine willkührliche, ja rationaliſtiſch-pelagianiſche abweiſen, bei welcher der Briefſteller in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommt. Denn wenn, wie er ſagt, die Taufe ein Siegel und Unterpfand der Sündenvergebung, alſo ein Gnadengeſchenk des dreieinigen Gottes iſt, das von unſerer Seite nur mit Dank, der ſich im Leben beweiſt, aufgenommen werden ſoll, ſo iſt ſie keine Huldigung; und iſt ſie letzteres, ſo iſt ſie eine verdienſtliche Handlung von unſerer Seite und ſchließt den Begriff der Gnade aus, welche ohne Verdienſt gerecht macht. Geſetzt aber, die Taufe wäre eine Huldigung, ſo iſt nicht abzuſehen, wie letztere nicht von einem Kinde geſchehen könne. Die Huldigung iſt von Seiten des Unterthans eines legitimen Fürſten bloß die laute Anerkennung einer ihm angebornen Pflicht, und man ſieht nicht, wie dieſe nicht auch im Namen des Kindes von anderen geleiſtet werden kann. Bei Gott als dem höchſten Herrſcher iſt dieß noch weit mehr der Fall, darum verpflichtete ſich das Volk Iſrael Deut. 29, 14. auch im Namen der Nachkommen, und Joſua 24, 15. im Namen ſeines Hauſes, noch mehr, Hanna gelobte das neugeborne Kind ſchon zum Dienſt des Herrn 1 Sam. 1, 22. Wem alſo nicht vorgefaßte

Digitized by Google

Meinungen und menſchliche Autoritäten verbieten, das Wort Gottes zur höchſten Richtſchnur ſeines Urtheils zu machen, der kann auch eines Kindes Huldigung nicht unzuläſſig finden.

(Schluß folgt.)

Beſchlüſſe des vierten Deutſchen Evangeliſchen Kirchentages.

Nachdem der vierte Deutſche Evangeliſche Kirchentag in den Tagen vom 16—19 September in Elberfeld gehalten worden, bringen wir hiermit die Hauptergebniſſe der Berathung, unter Verweiſung auf die ſpäter im Druck erſcheinenden vollſtändigen Verhandlungen, vorläufig zur öffentlichen Kenntniß.

I. Ueber den erſten Gegenſtand, die chriſtliche Gymnaſiabildung, hat ſich der Kirchentag, nach Anhörung des Vortrages der Referenten, Regierungsrath Landferman in Coblenz und Direktor Dr. Rumpel in Gütersloh, zu folgender Erklärung vereinigt:

„Unſere Staatsgymnaſien ſind ihrer Fundation und Einrichtung nach chriſtliche, d. h. zur Förderung chriſtlicher Jugendbildung beſtimmte Anſtalten, und wenn ſie in unſeren Tagen in demſelben Maaße dieſer Beſtimmung nicht entſprechen, als Sitte und Bewußtſein unſeres Volkes überhaupt dem Chriſtenthum entfremdet iſt: ſo iſt dieß kein Grund, ſich von denſelben zurückzuziehen, ſondern verpflichtet dieß die Evangeliſche Kirche und jeden Evangeliſchen Chriſten, vor Allem dahin zu wirken, daß ſie dieſer ihrer Beſtimmung vollſtändiger entſprechen."

„Privatgymnaſien können bei den gegenwärtigen Verhältniſſen nützlich ſein, inſofern ſie durch den chriſtlichen Geiſt, der in ihnen herrſcht, eine heilſame Nacheiferung ſolcher Staatsgymnaſien veranlaſſen können, da, wo dieß weniger der Fall iſt. In dieſem Sinne ſpricht der Kirchentag ſeine Freude über die Entſtehung ſolcher Privatgymnaſien aus, und empfiehlt ſie der thätigen Liebe Evangeliſcher Chriſten."

II. In Anſehung des zweiten Gegenſtandes, der Organiſation der Diöceſan-(Kreis-) Synode und ihres Ausſchuſſes, hat die Verſammlung dem Referenten, Ober-Conſiſtorialrath Dr. Nitzſch in Berlin, ihren Dank ausgeſprochen für den umfaſſenden und lichtvollen Vortrag, der den Gegenſtand nach allen ſeinen wichtigen Momenten beleuchtet hat.

Dagegen hat ſich der Kirchentag der Abſtimmung über eine, in Antrag gebrachte, ausdrückliche Empfehlung zur Einführung dieſer Inſtitution in den Kirchen derjenigen Länder und Gegenden, in welchen ſolche nicht beſteht, enthalten, nachdem von mehreren Seiten gebeten worden war, auf die freie Erwägung und Entſchließung jener Kirchen nicht durch das bloße Stimmgewicht einer, inmitten einer ſeit Jahrhunderten beſtehenden Presbyterial- und Synodalverfaſſung tagenden Verſammlung einen Einfluß üben zu wollen. —

III. Der dritte Gegenſtand, die Stellung der Candidatur in der Kirche, wurde von den Referenten, Profeſſor Dr. Schmieder in Wittenberg, und Ephorus Hoffmann in Tübingen, näher beleuchtet, und von dem Kirchentage der Beſchluß gefaßt:

„Der Kirchentag erkennt es als ein Bedürfniß an, daß die evangeliſchen Predigtamtskandidaten in eine nähere und lebendige Verbindung mit der Kirche treten, und indem er dieſes Bedürfniß der Liebe und helfenden Theilnahme der Geiſtlichen und Gemeinden empfiehlt, übergibt er zugleich den von den Referenten vorgelegten Plan der reiflichen Ueberlegung der Kirche und der kirchenregimentlichen Behörden."

Ein hieran ſich anſchließender Antrag des Paſtors Dr. Krummacher in Berlin, die im Heere dienenden Candidaten zur Aushülfe in der Militärſeelſorge zu verwenden, wurde der weiteren Erwägung des Ausſchuſſes übergeben.

IV. In Anſehung des vierten Gegenſtandes, das kirchliche Amt und die freie Vereinsthätigkeit, wurden folgende, von den Paſtoren Sander und Ball in Elberfeld vorgeſchlagene und von dem Referenten, Profeſſor Dr. Lehnerdt in Berlin gebilligte Sätze von dem Kirchentage angenommen:

„1. Das Amt, das als eine Einſetzung Chriſti da iſt, gibt der freien Vereinsthätigkeit chriſtlicher Liebe nicht nur allen Raum, ſondern freut ſich auch derſelben."

„2. Das Amt, als Einſetzung Chriſti, und die freie Vereinsthätigkeit, als Werk des Herrn, können an ſich unmöglich im Gegenſatz ſtehen. Wo daher eine ſolche verkehrte Stellung beider zu einander ſich findet, beruht dieſelbe nur in der Sünde auf der einen, wie auf der anderen Seite, für welche in demüthiger Beugung vor dem Herrn Vergebung und Heilung zu ſuchen iſt."

„3. Alle freie Vereinsthätigkeit muß mit dem Leibe Chriſti und dadurch auch mit dem Amte in lebendige, gliedliche Verbindung treten, wenigſtens das ernſtliche Verlangen dazu an den Tag legen."

„4. Jede freie Vereinsthätigkeit, die ſich nicht alſo eingliedern, ſondern für ſich amtlich werden, und neben dem Amte, oder gegen daſſelbe eine amtliche Stellung einnehmen will, iſt mit ernſtlicher Mißbilligung zurückzuweiſen."

„5. Ueber die beſondere Weiſe dieſer Zurückweiſung wird, zumal in dieſer Zeit der Bewegung auch auf kirchlichem Gebiete, die Entſcheidung, welche Mittel in vorſichtiger Anwendung die angemeſſenſten ſind, der chriſtlichen Liebe und Weisheit zu überlaſſen ſein."

Ferner murde ven dem Kirchentage, auf Antrag des Ausſchuſſes beſchleſſen ein

„Aufruf an die geſammte Evangeliſche Kirche Deutſchlands, ihre Leiter, Hirten und Gemeinden, durch welche die erſteren, die Leiter und Hirten, daran gemahnt werden, daß das in der Kirche neuerwachte Leben und die neuhervorgetretenen Nothſtände derſelben auch neue Mittel und verdoppelte Anſtrengungen fordern, um den Gemeinden und ihren Gliedern das zu ſein, was ſie nach des Herrn Willen ihnen ſein ſollen, wodurch aber auch die Gemeinden und ihre Glieder ermahnt werden, das Kle[illegible] Evangeliſchen Kirche, das allgemeine Prieſterthum aller Gläubigen, in Werken des Glaubens und der Liebe ſo zu gebrauchen, daß die vom Herrn der Kirch gewollte Ordnung und die berufenen Aemter gefördert, nicht gehindert, und alſo durch beide,

die amtliche und freie Thätigkeit, der geſammte Leib Chriſti gebaut werde; wodurch endlich alle Glieder dieſes Leibes ermahnt werden, in Erinnerung ſeines Gebetes und im Hinblick auf unſere zahlreichen Feinde, die auf den Zerfall der Evangeliſchen Kirche warten, dahin zu trachten, daß die Einigkeit im Geiſte erhalten werde durch das Band des Friedens."

V. Der Vortrag über das kirchliche Collectenweſen mußte wegen der Kürze der Zeit ausfallen. Dagegen wurden die gedruckten Sätze des Referenten, Paſtor Dr. Harniſch in Elbei bei Wolmirſtedt in der Provinz Sachſen, vertheilt und werden dieſelben den Verhandlungen einverleibt werden.

VI. Ueber den letzten Gegenſtand, das Recht der Gemeine auf den Katechismus als Bekenntnißſchrift, wurden auf Antrag der Referenten, Paſtor Sander in Elberfeld und Conſiſtorialrath Cappel in Münſter, folgende Sätze angenommen:

1. Die Gemeinde, d. h. jede einzelne, hat ein Recht an den urſprünglichen Katechismus ihrer Confeſſion.
2. Dieſes Recht iſt ein unveräußerliches, ein Recht, das nicht verjähren kann.
3. Da keine Behörde in der Kirche eine andere Vollmacht hat, als die, gemäß den Bekenntnißſchriften zu lehren, und ihre Anordnungen zu machen, ſo darf auch keine Behörde das Recht der Gemeinde an ihren Katechismus beeinträchtigen.
4. Wo ſie es thut, ſind Gemeinden und ihre Prediger und Lehrer verpflichtet, dagegen ihr Recht zu wahren.
5. Die zu dieſem Proteſt Gedrängten haben ihren Proteſt nicht als eine Sache anzuſehen, die nur ſie, die einzelne Gemeinde, angeht.
6. Das apoſtoliſche Wort, ſo ein Glied leidet, leiden ſie alle mit, und die Pflicht der Evangeliſchen Kirche, ihre Ehre gegen die Anklage, als herrſche in ihr Lehrwillkühr, zu vertheidigen, fordern in den Fällen, wo einer Gemeinde ihr Recht beeinträchtigt wird, die anderen zum Mitzeugniß auf.
7. Der Kirchentag legt hiermit ein Zeugniß für ſolche in ihrem Rechte beeinträchtigte Gemeinden ab, und bittet das Kirchenregiment da, wo dieſes Recht angetaſtet iſt, ebenſo ehrerbietig als dringend, ſolchem Nothſtande abzuhelfen.

In Beziehung auf die Anwendung dieſer Sätze wurde der Antrag geſtellt und angenommen, die in den Verhandlungen mehrfach erwähnten Zuſtände im Lippe'ſchen und im Badenſchen beiſpielsweiſe zu nennen, und dem Ausſchuſſe, je nach der Beſonderheit dieſer Fälle, weitere Veranlaſſung empfehlen.

VII. Außer dieſen auf der Tagesordnung befindlichen Gegenſtänden kamen noch folgende zur Sprache.

1. In Beziehung auf die kirchlichen Zuſtände in der Stadt Bremen und den Paſtor Dülon daſelbſt wurde nach einem kurzen thatſächlichen Vortrag des Paſtor L. Müller in Bremen auf den Antrag des Ausſchuſſes folgender Beſchluß von der Verſammlung angenommen:

„Der Kirchentag drückt ſeinen Schmerz aus über das ſchwere Aergerniß, welches durch Paſtor Dülon in Bremen der Evangeliſchen Kirche gegeben wird und hegt die Hoffnung, daß der Zerrüttung des Kirchenweſens, welche darin hervortritt, von Seiten der competenten Behörde durch die bereits eingeleitete Unterſuchung baldigſt werde abgeholfen werden."

2. In Bezug auf die kirchlichen Zuſtände des Großherzogthums Oldenburg ſtellte der Ausſchuß folgenden Antrag:

„Einige Mitglieder des Lehrſtandes der Evangeliſchen Kirche Oldenburgs

haben erſt geſtern eine klagende Anzeige von ihrem durch die dort eingeführte neue Kirchenverfaſſung gefährdeten, wenn nicht ganz Preis gegebenen Bekenntnißrecht an den Ausſchuß gebracht und um irgend welche Verwendung Behufs einer Sicherſtellung deſſelben gebeten. Sie weiſen aus Urkunden nach, daß dieſe Verfaſſung irgend eine Gewähr des Schutzes Evangeliſchen Bekenntniſſes ausdrücklich nicht, wohl aber den zerſtörendſten Angriffen der unumſchränkten Lehrfreiheit Stützpunkte biete, um ſo mehr, da die auf allgemeinem Stimmrecht in ihren Wahlen gegründete Kirche vom Staate und vom landesherrlichen Kirchenregimente gänzlich getrennt ſei. Wir ſchlagen dem Kirchentage vor, den Ausſchuß mit genauer Erforſchung der Sachlage zu beauftragen und ihn zu ermächtigen, nach hinreichender Kenntnißnahme zu urtheilen, ob dergleichen Verwendung recht und nöthig ſei, und wie ſie in geeigneter Weiſe auszuführen."

Auch dieſem Vorſchlag trat die Verſammlung bei.

3. Die Paſtoral-Conferenz in Unterfranken hatte durch den Stadt-Vikar Dr. Fabri zu Würzburg den Ausſchuß erſucht, die Geſangbuchsnoth der Deutſchen Evangeliſchen Kirche, insbeſondere die Frage: Auf welche Weiſe läßt ſich die Einführung eines und deſſelben Geſangbuchs in allen (oder doch zunächſt vielen) Deutſchen Evangeliſchen Territorialkirchen ermöglichen? dem Kirchentage vorzulegen.

Auf den Vortrag des Ausſchuſſes, worin hervorgehoben wurde, daß es nicht ſowohl auf abſolute Einförmigkeit, als auf Erhaltung oder Wiederherſtellung der Einheit der Evangeliſchen Kirche in dieſem wichtigen Theil des Cultus durch Aufſtellung einer beſtimmten Zahl altreformatoriſcher und deshalb gemeinſamer Lieder und ihres unverfälſchten Textes neben anderen Geſängen, die den einzelnen Landeskirchen eigenthümlich ſind, ankomme, beauftragte die Verſammlung den Ausſchuß, dieſe wichtige Angelegenheit für den nächſten Kirchentag entweder ſelbſt durch Bildung einer Geſangbuchs-Commiſſion oder durch Anregung dieſes Gedankens bei den Kirchenregimenten vorzubereiten.

4. Auf den Antrag der Paſtoral-Conferenz zu Lörach in Baden beſchloß der Kirchentag

die Verwendung der Deutſchen Evangeliſchen Fürſten und freien Städte bei dem Könige von Dänemark wegen Erhaltung reſp. Wiederherſtellung der Kirchen- und Schulſprache in den Deutſchen Gemeinden von Schleswig nach dem status quo vom 1ſten Januar 1818 zu erbitten.

5. Nach dem von verſchiedenen Seiten geäußerten Wunſch, daß der Kirchentag die Wahrnehmung der Rechte des Evangeliſchen Bekenntniſſes in den gemiſchten Ehen in Erwägung ziehen möge, wurde, da der Gegenſtand nicht hinreichend vorbereitet war, für jetzt nur ein Aufruf an das Gewiſſen der Evangeliſchen Chriſten rückſichtlich der Erziehung der Kinder aus ſolchen Ehen beſchloſſen.

VIII. Zu Mitgliedern des engeren Ausſchuſſes des Kirchentages wurden beſtätigt oder neuerwählt:

1. Dr. von Bethmann-Hollweg, Geheimer Ober-Regierungsrath, auf Schloß Rheineck bei Nieder-Breiſich. 2. Dr. Stahl, Geheimer Juſtizrath in Berlin. 3. Dr. Nitzſch, Oberconſiſtorialrath in Berlin. 4. Dr. J. Müller, Conſiſtorialrath in Halle. 5. Dr. Heubner, Profeſſor in Wittenberg. 6. Dr. Schmieder, Profeſſor in Wittenberg. 7. Dr. Großmann, Paſtor in Püchau bei Leipzig. 8. Dr. Sack, Conſiſtorialrath in Magdeburg. 9. Dr. Krummacher, Prediger in Berlin.

10. Snethlage, Oberconſiſtorialrath in Berlin. 11. Dr. Hengſtenberg, Profeſſor in Berlin. 12. von Mühler, Geheimer Regierungsrath in Berlin. 13. Jordan, Legationsrath in Berlin. 14. Dr. Lehnerdt, Profeſſor in Berlin.

Zu Mitgliedern des weiteren Ausſchuſſes:

1. Niemann, Conſiſtorialrath in Hannover. 2. Ehrenfeuchter, Profeſſor in Göttingen. 3. Ullmann, Geh. Kirchenrath in Heidelberg. 4. von Grüneiſen, Oberhofprediger in Stuttgart. 5. von Kapff, Prälat in Stuttgart. 6. Schmid, Profeſſor in Tübingen. 7. Böckh, Oberconſiſtorialrath in München. 8. Ranke, Conſiſtorialrath in Anspach. 9. Mayer, Dekan in Franken. 10. Wagener, Pfarrer in Haßloch in der Pfalz. 11. Ahlefeld, Pfarrer in Leipzig. 12. Frommann, Buchhändler in Jena. 13. Ackermann, Oberhofprediger in Meiningen. 14. Wilhelmi, Geh. Kirchenrath in Wisbaden. 15. Palmer, Hofprediger in Darmſtadt. 16. Karſten, Superintendent in Meklenburg-Schwerin. 17. Ohl, Superintendent in Strelitz. 18. Meyer, Pfarrer in Lippe-Detmold. 19. Schubring, Pfarrer in Deſſau. 20. Nielſen, General-Superintendent in Eutin. 21. Pelt, Profeſſor in Kiel. 22. Treviranus, Paſtor in Bremen. 23. Dr. Wichern in Hamburg. 24. Rehoff Hauptpaſtor in Hamburg. 25. Bonnet, Pfarrer in Frankfurt a. M. 26. Pauly, Ober-Appellations-Gerichtsrath in Lübeck. 27. Reichel, Prediger und Mitglied der Unitäts-Aelteſten-Conferenz in Herrnhuth, 28. Bellhuys, Pfarrer in Wehner in Oſtfriesland. 29. Tholuck, Conſiſtorialrath in Halle. 30. Möller, General-Superintendent in Magdeburg. 31. Zahn, Superintendent in Neuſtettin in Pommern. 32. Senfft von Pilſach, Freiher auf Gramenz in Pommern. 33. Weiß, Conſiſtorialrath in Königsberg. 34. Oehler, Profeſſor in Breslau. 35. Gräber, General-Superintendent in Münſter. 36. Volkening, Paſtor zu Jöllenbeck. 37. Wiesmann, Paſtor zu Soeſt. 38. Ball, Paſtor zu Rade vor'm Walde. 39. Wackernagel, Direktor zu Elberfeld. 40. Keetmann zu Elberfel. 41. Dorner, Conſiſtorialrath in Bonn. 42. Cranz, Conſiſtorialrath n Poſen.

IX. Als Ort der nächſten Verſammlung des Kirchentages wurde Bremen gewählt.

X. Auf dem Congreſſe für die innere Miſſion der Deutſchen Evang. Kirche wurde, nach Inhalt des Programms,

1. über die nationale Bedeutung der inneren Miſſion für Deutſchland, im Hinblick auf die Reformation,
2. über die innere Miſſion unter den höheren Ständen,
3. über die Predigt des Evangeliums unter den Armen,
4. über die innere Miſſion unter den Geiſtlichen,
5. über die Fürſorge für die confirmirte Jugend, und
6. über die Förderung der Sonntagsfeier durch poſitive Mittel in der allgemeinen Verſammlung verhandelt. Förmliche Beſchlüſſe ſind darüber, nach dem Herkommen des Congreſſes, und nach der Natur der Sache, nicht gefaßt werden. Die Freunde der inneren Miſſion müſſen auf die Verhandlungen ſelbſt verwieſen werden.

Dagegen erklärte die Verſammlung bei dem erſten Gegenſtande auf Anregen des Präſes der Rheiniſchen Provinzial-Synode, Paſtor Wiesmann in Lennep,

den einmüthigen Entſchluß, die innere Miſſion in der Evang. Kirche nach allen Kräften zu pflegen, und richtete dieſelbe bei dem vierten Gegenſtande auf Anregen des Paſtors Dr. Krummacher in Berlin, an den Centralausſchuß den Antrag, den Vortrag des Prälaten von Kapff in Stuttgart über die innere Miſſion unter den Geiſtlichen, in alle Evang. Pfarrhäuſer Deutſchlands gelangen zu laſſen.

XI. Für die Abhaltung des nächſten Congreſſes für die innere Miſſion iſt der Centralausſchuß der Wahl der Stadt Bremen beigetreten.

XII. Ueber die Ergebniſſe der zahlreichen, während des Kirchentages abgehaltenen Specialconferenzen ſind uns noch keine nähere Nachrichten zugegangen. Wir bitten die Ordner dieſer Conferenzen, uns in Gemäßheit des Programmes bald möglichſt davon in Kenntniß ſetzen zu wollen, um die Früchte auch dieſer Berathungen in weiteren Kreiſen bekannt machen zu können.

Berlin, den 12ten October 1851.

Der engere Ausſchuß des Deutſchen Evangeliſchen Kirchentages und der Centralausſchuß für die innere Miſſion der deutſchen Evangeliſchen Kirche.

Kirchenchronik.

Moſes Stuart. — Am 4ten Januar 1852 ſtarb zu Andover in Maſſachuſetts Profeſſor Moſes Stuart im 72ſten Jahre ſeines Alters, nachdem er kurz zuvor ſein letztes Werk, einen Commentar zu den Sprüchwörtern, vollendet hatte. Er war zu Wilton, Conn. a. 1780 geboren, ſtudirte in Yale College und wurde a. 1810 zum Profeſſor der bibliſchen Literatur in dem neu gegründeten congregationaliſtiſch puritaniſchen Predigerſeminar zu Andover gewählt, wo er bis zu ſeinem Tode als Lehrer und exegetiſcher Schriftſteller unermüdlich wirkte. Er gilt gewöhnlich für den Patriarchen der bibliſchen Exegeſe und Kritik in Amerika und war zugleich der erſte, welcher die Kenntniß der deutſchen Theologie in dieſem Lande einführte und, unbekümmert um die Vorurtheile ſeiner Zeitgenoſſen, die reichen Schätze derſelben der ſtudirenden Jugend empfahl. Seine Commentare über den Römer-, Hebräerbrief, die Offenbarung Johannes und mehrere Bücher des A. T.'s, ſo wie ſeine hebräiſche Grammatik zeigen zur Genüge, wie fleißig er die betreffenden Werke von Tholuck, Bleek, Lücke, de Wette, Geſenius rc. benützt und in engliſch puritaniſches Gewand verarbeitet hat. Seine Verdienſte um die amerikaniſche Theologie ſind unſterblich.

Jenny Lind. — Unter den vielen wohlthätigen Zwecken, welchen die ſchwediſche Nachtigall ihre unübertroffene Kunſt dienſtbar gemacht hat, hat ſie auch die lutheriſche Kirche nicht vergeſſen, der ſie durch Geburt und Erziehung angehört. Zuerſt gab ſie der ſchwediſchen Emigrantenkirche des Herrn Unonius in Chicago, welche ſich jedoch der engliſch-biſchöflichen Kirche angeſchloſſen hat, über $2,000, dann dem Paſtor Esbjern für den Bau ſchwediſcher Kirchen in Illinois $1,500 und neulich bei ihrer Durchreiſe durch Columbus der dortigen Capitaluniverſität zur Gründung einer ſcandinaviſchen Profeſſur ebenfalls $1,500 (die Einnahme eines daſelbſt gehaltenen Concertes.) Nach dem Berichte öffentlicher Blätter gedenkt ſie den größten Theil ihrer enormen Einnahmen in den Vereinigten Staaten zur Gründung von Freiſchulen in ihrem Vaterlande zu verwenden. Die edle Sängerin hat nun nach einem Aufenthalt von mehr als einem Jahre Amerika verlaſſen, um wahrſcheinlich nicht wieder zurückzukehren, hinterläßt aber neben dem Ruhm einer Virtuoſität im Geſange, die alles überſteigt, was in Amerika bisher auf dieſem Gebiete gehört worden iſt, zugleich den ſchöneren und bleibenderen Ruhm einer ſeltenen Wohlthätigkeit und eines tugendhaften Herzens, das ſich ſelbſt durch den rauſchendſten Beifall und den reichſten Gewinn nicht von dem höheren ſittlichen Zweck der Kunſt abwendig machen ließ. Der beiſpielloſe Enthuſiasmus der Welt, der ihre Ankunft und erſten Auftritte begleitete, iſt bereits verſchollen und hat dem noch ſtürmiſcheren Enthuſiasmus für Koſſuth Platz gemacht; aber die ſtille Achtung vor ihrer Tugend und die Früchte ihrer Mildthätigkeit werden auch den Zauber ihrer Stimme überleben.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. März, 1852. Nro. 3.

Autorität und Freiheit.

Mit Rückſicht auf das graſſirende Koſſuth-Fieber.

Autorität und Freiheit ſind die beiden großen Pole, um welche ſich ſowohl das individuelle Leben des Menſchen, als die ganze Geſchichte unſeres Geſchlechtes dreht. Beide ſind ſo unentbehrlich, als die Centripetal- und Centrifugalkraft, durch deren Zuſammenwirken Ordnung und Harmonie in der Bewegung der Himmelskörper erhalten wird. Ohne Autorität würde das menſchliche Daſein in Atome zerfahren und die Geſellſchaft ſich in unrettbare Anarchie auflöſen; ohne Freiheit hätte es keine bewegende Triebkraft und müßte in heilloſe Stagnation und Fäulniß gerathen.

In der naturgemäßen Entwicklung des Individuums, wie der Geſchichte, geht die Autorität voran, blickt aber auf die Freiheit, als ihr Ziel, hin, zu welcher der Menſch von Haus aus geſchaffen iſt. Unter den ſchützenden Fittigen der elterlichen Pflege und Sorge entfaltet ſich das Leben des Säuglings, von der Bevormundung der Familie tritt es dann in die Bevormundung der Schule, des Staates und der Kirche, bis es zu individueller, bürgerlicher und religiöſer Reife herangewachſen und damit mündig und ſelbſtſtändig geworden iſt. Darin liegt der Grund, warum das Judenthum dem Chriſtenthum, der Katholicismus dem Proteſtantismus vorangehen mußte, und warum das Geſetz noch heut zu Tage ein unentbehrlicher Zuchtmeiſter auf das Evangelium iſt, ſo daß ſelbſt der Proteſtantismus an jedes einzelne Individuum und beſonders zu den Heiden zunächſt in der Form der Autorität herankommt. Wer nie gehorchen gelernt hat, wird auch nie zu herrſchen im Stande ſein. Wer nicht durch die Schule der Zucht und der Autorität hindurchgegangen, bleibt ſein Lebtag ein Kind oder ein Barbar. Das Gebot „Ehre Vater und Mutter“ iſt das erſte Gebot, das Verheißung hat.

Wenn nun aber auch der Menſch durch die Erziehungsanſtalten der Familie, der Schule, des Staats und der Kirche hindurch zur ſelbſtſtändigen Perſönlichkeit gebildet worden iſt, ſo kann er doch damit der Autorität kei-

neswegs ganz entbehren, vielmehr bleibt ſie immer die allgemeine Atmoſphäre, in welcher ſich ſeine individuelle Freiheit bewegen muß, und von welcher losgetrennt, dieſe ſelbſt der lebenerhaltenden Kräfte beraubt würde und dahinſterben müßte. Denn der Einzelne bleibt ja immer dem Ganzen, das Glied dem Körper, das Individuum der Geſellſchaft untergeordnet und muß ihren Zwecken dienen. Sowohl unſere Intelligenz, als unſer Wille ſind fortwährend von der Intelligenz und dem Willen der Nation und der Zeit, der wir angehören, bedingt und abhängig, und dieſe wieder ruhen auf dem Leben der ganzen Menſchheit und der vergangenen Geſchichte. Wie unſer phyſiſches Leben zu ſeiner Erhaltung und Förderung ſtets der Stoffe der uns umgebenden Natur bedarf, ſo kann auch unſer geiſtiges Leben der Nahrungs- und Bildungselemente der Geſellſchaft, in der wir uns bewegen, nie entbehren. Wer ſich von dieſen Zuflüſſen völlig iſolirte und ſich abſolut auf ſein Privaturtheil, ſeine individuelle Weisheit und ſeinen individuellen Willen ſtellen wollte, der würde ſeinen Vortheil und ſeine Beſtimmung total verkennen und ſich für einen Rückfall in thieriſche Barbarei oder für den Eintritt in's Narrenhaus zubereiten, wo es bisweilen Subjecte gibt, die ſich allen Ernſtes für ſelbſtgenugſame Götter halten und in jedem Augenblick eine Welt aus Nichts ſchaffen zu können wähnen.

Die Freiheit kann alſo nur gedeihen im innigen Bunde mit dem Geſetz, in gehöriger Unterordnung unter vernünftige Autoritäten. Das weiß jeder erleuchtete, wenn auch noch ſo liberale Staatsmann, und kein verſtändiger Engländer oder Amerikaner wird einen Augenblick anſtehen zuzugeben, daß die Freiheit ihres Volkes allein auf der feſten Grundlage der unantaſtbaren Majeſtät des Geſetzes, ſo wie der heilſamen, moraliſchen und religiöſen Landesſitte bisher beſtanden hat und fernerhin beſtehen kann. Was aber auf politiſchem Gebiete wahr iſt, das gilt ebenſo auf kirchlichem Boden. Jede religiöſe Geſellſchaft muß eine nicht bloß menſchliche, ſondern eine göttliche Autorität zur bleibenden Baſis haben, ſonſt ruht ſie auf lauter Sand und kann von jedem Sturme umgeweht werden. In der That finden wir auch, daß ſelbſt die radicalſten proteſtantiſchen Secten bei aller fanatiſchen Bekämpfung der römiſch-katholiſchen Tradition doch ihre eigene Geſchichte, Tradition und menſchliche Autorität haben, an die ſie nicht ſelten bei aller eingebildeten Freiheit ebenſo ſklaviſch gebunden ſind, als die bigotteſten Papiſten an die ihrige.

Es kann mithin nicht die Aufgabe der Welt- und Kirchengeſchichte ſein, Eines dieſer beiden Principien, auf denen alle vernünftige politiſche, ſittliche und religiöſe Exiſtenz beruht, zu vernichten, ſondern vielmehr ſie in gehörige Proportion zu einander zu ſtellen und mit einander harmoniſch auszuſöhnen. An dieſer coloſſalen Aufgabe arbeiten nun bereits beinahe ſechs Jahrtauſende und haben ſie noch nicht vollſtändig gelöſt. Vielmehr zeigt uns ſelbſt die Gegenwart noch einen wilden Kampf dieſer beiden Mächte, und

zwar gewöhnlich in einer übertriebenen, ungeſunden Form. Denn ſeitdem einmal das menſchliche Leben unter die Herrſchaft der Sünde und des Irrthums gerathen iſt, entwickelt es ſich nicht ruhig und harmoniſch, ſondern durch ſchroffe Gegenſätze, Widerſprüche und Extreme hindurch; die völlige Ausgleichung und Harmonie aller Gegenſätze iſt erſt am Schluß der Geſchichte, als das große Endreſultat ihrer harten vielhundertjährigen Arbeit zu erwarten. So nun auch in unſerem Falle. Wenn das Princip der Autorität einſeitig auftritt und die Freiheit völlig ausſchließt, ſo artet es eben damit in politiſche oder religiöſe *Tyrannei* aus, während die Freiheit, losgeriſſen von aller göttlichen und menſchlichen Autorität, in die häßliche Carricatur der *Zuchtloſigkeit* und *Anarchie* verzerrt wird. Dieſe beiden Extreme berühren ſich, und der rothe Radicalismus hat ſich noch immer und überall, wo er an's Ruder kam, als die willführlichſte und grauſamſte Tyrannei erwieſen.

Dieß ſcheint nun aber die eigentliche Sachlage auf dem europäiſchen Continent zu ſein: es handelt ſich dort gegenwärtig nicht, wie man unter uns in Amerika faſt allgemein zu glauben geneigt iſt, um einen Kampf zwiſchen monarchiſcher Willkühr und conſtitutioneller, geſetzlicher Freiheit, ſondern zwiſchen Despotismus und Radicalismus, zwiſchen abſolutiſtiſcher Ordnung und geſetzloſer Anarchie, ja es handelt ſich um Sein und Nichtſein der Geſellſchaft, des Staates und der Kirche. Die meiſten Leiter der revolutionären und angeblich republicaniſchen Tendenzen in Deutſchland, Frankreich und Italien ſind notoriſche Feinde des Chriſtenthums und ſeiner Inſtitutionen, Rationaliſten, Lichtfreunde, Deutſch-Katholiken, Socialiſten, Communiſten, Pantheiſten, Atheiſten und großentheils auch moraliſch ganz verdorbene und verkommene Menſchen, denen kein Mittel zu ſchlecht iſt, um ihren Zweck zu erreichen, ja in deren Augen Verrath und Mord der Könige und Prieſter und aller „Ariſtokraten" zu Tugenden und guten Werken umgeſtempelt werden. Von einer auf Geſetz und Recht, auf vernünftiger Autorität und Ordnung gebauten Freiheit haben ſie keinen Begriff; vielmehr verſtehen ſie unter bürgerlicher Freiheit die allgemeine Berechtigung, nach den Gelüſten des Fleiſches zu leben, was doch nur die elendeſte Sklaverei der Sünde iſt; und unter religiöſer Freiheit denken ſie ſich die Freiheit *von* aller Religion, die allgemeine Berechtigung zur Irreligioſität und zum Unglauben, die dann conſequenter Weiſe ſich zugleich als blutige Verfolgung aller poſitiven Religion und Kirche bethätigen würde, wenn ſie an's Ruder kämen. Sie ſind rein negativ und deſtructiv, und es läßt ſich im vollen Sinne auf ſie anwenden, was Göthe den Mephiſtopheles von ſich ſagen läßt:

Ich bin der Geiſt, der ſtets verneint,
Und das mit Recht, denn was entſteht,
Iſt werth, daß es zu Grunde geht.

D'rum beſſer wär's, daß nichts entſtünde.
So iſt denn Alles, was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz, das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Die ſchauerlichen Gräuelſcenen der erſten franzöſiſchen Revolution, die mit Atheismus begann und mit dem blutigſten Terrorismus endigte, gibt uns eine ungefähre Vorſtellung davon, was wir von einem Regimente dieſer mephiſtopheliſchen Freiheitsapoſtel und Fortſchrittspropheten zu erwarten hätten. Freilich ſind auch ſie im weiteren Sinne wider Willen, wie der Teufel ſelbſt, Werkzeuge in Gottes Hand, womit Er die Sünden der Fürſten und Völker ſtraft, und inſofern läßt ſich auch das andere tiefſinnige Wort deſſelben Dichters auf ſie anwenden:

Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Aber deßhalb von den Feinden aller Ordnungen Gottes, alles Poſitiven in Kirche und Staat eine ſittliche und religiöſe Wiedergeburt Europas zu erwarten und auf ihren Triumph die Hoffnung wahrer Freiheit zu gründen, iſt die Spitze der Verkehrtheit und heißt die Finſterniß zur Mutter des Lichts, den Satan für den Vater Gottes erklären und den diaboliſchen Grundſatz billigen: Laſſet uns das Böſe befördern, damit Gutes herauskomme.

Darum iſt auch die Verblendung ſo tief zu beklagen, in welcher ein großer Theil unſeres ſogenannten evangeliſchen Proteſtantismus, und viele der verbreitetſten und einflußreichſten religiöſen Blätter der meiſten Denominationen des Landes dieſem Geiſte der europäiſchen Revolution unbeſonnen das Wort reden und ihm Glück und Sieg wünſchen, damit nur der verhaßte politiſche Despotismus und das noch verhaßtere Papſtthum geſtürzt werde. Da erleben wir das unerhörte Schauſpiel, daß Prediger des Evangeliums in allen Städten dem zungenfertigen Koſſuth, der ſich offen für die Verkörperung jenes europäiſchen Revolutionsprincips ausgibt und es in gewiſſem Sinne allerdings iſt, ihre demüthige Aufwartung machen, ſeine Grundſätze billigen, ihn in ſeiner ohnedieß ſchon grenzenloſen Anmaaßung beſtärken und ihn als einen guten Proteſtanten und evangeliſchen Chriſten begrüßen, weil er, ſein Publikum wohl kennend und ſeinen Vortheil klug berechnend, in einigen allgemeinen Phraſen von Gott und Vorſehung (wie man ſie etwa auch bei Jefferſon, dem Schüler Voltaire's, findet,) ſich gefällt, am Sonntag gewöhnlich einmal in die Kirche geht und ſich für einen Freund der Bibel erklärt, ſich natürlich ſeine eigene Auslegung vorbehaltend und den erhabenen Spruch: „Was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut auch ihnen,“ (— den einzigen, den er nebſt dem engliſchen Gruß auswendig zu wiſſen ſcheint und bei jeder Gelegenheit mißbraucht,) für ſeine antiruſſiſche Interventionspolitik ausbeutend! Wir wol-

Digitized by Google

len der Aufrichtigkeit dieſes Mannes nicht zu nahe treten, wir wollen beſonders auch ſeine Kirchenbeſuche, ſelbſt wenn ſie aus bloßer Politik abzuleiten wären, in ihrem Werthe als objectives Zeugniß gegen die den Sonntag und allen Gottesdienſt verachtende Praxis ſeiner Hauptanhänger, der politiſchen Flüchtlinge, ungeſchmälert laſſen, und wir würden uns von Herzen freuen, wenn die gutmüthige Meinung jener Prediger von ſeinem religiöſen Charakter ebenſo gut begründet wäre, als der Ruf ſeiner allerdings bewundernswerthen Beredtſamkeit. Aber ſind das hinlängliche Beweiſe von Chriſtenthum, von proteſtantiſchem, evangeliſchem Chriſtenthum? Wißt ihr nicht aus eurem Evangelium, welches ihr ſonntäglich verkündigen ſollt, daß ſelbſt der Teufel bisweilen Bibelſtellen citirt, wenn es gerade für ſeinen Zweck paßt? Habt ihr nie im Shakſpeare geleſen, was Antonio über Shylok ſagt?

Der Teufel kann ſich auf die Schrift berufen.
Ein arg Gemüth, das heil'ges Zeugniß vorbringt,
Iſt wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange,
Ein ſchöner Apfel, in dem Herzen faul.
O wie der Falſchheit Außenſeite glänzt!

Habt ihr Prediger und ihr Herausgeber, ihr verantwortliche Organe der öffentlichen religiöſen Meinung des amerikaniſchen Proteſtantismus, nicht genugſam Gelegenheit gehabt zu erfahren, welcher ſchändliche Mißbrauch mit dem Worte Freiheit zu allen Zeiten, ſchon in den Tagen des Petrus getrieben worden iſt, wo es Leute gab, die anderen „Freiheit verheißen, während ſie ſelbſt Knechte des Verderbens ſind?“ Erinnert ihr euch nicht mehr, daß der Herr Selbſt jeden unbekehrten Sünder einen Sklaven und nur denjenigen wahrhaft frei nennt, welchen der Sohn und die Wahrheit frei macht? Habt ihr vergeſſen, daß das Wort Gottes in den unzweideutigſten Ausdrücken alle Revolution, d. h. alle gewaltthätige, bewaffnete und geſetzwidrige Empörung gegen die beſtehende Obrigkeit verurtheilt und verbietet, und das ſelbſt zu einer Zeit, als ein ſo abſcheulicher Tyrann, wie Nero, auf dem Throne ſaß? Habt ihr vergeſſen, daß Chriſtus dem Petrus befiehlt, ſein Schwert in die Scheide zu ſtecken: „denn wer das Schwert nimmt, der wird durch das Schwert umkommen?“ Habt ihr vergeſſen, daß der Apoſtel ſagt: „die Waffen unſerer Ritterſchaft ſind geiſtlich und nicht fleiſchlich,“ vergeſſen das glorreiche Beiſpiel Chriſti, der Apoſtel und jener zahlloſen Blutzeugen der erſten drei Jahrhunderte, welche durch Glauben und Liebe, durch Geduld, Sanftmuth und Ergebung in zahlloſen Leiden und Verfolgungen das Heidenthum und Judenthum geſtürzt, das Chriſtenthum zur Weltreligion erhoben haben, und deren Märtyrerblut der Saame aller wahren bürgerlichen und religiöſen Freiheit und Civiliſation der neueren Geſchichte geworden iſt? Und Angeſichts dieſer klarſten Ausſprüche und Thatſachen wagen wenigſtens Einige von euch, die Würde eures heiligen Beru-

ſes mit Füßen tretend, die gefährlichen Koſſuthſchen Grundſätze einer nationalen Intervention und zwar einer bewaffneten Intervention (— denn darauf kommt es hinaus, wenn man nicht bloß mit Worten und hohlen Demonſtrationen ſpielen will, —) gegen Rußland oder irgend eine deſpotiſche Regierung zu Gunſten einer jeden im Namen der Freiheit unternommenen Empörung mit Stumpf und Stiel zu billigen und als eine neue Epoche in der Entwicklung des praktiſchen Chriſtenthums, als eine Anwendung des chriſtlichen Grundgeſetzes der Liebe auf den internationalen Verkehr zu proclamiren? Eine ſaubere Liebe das in der That, alle Rebellen Europa's ohne Rückſicht auf ihre Stellung zur Religion und Sittlichkeit zu unterſtützen, um allen Fürſten und Prieſtern den Garaus zu machen, unſere amerikaniſchen Inſtitutionen mit Feuer und Schwert, wie Muhammed ſeine Religion, zu verbreiten und anderen Völkern in einem fernen Welttheil aufzudringen! Wir ſagen aufzudringen, im Widerſpruch mit unſerer politiſchen Grundanſchauung von der Volksſouveränität, weil es mehr als wahrſcheinlich iſt, beſonders ſeit der neulichen Nachricht von der ſtaunenswerthen Stimmenmehrheit für Louis Napoleon, daß keine einzige Nation des europäiſchen Continents, als Nation, eine Republik ernſtlich will. Denn die radicalen Schreier ſind nur ein auf der Oberfläche ſchwimmender Theil und repräſentiren am allerwenigſten die eigentliche Subſtanz des Volkes, obwohl ſie am meiſten Lärm machen und die Unverſchämtheit haben, ſich für die beſten Freunde des Volkes auszugeben, während ſie doch daſſelbe, ſobald ſie Gelegenheit haben, ärger ſchinden, als die berüchtigtſten Tyrannen. Nein, wahrlich das iſt nicht der Weg, unſere politiſchen Inſtitutionen auszubreiten. Durch ſittlichen Einfluß, durch eine weiſe, gemäßigte Politik, durch Beförderung aller Künſte des Friedens und vor allem durch treue Pflege der Tugend und Religion und des Erbes unſerer Väter werden wir, — wie das bisherige beiſpielloſe Wachsthum der Vereinigten Staaten gegen allen Widerſpruch factiſch verbürgt — auch in Zukunft unendlich mehr für den Sieg conſtitutioneller Freiheit ausrichten und die Achtung und Aufmerkſamkeit der ganzen Welt uns ſichern, als durch einen ſolchen gewaltſamen aggreſſiven Propagandismus und durch unberufene Einmiſchung in die Angelegenheiten anderer Nationen, die uns kein Leid zugefügt haben und in freundſchaftlichem diplomatiſchen Verkehr mit uns ſtehen. Selbſt wenn wir das Recht der Intervention für uns in Anſpruch nehmen, was unter gewiſſen Umſtänden, die aber jetzt nicht vorliegen, allerdings geſchehen kann und muß, ſo müſſen wir doch im Namen der Gerechtigkeit und Billigkeit anderen Nationen von entgegengeſetzten politiſchen Grundſätzen daſſelbe Recht der Intervention im Intereſſe der Selbſterhaltung zugeſtehen. Wenn England unſere nationale Exiſtenz von Canada, Rußland von ſeinen amerikaniſchen Beſitzungen, Spanien von den weſtindiſchen Inſeln her bedrohte,

ſo würden wir uns ohne Zweifel mit aller Kraft wehren und hätten volles Recht dazu. Warum ſollte Rußland nicht daſſelbe Recht haben, ſeine Exiſtenz zu ſichern, wenn ihr durch die Aufpflanzung der Fahne des Aufruhrs an ſeinen eigenen Grenzen Gefahr droht? Wollen wir aber ohne directe Provocation, ohne äußere Nöthigung durch die Gefährdung unſerer nationalen Intereſſen, in die inneren Angelegenheiten Europas eingreifen, wo ſollen wir anfangen, wo ſollen wir aufhören? Was für Verdienſte um uns und was für Anſprüche auf unſere Dankbarkeit hat ſich gerade die Ungaren erworben? Haben nicht Deutſchland und Irland, welche uns jährlich die meiſten und die nützlichſten Einwanderer zuſenden, weit mehr Anſpruch auf unſere Sympathie und Hülfe in der Noth, als jenes Land, deſſen Flüchtlinge uns nur Dankbarkeit für unverdiente Großmüthigkeit ſchuldig ſind und unſere Regierung und Corporationen bisher nur Geld gekoſtet haben?*) Sollten wir dann nicht vor allem gegen England zu Gunſten der Irländer, gegen den Frankfurter Bundestag und den König von Preußen zu Gunſten des deutſchen Radicalismus, gegen die ſogenannte franzöſiſche Republik zu Gunſten der von ihren Bajonetten erdrückten weiland römiſchen Republik interveniren? Kurz die Koſſuthſchen Doctrinen, welche den Grundſätzen Waſhingtons, des Vaters dieſer Republik, und unſerer ganzen bisherigen Politik direct zuwiderlaufen, ſtellen uns eine endloſe Reihe von Interventionen und Kriegen in Ausſicht, deren Erfolg am Ende doch nicht der beabſichtigte Triumph des europäiſchen Republicanismus, ſondern gerade umgekehrt unſägliches Elend und die allgemeine Herrſchaft des militäriſchen Despotismus ſelbſt in unſerer eigenen Mitte ſein müßte.

Intervention und Nichtintervention ſind eigentlich gar kein politiſches Princip, wozu ſie Koſſuth mit ſeiner plauſiblen Suade ſtempeln möchte, ſondern hängen von Umſtänden ab. Wir können auch die philoſophiſche Vorausſetzung, worauf er dieſe Anſicht baut, gar nicht zugeben, daß jede Nation das unbedingte ſouveräne Recht habe, ihre eigenen Angelegenheiten ſelbſtſtändig zu ordnen. Das iſt nur in ſo weit wahr, als man es von jedem einzelnen Menſchen ſagen kann, unbedingt ausgeſprochen aber führt es auf einen Atomismus und hebt die Einheit des Menſchengeſchlechts auf. Jeder Menſch und ſo auch jede Nation im Verhältniß zu anderen Nationen iſt ſocialer Natur, das Glied eines organiſchen Ganzen und

*) Die Corporation der Stadt New-York hatte neulich eine Rechnung von nicht weniger als $ 17,000 zu bezahlen, welche dieſe Magyariſchen Freiheitshelden in wenigen Wochen im Irvinghauſe verputzt haben! In Bezug auf die bisherigen Collecten für Ungarn ſoll ein Glied der Koſſuthſchen Suite mit verächtlichem Achſelzucken geſagt haben: „Pah, ein Biſchen Taſchengeld für Koſſuth, weiter nichts!"

hat Pflichten gegen die Nebenmenſchen und Mitvölker ſo gut, wie gegen ſich ſelbſt und gegen Gott und iſt nur inſoweit zur Selbſtſtändigkeit berechtigt, als dieſelbe nicht in Colliſion mit dem Frieden und der Wohlfahrt des Nachbars tritt. Im letzteren Falle greift nach allen vernünftigen Grundſätzen die Intervention der Zurechtweiſung und der Strafe ein. Rußland iſt aber durch ſeine Intervention in Ungarn — mag dieſe nun an ſich gebilligt werden oder nicht — vom rein geſchichtlichen Standpunkt aus betrachtet, einfach von dem Intereſſen der Selbſterhaltung und der angeſuchten Unterſtützung einer befreundeten Macht geleitet geweſen und hat nicht die mindeſte Abſicht gehabt, unſere Regierung zu beleidigen oder unſere liberalen Inſtitutionen zu gefährden; folglich iſt auch gar keine Urſache und kein Recht zu einer feindſeligen Intervention von unſerer Seite vorhanden.

Die weitverbreitete Sympathie unſeres amerikaniſchen, beſonders des puritaniſchen Proteſtantismus mit dem europäiſchen Revolutionsgeiſt, um zu dieſem Punkte zurückzukehren, hat ihren tieferen Grund in der angebornen und unüberwindlichen Abneigung des Puritanismus gegen die Tyrannei des *Papſtthums*, deſſen ſicheren Sturz man vom Triumphe der politiſchen Freiheit in Europa erwartet. Manche Blätter z. B. der New-York Obſerver haben ſogar neulich den Grundſatz ausgeſprochen: je weiter von Rom, deſto näher der Wahrheit, und erklärt, Koſſuth müſſe ſchon deßhalb Recht haben, weil er den Erzbiſchof Hughes zum Feinde habe. Hienach wären alſo auch die Gegner der Lehre von der Dreieinigkeit, von der wahren Gottheit und wahren Menſchheit Chriſti, von der Verſöhnung durch ſein Blut, von der Inſpiration der Bibel, von der Auferſtehung des Leibes, kurz aller Fundamentallehren des Chriſtenthums im Rechte, weil dieſe alle von der römiſchen Kirche mit unüberwindlicher Zähigkeit feſtgehalten werden! Im Gegenſatz gegen dieſes fanatiſche und abſolut unhaltbare Extrem behaupten wir keck mit allen evangeliſchen Theologen Deutſchlands, ja, wir hoffen, auch mit den meiſten nüchternen Theologen aller übrigen Länder und Benennungen, den Puritanismus ſelbſt nicht ganz ausgenommen: gegenüber dem Unglauben, Rationalismus, Pantheismus, Atheismus, Socialismus, kurz gegenüber von allem alten und neuen Heidenthum ſind die katholiſche und proteſtantiſche Kirche, wie weit ſie auch ſonſt von einander differiren mögen, im Princip und in allen weſentlichen Punkten Bundesgenoſſen und ſollten ſich auch in Wirklichkeit immer mehr als ſolche beweiſen. Sicherlich haben in der neulichen Wahl für Louis Napoleon trotz ſeiner äußerlichen Verbindung mit der römiſchen Kirche unter den ſieben Millionen Wählern auch die meiſten conſervativen Proteſtanten Frankreichs geſtimmt, nicht aus beſonderer Vorliebe zu ihm, oder weil ſie alle ſeine Handlungen billigen, ſondern bloß weil ſie unter den *gegenwärtig* für Frankreich *möglichen* Regierungen die ſeinige

für die am wenigſten gefährliche hielten, weil ſie im Falle ſeiner Richterwählung eine neue Revolution, Krieg und Blutvergießen und den Sieg des rothen Republicanismus zu fürchten Urſache hatten, dem der poſitive gläubige Proteſtantismus ebenſo ein Dorn im Auge iſt, wie der römiſche Katholicismus. Von den deutſchen Proteſtanten iſt es vollends ausgemacht, daß die Gläubigen unter ihnen entſchieden, ja wir müſſen ſagen nur zu entſchieden ſich an die beſtehenden Regierungen anſchließen und ſich mit den Intereſſen der Fürſten und Staaten identificiren aus Furcht vor den unabſehbaren Verwüſtungen, welche der Triumph des Radicalismus in allen Schichten der Geſellſchaft anrichten würde. Die oft wiederholten einſtimmigen Zeugniſſe eines ſo bedeutenden Körpers, wie des deutſchen Kirchentags, der die edelſten und tüchtigſten Kräfte der lutheriſchen, reformirten und unirten Kirchen Deutſchlands in ſich faßt, ſo wie faſt aller reſpectablen theologiſchen und religiöſen Journale gegen die Revolutionen der letzten Jahre und ihre Leiter ſollten doch ſicherlich für amerikaniſche Theologen, Geiſtliche und kirchliche Journaliſten einiges Gewicht haben.

Sollte je das Papſtthum durch einen allgemeinen Sieg des glaubensloſen Radicalismus fallen, ſo ſtürbe es, anſtatt durch die ſittliche Macht der evangeliſchen Wahrheit, vielmehr den ehrenvollen Tod eines Märtyrers, den ihm doch ſelbſt ſeine puritaniſchen Feinde kaum wünſchen können, und würde in einem anderen Lande, und wäre es ſelbſt im republicaniſchen Amerika, mit erneuter Kraft wieder auferſtehen; denn es iſt keineswegs abſolut an Italien und Rom gebunden, wie das faſt 70 jährige Papſtthum zu Avignon (a. 1309—1377) und das temporäre Exil eines Pius VI, Pius VII und Pius IX thatſächlich beweiſt. Es iſt eine grundverkehrte Meinung, daß der Sieg politiſcher Freiheit in Europa zugleich ein Sieg des Proteſtantismus ſein würde und daß der Katholicismus ſich bloß unter despotiſchen Regierungen halten könne. So oft dieß auch in manchen unſerer religiöſen Zeitungen behauptet, oder doch ſtillſchweigend vorausgeſetzt wird, ſo entſchieden wird es durch die lauteſten Thatſachen der Geſchichte widerlegt. Wer weiß nicht, daß es im Mittelalter, wo das Papſtthum auf der Spitze ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes ſtand, blühende Republiken gab, daß bis auf den heutigen Tag mitten im Kirchenſtaat die Republik Marino unangefochten exiſtirt, daß die Schweiz ſchon ſeit beinahe 530 Jahren ein republicaniſcher Staatenbund und noch immer zum dritten Theil römiſch katholiſch iſt? Wer kann läugnen, daß gerade in unſeren Tagen der Romanismus ſehr ſtarke und bedenkliche Fortſchritte in den beiden freiſten Ländern der Welt, in England und den Vereinigten Staaten, macht, ja daß in unſerer eigenen Mitte die römiſch katholiſche Kirche in ſtärkerer Proportion zugenommen hat, als die Bevölkerung, die doch mit beiſpielloſer Schnelligkeit wächst, daß ſeit dem Jahre 1791, wo Carroll ſeine erſte Diöceſanſynode hielt, die Zahl ihrer Biſchöfe

von 1 auf 32, ihrer Prieſter von 22 auf 1385 und die Zahl ihrer Glieder von 24,500 auf beinahe 2 Millionen geſtiegen iſt? Dieſe Thatſachen mögen höchſt unangenehm und alarmirend ſein, aber läugnen laſſen ſie ſich nicht. Wir ſind weder ein Apologet der römiſchen Kirche, noch ſind wir zum Richter über ſie geſetzt, aber zu wünſchen und zu beten, daß ſie durch die Feinde aller Religion zerſtört werden möge, iſt nicht nur lieblos, ſondern verräth zugleich einen völligen Unglauben an die ſiegreiche Macht der evangeliſchen Wahrheit und der geiſtlichen Waffen des Chriſtenthums.

Wenn unſerem amerikaniſchen Proteſtantismus von irgend einer Seite her Gefahr droht, ſo iſt es von dieſer Sympathie mit dem europäiſchen Revolutionsgeiſt, der auf einer ganz irreligiöſen Baſis ruht. Wenn wir jede Empörung und jede im Namen der Freiheit aufgepflanzte Revolution in Frankreich, Italien, Ungarn, Irland vertheidigen, welches Recht haben wir, den Abolitioniſten des Nordens oder den Seceſſioniſten des Südens oder irgend einer anderen mit unſerer Conſtitution und Geſetzen des Congreſſes unzufriedenen Partei den gewaltſamen Widerſtand und die offene Rebellion gegen unſere eigene Regierung zu verbieten oder eine ſeeräuberiſche Bande ſogenannter „Patrioten" deßhalb zu ſtrafen, weil ſie der Warnung unſeres Präſidenten zum Trotz am hellen Tage von Neu-Orleans nach Cuba ſegelt, um daſelbſt den ſpaniſchen Despotismus zu ſtürzen und dieſe ſchöne Inſel für das Reich der „Freiheit" zu gewinnen, unbekümmert um alles Geſetz und Recht und um die heiligſten Verträge der Völker, unbekümmert darum, ob ihr Verbrechen einen mörderiſchen Krieg zwiſchen uns und Spanien nach ſich ziehe? Sehet ihr denn nicht, ihr proteſtantiſchen Prediger und Zeitungsſchreiber, daß ihr durch eure Lobreden auf Koſſuth, Mazzini, Kinkel und andere Revolutionshelden aus dem traurigen Jahre 48 den Geiſt der Revolution, des Radicalismus, der Anarchie, des Haſſes gegen alle Autorität und Geſetze in eurer eigenen Mitte nähret? Habt ihr nicht ſchon gehört, daß gerade die politiſchen Flüchtlinge, welche hier ein gaſtfreies Aſyl gefunden haben und am allerlauteſten in der Lobpreiſung jener Geiſter ſind, in ihren Saufgelagen und Schandblättern über unſere Sonntagsfeier, unſer Kirchengehen, unſere Religioſität, unſere beſten Sitten und Inſtitute ſpotten, die Schriften Tom Paine's, der nicht nur ein frivoler Freidenker, ſondern zugleich ein grundgemeiner Menſch und zuletzt wegen ſeiner Unmäßigkeit und Lüderlichkeit von aller anſtändigen Geſellſchaft ſelbſt ſeiner früheren Freunde ausgeſchloſſen war, mit allem Eifer im Original und in deutſcher Ueberſetzung als ein neues Evangelium verbreiten und ſo viel an ihnen liegt, an dem Umſturz unſerer „ariſtokratiſchen" Republik und an der Errichtung einer communiſtiſchen Muſterrepublik arbeiten, oder, da dieß einſtweilen noch nicht geht, wenigſtens durch ihre Stimmen den principloſeſten, den niedrigſten Volksleidenſchaften ſchmeichelnden Demagogen in unſere Legislaturen und

wo möglich auch in den Congreß, wo nicht gar auf den Präſidentenſtuhl zu verhelfen ſuchen? Der Einfluß dieſer Mobokratie oder zuchtloſen Pöbelherrſchaft iſt ja bereits ſchon ſo groß, beſonders in unſeren bevölkertſten Städten, daß leider ſelbſt manche unſerer angeſehenſten Staatsmänner gegen ihre beſſere Ueberzeugung um ihrer Popularität und um einiger tauſend Stimmen willen zuweilen der Revolutionsgöttin des Tages ihre Huldigung darbringen. Was iſt es anders, als dieſes ſelbſtſüchtige Haſchen nach Volksgunſt, was gerade gegenwärtig ſo viele unſerer Politiker zu einer unbedingten Vertheidigung des Koſſuthſchen Princips der Intervention für Nichtintervention, d. h. zu einem bewaffneten Kreuzzug der Amerikaner gegen alle europäiſchen Deſpoten fortreißt, während doch die oberflächlichſte Betrachtung ihnen ſagen muß, daß zu einem ſolchen romantiſchen Unternehmen gerade jetzt ſeit den neuſten Vorgängen in Frankreich am allerwenigſten Zeit iſt? Wie ehrwürdig ſteht da der greiſe Henry Clay, der im Angeſicht des nahen Todes dem Strome ſich kühn entgegenſtellt und als ein ächter Staatsmann und Patriot, ſeine verblendeten Landsleute an den wahrhaft weiſen und durch unſere bisherige Erfahrung glänzend gerechtfertigten Rath des großen Waſhington erinnert!

Wir haben Gott zu danken, daß wir unter dem Schutze einer geregelten Freiheit und einer Staatsverfaſſung leben, welche einerſeits den größten Spielraum zur allſeitigen Entfaltung individueller Kräfte und Thätigkeit und zur Ausübung des Guten unter jeder Form gibt, und andererſeits doch zugleich Geſetz und Ordnung aufrecht hält und uns allen Schutz und Frieden gewährt. Aber wir dürfen unſer Auge keinen Augenblick gegen die Thatſache verſchließen, daß radicale, disorganiſirende, deſtructive Grundſätze und Tendenzen unter uns immer mehr im Schwange gehen und gerade durch dieſen Koſſuth-Enthuſiasmus ſtarke Nahrung erhalten, wie ſich wahrſcheinlich bei den nächſten Wahlen zeigen wird, es ſei denn, daß das Strohfeuer zuvor ausbrennt. Da iſt es denn eine wahre Schande, wenn ſelbſt die Organe des evangeliſchen Proteſtantismus in mißverſtandener Oppoſition gegen das Papſtthum ſich ſo blindlings vom Zeitgeiſt fortreißen laſſen und der modernen Diana Weihrauch ſtreuen. Glücklicherweiſe dient ihnen ihre radicale Ignoranz der eigentlichen Sachlage Europa's zur Entſchuldigung. Sie wiſſen nicht, was ſie thun. Religion und Sittlichkeit, die man doch wahrlich unſerem Proteſtantismus nicht abſprechen kann, ſtehen, wo ſie ungehindert ihrem natürlichen Inſtincte folgen, immer auf Seiten der Ordnung, des Geſetzes und der vernünftigen Autorität. Das Chriſtenthum weiß von keiner Freiheit, als von der, die im Gehorſam gegen Gott und in der freudigen Erfüllung ſeiner Gebote beſteht.

Wir haben großes Vertrauen in die Zukunft Amerikas, mehr als in die irgend eines anderen Landes der Erde; aber davon ſind wir unerſchütterlich überzeugt, daß die ſtärkſten conſervativen Mächte in Staat und

Digitized by Google

Kirche, in Politik und Religion nöthig ſind, um unſere freien Inſtitutionen vor dem Untergang zu retten und uns Glück und Wohlfahrt zu ſichern. Wir hoffen zuverſichtlich, daß die beſten Elemente unſeres Proteſtantismus in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen ſich immer mehr der conſervativen Strömung anſchließen, ſich conſolidiren und dadurch vor immer größerer Zerſplitterung und endlicher Selbſtauflöſung, die das natürliche Ende alles Radicalismus iſt, bewahren werden.

Die wohlbekannte Aufregung der letzt verfloſſenen Wochen und die anomale, wir müſſen ſagen, unwürdige und bedenkliche Stellung, welche ein großer Theil unſerer proteſtantiſchen Geiſtlichkeit und religiöſen Preſſe dazu einnimmt, hat uns zu dieſen ziemlich flüchtig und planlos hingeworfenen Bemerkungen gegen den revolutionären Zeitgeiſt, gegen das Zerrbild der wahren Freiheit veranlaßt. Die Vollſtändigkeit verlangte nun eigentlich, daß wir auch das entgegengeſetzte Extrem des Despotismus, das Zerrbild des Princips der Autorität, mit Rückſicht auf die europäiſche und amerikaniſche Gegenwart gehörig in's Licht ſtellten. Das iſt aber um ſo weniger nöthig, da die Polemik gegen Papſtthum, Oeſtreich und Rußland unter uns an der Tagesordnung und faſt in jedem Zeitungsblatt für einen Spottpreis zu haben iſt. Wir fühlen in dieſen Augenblick keine Luſt, uns an Pius oder an Franz Joſeph oder an Nikolaus zum Ritter zu ſchlagen, obwohl wir Gott danken, daß wir weder römiſch noch griechiſch ſind, ſondern ohne unſer Verdienſt die freie Luft des Proteſtantismus athmen. Ohnedieß nöthigt uns die unbeabſichtigte Länge dieſes Artikels zum Schluß.

Wir ſind von der Anſchauung ausgegangen, daß Autorität und Freiheit ſich gegenſeitig im menſchlichen Leben und in der menſchlichen Geſellſchaft bedingen müſſen, und die Eine ohne die andere nicht beſtehen kann. Durch die Sünde artet die Autorität ohne Freiheit in Despotismus, die Freiheit ohne Autorität in Zuchtloſigkeit und Anarchie aus. Bei dieſen Carricaturen, die uns leider gerade in unſerer Zeit ſo vielfach begegnen, kann es in der Geſchichte unmöglich ſein Bewenden haben. So gewiß als Gott in der Geſchichte lebt und wirkt und alles nach ſeinem heiligen Willen lenkt, ſo gewiß muß es zu einer endlichen Ausgleichung der Gegenſätze, zu einer Herſtellung des Gleichgewichts jener Lebensmächte, zu einer vollen und harmoniſchen Entwicklung des Menſchengeſchlechts und zu einer Vollendung der Kirche kommen. Wir glauben zuverſichtlich an die endliche Verſöhnung der Autorität und der Freiheit und — was uns bloß der kirchlich religiöſe Ausdruck für denſelben Gegenſatz zu ſein ſcheint — des Katholicismus und Proteſtantismus zur vollen Darſtellung der Idee des Reiches Gottes, welches zugleich die Vollendung der Menſchheit iſt.

Wann und wo aber dieſes Verſöhnungsfeſt, dieſer Sabbath der Welt-

und Kirchengeſchichte zuerſt gefeiert werden wird, ob in unſerem oder in einem noch in nebelgrauer Zukunft liegenden Jahrhundert, ob in Europa oder in Amerika: welcher Sterbliche kann das beſtimmen? Wir geſtehen aufrichtig, daß wir für die nächſte Zeit ſehr wenig Hoffnung auf die Stabilität der politiſchen Verhältniſſe Europa's (wenn man etwa England und Rußland ausnimmt,) ſetzen können. Zwar iſt einſtweilen Ruhe und Ordnung hergeſtellt und die Kirchen und Staaten des Continents haben das Werk der Regeneration kräftig begonnen. Allein die Zuſtände ſind doch unterhöhlt und gerade das, worauf die Fürſten jetzt hauptſächlich ihr Vertrauen ſetzen, das Militär, verräth zugleich ihre Schwäche und ihre Furcht. Und was iſt das für ein Papſt, der nur durch die Bajonette einer vom Unglauben zerfreſſenen Nation gegen ſeine eigenen unmittelbaren Unterthanen geſchützt werden kann! Zwar ſind die Ausſichten der demokratiſchen Propaganda auf einen allgemeinen Ausbruch der Revolution im Mai dieſes Jahres durch den unerwarteten Blitzſchlag des napoleoniſchen coup d'état wie mit Einem Male vernichtet, und die Vorſehung ſelbſt hat plötzlich zum großen Troſt aller Freunde der Ordnung einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung gemacht. Allein wir fürchten, es wird auch hier heißen: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Der Vulkan brennt unterirdiſch fort; wer bürgt uns dafür, daß er nicht plötzlich wieder ſeine Lava ausſpeit? Wer wagt es Angeſichts der letzten 60 Jahre zu behaupten, daß Frankreich das Revolutionszeitalter überſchritten habe, daß es auch nur 10 Jahre ſich unter das Joch Napoleons des Kleinen fügen werde? Denn er iſt eben doch ſelbſt ſeit dem 2ten Dec. 1851 ſo gut ein eidbrüchiger Revolutionär, als die Männer vom 24ſten Februar 1848, und es wird daher ſeiner Zeit wohl auch für ihn das Sprüchwort eintreffen: Wie gewonnen, ſo zerronnen," womit wir übrigens nicht im mindeſten läugnen wollen, daß er gegenwärtig für Frankreich und für den temporären Frieden Europa's unentbehrlich iſt und in der Hand der Vorſehung eine ungleich wichtigere Rolle ſpielt, als man ihm noch vor kurzem zugetraut hätte. Ja Angeſichts des Jahres 1848 wagen wir kaum an die Stabilität irgend einer deutſchen Regierung und Dynaſtie zuverſichtlich zu glauben. Rußland und England ſcheinen uns allein von allen europäiſchen Mächten auf einer ſoliden, obwohl ganz entgegengeſetzten, jenes auf einer deſpotiſchen, dieſes auf einer conſtitutionell liberalen Baſis zu ruhen.

Es ſind gar viele Vorzeichen vorhanden, daß die berühmte Weiſſagung Napoleons vom Triumph entweder des Koſackenthums oder des Rupublicanismus in Europa ihrer Erfüllung nahe, und vielleicht möchte der letztere dem erſteren den Weg bahnen. Vom Siege des gottloſen Radicalismus und zügelloſen Revolutionsgeiſtes der europäiſchen Demokratie, d. h. vom Loslaſſen des Satans — denn darauf kommt es hinaus — können wir zwar zunächſt bloß Schlimmes, lauter Zerſtörung alles deſſen, was heilig

und ehrwürdig iſt, lauter Krieg und Blutvergießen und namenloſes Elend erwarten. Aber es iſt wohl möglich, daß Gott ſich dieſer wilden Beſtie als einer Zuchtruthe zur Beſtrafung der Fürſten und Völker der alten und alternden Welt für ihre zahlloſen Sünden bedienen und dann über der öden Trümmerſtätte barbariſcher Verwüſtung, durch Herbeiführung neuer nationaler und Erweckung neuer poſitiv ſittlicher Kräfte und vor allem durch Wiederbelebung der Kirche allmählig eine neue Schöpfung aufführen wird, ähnlich wie die barbariſchen Horden an der Schwelle des Mittelalters in ſeiner Hand die Werkzeuge zur Zerſtörung des innerlich bereits verfaulten altrömiſchen Weltreichs und ſeiner Civiliſation waren, alsbald aber von der pflegenden Hand der Kirche in Arbeit genommen und durch die alles umbildende und verklärende Kraft des Chriſtenthums auf die Höhe der gegenwärtigen europäiſchen Bildung erhoben wurden. Wird Rußland und der Panſlavismus, nachdem es ſeine politiſche Beſtimmung erfüllt, einen ähnlichen Bildungsproceß durchmachen, und wird dann die alte griechiſche Kirche einen neuen Aufſchwung nehmen und eine unerwartete Bedeutung erhalten? Oder werden Katholicismus und Proteſtantismus aus gemeinſamer tiefer Demüthigung und durch ſchwere Trübſale verſöhnt ſich in höherer Einheit zu neuer Kraft und Thätigkeit erheben? Oder ſteht Europa das Schickſal des endlichen Abſterbens und der Stagnation bevor, wie Aſien, das ja dareinſt mehrere Jahrtauſende hindurch der Schauplatz der Geſchichte, die Wiege der Weisheit und Bildung, ja des Chriſtenthums ſelbſt war und jetzt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten regungslos ſtille ſteht? Und ſind dann in dieſem Falle Amerika und Auſtralien die noch unbeſchriebenen Bücher der Geſchichte der Zukunft und die ferneren Träger der chriſtlichen Civiliſation, bis dieſe in ihrer ſonnenartigen Laufbahn den fernſten Weſten erreicht haben wird und dann ihre Rückreiſe nach den Ländern des Aufgangs antreten und ſo die Schuld der Dankbarkeit an Aſien und Europa abzahlen kann? Oder endlich wird der Herr alle geſchichtliche Combinatorik zu Schanden machen, wird er plötzlich erſcheinen, wie der Blitz aus heiterer Höhe vom Aufgang bis zum Niedergang, und durch ein Wunder der Gnade vollenden, was der langwierige Proceß der Geſchichte nicht zu Stande zu bringen vermag, und mit ſeinem Volke den großen Weltſabbath auf der verklärten Erde feiern?

Das ſind lauter intereſſante und ernſte Fragen, deren Beantwortung aber nur die Geſchichte der Zukunft ſelbſt geben kann. Einſtweilen halten wir, gegenüber den jetzt ſo weit verbreiteten Extremen des Despotismus und der Zügelloſigkeit, des Romanismus und Nationalismus, an der principiellen Zuſammengehörigkeit und endlichen Verſöhnung der Autorität und Freiheit, des Katholicismus und Proteſtantismus feſt, weil wir darin allein eine allſeitig genügende Löſung des großen Räthſels der Welt- und Kirchengeſchichte ahnen können.

Der Menſch iſt als das Ebenbild Gottes auf Erden zur Freiheit ge-

ſchaffen, zur ſeligen Freiheit der Kinder Gottes. Aber keine Freiheit ohne Tugend, keine Tugend ohne Religion, keine Religion ohne Chriſtenthum, kein Chriſtenthum ohne Chriſtus, Chriſtus — die geoffenbarte Fülle der ewigen Gottheit, die Hoffnung der Welt, der Troſt und die Stärke der Kirche, Chriſtus alles in allem. Ihm zu dienen, ſeine Gebote zu halten, ſein Reich zu fördern in freudigem Gehorſam, in ſeliger Luſt — das und das allein iſt wahre Freiheit, welche die Verheißung hat dieſes und jenes Lebens.

Der Ohiobauer zum zweitenmal. — Gründe für die Kindertaufe.

(Fortſetzung.)

Alle dieſe Einwendungen ſind, wie ſchon bemerkt, nur andere Formen der Behauptung, daß, nach den in der Apoſtelgeſchichte vorkommenden Erzählungen von Taufen, Buße und Glauben der Taufe vorangehen müſſen, und daß aus dieſem Grund auch keiner Kindertaufe im N. T. erwähnt werde. Allein es iſt eine entſchieden falſche Vorausſetzung, daß die Beiſpiele der Apoſtelgeſchichte auch nur entfernt in der Abſicht beigebracht worden ſeien, um eine Norm für die Taufhandlung (den modus derſelben) zu beſtimmen. Die erſte Erwähnung derſelben geſchieht bei dem erſten Uebertritt von Iſraeliten zum Chriſtenthum 2, 41, während bei den folgenden Beitritten von Juden zur Gemeinde 2, 47. 4, 4. 32. 5, 15. 6, 7. derſelben gar nicht mehr gedacht wird. Darauf wird die Taufe der erſten Chriſten aus den Samaritern 8, 12. und die der erſten Heidenchriſten, nämlich des Kämmerers, der jedoch Proſelyt war 8, 38., und die des Kornelius 10, 47. endlich die der Johannesjünger 19, 5. erzählt, offenbar um zu zeigen, daß bei dem Eintritt in die Schule Jeſu bei allen verſchiedenen Menſchenklaſſen ſein Befehl, dieſelbe zu taufen, befolgt worden ſei. Die Taufen des Ap. Paulus 9, 18, der Lydia 16, 15, des Kerkermeiſters 16, 33. und des Kriſpus 18, 8. ſind bloß als merkwürdige Nebenumſtände in dem Leben des Apoſtels Paulus berichtet. Hätte die Lehre von der Taufe in's Licht geſetzt werden ſollen, ſo durfte nicht bloß gelegentlich berichtet werden, daß unter denen, die aus den Juden gläubig wurden, auch Weiber geweſen 5, 14., oder daß in Samarien auch Weiber getauft worden ſeien 8, 12., ſondern es mußte die Ausdehnung des N. T. Bundeszeichens nach ſeinen Gründen und Beziehungen nachgewieſen werden. Ebenſo wird die

Taufe ganzer Familien 10, 47. 16, 15. 33. 18, 8. ganz als Nebenſache und als etwas Bekanntes, nichts beſonders Auffallendes behandelt, wie auch daraus erhellt, daß ein zweiter zu gleicher Zeit mit 18, 8. vorgekommener Fall, da eine merkwürdige vaterloſe Familie von Paulus getauft wurde, 1 Kor. 1, 16. 16, 15. und die des Oneſiphorus 2 Tim. 4, 19. gar nicht erwähnt wird. Wäre die Beleuchtung der Tauflehre auch nur Nebenzweck des Geſchichtſchreibers geweſen, ſo hätte über die Zahl und das Alter der Familienglieder und die Umſtände der Taufe ein genauerer Bericht gegeben werden müſſen. So aber ſehen wir, daß die Taufe der Weiber und ganzer Familien ſo wie der ganze Taufakt als etwas Bekanntes und Gewöhnliches vorausgeſetzt wird, und da ſich hienach folgerichtig die Zahl ganzer Familien, die zur Taufe kamen, bedeutend mehrte, ſind wir vollkommen zu dem Schluß berechtigt, daß auch bei den in der Apoſtelgeſchichte ſonſt erzählten Fällen auch Kinder zur Taufe gebracht wurden, ja dieſer Schluß wird uns faſt aufgedrungen durch die Art und Weiſe, wie Lukas die Gründung und Mehrung der Gemeinde beſchreibt. Er bedient ſich nämlich ſehr auffallend bei Angabe der Zahl der Bekehrten eines Ausdrucks, wie ψυχαί, 2, 41. σωζόμενι 2, 47. πιστεύσαντες 4, 32. μαθηταί 7, 1. 7. und nur 4, 4. ſetzt er ἄνδρες, wo die Zahl 5000 die Zahl der chriſtlichen Familienväter anzudeuten ſcheint. Dieſer Schluß erhält eine weitere ſtarke Begründung durch die Erzählung von der Taufe des Johannes. Wenn es dort heißt Mt. 3, 5. Jeruſalem, ganz Judäa und die ganze Anwohnerſchaft des Jordans ſei zu ihm hinausgeſtrömt, oder Marc. 1, 5. das ganze Jüdiſche Land und alle Jeruſalemiten, oder Luc. 3, 7. Schaaren ſeien zu ſeiner Taufe gekommen: ſo ſind wir um ſo mehr genöthigt, an verſchiedene Klaſſen, Geſchlechter und Altersſtufen zu denken, da Matthäus ſelbſt den Ausdruck „Schaaren" in den Erzählungen von den beiden wundervollen Speiſungen Mt. 14, 21. 15, 38. dahin erklärt, daß darunter auch Weiber uud Kinder begriffen geweſen ſeien. Die Natur der Sache bringt es aber auch mit ſich, an Weiber zu denken.*) Warum ſollten dieſe, deren Empfänglichkeit für das Reich Gottes gerade im N. T. beſonders hervorgehoben wird, an der großen Bewegung, die im ganzen Lande durch den Täufer hervorgebracht wurde, keinen Theil genommen haben? Und mußten ſie nicht um ſo mehr wünſchen, an der neuen Gnaden-Anſtalt Theil zu nehmen, da ihnen die unmittelbare Theilnahme an dem Beſchneidungs-Bunde verſagt war? Wo aber die Mütter eine ſo innige und herzliche Frömmigkeit zur Taufe trieb, da können wir nicht zweifeln, daß daſſelbe auf directem oder

*) Die Proſelytentaufe war ohnehin bei heidniſchen Weibern, die zum Judenthum übergingen, ſehr üblich, und man fand darin, daß die Weiber ſich keiner ſchmerzlichen Operation unterwerfen durften, ſchon häufig den Grund, warum weit mehr Weiber ſich zum Judenthum bekannten, als Männer. Auch in der Ap. Geſchichte kommen die σεβόμεναι γυναῖκες öfters vor, 13, 50. 16, 14 17, 4.

indirectem Weg auch auf Kinder überging (wie Mt. 19, 13.), und Kinder theils veranlaßt und gebracht von den Müttern, theils aus eigenem Antrieb zur Taufe des Johannes kamen. Und dieſe konnte ihnen Johannes durchaus keinen Grund haben zu verſagen, da die Beſchneidung einen hinreichenden Wink gab, daß ſie nach Gottes Willen am Bund und den Verheißungen Theil hätten. Nun war aber die Taufe Chriſti und Johannis ſo ſehr dieſelbe, daß die welche ſchon von Johannes getauft waren, und vollen Unterricht von Chriſto, als dem erſchienenen, erhalten hatten, wie die Apoſtel und Apollo, nicht mehr die chriſtliche Taufe empfingen. (Calvin hat ſogar die neue Taufe der Johannesjünger Act. 19, 5., aber freilich nicht ohne Härte in der Erklärung, beſtritten.) Es iſt daher natürlich anzunehmen, daß ebenſo, wie bei Johannes, auch zu der chriſtlichen Taufe Weiber und Kinder zugelaſſen wurden. — Die Ap. Geſchichte aber beſchreibt nie das Weſen der Taufe, ſondern, die genaue Kenntniß deſſelben vorausſetzend behandelt ſie dieſelbe, wie in den A. T. Schriften nach Moſes die Beſchneidung behandelt wird. Nachdem Moſes die Beſchneidung Abrahams und ſeiner Söhne und dann die der erſten Proſelyten in Sichem erzählt hat, erwähnt er nur noch den für ihn höchſt erſchütternden Vorfall, durch welchen er an die Beſchneidung ſeines Sohnes und eben damit an die wichtige Verpflichtung zu dieſem Bundesact bei allen Nachkommen Israels erinnert wurde. Damit ſteht dann die Erzählung Joſ. 5, 2 ff. in der engſten Beziehung, welche die Ausnahme von dem göttlichen Gebot während des Zuges durch die Wüſte rechtfertigt und dadurch dieß Gebot ſelbſt nur um ſo mehr einſchärft. Von da an wird der Beſchneidung in hiſtoriſcher Beziehung gar nicht mehr gedacht, weil ſie regelmäßig fortging, ohne daß etwas Merkwürdiges zu berichten geweſen wäre. Auf gleiche Weiſe nun behandelt die Apoſtelgeſchichte Form und Weiſe der Taufe als etwas ganz Bekanntes, und ſpricht daher von Taufen der Weiber und ganzer Familien ohne alle weitere Erklärung als etwas Gewöhnliches. Beſonders merkwürdig in Bezug auf die Kindertaufe iſt der Umſtand, wie der Streit über die Nothwendigkeit der Beſchneidung der Heidenchriſten Act. 15. entſchieden wurde. Wären Chriſtenkinder nicht getauft worden ſo würden die Judaiſten den Kampf für die Beſchneidung, welche manche Rabbinen für das wichtigſte und erſte Gebot hielten, nicht ſo leicht aufgegeben haben, denn die Behauptung, daß eine Aufnahme der Kinder in's Volk Gottes nach der von Gott ſelbſt bei dem Glaubens-Vater Abraham feſtgeſetzten Weiſe auch unter Heidenchriſten um ſo paſſender ſei, weil die Taufe erſt den Erwachſenen ertheilt werde, wäre nicht ganz unberechtigt geweſen. Daß Nichts der Art zur Sprache kam, weist darauf hin, daß im Chriſtenthum ein Aequivalent für die Beſchneidung vorhanden war, und daß die Judenchriſten vermuthlich zugleich mit der Beſchneidung die Taufe ertheilten, wie es ſpäter bei den Judenproſelyten üblich wurde, ihnen neben der Beſchneidung zugleich auch die jüdiſche Proſelytentaufe zu geben, und beiden ein gleiches Gewicht beizulegen.

Mehr als ſolche allgemeine Beſtimmungen über die Form und das Weſen

der Taufe die aus ein Paar wiederholten gleichen Aeußerungen genommen ſind, laſſen ſich aus der Apoſtelgeſchichte nicht ableiten, und es iſt daher ſehr irrig, wenn die Baptiſten aus einigen individuellen und charakteriſtiſchen Zügen der einzelnen Taufgeſchichten allgemeine Merkmale und Regeln bilden wollen. So folgern ſie aus 2, 38, daß vor der Taufe Buße erforderlich ſei, während doch dort zunächſt von dem bitteren Schmerz der durch Petri Predigt ergriffenen Juden die Rede iſt, daß ſie entweder unmittelbar oder doch wenigſtens indirekt und negativ zur Ermordung des Gerechten, zur Kreuzigung des Lebensfürſten beigetragen hätten; ferner aus 8, 12, daß dem Taufen eine vollſtändige Religionskenntniß vorangehen müſſe, obgleich beſtimmt geſagt wird, daß der frohe Eindruck, den die Heilkraft des Philippus auf die Leute machte, in ihnen auch Vertrauen zur Wahrheit ſeiner evangeliſchen Predigt, daß das Heil von den Juden kommen ſoll Joh. 4, 22, erweckt, und das Verlangen hervorgebracht habe, durch die Taufe in die Schule Chriſti zu treten. Mit Keckheit berufen ſich ferner die Baptiſten für denſelben Satz auf 8, 37, ohne von ferne der kritiſchen Schwierigkeiten zu gedenken, denen dieſer Vers unterliegt, und die nur in 1 Joh. 5, 7. eine Praralle finden. Die neueren Kritiker ſeit Griesbach haben den Vers ohne Weiteres geſtrichen, weil er ſich faſt einzig auf die occidentaliſche oder latiniſirende Recenſion ſtützt, während er in der orient. oder griechiſchen Recenſion nur wenige und minder gewichtige Zeugen für ſich hat, und weil die Redensart τὸν Ἰησοῦν Χριστόν ganz abnorm iſt. Wenn aber auch der Vers unter den nöthigen kritiſchen Emendationen mit deſſen ſcharfſinnigem Vertheidiger, dem gewiſſenhaften Bengel, als ächt angenommen wird, ſo enthält er einen ſo individuellen Zug, daß daraus keine allgemeine Regel gebildet werden kann. Der Kämmerer war ohne Zweifel Judenproſelyt, nicht Heide, (denn er las im Propheten Jeſaias, und Philippus wird ihm zugeführt, während der noch heidniſche Kornelius erſt nach Petrus ſchicken mußte; auch nahte ſich ihm Philipp ohne Scheu, während Petrus 10, 14. noch Bedenklichkeiten hatte) und wurde durch die lebhafte Ueberzeugung, daß in Jeſu die Erfüllung der Weiſſagung eingetreten ſei, zum Glauben an ihn gebracht, auf ähnliche Weiſe, wie die Beröer 17, 11. Die Taufe des Kornelius kann auf keine Weiſe als Regel genommen werden, da ſie auf eine echt augenſcheinliche Weiſe den Juden und ſelbſt den Apoſteln zeigen ſollte, daß die Fülle der Heiden reif ſei, durch Glauben und nicht durch Geſetzes Werke in's Reich Gottes einzugehen, bei der Taufe der Johannesjünger 19, 5. wurde ihrem unbeſtimmten Glauben das beſtimmte Object vorgehalten, und der ſchon vorhandene nur geregelt und durch die Verheißungen befeſtigt. Die übrigen Erzählungen ſprechen allerdings von einer lebhaften Erkenntniß der Wahrheit, die die Apoſtel predigten, und dem Verlangen, in Gemeinſchaft mit Chriſto zu treten. Daß aber eine völlige Bekehrung und ein allſeitig begründeter Glaube vorangegangen ſei, wird nicht geſagt, und läßt ſich auch nicht aus der Ertheilung des heil. Geiſtes ſchließen, denn erſt der Einfluß des heil. Geiſtes muß die göttliche Reue 2 Kor. 7, 9 f. und den wahren und feſten Glauben

Eph. 2, 8. 1 Joh. 5, 4. wirken. Die Baptiſten ſcheinen aber vom Glauben nur den Begriff zu haben, den die rationaliſtiſchen Lehrbücher geben, daß er ſei das Fürwahrhalten und Befolgen des göttlichen Worts, und ebenſo wenig kennen ſie die Bekehrung, wenn ſie meinen, ſie könne der Taufe vorangehen, da wahre Buße und Bekehrung doch das Werk des ganzen Lebens ſein muß.

Blicken wir aber auf alle Tauferzählungen der Ap. Geſch. zurück, ſo finden wir darin entſchieden ſehr verſchiedene Wege und Weiſen, auf welchen der Geiſt Gottes die Menſchen zur Erkenntniß Chriſti und zum Glauben an ihn brachte, und es wäre darum ſchon eine kecke Vorausſetzung, daß es der unergründlichen Weisheit Gottes durchaus nicht möglich ſei, noch auf vielen anderen Wegen die Menſchen zu dieſem Ziele zu führen. Aber vollends einen weit unterſchiedenen Fall, der gar nicht erwähnt iſt, gerade unter obige Kategorie zu bringen, ſtößt gegen alle logiſchen Regeln an, ich meine die Taufe der Kinder, die von chriſtlichen Eltern geboren wurden. Gewiß müſſen dabei ganz andere Rückſichten genommen werden, als bei der Taufe von ſolchen, die eben erſt vom Juden- und Heidenthum zum Chriſtenthum übertreten. Wie es damit gehalten wurde, darüber könnten jene Erzählungen von Taufen beim Uebertritt keinen Aufſchluß geben, ſondern es war die allgemeine Sitte unter den Nationen, namentlich die Analogie im Judenthum zu vergleichen, und vor allem mußten die dogmatiſchen Stellen des N. T. über die Taufe zu Rath gezogen werden. Bei den meiſten alten Völkern war eine frühe religiöſe Weihe der Kinder üblich, bei den Juden aber war durch göttlichen Befehl der achte Tag, als die Zeit, in der das Kind etwas erſtarkt war, für die Aufnahme in den Bund mit Gott feſtgeſetzt. Jeremias aber 31, 33 f. erklärt, daß ebenſo auch im N. Bund die Kleinen ſchon den Herrn kennen ſollen, weil er ſein Geſetz in ihr Herz ſchreiben wolle, und im Brief an die Hebräer 8, 10. wird dieſer Ausſpruch wiederholt, zum Beweis, daß die göttlichen Wohlthaten des A. T. im neuen noch viel vollkommener und reicher ertheilt worden ſeien und darum der alte Bund als veraltet und aufgehoben zu betrachten ſei. Indem dieß der Apoſtel an unbedeutenden Dingen im Levitiſchen Ceremonialdienſt nachweist, ſchließt er natürlich den Gedanken ein, daß dieß noch vielmehr bei den weſentlicheren Beſtimmungen des alten Bundes der Fall geweſen ſei. Und da namentlich von der Verheißung Gen. 17, 7. das Weſentliche wörtlich wiederholt iſt, ſo hat man alles Recht, vorauszuſetzen, daß gerade auch ſtatt der Beſchneidung im N. B. eine höhere Gabe verliehen ſei, und vollkommen im bibliſchen Geiſt bemerkt Calvin zu Act. 8, 13 und 37., die, welche erſt zum Chriſtenthum übertraten, mußten zuvor glauben, ehe ſie die Taufe empfingen, aber von den Widertäufern iſt's widerſinnig, die Kinder deßwegen von der Taufe auszuſchließen. Die Uebergetretenen wurden ja mit der Beſtimmung getauft, daß Gott auch ihres Saamens Gott ſein wolle, und darum werden die Kinder der Gläubigen als Kinder der Kirche geboren und von Mutterleibe an als Glieder Chriſti betrachtet. Es liegt dieß auch in dem Wort Jeſu Matth. 21, 16, daß das Reich Gottes, d. i. die ge-

ſammten Gnadenanſtalten Gottes, worunter ja vornehmlich die Theilnahme der Kinder am Bund Gottes durch die Beſchneidung begriffen iſt, von den Juden auf die Heiden übergehen ſollen.

Noch mehr aber, als dieſe allgemeinen Stellen, ſprechen gegen die baptiſtiſche Theorie die dogmatiſchen Stellen von der Taufe. Daß Johannes 1 Br. 2, 30. 37. unter dem χρίσμα die in der Taufe empfangene Gabe des heil. Geiſtes verſtehe, durch welchen in zarter Jugend die Wahrheit in's Herz der Kleinen geſchrieben, daß ſie Gott als Vater erkennen (ſ. Ebr. 8, 10.), iſt ſchon oben bemerkt, und daß Petrus 1 Br. 3, 21. die Taufe als Reinigung beſchreibe, durch welche wir, ſtatt der Strafen, welche den Sünder treffen, einen freien prieſterlichen Zutritt zu Gott erhalten, wie Noah nach der Fluth, iſt S. 418 nachgewieſen. Darin liegt aber Nichts, was auf vorhergehende Buße und Glauben hinwieſe, oder überhaupt nicht mit der Kindertaufe verträglich wäre.

Noch entſchiedener ſprechen gegen die Baptiſten die Aeußerungen des Apoſtels Paulus, der nach Bengels feiner Bemerkung nur in den mehr im amtlichen Ton geſchriebenen Briefen (Röm., 1 Kor., Gal., Eph., Kol., Tit.) der Taufe gedenkt, während er dieſelbe in den familiärer geſchriebenen vorausſetzt. Nach Tit. 3, 5. werden wir nicht durch irgend ein Verdienſt der Werke, ſondern aus Barmherzigkeit von Gott beſeligt durch das Bad, welches (und wofern es) Wiedergeburt hervorbringt, und durch die damit verbundene und fortgehende Erneuerung des heil. Geiſtes oder durch die Gnadenwirkungen des Geiſtes in uns. Unverkennbar wird hier die Taufe als der Anfang, nicht als das Siegel der Wiedergeburt und Heiligung vorgeſtellt. Ganz einſtimmig damit heißt es Eph. 5, 26. mit Bezug auf die Gemeinde: Chriſtus hat ſich für die Gemeinde hingegeben, auf daß er ſie heiligte, indem er ſie durch eine Verheißung (oder nach Harleß: verheißungsweiſe) reinigte durch das Waſſerbad (zu dem Zweck), daß er ſelbſt (αὐτός zu leſen ſtatt αὐτήν mit vielen der beſten Cdd. und Ueberſ.) die Gemeinde ſich als eine preiswürdige (herrliche) darſtelle, frei von Flecken oder Runzeln oder deß etwas, vielmehr (ἵνα constr. variata ſtatt οὖσαν) heilig und tadellos. Das erſte, wodurch die Gemeinde geheiligt oder ausgeſondert wird, iſt alſo die Taufe, als Reinigung von früherem, ſei's angebornem oder ſelbſt zugezogenem Unrath, ſo wie in der Folge von allen noch etwa anklebenden Flecken. Hier iſt nichts, was nicht vollkommen auf die Kindertaufe anwendbar wäre. Ganz übereinſtimmend iſt damit die Stelle Eph 4, 4, wo der Apoſtel die äußerlich Eine Körperſchaft darſtellende Gemeinde auch zur Einheit in der Geſinnung und im Geiſte ermahnt, und als Grund dafür angibt den Einen Herrn, dem ſie angehören, das ihnen gemeinſame Glaubenswort (Evangelium, denn πίστις iſt objectiv zu faſſen), welches ſie zu dieſem Herrn geführt habe, ſodann die Taufe, welche die Einführung in die Glaubenslehre und in das Reich des Einen Herrn geweſen, und eine Gabe des dreieinigen Gottes ſei, der ſeit der Taufe durch die beſonderſte Vorſehung über allen Gliedern der Gemeinde walte, in Chriſto als Herrn und Haupt der Gemeinde durch alle mittelſt des Wortes

wirke und mit ſeinem Geiſt in Allen wohne. Auch hier wird die Taufe erſt als Eintritt in die Schule Chriſti, als Weg zur Bekanntſchaft mit ihm dargeſtellt, nicht als etwas, was erſt aus der πίστις folge.

Nach Röm. 6, 3 ff. beginnt mit der Taufe die doppelte Gemeinſchaft mit dem Tod und dem Auferſtehungsleben Chriſti. Wie es nämlich eine Aehnlichkeit der Uebertretung Adams (5, 14.) gibt, einen Fleck, den der Fall in jedem Menſchen zurückgelaſſen hat, ſo gibt es auch eine Aehnlichkeit des Todes Jeſu (6, 6.) d. i. etwas Reales, das als Frucht und Wirkung des Todes Jeſu in die Taufe gelegt iſt, und worauf erſt das Begrabenſein V. 4, als das entſchiedenſte Merkmal des Todes folgt. Aus dieſem Verwachſen mit der Aehnlichkeit des Todes Jeſu (σύμφυτον εἶναι τ. ὁμοιώματι τ. θανάτου Ἰ. Χ.) in der Taufe folgt eine dreifache Befreiung V. 6. 1.) vom alten Menſchen, als dem Geſammtſubſtrat der Sünde; denn derſelbe fand durch die Mitwirkung mit Chriſto ſeinen Tod; 2.) vom Leib der Sünde, der nur ein Theil des alten Menſchen iſt und durch welchen derſelbe wirkt. Dieſer Leib der Sünde wird dadurch, daß die Kreuzigung des alten Menſchen ſtets fortwirkt, immer mehr abgethan. 3.) von der Herrſchaft der Sünde, welche in eben dem Maaße abnimmt, in welchem der Leib der Sünde zu ſündigen aufhört, denn der Leib der Sünde gibt dieſer ein gewiſſes Herrſcherrecht. Durch dieſe dreifache Befreiung und nach Maaßgabe derſelben wird er zum Leben in Chriſto, das außer ihm kein Gut kennt und begehrt, befähigt und geführt. Anſchaulicher als hier kann es kaum gemacht werden, wie aus der Taufe eine ſtets fortdaurende Buße und Heiligung durch den Glauben an Chriſtum folge, darum wird dieſe Betrachtung auch im ganzen Kapitel als mächtiger Grund zum Kampf gegen die Sünde und zur Heiligung der Glieder als Werkzeug der Gerechtigkeit gebraucht. Kurz und körnigt wird daſſelbe in den Worten Gal. 3, 26. ausgedrückt: der Getaufte ziehe Chriſtum d. i. ſeine Gerechtigkeit durch den Glauben an und werde dadurch Gottes Kind. Nach den Baptiſten aber iſt die Taufe kein Abſterben mit Chriſto, kein Anziehen ſeiner Gerechtigkeit, ſondern bloß ein prunkendes Zeichen, daß man ohne Chriſtum bereits Buße gethan und gläubig und fromm geworden ſei, und darum alles Recht habe, in ſein Reich und ſeine Gemeinſchaft einzutreten.

Am ſchlagendſten aber ſpricht gegen die Gegner der Kindertaufe die Stelle Col. 2, 11. Es wird hier derſelbe Gedanke, wie Röm. 6, 3, nur mit beſonderer Beziehung auf die Beſchneidung ausgedrückt. Den Anlaß gaben ihm Jüdiſche Gegner, welche durch philoſophiſche Gründe V. 8. den Koloſſern manches Jüdiſche, wie Speiſegebote V. 21. und Feſttage 16. ſammt einer ſelbſterfundenen Engelverehrung und ſelbſt auch die Beſchneidung aufdringen wollten. Im Gegenſatz zu dieſen falſchen Lehren bemerkt Paulus, die Koloſſer ſollen ſich durch die Scheinweisheit V. 8. nicht täuſchen laſſen, als ob ihnen durch dieſelbe etwas Neues gegeben werden könnte; in Chriſto, d. h. als Glieder ſeines Leibes ſeien ſie mit allen Gaben ſeines Geiſtes zur Erkenntniß und Gottſeligkeit auf's reich-

ſie ausgeſtattet V. 10. In ihm auch ſeien ſie der Beſchneidung ohne Hände d. i. der Beſchneidung des Herzens theilhaftig geworden, und indem ſie die Taufe zu Theilnehmern an ſeinem Tode mache, ſei dieſelbe als die von Chriſto angeordnete Beſchneidung für ſie ein Ablegen nicht bloß der Vorhaut, ſondern des ganzen Leibs des Fleiſches, oder Befreiung von der Herrſchaft der fleiſchlichen Triebe in ihrem Leibe geworden. Hier heißt die Taufe klar die von Chriſto angeordnete Beſchneidung (περιτομή Χριστοῦ). Die Definition der Beſchneidung: Ablegung der Vorhaut (ἀπέκδυσις τῆς ἀκροβυστίας) wird auf die Definition der Taufe als Ablegung des Leibs des Fleiſches (ἀπέκδυσις τοῦ σώματος τῆς σαρκός) übergetragen, und die Taufe als eine Beſchneidung oder Reinigung beſchrieben, die nicht durch Menſchen, ſondern durch den Geiſt Gottes an der Seele (wie 1 Petr. 3, 21.) geſchehe. Es läßt ſich kein vernünftiger Grund denken, warum der Apoſtel ſich ſo viele Mühe gab, die Taufe auf dreifache Weiſe mit der Beſchneidung zu vergleichen, und von dieſer eine dreifache Benennung für die Taufe zu entlehnen, wenn er beide nicht in jeder Beziehung gleich ſetzte. Hätte in Rückſicht auf die Zeit eine Verſchiedenheit Statt gefunden, ſo mußte er etwa mit den Baptiſten ſagen, dieſe Taufe ſei für ſie um ſo bedeutſamer, da ſie nicht Kindern ertheilt werde, welche deren Bedeutung nicht verſtehen, ſondern nur Erwachſenen, die ja noch vor der Taufe der Sünde abzuſterben und fromm zu leben gelernt und die Taufe als Zeichen ihrer Buße und ihres Glaubens, kurz ihrer ohne Chriſtum erlangten Vollkommenheit erlangt hätten, worin ſie ferner zu beharren durch die Taufe bloß ermuntert werden.*) Aber kein Wort von dem Allem, vielmehr leitet er von der Taufe, als Anfang des Chriſtenlebens, alles Heil und alle Verpflichtung zugleich ab, und hält dieſen Anfang des Chriſtenlebens in der Kindheit ſo ſehr für möglich, daß er denſelben ſogar wirklich in den Chriſtenkindern vorausſetzt, die er ermahnt, in eben dem Herrn, in welchem ſie mit einer Beſchneidung ohne Hände beſchnitten worden ſeien, alſo als Glieder ſeines Leibes ihren Eltern den von dieſem Herrn geforderten Gehorſam zu leiſten. Die Einwendung, daß man die Kinder nicht gegen ihren Willen und ohne daß ſie den Zweck derſelben verſtehen, taufen könne, fiel ihm nicht ein, denn ſie könnte ebenſo gut gegen die Beſchneidung gemacht werden, welche ebenfalls ein Bund mit Gott, eine Zurechnung des Glaubens Abrahams für ſeine ächten Kinder (Röm. 4, 12.) und eine Verpflichtung war, ſich durch die ſcharfe Zucht des Geſetzes reinigen zu laſſen, und Paulus hatte zu viele Achtung vor Gottes Weisheit und tiefer Herablaſſung zu den Menſchen, als daß er dieſelbe nach ſeinen eigenen vorgefaßten Gedanken und Menſchenfündlein hätte meiſtern wollen, und nahm deßwegen auch die Taufe der Kinder als einen überreichen Erſatz für die Beſchneidung der Kinder mit demüthigem Dank an.

---

*) Daſſelbe hätte er auch Phil. 3, 3. zu bemerken Urſache gehabt, wo er ſagt: Wir Chriſten ſind die Beſchneidung, das Volk Gottes, das alle Vorzüge Israels, namentlich die Beſchneidung in einem viel höheren Sinne beſitzt.

Endlich erwähnt der Apoſtel noch der Taufe 1 Kor. 1, 15, wo er Gott dankt, daß er nur Wenige getauft habe, damit man nicht ſagen könne, er habe in ſeinem Namen getauft. Dieſe Worte hätten gar keinen Sinn, wenn vor der Taufe ein vollſtändiger Unterricht und volle Kenntniß des Glaubens-Inhalts vorhergegangen wäre, vielmehr geben ſie unwiderſprechlich zu erkennen, daß das ganze Leben und die Erkenntniß der Chriſten erſt mit der Taufe ſeine Richtung und Ziel durch den folgenden Unterricht erhielt. Uebrigens weiſt der Umſtand, daß die Apoſtel die Taufe nur ſelten ſelbſt verrichteten, ſehr entſchieden auf deren inneren Werth und ihre Wichtigkeit an und für ſich ſelbſt hin, indem ſie nicht erſt durch das äußere Anſehen des Vollziehers Bedeutſamkeit zu erlangen brauchte. Der Befehl und die Verheißung des Herrn genügte, während es bei der Predigt auf die Perſon ankam, die zu derſelben von Gott durch Chriſtum berufen war.

Vergleicht man ſomit alle dogmatiſchen Aeußerungen des N. T.'s über die Taufe, ſo ſind ſie im entſchiedenſten Widerſpruch mit der Theorie der Baptiſten, welche ſich willkührlich auf die Erzählungen von Taufen in der Ap. G. gründet, die alle wegen merkwürdiger Nebenumſtände erzählt ſind, und durchaus weder den Zweck haben, noch geeignet ſind, eine Regel für das Verfahren bei der Taufe abzugeben, zumal wenn man willkührlich die Zahl der Getauften ganz allein auf die fünf erzählten Fälle beſchränkt, und bei dieſen gegen alle Wahrſcheinlichkeits-Rechnung den Fall, daß auch Kinder dabei geweſen ſeien, durch einen Machtſpruch ausſchließt.

4.) Gegen die Bemerkung, daß Chriſtus durch Anordnung der Kindertaufe einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegengekommen ſei, wird eingewandt, daß dieß durch die Anweiſung Chriſti zum vertraulichen Gebet für die Kinder und die zugeſicherte Erhörung deſſelben überflüſſig gemacht ſei. Aber das Gebet und deſſen zugeſicherte Erhörung hatten auch die Israeliten (ſ. 1 Kön. 8, 30. Jeſ. 65, 4. und die Pſ. an vielen Stellen), ja ſelbſt die Heiden, wie Kornelius und der Kämmerer; doch ward jenen die Beſchneidung, dieſen die Taufe gegeben. Daß indeß die Einwendung nicht ſo ernſtlich gemeint ſei, erhellt aus der gleich angehängten Bemerkung, daß ſelbſt die Mennoniten, bei denen doch, wie wir gleich ſehen werden, das Gebet der Eltern die Kinder ſogar heilig machen kann, (doch wohl in dem ſtarken Gefühl dieſes Bedürfniſſes) den Gebrauch eingeführt hätten, daß die Mutter bei ihrem erſten Ausgang das neugeborne Kind zur Kirche bringe und es einſegnen laſſe. Ueberhaupt gibt der Briefſteller deutlich zu erkennen, daß er ſeiner Sache nicht ſo ganz gewiß iſt, denn er iſt offenbar durch die S. 101 dieſer Zeitſchr. (1851) gemachte Einwendung, daß die Baptiſtenkinder, wenn ſie vor der Taufe ſterben, eines Hoffnungsgrunds entbehren, nicht wenig beunruhigt. Er ſucht daher ſeine Scrupel durch eine ſprachwidrige Erklärung der Stelle 1 Kor. 7, 14. zu beſchwichtigen. Ein anderer Troſt, den er ſich gibt, iſt der: die Mennoniten ſeien angewieſen, ihre Kinder in der Furcht und Ermahnung zum Herrn zu erziehen, und können daher

hoffen, daß der heil. Geiſt auf ſie ſo gut, als auf Getaufte einwirken könne. Dieß ſteht aber eben in Frage, denn nach dem Worte Jeſu Joh. 3, 5. geht in's Himmelreich nur ein, wer durch Waſſer und Geiſt wiedergeboren iſt, auch beweiſen alle Beiſpiele der Apoſtelgeſchichte, mit der einzigen Ausnahme von Kornelius, die ihren guten Grund hat, daß der heil. Geiſt nur erſt nach der Taufe ausgegoſſen wurde, und endlich wird Marc. 16, 16. ausdrücklich geſagt: Wenn Einer in dieſem Leben geglaubt haben und dabei auch getauft worden ſein wird, wird er einſt ſelig, die Taufe iſt alſo für den, der ſie erlangen kann, auch wenn er glaubt, zur Seligkeit nothwendig. Was aber den Spruch Eph. 6, 4. betrifft, ſo ſetzt er auch nach der hier befolgten Luth. Ueberſetzung die Taufe voraus. Denn wenn die Kinder zu Chriſto, als ihrem Herrn, gewieſen werden ſollen, ſo müſſen ſie ihm, als ſolchem, in der Taufe übergeben ſein. Richtiger iſt die e: gl. Ueberſetzung: „Ziehet ſie auf in dem Unterricht und den Zurechtweiſungen des Herrn.“ Damit wird der Herr ſelbſt nicht bloß als ihr Herr, ſondern als ihr Lehrer dargeſtellt, ſie müſſen alſo ſchon durch die Taufe in ſeine Schule eingetreten ſein. Und das war, wie aus V. 2. erhellt, wirklich der Fall, da der Apoſtel die Kinder als Glieder der Gemeine anredet und behandelt.

5.) Daß ſich die Erhaltung der chriſtlichen Kirche auch ohne Kindertaufe erklären laſſe, wird aus der Geſchichte der Mennoniten und Waldenſer gefolgert, welche keine Kindertaufe gehabt und ſich doch erhalten hätten. Hier aber iſt vorerſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Waldenſern und den Wiedertäufern und den aus dieſen hervorgegangenen Mennoniten zu machen. Die Waldenſer behandelten das Dogma von der Taufe der Erwachſenen rein als untergeordnetes, denn ihr Hauptziel war Bewahrung der reinen Bibellehre und Entfernung aller papiſtiſchen Entſtellungen. Zu dieſen gehörte, daß die Kirche ſtatt des Täuflings glauben ſoll und die Erbſünde ſoweit getilgt werde, daß die böſe Luſt dadurch ihren ſündigen Charakter verliere. Sie fühlten, daß durch ſolche Lehren alles thätige Chriſtenthum am Ende verdrängt werden würde, und verwarfen, da ſie ſchon Vorgänger genug hatten, lieber die Kindertaufe ganz, als daß ſie ſich einem neuen Mißbrauche derſelben ausſetzten, denn genauere und tiefere Forſchungen in der Schrift und Geſchichte lagen außer ihrem Bereich. Die Wiedertäufer der Reformationszeit dagegen (wie Karlſtadt, Storch, Stübner, Münzer in Deutſchland, Hetzer und Manz in der Schweiz) warfen ſich aus Ehrgeiz, um auch eine Rolle zu ſpielen, zu der ihnen ſonſt die Kraft verſagt war, mit entſetzlicher Hartnäckigkeit auf die Tauflehre, daß ſie ihre Anſicht nicht mehr durch Gründe, ſondern durch Gewalt durchzuſetzen ſuchten, ja endlich zu entſchieden widerchriſtlichen und empörenden Handlungen unter Münzer, Knipperdolling und Bockhold ſich hinreißen ließen und dadurch der Sache des Evangeliums unendlichen Schaden zufügten. Auch ſpäter kennten ſelbſt die, welche durch Menno Simons zur Ordnung und zu wahrer

Gottſeligkeit geführt waren, nie der Anmaaßung los werden, allein die rechte Lehre zu haben, und ſie auf alle mögliche Weiſe zu verbreiten, und behaupten daher ſtets verfolgt zu ſein, wenn man bloß ihrer Proſelytenmacherei entgegentrat. Man mochte ſie noch ſo freundlich behandeln und als ruhige, friedliche Bürger ſelbſt achten, die Wiedertäufer klagten immer gleich den Katholiken (ſiehe den Brief von Hughes an Greeley) über Unterdrückung, wo ſie nicht herrſchen durften, und jede, auch eine dem wahren Chriſtenthum ſo feindliche Revolution, wie die letzte von 1848, wurde von ihnen dießeits und jenſeits des Oceans mit Freuden gutgeheißen, wenn ſie nur ihre Abſichten und Herrſchaft zu begünſtigen ſchien. Daß ſie ſich alſo erhielten, da in proteſtantiſchen Ländern weder ihrem Gottesdienſt, noch der Erziehung ihrer Kinder Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, iſt bei ihrem einſeitigen Eifer für die Tauflehre, der ſchon den Kindern eingepflanzt wird, nicht zu verwundern.

Es bleiben alſo nur die Waldenſer zu vergleichen. Zwiſchen dieſen aber und den erſten Chriſten finden bedeutende Unterſchiede Statt. a) Die erſten Chriſten hatten ſich zuerſt zu einer Gemeinſchaft zu bilden, wohnten auch in Städten oft fern von einander und ſchloſſen ſich zu verſchiedenen Zeiten dem Chriſtenthum an; die Waldenſer waren eine noch dazu in minder zugänglichen Thälern abgeſchloſſene Chriſtengemeinſchaft, die ſich von den Umwohnern nur durch feſtes Halten an der reinen Bibellehre unterſchied, für ſie war nicht eine neue Bahn zu brechen, ſondern nur auf der alten zu beharren. b) Die erſten Chriſten hatten's mit kontradictoriſchen, die Waldenſer nur mit konträren Gegenſätzen zu thun. Jene lebten unter Juden und Heiden, die insgeſammt, ſelbſt als Verwandte, und oft dann nur um ſo mehr das Chriſtenthum als Neuerung haßten und Allem dagegen aufboten. Ihre Gegner waren die größeren Volksmaſſen, wie ſchon Act. 13, 50. 14, 5. 19. 17, 5. 11, 12. 19, 23., und ihre Lage gleich der der chriſtlichen Hindus, denen ſelbſt die Kinder geraubt werden, um ſie heidniſch zu erziehen. Wie nothwendig war da Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe für die ganze Familie? Die Waldenſer lebten unter Chriſten, die ohne Aufreizung fanatiſcher Prieſter ſie in Ruhe gelaſſen hätten, würden ſich aber auch ſo gegen die Machinationen der Prieſterpartei kaum behauptet haben, wenn nicht ihr Wohnort und enge Verbrüderung ſie geſchützt hätten. c) Für die erſten Chriſten wäre Unterlaſſung der Taufe ein Verrath an ihrem Glauben geweſen. Juden und Chriſten um ſie her waren gewohnt, die Kinder gleich für die väterliche Religion zu weihen, in der Ueberzeugung, daß ihre Religion unwandelbar fortdauern und die Kinder beglücken werde. Chriſten hätten durch die Unterlaſſung einer ſolchen Weihe indirekt erklärt, daß ſie jene Ueberzeugung nicht haben, und dadurch den feſten Glauben, den ſie an den Sieg der Wahrheit hatten, verläugnet. Ja ſelbſt unter Juden- und Heiden-Chriſten hätte ein beſtändiger Streit ſich erhoben, denn wenn die Erſten die

Digitized by Google

Beſchneidung beibehielten, Beide aber die Kinder als Erwachſene tauften, konnten ſie mit einem Schein des Rechts den Heidenchriſten entgegenhalten: Wie die chriſtliche Jugendzeit eine Vorbereitung zum Chriſtenthum ſei, ſo ſei die Zeit ſeit Abraham Vorbereitung auf den neuen Bund, und alſo das Bundesſiegel Abrahams für dieſe Periode ganz an der Stelle. Aber nie verlangten die Judenchriſten auch nur von ferne Etwas der Art, ſondern Vereinigung beider Inſtitutionen, der chriſtlichen und der jüdiſchen. Die abgeſchiedenen Waldenſer konnten die Weihe ihrer Jugend um ſo eher ohne bedeutenden Schaden unterlaſſen, da ihr Eifer für die reine Lehre, ihre Kinderzucht und Bruderliebe die Wirkungen des göttlichen Geiſtes an ihren Kindern, die ſonſt mit der Taufe derſelben verbunden ſind, um ſo mehr zuließen, da ſie nicht aus Eigenſinn, ſondern nach ihrer — wenn auch unrichtigen — Einſicht in Verwerfung der Kindertaufe handelten. Endlich d) kam ſchon im 2ten Jahrhundert die Geheimlehre (disciplina arcani) bei den Katechumenen auf, wonach die Lehre von den Sakramenten, der Dreieinigkeit, der Gottheit Chriſti den Katechumenen erſt kurz vor der Taufe mitgetheilt wurde, Lehren, welche den Kindern der Chriſten unmöglich vorenthalten oder unbekannt bleiben konnten, da häusliche Erbauung ein rühmlicher Hauptbeſtandtheil des Chriſtenthums der Urzeit war. Sie mußten alſo nothwendig getauft ſein. Bei den Waldenſern war keine Geheimlehre, und auch ohne Taufe wurden die Kinder mit der Bibel und ihren Wahrheiten ſorgfältig bekannt gemacht.

(Schluß folgt.)

Lord Byron über die Bibel.

Dieſer berühmte engliſche Dichter, der ſich in ſeinem Leben ſehr wenig um Religion kümmerte, ſchrieb vor ſeinem Tode folgenden Vers in ſeine Bibel:

In dieſem heil'gen Buche liegt,
Was alle Räthſel überwiegt!
O ſelig iſt das Menſchenkind,
Das Gnade hier vor Gott gewinnt,
Zu hören, leſen, zagen, flehn,
Zu klopfen an und einzugehn.
Doch beſſer wäre nie geboren,
Wer es verwirft, im Wahn verloren.

Digitized by Google

Der Urſprung der Mormonen.

Die Kirchengeſchichte ſtellt uns ein weit ausgebreitetes Feld vor Augen, auf welchem mancherlei liebliche und wohlriechende Blumen blühen, und Gewächſe aller Art in ihrem grünen Schmucke prangen. Allein unter dieſen Gewächſen hat es auch Giftpflanzen, und das inhaltsreiche Wort beſtätigt ſich auch hier: Sieh wohl zu, was du ißt, es ſteht Oft Gift im beſten Gartenbeet. Eine große Menge von Secten haben in der chriſtlichen Kirche ſeit ihrer glänzenden Stiftung am erſten Pfingſtfeſte ihre Geburt empfangen, wovon ein Theil, wie Frühlingsblumen, nur eine kurze Exiſtenz hatten, andere aber ihre Jahrhunderte durchlebt haben, ja durch die Feder des unermüdeten Kirchenhiſtorikers der ſpätern Nachwelt in's Gedächtniß gepflanzt und dem denkenden Gelehrten ein Bergwerk geworden ſind, aus deſſen Schachten, mit dem Grubenlichte des Glaubens hineinſteigend, er edle Metalle an's Licht gebracht, nachdem er ſie von ihren Schlacken gereinigt hatte. So wie die chriſtliche Kirchengeſchichte uns eine wohlbeſetzte Tafel mit geſchmackvollen Nahrungsmitteln, ſowohl in ihrer allgemeinen Entwickelung, als auch in ihren mannigfaltigen Secten, ſo ſtellt ſie unter den letzteren uns auch ſolche dar, die wir gerne mit dem Stempel der Vergeſſenheit brandmarken würden, wenn es nicht die Pflicht des Kirchenhiſtorikers wäre, der Nachwelt ein getreues Bild von der Vorwelt zu entwerfen.

Unter dieſe Secten rechne ich mit Recht die Mormonen oder Mormoniten. Indem uns die Kirchengeſchichte auch die Verirrungen des menſchlichen Verſtandes zur Belehrung und Warnung darbietet, habe ich gedacht, es möchte vielleicht eine Correſpondenz aus dem Norden Ihnen willkommen ſein, in welcher ich den Urſprung dieſer Secte zu ſchildern beabſichtige.

Im Frühling des Jahres 1830 kam Joſeph Schmidt, (Jo Smith,) der Stifter der Mormonen, nach der Grafſchaft Seneca, im Staate Neu-York, mit der Abſicht, hier ſeine verderblichen Grundſätze auszubreiten. Verſchmitzte Betrüger wiſſen immer ſchwache Menſchen auszukundſchaften, die ſich zu ihrem Werke paſſen. Er fand einen kräftigen Mitarbeiter an Peter Wittmer, einem Deutſchen, der in ſeiner Wankelmüthigkeit ſchon ein Glied und Anhänger verſchiedener Kirchen, der Menoniten, der Methodiſten und der Reformirten geweſen war, ſich aber ſtark zu den Wiedertäufern neigte. Peter Wittmer glaubte, daß die Wundergabe in der chriſtlichen Kirche noch nicht aufgehört habe, und daß unter anderm auch noch immer Engelerſcheinungen ſtatt finden. Joſeph Schmidt, der dieſes erfuhr, fand in ihm den rechten Mann zur Gründung und Verbreitung ſeiner Irrthümer und frug ihn, ob nicht er oder ein Glied ſeiner Familie einen Engel geſehen habe? Er antwortete nein, und ſeine Familie verneinte ebenfalls die Frage. Darauf erzählte ihm Schmidt, daß er in der Nachbarſchaft von Palmyra, in der Grafſchaft Wayne, im Staate Neu-York, einen Ort gefunden, den ihm ein Engel entdeckt habe, woſelbſt goldene Platten verborgen wären, an

deren Seite eine Brille mit ſteinernen, hellleuchtenden Gläſern gelegen, welche helle Steine einſt die Fenſter in einent Schiffe geweſen, in welchem Gett das auserleſene Geſchlecht, welches nun in den Mermenen fortgeſetzt würde, über ein Meer, nach einem ſicheren Lande, dem Paradieſe geführt habe. Dieſe geldenen Platten enthalten ägyptiſche, chaldäiſche und andere Charaktere, von denen er kein Wort verſtehe, weil er dieſe Sprachen niemals gelernt habe. Wenn er aber dieſe Brille aufſetze, alsdann öffne ihm der heilige Geiſt die Augen, daß er die fremden Buchſtaben leſen könne in der engliſchen Sprache, und auf ſelche Weiſe überſetze er dieſe geldene Bibel. Doch wäre die Regel, daß er nur an ſelchen Oertern überſetzen könne, woſelbſt Leute einen Engel geſehen. Er ſei ſchen an elf Plätzen geweſen, we er überſetzt und die Leute einen Engel geſehen hätten, und nun fehle ihm noch der zwölfte, einer Erſcheinung gewürdigte Ort, um ſeine geldene Bibelüberſetzung zu vollenden.

Schmidt ging dann fert, um ſein Peſſenſpiel verzubereiten. Es traf ſich, daß er einen Ort bemerkte in einem zu pflügenden Felde, den er zur Ausführung ſeines Planes geſchickt fand. Ein Sehn ven Peter Wittmer pflügte in einem Felde, werin ein greßer Baum ſtand. Schmidt hatte einen ſeiner Anhänger Namens Page bei ſich, und nech einige Andere. Mit zweien ſeiner Anhänger, Cowdry und Harrison verfügte er ſich nun nach dieſem Baume. Auf einem breiten Stück Helz hatte er eine Engelsfigur mit Flügeln abgemalt, und daſſelbe ſe an einem Stricke befeſtigt, daß er im Stande war, es ven der Erde an dieſen Baum hinauf zu ziehen, während er und ſeine Cellegen hinter dem dicken Baum ſich verſteckt hielten. Da Wittmers Sehn mit ſeinem Pfluge in die Nachbarſchaft des Baumes kam, ſo wurde auf einmal das Engelsbild in die Höhe gezogen, und dieſer, voll Furcht und Schrecken, verließ Pferde und Pflug und ſprang in aller Eile zu ſeinem Vater, um ihm die Freudenbetſchaft zu bringen, er habe einen mit Flügeln verſehenen Engel im Felde geſehen. Nun war der Weg gebahnt. Indem Schmidt wieder zu Wittmer kam, nahm er ihn freudenvell in ſein Haus auf mit der Anzeige, er könne bei ihm ſeine Bibelüberſetzung vellenden, ſein Sehn habe einen Engel im Felde geſehen. Schmidt ging daher ven neuem an die Arbeit, und in kurzer Zeit war die Ueberſetzung der geldenen Bibel vellendet.

Das nächſte Werk war nun, ſeine neue Bibel zum Druck zu befördern, und er ging zu einem Drucker in der Stadt Palmyra, in der Grafſchaft Wayne, um einen Contract mit ihm abzuſchließen, und 3000 Exemplare daven zu veröffentlichen. Dieſer bat ſich eine gewiſſe Zeit aus, um das Werk zu unterſuchen. Er fand bald, daß das ganze ſegenannte geldene Bibelweſen auf einem gettleſen Betruge beruhe, und ſagte ihm deßhalb, er könne das Werk nicht drucken, ehne Verſicherung für ſeine Bezahlung zu bekommen. Aber wer ſellte die Bürgſchaft leiſten? Der leichtgläubige Wittmer, der nun mit Leib und Seele ein warmer Anhänger ven Schmidt war, und der da glaubte, daß Jeſeph ihm mehr geben könne, wie Erde und Himmel, mußte wieder zum Werkzeug gebraucht werden. Wittmers Land, welches etwa 3000 Thaler werth war, wurde als Verſicherung gegeben, und die geldene Bibel erſchien im Druck. Während dieſer Zeit hatten ſich die Jeſephiten vermehrt, und Schmidt hielt öffentliche Verſammlungen in Schulhäuſern, weſelbſt er ſeine neue Lehre ausbreitete, die von den unwiſſendſten Menſchen aufgenemmen wurde, die jedech, wenn ſie als Kinder getauft waren, übergetauft werden mußten. In dieſen Verſammlungen, die ſich auch längs des Seneca Fluſſes verbreiteten, wurde nun die neue Bibel gezeigt. Ven dem wahren Werte Gettes, der ächten, durch den Geiſt Gettes geeffenbarten Bibel, wurde geſagt: das ſei der Juden Bibel

Allein Gott habe auch eine Bibel für die Heiden herausgegeben, und die goldene Bibel ſei der Heiden Bibel. Nun wurde vorgegeben: der Engel des Herrn ſei erſchienen, und habe befohlen, daß die Bibel ſolle zu 1 Dollar 75 Cents verkauft werden. Da aber wenige Käufer ſich einfanden, ſo wurde der Preis von einem Sonntage zum anderen unter dem vorgegebenen Befehl des Engels auf 25 Cents herabgeſetzt. In der ganzen Grafſchaft Seneca wurden keine 50 Exemplare der Mormonenbibel verkauft, und gegenwärtig würde es ſchwer fallen, Eine derſelben in hieſiger Gegend zu finden. Da der ganze Auftritt größtentheils in der Nachbarſchaft einer meiner Gemeinen, der Zionsgemeinde, ſich zutrug, ſo verſchaffte mir dieſe eine dieſer Bibeln zum Durchleſen, und ich ſah mich genöthigt, am 13ten und 27ten Juni 1830 zwei Predigten gegen das falſche Buch, genannt das Buch Mormon, oder ihre ſogenannte goldene Bibel, zu halten, welches ich that über Gal. 1,8. und 1 Kor. 3,11.

Dieſes Buch Mormon, obgleich es eine neue Bibel ſein ſollte, hat vieles aus dem Propheten Jeſaias entlehnt. Der Glaube an Gott wird darin vorgetragen, auch die Kreuzigung und Auferſtehung Chriſti, jedoch aus der dreiſtündigen Finſterniß unter dem Kreuze Chriſti wird eine dreitägige gemacht, auch behauptet, daß Jeſus nach ſeiner Auferſtehung noch das heil. Abendmahl mit ſeinen Jüngern genoſſen habe. Das Volk Gottes iſt nach ihrem Buche beſtimmt, das verlorne Paradies auf Erden wieder zu erlangen, welches Volk die Nephiten oder Mormonen ſind, und dieß gab Gelegenheit zu ihrer Auswanderung aus dieſer Gegend, wo ſie ihren Endzweck nicht erreichen konnten. Zwar wurden keine Bemühungen von Seiten der Mormonen unverſucht gelaſſen, ſich in dieſer Grafſchaft eine dauernde Niederlaſſung zu verſchaffen, ſowohl durch ihr leeres Geſchwätz, von ihnen Predigen genannt, als auch durch Prophezeiungen.' Wenn Schmidt in ſeinen Abendverſammlungen Proſelyten zu machen ſuchte, dann lehrte er: Jeder in der Verſammlung ſei von ihm zu ewiger Verdammniß verſiegelt, der nicht an demſelben Abend ein Mormonit werde. Allein die Einwohner von Seneca waren zu verſtändig, um ſolchen Drohungen Gehör zu geben. Zuweilen traten auch in ihren Abendverſammlungen Männer auf, um als Gegner ihre falſchen Lehren zu widerlegen. Allein dann hatten ſie die Gewohnheit die Lichter auszublaſen und die Verſammlung im Dunklen zu laſſen. Es traf ſich nun, daß im Monat December 1830 eine Sonnenfinſterniß ſich ereignete. Und die Mormonen wollten dieſelbe als ein Schreckbild gebrauchen, um die hieſigen Einwohner zu ihrer Secte zu bekehren, wie die Milleriten es mit der Beſtimmung des jüngſten Tages zu thun pflegten, oder wie Columbus, da die Wilden den verlangten Tribut nicht bezahlten, und er ihnen verſicherte: ſie würden dieſen Abend den Zorn der Gottheit ſehen, indem die Mondſcheibe ſich verfinſtern würde. Je näher die Zeit der Sonnenfinſterniß kam, deſtomehr wurden die Leute gewarnt, ſich zu den Mormonen, dem wahren Volke Gottes, zu bekehren, indem am Tage der Sonnenfinſterniß alles Land mit ſeinen Einwohnern zwiſchen den Seneca und Cayuga Landſeen durch eine unwiderſtehbare Ueberſchwemmung untergehen würde. Nur wenige Seelen wurden jedoch durch dieſe lügenhaften Drohungen bewogen, Mormoniten zu werden. Am Tage, welcher der Sonnenfinſterniß voranging, verließen nun alle Mormonen mit Sack und Pack dieſe Gegend, um ſich in Sicherheit zu ſetzen. Die Sonnenfinſterniß ging jedoch ohne irgend etwas beſonders Merkwürdiges vorüber. Es war Sonnabends und meine Zeit nach Lanſing über den Cayuga Landſee zu gehen, um daſelbſt Sonntags zu predigen. Ich blieb aber an jenem Tage zu Hauſe, damit die Mormonen, die in

meiner Nachbarſchaft wohnten, nicht ſagen möchten, ich hätte ihrer Weiſſagung geglaubt, und deßhalb die Flucht über den Landſee genommen. Am Montage der kommenden Woche kehrten auch die Mormonen zurück, und da nun ihr letzter Verſuch, in der Grafſchaft Seneca eine bleibende Wohnung aufzuſchlagen, vereitelt war, ſo bereiteten ſie ſich nun, nach dem Weſten zu gehen, um daſelbſt das verlorne Paradies wieder zu finden, denn das war ihre Behauptung, daß das urſprüngliche Paradies in Amerika geweſen ſei.

Im Frühling des Jahrs 1831 verfügten ſie ſich denn nach dem Staate Ohio. Die ganze Anzahl ihrer Glieder belief ſich damals nicht mehr, als auf 30 bis 40. Ihre weitere Geſchichte, ihre Ueberſiedelung von Ohio nach Nauvoo, im Staate Illinois, ihre Trennungen und Spaltungen, der Tod von Joſeph Schmidt im Gefängniſſe durch ſeine Feinde verurſacht, ihre Anſiedelung und Aufbauung von Salt Lake City, im Territorium von Utah, ihr dortiger Zuſtand, von welchem neuſtens die allerungünſtigſten Nachrichten in den Zeitungen verbreitet worden ſind, wonach ſie in offener Vielweiberei und der gröbſten Unſittlichkeit leben, wollen wir hier nicht näher verfolgen, da dieſe Thatſachen allgemein bekannt ſind. Ich las neulich in einem glaubwürdigen Blatte, daß ein Mormonen-Miſſionär auf die Sandwichsinſeln gekommen ſei, um daſelbſt ſeine betrügeriſchen und falſchen Grundſätze von dem Buch „Mormon," zu verbreiten, daß aber ſeine Bemühungen durch die daſelbſt wohnenden chriſtlichen Miſſionäre vereitelt wurden.

Wenn eine Secte, wie die Mormonen, in einem eigenen Territorium ſich niederläßt, ihren eigenen Gouverneur hat, der Vereinigten Staaten-Regierung Trotz bietet, Miſſionäre in Heidenländer ausſendet, gleich den Mahomedanern die Polygamie treibt, vorgibt eine eigene Bibel zu haben, und der wahren göttlichen Offenbarung ihre Phantaſieen und Betrügereien an die Seite ſetzt, die ſie Heidenbibel nennt; dann ſollten ſich die Augen der chriſtlichen Welt auf ſie richten, um ihren Verführungen zu ſteuern, ihren Betrug aufzudecken und durch alle rechtlichen Mittel die weitere Ausbreitung einer ſo grundverderblichen und auch ſtaatsgefährlichen Secte zu verhindern.

Fayette, Seneca Co., N. Y. D. Willers.

Reale Gegenwart, oder nicht?

(Mit Rückſicht auf einen Artikel im Evangelical Review, 1851. N. IX.)

Verehrter Herr Profeſſor!

Ich überſende Ihnen hiemit meine Bemerkungen über die reale Gegenwart Chriſti im Abendmahl, die ſich nur aus Anlaß der Abhandlung des Herrn Dr. Schmucker in dem zu Gettysburg erſcheinenden Ev. Review, N. IX. ergaben. Es enthält zwar dieſelbe keine neuen Einwendungen gegen die lutheriſche Theorie, es ſcheint jedoch, daß man hier zu Land mit den längſt darauf gegebenen Antworten nicht ſehr allgemein bekannt ſei, und da überhaupt die Bibellehre bald vom gemeinen, bald vom ſpekulativen Rationalismus, die mir beide gleich gefährlich ſcheinen, gefährdet wird, ſo ſchien es mir nicht unpaſſend, die bibliſche Anſicht klar auseinander zu ſetzen, und ich habe demnach zuerſt die hermeneutiſchen Grundſätze, dann die Einſetzungsworte, und endlich die philoſophiſche Baſis klar zu beleuchten geſucht. Zu der äußeren Aufforderung kam noch die zufällige, mehr innere, daß ich in weiblicher Linie von Einem der Männer abſtamme, welche das Syngramma Suevicum unterzeichneten, und denen hier mit Luthern ſo viele absurdities zugeſchrieben werden, in männlicher aus der Familie, welcher auch der mit Spener befreundete (ſ. die Dedic. zu Speners geiſtl. Prieſterth.) Verf. des pastorale evang., über welches Franke las, angehörte, ein Mann, der, wenn ihm in die Gegenwart zu ſchauen vergönnt wäre, wie er in ſeinem Werk über die Concilien in die frühere ſchaute, ſich wohl wundern würde, daß die von Halle aus geſtiftete Luth. Kirche Amerikas ſo weit und noch dazu aus ſo leichten Gründen von den Grundlehren der edlen Schule ſich entfernt habe, aus der ihre erſten gelehrteſten und wirkſamſten Lehrer hervorgingen. Daß ich übrigens mit Tacitus citra gratiam odiumve, quorum causas procul habeo, ſchreiben wollte, und nichts mit Perſonen, ſondern nur mit der Sache zu thun habe, wird der Inhalt und Ton meiner Abhandlung zeigen. Meine Abſicht war bloß, Solche, die weder Luſt noch Zeit, wohl auch nicht die literariſchen Mittel haben, ſelbſt die Sache genauer zu unterſuchen, auf die Hauptpunkte aufmerkſam zu machen und ihnen Anlaß zur Vergleichung und Erwägung der Gründe pro und contra zu geben.

Mit Hochachtung
der Ihrige
Prof. Harttmann.

---

1. Hermeneutiſche Grundſätze.

Die Abhandlung im E. Rev. beginnt mit hermeneutiſchen Sätzen, welche zumal in dieſer Allgemeinheit als ein hors d'oeuvre betrachtet werden können, indem ſie eigentlich in die angewandte Logik gehören; ſie ſind indeß inſofern von Wichtigkeit, als ſie ſogleich auf den Standpunkt ſtellen, von welchem die Unterſuchung ausgeht.

Digitized by Google

Dieſer Standpunkt läßt ſich wohl nicht beſſer veranſchaulichen, als durch Vergleichung mit den hermeneutiſchen Grundſätzen unſerer alten Theologen, und da dieſe, wie aus dieſem einleitenden Abſchnitt erhellt, ziemlich vergeſſen zu ſein ſcheinen, dürfte es nicht unzweckmäßig ſein, ſie hier aus der Vorrede zu Bengels Gnomon, wo ſie in gedrängter Kürze gegeben werden, zu wiederholen. Dieſer mit den Klaſſikern ebenſo, wie mit den Schriften des A. und N. T.'s vertraute Schrifterklärer *) drückt ſich in folgenden Worten aus: Zur richtigen Auslegung gehört beſonders genaue Kenntniß der Sprache und des eigenthümlichen Ausdrucks, deſſen ſich die Verfaſſer des N. T. bedienten. Darüber iſt von jeher viel geſtritten worden (ſ. Joh. Lamius de eruditione apostolorum); wir wollen daher das Nothwendige darüber bemerken. Gottes Weisheit gebraucht ſelbſt da, wo er ſich durch ſeine Werkzeuge zu unſerer Unfähigkeit herab-

---

*) In dieſem Jahre ſind es am 2ten Nov. gerade 100 Jahre, ſeit dieſer treue Knecht zur Freude ſeines Herrn einging. Seine Kompetenz zum Lehrer der Hermeneutik beweist der von allen denkenden Theologen, wie neuerdings von Stier und Winer, ſehr geſchätzte Gnomon, ſeine vorzügliche Ueberſetzung des N. T.'s und ſeine Harmonie der Evangeliſten. Er war recht eigentlich der Mann für die Exegeſe durch ſeine ſeltenen klaſſiſchen Kenntniſſe, die er durch ſeine trefflichen kritiſchen Ausgaben von Cicer. epp. ad div., Grogorii Thaum. Paneg. in Orig und Chrysost. de sacerdotio mit gehaltreichen Anmerkungen hinreichend beurkundete. Von ſeiner gründlichen hebr. Sprachkenntniß und ſeinen mathem. und hiſtor. Studien geben ſein ordo temp. und ſeine apokalyptiſchen Schriften, ſammt denen, die er zur Vertheidigung derſelben ſchrieb, hinreichenden Beweis. Was ihn aber noch mehr zum hermeneutiſchen Rathgeber empfiehlt, iſt ſein frommes Gemüth, welches nie aus der Taufgnade fiel. Darum trieb er von Jugend auf alle ſeine Studien einzig zur Ehre Gottes und ſo, daß ihm die Schrift und der Umgang mit Gott dadurch nur deſto ſüßer wurden. Gegen die Verdorbenheit der Heidenwelt verblendete ihn der Reiz ihrer Sprache nicht, und nie ließ er ſich durch ſeine große Gelehrſamkeit verleiten, nur ſeine eigene Ehre zu ſuchen. Was er in dieſer Hinſicht zu Cic. epp. S. 1048 in klaſſiſchem Latein ſagt, verdient wohl allgemeiner Beherzigung: „Keine körperliche und geiſtige Beſchäftigung iſt ſo unſchuldig, daß ſie uns nicht des verborgenen ruhigen und beſtändigen Umgangs mit Gott berauben könnte. Wenn Jemand, beſonders der Gelehrte, die Schrift ſelbſt nicht auf die rechte Weiſe gebraucht, ſo gereicht ſie ihm mehr zur Schwächung, als zur Stärkung ſeiner geiſtigen Seelenkraft. Zudem bläht alles Wiſſen auf und alles Menſchliche kann den Menſchen knechten und den Saamen des göttlichen Worts am Wachsthum hindern, beſonders aber die Wiſſenſchaft." Nur ſein frommer Sinn leitete ihn zu ſeinem bahnbrechenden Werk, dem apparatus criticus, nämlich ſeine Bedenklichkeit, ob wir bei Mills 30,000 Varianten noch den ächten Text haben, und der Erfolg war, daß er in Mills und Wettſteins Chaos Ordnung brachte, die Familienverwandtſchaft der Handſchriften nachwies, (worin ihm auch andere Kritiker, wie Orelli beim Cicero und die neueren Herausgeber des corpus juris folgten) und überhaupt die Kritik in ein Syſtem brachte.

läßt, immer auch einen Gottes würdigen Ausdruck. Was aber Gottes würdig ſei (1 Kor. 2, 1. 14, 21.) haben wir nicht mit Selbſtanmaaßung zu beſtimmen, ſondern bloß einfach zu glauben. Bei den heil. Männern Gottes im A. und N. T. war die genauſte Erkenntniß der Wahrheit ſtets mit einer richtigen Anordnung des Stoffs, einem genauen Ausdruck des Sinns, und einer unerkünſtelten Lebendigkeit des Gefühls auf's engſte verbunden. Im Beſitz dieſer drei Erforderniſſe, außer welchen man von einem Schriftſteller nichts weiter verlangen kann, ſchrieben jene, obgleich ungelehrt, wie es ſich ziemt, und legten, über alle Regeln der Griechiſchen Redner erhaben, ohne alles ängſtliche Streben überall eine natürliche Beredtſamkeit an den Tag.

1.) Ueber die Anordnung haben Viele abgeſprochen und behauptet, die Apoſtel hätten Alles, was ihnen in den Sinn kam, ohne Ordnung hingeworfen. Wie aber in den göttlichen Werken bis auf's kleinſte Gräschen das höchſte Ebenmaaß herrſcht, ſo findet ſich auch in den göttlichen Reden bis auf die kleinſten Theile der ſchönſte Zuſammenhang. *)

2.) Bei der Auffindung des Sinnes (der Auslegung) kommt es vorzüglich darauf an, daß man die Worte des Textes gehörig erſchöpfe, d. i. ſie in dem Sinn erkläre, wie ſie der Verfaſſer nahm, aber auch nichts hinzuzuſetzen, was nicht darin liegt. Tiefe und Klarheit, die zwei vorzüglichſten Eigenſchaften der Rede, finden ſich bei menſchlichen Schriftſtellern ſelten beiſammen, und jeder Schriftſteller faßt wieder nach ſeiner Schreibweiſe die Schriften Anderer auf. Wer jedes Wort abwägt, findet bei einem anderen Verfaſſer Manches, woran dieſer ſelbſt nicht dachte. Wer nur leicht wegſchreibt, faßt auch Anderer Rede nicht ſo genau auf. Aber in den göttlichen Schriften geht die höchſte Tiefe mit der höchſten Klarheit Hand in Hand, darum haben wir uns zu hüten, ſie nicht nach unſerem geringen Maaß der Erkenntniß zu ſchätzen und zu glauben, ihre Worte ſeien darum, weil ſie von ängſtlicher Auswahl weit entfernt ſind, mit weniger Bedacht geſetzt. Die göttliche Rede übertrifft alle Zierlichkeiten der menſchlichen Sprache, Gott ſpricht nicht als Menſch, ſondern als Gott Worte aus, die ſeiner würdig ſind; ſeine Gedanken ſind tief, darum von unerſchöpflicher Kraft. Daher iſt auch die Sprache derer, deren er ſich als Werkzeuge bedient, ob ſie gleich keinen menſchlichen Unterricht genoſſen, doch immer der Sache vollkommen angemeſſen, denn dem Eindruck, der auf ihre Seele gemacht wurde, entſpricht vollkommen ihr Ausdruck, der ſo wenig unter der Faſſungskraft der Leſer ſtehen bleibt, daß ſie vielmehr deſſen Sinn ſelten erreichen. Wie das kleinſte Körnchen Gold doch Gold bleibt, ſo iſt auch jeder Theil der göttlichen Rede göttlich. Daher ziehen denn die Apoſtel oft aus einem

*) Dieſen Zuſammenhang hat Bengel überall ſo muſterhaft nachgewieſen, daß ſelbſt Heinrichs in der Fortſetzung des Koppeſchen N. T. einmal, wo er etwas davon anführt, die Worte gebraucht, ingeniose, ut solet, Bengelius.

Beiwort, aus einer grammatiſchen Form, aus einem Adverb des A. T.'s die wichtigſten Folgerungen 1 Kor. 15, 26. Gal. 3, 16. Ebr. 2, 8. 4, 7. 7, 17. 8, 13. 12, 28. Und von gleichem Gewicht ſind die Schriften des N. T.'s, weßwegen Petrus 2 Br. 3, 16. die Briefe des Ap. Paulus mit der übrigen Schrift zuſammenſtellt (cf. Witsii Miscell. 1 de proph. c. 22); ja die Inſpiration des N. T.'s iſt erhabener noch, als die des Alten. (Gattaker Misc. Posthum. c 33.) Durch alle Bücher, Kapitel und Sätze deſſelben zieht ſich ein edler Grundton (ἦθος), voll des köſtlichſten Salzes und der größten Zierlichkeit, dem die Aenderung auch nur Eines einzigen Wortes ſchadet. Oft iſt eine Stelle, welche an ſich nicht von großem Gewicht iſt, doch unerwartet paſſend, ja nothwendig, um den Sinn einer anderen feſtzuſtellen. Oft iſt auch zwiſchen den göttlichen Worten und den bei den Menſchen für ſynonym damit geltenden ein Unterſchied, den unſer Scharfſinn noch nicht entdecken kann, und Johannes, wenn er unter uns aufträte, würde manche Wörter, die die Abſchreiber ſtatt der ſeinen ſetzten, unſerer thörichten Willkühr entziehen, obgleich den Meiſten an dieſer Verwechslung nichts gelegen iſt, Joh. 21, 23. Ap. 22, 18. Niemand mache alſo ſeinen Verſtand und Geſchmack zum Maaßſtab. Vielmehr folge man dem Beiſpiel des Chryſoſtomus, welcher dem καί 1 Tim. 3, 7. und den Worten ποιήσῃ und διδάξῃ Mat. 5, 19. und anderen Worten beſonderen Nachdruck beilegt. Schon Origenes ſagt: Nichts in der Schrift iſt überflüſſig, und Luther that die Aeußerung: Die Theologie iſt nichts, als die Grammatik, die ſich mit den Worten des heil. Geiſtes beſchäftigt, ein Satz, den nach ihm andere Theologen hie und da wiederholten. Damit ſind wir nun vorzüglich auf die Beachtung der emphatiſchen Rede hingewieſen, welche die gewöhnliche Bedeutung eines Worts bald verſtärkt, bald beſchränkt. Solche Emphaſen kommen im Griechiſchen häufiger vor, als im Deutſchen. Da macht es z. B. einen Unterſchied, ob die pronomina personalia, die der Grieche gewöhnlich wegläßt, während der Deutſche ſie überall wiederholen muß, geſetzt ſind, oder nicht; es gibt verba simplicia. media und composita, die ſich in der Bedeutung unterſcheiden, während wir nur Einen Ausdruck dafür haben, und ſo kommt es auch darauf an, ob man den Artikel ſetzt oder nicht. Doch hat man beſonders bei verbis compositis oft einen Nachdruck angenommen, wo nach dem Sprachgebrauch der LXX keiner iſt, und die composita keine andere Bedeutung haben, als die simplicia. Ungeübte Bewunderer ſehen dann oft Emphaſen an Stellen, wo ſolche nicht Statt finden, und übergehen ſie, wo ſie wirklich Platz haben. Darum muß man ſich gegenſeitig zu Hülfe kommen. Gleichwie auch ſchwache Augen ſehen, ſo weit ſie nöthig haben, der Scharfſichtige aber Vieles genauer erkennt: ſo ſehen zwar in der Schrift Alle das Nothwendige, aber je ſchärfer das Auge, deſto reicher der Genuß, und was der Eine ſieht, erblicken auf ſein Erinnern auch Andere, die es vorher nicht wahrnahmen.

Zur rechten Beſtimmung der Wortbedeutung gehört vor Allem die Kenntniß der Hebraismen, welche in die griechiſche Sprache des N. T.'s verflochs

ten ſind. Ohne Zweifel ſprachen und redeten die Apoſtel ſo, wie es für die griechiſchredenden Juden in Aſien und anderen Orten paßte, dieſe aber hatten, wie es zu geſchehen pflegt, die Eigenthümlichkeiten der hebräiſchen Sprache in ihre griechiſche Umgangsſprache verflochten, und ganz geläufig war ihnen die ſehr hebraiſirende griechiſche Ueberſetzung des A. T.'s, welche ſtufenweiſe zu Erreichung der göttlichen Abſicht dienen mußte, die griechiſche Sprache zum Organ des göttlichen Worts zu machen. Die Apoſtel nun bedienten ſich mit Recht aller dieſer Idiotiſmen, welche in der griechiſchen Ueberſetzung des A. T.'s und der Umgangsſprache der Juden vorkamen, und je genauer der Leſer des N. T.'s dieſe Ueberſetzung kennt, je genauer er mit der hebräiſchen Syntax *) vertraut iſt, deſto beſſer wird er fortkommen. Der heil. Geiſt rüſtete zwar die Männer Gottes mit einer weit ausgebreiteten Kenntniß der Sprache aus, ſie mußten ſich aber dabei zu ihren Zuhörern und Leſern herablaſſen. Wenn noch in unſeren Tagen ein Apoſtel zu ungebildeten Völkern oder den Griechen geſchickt würde, ſo würde er ſich doch mit Weisheit der rauhen Sprache jener Völker und des obſchon verdorbenen heutigen griechiſchen Dialektes bedienen. Zwar hat allerdings der Styl des N. T.'s Redensarten, die auch da, wo man es am wenigſten erwarten ſollte, mit den beſten griechiſchen Schriftſtellern übereinſtimmen, aber man hat bei den N. Tlichen Schriftſtellern den durch's Ganze ſich hindurziehenden Sprachcharakter in's Auge zu faſſen, und dieſer iſt hebraiſirend. Davon unterſcheidet ſich entſchieden die Schreibart derer, die draußen ſind, ob es gleich zuweilen Aehnlichkeiten im Ausdruck gibt, was nicht zu verwundern, da das N. T. gegen die große Zahl der Schriften griech. Profanſcribenten nur ein mäßiges Buch ausmacht, und letzteren oft ſelbſt ein Ausdruck entſchlüpfte, den ſie nicht ganz paſſend fanden. Aber dennoch werden ſolche Ausdrücke

---

*) Syntax bezeichnet hier Periodirung und Phraſeologie, was ſonſt auch durch Styl bezeichnet wird, denn Bengel wußte, wie ſein Gnomen beweiſt, ſehr wohl, daß die Conſtruction der Sätze ſich nicht nach der hebräiſchen, ſondern nach der griechiſchen Grammatik richte. Die Verkehrtheit, hebräiſche Wortfügung, kurz die hebr. Syntax in's N. T. einzuführen, den griech. Präpoſitionen aus dem Hebr. heraus oft die widerſprechendſten Bedeutungen zu geben, die tempora gegen allen griechiſch. Sprachgebrauch nach Belieben zu verwechſeln, den Artikel willkührlich zu deuten u. ſ. w. wurde erſt von Storr in ſeinen für die hebr. Gramm. bahnbrechenden Obſervationen und ſ. exeget. Schriften eingeführt, gab aber durch Haabs treueifrige Bemühung, die zerſtreuten Bemerkungen in eine hebräiſchgriechiſche (!?) Gramm. zu ſammeln, zu Winers trefflichem Werk die nächſte Veranlaſſung, das in der erſten nur wenige Bogen enthaltenden Ausgabe zunächſt gegen Haabs und Storrs Sprachentſtellungen gerichtet war, und in einer ſpäteren Ausgabe ausdrücklich bemerkte, daß Storr von ſeinem gelehrten Landsmann Bengel das Richtigere hätte lernen können und ſollen.

von beleſenen Philologen zum Beleg der Gräcität des N. T.'s oft einſeitig verglichen.

3.) Nichts in der Welt läßt ſich mit den heiligen Affecten (πάθη) der N. Tlichen Rede vergleichen, dazu gehören aber auch die ἤθη oder die Zartheit der Empfindungen, wie ſie ſich in der Rede ausdrückt. Auf die Affecte haben die weiſen und aus geiſtlicher Erfahrung ſchreibenden Erkläer je und je Rückſicht genommen, aber die Zartheit der Empfindungen wird, wie ich hier ohne Vorwurf ausſpreche, meiſtens vernachläſſigt, nur daß zuweilen von der zarten Rückſicht auf das Anſtändige die Rede iſt. Und doch iſt dieſe Zartheit der Empfindung über alle Reden und Briefe des N. T. wunderbar verbreitet, bringt von der handelnden, redenden oder ſchreibenden Perſon einen günſtigen Eindruck hervor, und befaßt zugleich das Anſtändige unter ſich. So findet man z. B. in den ernſten und holdſeligen Reden Jeſu eine ſo auffallend anſtändige Gleichheit des Ausdrucks, daß dieſe nie Etwas von Ironie in ſich faßt. Auch Marc. 7, 4. iſt der Sinn: Mit gutem Recht kann man von euch ſagen, daß ihr Gottes Gebot aufgehoben habt, damit ihr eure Aufſätze haltet. Wenn Etwas den äußeren Wandel betraf, konnte Jeſus kommunikativ mit ſeinen Jüngern ſprechen, wenn es aber ſein Amt und ſein Reich betraf, ſo ſprach er entweder: „ich“ oder „ihr,“ nie „wir,“ und behauptete damit den Unterſchied zwiſchen ſich und ſeinen Jüngern. Ebenſo liegt in dem dreifachen εἰ καί 2 Kor. 7, 8, ſo wie in der ganzen Stelle V. 8—12. eine beſondere Zartheit. Die Geneigtheit des Apoſtels, Alles auf Gott zurückzuführen und das zarte Gefühl ſeiner Abhängigkeit von Gott ſprechen ſich in den Dankäußerungen Röm. 6, 17. 17, 25. 1 Kor. 15, 57. 2 Kor. 2, 14. ſehr nachdrücklich aus ꝛc.

Dieß ſind die hermeneutiſchen Grundſätze, welche auch die Halleſche Schule hatte, aus der der edle M ü h l e n b e r g mit ſeinen erſten Gehülfen hervorging und auf welche ſie die von ihnen geſammelte Lutheriſche Kirche in den V. St. gründeten. Wie würden ſich die frommen Männer wundern, ſchon nach der zweiten und dritten Generation Sätze zu leſen, wie ſie im genannten Aufſatz des Ev. Rev. S. 35—38 gegeben werden: „Die Schrift iſt vom Erklärer nur wie jedes andere Buch zu behandeln. Die Sprache nun, welche aus willkührlichen Zeichen beſteht, kann nur durch Erforſchung des herrſchenden Sprachgebrauchs, des Zuſammenhangs und des Zwecks, den ein Schriftſteller hatte, richtig gedeutet werden. Indeß haben viele Wörter im Verlauf der Zeit verſchiedene Bedeutungen erhalten, unter denen die, in welcher ein Wort gewöhnlich gebraucht wird, die eigentliche oder buchſtäbliche iſt. An dieſer hat man feſtzuhalten, ſolange man nicht dringende Gründe hat, davon abzuweichen. Dieſer Fall tritt aber ein, wenn die buchſtäbliche Deutung einen Sinn gäbe, welcher dem gemeinen Menſchenverſtand oder dem Zeugniß der Sinne widerſpräche; in dieſem Falle muß die uneigentliche (figürliche, beſſer: bildliche) Bedeutung angenommen werden, die eine metaphyſiſche, typiſche, allegoriſche u. ſ. w. ſein kann.“ — In dieſen Sätzen iſt im Grund ſchon die ganze Abhandlung gegeben,

welche ſich auf folgenden Schluß zurückführen läßt: Was in der heil. Schrift, das wie jedes andere Buch zu behandeln, dem geſunden Menſchenverſtand und dem Zeugniß der Sinne widerſpricht, iſt uneigentlich zu nehmen. Nun widerſpricht die buchſtäbliche Auffaſſung der Einſetzungsworte dem geſunden Menſchenverſtand und dem Zeugniß der Sinne, alſo müſſen dieſelben bildlich gedeutet, und dieſe bildliche Deutung kann durch Gewaltmittel der Pauliniſchen Darſtellung aufgedrungen werden. Exegetiſche Treue und Schärfe wird damit zum voraus von der Unterſuchung ausgeſchloſſen; denn mag auch die Exegeſe noch ſo laut etwas Anderes bezeugen, die infalliblen Richter: Vernunft oder gar gemeiner Menſchenverſtand und Sinne laſſen dieſelben nicht zu Worte kommen.

Sehen wir indeß dieſen beiden Richtern etwas näher unter die Augen, ſo treten uns ſtarke Bedenklichkeiten gegen deren richterliche Kompetenz entgegen. Wie viele Einwendungen hat die Vernunft mit vornehmer Miene und trüglicher Sicherheit gegen manche naturgeſchichtliche Betrachtungen der Alten, gegen die Kunſtfertigkeit und Bildung, ja ſelbſt gegen hiſtoriſche Thatſachen der alten Welt erhoben, — die alle durch die neueren Beobachtungen und die geographiſchen und archäologiſchen Entdeckungen der Neuzeit als vollkommen grundlos nachgewieſen wurden? Lieſt man doch jetzt des Propheten Jonas Namen, den die Deiſten und Rationaliſten längſt in's Gebiet des Mythus verwieſen hatten, mit großen Buchſtaben auf Ninives Mauern, und der von der Vernunft für unmöglich gehaltene Zug der Israeliten durch die Wüſte wird ſich nächſtens durch die Sinaitiſchen Inſchriften an Ort und Stelle urkundlich nachweiſen laſſen. Die außerordentlichen Wirkungen des Dampfes und der Elektricität erſchienen vor 100 — ja 50 Jahren gewiß auch mancher gebildeten Vernunft, zumal wenn ſie der Mathematik und Naturwiſſenſchaft unkundig war, unmöglich, aber haben ſich deren Schlüſſe und Behauptungen nun nicht als eitle Täuſchungen erwieſen? Wer bloß ſeinen Augen traut, wird beharrlich die im gemeinen Trinkwaſſer eingeſchloſſene Wunderwelt von Infuſionsthierchen für unmöglich erklären. Und was ſagt die raiſonirende Vernunft zu dem mathematiſch erwieſenen Satz, daß die Hyperbel und deren Aſymptote in's Unendliche fortgeſetzt nie zuſammenfallen, und daß der in unendlicher Entfernung auf der letzteren an jene gezogene Perpendikel mit der Aſymptote ein längliches unendliches Viereck bildet, das einem gegebenen Viereck, alſo einem begrenzten Raum gleich ſein muß? Und wie ſteht es mit obigem Grundſatz auf dem Gebiet der Seele und des Geiſtes? In die Seele, zumal als tabula rasa nach Locke gedacht, kann keine Vorſtellung, als durch einen Sinnen-Eindruck, kommen; doch ſah jener Mann in dem von London wohl 90 Wegſtunden entfernten York die Ermordung des ihm unbekannten Kanzlers Perceval im Parlamentshauſe in einem ſich wiederholenden Traume ſo lebhaft, daß er alsbald hinreiſte und an Ort nnd Stelle das Wann? Wo? und Wie? ſo genau anzugeben wußte, als wäre er zugegen geweſen. (S. dieſe urkundlich beſtätigte Thatſache und A. in Schuberts Naturlehre der Seele.) Selbſt die Erſcheinungen

des Hellſehens, ſo trügeriſch, weil der göttlichen Offenbarung zuwiderlaufend ſie in vielen Fällen ſind, haben doch durch Nachweiſung unter Akten vergrabener und für verloren gehaltener Urkunden, durch Angabe merkwürdiger Maſchinen und wirkſamer Arzneimittel ꝛc. ſich als ein Uebergreifen von der Vernunft unbegreiflichen Kräften in die ſichtbare Welt bewieſen, ſo ſehr die rationelle Anſicht ſich bemühte, ſie als bloß aus gaſtriſchen Beſchwerden hervorgehende Phantaſie darzuſtellen.

Gehen wir endlich auf das Gebiet des Glaubens über, ſo wird durch obigen Grundſatz die Hauptthatſache des Chriſtenthums, die Auferſtehung Chriſti 1 Kor. 15, 17. geradezu umgeſtoßen. Mit der Auferſtehung hat die Vernunft nichts zu thun (Locke Essay B. 4. c. 18. §. 5.) und ſie ward deßwegen von den alten Weltweiſen geradehin lächerlich gemacht Act. 17, 32. und geläugnet 1 Kor. 15, 12. Sie beruht alſo bloß auf der Erfahrung. Nun ſah aber von der ungläubigen Welt, die am Oſterfeſt zu Hunderttauſenden in Jeruſalem verſammelt war, außer den Wächtern am Grabe nicht Ein Auge den Auferſtandenen, alſo nur etwa 20—30 Perſonen, und auch während der 40 Tage ward er nur von etwas mehr, als 500 geſehen 1 Kor. 15, 1—6. Man iſt alſo nach S. 40 zu dem Schluß berechtigt: Wenn Chriſti verklärter Leib im Abendmahl, wenn auch nur unter einer Hülle (in, cum et ſub pane) gegenwärtig wäre, ſo müßte er von Jedermann geſehen werden. Nun ſoll der noch nicht völlig verklärte Leib Chriſti nach der Auferſtehung gegenwärtig geweſen ſein. Alſo hätten ihn Alle, nicht bloß ein Paar einzelne Menſchen ſehen müſſen. Da dieß nicht der Fall war, ſo iſt die Behauptung gegen das Zeugniß der Sinne (eine absurdity), die Auferſtehung iſt alſo mit Hymenäus und Philetus 2 Tim. 2, 17. bildlich zu faſſen. So führt demnach obiger Satz, ſo nackt und bloß hingeſtellt, wenn nicht auf Abſurdität, doch auf Profanität.

Das Wahre, was darin liegt, iſt von Leibnitz (de la conformité de la foi avec la raison) beſſer, als von Locke ſo ausgeſprochen worden: Gott als Urheber ſowohl der Vernunft, als der Offenbarung kann ſich nicht widerſprechen, es kann alſo ein Glaubensartikel, gegen den ſich unauflösliche Widerſprüche der Vernunft vorfinden, nicht von Gott geoffenbart ſein. Da aber ein Widerſpruch häufig bloß ſcheinbar iſt, oder auch bloß dem Schwachen, von Vorurtheilen Befangenen unüberwindlich ſcheinen kann, ſo folgt von ſelbſt, daß die Vernunft, von der die Rede iſt, nicht die des Einzelnen oder der common sense ſein kann, vielmehr muß obiger Satz durch folgende drei näher beſtimmt werden: 1.) Die in Frage ſtehende Glaubenslehre muß zuerſt genau exegetiſch und der Analogie der Schrift gemäß beſtimmt werden. 2.) Die Vernunft, die darüber urtheilen ſoll, iſt die allgemeine Vernunft, oder noch beſtimmter die, ſoweit es unter Menſchen möglich, vollkommenſte, d. h. eine ſolche, welche allſeitige Kenntniſſe zur Prüfung beſitzt, die erforderliche Gewandtheit und Uebung in Löſung von Streitfragen hat, und vor Allem ſich ihrer Endlichkeit und Beſchränktheit bewußt iſt. Wie wenig ſie aber hiezu geeignet ſei, zeigen unſere philo-

ſophiſchen Syſteme. Der eine Theil derſelben faßt bloß die äußere Natur und deren Geſetze in's Auge, nur mit dem Unterſchied, daß man die Natur-Elemente bald mehr materiell oder atomiſtiſch, bald bloß dynamiſch oder geiſtig beſtimmt, — wo dann in beiden Fällen das Geſetz des zureichenden Grundes und die Geſetze der Bewegung die Hauptrolle ſpielen, und im beſten Fall ein todtes Panoram von Monaden herauskommt, die ſich ſelbſt und gegenſeitig einander anſchauen. Die andere Partei beſchränkt ſich auf die innere Welt und den Prozeß des Geiſteslebens, und macht dieſen nicht bloß zum Typus, ſondern zum Weſen der äußeren Welt, nur daß ſie das Einfache bald ſo beſtimmt, daß ihm noch ein Reales, ein Subſtrat, zu Grund liegt, (wie bei Plato,) bald es zu einem Gedankending verflüchtigt, das uns an Raum und Zeit gebundenen Weſen rein unfaßlich iſt. Da ſich aber die Realität der Natur und Geiſterwelt unſerer Betrachtung und dem inneren Wahrheitsgefühl auf gleiche Weiſe aufdringt, ſo iſt klar, daß beide Theile im Irrthum ſind. Die theoſophiſchen Syſteme aber, welche beiden Welten ihr Recht wiederfahren laſſen, gerathen oft durch das Streben, Alles beſtimmen zu wollen, auf andere Abwege. So gibt uns denn die Geſchichte der menſchlichen Vernunft und ihrer Beſtrebungen, wenn wir ſie unbefangen betrachten, die Beſtätigung, daß der pſychiſche d. i. der vom Geiſt nicht erleuchtete Menſch göttliche Dinge weder recht in ſich aufnehmen noch verſtehen kann. 1 Kor. 2, 14. Joh. 3, 6. Es muß alſo zu obigem Satz noch 3.) die Beſtimmung hinzukommen, daß nur eine vom göttlichen Geiſt erleuchtete Vernunft über Widerſprüche, die den Glaubenslehren aufgebürdet werden, richtig urtheilen könne. Dieſe aber führt, wie Bengel zeigt, auf andere Grundſätze und andere Reſultate, als die im Review aufgeſtellten.

Uebrigens laſſen ſich gegen die dortigen hermeneutiſchen Grundſätze auch noch andere Einwendungen machen. Es kommt z. B. ſehr oft vor, daß die eigentliche Bedeutung eines Worts durch die tropiſche ſo verdrängt wurde, daß man ſie nur aus der Etymologie erkennt z. B. στόλος, στοιχεῖον. So wurde der ſynekd. Gebrauch von ποτήριον in vielen Sprachen ſo herrſchend, daß man ihn kaum mehr unter die uneigentlichen rechnen kann. Uebrigens kann zur uneigentlichen Bedeutung die typiſche nicht gerechnet werden, wie hier behauptet wird; denn Schlange, Oſterlamm ꝛc. behalten als Typen ihre eigentliche Bedeutung, und erhalten nur noch eine zweite, wie der Ap. Gal. 4, 23 f. deutlich nachweist. Von dem uneigentlichen Gebrauch der Wörter in der Metaphyſik dürfte auch wohl wenig zu ſagen ſein. Dagegen iſt die Hauptquelle alles uneigentlichen Sprachgebrauchs, die vier Tropi, nämlich Metapher mit Allegorie, Synekdoche und Ironie, ganz übergangen, obgleich ihnen Storr in ſeinen Obſervationen, ſeinem für die hebr. Grammatik Bahn brechenden und bedeutendſten Werk, eine beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt hat. Der figürliche Sprachgebrauch beſagt etwas ganz Anderes; denn die Figuren (figurae nach den alten Rhetorikern) beziehen ſich entweder bloß auf die Wortſtellung, und heißen dann figurae dictionis, wie die

Epizeuxis, Anaphora rc., oder auf die Einkleidung der Gedanken, in welchem Fall ſie den Namen figurae sententiarum erhalten, dahin gehört Exclamatio, Interrogatio, Sermocinatio rc.

Bleiben wir aber bei der gegebenen Regel ſtehen, daß die eigentliche und wahre Bedeutung eines Worts dem herrſchenden Sprachgebrauch entnommen werden müſſe, ſo entſteht der gerechte Zweifel, ob die Regel in jener Abhandlung des Ev. Rev. ſelbſt überall beobachtet worden ſei. So wird daſelbſt S. 48 dem Wort σωματικῶς Kol. 2, 9. die Bedeutung: „perſönlich“ untergeſchoben, welche es nie hat. Zwar wird dafür angeführt, daß das Subst. σῶμα zuweilen Perſon bezeichne, allein daraus folgt nichts für's Adj. und Adverb. So heißt λογος Wort, doch heißt λογικός nie: das „Wort,“ ſondern die „Vernunft“ betreffend, πιστικός Mc. 14, 3. Joh. 12, 3. ächt, aber πίστις nie Aechtheit, ὑπόστασις Bodenſatz, Schlamm, aber ὑποστατικός nie ſchlammigt. Ebenſo im Deutſchen: nöthig, was man bedarf, während Noth noch viele andere Bedeutungen hat. Auch im Engliſchen hat bodily nicht die Bedeutung perſönlich, obgleich every-body jedermann und no-body kein Menſch, keine Perſon heißt. Uebrigens wird nach der richtigen Faſſung des Begriffs Perſon nicht einmal die Bedeutung der Form. Concordiae, ed. Rech. 778. plenitudo in Christo habitat non quemadmodum in sanctis hominibus et angelis, sed corporaliter, ut in proprio ſuo corpore, wankend gemacht, und der Ausdruck: perſönlich iſt daher von orthod. Erklärern, wie Hederich, in den umſchreibenden Anmerkungen ganz im Sinn der F. C. gebraucht. Die rechte Bedeutung iſt nach der Regel, daß man auch den Zuſammenhang beachten müße, aus V. 11. 17. zu nehmen. S. 43 wird ἀποκατάστασις Act. 3, 21. durch fulfilment, das mit Kurſivſchrift ausgezeichnet wird, erklärt. Das Wort bedeutet aber nur Wiederherſtellung in den früheren Zuſtand, Act. 1, 6. Matth. 17, 11. Zwar erklären es Heſych und Phavorin durch τελείωσις, aber es iſt dieß bloß individuelle Anſicht wohl einzig mit Bezug auf die ſchwierige Stelle; und überdieß iſt τελείωσις, Vollendung, volle Bewerkſtelligung (full establishment, nicht fulfilment), ſo daß ſie dem Wort κατάστασις ſeine volle Bedeutung ließen, und nur das ἀπό in der Weiſe, wie in ἀπόλλυμι, bloß verſtärkend, nicht in der Bedeutung: „wieder,“ „zurück“ faßten. Ebendaſelbſt wird ὃν δεῖ rc. nur nach der Engl. Ueberſetzung gefaßt, und zwar in noch niedrerem Sinn, als dem: Der Himmel nimmt ihn, wie der Thron den König auf, wobei wohl οὐρανόν als Subject den Artikel haben müßte, ſtatt: Er hat den Himmel eingenommen, d. h. die Regierung deſſelben übernommen. Dieß iſt wohl wieder in gratiam hypotheseos geſchehen, indeß nennt Bengel jene Deutung von Beza, Ernesti, Kühnoel eine gewaltſame, der Ehre Chriſti und der Stelle Eph. 4, 10. widerſtreitende.

In gleichem Gegenſatz zur Form. Conc. S. 108. 111. wird S. 49 behauptet, daß ἐξουσία Mt. 28, 18. nicht Gewalt, ſondern Vollmacht bezeichne und dafür Mt. 7, 29. 21, 23. 9, 6. ſammt den Parallelen, 1 Kor. 9, 4. 2 Theſſ. 3, 9. angeführt, nebſt der wohl aus Schleußner genommenen Bemerkung des

Ammonius, daß ἐξουσία eigentlich innere, δύναμις äußere Kraft bezeichne. Letzteres iſt zwar richtig, aber die Bedeutung von ἐξουσία beſaßt nach dem Sprachgebrauch ſehr oft die δύναμις in ſich. ἐξουσία iſt nämlich vermöge ſeiner Etymologie von ἔξεστι 1.) was aus dem Inneren des Subjekts herausgeht, Vermögen, Kraft. So wohl Joh. 1, 12. 2.) der freie Gebrauch dieſes Vermögens, freie Wahl Röm. 9, 21. Joh. 10, 18. 3.) freier Gebrauch des Vermögens oder Gewalt über Gegenſtände und Perſonen. Dahin gehört wohl Mt. 7, 29. 4.) ſpeciell die Gewalt des Herrſchers. So brauchen es beſonders die LXX ſt. maemschalak, 5.) übertragene Gewalt, Vollmacht. Der herrſchende Sprachgebrauch im N. T. iſt, wie bei den LXX, Herrſchaft. Es müßten alſo ganz beſondere Gründe vorhanden ſein, wenn man berechtigt ſein ſollte, davon abzugehen. Vielmehr aber ſind bedeutende Gründe gegen die angenommene Bedeutung: Vollmacht vorhanden. 1.) Wo ἐξουσία Vollmacht bezeichnet, hat es den Inf. nach ſich Mt. 9, 6. 21, 23. 1 Kor. 9, 4. oder Etwas, was darauf hinweist, wie 2 Theſſ. 3, 9. ταύτην sc. τοῦ ἐπιβαρῆσαι. So erwartete man hier etwa: διατάξασθαι. 2.) πᾶσα ἐξ. ohne Artikel bezeichnet diſtributiv: „jede Vollmacht.“ Was ſoll aber heißen: Jede Vollmacht oder gar license (was auch als ſynonym mit authority aufgeführt iſt,) iſt mir im Himmel und auf Erden gegeben? Was gab's für Vollmachten im Himmel? und warum nicht beidemal ἐν geſetzt? 3.) Wie reimt ſich V. 20 zu Vollmacht? 4.) ἐπί c. Gen. findet ſich gern bei verbis des Herrſchens. Daher iſt der Sinn: Volle (πᾶσα wie Jak. 1, 2.) Gewalt iſt mir gegeben im Himmel, meinem Vaterhaus, und über die Erde. Darum werde ich auch ſtets gegenwärtig ſein.

(Fortſetzung folgt.)

Der Staatsſtreich Louis Napoleon's.

Alle unſere Leſer ſind bereits mit dem Staatsſtreich Louis Napoleons vom 2ten December des vorigen Jahres bekannt, wodurch „der Neffe des Onkels“ urplötzlich die (allerdings ſehr mangelhafte) republicaniſche Conſtitution von 1848 aufgehoben, die Deputirtenkammer auseinandergeſprengt, mehrere der einflußreichſten Staatsmänner und Generäle Frankreichs, welche ſeinen ehrgeizigen Plänen im Wege ſtanden, wie Thiers, Changanier, Lamoriciere, Bedeau, Cavaignac ꝛc., gefangen genommen und dann aus dem Lande verbannt, das allgemeine Stimmrecht, das er ſelbſt kürzlich beſchränken half, wiederhergeſtellt und ſich für zehn Jahre eine Gewalt geſichert hat, welcher nur noch der Titel des Kaiſerthums fehlt. Die Klugheit und Energie, womit dieſe Revolution — denn eine ſolche iſt es, ſo gut als die vom Februar 1848, nur mit dem Unterſchied, daß ſie nicht vom Pariſer Pöbel oder von der Kammer, ſondern von der Regierung ſelbſt ausging — in wenigen Stunden vollzogen wurde, hat die Welt in Staunen geſetzt, ſelbſt nach den vielfachen Proben von unläugbarem Regierungstalent, welche der Erbe des größten Namens der neueren Geſchichte Frankreichs ſeit ſeiner Beſteigung des Präſidentenſtuhls abgelegt. Es gehört dieſer coup d'état zu jenen unvorhergeſehenen Ereigniſſen, womit die Vorſehung bisweilen den ſcharfſinnigſten Plänen und Calculationen der Politiker plötzlich einen Strich durch die Rechnung macht und dem Gang der Weltgeſchichte eine andere Richtung gibt. Beſonders ſind dadurch die Ausſichten und Hoffnungen der europäiſchen Revolutionspartei wenigſtens für die nächſte Zukunft wie mit einem Blitzſchlag gänzlich zerſtört, und der kommende Mai dieſes Jahres ſeiner proſpectiven Bedeutung beraubt. In dieſem Monat ſollte bekänntlich nach den Berechnungen von Mazzini, Koſſuth, Kinkel ꝛc., auf das von der neuen franzöſiſchen Präſidentenwahl zu erwartende Signal der demokratiſche Sturm in Frankreich, Italien, Deutſchland, Ungarn und Polen mit verſtärkter Gewalt losbrechen, um mit einem allgemeinen Fürſten-, Ariſtokraten- und Pfaffenmord oder Verbannung und einem Triumphe des Republicanismus zu endigen. Nun aber, da der Vulkan gelöſcht iſt, laſſen ſich auch keine Eruptionen erwarten. Auf eine ſolche Wendung der Dinge im tonangebenden Mutterlande der Revolution war freilich das demokratiſche Centralcommittee in London nicht gefaßt, und es hat nun ſeitdem vielleicht die nützliche Lection gelernt, daß eine höhere Hand über den Geſchicken der europäiſchen Menſchheit waltet. „Der Herr lachet und ſpottet ihrer.“ L'homme propose, Dieu dispose.

Wird ſich aber Napoleon auf die Dauer in ſeiner uſurpirten Gewalt behaupten können? Zwar hat allerdings die franzöſiſche Nation mit einer ſtaunenswerthen Stimmenmehrheit von ſieben Millionen ſeinen entſcheidenden Schritt gebilligt und ſein Regiment, zwar nicht als das an und für ſich beſte, aber doch als das beſt möglich e für die Gegenwart und nächſte Zukunft, als den allei-

nigen Ausweg aus der drohenden Gefahr des Bürgerkriegs und des rothen Republicanismus angenommen, und wir Amerikaner haben bei der unter uns herrſchenden Theorie von der Volksſouveränität am allerwenigſten ein Recht, dieſer neuen Ordnung der Dinge, ſo ſehr ſie auch unſeren ſonſtigen politiſchen Anſchauungen widerſtreiten mag, unſere Anerkennung zu verſagen. Denn warum ſollten die Franzoſen nicht daſſelbe Recht haben, das wir für uns ſelbſt in Anſpruch nehmen? Und beſteht das Weſen des Deſpotismus nicht gerade darin, einem Volke eine Regierung aufzudringen, welche ſeinem Wunſche und Willen widerſpricht? Offenbar hat Napoleon die Majorität des Volkes, ſoweit es ſeine Wünſche durch eine allgemeine Abſtimmung kund geben kann, ſo wie das Militär, die römiſch katholiſche und höchſt wahrſcheinlich auch den conſervativen Theil der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, faſt alle gekrönten Häupter Europas, beſonders Oeſtreichs und Rußlands, endlich alle diejenigen auf ſeiner Seite, welche, ſei es nun aus bloß materiellen, oder aus höheren ſittlichen Intereſſen, um jeden Preis Ruhe und Ordnung, Sicherung ihrer Perſon und ihres Eigenthums und den Schutz einer kräftigen Regierung zur Ausübung ihres Berufes haben wollen. Deſſen ungeachtet können wir Angeſichts der letzten 60 Jahre der franzöſiſchen Geſchichte unmöglich auf die Stabilität der dortigen Zuſtände bauen. Einmal ſtirbt der Revolutionsgeiſt, der an allen Enden und Ecken Europas ſpuckt und beſonders auch in Frankreich unterirdiſch fortwühlt, nicht eines ſo leichten und ſchnellen Todes. Sodann hat Napoleon mehrere der angeſehenſten und einflußreichſten Männer der Nation ſo ſchwer beleidigt, daß ſie faſt zu jeder Aenderung der Dinge die Hand bieten werden, nur um ſein verhaßtes Regiment zu ſtürzen. Ferner dauern die politiſchen Parteiungen der Legitimiſten, Orleaniſten, der gemäßigten Republicaner und der Socialiſten fort und haben ihre lebendi- Mittelpunkte an Heinrich von Chambord, Prinz von Joinville und dem Grafen von Paris, Cavaignac, Ledru Rollin ꝛc., ſo gut als die Imperialiſten an Louis Napoleon. Endlich iſt die franzöſiſche Nation überhaupt ſo ſanguiniſch, veränderlich und neuerungsſüchtig, daß ihr jedes Regiment auf die Dauer zu langweilig wird. Die Bourbonen ſind im Laufe eines Menſchenalters abgeſetzt, reſtaurirt, wiederabgeſetzt, abermals reſtaurirt und zum dritten Male verdrängt worden. Louis Philipp, der Bürgerkönig, hat ſich zwar achtzehn Jahre lang gehalten, aber nur durch ungewöhnliche Erfahrung und Staatsklugkeit und unter beſonderem providentiellem Schutz, der ihn aus ſechs Mordanſchlägen rettete, und zuletzt mußte er doch noch als Greis in's bittere Exil wandern. Selbſt Napoleon dem Großen hat ſeine Stunde geſchlagen, die ihn vom Gipfel der höchſten Macht, welche die neuere Geſchichte geſehen, auf eine öde, einſame Felſeninſel verwies. Läßt ſich ein beſſeres Schickſal für Napoleon den Kleinen erwarten? Bereits iſt von Mörderhand auf ihn geſchoſſen worden. Wer bürgt dafür, daß der nächſte Schuß ſeines Zieles verfehlen wird? Oder es läßt ſich denken, daß er vom Schwindel des Kriegsruhms ergriffen, in einem günſtigen Momente England den Krieg erklärt, um die alte Schmach Waterloo's und die ſchwere Demüthigung ſeines Onkels zu rächen, oder daß er, nach der Kaiſerkrone trachtend, die Eiferſucht der anderen europäiſchen Mächte, beſonders Rußlands, erregt und mit ihnen in Zerwürfniß geräth Wenn es aber aus dieſer oder jener Urſache früher oder ſpäter in Frankreich wieder losbricht, ſo läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit ein neuer allgemeiner Revolutionsſturm und vielleicht auch ein Krieg zwiſchen den verſchiedenen Mächten Europas erwarten.

Der Sturz der franzöſiſchen Republik iſt an und für ſich nicht im mindeſten

zu beklagen; denn die war doch eine bloſe Farce, künſtlich zuſammengehalten durch eine höchſt mangelhafte Conſtitution und eine Adminiſtration, die im Grunde deſpotiſcher und beſonders auch weit enger mit dem Papſtthum verbunden war, als die monarchiſche von Louis Philipp. Die Franzoſen haben nun einmal ſchon nach dreijähriger Erfahrung mit ſieben Millionen Stimmen vor aller Welt erklärt, daß ſie keine Republik wollen, und der Verſuch, ſie eines Beſſeren zu belehren wäre rein verlorne Mühe. Die erfolgreiche Wiederherſtellung des Kaiſerreichs halten wir aber auch für unmöglich, weil Copieen in der Geſchichte nicht Glück machen und bloſe Reſtaurationen gewöhnlich nur von kurzer Dauer ſind. Auch fehlt ſelbſt die nöthigſte Bedingung zu einem neuen Zeitalter Napoleons, nämlich die Grundlage eines ungewöhnlichen Kriegsruhms. Was aber auch das künftige Schickſal Frankreichs ſein möge, die Wiedereinſetzung der orleaniſtiſchen, oder gar der bourboniſchen Dynaſtie, oder eine Combination der monarchiſchen Parteien und der Napolioniſten zu einer permanenten Verſöhnung, oder die Errichtung einer conſtitutionellen Republk, oder der Triumph des Socialismus: jedenfalls ſcheint die jetzige Regierung Louis Napoleons für den gegenwärtigen Augenblick die allein mögliche, alſo auch geſchichtlich vernünftig und nothwendig und für die temporäre Erhaltung des Friedens in Frankreich und Europa unentbehrlich zu ſein, und wenn er ſich nur gehörig zu mäßigen und vor allen Exceſſen der Gewalt und ehrgeizigen Plänen ſorgfältig zu hüten weiß, ſo iſt es ſehr wohl möglich, daß er ſich zehn Jahre lang halten wird. Freilich wird dieſe Hoffnung auf Mäßigung, wie wir nicht unbemerkt laſſen dürfen, wieder bedeutend verdunkelt durch die ſo eben eingetroffene Nachricht von der neuen Conſtitution, welche ihm eine faſt unbeſchränkte Gewalt gibt und die Miniſter und Kammern zu bloßen Werkzeugen ſeines Willens herabzuſetzen ſcheint. Wenn der Uſurpator auf dieſem Mege fortgeht und auch den vernünftigen und billigen Forderungen des Zeitgeiſtes Trotz bietet, ſo wird er damit nur ſeinen eigenen Untergang beſchleunigen und die gerechte Rache der Nation hervorrufen, deren freiem Willen er ſeine Macht verdankt und die ſich nicht auf plumpe Weiſe inſultiren läßt. Bereits bringt daſſelbe Dampfſchiff zugleich die Nachricht von einem zweiten und dritten Mordanſchlag auf Louis Napoleon. Möge er darin Warnungen der Vorſehung erblicken und ſich von leichtſinnigem und übermüthigem Mißbrauch ſeiner Gewalt abhalten laſſen.

Wenn er dieß thut und wenn er ſein Verſprechen erfüllt, Recht und Gerechtigkeit, Friede und Ordnung, Sittlichkeit und Religion aufrecht zu erhalten, dann wird er ſich wenigſtens einige Jahre zu behaupten im Stande ſein, und dieß muß man, *wie nun einmal die Verhältniſſe in Europa ſtehen*, unter der genannten Bedingung im Intereſſe der Ordnung und des wahren Fortſchritts ſogar entſchieden wünſchen, obwohl viele unſerer öffentlichen religiöſen Organe, jedoch meiſt aus Mangel an näherer Sachkenntniß oder aus ſchwacher Nachgiebigkeit gegen polulären Vorurtheile gerade das Gegentheil thun und den Sturz der franzöſiſchen Pſeudorepublik nicht genug beklagen können. Die Sache iſt ganz einfach, wenn wir uns auf den Boden der heil. Schrift und der Kirchengeſchichte ſtellen. Das Chriſtenthum iſt die conſervativſte Macht in der Welt. Es wird ſich, ohne ſeinem eigenen Geiſte untreu zu werden, nie auf die Seite der Revolution, der Zerſtörung, des Kriegs und der Anarchie ſtellen, ſondern auf die Seite des Geſetzes, des Friedens, der Ordnung. Es kann zwar unter allen Regierungsformen, ſelbſt unter dem größten äußeren Druck, wir in den drei erſten Jahrhunderten, beſtehen und gibt keiner einen unbedingten Vorzug; aber ſeine Wege und Abſichten ſind immer friedlicher Natur, auf die Erhaltung aller Elemente des Gu-

ten, Edlen und Schönen, auf die Beförderung der Tugend und Gottſeligkeit, auf eine geräuſchloſe, von innen aus wirkende Reform aller Verhältniſſe durch die ſittliche Macht des Geiſtes und Wortes, auf die Gründung des ewigen Wohles der Menſchheit gerichtet. Dieſen ſtillen und tiefgehenden Operationen des Chriſtenthums, dieſen höchſten ſittlichen Abzweckungen des menſchlichen Geiſtes iſt der Bürgerkrieg, die Anarchie und der Terrorismus der rothen Republik, womit der Londoner Revolutionsclub den europäiſchen Continent bedroht, direct entgegengeſetzt und gefährdet zugleich am meiſten die materiellen Intereſſen durch die Erſchütterung aller Grundlagen der Geſellſchaft. Ein ſolcher Zuſtand könnte daher vom chriſtlichen Standpunkte aus höchſtens als ein nothwendiges Uebel, als eine göttliche Zuchtruthe, als ein interimiſtiſcher Durchgangspunkt für eine ganz andere und beſſere Ordnung der Dinge angeſehen werden. Vor dieſen anarchiſchen Mächten der Zerſtörung verdient in den Augen der Kirche ſelbſt eine despotiſche Regierung unendlich den Vorzug, wenn ſie nur Geſetz und Ordnung aufrecht hält und die Unterthanen am Gebrauche der höchſten Art von Freiheit, nämlich der Freiheit Gutes zu thun, nicht abhält. Diejenige Regierungsform aber, welche dem Genius des Chriſtenthums und den höchſten geiſtigen und ſittlichen Intereſſen der Menſchheit am meiſten entſpricht, iſt ohne Zweifel eine ſolche, wo Autorität und Freiheit in gehörigem Gleichgewicht mit einander ſtehen und ſich gegenſeitig beſchätzen und befördern, wo auf feſten conſervativen Grundlagen ein vernünftiger Fortſchritt geſichert und begünſtigt wird, wo die öffentlichen Inſtitutionen die individuellen Kräfte der verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft allſeitig ſich entfalten laſſen und doch zugleich vor Exceſſen bewahren, wo Staat und Kirche ſich weder unter einander bekämpfen oder zu beherrſchen ſuchen, noch ſich gleichgültig gegen einander verhalten, ſondern ſich wenigſtens indirect beſchützen und befördern, wie Leib und Seele, Geſetz und Evangelium; — kurz das Syſtem conſtitutioneller, auf der unantaſtbaren Autorität des Geſetzes ruhenden Freiheit, wie ſie nach ihren weſentlichen Grundlagen in England unter monarchiſcher, in den Vereinigten Staaten unter republicaniſcher Form beſteht. In dieſen beiden Ländern finden wir daher auch verhältnißmäßig mehr äußeren Wohlſtand, einen beſſeren Zuſtand der Sittlichkeit und mehr chriſtliches Leben, als in irgend einem anderen Lande der Welt, womit wir übrigens keineswegs läugnen wollen, daß die ſittlichen und religiöſen Zuſtände dieſer Länder zugleich eigenthümlichen Gefahren und Krankheiten ausgeſetzt ſind, die immer offener zu Tage treten. Aber mit dieſen Gefahren erwacht auch das Bewußtſein derſelben und die Verſuche der Heilung, während ſolche einſt ſo blühende Länder, wie Italien, Spanien, Portugal mit ihrer ſittlichen Krankheit zugleich in eine geſchichtliche Stagnation gerathen ſind, welche faſt alle Ausſichten auf eine radicale Heilung und eine beſſere Zukunft abzuſchneiden ſcheint. Daß aber Frankreich je amerikaniſche Inſtitutionen auf die Dauer copiren werde, ſcheint uns ein leerer Traum zu ſein. Weit eher läßt ſich dort die Errichtung irgend einer monarchiſchen Dynaſtie oder des rothen Republicanismus und Socialismus erwarten, und der letztere würde unter allen möglichen Regierungsformen für die materiellen und ſittlich religiöſen Intereſſen, für die Sicherheit der proteſtantiſchen ebenſowohl, wie der katholiſchen Kirche bei weitem die ſchlimmſte.

Digitized by Google

Kirchenchronik.

1. Europa.

Aus Zürich. — (Aus einem Privatbriefe.) „Sie ſcheinen mir in Amerika wenn auch manchmal unter ſaurem Kampfe, ſo doch im Ganzen mit viel mehr Zuverſicht, viel mehr Lebensfriſche zu arbeiten, als die edlen, aber müden Kämpfer hier in der ſchweren Luft dieſer alten Welt thun können, wo es ſo unendlich ſchwer hält, nur darüber in's Klare zu kommen, wiefern man feſt am Alten hängen ſoll, das doch ſichtbar dem Zerfallen entgegengeht, oder ſich an Neues anſchließen, wobei man ſofort in den alles umſtürzenden, nur zerſtörenden Strom des kirchlichen, wie politiſchen Radicalismus hineingeräth. Aus öffentlichen Blättern und den Urtheilen Ihrer verſchiedenen Berichterſtatter werden Sie auch den Jammer der hieſigen Zuſtände erſehen, daß bald ein jeder einzelne Chriſt ſeine eigene Anſicht und ſeine eigene Confeſſion hat. So ſteht z. B. Lange mit ſeinem reichen Geiſte in Zürich beinahe ganz unverſtanden, beinahe völlig allein da. Es iſt, als ob gegenwärtig ſelbſt auf chriſtlichem Gebiete nur eine gewiſſe Mittelmäßigkeit und Einſeitigkeit Glück machen könnte. Es wäre noch viel zu klagen; aber wir wiſſen ja doch, daß auch dieſe trübe Abendſtunde, voll Nebel und Verwirrung, mit zu der Geſchichte der Kirche Jeſu Chriſti gehört, daß Er Selbſt über all dem, was uns ſo alp-ähnlich drückt, Seine Hand hält, und daß Er Selbſt früher oder ſpäter das löſende Wort ſprechen wird, das die gebundenen Geiſter aus ihrer Zerſtreuung ſammeln und in ein lebendiges Ganzes zuſammenfügen wird." . . .

Schottland. — Wir laſen neulich in dem „Christian Intelligencer" von Neu-York, dem Organ der holländiſch reformirten Kirche von N. A., eine Reihe von Briefen des jetzt in Schottland herumreiſenden Dr. M'Clelland, geweſenen Profeſſors der Theologie im Seminar von New Brunswick, N. J., welche eine äußerſt ungünſtige Schilderung von dem gegenwärtigen ſittlichen Zuſtande des genannten Landes entwerfen, das bisher gewöhnlich als ein Muſter der Sittlichkeit und Frömmigkeit zu Gunſten des Proteſtantismus angeführt wurde. Dieſe Schilderung finden wir leider nur zu ſehr beſtätigt durch Zeugniſſe aus der ſchottiſchen Staatskirche ſelbſt, bei einer Verſammlung, welche den 21ſten Oct. 1851 in der Stadt Aberdeen gehalten wurde, um 300,000 bis 400,000 Pf. St. zur Errichtung neuer Kirchen in Verbindung mit dem presbyterianiſchen Establishment zu erheben. Da machte der Vorſitzer, der Earl von Aberdeen unter anderem folgende Mittheilungen, welche zeigen, daß das Problem der proteſtantiſchen Civiliſation noch keineswegs gelöst iſt:

„Es iſt zu befürchten, daß Schottland gegenwärtig bloß von ſeinem früheren Rufe der Sittlichkeit, Frömmigkeit und intellectuellen Cultur ſeines Volkes lebt. Verbrechen haben in den letzten zwanzig Jahren ſechs oder ſieben Mal ſtärker zugenommen, als die Bevölkerung. In Edinburg und Glasgow leben 150,000 Menſchen ohne irgend eine Verbindung mit irgend einer chriſtlichen Benennung, und man nimmt an, daß mehr als 500,000 der Bevölkerung des ganzen Landes „ohne Gott in der Welt" leben. Der Herzog von Argyll hat im Hauſe der Lords behaup-

tet, daß die Maſſe der in Schottland allein verbrauchten gebrannlen Getränke ſich auf 7,000,000 Gallons belaufe, ſo daß mehr als drei Gallons auf jeden Mann, jedes Weib nnd Kind kommen! Unterſuchungen haben gezeigt, daß der Herzog die vollkommene Wahrheit geſagt. Zieht man diejenigen ab, welche an dem Verbrauch nicht betheiligt ſind, ſo zeigt dieſe Zahl einen Grad von Unmäßigkeit, wie er niemals in irgend einem anderen Theile der civiliſirten Welt vorgekommen iſt. Aber das iſt noch nicht das Schlimmſte; denn neulich hat ſich ein Syſtem von teufliſcher Thätigkeit in der Circulation unſittlicher und irreligiöſer Schriften unter dem Volke entwickelt, welche nicht nur eine Entfremdung von den Gottesdienſten und eine Gleichgültigkeit gegen die heiligſten Wahrheiten nach ſich ziehen, ſondern förmlichen Unglauben und Irreligioſität verbreiten und befeſtigen. Ohne die Sanction und Hülfe der Kirche können dieſe wachſenden Uebel nicht geheilt werden, und die Errichtung von gottesdienſtlichen Gebäuden iſt Eines der Heilmittel."

2. Amerika.

Mercersburg. — Prof. Dr. John W. Nevin hat die Bitte der letzten Sitzung der reform. Synode, ſeine Reſignation wo möglich zurückzuziehen, in ernſte Betrachtung gezogen, iſt aber zu dem Reſultate gekommen, daß es für ihn beſſer ſei, auf ſeinem früheren Entſchluſſe zu beharren, und hat demnach in einem würdevollen und rührenden Brief an den dießjährigen Präſidenten der Synode ſeine theologiſche Profeſſur im hieſigen Predigerſeminar förmlich niedergelegt, wird jedoch, wie bisher, Präſident des Marſchall-Collegiums bleiben und auch noch privatim einigen theologiſchen Unterricht ertheilen, bis ſeine Stelle wieder beſetzt ſein wird. Dr. Nevin ſcheidet von dem wichtigen Poſten, den er 12 Jahre mit großer Treue und Gewiſſenhaftigkeit verwaltet hat, im Genuſſe der Dankbarkeit aller ſeiner Schüler und des Vertrauens der ganzen Synode, welches ſie noch in ihrer letzten Sitzung zu Lancaſter trotz aller Oppoſition von außen her mit einer faſt abſoluten Einſtimmigkeit öffentlich kund gegeben hat. Auch diejenigen Prediger, welche mit ſeiner theologiſchen Richtung und ſeinen neulichen Artikeln im Mercersburg Review nicht einverſtanden ſind, können doch ſeiner Gelehrſamkeit und Geiſteskraft, ſo wie ſeinem unantaſtbaren ſittlichen und religiöſen Charakter ihre aufrichtige Achtung nicht verſagen. Wie ſehr auch dieſer Schritt durch ſeine eigenthümliche theologiſche Stellung und ſeine überhäuſten Geſchäfte für ihn ſelbſt gerechtfertigt ſein mag, ſo können doch die Freunde des Seminars ihn nicht ohne Bedauern von ſeinem Amte ſcheiden ſehen. Sein jüngerer College beſonders hat nach faſt achtjährigem Zuſammenwirken, deſſen Harmonie auch nicht einen Augenblick getrübt worden iſt, das wehmüthige Gefühl, daß er nach menſchlicher Ausſicht wohl kaum wieder einen in jeder Hinſicht ſo tüchtigen, erfahrenen und würdigen Amtsbruder erhalten wird. Ob nun die Synode die eingetretene Vacanz einſtweilen unbeſetzt laſſen, oder temporär, oder endlich permanent beſetzen werde, das kann erſt im nächſten Herbſt zur Entſcheidung kommen. Gewiß wird der gnädige Gott, der bisher ſelbſt in den dunkelſten Stunden über dem Seminar gewacht hat, daſſelbe auch ferner nicht verlaſſen und es mit neuer Kraft zum Wirken und Kämpfen für die Vertheidigung Seiner Wahrheit und den Aufbau Seiner Kirche ausrüſten.

Die Deutſchen Baptiſten. — Seit einigen Jahren haben die engliſchen Baptiſten ihr Augenmerk auch auf die deutſche Bevölkerung dieſes Landes zu richten angefangen, und obwohl ihre Anſtrengungen bei weitem nicht mit dem Erfolge gekrönt worden ſind, wie die der biſchöflichen Methodiſtenkirche, ſo ſcheinen ſie doch Ausſichten auf Wachsthum zu haben. Es gibt jetzt deutſche Bapti-

ſtengemeinden in Philadelphia, Newark, Neu-York, Rocheſter, Buffalo, Ober-Canada, St. Louis, und Anfänge dazu an einigen anderen Orten. Am 6ten Nov. 1851 haben ihre Prediger die erſte Conferenz in Philadelphia gehalten und ſich zu einer Art von Synode, jedoch bloß mit berathender (nicht geſetzgebender) Gewalt organiſirt. Die gedruckten Verhandlungen, welche vor uns liegen, weiſen 13 Prediger und Colporteure auf, unter denen Fleiſchmann von Philadelphia, Rauſchenbuſch, Agent der Amerik. Tractatgeſellſchaft, und Eſchmann von Neu-York am meiſten bekannt ſind, und geben die Zahl der regelmäßigen Gemeindeglieder auf 405 an. Es wurde die baldige Herausgabe eines Glaubensbekenntniſſes, eines kleinen Geſangbuchs unter dem Namen „Pilgerharfe“ und eines religiöſen Blattes in Ausſicht geſtellt, Beſchlüſſe gegen die Sklaverei und die geheimen Geſellſchaften gefaßt und mit einem Liebesmahl geſchloſſen. Für die Bildung ihrer Prediger iſt ihnen von den engliſchen Baptiſten das neugegründete Seminar zu Rocheſter angeboten, das neulich die werthvolle Bibliothek des ſeligen Neander angekauft hat. Die nächſte Conferenz ſoll am 15ten Sept. 1852 zu Rocheſter Statt finden. Was dem Baptismus Vorſchub leiſtet und ihm Ausſichten auf einigen, wenn auch nur beſchränkten Eingang unter den Deutſchen eröffnet, ſind einmal die religiöſen Skrupel über die Rechtmäßigkeit oder wenigſtens über die Zweckmäßigkeit der Kindertaufe, welche ſich vieler redlichen und frommen Gemüther bemächtigen und welche vom Standpunkte eines bloß ſubjectiven Chriſtenthums aus nie genügend widerlegt werden können, da die Kindertaufe nur im Zuſammenhang einer objectiven bibliſch-kirchlichen Anſchauungsweiſe einen naturgemäßen Platz und einen feſten Grund hat; und ſodann der Mangel an Kirchenzucht, der leider ſo viele unſerer deutſchen Gemeinden charakteriſirt, und womit dann der Mißbrauch der Kindertaufe und die Vernachläſſigung ihrer Entfaltung durch religiöſe Erziehung auf's engſte zuſammenhängt.

Neanders Bibliothek iſt nach neueren Berichten nicht an das neu-presbyterianiſche Lane-Seminar bei Cincinnati, welches bereits das nöthige Geld zum Ankauf collectirt hatte, ſondern an das baptiſtiſche Predigerſeminar zu Rocheſter im Staate Neu-York verkauft worden, und zwar für die verhältnißmäßig ſehr geringe Summe von $ 2,300. Wie es zuging, daß der baptiſtiſche Agent dem presbyterianiſchen zuvorkam, iſt noch nicht ganz klar, da es heißt, daß der letztere bereits einen Contract mit Prof. Twesten, dem Adminiſtrator des Neanderſchen Nachlaſſes, abgeſchloſſen hatte. Es muß irgendwo ein Mißverſtändniß obgewaltet haben. Die baptiſtiſchen Blätter geben die Zahl der Bände auf 4,600 an und ſind, wie begreiflich, nicht wenig erfreut über dieſe bedeutende literariſche Aquiſition, welche neben ihrem inneren Werthe zugleich durch die Celebrität des urſprünglichen Beſitzers ein hiſtoriſches Intereſſe hat.

Berichtigungen. — Seit dem Erſcheinen unſeres Aufſatzes über die deutſche religiöſe Preſſe in Amerika im Decemberheft des vorigen Jahres ſind einige Veränderungen vorgegangen, welche wir hier nachtragen wollen. Der „Luther. Kirchenbote“ iſt ſammt ſeinem Redacteur von Baltimore nach Gettysburg verlegt worden. Der „Miſſionsbote“ des evang. Vereins von Ohio hat ſeit dem Beginn dieſes Jahres zu erſcheinen aufgehört, und iſt mit dem „Friedensboten“ des weſtlichen Kirchenvereins von Miſſouri verſchmolzen. Das kath. Blatt „Neu-York Sion“ iſt eingegangen und die „Kath. Kirchenzeitung,“ die früher in Baltimore erſchien, an ihre Stelle getreten. — Da wir gerade am Kapitel der Berichtigungen ſind, ſo mögen wir hier zugleich bemerken, daß Jenny Lind noch nicht, wie S. 80 berichtet wurde, nach Europa zurückgereiſt iſt, ſondern einſtweilen in dieſem Lande zu Northampton, Maſſ. verweilen zu wollen ſcheint und, wie jedermänniglich bekannt, das kunſtliebende und heirathsluſtige, wie früher Louis Napoleon das politiſche, Publicum durch einen unerwarteten coup d'état, oder vielmehr coup de coeur überraſcht hat, indem ſie ſich durch Dr. Wainright, einen biſchöflichen Geiſtlichen, am 5ten Febr. zu Boſton mit dem Klavierſpieler Otto Goldſchmidt aus Hamburg trauen ließ, nachdem ſie ihn zuvor vom Judenthum zum Chriſtenthum bekehrt und in der Episkopalkirche hatte taufen laſſen. Dieſe Heirathsanzeige gehört eigentlich natürlich nicht in den Kirchenfreund, hat aber doch inſofern auch ein kirchliches Intereſſe, als ſie einen neuen Beweis liefert, wie leicht ſich ſchwediſche Lutheraner in dieſem Lande an die biſchöfliche Kirche anſchließen. Bekanntlich ſind im vorigen Jahrhundert die ſchwediſchen Gemeinden am Delaware ganz in dieſe Kirche übergegangen. Daſſelbe geſchah ganz kürzlich mit einer Emigrantengemeinde in Chicago, welche von dem ſchwediſchen Prediger Unonius bedient wird.

Digitized by Google

Der
Deutſche Kirchenfreund.
Jahrgang V. April, 1852. Nro. 4.

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitäts-theologen Deutſchlands.

Wir ſind ſchon von mehreren Seiten angegang'n worden, ähnliche Charakteriſtiken, wie die von Neander im Januarheft des vierten Jahrgangs, von allen anderen hervorragenden neueren Theologen Deutſchlands für unſere Zeitſchrift zu liefern. Allein einmal wäre das eine Aufgabe, die mehrere Bände erfordern würde, und ſodann läßt ſich eine vollſtändige Schilderung eines öffentlichen Mannes eigentlich erſt nach ſeinem Tode erwarten, wenn ſein Leben und Wirken als ein abgeſchloſſenes Ganzes vor uns liegt. Um aber jenem Geſuche einigermaaßen nachzukommen, wollen wir eine kurze Umſchau auf den deutſchen Univerſitäten anſtellen und in einem überſichtlichen Geſammtgemälde unſeren Leſern wenigſtens die bedeutendſten unter den dort wirkenden evangeliſchen Theologen vor die Augen zu führen ſuchen. Zwar iſt auch ſchon eine ſolche ſkizzenartige Darſtellung keine leichte und noch dazu eine ſehr delicate Aufgabe, da der Lebende ſeinen Zeitgenoſſen allerlei Rückſichten ſchuldig iſt, welche nach ihrem Tode mehr oder weniger wegfallen. Indeß haben wir dabei wenigſtens Einen Vortheil, daß wir bei weitem die meiſten zu ſchildernden Männer nicht nur aus ihren Werken, ſondern auch aus näherem oder entfernterem perſönlichem Umgang kennen, mithin großentheils aus eigener Anſchauung reden können. Es hält bekanntlich für Amerikaner, die nie in Deutſchland geweſen ſind, oder ſich wenigſtens nicht Jahre lang gründlich und allſeitig mit ſeiner Sprache und Literatur beſchäftigt haben, ungemein ſchwer, ſich in dem Labyrinthe ſeiner Theologie zurechtzufinden und ſich eine klare Vorſtellung von ihrem vielſeitigen Treiben zu verſchaffen. Solchen möchte der nachfolgende Aufſatz vielleicht einige Dienſte leiſten und manche Winke zur Orientirung geben.

Wir wollen die Gruppen unſerer Gallerie der Bequemlichkeit und Anſchaulichkeit halber nach den Univerſitäten ordnen, dabei aber die Schulen

bemerklich machen, welchen die einzelnen Profeſſoren angehören. Am Schluſſe gedenken wir dann einige allgemeine Bemerkungen über den Charakter der neueren deutſchen Theologen hinzuzufügen.

I. Berlin.

Die Univerſität zu Berlin wurde zwar erſt a. 1810 gegründet, hat aber das Glück gehabt, theils durch die Liberalität ihres Stifters Friedrich Wilhelm III, der ihr ein prachtvolles Gebäude im ſchönſten Stadttheil unweit des königlichen Schloſſes und viele Privilegien verlieh, theils durch die Gunſt ihrer Lage und vor allem durch eine ſeltene Vereinigung der bedeutendſten Talente in allen Facultäten in kurzer Zeit zu ungemeiner Blüthe heranzuwachſen und den Rang einer Metropolis deutſcher Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit einzunehmen. Dort lehrten neben- und nacheinander und lehren zum Theil noch Theologen, wie Schleiermacher, Neander, Marheineke, de Wette; Rechtsgelehrte, wie Savigny, Heffter, Puchta, Stahl; Philoſophen, wie Fichte, Hegel, Steffens, Schelling; Philologen und Alterthumsforſcher, wie Böckh, Lachmann, die beiden Grimm, Lepſius; Hiſtoriker, wie Raumer, Ranke, Pertz; Naturforſcher und Mediciner, wie Ehrenberg, Müller, Schönlein ꝛc., lauter Namen, die in ihrem beſonderen Fache einen europäiſchen Ruf genießen und auch in der neuen Welt mit Achtung und Bewunderung genannt werden. Die Zahl ihrer Lehrer beläuft ſich mit Einſchluß der Privatdocenten nach den neuſten ſtatiſtiſchen Berichten auf über 150 und die der Studenten auf über 2000, ſo daß ſie ſich wieder von den Störungen der Revolution erholt hat. Die theologiſche Facultät hat zwar kürzlich ihre größte Celebrität, den Dr. Neander, verloren, iſt aber immer noch eine der erſten, wo nicht die erſte in der Welt. Sie zählt gegenwärtig fünf ordentliche Profeſſoren, *Tweſten*, *Strauß*, *Nitzſch*, *Hengſtenberg*, *Lehnerdt*, wozu dann noch mehrere außerordentliche Profeſſoren und Privatdocenten hinzukommen.

Dr. *Tweſten* wurde nach Schleiermachers Tode (a. 1834) von Kiel aus an deſſen Stelle berufen als Profeſſor der ſyſtematiſchen Theologie, beſonders der Dogmatik. Als Nachfolger des genialſten und berühmteſten, obwohl keineswegs orthodoxeſten Theologen der neueren Zeit, hatte er einen ſehr ſchweren Stand und die geſpannteſten Anforderungen vor ſich, deren Erfüllung aber eine gleich ſeltene natürliche Begabung vorausſetzte. Wenn er in dieſer Hinſicht ſeinem Vorgänger nachſteht, ſo verdient er dagegen vor ihm entſchieden den Vorzug in Hinſicht ſeines theologiſchen Standpunktes, der für die praktiſchen Bedürfniſſe der ſtudirenden Jugend und den Aufbau der Kirche beſſer geeignet iſt, als die geiſtvollſten, ſcharfſinnigſten und anregendſten Hypotheſen. Zwar hat Tweſten, wie billig, die größte Verehrung und Dankbarkeit vor Schleiermacher und gehört im Allgemeinen ſeiner Schule an, deren Eigenthümlichkeit man in wenigen Worten darein ſetzen kann, daß

Digitized by Google

ſie das Chriſtenthum mit der wiſſenſchaftlichen Zeitbildung, die Offenbarung mit der Vernunft, das Gottesbewußtſein mit dem Weltbewußtſein möglichſt zu verſöhnen trachtet, dabei den perſönlichen Chriſtus zum lebendigen Mittelpunkt der ganzen Theologie macht und die Glaubenslehre von den abſtracten Theorien des Rationalismus und Supranaturalismus, ſo wie des Hegelſchen Intellectualismus wieder auf den lebendigen Quell der frommen Erfahrung, des ſogenannten chriſtlichen Bewußtſeins zurückführt, obwohl dieſes freilich mehr in ſeiner ſubjectiven Form gefaßt wird und das objectiv bibliſche und kirchliche Bewußtſein nicht zu ſeinem vollen Rechte kommen läßt. Tweſten vertheidigt auch in ſeiner Einleitung zur Dogmatik den, nach unſerer Ueberzeugung einſeitigen, Schleiermacherſchen Grundbegriff vom Weſen der Religion, den neulich Morell in England, obwohl mit einem nicht unbedeutenden Mißverſtändniß, und wie es ſcheint ohne viel Erfolg einzubürgern verſucht hat, nämlich daß ſie urſprünglich weder ein Denken noch ein Wollen, weder eine Theorie noch eine Praxis, ſondern ein Gefühl und zwar das Gefühl abſoluter Abhängigkeit *) von Gott ſei, welches dann aber allerdings auf die beiden anderen Vermögen und Thätigkeiten des Menſchen beſtimmend einwirke. Gegen dieſe Definition kann man ganz dieſelbe Einwendung erheben, womit Schleiermacher die beiden anderen Definitionen widerlegt, welche die Frömmigkeit entweder einſeitig in die Erkenntniß oder ebenſo einſeitig in den Willen ſetzen; und die richtige Anſchauung ſcheint uns bloß die zu ſein, daß das Weſen der Religion in der Gemeinſchaft des ganzen fühlenden, denkenden und wollenden Menſchen mit Gott beſtehe, daß ſie ein Leben, und zwar ſpeciell auf chriſtlichem Boden, ein neues übernatürliches Leben der Wiedergeburt, das Leben Chriſti im Menſchen ſei, welches dann alle Seiten und Kräfte des natürlichen Lebens, Kopf, Herz und Willen und zuletzt ſelbſt den Leib gleichmäßig durchdringen und verklären ſoll und ebenſo ein Leben der Freiheit in Gott, als der Abhängigkeit von Gott iſt. Tweſten legt nun aber, obwohl hierin im Weſentlichen auf Schleiermachers Gefühlstheorie ſtehend,

*) the feeling of absolute dependence, und nicht „the absolute feeling of dependence," wie Morell, the philosophy of religion, p. 89 (der amerik. Ausgabe) den Schleiermacherſchen Ausdruck „ſchlechthiniges Abhängigkeitsgefühl" irrthümlich überſetzt, während doch die nähere Definition und die ganze Erklärung (Schleierm. Dogmatik Th. I. §. 4.) deutlich genug beweist, daß das ſchlechthinig zu Abhängigkeit und nicht zu Gefühl gehört. Das macht einen bedeutenden Unterſchied aus, denn von einem abſoluten Gefühl kann man eigentlich gar nicht reden. Daher haben die Einwendungen, welche der Katholik Brownſon in ſeinem Review unlängſt erhob, gegen Morell in dieſem Punkte allerdings Gewicht, aber nicht gegen Schleiermacher ſelbſt, deſſen wahre Lehre Br. gar nicht kennt.

ein größeres Gewicht auf die Seite der Erkenntniß, als dieſer, und zwar, was noch wichtiger iſt, der rechtgläubigen Erkenntniß. Dieß zeigt ſich beſonders im zweiten Band ſeiner Dogmatik, welcher dem erſten nach einem Zeitraum von elf Jahren (a. 1837) nachfolgte. Da bewegt er ſich mit Vorliebe in der alt-preteſtantiſchen und beſonders der lutheriſchen Theologie, welche die reformatoriſchen Ideen zu einem wohl eingerichteten Hauſe zuſammenfügte, und da dient der Schlermacherſche Geiſt nur dazu, den lutheriſchen Scholaſticismus des 17ten Jahrhunderts lebendig zu reproduciren, ſo zu ſagen das Knochengerüſte ſeiner ſcharfſinnigen Definitionen und Diſtinctionen mit Fleiſch und Blut zu umgeben, es dem fortgeſchrittenen modernen Geſchmack und dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein der Gegenwart mundrecht zu machen, eben damit aber zugleich eigenthümlich zu modificiren und weiter fortzubilden. Denn Tweſten hält die alte lutheriſche Orthodoxie keineswegs für infallibel und unverbeſſerlich. Er geht allerdings von Schleiermacher mit Aufopferung ſeiner häretiſchen Anſichten im Weſentlichen auf die ſymboliſchen Bücher zurück; aber dieſer Rückſchritt iſt zugleich ein Fortſchritt, der den ſeit Schleiermacher fortgeſchrittenen Bedürfniſſen der proteſtantiſchen Theologie und Kirche entſpricht. Ein anderer Unterſchied von dem ſtreng confeſſionellen Standpunkt liegt in ſeiner Stellung zur Union, welcher er mit überwiegend lutheriſchem Bewußtſein angehört. Er ſpricht ſich ſelbſt darüber ſehr klar in der Vorrede zum zweiten Band, S. XV alſo aus:

„Das war der große Irrthum der älteren lutheriſchen Theologen, — aber nicht der lutheriſchen allein, ſondern mehr oder weniger aller, — daß ſie nur einerlei Bäume in dem Gehege der Kirche, wenigſtens der lutheriſchen dulden wollten. Niemand kann ſchmerzlicher als ich bedauern, daß die beiden evangeliſchen Kirchen ſich trennten, daß der Melanchthoniſche Lehrtropus ausgeſchloſſen wurde, daß ein Calixtus, Arndt, Spener ſo heftige Anfeindungen erfuhren; niemand kann ſich herzlicher freuen, daß in dieſer Hinſicht eine andere Zeit eingetreten iſt: daß Lutheraner und Reformirte ſich in einem großen Theile Deutſchlands, (ich ſetze voraus: aus wahrer Ueberzeugung und ohne Zwang des Gewiſſens,) darüber verſtändigt haben, ihre Confeſſionsunterſchiede nicht als ein Hinderniß der Kirchengemeinſchaft zu betrachten: daß man, wo man der Uebereinſtimmung in den Hauptpunkten des Evangeliums ſicher iſt, nicht nach dem Buchſtaben der ſymboliſchen Formeln frägt, um ſich als gleichgeſinnt und einig im Geiſte anzuerkennen. Nur ſollte man denken, daß die alt-lutheriſche Lehre auch ein Recht hätte auf Anerkennung und Vertretung, und daß, wenn man für jede andere Anſicht Freiheit fordert, ihr aber dieſelbe mißgönnt, man dann nicht weniger einſeitig und unduldſam verfährt, als man ihr gethan zu haben verwirft. Gegenwärtige Glaubenslehre iſt nun zwar keineswegs eine bloß wiederholende Darſtellung der alten; wenn es aber (nach Schleiermacher) zum geſunden und kräftigen Leben der Kirche gehört, daß beides in ihr vertreten werde, die Richtung, welche die fortwährende Bedeutung und Gültigkeit des oft zu leichthin beſeitigten Alten in's Licht zu ſetzen, und diejenige, welche umgeſtaltend Neues zu bilden bemüht iſt: ſo iſt es mehr die erſte als die zweite, zu der ſie ſich bekennt.“

Man könnte alſo den dogmatiſchen Standpunkt Twestens kurz ſo bezeichnen: Die ſcholaſtiſch lutheriſche Orthodoxie des 17ten Jahrhunderts, flüſſig gemacht und modificirt durch den wiſſenſchaftlichen Einfluß Schleiermachers und durch den Geiſt der evangeliſchen Union. Die großen und unſchätzbaren Vorzüge der Twestenſchen Dogmatik, ſo weit ſie erſchienen iſt, ſind vor allem ihre Genauigkeit, Gründlichkeit und durchſichtige Klarheit. Er ſchreibt nichts, was er nicht zuerſt nach allen Seiten durchdacht, in allen Ecken erforſcht und vollſtändig verdaut hat. Dieſe Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes, welche mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit zuſammenhängt, iſt wohl auch der Grund der auffallenden Langſamkeit, womit dieſes vortreffliche und in ſeiner Art unſchätzbare Werk fortſchreitet. Schon im Jahre 1826 iſt die erſte Auflage des erſten Bandes erſchienen und noch iſt er nicht über die Angelologie hinausgekommen. Es fehlt noch die ganze Anthropologie, Chriſtologie, Soteriologie und Eſchatologie, und da Vorſicht, Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit mit den Jahren und mit der Erfahrung zuzunehmen pflegen, ſo möchte vielleicht die Vollendung nicht vor ſeinem Tode zu erwarten ſein. Dieß iſt im Intereſſe des gediegenen, auch durch ſchönen Styl ausgezeichneten Werkes ſelbſt in der deutſchen Theologie überhaupt aufrichtig zu bedauern, obwohl es ſehr ungerecht wäre, dem Verfaſſer deßhalb einen Vorwurf zu machen. Es hängt vielmehr, wie geſagt, mit einem ſittlichen Vorzug zuſammen. Was aber dem Herrn Dr. Twesten an ſchriftſtelleriſcher Fruchtbarkeit vor vielen weniger begabten und gelehrten Zeitgenoſſen abgeht, das erſetzt er durch ſeine eifrige Thätigkeit als akademiſcher Docent, und da zeichnet er ſich durch lebendigen Vortrag und eine ſeltene Expoſitionsgabe in hohem Grade aus. Als Conſiſtorialrath und tüchtiger Geſchäftsmann übt er auch einen wohlthätigen, conſervativen Einfluß auf das Kirchenregiment aus.

Dr. Nitzſch iſt erſt vor einigen Jahren von Bonn aus an Marheineke's Stelle nach Berlin berufen worden. Er nimmt ebenfalls ſeinen Rang unter den erſten Theologen der Gegenwart ein, und iſt dabei eine ausgezeichnete ſittliche Perſönlichkeit von imponirendem Ernſt und anſpruchloſer Würde. Auch er gehört im weiteren Sinne zu Schleiermacher's Schule, wenn man darunter diejenigen Theologen begreift, welche von dem anregenden Einfluſſe dieſes mächtigen Genies mehr oder weniger berührt ſind, dabei aber doch einen hohen Grad von Selbſtſtändigkeit beſitzen und von vielen ſeiner eigenthümlichen Anſichten und Neuerungen abweichen. Denn Schleiermacher war kein Schulmeiſter, der auf ſeine Meinungen eigenliebig und pedantiſch verſeſſen iſt. Sein Motto war: „Einer iſt euer Meiſter,“ und ſein Streben ging darauf aus, in jedem Schüler das Bewußtſein ſeiner Eigenthümlichkeit zu wecken, ſeine ſchlummernden Kräfte hervorzulocken und ihn dann ſeinen weiteren Weg ſelbſt ſuchen zu laſſen. Seine bedeutendſten Anhänger ſind alle weit orthodoxer und poſitiver, als er, und dieß würde

ihm gewiß Freude machen, wenn er vom Grabe wiederkehren und die veränderte Lage der Dinge in Augenſchein nehmen könnte. Denn er hatte in einer Zeit des herrſchenden Rationalismus für die Theologie erſt neue Bahn zu brechen, und was Wunder, wenn ihm noch manches von der jetzt verſchollenen Aufklärungsperiode des vorigen Jahrhunderts anhing. Nitzſch iſt nun über ihn beſonders dadurch hinausgegangen, daß er das praktiſch ſittliche und das bibliſche (wie Tweſten das theoretiſche und orthodox kirchliche,) Element in der Religion und Theologie ſchärfer betont. Während Tweſten hauptſächlich auf die lutheriſche Kirchenlehre zurückging, hat Nitzſch in ſeinem bekannteſten Werke, dem „Syſtem der chriſtlichen Lehre“ (fünfte Aufl. 1844) eine Darſtellung der Dogmatik und Moral in organiſcher Verbindung (ohne jedoch die ſeit Calixt gebräuchliche getrennte Darſtellung beider Diſciplinen mißbilligen zu wollen,) rein aus der heil. Schrift und aus dem chriſtlichen Bewußtſein heraus, jedoch mit häufiger theils polemiſcher, theils billigender Berückſichtigung neuerer, beſonders auch ſpeculativer Syſteme und Begriffe, in gedrungener Kürze gegeben. Auch er iſt von Haus aus Lutheraner, aber theils durch Schleiermachers Einfluß, theils durch ſeine vieljährige Wirkſamkeit in Rheinpreußen iſt er wenigſtens in der Verfaſſungsfrage mehr reformirt geworden, übrigens Einer der eifrigſten Vertheidiger der Union. Sein Lehrbuch zeichnet ſich vor allem aus durch gedankenreiche Kürze und geiſtvolle Winke zu tieferer Forſchung. Nitzſch iſt eine durchaus kräftige, kernige Natur, die immer in der Tiefe arbeitet. Das Talent klarer, durchſichtiger Entwicklung und Auseinanderſetzung, welches wir an ſeinem Collegen gerühmt haben, geht ihm faſt ganz ab. Er iſt kurz andeutend, abgebrochen, aphoriſtiſch und nicht ſelten geradezu räthſelhaft und unklar; ſtatt deſſen aber anregend und fruchtbare Saamenkörner zu weiterer ſelbſtſtändiger Verarbeitung hinſtreuend. Wegen dieſer Verſchiedenheit der Anlage, des Umfangs, der Behandlung und Darſtellung dienen auch die dogmatiſchen Schriften von Tweſten und Nitzſch ſich gegenſeitig zur Ergänzung, und man kann daher keiner unbedingt den Vorzug geben.

Nitzſch ſchreibt auch viel für theologiſche Zeitſchriften und hat ſelbſt die „Studien und Kritiken,“ ſpäter die „Bonner Monatſchrift“ und zuletzt in Verbindung mit Müller und Neander die „Deutſche Zeitſchrift für chriſtliche Wiſſenſchaft und chriſtliches Leben“ begründen helfen. Unter dieſen periodiſchen Aufſätzen iſt ſeine nachher auch in Buchform erſchienene proteſtantiſche Beantwortung der Möhlerſchen Symbolik die bekannteſte, obwohl wir glauben, daß dieſes berühmte Werk nur durch ein Werk von gleichem Umfange, das ihm in alle ſeine Argumente folgt, vollſtändig widerlegt werden kann. Doch ſprach ſelbſt Möhler mit großer Achtung von dieſem Angriff und hatte vor, ſich ausführlich dagegen zu vertheidigen, als der Tod ihn daran hinderte. — Endlich hat Nitzſch ein Syſtem der prak-

Digitized by Google

tiſchen Theologie herausgegeben, das ſehr viel Neues und Beachtenswerthes enthält, obwohl wir geſtehen müſſen, daß wir es noch nicht näher zu prüfen Gelegenheit hatten. Die Gabe populärer Beredtſamkeit geht ihm ab, ſeine Kanzelvorträge, von denen viele im Druck erſchienen, ſind aber ſehr lehrreich und für ein denkendes Publikum auch erbaulich. Er nimmt als Conſiſtorialrath auch am preußiſchen Kirchenregiment Antheil, hat ein lebendiges Intereſſe an allen praktiſchen Kirchenfragen der deutſchen Gegenwart, war Einer der Hauptſprecher auf der Berliner Generalſynode a. 1846 und ebenſo auf der letzten Verſammlung des deutſchen Kirchentags, wo er die Grundſätze der reformirten Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung vertheidigte. Das Letzte, was wir von ihm (außer einigen Aufſätzen in Zeitſchriften) geleſen haben, iſt die Grabrede auf Neander, welche er am 17ten Juli 1850 in der Aula der Berliner Univerſität gehalten hat, und deren Schluß wir hieher ſetzen wollen, weil er ſowohl für ſeinen eigenen ſittlichen Charakter, als für ſeinen oft auffallend abrupten Styl ſehr bezeichnend iſt: „Er (Neander) ſteht vor uns noch dem Manne gleich, der von Einer Nachtwache zur andern nach dem Aufgang aus der Höhe ſpähet! Wir ſehen ihn noch, wie in ihm der Spruch uns wahr wurde: Suchet was droben iſt, nicht was auf Erden iſt. Und wer iſt unter uns, welcher Jüngling, welcher Mann, welcher Berufene zu edlen Zielen, dem es nicht noth wäre, wahre Größe in's Auge zu faſſen, und es beſtätigt zu ſehen, daß Größe in Einfalt und Demuth wurzelt. Wohlan! Der ihn gegeben, hat ihn genommen. Der Name des Herrn ſei gelobt. Have pia anima! Ich ſchließe.“

Dr. Hengſtenberg, der nun ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren an der Berliner Univerſität wirkt, iſt wohl von allen deutſchen Theologen nächſt Neander und Tholuck im Auslande, beſonders in England und Amerika am meiſten bekannt und geachtet. Durch ſeinen dogmatiſchen Standpunkt ſagt er vor allem den Presbyterianern und Puritanern zu, die ſonſt bekanntlich ſtarke Vorurtheile gegen die neuere deutſche Literatur haben und ſie bald der Neologie, bald des Transcendentalismus und Myſticismus, bald des Kryptokatholicismus beſchuldigen. Er gilt bei ihnen für orthodox, ein Ehrenprädicat, das ſie faſt keinem anderen deutſchen Theologen im vollen Sinne geben zu können glauben. Selbſt Neander und Tholuck ſind ihnen viel zu frei und zu nachgiebig in der Inſpirationslehre, die in ihrer ſtrengen alt-proteſtantiſchen Faſſung einen Grundpfeiler der engliſchen, ſchottiſchen und amerikaniſchen Theologie bildet. Sodann empfiehlt ſich ihnen Hengſtenberg durch ſeine, ſo zu ſagen, calviniſtiſch angelegte Perſönlichkeit, welche in der oft ſchroffen Entſchiedenheit aller ſeiner Schriften hervortritt. Obwohl er keineswegs ein Anhänger der calviniſtiſchen Prädeſtinationslehre und ein entſchiedener Freund und Vertheidiger der Augsburgiſchen Confeſſion iſt, ſo hat er doch allerdings, wie

uns ſcheint, von allen deutſchen Theologen am meiſten Aehnlichkeit mit jenem großen Genfer Reformator, der einen faſt ebenſo großen Einfluß auf den Proteſtantismus franzöſiſcher und engliſcher Zunge geübt hat, als Luther auf den deutſchen. Hengſtenberg hält, wie ich ihn ſelbſt mehrmals ſagen hörte, Luthern für einen größeren Reformator, Calvin dagegen für einen größeren Theologen und hat ſich exegetiſch wohl hauptſächlich an dem letzteren gebildet. Allein in Einem ſehr wichtigen Punkte weicht er theils von Calvin, theils von dem herrſchenden Geiſte der engliſchen Theologie entſchieden ab, nämlich in der Polemik gegen das Papſtthum. Während dieſe letztere faſt ein unentbehrliches Element der puritaniſchen und presbyterianiſchen Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit iſt und ihr von Anfang bis zu Ende einen entſchieden antikatholiſchen Charakter gibt, tritt ſie dagegen bei Hengſtenberg faſt ganz zurück. Er hält zwar an den Grundlehren der Reformation mit der größten Entſchiedenheit feſt, glaubt aber, daß die Lage der gegenwärtigen Zeit von der des 16ten Jahrhunderts weſentlich abweiche, und daß jetzt nicht das Papſtthum, ſondern der Rationalismus und Unglaube in ſeinen verſchiedenen Formen der größte und gefährlichſte Feind der evangeliſchen Kirche ſei. Daher auch ſeine unerbittliche Feindſchaft gegen den Geiſt der Empörung und Revolution, welchen er als ein Product des modernen Unglaubens betrachtet, während er in der katholiſchen Kirche eine große conſervative und bei allen ihren Irrthümern doch in den Fundamentallehren des Chriſtenthums mit dem orthodoxen Proteſtantismus übereinſtimmende Macht ſieht, die auf Seiten Chriſti gegen das moderne Antichriſtenthum ſtehe, während der Puritanismus gerade im Papſt den wahrhaftigen Antichriſt ſieht und darum mit allen europäiſchen Revolutionen ſympathiſirt, weil er von ihrem Siege den Sturz des Romanismus erwartet. Dieſe Anſchauung Hengſtenbergs muß natürlich auch einen Einfluß auf ſeine gelehrt erbauliche Auslegung der Offenbarung Johannis üben, welche er mitten unter den Revolutionsſtürmen des Jahres 1848 und 1849 und, wie man deutlich merken kann, mit fortwährender Rückſicht auf ſie ausarbeitete, indem er alle Beziehungen auf das Papſtthum läugnet, das apokalyptiſche Thier auf das alte Heidenthum bezieht und mit den Siegen des Chriſtenthums über daſſelbe, alſo mit dem Beginn des eigentlichen Mittelalters das tauſendjährige Reich beginnen läßt. Dieſe Auffaſſung des Milleniums wird übrigens auch bei ſolchen evangeliſchen Theologen auf entſchiedenen Widerſpruch ſtoßen, welche mit ihm in der Verwerfung der antipapiſtiſchen Auslegung im Weſentlichen einverſtanden ſind.

Hengſtenbergs Theologie hat durchweg einen polemiſchen und apologetiſchen Charakter. Sie iſt im unerbittlichen Kampfe gegen den Rationalismus entſtanden und hat von ihm auch heftigere Anfeindungen erfahren, als irgend ein anderer evangeliſcher Theologe der neueren Zeit. Er haßt alle Vermittlungen, trennt auf's ſchärfſte zwiſchen Glauben und Unglauben und iſt ge-

wohnt, mit einer Strenge, Entſchiedenheit und Charakterfeſtigkeit aufzutreten, welche einerſeits an den Zeugenmuth der altteſtamentlichen Propheten und Märtyrer erinnert, andererſeits aber auch nicht ſelten in Schroffheit und Ungerechtigkeit ausartet und ihm ſelbſt ſolche Männer, wie Neander und die ganze Schleiermacherſche Schule mehr oder weniger entfremdet hat. Doch macht es immerhin einen ſtärkenden Eindruck, in einer Zeit, die ſich keineswegs durch ein Uebermaaß von Charakterfeſtigkeit auszeichnet, einen ganzen Mann zu finden, der mit Leib und Seele und ohne alle unedlen Nebenrückſichten für das kämpft, was ihm als heilige Wahrheit und Ueberzeugung gilt. Auch war ein ſolcher Kämpe für die Intereſſen der gläubigen Theologie in Deutſchland durchaus unentbehrlich. Uebrigens iſt Hengſtenberg im perſönlichen Umgang, obwohl ſehr entſchieden und dogmatiſch in ſeinem Urtheil, doch ein feingebildeter und liebenswürdiger Charakter, durchaus treu und zuverläßig in ſeinen Freundſchaften und ſehr bereit, jungen Theologen auf alle Weiſe behülflich zu ſein. Wer zum erſten Mal ſeinen Vorleſungen beiwohnt, wird ſich ſehr getäuſcht finden, ſtatt einer donnernden Löwenſtimme einen feinen, halb ſingenden Silberton zu vernehmen.

Hengſtenbergs Hauptſtärke beſteht in der Kritik und Exegeſe des Alten Teſtaments. Bekanntlich hatte der Rationalismus eines de Wette, Geſenius, Bohlen, Lengerke, Vatke und Anderer beſonders auch die prophetiſchen und hiſtoriſchen Schriften des A. T.'s mit dem Meſſer einer ſehr willkührlichen, aber gelehrten und ſcharfſinnigen Kritik zerlegt, als eingeſchwärzte Producte einer ſpäteren Zeit darzuſtellen, ebendamit ſie ihres höheren göttlichen Charakters zu berauben und ſie in die Kategorie gewöhnlicher menſchlicher Producte herabzuſetzen geſucht. Wäre dieſes Verfahren gelungen, ſo wäre es auch um den Proteſtantismus, ja um das Chriſtenthum ſelbſt geſchehen, das auf dieſen heiligen Religionsurkunden ruht. Es war alſo hier recht eigentlich eine Frage um Sein und Nichtſein, die zu gleicher Zeit auf dem noch wichtigeren Boden des N. T.'s in den Streitigkeiten über den Urſprung und die Aechtheit der Evangelien und Epiſteln verhandelt wurde. Da machte ſich's Hengſtenberg, als Profeſſor der A. Tlichen Exegeſe, zu ſeiner Aufgabe, die Aechtheit und Integrität der wichtigſten Bücher des jüdiſchen Kanon, vor allem des Pentateuch, des Daniel und Sacharjah zu vertheidigen, und dieſe „Beiträge zur Einleitung in's A. Teſt.“ (3 Bände) gehören zu den gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Forſchungen auf dieſem Gebiete und ſind im Ganzen eine ſiegreiche Vertheidigung der orthodoxen Anſicht, wenn man gleich ſagen muß, daß er manche Schwierigkeiten mehr mit einem dogmatiſchen Machtſpruch, als mit einem genügenden wiſſenſchaftlichen Argumente abfertigt und ſeine Gegner nicht ſelten zu verächtlich behandelt. Ebenſo werthvoll iſt ſeine „Chriſtologie des A. Teſt.“ in 3 Bänden, d. h. eine Vertheidigung und Auslegung der meſſianiſchen Weiſſagungen vom Protevangelium bis zum

Erlöſchen der Prophetie. Im Verlaufe dieſes Werkes hat ſich übrigens ſeine Anſicht über die Prophetie, die anfangs ziemlich äußerlich und mechaniſch war, bedeutend modificirt, ſie iſt geiſtiger und organiſcher geworden und erkennt den Begriff einer graduellen Entwicklung der Offenbarung an, ſo daß alſo die modernen Theorieen ſelbſt auf ihn bei aller principiellen Oppoſition keineswegs ohne allen Einfluß geblieben ſind. Einen Beweis dafür liefert beſonders auch ſeine kleine Schrift über die Weiſſagungen des Bileam, wo er von der alt-orthodoxen Erklärung ganz abweicht. Sein neues Werk über das A. T. iſt ein ausführlicher (vierbändiger) Commentar über die Pſalmen, welcher im Ganzen vielleicht der beſte ſein möchte, der ſeit Calvin darüber erſchienen iſt. Hier tritt auch der polemiſche Charakter mehr zurück, und der dadurch gewonnene Raum wird durch eine Menge von praktiſchen und erbaulichen Bemerkungen ausgefüllt. Wahrſcheinlich ſind von ihm noch andere Commentare über das A. T. zu erwarten, da er noch nicht viel über 50 Jahre alt iſt. Leider ſind dieſe Werke für eine allgemeine Circulation zu voluminös und ausführlich, behalten aber dafür um ſo mehr einen bleibenden Werth für die gelehrte Welt.

In neuſter Zeit hat Hengſtenberg auch das Gebiet der N. Tlichen Exegeſe betreten und dazu dasjenige Buch gewählt, welches mit ſeinen A. Tlichen Forſchungen in der genauſten Berührung ſteht, nämlich die Offenbarung Johannis. Sein kürzlich erſchienener Commentar in zwei Bänden iſt für ein allgemeineres Publicum berechnet und bringt daher nicht ſo viel gelehrten und kritiſchen, ſtatt deſſen aber ſehr viel erbaulichen Stoff hinein. Derſelbe wird wahrſcheinlich nicht lange auf eine engliſche Ueberſetzung warten müſſen, obwohl er, wie ſchon bemerkt, von der herrſchenden puritaniſchen Auslegung jenes räthſelhaften Buchs in weſentlichen Punkten abweicht, was übrigens auch von Stuarts Commentar gilt, da dieſer hauptſächlich aus deutſchen Quellen (Herder, Eichhorn, Lücke, Ewald ꝛc.) abgeleitet iſt.

Durch ſeine polemiſchen, apologetiſchen und exegetiſchen Schriften über das A. T. iſt Hengſtenberg das Haupt einer Schule geworden, welche ſeit etwa zwei Jahrzehnten mit großer Energie und Erfolg an einer allſeitigen Beleuchtung der A. Tlichen Theologie und Literatur im Geiſte der aus dem Kampfe mit dem Rationalismus hervorgegangenen gläubigen Wiſſenſchaft arbeitet. Dahin gehören, jedoch mit vielfachen Abweichungen im Einzelnen und jeder mit eigenthümlichen Gaben und Vorzügen, Hävernick, der leider zu früh geſtorben iſt, Ranke (der Bruder des berühmten Hiſtorikers) Delitzſch und Hoffmann in Erlangen, Baumgarten in Roſtock, Oehler in Breslau, Kurtz, früher in Mitau, jetzt in Dorpat, und Andere.

Neben ſeiner gelehrt-wiſſenſchaftlichen Thätigkeit hat Hengſtenberg bekannt-

Digitized by Google

ich ſeit dem Jahre 1827 ein periodiſches Blatt, die „Evangel. Kirchenzeitung,“ geleitet und dadurch mit Hülfe ſehr tüchtiger Mitarbeiter (wie Otto und Ludwig von Gerlach, Tholuck, Steiger, Göſchel, Lange, Vilmar, Leo ꝛc.) einen bedeutenden Einfluß auf das neuere kirchliche Leben in Preußen und in Deutſchland überhaupt ausgeübt. So viel man auch an dem oft lieblos abſprechenden und bitteren Tone dieſer Zeitung ausſetzen mag, ſo kann niemand läugnen, daß es eines der geiſtvollſten und gediegenſten deutſchen Journale iſt und nicht ſelten Artikel enthält, die einen bleibenden Werth haben. Es ging urſprünglich vom Pietismus aus, nahm aber im weiteren Verlaufe eine entſchieden kirchliche Färbung an. In den Jahren 1848 und '49 war es vielleicht zu ſehr mit Politik angefüllt und voll von unerbittlichen Angriffen gegen alle demokratiſchen und revolutionären Bewegungen, ſelbſt gegen die würdigen Holſteiniſchen Prediger, die doch, wie es ſcheint, bloß um ihres Gewiſſens willen und auf Grund alter Rechte eine feindſelige Stellung gegen die antideutſchen Regierungsmaaßregeln Dänemarks einnahmen und Stelle und Einkommen durch ihren Proteſt einbüßten; in den letzten Jahren aber iſt die Ev. Kirchenzeitung mit der veränderten Lage der Dinge wieder mehr zu ihrem unmittelbaren theologiſchen und kirchlichen Berufe zurückgekehrt, in dem ſie uns weit beſſer gefällt, als im Dienſte abſolutiſtiſcher Reaction.

Die anderen Mitglieder der theologiſchen Facultät von Berlin ſind als Schriftſteller weit weniger bekannt. Dr. F. Strauß, der Verfaſſer der „Glockentöne,“ (wohl zu unterſcheiden von dem Württemberger Dr. David Friedrich Strauß, dem Verfaſſer des berüchtigten „Lebens Jeſu,“ *) lieſt ſeit Jahren mit faſt jugendlicher Friſche über die verſchiedenen Zweige der praktiſchen Theologie, in welcher er ſehr viel Erfahrung und originelle, anregende und entſchieden evangeliſche Anſichten hat, und iſt dabei ein begeiſterter und begeiſternder Kanzelredner, Mitglied des Oberkirchenraths, Hof- und Domprediger und ein intimer Freund des Königs, auf den er viel Einfluß üben ſoll. Dr. Lehnerdt iſt erſt kürzlich von Königsberg an die Stelle des ſeligen Neander berufen worden, hat alſo das Kirchenhiſtoriſche Fach. Auch er iſt ein entſchieden gläubiger Mann und ſoll eine ausgezeichnete Lehrgabe haben, welche wahrſcheinlich der Grund ſeiner Verſetzung nach Berlin war; denn geſchrieben hat er meines Wiſſens noch nichts von größerem Umfang. Es iſt ſehr unrecht, die Größe eines akademiſchen Lehrers nur nach ſeinen veröffentlichten Werken zu beurtheilen, wie das ſo häufig, beſonders in Deutſchland geſchieht. Es kann Einer ein äußerſt fruchtbarer Schriftſteller und dabei ein ſehr mittelmäßiger Profeſſor ſein, und umgekehrt.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Von David, Iſai's Sohn, ging Jeſus Chriſtus aus;
Doch dieſes „Leben“ kommt von David Friedrich Strauß.

Deutſche Nothſtände in der neuen Welt.

So wenig ſich auch der Amerikaner im Beſonderen um die Anſichten und Meinungen, um Sitten und Lebensweiſe der in die Vereinigten Staaten einwandernden Fremdlinge bekümmert, ſo hat er doch längſt ein gewiſſes ſtereotypes Urtheil über die Eigenthümlichkeiten der mancherlei Völkerſchaften ſich gebildet, die mit ihm zu einem neuen großen Ganzen zum Theil in ſehr maſſenhaften Bruchſtücken verſchmolzen werden. Die Deutſchen waren auf dieſer Preisliſte in alten Tagen nicht ſo gar tief unten. Sprüchwörtlich war ihre Pfeife und ähnliche unſchuldige Anhängſel; aber ſprüchwörtlich war auch in der neuen, wie lange zuvor in der alten Welt ihre Ehrlichkeit, Redlichkeit, Frömmigkeit und Gutmüthigkeit, ihr Fleiß, ihre vielfache Geſchicklichkeit, ihr Billigkeitsgefühl und andere edle bürgerliche Tugenden, und wenn die deutſchen Gelehrten auch hier, wie an anderen Orten zwar als Leute betrachtet wurden, die ſonſt nirgends ſo zu Hauſe ſeien, als da, wohin ihnen Niemand nachkomme, nämlich über den Wolken, ſo war das im Ganzen kein ſo ſchlimmer Vorwurf und konnte beſonders in älteren Zeiten von den Repräſentanten deutſcher Nation in Amerika am allerwenigſten gelten.

Allein in neueren Zeiten hat ſich die Sache bedeutend verändert. Man lieſt in nüchternen amerikaniſchen Blättern vielfache Ausdrücke des Bedauerns, daß ein ſehr bedenklicher Geiſt gerade unter den deutſchen Einwanderern der neueſten Zeit ſich kund gebe, und daß man vor den Grundſätzen, die ſie hier zu verbreiten und geltend zu machen ſuchen, ernſtlich warnen müſſe. Zwar Blätter aus Californien ſprechen zum Theil ſehr zu Gunſten deutſcher Einwanderung in jener zweiten neuen Welt und wünſchen, daß ſtatt der Franzoſen und Chineſen, welche dorthin ihre verpeſtenden Nationalſünden mitbringen und Gutes weder lehren können, noch wie es ſcheine, lernen wollen, lieber eine gute Anzahl tüchtiger fleißiger deutſcher Anſiedler ſich einfinden möchten. Gewiß wir freuen uns darüber, daß dort der deutſche Credit noch nicht ſo untergraben iſt, obwohl es ein zweideutiges Lob iſt, daß die Deutſchen doch noch beſſer ſind, als Franzoſen und Chineſen. Allein bei uns im Oſten mag man in neueren Zeiten immer häufigere Klagen über den Zuſtand der deutſchen Einwanderer vernehmen. Sie kommen beſonders von Orten, wo die Deutſchen in größerer Maſſe bei einander wohnen und wo die Zahl der Köpfe wenigſtens ihnen etwas Muth macht, ihre Eigenthümlichkeiten ſtärker hervortreten zu laſſen. Auffallen muß es immerhin, daß eine große Zahl der Polizeivergehen in unſeren erſten Städten auf

Digitized by Google

deutſche Namen zurückzuführen iſt; daß mit vielen Diebereien und ſchlechten Streichen aller Art Deutſche verwoben ſind; auch iſt gar nicht zu ſtreiten, daß in die traurigſten Criminalfälle einer Reihe von Jahren eine unverhältnißmäßige Anzahl von Deutſchen verwickelt war; deſſen nicht zu gedenken, daß wir aus dem Munde der achtbarſten und unbefangenſten Amerikaner gar oft die wehthuendſten, aber nicht einmal zu widerlegenden Anklagen gegen das ungeſittete, unmanierliche, jedes zartere Gefühl verletzende Benehmen der Deutſchen vernehmen müſſen. War der deutſche Name zuvor dem Arbeiter, der eine Stelle ſuchte, an ſich ſchon eine Empfehlung, ſo hat ſich dieß zum Theil bereits geändert; aus den meiſten dieſer friſchen Ankömmlinge ſpricht ein frecher, unbotmäßig r Geiſt; ſie wollen auch nur arbeiten, um zu genießen, und Unglaube und ein ſinnlicher Lebensgenuß gehen bei dieſen modernen Sadducäern Hand in Hand. Haben ſie früher ſich bei ihrer Ankunft hier der Freiheit gefreut und des Segens der Ordnung, ſo hören wir jetzt, daß dieſe jungbärtigen Neulinge längſt über die Weisheit der Alten und der Erfahrenen bei uns hinaus ſind; ſie finden ja hier gar keine Freiheit und keine Aufklärung; ſie können nicht genug klagen über den „Pfaffendruck,“ unter den eine große Nation von mehr als zwanzig Millionen Seelen ſich noch im neunzehnten Jahrhundert freiwillig und „aus Mangel an Aufklärung“ ſtelle; ſie ſind voll bitterer Galle über unſere Sonntagsgeſetze, die ihnen die ſchönſten Tage für Tanz, Theater, Militärparaden und Aenliches verderben; mit Gott und dem Jenſeits ſind ſie längſt fertig, aber im Dieſſeits wäre, ſo meinen ſie, noch viel blutige Arbeit übrig, an die ſie ſich machen möchten in der alten wie in der neuen Welt. —

Es iſt von nicht geringer Bedeutung, daß verſchiedene öffentliche engliſche Blätter dieſes Landes in neuerer Zeit auf dieſe Zuſtände unter den Deutſchen aufmerkſam gemacht haben. Auch war es uns ſtets Freude zu bemerken, daß dieſe Blätter ein vorſichtiges und unbefangenes Urtheil fällen und doch auch unter den Deutſchen ſelbſt wieder zu unterſcheiden wiſſen. Denn allerdings, wer dächte, daß alle Deutſche dieſes Gelichters ſeien, der würde ſehr irren; nein, das iſt nicht der Fall; aber ein ſchlechter Menſch verderbt am öffentlichen Urtheil über ſein Volk gewöhnlich mehr, als zehn gute Menſchen wieder gut machen können. Auch iſt es wohl wahr, daß die, die in dieſen frechen Geiſt der Gottloſigkeit nicht mit einſtimmen, allerdings ſich oft durch Mangel an ernſter kräftiger Oppoſition einem Vorwurf aus. ſ n, wobei aber nicht zu vergeſſen iſt, daß ſie oft den Spruch bewahrheitet finden mußten, daß ein Prophet nichts gilt in ſeinem eigenen Hauſe und auch bei ſeinen Volksgenoſſen. Auch iſt uns lieb, daß jene öffentlichen Blätter, wenn ſie über den unter den modernen Deutſchen herrſchenden communiſtiſchen und ſocialiſtiſchen Geiſt klagen, nicht immer verkennen, daß dieſe köſtlichen Ideen zur Beglückung des Menſchengeſchlechts weſentlich durch franzöſiſche Propheten in die deutſchen Köpfe gekommen ſind. Daß aber ſolche Hirngeſpinſte wirklich unter den jungen Deutſchen gar oft ſpucken, iſt allerdings nicht zu bezweifeln. Die enorme Unſelbſtſtändigkeit des Den-

kens bei aller Prätention, den freien Gedanken zum Leitſtern des Lebens haben zu wollen, kommt da höchſt kläglich an den Tag. Den Segen des Chriſtenthums kennen dieſe Leute nicht und laſſen ihn fahren gegen den ſchrecklichen Preis der völligſten Haltungsloſigkeit. Ihr Princip iſt der Umſturz, und dabei ſind ſie gar nicht bekümmert um die Folgen, die dieſer Sturz alles Beſtehenden in der öffentlichen Geſellſchaft für ſie ſelbſt haben müßte, und vergeſſen ganz, daß die Gleichheitsrolle, die ſie in der beſſeren Welt des Socialismus und Communismus zu ſpielen hoffen, in der That wenig Ausſicht auf Lebensgenuß in irgend einer Weiſe verſpricht. Natürlich liegt die Ausführung ſolcher herrlichen Theorieen doch noch in ziemlich weiter Ferne, und ſo entſchädigen ſich dieſe jungen Weltſtürmer indeſſen durch eine beſtmögliche Benützung des Beſtehenden in ihrem Sinne und durch ein fortgeſetztes Schelten auf dieſe ſchlimme Welt, die ſich zu ihren kühnen Gedanken nicht bekehren will; da iſt denn Alles, was nicht begreift, wie ſie begreifen, alsbald „Ariſtokrat“ oder „Pfaffe“ und kurzweg reif für den Galgen, und was ſie mit den franzöſiſchen Socialiſten zu ſehen wünſchen, iſt „den letzten König gehenkt mit den Eingeweiden des letzten Prieſters.“ So wenigſtens berichtet uns ein reſpectables engliſches Journal aus Neu-York. Nun, wenn ſolche Grundſätze unter den deutſchen Einwanderern die allgemein herrſchenden wären, dann wäre ihr Daſein ein Fluch für das Land; wenn die entſchiedenſte Gottloſigkeit das Princip ihres Wandels wird, dann werden ſie unſere auf den Glauben an einen heiligen, lebendigen Gott gegründeten Staatsinſtitutionen zu untergraben ſuchen; ihre Lehre wird im Kreis der Familie, in ihren geſellſchaftlichen Verbindungen wie eine Peſt graſſiren; ihr Beiſpiel wird aller Orten verderblich wirken und die ſchrecklichſten geſellſchaftlichen Uebel, die in Europa gerade eine vernünftige Freiheit unmöglich machen und der Bajonettenherrſchaft ein Recht in die Hand geben, werden wie eine anſteckende Krankheit hier verbreitet, und fänden ſie nicht am geſunden Sinn, am ganzen Genius des amerikaniſchen Volkes einen ſo mächtigen Widerſtand, es wäre bald auch um unſere Freiheit geſchehen. Denn dieſe tollen Menſchen verſtehen unter Freiheit nur die äußerſte Willkühr, mit der ſie ihre Meinung zum Geſetz des Univerſums machen und jeden Andersdenkenden einſperren oder umbringen möchten.

Wenn man übrigens von den Uebelſtänden reden will, woran die neueſte deutſche Einwanderung vielfach leidet, ſo darf man nicht bloß an ſolche wahnwitzige Weltverbeſſerungspläne und an dieſe Theorieen eines Höllenzuſtandes auf Erden denken, ſondern man muß das Leben und Treiben ſocher Leute ſelbſt in's Auge faſſen. Vielleicht man kann immerhin ſagen, daß es wirklich beſſer iſt, als jene Grundſätze erwarten laſſen. Natürlich die Verhältniſſe, in denen Jeder ſteht, kommen hier als eine ſchützende Mauer in Betracht. Denken wir uns aber, die Leute, bei denen das Zerſtörungsorgan zu einer ſo frappanten Vollkommenheit entwickelt iſt, würden aus dieſer Zwangsjacke der bürgerlichen Ordnung befreit — was für ein Leben würde das geben! Indeſſen machen ſie ſich doch ſo ſehr los

von dieſen Bedingungen der öffentlichen Sittlichkeit, als ſie nur können. Ihre Redner, um die ſie ſich beſonders an Sonntagen verſammeln, wiſſen nichts Beſſeres zu thun, als Religion, Kirche, Bibel, Gott und alles Heilige zu verſpotten; mit der Ewigkeit ſind ſie fertig und haben mit Leuten wie Luther und Waſhington nur Bedauern, daß ſie noch ſo ſchwach waren, an einen Gott zu glauben. Können ſie irgend eine Gelegenheit ergreifen, um ihre Verachtung gegen Religion und Kirche offen an den Tag zu legen, ſo thun ſie es nach Kräften. Vor Allem taugen ihnen dazu ihre öffentlichen Blätter, in denen dieſer Haß gegen Gott und Gottesglauben ſich zum Theil auf erſchreckende Weiſe kund gibt. Wir ſehen in neueſter Zeit, daß gerade auch die Ruchloſigkeit, mit der da alles Heilige mit Füßen getreten wird, die Aufmerkſamkeit engliſcher Blätter auf ſich zog, und wir ſehen ſie mit ſtaunender Indignation ſich über eine ihnen neu vorkommende Erſcheinung äußern, an die wir leider längſt gewöhnt ſind. Daß eine Ausgabe von Tome Payne's Werken unter den Deutſchen in deutſcher Sprache in dieſem Lande in vielen Exemplaren verbreitet worden iſt, iſt bekannt. Daß deutſche Turnergeſellſchaften ihre gymnaſtiſchen Uebungen zum Theil gerade am Sonntag unter uns vornehmen, ſpricht deutlich aus, was ihnen der Sonntag und unſere Sonntagsgeſetze ſein können. Man forſche aber überhaupt nur dem Treiben der Deutſchen an Sonntagen nach und man wird ſich völlig durch Facta vom Zuſtand der Dinge überzeugen können. Zwar exiſtiren in unſeren großen Städten einzelne ſchöne, blühende chriſtliche Gemeinden unter den Deutſchen, und der fromme Sinn der Väter iſt bei vielen noch nicht erſtorben. Aber wenn wir die Zahl der Kirchengänger vergleichen mit der Zahl derer, die aus Grundſatz oder aus Gleichgültigkeit gewohnheitsmäßig in keine Kirche gehen, da möchte ſich ein ſehr bedenkliches Mißverſtändniß ergeben. Da käme man vielleicht zu dem Reſultate, daß aus zwanzig bis dreißig Deutſchen durchſchnittlich vielleicht kaum Einer in unſerer Zeit ein ordentliches Mitglied der Gemeinde und ein regelmäßiger Beſucher des öffentlichen Gottesdienſtes ſei und zwar ſelbſt da, wo mit dem Eintritt in eine Gemeinde die allerleichteſten Bedingungen und die geringſten Laſten und Forderungen verbunden ſind. Dagegen die Wirthshäuſer, die Bier- und Weinkneipen ſind bei weitem nicht ſo leer, wie oft die Kirchen. Schon am Sonntag Vormittag werden ſie die Zufluchtsſtätten derer, die nicht wiſſen, wie ſie den Sonntag beſſer zubringen könnten; da wird geſpielt, debattirt, geflucht — kurz was kann da Gutes erwartet werden? Nun denke man ſich aber die Wirkung, die ein ſolches Leben und Treiben auf den Zuſtand der Familien, auf die Erziehung der Kinder, ja, in weitere Kreiſe hinein haben muß. Wiſſen wir doch, daß auch die Frauen und die Gattinnen oft in dieſen Geiſt des frechen Spottes und der Verachtung gegen Gott und Bibel und Ewigkeit hineingezogen werden. Auch dürfen wir hier nicht überſehen, daß alle wackern Deutſchen, die das Sinken des deutſchen Namens mit Ernſt beklagen, auch darüber einſtimmig ſind, daß es ein wahrer Scandal iſt, zu ſehen, welch' eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Deutſchen ihren Lebensunterhalt ge-

rade als Kneipwirthe zu gewinnen ſuchen. Kann dabei für ſie, für ihre Familien, für ihre deutſchen Mitbürger, für Stadt und Land, für den deutſchen Namen etwas Gutes herauskommen? Nur die niederträchtigſte Bosheit oder die ſchrecklichſte Verblendung könnte das bejahen wollen. Vielmehr freuen wir uns zu ſehen, daß die Klagen unter allen ordentlichen Deutſchen eines geſitteten Grundſatzes, was auch ſonſt ihre Anſichten ſein möchten, hierüber einſtimmig ſind. Und wem liegt die Ehre ſeines Volkes und ſeiner Sprachgenoſſen mehr am Herzen — dem, der das Alles gut heißt, oder dem, der gegen dieſen Verfall nach Kräften proteſtirt?

Indeſſen iſt mit dem Proteſtiren am Ende nicht mehr ausgerichtet, als daß dadurch vor Mitwelt und Nachwelt ein Zeugniß abgelegt iſt. Allein die Frage iſt, ob's nicht beſſer werden könnte; ob den einreißenden Uebeln nicht entgegen zu arbeiten wäre? Viele ſagen, es laſſe ſich dermalen nichts thun, man müſſe ruhig warten, bis ein anderer Geiſt über die Leute komme; auch der Unglaube ſei eine Modeſache, er liege im Zeitgeiſt und werde bald einem anderen Geiſte weichen, da er ja doch an ſich ſelbſt das Unbefriedigendſte für das Herz des Menſchen ſei und ſich nicht lange halten könne; und dann werden auch viele andere Uebel von ſelbſt fallen. Möge dem ſo ſein. Daß ſich gerade nicht viel thun läßt unter den jetzigen Umſtänden, glauben wir ſelbſt. Denn zu einem ruhigen, unbefangenen Unterhandeln und Beſprechen geben ſich dieſe Leute nicht her; in die Kirche kommen ſie nicht und wer ſie verſammeln wollte, mit ihnen zu verhandeln, würde höchſtens mit Spott bezahlt werden. Sie ſind fertig voraus mit Allem und ihrer Sache ganz gewiß. Wohl iſt es wahr, daß die meiſten von ihnen noch junge, unerfahrene Leute ſind, die noch wenig in des Lebens Tiefe geblickt haben, die eben nachſchwatzen und die natürlicher Weiſe einer Lehre günſtig ſind, die durchaus keine Kraft in ſich hat, das ſchlummernde Gewiſſen zu wecken und die Sünde und alles gottloſe Weſen als einen Greuel erkennen zu laſſen. Allein vergeſſen wir nicht, daß ſchrecklich viel Unheil angerichtet ſein mag, bis es beſſer wird und daß es ohnehin nicht von ſich ſelber beſſer wird, ſondern dazu iſt Gegenwirkung und zwar eine vielfache, vereinte Gegenwirkung nothwendig.

Andere denken, daß das ganz gleichgültig ſei, was unſere Mitbürger glauben oder nicht glauben, und daß man nur auf ihr Treiben und Thun, auf ihren Einfluß auf die öffentliche Sittlichkeit aufmerkſam ſein müſſe. Gewiß iſt dieſer Grundſatz der einzig richtige auf dem Boden des bürgerlichen Lebens. Daher wünſchen Viele, daß Geſetze dem Uebel der Ueberhandnahme der Trunkenheit entgegentreten ſollen und verſprechen ſich davon einen äußerſt heilſamen Erfolg für die deutſche Bevölkerung unſeres Landes und für ihre ſittliche Erhebung. Ueberhaupt werden die Deutſchen bei der gegenwärtigen Agitation der Mäßigkeitsſache ſehr hart mitgenommen, und man hört oft ſagen, daß ſie in neueſter Zeit alle die Fehler an ſich haben und noch viele dazu, die man ſonſt gewöhnlich an Irländern tadelte. Das ſcheint nachge-

rade Jedermann einzuſehen, daß unſere Wirthshaus-Geſetze großentheils herzlich ſchlecht ſind, daß ſie recht eigentlich den beklagenswerthen Zuſtand der Unmäßigkeit in unſerer Zeit herbeigeführt haben und daß, wenn ſie nicht beſſer werden, Nichts beſſer werden wird. Allein es iſt bereits zu befürchten, daß wir vielleicht gar Nichts bekommen werden zur Linderung des Jammerzuſtandes, weil manche ſonſt wohlmeinende Leute mit Einem Male gleich zu viel wollen — eine Art und Weiſe das Gute zu erjagen, bei der man es gerade zu Tod jagt, oft ſchon in allerlei Dingen in dieſem Lande verſucht und doch trotz aller ſchlimmen Folgen noch nicht aufgegeben. Mag ein abſolutes Prohibitivgeſetz gegen berauſchende Getränke an einzelnen Orten durchgehen, ſo iſt es weder dort in die Länge erprobt, noch taugt als Geſetz überall, was an einzelnen Orten unter beſonderen Verhältniſſen durchgehen mag. Gewiß aber bedürfen unſere Geſetze auch hierin einer Reviſion. Schon eine ſtreng geregelte Inſpection der zu verkaufenden Getränke würde manches Gute leiſten; auch ſieht man nicht recht ein, warum Getränke einer polizeilichen Aufſicht entzogen ſein ſollen, da ihr doch die Speiſen, deren fehlerhafter Zuſtand lange nicht ſo viel Gefahr bringt, wie ſchlechtes Getränk, in unſeren Städten unterworfen ſind. Es wäre vielem Uebel vorgebeugt auch dadurch, daß ein beſtimmtes Lebensalter feſtgeſetzt würde als unerläßliche Bedingung für das Recht, eine Kneipe — im Unterſchied von Gaſthaus — halten zu dürfen, und wenn wirklich, wie man behaupten hört, beſonders friſch Eingewanderte der verſchiedenſten Nationen alſobald nach ihrer Ankunft ihren Lebensunterhalt auf keine bequemere Weiſe gewinnen zu können glauben, als indem ſie eine Kneipe eröffnen, ſo möchte durch ein weiſes Geſetz dieſem Uebelſtande leicht begegnet werden können. Denn gewiß, wo viele Verſuchung zum Böſen ſelbſt unter dem Schild eines bürgerlichen Geſetzes gegeben wird, da wollen wir uns nicht wundern, wenn viel Böſes folgt. Eine Geſetzgebung, welche durch gefahrbringende und zum Böſen reizende Geſetze die Bürger ſelbſt in Verſuchung führt, iſt wie ein Vater, der den phyſiſchen und geiſtigen Zuſtand des Kindes verwahrloſt. Und wie oft werden ſolche Geſetze dann mit der Noth der Staatskaſſe und der Hoffnung auf Gewinn für ſie gerechtfertigt! Aber zuletzt hat weder ſie, noch der Staat im Ganzen, noch der einzelne Bürger einen Nutzen davon. Und doch iſt gar nicht zu erwarten, daß der Noth der Gegenwart ohne ernſte Geſetze abgeholfen werde. Gewiß kann nicht genug anerkannt werden, was die Mäßigkeitsſache Gutes in ihrem erſten Beginne und wohl in einer Reihe von Jahren gewirkt hat. Aber je länger je mehr hat ſie ſich an, ihrem Prinzip fremdartige, Stützen anlehnen müſſen, um ſich ſelbſt halten zu können, und da iſt denn in mancher Hinſicht am Ende nichts als eine Farce daraus geworden. So hat ſie denn auch größtentheils ihren Einfluß auf das vernünftige Publikum verloren und iſt ſeit lange und trotz aller erkünſtelten Reizmittel, das Intereſſe des Publikums zu erwecken für eine große, ganz allgemeine Angelegenheit, in das Zeichen des Krebſes eingetreten. Natürlich werden nun alle

diejenigen unbarmherzig mitgenommen, welche nicht mit dem extremen Princip bis zur äußerſten Spitze gehen wollen. Allein das wird Nichts beſſer machen und wir glauben kaum, daß auf ſolche Weiſe die kräftige Sympathie des Volkes wird gewonnen werden können. Freilich wäre nichts wünſchenswerther, als daß durch rein moraliſch innerlichen Einfluß, durch Belehrung, Warnung, Ermahnung, Bitte eine ernſte Reformation hervorzurufen wäre. Aber unſere großen Mäßigkeitsredner haben ihren Stoff ſo tauſendfach ausgebeutet und bearbeitet und müde gejagt, daß auch das Schönſte und Beſte, was ſie heute noch ſagen, nur wie ein Abtrag vom erſten Tiſche erſcheint. Man muß ſagen, daß ſie Alles leiſteten, was menſchlicher Weiſe zu leiſten ſein mag. Allein da ſieht man, wie weit es geht, wie viel es hilft, zu appelliren an den natürlichen Menſchen, daß er einen Aufſchwung nehmen ſoll. Der Reiz iſt bald vorbei. Es muß ein neuer Geiſt, das Weſen des Menſchen allſeitig verklärend, in ihn kommen, oder es wird ihm nicht recht geholfen, oder die Krankheit gar nur von der Haut auf die inneren Theile zurückgeworfen. Davon redet nun freilich die Kirche und davon zeugt das Wort und die Predigt. Aber die Wirkung des Evangeliums ſetzt voraus die Zucht des Geſetzes. Die Kirche kann heut zu Tage nur operiren auf der Grundlage von weiſen, ſtrengen, heilſamen Inſtitutionen, welche ihr und ihrem Wirken vorarbeiten. Mag bei uns auch Staat und Kirche getrennt ſein — und Gott ſei Dank, daß ſie es ſind! —, ſo ändert das an dieſem Gedanken nichts. Gerade wo die Wirkung der Kirche durchaus nur an die ſubjective Meinung der Einzelnen gebunden iſt, wo ſie keine rechtliche Macht an die Einzelnen hat, da eben ſollten die bürgerlichen Geſetze um ſo mehr das moraliſche Wohl der Nation als etwas vom phyſiſchen Wohl gar nicht zu Trennendes in's Auge faſſen. Die Republik, welche dem Einzelnen die möglichſt große Freiheit garantirt, ſetzt ſtillſchweigend vom Einzelnen voraus, daß man ihm deßhalb ſeine Freiheit laſſen könne, weil er ein vernünftiges, erzogenes, das allgemeine Beſte wollendes, moraliſches Weſen ſei. Ja, wollte Gott, daß es ſo wäre! Allein wenn auch nach manchen Seiten hin keine Gefahr aus dieſer Freiheit erwächst, ſo ſollte die Geſetzgebung das ſchärfſte Auge haben nach der Seite hin, wo gerade Gefahr aus allzugroßer Freiheit erwächst. Iſt Liebe zu berauſchenden Getränken im Begriff, ein rechtes Nationalübel zu werden, dann wehe den Geſetzgebern, die nicht entſchiedene Maaßregeln in Mäßigung und Weisheit dagegen ergreifen. Und Geſetze, weiſe, haltbare Geſetze hierüber, das iſt's, was wir eben um unſerer armen Deutſchen willen wünſchen. Denn die Mäßigkeitsgeſellſchaft in ihrer extremen Richtung reizt zunächſt nur ihren Spott oder Zorn, worüber wir uns nicht wundern, und darf ſich auch bei den ſtrengen unter ihnen nur ſehr wenig Hoffnung auf Beifall machen. Die Kirche aber — nun da brauchen wir nur auf das oben Geſagte, auf die dort gegebene Charakteriſirung der Denkweiſe ſo vieler unſerer Landsleute über Religion und Kirche zu deuten, und Jedermann wird einſehen, daß daher wenig zu erwarten iſt. Alſo ſehen wir uns auch nach dieſer Seite hin nur wieder auf die legisla-

tive Gewalt zurückgewieſen, und wenn ſie ihre Pflicht erkennt und mit Mäßigung und Weisheit, zugleich mit Kraft und freier Selbſtſtändigkeit erfüllt, dann hat ſie ſich um Land und Volk und auch um deutſche Brüder und deutſchen Namen ein wahres Verdienſt erworben.

Faſſen wir aber die allgemeine Geiſtesrichtung ſo vieler Deutſchen unſerer Tage in's Auge, ſofern ſie ſich als reine Ausartung vom Chriſtenthum und überhaupt von einer geſitteten Weltbetrachtung darſtellt, ſo wiſſen wir recht wohl, daß da mit Geſetz nichts auszurichten iſt, ſofern die deſtructive Geſinnung nicht zur That wurde. Auch die Kirche, das wiſſen wir ſchon, iſt da zu ernſter Wirkung unfähig und jede Kraftäußerung von ihr ausgehend iſt zum voraus neutraliſirt. Zwar geſchieht gewiß durch die innere Miſſion und Colportage manches Gute im Einzelnen und die Beſtrebungen einzelner Geſellſchaften und Benennungen in dieſer Hinſicht müſſen gewiß mit Dank anerkannt werden und verdienen alle Unterſtützung. Doch hindert ſchon hier bei gar Vielen die unmittelbar religiöſe, wenn auch nicht denominationelle Tendenz. Man möchte ſich mehr Wirkung verſprechen von der politiſchen deutſchen Preſſe. Aber wir haben von glaubwürdigen Zeugen das beinahe Unglaubliche gehört, daß nicht ein einziges deutſches Blatt unter der Maſſe der neuen Einwanderung an irgend einem Orte — exiſtiren könne, welches dieſem tollen religiöſen und politiſchen Radicalismus offen nur auch vom reinen Standpunkt des geſunden Menſchenverſtandes aus entgegentreten wollte. Gewiß iſt ſelbſt unter den deutſchen Tagesblättern in unſeren großen Städten ein bedeutender Unterſchied und es wäre ſehr unbillig, über alle nur ein verwerfendes Urtheil fällen zu wollen. Aber die Deutſchen einer vernünftigeren Weltbetrachtung und eines religiöſeren Geiſtes ſcheinen doch keinem Tagblatte ihrer Tendenz das Leben in die Länge friſten zu können, obwohl es je und je verſucht wurde. Es wäre dazu wohl bedeutende fremde Unterſtützung nothwenig, wenigſtens für den Anfang, vielleicht für längere Zeit. Aber es iſt auch gar kein Zweifel, daß viel Gutes dabei geſtiftet werden könnte. Eine große Schwierigkeit iſt, daß die Deutſchen ſehr bald die engliſchen Blätter leſen und dann die deutſchen politiſchen Blätter nicht mehr ſo nothwendig haben. Indeſſen iſt kein Zweifel, daß ein gut redigirtes und durch gute europäiſche und amerikaniſche Correſpondenzen friſch erhaltenes Blatt ſich bald einen würdigen und anſehnlichen Leſerkreis gewinnen würde. —

Allein wir läugnen nicht, daß wir überhaupt den Gedanken aufgegeben haben, daß Deutſche auf Deutſche einen ſtarken und ſegensreichen Einfluß ausüben können. Ja, ſie mögen es in kleineren Kreiſen, aber nicht in's Ganze. Unter die Deutſchen in Maſſe bringt heut zu Tage bei uns nur der eine vorübergehende Bewegung, der in den bei ihnen herrſchenden Ton einſtimmt und auf die von ihnen feſtgehaltenen Grundſätze hin etwa als europäiſcher Flüchtling ſie durch Revolutionsreden für eine kurze Weile enthuſiasmirt. Aber da muß er ja nicht mit Mäßigung auftreten; wenn er nicht von dem ungeheuren Unrecht, das ſein Volk erleidet, auf's tiefſte ergriffen iſt, wenn er nicht mit dem vollen Pathos

eines rothrepublikaniſchen Freiheitsapoſtels auftritt in grimmigem Zorn, wenn in ſeiner Rede nicht Könige geſtechen werden wie die Kälber, und Pfaffen und Prieſter gehenkt zu Haufen, wenn Schwert und Galgen dabei nicht eine ganz prominente Rolle ſpielen, ſo iſt er gleich ein Fürſtenknecht, ein Ariſtokrat und ſo fort. Und da wage nur Niemand ſich die Freiheit in einem freien Lande nehmen zu wollen, anderer Meinung zu ſein; der Stab iſt ſchon über ihn gebrochen. Nun natürlich, welcher Gebildete wird ſich auch die Freiheit nehmen wollen? Jede Wahrheit braucht ihr beſonderes Publikum und Wahrheit und Recht wollen ein würdiges Tribunal, ſonſt ſind ſie ein weggeworfenes Kleinod. — So glauben wir nun allerdings, daß nicht wird zu hoffen ſein, daß Deutſche eine heilſame Reaction gegen dieſen tobenden blutigen Geiſt vieler ihrer Landsleute und überhaupt gegen ihre Entſittlichung werden hervorbringen können; ſelbſt wenn ein Mann von Luthers Kraft und Rieſengeiſt käme, wenn er Luthers Ehrfurcht vor göttlichem und menſchlichem Rechte und Luthers Glauben an den in Chriſtus geoffenbarten Gott mitbrächte, er würde von dieſem Geſchlecht verachtet und verworfen.

Vielleicht daß von engliſch-amerikaniſcher Seite wirklich mehr Einfluß auszuüben wäre. Wir haben es oft mit Bedauern geſehen, daß die meiſten amerikaniſchen Publiciſten gar oft eine ſchmähliche Ignoranz über die Zuſtände der Deutſchen an den Tag legen. Das kommt großentheils von der Vornehmheit her, mit welcher der in gar vielerlei Geſtalt auftretende Nativismus auf die fremden Eindringlinge herabſehen zu dürfen glaubt. Der Amerikaner weiß auch, daß er beim Fremden Nichts zu lernen hat; denn was er braucht, lernt er bei ſich ſelbſt, und was er beim Fremden lernen könnte, das braucht er nicht. So läßt er denn auch den Deutſchen gewähren und bekümmert ſich ſo wenig als möglich um ſeine beſtimmten Eigenthümlichkeiten und duldet ihn mit allen Attributen, ſo lange er ihn brauchen kann, und brauchen kann er ihn denn doch noch in Vielem. Allein dieſe Gleichgültigkeit gegen das, was mitten unter uns vorgeht, was in großen Kreiſen herrſchend iſt und in größern durch ſie herrſchend werden ſoll, iſt nicht zu loben. Wenn alle Deutſche dieſer alle Geſittung untergrabenden Tendenz angehörten, wenn ſie alle vereint dieß Ziel im Auge hätten, da möchten wir ſchlimme Dinge zu ſehen bekommen. Aber ſelbſt die Zahl derer, welche mit dem Beſtehenden zerfallen, viel Beſtehendes zerſtören möchten, iſt groß genug, um allerlei Befürchtungen zu erregen und ihre Richtung und ihr Beſtreben ſo entſittlichend unter uns, daß ſie die entſchiedenſte Reaction von Seiten aller Freunde unſerer Geſetze und heiligen Sitten und der öffentlichen Ordnung hervorrufen ſollte. Man ſchlägt die Bedeutung des deutſchen Elementes in unſeren Ver. Staaten vielleicht zu gering an und man thut das zum Theil abſichtlich. Allein die deutſche Einwanderung in den letzten Jahren war enorm; in Cincinnati kamen vor kurzem in etwa zwei Monaten mehr als tauſend Deutſche an; kleinere Städte im Weſten ſind buchſtäblich halb deutſch. Auch dürfen wir nicht

überſehen, daß die jetzt einwandernden Deutſchen ganz anderer Art ſind, als die, welche vor Jahrzehenden bei uns ankamen. Jetzt kommen beſonders Leute zu uns, welche im Jahre 1848 ſich in Deutſchland für unentbehrlich hielten, ſeither aber daſelbſt ganz überflüſſig wurden und freiwillig oder unfreiwillig das Feld räumten. Mögen viele unter ihnen ſein, welche eine vernünftige Freiheit auf ſittlicher Grundlage wollten, ſo ſind doch auch ſehr viele darunter, welche um der principloſen Tollheit willen, mit der ſie ein Trugbild von Menſchenglück verwirklichen wollen, der Sache der Freiheit überall mehr ſchaden als nützen. Dieſe ſind es, welche beſonders den ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Geiſt zu verbreiten ſuchen. In Verachtung Gottes und ſeines Wortes, im Kampf gegen unſere Sonntagsgeſetze und in ähnlichen Erweiſungen des Unglaubensgeiſtes ſind viele Andere mit ihnen zuſammenſtimmend. Da wäre es ſehr wünſchenswerth, wenn unſere öffentlichen Blätter und zwar nicht gerade die kirchlichen dieſes Treiben je und je beleuchten und es nur einfach vor das Forum des geſunden Menſchenverſtandes bringen wollten, um ihm ein gerechtes Urtheil zu ſprechen. Das möchte heilſame Wirkung bisweilen haben und in dieſen Leuten das unbehagliche Gefühl erwecken, daß ihr Benehmen nicht unbemerkt und nicht ungetadelt bleibt und daß die weite Welt es bedauert, daß ſie dem deutſchen Namen Schmach und Schande anthun. Auch iſt es ſehr zu beklagen, daß die meiſten unſerer engliſchen Zeitungen ſich nicht entblöden, alſobald mit einzuſtimmen, wenn irgend Etwas in der alten Welt vorfällt, was von Jacobinern und rothen Republikanern nur entfernt als ein Zeichen des Tags ihrer blutigen Freiheit begrüßt werden mag; und doch verhält ſich u n ſ e r e Freiheit zu dieſer blutigen jungeuropäiſchen, wie ein Apfel zu einem Stechapfel. Koſſuth war klug genug, ſich nicht darauf eingelaſſen zu haben, noch einlaſſen zu wollen (?) —

Iſt nun gerade oft bei den Deutſchen in großen Städten in unſerer Zeit viel Leichtſinn und Gottloſigkeit ſtark hervortretend, ſo wollen wir dieß zwar mit keinem Wort rechtfertigen noch entſchuldigen. Allein vergeſſen dürfen wir nicht, daß der einzelne Einwanderer denn doch vielen Uebelſtänden preisgegeben iſt. Die erſten Paar Wochen im neuen Lande haben bei Vielen über den ganzen ferneren Gang ihres Lebens und Trachtens entſchieden. Der einzelne Ankömmling iſt auf Freunde verwieſen bei ſeiner Ankunft. Da kommt es nun darauf an, was die Freunde ſind, die ihn zuerſt aufnehmen und mit fortziehen. Die Arbeiter, die zu Tauſenden in Koſthäuſern wohnen oder den Tag über in den Werkſtätten arbeiten, ſuchen des Abends Geſellſchaft, ſetzen ſich in's Wirthshaus und was ſie ledig ſich ſo angewöhnen, ſetzen ſie gar oft fort, wenn ſie Familienväter geworden ſind. In den Wirthshausgeſellſchaften wird nun wenig Gutes gelernt, manches Gute vergeſſen. Allein es iſt den Deutſchen unendlich weniger Gelegenheit geboten, ihre Abende auf würdigere Weiſe zu benützen oder auf anderem Wege ſich zu unterhalten, als dieß bei Engliſchredenden der Fall iſt. Sie haben zum Theil Theatergeſellſchaften, haben vortreffliche Singchöre.

Was könnten dieſe letzteren zur Verherrlichung des deutſchen Gottesdienſtes in unſeren großen, geräumigen Kirchen beitragen, wenn ſie nur auch Etwas von kirchlichem Sinne und vom Glauben der Gemeinde und von Liebe zum Gottesdienſt an ſich hätten; aber ihre Tendenz iſt durchaus irdiſch, weltlich. Man könnte ſich nichts Lieblicheres denken, als wenn dieſe vielen und reichen und mannigfaltigen Kräfte durch eine Richtung auf das Heilige und Ewige geheiligt und verklärt würden. Allein das iſt nun eben das Elend, daß dieſe Leute die Kirche als die Freudenſtörerin betrachten. Da würde nun wohl auch Alles, was ihnen mit aller Liebe zu ihrem Beſten angetragen und angeboten würde, von ihnen ohne Weiteres verdachtvoll zurückgewieſen, ſobald es irgend mit Kirche oder Gemeinde im entfernteſten Zuſammenhang ſtünde. Doch ließe ſich auch ohne eine ſolche Verbindung noch manches Gute erzielen, das doch Einzelnen zum Segen werden könnte. Wir haben oft gewünſcht, daß wenigſtens den deutſchen jungen Leuten mehr Gelegenheit und mehr Anlaß geboten wäre, ihre Abende auf nützliche Weiſe zuzubringen. Wir denken uns etwa einen Verein, der mehrere Säle in einem Gebäude zu ſeiner Diſpoſition haben ſollte, welche des Abends den deutſchen Männern gegen die geringſte Vergütung und unter Anerkennung und Beobachtung der Haus- und Geſellſchaftsregeln offen ſtänden. Da müßte in einem Saale eine Bibliothek unterhaltender und belehrender Bücher ſich finden, wo jeder in Stille und Ordnung leſen könnte; in einem anderen Saale ſollte Gelegenheit zum Briefſchreiben oder überhaupt zu ſchriftlichen Arbeiten gegeben ſein; in einem dritten ſollte auf Vereinskoſten zweckmäßiger Klaſſenunterricht im Engliſchen gegeben werden; vielleicht es ließen ſich auch Leute finden, welche zweckmäßige Vorleſungen über Geſchichte, Naturwiſſenſchaft, Technologie u. ſ. f. regelmäßig halten würden, was den Reiz und den Nutzen eines ſolchen Unternehmens erhöhen müßte. Aehnliches exiſtirt, wenn wir nicht irren, zum Theil bereits in größeren Städten des deutſchen Vaterlandes und hat gute Früchte getragen. Warum ſollte ein ſolcher Verein, den Verhältniſſen der neuen Heimath ſich anpaſſend, nicht auch bei uns wenigſtens Manchen zum Beſten diene . können? —

Philadelphia.

W. J. M.

Der Ohiobauer zum zweitenmal. — Gründe für die Kindertaufe.

(Schluß.)

Faſſen wir nun noch zum Schluſſe dieſe Auseinanderſetzungen über die Taufe in einige Hauptſätze zuſammen, ſo ſind es folgende:

1.) Nach Chriſti Befehl ſollten alle Menſchen durch die Taufe ſeine Schüler werden; aber Schüler wird man entweder als volljährig durch eigene Wahl, oder minderjährig durch die Wahl der Eltern und Vormünder. Daß Chriſtus auch dieſen Fall beſonders im Auge hatte, beweiſt ſeine Aeußerung Mat. 19, 14., daß Kinder zum Himmelreich kommen ſollen, wenn ſie durch Waſſer und Geiſt wiedergeboren ſeien Joh. 3, 6., weil das natürliche Verderben bei jedem Menſchen eine Wiedergeburt nöthig macht.

2.) Die Taufe trat an die Stelle der Beſchneidung. Denn entweder muß man behaupten, der Taufbefehl gehe nur auf die erſten Chriſten, da er keine beſtimmte Andeutung der Fortdauer dieſer Inſtitution, wie die Abendmahlseinſetzung, enthält, oder zugeben, daß der ausdrücklich befohlene Unterricht jedesmal die Taufe als Weihe dazu vorausſetze. Der gleiche Fall war es nach Gen. 18, 19. bei der Beſchneidung, und da dieſe nach ihrer erſten Anordnung zunächſt nur an Erwachſenen — denn Iſmael war bereits vierzehn Jahre alt — vollzogen, und erſt von Iſaak an bei Kindern geübt wurde, ſo bot dieß eine hinreichende Analogie zur richtigen Faſſung des Taufbefehls. Ueberdieß hätte der neue Bund ohne die Kindertaufe einen Mangel gegenüber vom alten Bund, der ſich mit deſſen Vorzügen, wie ſie Ebr. 8, 10 f. beſchrieben werden, und mit Stellen, wie Prov. 8, 17. nicht wohl vereinigen ließe. Nach den Aeußerungen des Apoſtels Paulus Gal. 3, 26 ff. Col. 2, 11 ff. war daher bei den Apoſteln kein Zweifel darüber, daß die Taufe vollkommen, auch in Beziehung auf die Zeit, an die Stelle der Beſchneidung getreten ſei.

3.) Daß zur Theilnahme an der Taufe vorhergehender Glaube erfordert werde, wird nur aus der falſchen Ueberſetzung von Marc. 16, 16. und dem Verkennen des Zwecks derſelben unrichtig geſchloſſen. Die dogmatiſchen Stellen des N. T.'s über die Taufe enthalten daher auch keine entfernte Andeutung einer ſolchen Vorausſetzung, ſondern machen vielmehr mit Chriſto Joh. 3, 5. die Taufe zum Anfangspunkt der Wiedergeburt. Da nun dieſe ein

Digitized by Google

Werk des heil. Geiſtes oder des Geiſtes Chriſti iſt, ſo führt dieß von ſelbſt auf eine Einwirkung deſſelben auf das Kind, das getauft wird. Eine ſolche anzunehmen ſind wir um ſo mehr berechtigt, da Joh. 1, 9. eine Einſtrahlung des Logos in jeden zur Welt kommenden Menſchen behauptet wird. Zwar gibt es von dieſer Stelle verſchiedene Erklärungen, aber nur dieſe — die älteſte, die ſich ſchon in der Vulg. findet, — ſcheint ſich als richtig zu bewähren. Ueberſetzt man: das wahrhaftige Licht kam (erſt) in die Welt, ſo muß man das ἔτι ſich hinzufügen, und der Satz iſt noch überdieß unrichtig, da Jeſus beim Auftritt des Johannes ſchon geboren war. Will man aber ἐρχόμενον mit Lücke für das praesens futurascens nehmen, was Winer §. 46. n. 11. wenigſtens nicht mißbilligt, ſo iſt es hart, daß das verb. subst. ſoweit vom partic. entfernt iſt, was ſonſt nicht vorkommt, und mit 2, 6. nicht gerechtfertigt werden kann, wo κεί-μεναι als participialadject. zu ὑδρίαι gehört. Auch verlangt der Gegenſatz zu V. 8. nicht eine Zeitbeſtimmung, ſondern eine Beſchreibung des wahren Lichts. Ohnehin iſt die Schwierigkeit, die Lücke bei der gewöhnlichen Ueberſetzung findet, daß τοῦτο oder ἐκεῖνο ſtehen müßte, nicht ſo bedeutend, wenn man 17, 16. 18, 13. die Weglaſſung des pron. dem. mit Beziehung auf ein im vorigen Satz ſtehendes Subject, und 3, 34. 4, 18. 5, 38. die Weglaſſung deſſelben wegen Attraktion vom rel. und vollends die ganz gleiche Stellung im Satz 11, 2. betrachtet. Es iſt alſo zu überſetzen: das wahre Licht war dasjenige, welches alle Menſchen erleuchtet, die in dieſe Welt kommen. Denn ἐρχόμενον ſchließt ſich doch am natürlichſten an das vorangehende an, und Johannes hätte die Zweideutigkeit gar leicht durch Setzung des ἦν vor ἐρχόμενον vermeiden können. Der gewichtigſte Einwurf gegen die Verbindung mit ἄνθρωπον iſt der des gewiſſenhaften Bengel, der bloß daran Anſtand nahm, daß ἔρχεσθαι εἰς τὸν κόσμον im Ev. 13, 19. 12, 46. 18, 36. immer in einem bedeutſamen Sinn von Chriſto ſelbſt gebraucht werde, und nur darum lieber ἐρχόμενον mit einer von ihm ſelbſt, als genauem Sprachkenner, gefühlten Härte in dem Sinn faßte: da es in die Welt kam. Allein man erwartete dann eher ἐληλυθὼς oder ἐλθόν. Ueberdieß gibt Bengel ſelbſt zu, daß ba beolam bei den Hebräern gewöhnliche Redensart ſtatt geboren werden ſei, und nimmt man dazu, daß hier gerade das praesens, in anderen Stellen, wo Jeſus von ſich ſpricht, das perf. ſteht, und daß Johannes 16, 21. den ähnlichen Ausdruck γεννηθῆναι εἰς τὸν κόσμον von Menſchen gebraucht, ſo ſcheint ſich die Schwierigkeit zu heben, deren frommer Grund ſchwerlich Bengels Nachfolger Semler, Heumann und Morus zur Annahme dieſer Deutung beſtimmte. Uebrigens hätte Johannes in ſeiner durchſichtigen Sprache in dieſem Fall gewiß φωτίζει nach τ. ἄνθρωπον geſetzt. Somit iſt der Sinn: das Wort gab allem Geſchaffenen das Sein, (vgl. Joh. c. 1—5.) allem Lebenden als Lebensquell das Leben (vgl. Joh. 6. 7.) und allem Verſtändigen als Lichtgrund das Licht, ja es leuchtete auch noch in der durch Sünde verfinſterten Welt als Licht (vgl. Joh. 8 ff.) Von ihm als Licht zeugte Johannes, den fälſchlich Einige für dieſes Licht ſelbſt hiel-

Digitized by Google

ten. Das wahre Licht erleuchtete vielmehr von jeher alle Menſchen V. 9. und wirkte an der ganzen Welt, auch den Heiden V. 10., beſonders aber durch ſeine Offenbarungen an ſeinem erwählten Volk Israel V. 11—13. und endlich wurde das Wort ſelbſt Menſch V. 14. Johannes ſprach alſo klar von einer Einwirkung auf jeden, der in die Welt kommt, einer allgemeinen Einſtrahlung auf die Heiden und einer beſonderen Mittheilung an Israel, die durch den Glauben an den noch nicht perſönlich bekannten Verheißenen gefaßt werden mußte. Damit ſtimmt Paulus, wenn er ſagt, Gott habe ſich an den Heiden nicht unbezeugt gelaſſen, ſei nicht fern von ihnen geweſen Act. 17, 27., in Bezug auf ihre Erleuchtung Röm. 1, 20. Act. 14, 17. und auf ihre Heiligung Röm. 2, 15., wie er denn auch die Blindheit des Verſtandes und die Stumpfheit des Herzens bei den Heiden erſt einer in der Länge der Zeit eingetretenen Apathie (ἀπηλγηκότες) gegen die beſſeren Eindrücke der Vorzeit zuſchreibt Eph. 4, 19. Noch mehr darf wohl in Bezug auf die Beſchneidung angenommen werden, daß ſich die Gnadenbezeugungen, welche Gott dem ganzen Volke erwies Ez. 16, 6 f. Jeſ. 45, 4., ebenſo auch auf den Einzelnen in Israel anwenden laſſen, wie dieß Eph 4, 26. in Bezug auf die Taufe von der Gemeinde Geſagte auch beim einzelnen wahren Gliede derſelben zutrifft. Wenn alſo die Taufe Anfang der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geiſtes iſt, ſo iſt es den ausdrücklichen Erklärungen und den Andeutungen der Schrift ganz gemäß, bei Kindern eine Wirkung des göttlichen Geiſtes anzunehmen, durch welche ſie als Sünder den frohen Zutritt eines guten Gewiſſens zum göttlichen Gnadenthron und Kraft, als mit Chriſto Geſtorbene, um den Leib und der Herrſchaft der Sünde abzuſterben, erhalten. Es kommt nur darauf an, daß ſie bei erwachendem Selbſtbewußtſein die Gnaden-Gaben mit Treue anwenden und dieſelben nie ganz verſcherzen. Die verſchiedenen Fälle, welche dabei vorkommen können, hat ein an chriſtlicher Erfahrung reicher Schriftſteller Burk (über die Rechtfertigung S. 1052) treffend auf folgende Weiſe beſtimmt: Es gibt a) ſelige Lieblinge des Herrn, welche ihre Taufgnade bewahren, b) ſolche, die Anfangs treu, ſpäter in jugendliche Sünden, doch nicht muthwillig, verfallen und daher ſich leichter faſſen können. c) Andere verfallen zwar bei wiſſentlichen Sünden in Finſterniß, haben aber an der Zucht des Geiſtes noch einigen Schutz, wodurch ſie wieder zurecht gebracht werden können. d) Solche dagegen, die ſich dieſer Zucht entſchlagen, werden Feinde der Wahrheit, können aber, ſobald dieß noch im Werden iſt, noch durch einen kräftigen Zug der Gnade geheilt werden, während e) die, welche die Feindſchaft der Wahrheit zur Gewohnheit werden laſſen, allmählig in Verſtockung gerathen. Endlich gibt es f) ſolche, an denen die Gnade gewirkt hat, die aber durch Sicherheit und Trägheit oder einen plötzlichen Fall dahin kommen, daß ſie ſich nicht mehr aufraffen können.

Nach dieſer Anleitung der Schrift erſcheint die Taufe als eine koſtbare Beilage, die den Kindern auf ihr ganzes Leben mitgegeben wird, und es hat

Digitized by Google

ſelbſt keinen Anſtand, mit unſeren ſymboliſchen Schriften eine von der beſonders kräftigen Einſtrahlung des Logos und ſeinem Geiſt gewirkte Glaubenskraft anzunehmen, deren Gebrauch allerdings von dem in der Folge ſich entwickelnden Willen des Kindes abhängt. Eine beſondere Beſtätigung erhält das Obige durch das Gleichniß Matth. 22, 1—14., wo Guten und Böſen unter den zur Hochzeit Geladenen das Kleid der Gerechtigkeit wirklich ertheilt wird, und dem als Haupt und Repräſentanten der übrigen vorgeſtellten Verächter nun zum Vorwurf gemacht wird, daß er das Kleid, das er wirklich *erhalten*, nicht habe anziehen *wollen*. Ganz ſo wird bei der Taufe dem Kind ein Gewand ertheilt, von deſſen Benützung während ſeines Lebens ſein künftiges Schickſal abhängt. Es hängt aber die Taufe auch noch auf andere Weiſe mit unſerer Glaubenslehre zuſammen. Wort und Sakramente ſind die Mittel der ordentlichen Berufung. Die Taufe aber iſt unter dieſen Mitteln das erſte, wodurch der Ruf Gottes höchſt wirkſam an den Menſchen ergeht, und es hängt ſehr viel, ja Alles für das ewige Wohl davon ab, ob dieſer erſte Ruf mit der Treue bewahrt wird, welche an Timotheus und Nikodemus in Bezug auf die erſten Eindrücke ihrer Berufung gerühmt werden. — Hienach aber iſt die Kindertaufe auf's ſicherſte im Wort Gottes begründet, und die Baptiſten rauben ihr dadurch, daß ſie dieſelbe bloß zum Siegel der Buße und des Glaubens machen, alle die Eigenſchaften, die ihr — wie oben gezeigt — in der Schrift beigelegt werden.

4.) Daß im Anfang wirklich alle Chriſtenkinder getauft wurden, erhellt unwiderſprechlich aus den Briefen der Apoſtel Johannes und Paulus, ſo wie aus der Taufe ganzer Familien, zu denen außer den obengenannten auch die des Oneſiphorus geſetzt werden muß. 2 Tim. 4, 19. Dieſen Vorgängen folgte nothwendig die erſte chriſtliche Kirche als apoſtoliſcher Anordnung. Daß davon Nichts erzählt wird, iſt ebenſo natürlich, als der Umſtand, daß im A. T. nach Joſua kein Fall von der Beſchneidung mehr erzählt wird, oder daß in einer zahlreichen Menge unſerer Erbauungsſchriften weder der Kindertaufe noch der Kindererziehung gedacht wird. Als Ausnahme iſt jedoch immer der Fall zu betrachten, wenn Eins der Eltern nicht zur Chriſten-Gemeinde gehörte. So ſcheint es namentlich bei heidniſchen Vätern ſchon in Rückſicht auf die Beſchneidung der Fall geweſen zu ſein Act. 16, 1. und war es bei den Chriſten, wenn ein Theil der Eltern noch heidniſch war 1 Kor. 7, 14. Darum ward auch noch im 4ten Jahrh. Auguſtin nicht getauft, weil ſein Vater ein Heide war, obgleich die Mutter ſich dem Chriſtenthum ergeben hatte.

5.) Die Taufe der Erwachſenen hatte aber immer größeres Intereſſe oft wegen der Perſonen und der Umſtände, unter denen ſie bekehrt wurden, oft aber auch bloß wegen der Vorwürfe und Angriffe, welche dieſer Taufe wegen als Weihung der Neubekehrten, den Chriſten gemacht wurden. Darum fand es Juſtin der Märtyrer in ſeiner erſten vor 140 geſchriebenen Apologie zweckmäßig, die Taufgebräuche bei den Proſelyten näher zu beſchreiben. Das Einzige aber, was wir Neues finden, iſt die der Taufe bei dem von der Wahrheit des Chriſtenthums Uberzeugten vorangehende Ermahnung zur Buße und ernſtliches Gebet, und nach derſelben die Einführung in die Verſammlung der Chriſten als Brüder. Alle Umſtände, die er bemerkt, weiſen auf einen Konvertiten; von der Taufe der Chriſtenkinder hatte er natürlich keinen Grund zu ſprechen, da der Kaiſer von ſelbſt vorausſetzen mußte, daß die Chriſten den Kindern ſchon, gleich den Heiden und Juden, die Weihe für ihre Religion geben, dagegen war eine Rechtfertigung der Verbreitung des Chriſtenthums und der Aufnahme in daſſelbe durch die Taufe nöthig. Leider vermag ich aus Mangel

an literariſchen Hülfsmitteln nicht nachzuweiſen, wie auch in anderen Fällen Wall und ſeine Nachtreter ganz ohne Grund ſolche Stellen gegen die Kindertaufe benützten.

6.) Als durch Irrlehrer, beſonders die Gnoſtiker, das Chriſtenthum vielfach entſtellt wurde, vielleicht auch manche unredliche Bewerber um die Taufe ſich meldeten, beſchränkte man die Vorbereitung zur Buße nicht mehr bloß auf Ermahnung zur Buße und Gebet, ſondern fand auch einen genaueren Unterricht in den Wahrheiten des Chriſtenthums vor, und ein Bekenntniß derſelben bei der Taufe für nöthig. Dabei kam man, wie es häufig bei Vorſichtsmaaßregeln geſchieht, in Gefahr, ſich in's Gebiet der Gegner zu verlieren. Die gnoſtiſchen Markoſier hatten die Taufgebräuche den griechiſchen Myſterien verglichen, und ſo nahm dieſer Vorbereitungs-Unterricht auch wirklich bei den Chriſten allmählig einen myſteriöſen Charakter an, ſo daß die Wahrheiten von der Dreieinigkeit, Gottheit Chriſti, ꝛc. den Täuflingen erſt kurz vor der Weihe bekannt gemacht wurden, und ſo die Katechumenen mit den Myſten, die Getauften mit den Epopten vergleichbar waren, ja ſogar der Ausdruck μεμυημένοι von den Getauften gewöhnlich wurde. Nachdem aber ſo die Taufe der Proſelyten einen mehr pompöſen Charakter angenommen hatte, ſo fand man für nöthig, auch die Kindertaufe durch die Pathen (sponsores), welche ſich im Namen des Chriſtenkindes zum Symbolum bekennen mußten, zu heben. Wie dieß geſchehen, wird nicht erzählt, ſondern nur die Thatſache, daß das Kind bei der Taufe von Perſonen vertreten werde, bei Tertullian erwähnt, abermals ein Beweis, daß Alles, was die Kindertaufe betraf, theils als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes betrachtet, theils mehr als Privatſache der Familie behandelt wurde.

7.) Tertullian nahm aber zugleich den Grundſatz der Montaniſten an, daß Buße nach ſchweren Vergehungen laut Hebr. 6, 6. unmöglich ſei. Zu dieſen ſchweren Vergehungen gehörte aber recht eigentlich nach dem Sinn der Stelle der Abfall vom Chriſtenthum, und Fälle der Art kamen unter Severus' Verfolgung nicht wenige vor. Manche indeß bereuten den Abfall und verlangten nach hergeſtellter Ruhe wieder Aufnahme in die Kirche. Der Klerus war meiſt geneigt, ihrer Bitte zu willfahren, aber ihm gegenüber bildete ſich eine ſtrengere Partei, die nachher durch Novatian und Donat vertreten, den Abgefallenen die Wiederaufnahme in den Chriſtenverband verweigerte. Zu dieſer ſcheint auch Tertullian ſich geneigt und als Auskunftsmittel betrachtet zu haben, die Taufe ſo lange, wie möglich, zu verſchieben. Wollte er ſich conſequent bleiben, ſo mußte er auch die Kindertaufe angreifen, wenn er gleich durchaus keinen hiſtoriſchen Grund gegen dieſelbe anzugeben wußte. Seine Einwendungen fanden auch ſo wenig Rückſicht, daß der ganz nach ſeinen Schriften gebildete Cyprian die Kindertaufe überall offen billigte.

8.) Die Gegner der Kindertaufe können ſomit die Autoritäten für ihre Behauptung nicht höher hinaufſetzen, als bis zu Tertullian. Denn, was ſie ſonſt für ſich anführen, iſt bloß Beweis für die Taufe von Chriſtenproſelyten. Wer wollte z. B. aus Origenes Homil. 21. über Lukas, wo er ſagt: Kommt ihr Katechumenen, thut Buße, damit ihr die Taufe zur Vergebung eurer Sünden erlangt, ꝛc., ſchließen, daß er die Kindertaufe nicht gekannt oder gar mißbilligt habe, da er ſie doch anderswo ausdrücklich für apoſt. Anordnung erklärt? Was aber die Läugner der apoſtoliſchen Einſetzung am meiſten in Verlegenheit bringen muß, iſt die Erklärung, wie die Kindertaufe irgend hätte entſtehen können, wenn ſie nicht von den Apoſteln geordnet geweſen wäre? Wer würde es in der Zeit, da die unmittelbaren Schüler der Apſtel, wie Polykarp, lebten, gewagt haben, eine ſolche willkührliche Aenderung zu treffen? und wenn

es nachher irgend Einem beigekommen wäre, würde eine ſolche wahrhaft widerchriſtliche Aenderung allmeinen Widerſpruch erfahren haben. Setzte doch ſchon die bloße Verſchiedenheit der Oſterfeier am 14ten Niſan oder am Sonntag darauf einen großen Theil der Kirche in Bewegung; wie vielmehr müßte dieß bei einer Aenderung an der heiligen Abſchiedsverordnung Jeſu Chriſti der Fall geweſen ſein? — Ueberdieß kommen aber die Baptiſten mit ihrer Behauptung in Konflikt mit der 6000 jährigen Religions-Geſchichte unſeres Planeten. Von den Kindern Gottes und den Kindern der Menſchen Gen. 6, 1. 2. an hat ſich die wahre, wie die falſche Religion — letztere als Nachäffung der erſten — immer von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt, und wie Gott zur Erhaltung des wahren Gottesdienſtes ſich ein Volk auswählte, das denſelben durch alle ſeine Geſchlechter erhalten ſollte, und über dem er noch jetzt zur Beſchämung alles Unglaubens bis zur Fülle der Zeit ſeine wunderbare Hand hält, ſo war auch das neue Bundesvolk beſtimmt, ſeinen Kindern den Reichthum der göttlichen Gnadenwohlthaten mitzutheilen, ja aufgefordert, ſie ſchon im zarten Alter in der Lehre und Zucht des Herrn, dem ſie geweiht ſeien, und den die Kinder als ihren Herrn zu verehren hätten, zu erziehen. Dieſer Blick auf die Geſchichte gibt mir die Gewißheit, daß, wenn es den Baptiſten je gelänge, die ganze Welt zu ihrer Anſicht zu bringen, ſie bald ſelbſt dieſelbe aufgeben und zur Wahrheit zurückehren müßten.

Auf die Autoritäten der Pädobaptiſten, die ſie im Widerſprnch mit ihrem Grundſatz, allein die Schrift als Richtſchnur anzuerkennen, ſo gerne anführen, dürfen ſie ſich nichts zu Gut thun, denn ſie ſtammen alle aus der Zeit des ſinkenden Glaubens. Nachdem in England durch die Deiſten und Lockes Philoſophie der ſogenannte Unitarianism d. h. Rationalismus, in Deutſchland zum Theil durch die Deiſten, zum Theil durch die aus der Wolfiſchen Schule hervorgehende Populartheologie (Steinbarts), die Gerechtigkeit Gottes zur weiſen Güte herabgeſetzt, die angeborne Verdorbenheit zur Endlichkeit der Menſchennatur und die Beſtimmung des Menſchen auf größtmögliche Glückſeligkeit zurückgeführt war, die er durch ſein eigenes Streben erreichen kann, nachdem vollends durch Kant die Religion in die Grenzen der Vernunft eingeſchloſſen und dem kategoriſchen Imperativ die ſittliche Herrſchaft übertragen war, ſchwand natürlich der Glaube an die angeborne Sündhaftigkeit, an Gnadenwirkungen und an eine Anordnung, bei welcher der freie ſittlich geborne Menſch nicht ſelbſtſtändig wirkſam erſcheint. Daher wurde die Kindertaufe nur als eine unpaſſende Ceremonie für die Aufnahme in die chriſtliche Kirche erklärt, die ihre Bedeutung erſt durch die Konfirmation erhalte. Mit Freuden wurden des Wiedertäufers Wall Behauptungen, obgleich der deutſche Scharfſinn und Prüfungsgeiſt Schloſſers ſeiner lat. Ueberſetzung manche vindicias angehängt hätte, angenommen, und die Kindertaufe nur noch als läſtige Reliquie des Alterthums betrachtet. Vom Rationalismus, oder wie er in England heißt, Unitarianismus war dieß nicht unerwartet, aber daß auch die, welche ſpäter dem Rationalismus entgegentraten, die Kindertaufe nicht im N. T. finden konnten, und ſelbſt Hahn in ſeiner Dogmatik ſie aus falſchen Anſichten von der Beſchaffenheit des angebornen ſittlichen Verderbens und der gleichſam magiſchen Wirkſamkeit des bloßen geweihten Waſſers am Ende des 2ten Jahrhunderts ableitete, das iſt ein trauriger Beweis, wie tief der Rationalismus des Zeitgeiſtes Wurzel geſchlagen und wie er ſeit Schleiermacher, der alle Wunder läugnete und die übermenſchliche Geburt Chriſti in die exegetiſche Kritik und die Auferſtehung in's Gebiet der ſubjectiven Ueberzeugung der Apoſtel verwies, nur eine, weil fromme, nur um ſo gefährlichere Geſtalt angenommen habe. Unter ſolchen Umſtänden hätte in Bezug

auf unſer Dogma die Ehrlichkeit erfordert, geradezu zum Baptismus überzugehen; allein weil an die Stelle des demüthigen Bibelglaubens das vornehmere kirchliche Bewußtſein getreten war, ſo ſollte nun die Kirche durch ihre Gaben erſetzen, was die Vernunft und das Vernünfteln der Bibel geraubt hatten. Nach der mit einem etwas unfrommen Selbſtgefühl verfaßten Schrift meines Landsmanns Hoffmann hätte die Kirche ergänzt, was die Apoſtel aus Furcht vor dem Ebionitiſm noch nicht feſtzuſetzen wagten, und vermuthlich dadurch noch zu rechter Zeit dem Doketiſm einen Riegel vorgeſchoben, denn dieſe beiden Popanzen der neuen Kirchengeſchichte, die erſt Schleiermacher mythiſch und viſionär, wie die Unſterblichkeitslehre, als Epopte erſchaut hat, ſind die Scylla und Charybdis, zwiſchen denen in den zwei erſten Jahrhunderten die Kirche durchzuſteuern hatte. Ich meiner Seits wünſchte die Kindertaufe nicht als Gabe der Kirche, denn timeo Danaos et dona ferentes, da die freigebige Kirche uns auch Bibel und Kelch entzogen hat; und würde unter ſolchen Umſtänden den Baptismus vorziehen, wenn er 1.) einen hiſtoriſchen Beweis verbringt, daß die 5—6 Familien, von denen Paulus 4 in etwa einem Jahre taufte, die einzigen geweſen, die getauft wurden, und dann einen mathematiſchen, daß unter denſelben keine minderjährigen Kinder geweſen ſeien; 2.) wenn er einen beſtimmten Ausſpruch Chriſti ſelbſt gegen die Kindertaufe verbringt, wie oben ein ſolcher für dieſelbe nachgewieſen iſt; 3.) wenn er aus den dogmatiſchen Stellen über die Kindertaufe zeigen kann, daß Buße und Glauben derſelben vorangehen müſſen, und daß Paulus und Johannes kleine Kinder nicht als Chriſten betrachtet haben; 4.) wenn ſie zeigen können, daß nach Kol. 2. und Gal. 3. die Taufe **nicht** an die Stelle der Beſchneidung getreten ſei; 5.) wenn ſie aus denſelben Fragmenten der chriſtlichen Urgeſchichte, auf die ſie ſich ſo kühn berufen, beweiſen können, daß die Getauften Chriſtenkinder geweſen, und zeigen, wie es die chriſtlichen Eltern gemacht haben, daß die Kinder bis zu ihrer Taufe mit den chriſtlichen Myſterien unbekannt blieben.

Um noch ſchließlich auf unſeren Briefſteller und ſeine Zwecke zurückzukommen, ſo meint er, eine Aufnahme der Mennoniten in den Verband der übrigen proteſtantiſchen Gemeinden wäre zweckmäßig, denn es könne die Frage über die Taufe von Kindern oder von Erwachſenen nicht als Sache des ſeligmachenden Glaubens betrachtet werden, und es wäre daher zu wünſchen, daß man die deutſche Reformationsthat als eine durch den heil. Geiſt geleitete Gottesthat zuſammenfaßte, und ſich in der Praktik conföderirte. Weder die Tauflehre der Erwachſenen noch die der Kindertaufe wäre von der Kirche auszuſchließen, da ſich beide auf Gottes Wort gründen und kein anderes Evangelium ſind, nur der Rationalismus, der ein anderes Evangelium ſei, wäre auszuſchließen. Was zuerſt die letzte Behauptung betrifft, daß die Taufe der Kinder und der Erwachſenen ſich auf Gottes Wort gründe, ſo iſt ſie a) ein Widerſpruch, ſobald der Satz im baptiſtiſchen Sinn gefaßt wird, denn entweder iſt das Eine oder das Andere in Bezug auf Chriſtenkinder befohlen, und dann muß und kann nur das gelten, was nach der Anordnung Chriſti geſchehen ſoll. b) Sie iſt aber auch nicht ſo ernſtlich gemeint, denn der Briefſteller weiß ſeine Behauptung, daß die Kindertaufe nicht von Chriſto angeordnet und nicht apoſtoliſch ſei, nicht oft genug zu wiederholen. Daraus erhellt denn ſehr natürlich, daß es ihm mit der erſten Behauptung, die Tauflehre gehöre nicht zum ſeligmachenden Glauben, gar nicht Ernſt ſein könne. Warum würde er denn ſeine Anſicht ſo ſehr verfechten? warum, wenn er nicht ſeine Anſicht für die allein richtige hielte, ſich ſo ſehr ſcheuen, die Gegengründe zu prüfen? Auch hier iſt's wieder ſo gemeint, die Kindertauflehre gehört nicht zum ſeligmachenden Glauben, darum nehmt uns nur in eure Gemeinſchaft auf, ſo wollen wir euch bald reformiren. Darum, ſagt er wörtlich, mögen ſolche Kinder wohl getauft werden, wo die Eltern in ihrer **angelernten** Theorie in der Taufe einen Befehl Chriſti erkennen, und im Glauben an Chriſtum die Taufe des Kindes verlangen. Deutlicher könnte ſich der Briefſteller nicht ausſprechen. Der Wahlſpruch iſt: Vereinigung, dann haben **wir's** gewonnen. Unſere grundloſen Citate aus der Apoſtelgeſchichte, daß

nur Erwachſene getauft werden ſeien, unſere falſche Deutung von Mark. 16, 16. und vom Taufbefehl geben uns zumal in Amerika, wo die chriſtliche Erkenntniß und Bibelbekanntſchaft nicht eben allgemein iſt, gerade bei redlicheren die Wahrheit ſuchenden Seelen bald das Uebergewicht. Das iſt's ja, was auch Belcher in ſeiner Geſchichte der Baptiſten geradezu in den Worten ausſpricht: Zwei Thatſachen waren das Ergebniß der gemiſchten Communien, d. h. der Einrichtung, daß man auch mit Nicht-Untergetauchten Kirchengemeinſchaft hielt, die Eine iſt, daß wo die gemiſchte Communien ſeit 1—2 Jahrhunderten vorherrſcht, die Baptiſten-Partei ſchwach blieb, (natürlich, weil früher die Bibelerkenntniß tiefer war) die andere, daß durch dieſe Einrichtung, je weiter ſie ſich (jetzt) verbreitet, unter den Kindertäufern baptiſtiſche Anſichten und Gebräuche ſo vielfach gangbar wurden, daß wenige ihrer Pfarrer mehr Vieles gegen die Baptiſten ſagen können. Ebenſogewiß iſt, daß die Brüder der gemiſchten Communien die beſten Schriften über die Eigenthümlichkeiten der Baptiſten und die Taufe ſelbſt geſchrieben und die Partei kräftig unterſtützt haben. Tauſende von Untergetauchten finden ſich unter Kongregationaliſten, Methodiſten und Episkopaliſten, ja einige Gemeinden bauten ſogar eigene Taufkapellen an ihre Kirchen, wo der baptiſtiſche Pfarrer öfters Glieder ſeines pädobaptiſtiſchen Bruders eintaucht. Es gibt auch keinen Fall, da eine regelmäßige Baptiſten-Gemeinde einen Pädobaptiſten zum Pfarrer erwählte, während viele pädobaptiſtiſche Gemeinden einen Baptiſten zum Pfarrer wählen. — Wie man es da hält und zu halten gedenkt, iſt im Christ. Advocate treffend und wahr — wie ſchon der heftige Ton der baptiſtiſchen Blätter dagegen beweist — ſo ausgedrückt: Wir (Methodiſten) ſind zu ſchüchtern, die von uns Bekehrten auch zu unſerer Kirche zu ziehen. Während wir ſie gehen laſſen, wohin ſie wollen, ſchlingen unſere Nachbarn dort am Teich ihre Arme um ihren Nacken, um ſie unter das Waſſer zu ziehen. — Solche Vorgänge möchten wohl die verehrlichen Synoden von Ohio um ſo weniger geneigt machen, in die Wünſche der Mennoniten einzugehen, da ihr Vertreter — obwohl unwillkührlich und mit perſönlich milderer, verſöhnlicherer Geſinnung — im Weſentlichen doch dieſelben Abſichten ausſpricht.

Prof. Harttmann.

Correſpondenz aus Norddeutſchland.

* * * den 18ten Jan. 1852.

Theurer Freund!

. . . . . Unſere politiſchen Verhältniſſe ſind traurig, und man ſchweigt lieber darüber, als daß man den Schmerz darüber durch Ausſprechen vergrößert. Laſſen Sie mich ruhig und ohne Vorurtheil nach dieſer oder jener Seite die Gründe davon angeben. Mängel gibt es in jedem Staat, von dem Einen werden ſie ſtärker, von dem anderen ſchwächer empfunden. Aber eine ſo allgemeine weitverbreitete Mißſtimmung, ein ſo drückendes Gefühl innerer Unwahrheit, wie gegenwärtig über die ganze Atmoſphäre von Deutſchland ausgebreitet liegt, gab es meines Wiſſens nie; wie natürlich iſt daher das Gefühl, daß wir bald einer neuen und zwar nicht beſſeren, ſondern einer gewaltſamen Erſchütterung unſeres geſammten politiſchen Daſeins zu gewarten haben. Nicht bloß die Unterthanen haben dieß Gefühl, auch die Regierenden theilen es in hohem Grade, wie zuverſichtlich ſie auch die Unfehlbarkeit ihrer Regierungsweisheit rühmen. Woher wäre ſonſt die ganz fabelhafte Furcht vor dem Mai des Jahres 1852 zu erklären geweſen? Die ganze Regierungsthätigkeit ging faſt auf in Erfindung von recht wirkſamen Mitteln, dem Sturm des Maiwindes von Weſten her einen feſten Damm entgegenzuſtellen. Und nachdem die Fauſt von Bonaparte den Knoten durchhauen, und das Nebelgebilde der rothen Republik in alle vier Winde gejagt hat, iſt an die Stelle der ängſtlichen Furcht eine kindiſche Freude getreten, die ſich vor Glückwünſchen und

eckelhaftem Beräuchern des gelungenen Staatsſtreiches des wahrhaft großen Mannes, der ihn vollführt, der nun ein für allemal der parlamentariſchen Regierung ein Ende gemacht habe, gar nicht zu faſſen weiß. Nachdem dieſer erſte Rauſch der Freude verflogen iſt, kehrt die ängſtliche Furcht wieder zurück; man ſieht ein, daß man im Grunde doch wenig gewonnen hat, die alten Fragen bleiben ungelöst, die heilige Einigkeit, das gegenſeitige Vertrauen will nicht einkehren. Der neu erſtandene Bundestag, trotz all' der hohen Worte, mit denen man ihn begrüßte, und ihm eine herrliche glückverheißende Zukunft für Deutſchland prophezeite, zeigt ſich ſo unfruchtbar, wie der alte; die ſchöpferiſchen Gedanken, die von ihm ausgehen ſollten, reduziren ſich auf ein Paar Polizeimaaßregeln und das Umſtürzen demokratiſcher Verfaſſungen in einigen Duodezſtaaten von Deutſchland Die Einigkeit zwiſchen Preußen und Oeſtreich, die noch vor einem halben Jahre als der Preis lange andauernder und mit der Schmach Preußens geendeter Spannung ſo laut ausposaunt wurde, iſt verflogen, wie der Dampf einer Taſſe Thee; der ganze Inhalt der Frankfurter Bundestagspolitik iſt nichts, als ein offener und heimlicher Krieg zwiſchen beiden Mächten. Ja in ganz Deutſchland gibt es nicht zwei Regierungen, die ſich gegenſeitig trauen und wirklich mit einander Hand in Hand gingen. Nie war, kann man wohl ſagen, ohne offene Feindſeligkeit die Uneinigkeit in Deutſchland größer, als jetzt, daher iſt wohl nie mehr intriguirt worden, als jetzt. Es iſt ganz natürlich, nachdem alle höheren Intereſſen, die in Deutſchland von je an ihre Geltung hatten, für Alfanzereien und Hirngeſpinnſte erklärt worden ſind, bleibt nichts übrig, als das Gebiet der materiellen Intereſſen, wo es ſich um Geld und Gut handelt, und da erwacht überall der Eigennutz, der nie befriedigt wird.

Das iſt der Zuſtand im Großen und Ganzen. Laſſen Sie mich nun einen Blick auf Preußen werfen. In Preußen ſpiegeln ſich dieſe allgemeinen Verhältniſſe mit aller Schärfe eines ſtreng centraliſirten und doch weit ausgedehnten Staates wieder. Vieles, was uns jetzt drückt, iſt daher nicht auf Rechnung Preußens zu ſchreiben, ſondern auf die der allgemeinen Verhältniſſe, deren Einfluß es ſich nicht hat entziehen können. Aber für vieles Andere iſt es verantwortlich. Preußen iſt jetzt ein conſtitutioneller Staat; er iſt es geworden in Folge einer Revolution, die nicht in ihm ſelbſt entſtanden, ſondern von außen auf den Staat übertragen wurde. Auch in die Art ſeiner Conſtitution haben die Spuren des franzöſiſchen Einfluſſes der Revolution ſich übergetragen; dennoch irrt man, wenn man meint, das ganze conſtitutionelle Weſen ſei Preußen urſprünglich fremd, und wiederſtreite ſeiner Eigenthümlichkeit. Dieß iſt ſo wenig der Fall, daß vielleicht auch ohne Revolution Preußen ein conſtitutioneller Staat geworden wäre; ſeine ganze Geſchichte, ſeine bisherige Entwicklung weiſen auf dieſes Ziel hin, es war die nothwendige Frucht ſeines Weſens. Darum iſt es auch ſo gar nicht ſchwer, in Preußen eine Conſtitution, wie ſie für das Land paßt, einzuführen und ihr gemäß zu regieren. Man brauchte nur ein wenig von den früheren Willkührlichkeiten in der Adminiſtration nachzulaſſen und ſich durch ſtrenge Geſetze, zu deren Erlaß die Kammern immer willig waren, dafür zu entſchädigen, man brauchte nur hie und da dem alten Schlendrian zu entſagen und das eitle Vielregieren und Beſſerwiſſenwollen, den angebornen Beamtendünkel fahren zu laſſen, ſo brauchte die Maſchine des Staats gar keiner Aenderung, ſie konnte in demſelben Geleiſe fortfahren und der Staat war conſtitutionell. Innerhalb der durch die Conſtitution gezogenen Grenzen gab es dann allerdings noch vielfache Conflicte, die ausgekämpft werden mußten, aber ſelbſt die Verfaſſung gab dazu einen geeigneten Boden, und man konnte mit Sicherheit die Ausheilung ſo mancher kranken Schäden der gereifteren Einſicht des Volkes und der Regierung überlaſſen. Statt deſſen aber hat man ſich nicht auf den Rechtsboden der Verfaſſung geſtellt, man ſucht dieſen ſelbſt zu untergraben, man geht ganz in den Wegen jenes lügenhaften Schein-Conſtitutionalismus, der den Ruin von Louis Philipp herbeigeführt hat. Ohne daß geradezu und offen die Verfaſſung gebrochen wird, werden doch die in ihr liegenden nothwendigen Conſequenzen auf alle Weiſe beſchränkt; die Kammern werden verhöhnt, verſpottet von den Regierungsorganen, als wären ſie Schuld an allem Uebel. Jede Beſchwerde, die ſie etwa vorbringen wollen, wird entweder durch Drohungen oder durch Verabreden mit charakterloſen Juſtemilieu-Männern umgangen und verhindert. In der Ausführung der wichtigſten Geſetze wird auf ihre Stimme gar nicht geachtet, als ſeien ſie bloß dazu da, zu allem, was geſchieht, ja zu ſagen.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Frankreich. — Nach den neueren Nachrichten von Europa iſt die Befürchtung ziemlich weit verbreitet, daß Louis Napoleon nicht ſo friedliche Abſichten hege, wie er anfänglich die anderen Mächte glauben machte, ſondern nach den kriegeriſchen Lorbeern ſeines Onkels begierig ſei und die erſte Gelegenheit benützen werde, Belgien an Frankreich zu annexiren und dann in England einzufallen, um die Schmach von Waterloo und St. Helena zu rächen. In dieſem Falle wäre wieder ein allgemeiner europäiſcher Krieg zu erwarten, da Rußland, Oeſtreich und Preußen durch ihr eigenes Intereſſe früher oder ſpäter in die Feindſeligkeiten mit hineingezogen würden. Jedenfalls iſt dem Louis Napoleon nicht zu trauen. Er hat zwar das unläugbare Verdienſt, den rothen Republicanismus und Socialismus ſiegreich bekämpft und für eine Zeit lang wenigſtens den Frieden Europas geſichert zu haben, hat aber hinlängliche Proben davon gegeben, daß es ihm mehr um die Befriedigung ſeines Ehrgeizes und die Begründung ſeiner Macht, als um die wahre Wohlfahrt ſeines Landes zu thun iſt. Die neuliche Einziehung des ungeheuren Vermögens der orleaniſtiſchen Familie, welche ihm auch Männer, wie Montalembert, die ſeinen Staatsſtreich entſchieden billigten, abtrünnig machte, iſt ein höchſt willkührlicher Act der Rachſucht und Habſucht und zeigt, wie wenig er die Rechte Anderer reſpectirt, wenn ſie ſeinen deſpotiſchen Plänen hinderlich im Wege ſtehen. Mit Recht haben einige Biſchöfe, denen er 5 Millionen Franken von dem geraubten Gute zum Unterhalt für arme Geiſtliche anbot, dieſes Geſchenk mit Indignation zurückgewieſen. Wenn er ſeine Vorgänger ſo behandelt, ſo darf er keine Nachſicht von ſeinen Nachfolgern erwarten, und je mehr er ſeine Gewalt mißbraucht, deſto ſchneller wird für ihn die Stunde des Gerichtes und der Rache ſeiner Feinde herbeikommen.

Bibliotheken in den Vereinigten Staaten. — Nach den neulich erſchienenen „Notices of Public Libraries in the U. St. of N. A." von Ch. Jewett, Bibliothekar des Smithſonſchen Inſtituts, gibt es in den Vereinigten Staaten im Ganzen 694 öffentliche Bibliotheken mit ungefähr 2,201,632 Bänden. Darunter ſind bloß vier, welche über 50,000 Bände enthalten, nämlich die von Harvard University (Cambridge, Maſ.) 56,000 und mit Einſchluß der kleineren Zweigbibliotheken, die zu derſelben Anſtalt gehören, 84,200, die von Philadelphia 60,000, die des Congreſſes 50,000, welche aber leider am 24ſten December 1851 faſt völlig abgebrannt iſt, und die des Boſton Athenäums ebenfalls 50,000. Zunächſt kommt Yale College mit 20,515 und mit Einſchluß der mediciniſchen, juridiſchen und Studentenbibliotheken mit 50,481 Bänden. Unter den einzelnen Staaten ſtehen obenan New-York mit 1,756,254, Maſſachuſetts mit 415,658 und Pennſylvanien mit 287,519 Bänden. — Es fehlt alſo noch gar viel bis ſich Amerika an bibliographiſchem Reichthum mit Europa meſſen kann. Denn die königliche Bibliothek zu Paris allein enthält 650,000, die zu München 500,000, die zu Copenhagen 400,000, die zu St. Petersburg 400,000, die zu Berlin 320,000, die zu Wien 300,000, das Brittiſche Muſeum 270,000, die Dresdener Bibl. 250,000, die Mailändiſche 200,000, die Göttinger 200,000, die Bodlejaniſche in Oxford 160,000 Bände. Aber ein bedeutender Anfang iſt jedenfalls in den Vereinigten Staaten gemacht und die Vermehrung der alten und die Gründung neuer Bibliotheken geht hier, wie Alles, raſch voran.

Union Theological Seminary. — Dieſes theologiſche Seminar in der Stadt New-York wurde a. 1836 von Congregationaliſten und Neu-Presbyterianern gemeinſchaftlich gegründet, ſteht aber jetzt überwiegend unter der Controlle der letzteren und nimmt ſeinen Rang bereits unter den erſten Predigerſeminarien des Landes. Die Facultät beſteht aus den Doctoren Robinſon für bibliſche Literatur (Exegeſe,) Skinner für Homiletik und Paſtoraltheologie, Smith für Kirchengeſchichte, Wilſon für ſyſtematiſche Theologie, wozu noch Turner als Lehrer des Hebräiſchen hinzukommt. Die Zahl der Studenten beläuft ſich gegenwärtig auf 79. Die Bibliothek zählt 18,000 Bände. Der Katalog bemerkt: „It has been satisfactorily shown, that the opportunities and advantages afforded by a large city for practical preparation and training in the profession of Theology and the Pastoral office, are not less numerous and important than in the sister professions of Law and Medicine" Auch wir ſind der Meinung, daß die Vortheile, welche größere Städte oder wenigſtens die unmittelbare Nähe derſelben für Seminarien, Collegien und Univerſitäten darbieten, die Nachtheile weit überwiegen.

Digitized by Google

Der
Deutſche Kirchenfreund.
Jahrgang V. Mai, 1852. Nro. 5.

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitäts-theologen Deutſchlands.

(Fortſetzung.)

2. Halle.

Die Univerſität Halle, geſtiftet a. 1694, iſt zwar im Allgemeinen nicht ſo groß, wie die zu Berlin, hat aber in der Theologie wegen der Vereinigung mit der Wittenberger-Univerſität und ihren Stipendien eine größere Anzahl von Lehrern und Studenten. Sie war in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Hauptſitz des Spener-Frankeſchen Pietismus, von welchem bekanntlich auch die Väter der amerikaniſch-lutheriſchen Kirche ausgingen; fiel dann aber ſeit Semler, dem Vater der deutſchen Neologie, der übrigens ſelbſt aus der pietiſtiſchen Schule herkam und in ſeiner „Privatfrömmigkeit“ ſtets damit in einigem Zuſammenhang blieb, dem Rationalismus anheim, der bis zum Jahre 1830 eine faſt unbedingte Herrſchaft daſelbſt ausübte. Der ehrwürdige Knapp war lange der einzige evangeliſche Lehrer daſelbſt, und obwohl er im Stillen durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine Frömmigkeit im Segen wirkte, ſo wurde er doch durch den Ruf von Geſenius und Wegſcheider in den Hintergrund gedrängt, die bis gegen Ende ihres Lebens die theologiſche Jugend leiteten und, man kann wohl ſagen, zum evangeliſchen Predigtamt ſyſtematiſch unfähig machten. Daß der Erſtere einen ſo mächtigen Einfluß gewann, iſt bei ſeinen großen Verdienſten um die hebräiſche Grammatik und Lexikographie, ſo wie bei ſeiner bedeutenden Lehrgabe und ſeinem unterhaltenden Witz nicht zu verwundern. Daß aber Wegſcheider, der gutmüthige, aber geiſtloſe, trockene, langweilige Wegſcheider einſt Hunderte von ſtaunenden Zuhörern um ſich verſammeln konnte, iſt heut zu Tage kaum begreiflich; übrigens mußte er die ſchmerzliche Erfahrung durchmachen, ſeinen Ruhm noch ſelbſt zu überleben und ſeine Zuhörerzahl auf ein halb Dutzend herabſinken zu ſehen.

Als Tholuck von Berlin aus, wir glauben a. 1827, an Knapps Stelle nach Halle berufen wurde, hatte er anfangs einen überaus ſchweren Stand und mußte um ſeines Glaubens willen allerlei Spott und Verfolgung ertragen. Wie ſehr haben ſich doch ſeither die Dinge verändert! Geſenius und Wegſcheider ſind nun mit den anderen Häuptern des vulgären Rationalismus, Röhr, Bretſchneider und Paulus, ſammt ihrer Theologie zu den Todten verſammelt, und an ihrer Stelle herrſcht nun wieder eine gläubige Offenbarungstheologie, welche noch vor wenigen Jahrzehnten als längſt verſchollenee Aberglaube, oder als pietiſtiſche Schwärmerei und Heuchelei verachtet und verhöhnt wurde.

Die theologiſche Facultät von Halle beſteht gegenwärtig aus ſechs ordentlichen Profeſſoren: Thilo, Tholuck, Müller, Hupfeld, Herzog und Moll, wozu dann noch die außerordentlichen Profeſſoren: Dähne, Guericke, Franke und Schwarz hinzukommen. Niemeyer, der jüngere, der ebenfalls außerordentlicher Profeſſer und Director der Halleſchen Stiftungen war, iſt, wenn wir nicht irren, kürzlich geſtorben. Unter dieſen Gelehrten üben Tholuck und Müller wohl den größten Einfluß auf die ſtudirende Jugend aus und ſind auch im Auslande durch ihre Schriften am meiſten bekannt.

Dr. Tholuck's Name wird immer mit Achtung und Dankbarkeit als Einer der Erſten unter den würdigen Männern genannt werden, welche in unſerem Jahrhundert die deutſche Theologie von den unfruchtbaren Sandſteppen des Rationalismus auf die friſchen grünen Auen des evangeliſchen Glaubenslebens geführt und für die Wiederbelebung der Kirche im Vaterlande der Reformation kräftig die Bahn gebrochen haben. Er wurde als Jüngling im Anfange der zwanziger Jahre ungefähr gleichzeitig mit ſeinen Freunden Dr. Müller, Dr. Rothe und dem leider zu früh heimgegangenen Dr. Olshauſen erweckt, und zwar, wie es ſcheint, unter dem Einfluß eines äußerſt ehrwürdigen Gliedes der Brüdergemeinde in Berlin, des Baron von Kottwitz, deſſen Leben lauter ſtilles, uneigennütziges Wohlthun, deſſen Charakter eine ſeltene Vereinigung von Ernſt und Liebe, von Würde und Demuth, von der feinſten Bildung und dem kindlichſten Glauben war. Wir haben ſelbſt die Freude gehabt, dieſen johanneiſchen Jünger Jeſu in ſeinem hohen Greiſenalter in den Jahren 1840 und '42 öfter zu ſehen, und können nicht ohne dankbare Rührung und erbaulichen Eindruck an ihn zurückdenken. Eine ſolche Lauterkeit und Einfalt, eine ſo innige, reine und zarte Heilands- und Bruderliebe, ein ſolches Verklärtſein in das Bild Jeſu Chriſti haben wir ſeitdem nirgends wieder gefunden. Er iſt der ungenannte „Patriarch,“ von dem Tholuck in ſeiner ſchönen Jugendſchrift: „Die Lehre von der Sünde und vom Verſöhner, oder die wahre Weihe des Zweiflers“ eine ſo geiſtvolle und erbauliche Schilderung entworfen hat. Dieſes Werkchen, das urſprünglich gegen de Wette's

„Theodor, des Zweiflers Weihe,“ gerichtet war, ſchildert die gelehrten Irrgänge und die Bekehrung zweier Jünglinge, Julius und Guido, in einem Briefwechſel mit der friſchen Begeiſterung der erſten Liebe, und iſt noch immer vortrefflich geeignet, auf die ſtudirende Jugend einen äußerſt heilſamen erweckenden Eindruck zu machen. Tholuck iſt durch die ganze Erfahrung der pietiſtiſchen und herrnhutiſchen Frömmigkeit, durch jene lebendigen perſönlichen Empfindungen der Sünde und der Gnade hindurchgegangen und hat dabei doch einen freien Geiſt, der ihn vor den Einſeitigkeiten und krankhaften Extremen dieſer Richtungen bewahrt, ſowie eine vielſeitige Bildung, vermöge welcher er ebenſo lebhaft mit den mehr objectiven und kirchlichen Formen der Frömmigkeit ſympathiſiren kann. Von dieſer Seite lernt man ihn am beſten kennen aus ſeinen zahlreichen Predigten und aus ſeinen „Stunden chriſtlicher Andacht,“ worin er der ſüßlichen, die Selbſtgerechtigkeit nährenden Sentimentalität der Zſchocke'ſchen „Stunden der Andacht“ eine ächt evangeliſche Frömmigkeit gegenüberſtellt.

Als Gelehrter zeichnet ſich Tholuck durch den ſtaunenswerthen **Umfang** ſeines Wiſſens aus, das er ſich, von einer ſchnellen Faſſungsgabe und einem ſeltenem Gedächtniß unterſtützt, durch unermüdliches Studium bei Tag und bei Nacht, freilich auch zugleich auf Koſten ſeiner Geſundheit und beinahe ſeines Augenlichtes erworben hat. An Tiefe und Gründlichkeit in einzelnen Fächern ſind ihm manche deutſche Theologen entſchieden überlegen, keiner aber an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe. Seine Beleſenheit erſtreckt ſich auch auf einen großen Theil der weltlichen Literatur, beſonders der orientaliſchen und occidentaliſchen Poeſie, und ſeine Sprachkenntniß umfaßt nicht nur die alten, ſondern auch faſt alle civiliſirten neueren Sprachen, die er zum Theil mit großer Fertigkeit ſpricht. Faſt in allen ſeinen Schriften überraſcht er den Leſer mit einer Maſſe der verſchiedenartigſten und entlegenſten Citate, die aber freilich mit dem behandelten Gegenſtande ſelbſt nicht immer in nothwendigem Zuſammenhang ſtehen und bisweilen wie ein überflüſſiger Prunk ausſehen und gegen die Regel der alten Griechen anſtoßen: Μηδὲν ἄγαν. Indeß intereſſant ſind ſie faſt immer.

Mit dieſer umfaſſenden Gelehrſamkeit verbindet er eine Fülle von Geiſt, der die todten Maſſen des Wiſſens belebt und den Leſer, während er ihn belehrt, zugleich angenehm unterhält. In dieſer Hinſicht hat er eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dem Kirchenhiſtoriker Haſe. Ein zuſammenhängendes, ſtreng logiſch gegliedertes Syſtem geht ihm eigentlich ab, was mit der ungemeinen Lebendigkeit und Beweglichkeit ſeines Geiſtes zuſammenhängt; ſtatt deſſen aber iſt er voll von tiefen Gedankenblitzen und geiſtreichen Winken, welche den Leſer zu weiterer Forſchung anregen. Nimmt man dazu ſeinen angenehmen, lebendigen und beredten Vortrag und ſeine väterliche, uneigennützige Liebe zur theologiſchen Jugend, ſo begreift man

den weitgreifenden Einfluß, welchen dieſer ausgezeichnete akademiſche Lehrer auf ſeine Schüler geübt hat und noch immer übt.

Die größten und bleibendſten Verdienſte hat ſich Tholuck auf dem Gebiete der Neu-Teſtamentlichen Exegeſe erworben. Er war Einer der Erſten, welcher dieſen Zweig der Theologie von der Herrſchaft des Rationalismus befreit, auf die exegetiſchen Schätze der Reformationszeit aufmerkſam gemacht und beſonders die noch immer höchſt werthvollen Commentare Calvin's auf's Neue herausgegeben und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat. Seine eigenen Commentare laſſen den Leſer zwar manchmal gerade bei den ſchwierigſten Stellen im Stiche und ſpeiſen ihn nach einem die Erwartung ſpannenden Anſatz zur Löſung plötzlich mit einigen geiſtreichen Bemerkungen oder brillianten Citaten ab; aber im Allgemeinen haben ſie ohne Frage das Verſtändniß der betreffenden Bücher bedeutend gefördert und nehmen ihren Rang unter den trefflichſten Werken der neueren exegetiſchen Literatur. Wir haben von ihm eine Auslegung des Römerbriefs, deren erſte Auflage eine friſche und bahnbrechende, aber doch noch ſehr mangelhafte und ziemlich oberflächliche Jugendarbeit war, deren vierte Auflage dagegen ganz umgearbeitet und viel genauer und gründlicher geworden iſt, ferner einen beſonders für angehende Studenten berechneten Commentar zum Evangelium Johannis und einen anderen mehr eingehenden zum Hebräerbrief. Sein gründlichſtes und bleibendſtes exegetiſches Werk aber, das allein ſeinen Namen unſterblich machen würde, iſt die Auslegung der Bergpredigt Jeſu Chriſti, worin er ſich zur Aufgabe macht, den Text wo möglich zu erſchöpfen und von allen Seiten philologiſch, hiſtoriſch und dogmatiſch zu beleuchten. Zur exegetiſchen Literatur im weiteren Sinne, nämlich zur Einleitung in's N. T. und zur Evangelienkritik gehört auch ſeine apologetiſche Schrift: „Die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte." Sie iſt gegen das berüchtigte „Leben Jeſu" von Strauß gerichtet, welches auf der ganz unbewieſenen und unwahren Vorausſetzung von der Unächtheit der Evangelien beruht, und vertheidigt die Aechtheit dieſer Quellen des Lebens Jeſu mit großem Geiſt und Scharfſinn und mit einem glänzenden Aufwand der vielſeitigſten Gelehrſamkeit. Dieſes Werk gehört ohne Frage zu den ſiegreichſten Gegenſchriften gegen Strauß.

Tholuck hat mehrere Jahre ein Journal, den „Literariſchen Anzeiger," redigirt, welcher faſt ausſchließlich Recenſionen neuer Werke gewidmet war, und iſt nun Einer der Mitarbeiter an der „Deutſchen Zeitſchrift" von Berlin. Dort erſchienen neulich ſeine Aufſätze über Inſpiration, welche ſehr intereſſant und lehrreich ſind, aber zu keinen recht befriedigenden Reſultaten kommen. Unter engliſchen Theologen beſonders würden dieſelben gar nicht für orthodox gelten können. Allerdings iſt ſo viel zuzugeben, daß er vermöge der ungemeinen Beweglichkeit ſeines Geiſtes überhaupt etwas ſchwankend in ſeinen dogmatiſchen Anſichten iſt und leicht von einer neuen Zeitidee

fortgeriſſen wird. Allein einmal berührt dieß nie den Kern des praktiſchen Chriſtenthums, worin Tholuck ſo erfahrungsmäßig und feſt gewurzelt iſt, als Einer; ſodann iſt ſein Beruf und ſeine Stärke eben auch nicht in dem Gebiete der ſpeculativen Glaubenslehre, ſondern anderwärts zu ſuchen, und endlich iſt es überhaupt bornirt, einen deutſchen Theologen des 19ten Jahrhunderts nach dem Maaßſtab der engliſch puritaniſchen Orthodoxie des 17ten Jahrh. zu meſſen. Uebrigens iſt er von allen namhaften deutſchen Theologen wohl mit engliſcher Sprache, Nationalität und Literatur am genaueſten bekannt und am beſten geeignet, durch perſönlichen Umgang engliſche, ſchottiſche und amerikaniſche Studenten in deutſche Zuſtände einzuführen. Er ſpricht das Engliſche faſt wie ſeine Mutterſprache, war ſelbſt mehrmals in England und hat dort ausgedehnte perſönliche Verbindungen.

Bekanntlich iſt Tholuck Einer der ausgezeichnetſten Kanzelredner Deutſchlands: ſein kränkliches, ſo zu ſagen geiſterhaftes Anſehen, ſeine tiefe Baßſtimme, der ungewöhnliche Ernſt und die Feierlichkeit des Vortrags, die frappanten rhetoriſchen Uebergänge und das periodiſch wiederkehrende Wetterleuchten des Genies geben ſeinen geiſtlichen Vorträgen einen beſonderen Nachdruck. Manche beſchuldigen ihn des theatraliſchen Haſchens nach Effect; wir haben aber ſeine Manier, ſo gut als F. W. Krummachers, dem man häufig denſelben Vorwurf macht, immer für ungeſuchte Originalität gehalten, obwohl es nicht rathſam wäre, dieſelbe nachzumachen, da alle Copie in dergleichen Sachen mehr oder weniger zur Carricatur und Unnatur wird. Seine gedruckten Predigten ſind zwar hauptſächlich für Studenten und ein höher gebildetes Publikum berechnet, können aber großentheils auch in weiteren Kreiſen mit Nutzen geleſen werden.

Dr. Julius Müller, dir Bruder des genialen in Griechenland verſtorbenen claſſiſchen Alterthumsforſchers, ungefähr gleichen Alters mit Tholuck (geb. 1798), war zuerſt mehrere Jahre Prediger und wurde nach kürzerer akademiſcher Thätigkeit in Göttingen und Marburg a. 1839 nach Halle berufen. Seine Vorleſungen erſtrecken ſich auf das ganze Gebiet der ſyſtematiſchen und praktiſchen Theologie. Er hat noch nicht ſehr viel veröffentlicht; was er aber geſchrieben, iſt mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt und Gründlichkeit durchgearbeitet und ſichert ihm nach allgemeinem Urtheil einen Platz unter den größten Theologen des 19ten Jahrhunderts. Seine Stärke liegt in der Dogmatik und Moral. Er wird gewöhnlich zur Schleiermacherſchen Schule gezählt, ſteht aber in einem ſehr ſelbſtſtändigen Verhältniß zu ihr und weicht in weſentlichen Grundanſchauungen von Schleiermacher ab. Er iſt ein Mann von tief chriſtlichem Ernſte und edler Würde und doch zugleich von großer Beſcheidenheit, Milde und Liebenswürdigkeit des Charakters, von gründlich durchgebildetem Geiſt, feinem Geſchmack und philoſophiſchem Talent, ohne von irgend einem beſonderen Syſtem abhängig zu ſein, und ſchreibt zugleich einen vortrefflichen Styl, der be-

kanntlich bei deutſchen Theologen in früheren Zeiten eine Seltenheit war und zum Theil noch iſt.

Seine Hauptſchrift, durch welche er ſich zuerſt allgemeiner bekannt gemacht hat, iſt die „chriſtliche Lehre von der Sünde“ in 2 Bänden, wovon a. 1849 die dritte Auflage erſchienen iſt. Dieſe Monographie gehört ebenſowohl der Glaubens-, als der Sittenlehre an und iſt ohne Frage das gründlichſte und gediegenſte Werk, welches wir über dieſe Fundamentallehre des Chriſtenthums beſitzen, ohne welche es auch keine richtige Erkenntniß der Gnade und der Erlöſung gibt. „Wer die Sünde verſteht,“ ſagt Novalis irgendwo ganz richtig, „der verſteht auch die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt und die Welt. Ohne dieſes Verſtändniß kann man ſich Chriſti Verdienſt nicht zu eigen machen und hat keinen Antheil an dieſer zweiten höheren Schöpfung.“ Nur durch die Hölle der Selbſterkenntniß geht man ein zum Himmel der Gotteserkenntniß. Müller macht ſich's zur Aufgabe, ſeinen Gegenſtand wo möglich zu erſchöpfen und beſpricht daher nicht bloß die Lehre von der Sünde ſelbſt, ſondern alle damit verwandten Fragen von der Schuld, Zurechnung, Freiheit des Willens und ihrem Verhältniß zur göttlichen Allmacht und Allwiſſenheit. Die Methode iſt überwiegend ſpeculativ dogmatiſch, doch iſt eine Maſſe von ſorgfältig verarbeitetem exegetiſchem und geſchichtlichem Stoff in die Darſtellung verwoben, beſonders werden überall die Principien der älteren und neueren philoſophiſchen Syſteme, ſo weit ſie mit dieſen Lehren direct oder indirect in Berührung kommen, mit eingehender Kritik beleuchtet. Der gewaltige Ernſt des Gegenſtandes theilt ſich überall dem Buche mit, der Verfaſſer iſt durchweg vom Gefühl der großen Schwierigkeit getragen und bleibt bei allem Reſpect vor den verſchiedenen Verſuchen zur Löſung doch der Mangelhaftigkeit unſerer irdiſchen Erkenntniß und des unerforſchlichen Hintergrundes der göttlichen Geheimniſſe lebhaft eingedenk. Dieſe Demuth ſteht dem Theologen und Chriſten unendlich beſſer an, als jener wiſſenſchaftliche Hochmuth, der ſo viele Schriften aus der Hegelſchen Schule charakteriſirt. Die Eintheilung des Müllerſchen Werkes iſt vielleicht nicht hinlänglich klar und einfach, die Reſultate nicht immer befriedigend, manche Anſichten, z. B. über die transcendentale Freiheit und die Außerzeitlichkeit der freien Selbſtentſcheidung ſcheinen uns entſchieden problematiſch, wenigſtens in der hier vorgetragenen Form; aber niemand wird das Buch, deſſen Studium freilich ſehr anhaltendes ernſtes Denken erfordert, ohne die entſchiedenſte Hochachtung vor dem Geiſt und Charakter des Verfaſſers weglegen können. Es iſt voll der ernſteſten und eingehendſten Forſchung, der geiſtvollſten Gedanken und feinſten Beobachtungen über die Abgründe und Irrgänge der Sünde und die Herrlichkeit der erlöſenden Gnade.

Müller hat mit ſeinen intimen Freunden Neander und Nitzſch a. 1850 die „Deutſche Zeitſchrift für chriſtliche Wiſſenſchaft und chriſtliches Leben,“

begründet und iſt jetzt wohl die leitende Seele dieſes ausgezeichneten Journals. Seine Aufſätze, z. B. über die unſichtbare Kirche, über die Reform der preußiſchen Kirchen- und Gemeindeverfaſſung haben immer beſonderes Gewicht. Auch auf dem deutſchen Kirchentage hat er eine der einflußreichſten Stimmen. Von ihm iſt wahrſcheinlich mit der Zeit eine vollſtändige Darſtellung der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre zu erwarten.

Die übrigen ordentlichen Profeſſoren der Halleſchen theologiſchen Facultät ſind zwar nicht ſo allgemein bekannt und von keiner ſo ausgeprägten dogmatiſchen Richtung, wie Tholuck und Müller; aber Männer von großer Gelehrſamkeit, beſonders Thilo, der an ausgedehntem Quellenſtudium in der Kirchen- und Dogmengeſchichte vielleicht keinem Zeitgenoſſen nachſteht und in ſeinem codex apocryphus Novi Testamenti hinlängliche Proben von der ſorgfältigſten antiquariſchen Detailforſchung, eindringendem Scharfſinn und claſſiſcher Latinität abgelegt hat, und Hupfeld, der Nachfolger des Geſenius, und ihm an Kenntniß der orientaliſchen Sprachen und des Alten Teſtaments nichts nachgebend, an geſundem theologiſchen und chriſtlichen Sinn aber ihn weit übertreffend. Herzog, ein reformirter Schweizer, und früher Profeſſor in Lauſanne, iſt der Verfaſſer einer ſehr werthvollen Monographie über den Basler Reformator Oekolampadius. — Unter den außerordentlichen Profeſſoren iſt Guericke zwar als Lehrer wegen ſeines unangenehmen Vortrags ſehr unpopulär, dagegen aber auswärts als Schriftſteller am meiſten bekannt theils durch ſeine nützlichen Lehrbücher über Kirchengeſchichte, Einleitung in's N. T. und Archäologie, theils durch ſeinen feurigen Eifer für lutheriſche Orthodoxie und gegen die Union, worin ihn auch der Umſtand nicht wankend macht, daß er ſelbſt an einer unirten Univerſität angeſtellt und beſoldet iſt.

3. Bonn.

Die Univerſität Bonn, gegründet a. 1818 und in einer der ſchönſten Rheingegenden gegenüber dem Drachenfels gelegen, hat eine katholiſche und evangeliſche Facultät der Theologie. Die letztere beſteht aus den ordentlichen Profeſſoren Bleek, Rothe, Dorner und Haſſe und nimmt wohl, wenn man auf das gegenwärtige Lehrerperſonal ſieht, den dritten Rang unter den preußiſchen Hochſchulen ein, hat aber weit weniger Studenten, da die umwohnende Bevölkerung überwiegend römiſch katholiſch iſt.

Dr. Bleek, ein Schüler Schleiermachers, begann ſeine akademiſche Laufbahn in Berlin, wurde aber bald nach Bonn berufen, wo er ſeit etwa 20 oder mehr Jahren als Lehrer der A. und N. Tlichen Exegeſe gewirkt hat. Hierin iſt er denn auch ein Meiſter, wie wenige. An gründlicher und allſeitiger Kenntniß der griechiſchen Sprache und Literatur können unter den neueren Theologen wahrſcheinlich bloß Winer in Leipzig und Fritzſche (der Verfaſſer der lateiniſchen Commentare über Matthäus, Marcus und

Digitized by Google

den Römerbrief,) mit ihm eine Vergleichung aushalten. Er iſt aber faſt ebenſo gut bewandert in der orientaliſchen Philologie. Sein Hauptwerk, wodurch er ſeinem Namen Unſterblichkeit geſichert hat, iſt ſein ausführlicher Commentar über den Hebräerbrief, deſſen drei Bände in einem Zeitraum von 12 Jahren (von a. 1828—'40) aufeinander folgten und auf jeder Seite die Spuren eines wahrhaft eiſernen Fleißes an ſich tragen. Wenn man drei Arten der Exegeſe unterſcheiden kann, die grammatiſch hiſtoriſche, die dogmatiſch theologiſche und die praktiſch anwendende: ſo gehört dieſer Commentar allerdings überwiegend der erſten an, iſt aber da auch ſo zu ſagen erſchöpfend und läßt in philologiſcher und kritiſcher Hinſicht nichts, in theologiſcher Hinſicht nur wenig zu wünſchen übrig. Mit derſelben gewiſſenhaften Genauigkeit, allſeitigen Berückſichtigung ſeiner Vorgänger, eindringenden Schärfe und aufrichtigen Wahrheitsliebe, wie der Text ſelbſt, werden im erſten Bande die einleitenden Materieen über die Grundſprache, die Leſer, den Zweck und Inhalt, den Verfaſſer, Zeit und Ort der Abfaſſung und das kanoniſche Anſehen des Hebräerbriefs behandelt. Zwar äußert ſich der Einfluß der Schleiermacherſchen Theologie unwillkührlich in der freien Kritik und in der Auslegung mancher dogmatiſch wichtigen Stellen, beſonders der A. Tlichen Citate und meſſianiſchen Weiſſagungen, wo Bleek mit der orthodoxen Auffaſſung nicht ſelten theils mit, theil ohne hinlänglichen Grund in Conflict geräth. Seine Zurückführung des Briefs auf Apollo, als den wahrſcheinlichen Verfaſſer, erſcheint mir ſchon darum als höchſt problematiſch, weil dieſe Anſicht gar keinen Grund in der altkirchlichen Tradition hat, welche uns bloß die Wahl zwiſchen Paulus, Lukas und Barnabas läßt, und erſt von Luther vermuthungsweiſe hingeworfen wurde. Allein dieſe und ähnliche Ausſtellungen dürfen uns nicht verblenden gegen die hohen und unſchätzbaren Vorzüge eines Werkes, das zu den gründlichſten und durchgearbeitetſten Commentaren aller Zeiten gehört. Stuart von Andover hat in ſeiner Auslegung deſſelben Briefes mit Recht ſehr ausgedehnten Gebrauch davon gemacht. De Wette ſagt darüber (Exeget. Handbuch Bd. II. Th. 5. Vorrede S. VII): „In der That iſt bei der vollſtändigen Durcharbeitung meine Bewunderung für dieſes Werk, das gleich ausgezeichnet iſt durch umfaſſende Gelehrſamkeit und gründlichen unermüdlichen Fleiß, wie durch reine klare Wahrheitsliebe und gediegene theologiſche Geſinnung, und das unter den exegetiſchen Arbeiten unſeres Zeitalters eine der erſten Stellen, wo nicht die erſte, einnimmt, nur erhöht worden. Auch gab ich mich mit jener unbefangenen Wißbegierde, die ich mir ſtets zu bewahren ſuche, den Belehrungen des Verfaſſers hin, der mir vermöge vieljähriger gründlicher Studien auf dieſem Gebiete als Meiſter erſcheinen mußte; und ich ſaß zu ſeinen Füßen, wie er einſt als Jüngling zu den meinen geſeſſen hatte.“ Uebrigens wird es nach dem Obigen kaum nöthig ſein zu bemerken, daß dieſer Commentar ſchon wegen ſeiner

Digitized by Google

Ausführlichkeit und ſeiner eingehenden philologiſchen und kritiſchen Forſchungen bloß für Gelehrte vom Fach berechnet iſt. Für Studenten und für das gewöhnliche Bedürfniß von Predigern iſt der Commentar von Tholuck, von R. Stier und auch der neulich in der Fortſetzung des Olshauſenſchen Werkes von Ebrard erſchienene weit beſſer geeignet.

Dr. Richard Rothe, ehemals Director des Wittenberger Prediger-Seminars, dann Profeſſor und Seminar-Director in Heidelberg, ſeit 1849 in Bonn, iſt außerhalb Deutſchlands noch ſehr wenig bekannt, und, ſo viel wir wenigſtens wiſſen und aus dem völligen Mangel an öffentlicher Rückſichtnahme auf ihn zu ſchließen berechtigt ſind, iſt Dr. Nevin der einzige amerikaniſche Theologe, der ſeine Werke gründlich ſtudirt hat. Allerdings ſind auch die hochfliegende Speculation, ſo wie manche höchſt eigenthümliche Anſichten Rothe's nicht geeignet, ihm viel Eingang unter engliſchen Leſern zu verſchaffen. Wir ſelbſt müſſen geſtehen, daß wir beſonders von ſeiner Anſicht über das Verhältniß von Kirche und Staat toto coelo differiren. Deſſen ungeachtet glauben wir ihm unter den ſpeculativen Theologen der Gegenwart geradezu die erſte Stelle anweiſen zu müſſen. Wer das bezweifelt, der leſe einmal mit Aufmerkſamkeit ſeine kürzlich erſchienene „theologiſche Ethik" (3 Bände 1845—'48), und er wird, wenn er anders ſelbſt ein ſpeculatives Organ hat, ſtaunen über die Tiefe, Kühnheit, Originalität und Friſche der Forſchung und über die architektoniſche Meiſterhand, welche die einzelnen Bauſteine der Sittenlehre zu einem prachtvollen gothiſchen Dom zuſammenfügt. Seit Schleiermachers chriſtlichem Glauben und ſeit Hegels Encyklopädie der Philoſopie iſt nach unſerer Ueberzeugung kein Werk in deutſcher oder irgend einer anderen Sprache erſchienen, welches ſich mit dem eben genannten in Bezug auf ſchöpferiſche Kraft und ſymmetriſche Anlage und Durchführung meſſen könnte. Die Syſteme der beiden größten wiſſenſchaftlichen Genies des 19ten Jahrhunderts, Schleiermachers und Hegels, ſind in Rothe's Geiſt, ſo zu ſagen, zuſammengeſchmolzen und zwar nicht auf eine äußerliche, mechaniſche Weiſe, ſondern ſo, daß aus dieſer Verſchmelzung ein ganz eigenthümliches, conſequentes Syſtem, ein neuer Organismus hervorging. Denn er iſt nichts weniger, als ein Eklektiker, der von allerlei Tiſchen Broſamen zuſammenbettelt, ſondern ein durchaus ſelbſtſtändiger Denker, für den die verſchiedenen Bildungselemente der Zeit nur fruchtbare Saamenkörner ſind, welche ſofort neue Blüthen und Früchte entfalten. Es geht bei ihm alles von Principien, von feſten Grundanſchauungen aus, und die einzelnen Theile des Syſtems fügen ſich auf eine lebendige organiſche Weiſe zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammen. Dieſer Originalität iſt er ſich ſelbſt wohl bewußt, und zwar merkwürdiger Weiſe mit einem unbehaglichen Gefühl der Einſamkeit. „Wiewohl meine individuelle Neigung," ſagt er, „immer dahin ging, mich mit meiner wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung irgend einer

der beſtehenden Schulen anzuſchließen, ſo wollte mir doch dieß nie gelingen, und es iſt mir ſtatt deſſen nach und nach ein Gebäude von theologiſchen Sätzen entſtanden, von dem ich mir leider nicht verhehlen kann, daß es mir eigenthümlich zugehört. Dieſes wiſſenſchaftliche Einſiedlerleben drückt mich je länger deſto ſchwerer, und ſo mache ich denn den Verſuch, ſeine Schranken zu durchbrechen, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Tadel unbeſcheidener Zudringlichkeit auf mich zu laden.“ Wer in dieſem naiven Geſtändniß affectirte Beſcheidenheit ſehen wollte, würde dem trefflichen Manne großes Unrecht thun. Rothe iſt nach dem übereinſtimmenden Urtheil aller, die ihn näher kennen, ein tief chriſtlicher und wahrhaft demüthiger Mann, ein durchgebildeter ſittlicher Charakter und eine liebenswürdige, anſpruchloſe Perſönlichkeit. Es iſt ihm daher auch ganz aus dem Herzen geſprochen, wenn er die Leſer ſeiner Ethik in der Vorrede von vorneherein verſichert:

„Es thut mir Noth, mich durch derartige Betrachtungen zu ermuthigen bei dem Gedanken an die vielfachen Mißverſtändniſſe, denen mein Buch unvermeidlich ausgeſetzt ſein wird. Von allen dieſen beunruhigt mich nur Eins ernſtlich; denn die übrigen können in ihren Folgen nur meine eigene Perſon treffen, in Anſehung welcher ich nicht ſonderlich empfindlich bin. Wohl aber würde ich wünſchen müſſen, keine Feder angeſetzt zu haben zu dieſer Schrift, wenn man verkennen ſollte, daß das ſie beſeelende Princip der unbedingte Glaube an Chriſtum als den wirklichen und alleinigen Erlöſer iſt und die Liebe zu Ihm. Das Fundament alles meines Denkens, das darf ich ehrlich verſichern, iſt der einfache Chriſtenglaube, wie er (nicht irgend ein Dogma und irgend eine Theologie) ſeit achtzehn Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Er iſt mir das letzte Gewiſſe, wogegen ich jede andere angebliche Erkenntniß, die ihm widerſtritte, unbedenklich und mit Freuden bereit bin in die Schanze zu ſchlagen. Ich weiß keinen anderen feſten Punkt, in den ich wie für mein ganzes menſchliches Sein überhaupt ſo auch insbeſondere für mein Denken den Anker auswerfen könnte, außer der geſchichtlichen Erſcheinung, welche der heilige Name Jeſus Chriſtus bezeichnet. Sie iſt mir das unantaſtbare Allerheiligſte der Menſchheit, das Höchſte, was je in ein menſchliches Bewußtſein gekommen iſt, und ein Sonnenaufgang in der Geſchichte, von dem aus allein ſich Licht verbreitet über den Geſammtkreis der Objecte, die in unſere Augen fallen. Mit dieſem Einen ſchlechthin unerfindbaren Datum, deſſen Kunde unmittelbar auch von ſeiner Realität zeugt, wie das Licht von ſich ſelbſt, und in dem unüberſehliche Conſequenzen beſchloſſen liegen, ſteht und fällt für mich in letzter Beziehung jede Gewißheit des geiſtigen und deßhalb ewigen Adels des menſchlichen Geſchöpfs. Möchte der Leſer dieß meinem Buche abempfinden! Ich ſelbſt weiß recht gut, daß es ein kaltes Buch iſt; aber kann und darf denn eine ſtreng wiſſenſchaftliche Arbeit anders ſein als kalt? Die Melodie zu dieſen abſtracten Begriffen klingt hell und voll in meiner Seele, und dieſe kalten Sätze rechnen durchaus auf Leſer, die ein volles und warmes chriſtliches Herz ſchon mitbringen, und hier nur das verſtändige Wort für ihr chriſtliches Gefühl ſuchen.“

Rothe will kein Philoſoph oder Weltweiſer ſein, und allerdings iſt die Speculation, die uns in dieſem Werke geboten wird, im ſtrengen Sinne

keine philoſophiſche, d. h. von Selbſt- und Weltbewußtſein ausgehende, ſondern eine religiöſe und theologiſche, die im Gottesbewußtſein ihren Ausgangspunkt nimmt und an der göttlichen Offenbarung einen bereits gegebenen objectiven Inhalt hat. Seine Ethik iſt gewiſſermaaßen ein vollſtändiges Syſtem der Theoſophie. Er beſtimmt ſie als die Wiſſenſchaft des Sittlichen, faßt aber dieſes im weiteſten Sinne des Wortes, ſo daß es eigentlich das ganze Geiſtesleben des Menſchen unter dem Geſichtspunkte einer Durchdringung der materiellen Natur durch die vernünftige Perſönlichkeit, oder einer Aneignung jener an dieſe in ſich begreift, und zwar nicht nur in ſeiner individuellen Geſtalt, ſondern auch in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, in denen es ſich bethätigt, alſo in der Ehe und Familie, in der Kunſt und Wiſſenſchaft. Er behandelt dann ſeine Diſciplin unter dem dreifachen Geſichtspunkte der Güterlehre, der Tugendlehre und der Pflichtenlehre. In der Einleitung und im erſten Theil hat er es mit den principiellen Fragen und Grundanſchauungen zu thun und führt den Leſer durch die abſtruſeſten Regionen auf eine ſchwindelnde Höhe der Speculation, bis er im Geiſte bei der vollſtändigen Verwirklichung der Idee der Sittlichkeit, bei der abſoluten Herrſchaft des Geiſtes über die Natur, d. h. am vollendeten Reiche Gottes auf der neuen Erde anlangt. Wer ſich ſeinen Begriff der Sittenlehre etwa bloß aus Dr. Wayland's Moral Philosophy gebildet hat, dem wird bei Rothe's Buch Sehen und Hören vergehen, ehe er zehn Seiten geleſen hat. Uebrigens iſt ſich der beſcheidene Rothe wohl bewußt, daß ſich Wiſſenſchaft und Leben keineswegs decken und daß die umfaſſendſte und kühnſte Speculation eben doch bloß relative Befriedigung gewähren kann. „Wehe mir,“ ſagt er ſehr ſchön, „wenn mir Gott und die Welt nicht überſchwänglich größer bleiben, als mein Begriff von ihnen!“ In den beiden fogenden Theilen aber, beſonders in der Pflichtenlehre, ſteigt er immer mehr in die bekannteren Regionen des concreten ſittlichen Lebens herab und legt da zum Theil die erhabenſten und herrlichſten Anſchauungen über die verſchiedenen Tugenden und Pflichten eines Chriſtenmenſchen dar, wie man ſie in den meiſten populären Lehrbüchern der Moral vergeblich ſucht.

Ein anderes merkwürdiges Buch von Rothe können wir hier nicht unerwähnt laſſen, mit welchem er zuerſt vor das Publicum getreten iſt und kein geringes Aufſehen machte, nämlich die „Anfänge der chriſtlichen Kirche und ihrer Verfaſſung“ (Bd. 1. 1837.). Das Buch ſelbſt iſt ſeinem Hauptinhalt nach eine Geſchichte der Entſtehung der altkatholiſchen Kirchenverfaſſung und hat deßhalb einen von der philoſophiſchen Theorie des Verfaſſers ganz unabhängigen hiſtoriſchen Werth. Es gibt meines Wiſſens kein Werk, in welchem die allmählige Ausbildung der Idee der katholiſchen Kirche und der daraus erwachſenen Epiſkopalverfaſſung, die er bis in das Zeitalter des Johannes am Ende des erſten Jahrhunderts hinaufführt, mit größerer Gelehrſamkeit und durchdringenderem Scharfſinn entwickelt wäre. Wir

Digitized by Google

ſind der Meinung, daß er manchen unbeſtimmten Traditionen zu viel Beweiskraft zuſchreibt und daß ihn ſeine Combinationsgabe zu voreiligen Schlüſſen verleitet; aber er hat den ſpäteren apoſtoliſchen (johanneiſchen) Urſprung des Epiſkopats, als eines Subſtituts für den Apoſtolat, und die Nothwendigkeit deſſelben für die Erhaltung der Einheit der Kirche in jenen Zeiten der Verfolgung durch die ſcharfſinnigſten Combinationen ſo plauſibel zu machen gewußt, daß künftig niemand mehr befriedigend über dieſe Frage ſchreiben kann, der nicht Rothe's Argumente zuvor in genaue Erwägung zieht und einer allſeitigen Berückſichtigung würdigt. Engliſch biſchöfliche Theologen könnten aus dieſem wiſſenſchaftlichen Meiſterwerke mehr Vortheil ziehen, wenn ſie es verſtünden, als aus den meiſten ihrer eigenen Schriftſteller über denſelben Gegenſtand. Allein der Standpunkt und die Abſicht Rothe's iſt dabei freilich von der ihrigen ganz verſchieden. Er will nicht die biſchöfliche Verfaſſung an und für ſich und für die Gegenwart vertheidigen, ſondern bloß in ihrer naturgemäßen Entſtehung aus den Bedürfniſſen der mit dem Tode der Apoſtel ſo zu ſagen verwaisten Kirche und in ihrer hiſtoriſchen Nothwendigkeit für die erſten Jahrhunderte nachweiſen, und zwar im organiſchen Zuſammenhang mit der ganzen altkatholiſchen Idee von der Kirche, ſo daß ſein Buch allerdings für die Anglicaner eigentlich zu viel, und darum für ſie im Grunde nichts beweist, da ſie die Epiſkopalverfaſſung abſtract von jenen Ideen losreißen, welche mit derſelben hiſtoriſchen Nothwendigkeit ſpäter die Metropolitan-, Patriarchal- und Papalverfaſſung erzeugten und das ganze Regiment der Kirche immer mehr pyramidaliſch zuſpitzten.

Dieſes Buch hat aber neben ſeiner hiſtoriſchen auch eine philoſophiſche Seite, indem der Verfaſſer in einer langen Einleitung das Verhältniß von Kirche und Staat auseinanderſetzt und zu dem auffallenden Reſultat gelangt, daß die Kirche zuletzt ſich in den Staat auflöſen müſſe! Dieſe Anſicht hat ihm von allen Seiten ſo ſcharfe Angriffe zugezogen, beſonders auch von ſeinem Freunde Hengſtenberg, ja ſelbſt von der Hegelſchen Schule, deren philoſophiſche Vorausſetzungen conſequent auf ein ähnliches Reſultat zu führen ſcheinen, daß er den im Manuſcripte bereits vollendeten zweiten Band des Werkes zum großen Nachtheile der Wiſſenſchaft gar nicht veröffentlichte und, wie es ſcheint, nie veröffentlichen wird. Allerdings iſt er darin vielfach mißverſtanden worden. Er geht von einem ganz idealen Begriff des Staates aus, der noch nirgends verwirklicht iſt; er verſteht darunter einen völlig chriſtianiſirten Völkerbund, eine die ganze Menſchheit umfaſſende Gottesfamilie. Auch denkt er natürlich nicht von ferne an einen Untergang des Chriſtenthums, ſondern umgekehrt an einen völligen Triumph deſſelben übee die Welt. Seine Meinung iſt, daß die chriſtliche Religion das ganze ſittliche Leben der Menſchheit ſo durchdringen, in allen natürlichen Verhältniſſen des ſocialen Daſeins ſich ſo einbürgern

wird, daß zuletzt kein Raum mehr für eine ſpecifiſch religiöſe Gemeinſchaft, d. h. für eine Kirche ſein, ſondern daß ſie in die Form des Staates, d. h. eines Königreichs, einer alle Nationen umfaſſenden Theokratie übergehen werde. Wir glauben ſelbſt, daß im vollendeten Reiche Gottes kein Raum mehr iſt für Kirche und Staat, ſtatt aber mit Rothe zu ſagen, daß die Kirche in den idealen Gottesſtaat aufgehen werde, würden wir gerade umgekehrt behaupten, daß der Staat aufhören und in die ideale Kirche ſich auflöſen oder beſſer verklären werde.

Der tiefere Grund des Irrthums Rothe's iſt in ſeiner Ethik, nämlich in ſeiner Auffaſſung des Verhältniſſes des Sittlichen zum Religiöſen zu ſuchen, wonach ſich bei ihm zuletzt der ganze Inhalt der Religion, mithin auch der Kirche in die Sittlichkeit, und eben deßhalb in den Staat auflöst. Die nähere Beleuchtung dieſer Differenz würde uns hier zu weit führen, auch halten wir uns für unfähig, mit einem ſo genialen Denker auf ſpeculativem Boden eine Lanze brechen zu können. Die Sache läßt ſich aber auch vom hiſtoriſchen und praktiſchen Geſichtspunkte betrachten, und da berührt ſich jene Theorie ſehr nahe mit der wichtigen Kirchenfrage, welche immer mehr die Aufmerkſamkeit aller tieferen Geiſter der Zeit auf ſich zieht.

Es läßt ſich nämlich zunächſt nicht läugnen, daß die Idee und das Inſtitut der Kirche als ein ſichtbarer, alle Lebenszweige umfaſſender Organismus mit der Reformation einen gewaltigen Stoß erhalten hat. Die Geſchichte des Proteſtantismus iſt auf den erſten Anblick eine immer weiter gehende Zerſtückelung und Auflöſung der Kirche in eine unbeſtimmte Menge von Landes- und Staatskirchen, Denominationen und Secten. Die älteren proteſtantiſchen Theologen ſuchten zwar aus den Trümmern des römiſchen Katholicismus die Idee der Kirche zu retten und ſie mit dem veränderten Zuſtande der Dinge, mit der factiſchen Spaltung des Leibes Jeſu Chriſti ſo zu verſöhnen, daß ſie zwiſchen einer *unſichtbaren* und einer *ſichtbaren* Kirche unterſchieden und alle jene herrlichen Prädicate der Einheit, Allgemeinheit, Apoſtolicität, Heiligkeit, Unfehlbarkeit und Unzerſtörbarkeit, welche der Katholicismus ohne Weiteres ſeinem ſichtbaren Organismus zuſchreibt, bloß der unſichtbaren Kirche vindicirten. An dieſe wird dann gewöhnlich bei dem bekannten Artikel im apoſtoliſchen Symbolum gedacht, welches ſich in alle orthodox proteſtantiſchen Kirchen vererbt hat und ihren Zuſammenhang mit dem katholiſchen Alterthum vermittelt. Es fragt ſich aber hier ſogleich, ob dieſe Prädicate ſich auf die Dauer überhaupt halten laſſen, wenn ſie auf die Sphäre abſtracter Innerlichkeit beſchränkt werden, wenn ſie nicht zugleich die Kraft und den Trieb beſitzen, ſich äußerlich zu manifeſtiren und in die ſichtbare Wirklichkeit zu treten. In der That hat ein großer Theil des Proteſtantismus, beſonders hier in Amerika, jene urchriſtliche Idee der Kirche, ſelbſt in der altproteſtantiſchen Faſſung, factiſch bereits aufgegeben, und der ganze Puritanismus kümmert ſich, wo er conſequent iſt, blutwenig um das apo-

Digitized by Google

ſtoliſche Symbolum, ja findet in ihm ſchon die gefährlichen Keime der Grundhäreſieen des Romanismus, beſonders in dem Artikel von der Höllenfahrt und von der heiligen katholiſchen Kirche. Iſt aber mit dem Aufgeben der Idee der Kirche und mit dem Losreißen von allem Zuſammenhang mit dem chriſtlichen Alterthum nicht die Gefahr gegeben, zuletzt das Chriſtenthum ſelbſt zu verlieren oder es wenigſtens in pure Subjectivität aufzulöſen und dem willkührlichen Belieben des Privaturtheils anheimzuſtellen? Haben nicht factiſch manche unſerer proteſtantiſchen Secten aufgehört, wenn auch ohne ſich deſſen klar bewußt zu ſein, das Chriſtenthum als eine außer und über ihnen ſtehende hiſtoriſche Macht anzuſehen, unter welche ſie ſich in Demuth und Glauben beugen ſollten, und ſchneiden ſie ſich daſſelbe nicht vielmehr nach ihrem Gutdünken ſo zurecht, wie es gerade für ihre ſelbſtiſchen Zwecke paßt? Iſt ein Evangelium ohne Kirche und gegen die Kirche, wie wir es heut zu Tage nicht ſelten mit großem Eifer verkündigen hören, wirklich das Evangelium Chriſti und der Apoſtel und hat ein ſolches unkirchliches und antikirchliches und zugleich alles myſtiſchen Gehaltes entleertes, dem natürlichen common sense ſo viel als möglich angepaßtes Evangelium die Verheißung und die Kraft, die Welt zu überwinden und das Millennium herbeizuführen? Iſt das Chriſtenthum nicht Leib ebenſo gut, wie Geiſt, Fortſetzung der menſchlichen ebenſo gut, wie der göttlichen Natur ihres Stifters und Hauptes, und heißt nicht die Kirche im N. T. der Leib Jeſu Chriſti, die Fülle deſſen, der alles in allem erfüllt? Können wir den Geiſt Jeſu Chriſti behalten, wenn wir ſyſtematiſch darauf ausgehen, ſeinen Leib zu zerreißen und zu zerſtören? Oder iſt dieß vielmehr nicht der ſichere Weg, zuletzt den ganzen Chriſtus zu verlieren? Dieß ſind Fragen, welche des allerernſteſten Nachdenkens proteſtantiſcher Prediger und Theologen würdig ſind, und welche den Artikeln von Dr. Nevin im Mercersburg Review ein ſo tiefes praktiſches Intereſſe geben. Denn eben die Kirchenfrage im weiteſten Umfang des Wortes iſt es, welche dieſen ernſten Mann mehr, als irgend einen amerikaniſchen Theologen beſchäftigt und die ganze Intenſität ſeines Geiſtes und Gemüthes in Anſpruch nimmt.

Nach Rothe nun iſt dieſe graduelle Auflöſung der Kirche, als einer ſpecifiſch religiöſen Gemeinſchaft, ein Fortſchritt in dem Naturaliſationsproceß des Chriſtenthums, das zuletzt die Form des Staates, d. h. der natürlich ſittlichen Gemeinſchaft, annehmen wird. Allein ſind die Staaten denn ſeit der Reformation chriſtlicher geworden? Sind die gegenwärtigen Fürſten etwa frömmer, als ein Friedrich der Weiſe, Johann der Beſtändige, Philipp von Heſſen, Friedrich III, Caſimir, Edward VI und Eliſabeth im 16ten Jahrhundert? Oder laſſen ſich die radicalen Regierungen von Zürich und Genf mit den Magiſtraten derſelben Städte zur Zeit Zwinglis und Calvins in Bezug auf Eifer für Sittlichkeit und Religion vergleichen? Die neuere Zeit, zumal ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution zeigt uns gerade im

Gegentheil ein Streben des Staates und ſeiner Vertreter, ſich nicht nur von der Bevormundung der Kirche, ſondern des Chriſtenthums ſelbſt zu emancipiren. In den Vereinigten-Staaten ſtehen beide Mächte bekanntlich ganz von einander getrennt, und unſere politiſche Conſtitution hat wenigſtens dem Buchſtaben nach mit dem Chriſtenthum gar nichts zu thun. Hier iſt daher der allerungünſtigſte Boden für die Rothe'ſche Theorie und ſchlechterdings keine Ausſicht zur Verwirklichung der Idee eines theokratiſchen, durch und durch chriſtlichen Staates. Die alte puritaniſche Colonie in Maſſachuſetts, wo Kirche und Staat bis gegen Ende des 18ten Jahrh. auf's engſte verbunden und die politiſchen Privilegien von der Erfüllung religiöſer Pflichten abhängig waren, würde jener Anſicht weit mehr entſprechen, und man müßte demnach die ſeit der Revolution vorgegangene Trennung beider Mächte als einen gewaltigen Rückſchritt in der Geſchichte beklagen. Allein für viele europäiſche Gelehrte ſcheint das bereits welt- und kirchenhiſtoriſche Factum von Nordamerika gar nicht zu exiſtiren, ſonſt würden ihre Speculationen einer vielfachen Modification unterliegen.*) Uebrigens zeigt ſich ſeit 20 Jahren auch in England und Schottland eine ähnliche Tendenz, das Band, welches den Proteſtantismus bisher an den Staat geknüpft und ihn dieſem zum Theil ſclaviſch unterworfen hat, immer mehr zu lockern, und mit dem Ausbruch der Revolution a. 1848 ſchien ja ſelbſt der deutſchen Kirche eine völlige Trennung von der politiſchen Macht bevorzuſtehen.†) Wenn neuerdings wieder eine Reaction eingetreten iſt und die Staaten in engerem Anſchluß an die Kirche Schutz und Hülfe ſuchen, ſo geſchieht dieß offenbar aus dem Motiv der Selbſterhaltung, und es wäre traurig genug, wenn die Kirche auf die Gunſt der Potentaten ſich verließe und Fleiſch zu ihrem Arm machte. Ein neuer Revolutionsſturm könnte dieſe Hoffnungen in kurzer Zeit in lau-

*) Aus einem ganz anderen Grunde, als für Rothe, iſt Nordamerika auch für den Spanier Balmez in ſeinem ſehr ausgezeichneten, aber ganz parteiiſchen Werke über moderne Civiliſation ein unbeſchriebenes Blatt und gehört, wie es ſcheint, noch gar nicht zu den civiliſirten Ländern, ſondern wahrſcheinlich zur antediluvianiſchen Mammuthsperiode. Freilich würde gerade hinſichtlich der Civiliſation eine Vergleichung zwiſchen den Vereinigten Staaten und dem ſpaniſchen Amerika ſehr zum Nachtheil des Katholicismus ausfallen. Die Geſchichte der Vereinigten Staaten iſt allerdings für viele Dogmatiker und Politiker ein ſehr unangenehmes Factum, aber deſſen ungeachtet ein Factum, und Facta ſind bekanntlich eigenſinnig.

†) Merle d'Aubigné in ſeinem intereſſanten Buche über die ſchottiſche Kirche, überſetzt von Fiebig 1851, S. 115 meint ſogar, was wir jedoch nicht zugeben können, daß „die Emancipation der Kirche vom Staat und die Emancipation des Staats von der Kirche die größten Entwicklungen ſind, denen unſere menſchlichen Verhältniſſe in dieſem Jahrhundert entgegengehen; dieß iſt die große Kriſis, durch welche wir in die neue Zeit eintreten."

ter Dunſt auflöſen. Der Staat und die Politik haben immer zunächſt die materiellen und weltlichen Intereſſen im Auge und befördern Religion und Kirche bloß, ſoweit ſie denſelben dienſtbar ſind und nicht nach unbedingter Herrſchaft ſtreben.

Staat und Politik gehören überhaupt eigentlich mehr zum Reiche des Vaters. Dieſes muß zwar das Reich des Sohnes vorbereiten und ihm behülflich ſein, denn „der Vater zieht zum Sohne;“ aber das Heil ſelbſt kommt vom Reiche des Sohnes und des heil. Geiſtes. Da wir uns nun kein geſundes Chriſtenthum denken können ohne Verbindung mit der von Chriſtus geſtifteten Kirche, und da uns der Rothe'ſche Verſuch, das Chriſtenthum ohne Kirche und auf ihre Koſten zu retten, weder durch philoſophiſche Gründe, noch durch unbefangene Geſchichtsbetrachtung begünſtigt ſcheint: ſo werden wir zu der Alternative hingedrängt, entweder zum Katholicismus zurückzukehren, oder an eine Wiederbelebung der Idee und des Inſtituts der Kirche im Proteſtantismus, alſo an eine kirchliche Reformation des letzteren zu glauben. Das Erſte ſcheint uns unmöglich, weil das Rad der Geſchichte nun einmal nicht rückwärts gedreht werden kann. Der Proteſtantismus iſt ein viel zu grandioſes Factum, um vom römiſchen Papſte wieder verſchlungen werden zu können, und wenn er es verſuchte, ſo würde es ihm ſicherlich den Magen verderben und zum Erbrechen reizen. Damit wollen wir übrigens keineswegs läugnen, daß der Katholicismus noch immer eine große Miſſion ſelbſt für den Proteſtantismus hat, und daß ſeine neuliche Wiederbelebung und Zunahme von der größten Wichtigkeit und des ernſteſten Nachdenkens werth iſt. Mithin bleibt uns nur das zweite Glied der Alternative übrig, nämlich die Hoffnung auf eine kirchliche Regeneration des Proteſtantismus und auf ein Zeitalter des evangeliſchen Katholicismus, worin die Gegenſätze der Kirchengeſchichte ſich endlich zu höherer Einheit auflöſen und objectives und ſubjectives Chriſtenthum ſich auf's innigſte miteinander verſöhnen werden. In der That zeigt uns auch die neueſte Zeit überall wieder ein Ringen und Streben nach neuem *kirchlich* chriſtlichem Leben, in ſehr verſchiedenen Formen, bei den Einen, beſonders bei den Altlutheranern ein Zurückgehen auf die Reformationszeit und die ſymboliſchen Bücher, bei den Anderen auf die apoſtoliſche Urzeit, bei den Dritten, wie bei den Puſeyiten, eine entſchieden romaniſirende Tendenz, bei den Vierten ein durch Wiederbelebung des Alten bedingter Fortſchritt nach einem noch unbekannten Neuen, ꝛc. Ueber die Confuſion und die vielen krankhaften Beimiſchungen darf man ſich nicht wundern, denn ſie gehören zum Charakter einer kritiſchen Uebergangs- und Vorbereitungsperiode, in welcher wir uns offenbar befinden. Alle dieſe kirchlichen Bewegungen ſprechen gegen Rothe's Theorie. Die Kirche kann alſo nicht untergehen, ſondern wird ſich phönixartig aus ihrer ſcheinbaren Zertrümmerung mit höherer Schönheit, Kraft und Herrlichkeit erheben und die Welt zu Chriſto bekehren. Für ihren endlichen

Triumph bürgt mehr als alle menſchlichen Argumente die ausdrückliche Verheißung des Herrn, daß ſie die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, d. h. daß ſie ſchlechthin unzerſtörbar iſt. *)

Dr. Dorner ein Württemberger, der ſeine akademiſche Laufbahn in Tübingen, als Nachfolger Steudels, begann, dann einen Ruf nach Kiel, ſpäter nach Königsberg und zuletzt nach Bonn erhielt, iſt ebenfalls ein ſpeculativer Theologe und zugleich ein höchſt ausgezeichneter Dogmenhiſtoriker. An gründlicher philoſophiſcher Bildung und ſelbſtſtändigem dogmatiſchem Talent ſteht er keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach. Auch er hat beſonders die Hegelſche Philoſophie und die Schleiermacherſche Theologie vollſtändig in ſeinem Geiſte verarbeitet. Seine dialektiſche Methode und ſeine Geſchichtsbetrachtung ſchließen ſich überwiegend an die erſtere an, er hat aber den Pantheismus Hegels überwunden und ſteht ganz auf kirchlich chriſtlichem Grund und Boden. Sein bedeutendſtes Werk iſt die Entwicklungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti, worin er dieſes wichtige Dogma, das den Mittelpunkt des ganzen chriſtlichen Lehrgebäudes bildet, vom N. T. bis auf die neuſte Zeit herab verfolgt mit einer Gelehrſamkeit und einem Scharfſinn, die ihres Gleichen ſuchen. Auch die Darſtellung iſt ſehr gewandt und würdevoll, obwohl nicht immer einfach und natürlich genug. Es iſt daſſelbe beſonders in der neuen noch nicht vollendeten Umarbeitung ohne Frage eine der werthvollſten und gediegendſten dogmengeſchichtlichen Monographien, welche die theologiſche Literatur aufzuweiſen hat, und die ſiegreichſte Widerlegung der Baurſchen Forſchungen auf demſelben Gebiet. Von dem Verfaſſer, der noch in der beſten Blüthe des Mannesalters ſteht, laſſen ſich wohl noch manche wichtige Beiträge zum Neubau der evangeliſchen Theologie und Kirche erwarten. Dorner nimmt auch einen ſehr lebhaften und hervorragenden Antheil an dem deutſchen Kirchentag und den dort behandelten praktiſchen Fragen der deutſchen Chriſtenheit.

Dr. Haſſe, (nicht zu verwechſeln mit dem Kirchenhiſtoriker Haſe von Jena,) urſprünglich ein Anhänger der rechten oder poſitiven Seite der Hegelſchen Schule, hat ſich durch eine vortreffliche Monographie über Anſelm von Canterbury bekannt gemacht, die aber leider noch nicht beendigt iſt. Der erſte Band, welcher das Leben des großen Scholaſtikers enthält, iſt ein wahres Meiſterſtück objectiver, klarer und eleganter biographiſcher

*) Dieß iſt offenbar der Sinn der bekannten Stelle Matth. 16. Rothe's Erklärung derſelben, der hier ἐκκλησία von βασιλεία θεοῦ unterſcheiden und die Verheißung bloß auf die Zeit des irdiſchen Kampfes beſchränken will, grenzt an Sophiſterei und hat die ganze exegetiſche Tradition gegen ſich. Nach ſeiner Anſicht würde man vom Herrn die Erklärung erwarten müſſen, daß die von ihm auf einen Felſen gegründete Kirche immer mehr untergehen werde, um dem Reiche Gottes oder dem idealen Weltſtaate Platz zu machen.

Darſtellung. Der zweite Band wird den Lehrbegriff Anſelms entwickeln und wahrſcheinlich manchen neuen Aufſchluß über die Anfänge der mittelalterlichen Scholaſtik und Myſtik geben.

4. Die übrigen preußiſchen Univerſitäten.

Wir haben uns ſo lange bei Berlin, Halle und Bonn aufgehalten, daß wir die übrigen preußiſchen Univerſitäten, mit welchen wir ohnedieß nicht aus perſönlicher Anſchauung bekannt ſind, bloß flüchtig berühren können, um Raum für die Schilderung der Theologen an den Lehranſtalten der anderen deutſchen Staaten zu gewinnen. Zu Königsberg, der zweiten Hauptſtadt von Preußen, wo ſeit 1544 eine Hochſchule beſteht, lehren Gebſer, Sieffert, Sommer, Erbkam (der Verfaſſer einer ſehr werthvollen kirchenhiſtoriſchen Monographie über die Secten der Reformationszeit,) und Jacobi (ein Schüler Neanders und Herausgeber eines noch nicht vollendeten Compendiums über Kirchengeſchichte); zu Greifswald in der Provinz Pommern (gegründet a. 1456) Koſegarten, Vogt, Schirmer, Semiſch (Verfaſſer der gründlichen Monographie über Juſtin den Märtyrer.) Die Univerſität von Breslau in Schleſien (ſeit 1702) war früher ein Hauptſitz des vulgären Rationalismus, den dort beſonders Schulz vertrat, und neuerdings des damit eng verwandten Rongeſchen Deutſchkatholicismus. Neben Schulz wirken dort aber jetzt auch entſchieden evangeliſche Männer, wie Hahn und Oehler. Huſchke, das Haupt der Altlutheraner in Schleſien, gehört nicht zur theologiſchen, ſondern zur juridiſchen Facultät.

(Fortſetzung folgt.)

Reale Gegenwart, oder nicht?

(Mit Rückſicht auf einen Artikel im Evangelical Review, 1851 N. IX.)

(Fortſetzung.)

Sehr befremdend iſt S. 47 die Deutung von δαιμόνια durch Halbgötter und Heroen. Es ſtößt dieß an 1.) gegen die S. 38 gegebene Regel, daß man den Schriftſteller nicht mit ſich ſelbſt in Widerſpruch bringen dürfe. Nun ſpricht aber Paulus 1 Tim. 4, 2. ausdrücklich von δαίμονες als verführeriſchen Geiſtern, die als πνευματικὰ τῆς πονηρίας Eph. 6, 12, in verſchiedenen Stufen dem Satan, als Herrſcher, den er in ſeinen Briefen neunmal nennt, untergeordnet ſeien Eph. 2, 2. Ueberdieß ſpricht der Apoſtel Röm. 1, 25. von der Menſchenvergötterung und dem Heroenkult in ganz anderer Weiſe. 2.) Gegen S. 32. 2, daß man nichts gegen den Sinn der übrigen Schrift annehmen ſoll. Nun aber ſind Lev. 17, 7. Deut. 32, 7. ſelbſt im Ausdruck parallel, und weiſen auf höhere böſe Geiſter hin. Das N. T. aber verwechſelt den Ausdruck δαίμονες und δαιμόνια häufig mit πνεύματα ἀκάθαρτα und πονηρά. 3.) Gegen S. 35. 3., daß man die Archäologie vergleichen müſſe. Dieſe aber ſagt uns, daß nicht der Heroendienſt in Korinth der herrſchende war, ſondern der der Afrodite, worauf auch 1 Kor. 10, 8. zu deuten ſcheint. 4.) Die Griechen brauchten δαιμόνια immer im guten Sinn (ſ. Act. 17, 18.) Dieß wäre aber dem Zweck des Apoſtels ganz entgegen.

Ueberhaupt aber iſt die ganze Deutung der Stelle 1 Kor. 10, 16. verfehlt. Dem Wort κοινωνία wird nämlich S. 46 die Bedeutung: geiſtige Gemeinſchaft unterlegt, und dieſe ſelbſt wieder S. 59 durch Erinnerung an den Leib und das Blut Chriſti und Betrachtung des Leibs und Bluts Chriſti (recollection of and reflexion on the Saviour's body and blood) erklärt, und zwar für eine Erinnerung und Betrachtung mittelſt der ſymboliſchen Gegenwart der menſchlichen Natur in den Elementen (S. 63) d. h. kurz geſagt, κοινωνία iſt das Denken an und über den getödteten Leib Chriſti aus Anlaß von Brot und Wein. Als Beweis dafür wird dann eine Reihe von Stellen angeführt, in welchen κοινωνία in dieſem Sinn vorkommen ſoll. Die Stellen ſind in der Ordnung der Konkordanz gegeben, was ſonſt bei exegetiſchen Unterſuchungen nicht der Fall iſt, und der Leſer hat ſich nun erſt ſelbſt die Mühe zu nehmen, ſie zu ordnen.

Zuerſt iſt Eph. 3, 4. zu ſtreichen, weil κοινωνία dort eine längſt allgemein verworfene Leſart iſt. In den anderen Stellen hat κοινωνία 1.) die active Bedeutung: Mittheilung Röm. 15, 36. 2 Kor. 9, 13. Dieſe paßt wegen des folgenden κοινωνοί nicht hieher. 2.) Die intranſitive a) Theilnahme 1 Kor. 1, 9. an Chriſto und ſeinen Wohlthaten, Phil. 3, 10. an den Leiden Chriſti (in dem Sinn wie Kol. 1, 14.) 2 Kor. 13, 10. an den Gaben des heil. Geiſtes; b) per Met. antec. pro cons. die Genoſſen- oder Gemeinſchaft, welche aus der Theilnahme an Etwas zwiſchen den Theilnehmern entſteht, Gal. 2, 9. Gemeinſchaft zur Förderung des Evangeliums, Philem. V. 6. die Gemeinſchaft deines Glaubens ꝛc. mit dem unſern d. h. das Glaubensband zwiſchen dir und uns ſoll ſich aus Anlaß (Winer p. 563, c.) der Erkenntniß alles Guten in uns wirkſam erweiſen für Chriſtum, d. h. zur Förderung der Sache Chriſti; *) c) Gemeinſchaft überhaupt, welche ein gegenſeitiges Wirken einſchließt, 1 Joh. 1, 3. daß ihr in den reichen und gegenſeitigen Verband mit uns tretet, und zwar iſt es der Verband zwiſchen uns und dem Vater und Sohn V. 7. Wenn wir im Licht wandeln, ſo ſtehen wir zunächſt im Verband (mit Gott und Chriſto durch die Erleuchtung und Heiligung, ebendamit aber auch) mit einander, weil die Gnade Gottes uns zum Wandel im Licht und zur Bruderliebe treibt. So liegt an allen Stellen kein bloßes Gedankending, ſondern etwas Höchſtreales dem Wort κοινωνία zu Grund. Dieß ließe ſich nun allerdings zur Noth auch unter dem ganz allgemeinen und vagen Ausdruck: „geiſtige Gemeinſchaft“ — und ſolche Unbeſtimmtheiten liebt namentlich der Rationalismus — befaſſen, allein da der Ausdruck wörtlich durch: denken an und über Leib und Blut Chriſti erklärt wird, ſo wird dieß rein unmöglich, und alle dieſe Stellen ſprechen entſchieden gegen jene Erklärung. Ueberhaupt aber war der Apoſtel nicht ſo arm an Redewendungen, daß er dieſen Gedanken nicht hätte deutlicher, etwa durch μνημονεύειν, wie 2 Tim. 2, 8., oder ἀναμιμνήσκειν 1, 6. ausdrücken können. Noch ſtärker aber ſpricht gegen die Erklärung, daß ſie keinen Sinn gibt. Man läßt den Apoſtel dabei etwa ſo ſprechen: Ihr kennt die tiefe Bedeutung des Abendmahls und könnt daher meine Folgerung wohl beurtheilen und ſchätzen. Bei Brot und Wein denken wir an und über den getödteten Leib Jeſu, **weil** wir ja durch Ein Brot in Eine Gemeinſchaft verbunden werden. (Was wäre-

---

*) Die Schwierigkeit der Stelle hat auch Calvin erkannt. Wenn er aber κοινωνία tranſitiv faßt: die Mittheilung d. h. Aeußerung, Thätigkeit des Glaubens zeige ſich wirkſam in allem Guten, das aus Chriſto in uns iſt, ſo gibt er dem Wort eine fremde Bedeutung und iſt genöthigt, εἰς ſt. ἐν zu nehmen, beides gegen den Sprachgebrauch. κοινωνία τῆς πίστεως ſteht eigentlich ſt. κοινὴ πίστις, allein das Präd. κοινή ſollte ſtark hervorgehoben werden. Der Sinn iſt: Ich flehe, daß der mit dem unſrigen gleiche Gehalt deines Glaubens ſich zur Ehre Chriſti erprobe an denen, in welchen du etwas Gutes aus Chriſto findeſt, wie Oneſimus. So enthält der Satz auf die feinſte Weiſe ſchon die Bitte in ſich.

das für ein Schluß? wie ließe ſich V. 16. auf irgend eine auch nur erträgliche Weiſe mit V. 17. als Grund (ὅτι) in Verbindung bringen?*) Auf ähnliche Weiſe erinnert ſich Iſrael an den Altar und an Gott bei den Opfermahlen. Wird nun nicht auch bei den Heiden und ihren Opfern Etwas der Art Statt finden? Gewiß, denn obgleich ihre Götzen nichts ſind, ſo iſt doch ihr Götzendienſt ein Dienſt der Heroen, ihr ſollt aber nicht an die Heroen denken. Ihr könnt nicht zugleich am Tiſche des Herrn und dem der griech. Heroen Theil nehmen, oder wollt ihr den Herrn zum Zorn gegen euch reizen? Oder faßen wir's kürzer, ſo würde der Apoſtel, um die Korinthier vor den Götzenmahlen zu warnen, ſie auf die Unverträglichkeit derſelben mit der Feier des Abendmahls verweiſen; denn das Abendmahl erinnere an Chriſtum, die Götzenmahle ſollten ſie eigentlich an die Heroen erinnern, für welche ſie beſtimmt ſeien. Damit aber reizen ſie den Herrn zum Eifer über ſich. Es läßt ſich nicht abſehen, wie ein ſolcher Grund des Apoſtels würdig und für die Korinthier bindend geweſen wäre. Iſt die Erklärung aber ſchon dem nächſten Zuſammenhang entgegen, ſo noch mehr dem ganzen Abſchnitt von c. 8, 1 — 11, 1. Daß in demſelben ein genauer Fortſchritt des Gedankengangs ſei, erhellt aus der Uebereinſtimmung von 8, 13. mit 10, 31. 11, 1. Eher, ſagt der Ap. 8, 13. wolle er kein Fleiſch eſſen, als dem Bruder irgend ein Aergerniß geben. Dieß ſei keine Uebertreibung, er habe ja wirklich bereits eine ſolche Verläugnung bewieſen, denn er habe der ehelichen Verbindung und jeder Belohnung für ſein Predigtamt entſagt, ob er gleich durch Geſetz und menſchliche Ordnung und Sitte dazu berechtigt geweſen wäre 9, 1—15. Aber dieſes Verzichten auf Lohn ſei — namentlich den falſchen Apoſteln gegenüber 2 Kor. 11, 7. — ſein Ruhm, denn es beweiſe, daß er ſein Amt mit Freuden — ohne Nebenabſichten thue, ja weil Jedermann offenbar geweſen, daß er keinen Vortheil, ſondern nur die Verbreitung des Evangeliums ſuche, habe er ſich ohne Schaden für die Sache auch den Schwachen anbequemen und ihrer Befangenheit Vieles zugeben können. Sein einziger Ruhm und Lohn ſei, Viele zu gewinnen und mit ihnen an der Seligkeit des Evangeliums Theil zu nehmen 16—23. Um zu dieſem Ziel zu gelangen, werde gleiche Anſtrengung, wie von den Kämpfern in den Iſthmiſchen, den Korinthern wohl-

*) Auch de Wette, welcher *κοινωνία τοῦ αἵμ. κ. σώματος* von einer nicht materiellen Theilnahme am Leib und Blut Chriſti erklärt und in V. 17. den Grund dafür findet, der aus der Wirkung des Genuſſes als eines gemeinſchaftlichen hervorgehe, muß dem Apoſtel den Schluß unterſchieben: der Genuß von Brot und Wein bringt uns in die Gemeinſchaft der Gemeinde Chriſti, die Gemeinde iſt der Leib Chriſti, aber der Leib Chriſti iſt auch ſein wirklicher Leib und ſein Blut, alſo bringt uns Brot und Wein in Gemeinſchaft mit dem Leib und Blut Chriſti. — Und eine ſolche quaternio terminorum ſoll damit entſchuldigt werden, daß der Apoſtel durch die geläuf. Metapher: Leib Chriſti=Gemeinde dazu veranlaßt worden ſei!!? Wer möchte dem Apoſtel einen ſo falſchen Schluß beimeſſen?

bekannten Spielen erfordert, und zu dieſer Anſtrengung und Selbſtverläugnung fordere er ſie als ein Mann, der mit ſeinem Beiſpiel vorangegangen ſei, auf 24—27., denn (γάρ richtige Lesart ſt. δέ) Anſtrengung und beſonders Enthaltung vom Götzendienſt ſeien nothwendige Erforderniſſe des Chriſten; dieß ſei ſchon in der Geſchichte der Israeliten mit großem Ernſt und Nachdruck angedeutet. Jene, die ſo großer Wohlthaten und unter denſelben auch einer geiſtigen (nicht bloß wunderbaren, ſondern auch einer ihr Gemüth mannigfach anſprechenden) Speiſe und eines geiſtigen Trankes gewürdigt worden ſeien, fielen doch durch Götzendienſt in Sünde und Strafe. Meidet deren Vergehungen, die euch zur Warnnng aufgezeichnet wurden, und ſeid, auch wenn ihr bisher euch vor Sünde bewahrt habt, nicht ſicher. Bis jetzt hattet ihr nur menſchliche Verſuchungen zu beſtehen, es könnten euch auch ſchwerere d. i. dämoniſche treffen, vor welchen euch Gott bewahren wolle — 10, 1—13. Darum fliehet vor allem den Götzendienſt. Ihr wißt, ihr habt noch eine edlere und geiſtigere Speiſe und Trank, als die Israeliten V. 14. Brot und Wein im Abendmahl ſtehen in Verbindung mit dem Leib und Blut Chriſti. (Mit großem Nachdruck hier abstractum pro concreto ſtatt: die Brot und Wein Genießenden nehmen Theil am Leib und Blut Chriſti) V. 16. Und weil es ſomit Ein Brot, Ein Wein iſt, an dem wir als einem und demſelben Ganzen Theil nehmen, ſo werden wir dadurch auch Ein Leib, Eine zuſammengehörige Gemeinſchaft. V. 17. Es findet ſich weder im N. T. und bei den LXX., noch bei den Profanſcribenten eine Stelle, wo μετέχειν mit ἐκ conſtruirt iſt, darum hat man allen Grund, dem ἐκ die ihm ſonſt gewöhnliche Hinweiſung auf die gemeinſame Maſſe, von der Etwas kommt, zu geben. So Joh. 6, 50.: ἐξ αὐτοῦ φάγῃ, daß Einer Etwas von dieſem Brot eſſe. 1 Joh. 4, 13.: er gab euch Etwas von dem Ganzen des heil. Geiſtes. — Der Schluß iſt alſo der: Was uns zu einem Leib vereint, iſt ein und derſelbe Kelch, ein und daſſelbe Brot, an dem wir als der Allen gemeinſamen Maſſe Theil haben. Nun iſt es aber an allen euren und unſeren Orten (1 Kor. 1, 2.) in Epheſus und Korinth, in Macedonien und Kleinaſien, nicht eine und dieſelbe äußere Maſſe von Brot und Wein, an der wir Theil nehmen, alſo iſt es etwas Anderes, was die Einheit dieſer Maſſe bildete, nämlich der Leib und das Blut Chriſti V. 17. Auf ähnliche Weiſe nimmt auch der Israelite bei ſeinen Dankopfer-Mahlzeiten am Altar, als dem Tiſche Gottes, Antheil. Er iſt dabei Gottes Gaſt, denn das Dankopfer gehört dem Herrn Lev. 7, 20., er beſtimmt die Gäſte V. 19. coll. Deut. 12, 18., ja ſelbſt die Zeit, innerhalb welcher es genoſſen werden ſoll Lev. 7, 14—17., und was der Israelite den Gäſten beim Dankopfer gibt, wird als dem Herrn gegeben angerechnet V. 18. Bei den Götzenopfern dagegen ſind zwar die Götzen Nichts, und ebendarum die Götzenopfer inſofern Nichts beſagend; weil aber der Götzendienſt ein Werk der böſen Geiſter iſt, ſo werden auch die Opfer eigentlich den böſen Geiſtern dargebracht. Mit den böſen Gei-

ſtern aber ſollt ihr in keine Gemeinſchaft kommen vgl. 2 Kor. 6, 15. Der Tiſch des Herrn und die Opfermahle für böſe Geiſter vertragen ſich nicht zuſammen. Ihr würdet euch dadurch die Rache des Herrn zuziehen, der die Werke des Teufels zu zerſtören kam V. 19—22. Ihr ſeht hieraus, wie der Götzendienſt zwei Seiten hat, und wie dadurch auch in Bezug auf den freien Genuß des außer den Tempeln genoſſenen Opferfleiſches die Freiheit, daſſelbe zu genießen, durch die Rückſicht auf unſer eigenes und der Brüder Wohl beſchränkt werde. Ein Chriſt kann zwar Götzenopferfleiſch genießen, weil er weiß, die ganze Schöpfung iſt des Herrn und die Uſurpation der Dämonen kann ihm Nichts entreißen, wenn es ihm aber als ſolches vorgeſetzt wird, und er genießt es, bloß um ſeine Glaubensſtärke zu zeigen, oder um den Heiden gefällig zu ſein, ſo frommt es ihm ſelbſt nicht, denn er thut es aus unlauteren Gründen; noch mehr aber verletzt er das Gewiſſen Anderer, die das außer den Götzenmahlen genoſſene Opferfleiſch für etwas noch von den böſen Geiſteen Verunreinigtes anſehen, und vielleicht gegen ihre Ueberzeugung ſich auch zum Genuß deſſelben durch ſein Beiſpiel verleiten laſſen. Ja, ſelbſt der Heide (V. 32.) kann dadurch zur Meinung veranlaßt werden, daß ſein Götzendienſt doch nicht ſo ganz verwerflich ſei. Darum nehmt eine ſelbſtverläugnende Rückſicht auf Andere, wie ich euch hierin mit meinem Beiſpiel vorgehe 23—11, 1. So kommt der Apoſtel wieder auf 8, 13. zurück.

Auch dem Scharfſinn Calvins wurde es ſchwer, die richtige Erklärung zu umgehen. In der Ueberſetzung gibt er κοινωνία durch Mittheilung, im Commentar bemerkt er, der Grundbegriff ſei Gemeinſchaft, und V. 17. ſei Epexegeſe, worin bloß eine Ermahnung zur Liebe enthalten ſei. Der Sinn der Stelle iſt nach ſeiner Anſicht der: Iſt der Kelch, das Brot nicht eine Mittheilung Chriſti, wodurch er, wie das Blut das Leben in den Körper, ſo ſein Leben in die Gemeinde ergießt und ſie dadurch vereinigt, denn durch den Genuß des Einen Brotes werden wir in Einen Leib vereinigt. Auf gleiche Weiſe werden die Israeliten, von denen ihr ausgegangen ſeid, durch die Theilnahme an den Opfern Gottes geheiligt. Dagegen werden die Götzendiener durch ihre Opfer mit den böſen Geiſtern in Verbindung gebracht, und für deren Gemeinſchaft geweiht. Dabei bemerkt er, V. 16. ſei die Rede zwar bildlich, doch dürfe man den Grundbegriff nicht aufgeben, daß die Seele die Mittheilung des Bluts Chriſti empfinde. Allein wenn in V. 17 der Sinn von V. 16. beſtimmt und alſo die Gemeindeverbindung der Hauptgedanke iſt, ſo paſſen die beiden folgenden Vergleichungen nicht, auch kann κοινωνία nicht wohl in einem aktiven Sinn genommen werden, da das zweimal folgende κοινωνοί die intranſitive Bedeutung hat. V. 14—22 iſt offenbar theils Anwendung theils Verſtärkung des V. 1—13 Geſagten. Im Abendmahl tretet ihr, wie ihr wißt, in eine weit engere Verbindung mit dem Herrn, als die Israeliten bei ihren Dankopfern. Wenn ihr alſo durch Theilnahme an den Götzenmahlen euch dem Einfluß der böſen Geiſter

Preis gebet, ſo verſündigt ihr euch noch mehr, als die alten Israeliten. Hienach habt ihr eure Freiheit in Bezug auf den Genuß des verkäuflichen oder ſonſt euch vorgeſetzten Opferfleiſches zu bemeſſen. Es findet in den Vergleichungen ein ſtufenweiſes Herabſteigen von der höheren zur niederen Verbindung ſtatt, und es iſt daher irrig, aus der letzten Vergleichung auf den Sinn der erſten ſchließen zu wollen. Richtig bemerkt daher Hedinger: „Schwätzer ſind's, die ſagen: Wie man am Teufelstiſch den Teufel nicht empfange als Speiſe und Trank, ſo könne man von Chriſti Tiſch nicht rühmen, daß man ſeiner als einer geiſtlichen Speiſe theilhaftig werde. Welch eine Weisheit außer dem Zirkel und Zweck der Vergleichung!“

Eine ſtarke Beſtätigung erhält obige Erklärung durch die Stelle Ebr. 13, 10. Der ganze Abſchnitt V. 7—19. enthält eine Ermahnung, ſich die verſtorbenen V. 7—16. und die noch lebenden Lehrer V. 17—19. treulich zu Nutz zu machen. Sie ſollten, ermahnt er ſie, am Glauben und der Lehre von dem ſtets unwandelbaren Chriſtus, welche ſie von ihren verſtorbenen Lehrern erhalten hätten, feſthalten V. 7. 8. und ſich nicht durch Irrlehrer, welche die fortdauernde Verbindlichkeit des Moſaiſchen Geſetzes behaupten, irre machen laſſen. Die durch Chriſti Tod erworbene Gnade, nicht etwa z. B. die Speiſegeſetze ſeien die Hauptſache, 9. Daß dieſe nicht mehr gelten, gehe klar daraus hervor, daß die Chriſten von einem Sündopfer eſſen dürfen, deſſen Blut in's Heiligſte gebracht ſei, nämlich vom Leib Chriſti, 10. 11. Als ein ſolches Sündopfer erduldete Chriſtus den Tod am Kreuz außerhalb Jeruſalem, 12. Darum ſollen wir auch das irdiſche — bald ſinkende — Jeruſalem mit ſeinem levitiſchen Schattenweſen verlaſſen 13, das uns durch Chriſtum erworbene himmliſche ſuchen 14, und ſollen ihm Opfer (nicht von Thieren, ſondern) des Danks 15, und der Liebe gegen unſere dürftigen Brüder bringen, 16. Die Stelle iſt ſchlagend für die lutheriſche Lehre vom A. Denn der Genuß des Leibs und Bluts Chriſti ſteht hier im Gegenſatz zu den verbotenen Speiſen im Moſ. Geſetz und namentlich zu dem Sündopfer, deſſen Blut in's Heilige kam und deſſen Genuß den Prieſtern verboten war. Hier läßt ſich an keinen geiſtigen, bloß ſymboliſchen oder mnemoniſchen Genuß denken, denn ein ſolcher war nicht verboten. Es muß alſo vom wirklichen Genuß des Leibes Chriſti als eines Sündopfers die Rede ſein.

S. 51 wird in der Stelle Joh. 6, 51 ff. jede Beziehung auf das Abendmahl vornehmlich aus dem Grunde geläugnet, weil dieſe Rede Jeſu ein ganzes Jahr vor der Einſetzung des Abendmahls gehalten worden ſei, und die Jünger die Beziehung gar nicht hätten verſtehen können. Dieß klingt etwas rationaliſtiſch. Denn damit wird dem Herrn die Fähigkeit, etwas Künftiges vorherzuſagen, ja ſelbſt jeder Entwurf eines Plans für ſein großes Erlöſungswerk, in welchen natürlich ſeine wichtigſten Anordnungen (ordinances) aufgenommen ſein mußten, abgeſprochen. Noch mehr. Wenn die Jünger Alles verſtehen oder anſchaulich vor Augen haben mußten, worüber ſie Jeſus belehrte, ſo müßten auch alle die nach ihrem eigenen Zeugniß ihnen unverſtänd-

liche Winke, die Jeſus ihnen gab Joh. 2, 22. Luk. 18, 34. als unhiſtoriſch geſtrichen werden; ja wenn Jeſus hier nicht mit Beziehung auf das Abendmahl ſprechen konnte, weil es noch nicht eingeſetzt war, ſo konnte er auch Joh. 3, 5. nicht von der Taufe ſprechen, denn obgleich ſeine Jünger tauften 4, 2, ſo wurde ja doch die Taufe für ſeine Nachfolger erſt nach ſeiner Auferſtehung von ihm angeordnet, Mt. 28. Dieſer Grund erſcheint alſo als ganz nichtig, wenn man nicht Jeſum zu einem kurzſichtigen, in ſeinen wichtigſten Anordnungen rein vom Augenblick abhängigen Menſchen und zu einem Lehrer machen will, der nicht im Stande war, ſeinen Jüngern, wenn auch für den Augenblick dunkle doch ſo bedeutſame Winke zu geben, daß ſie wie Spieße und Nägel (Eccl. 12, 11.) in ihrem Sinn haften mußten, bis die Zeit der Enthüllung dieſer Räthſel kam und dieſelben alsdann nur von um ſo größerer Wichtigkeit für ſie werden mußten. Auch einige der übrigen Gründe ſind unhaltbar. Wenn z. B. in Vers 51.: „das Brot, das ich gebe, iſt mein Fleiſch, welches ich gebe für das Leben der Welt,“ aus dem Ausdruck: für das Leben der **Welt** geſchloſſen wird, daß die Rede nicht auf's Abendmahl gehen könne, weil es ſonſt heißen müßte: für das Leben der Gläubigen, als ob nicht Mark. 14, 24. ganz parallel wäre: mein Blut, das für die Vielen (d. i. Alle, alſo die Welt) vergoſſen wird; ſo iſt dieß offenbar eine ſehr geſuchte und grundloſe Einwendung. Noch auffallender wird behauptet, daß, wenn die Rede auf das Abendmahl ſich bezöge, ſie auch den Satz enthielte: der Leib des Kommunikanten befinde ſich ebenſo im Leib Chriſti, wie dieſer im Leib des Kommunikanten. Schon durch das Wort: μένει (er bleibt in mir) iſt jede ſolche ſchiefe Folgerung abgeſchnitten, denn es ſetzt ja voraus, daß unſer Sein in Chriſto und Chriſti in uns ſchon vor dem Genuß hergehe, überdieß aber ſollte doch jeder Exeget wiſſen, daß Sein in Chriſto ſo viel iſt als: im Sinn Chriſti denken und handeln, und daß das Sein Chriſti in uns, wenn von demſelben im Allgemeinen die Rede iſt, die Wirkſamkeit des Geiſtes Chriſti in uns bezeichnet. Dieſe Bemerkung ſo wie die andere S. 47, ob denn die Juden ihren Altar, oder die Heiden die Leichname ihrer Heroen gegeſſen hätten? erregt ein unbehagliches Gefühl in jedem Leſer, der Achtung vor dem göttlichen Wort hat, und erinnert an jene erſten Rationaliſten des 18ten Jahrh., welche z. B. 1 Kor. 8, 6. aus dem Gebrauch des Worts: „von“ beim Vater und des Worts „durch“ bei Chriſto ſchloſſen, daß Chriſtus geringer als Gott ſei, und die man deßwegen Syllabici (Sylbenſtecher) nannte.

Die wichtigeren und beſſeren Gründe derer, welche eine Beziehung auf das Abendmahl in Joh. 6. läugnen, ſind dieſe: 1.) Es iſt von den Mittheilungsmitteln oder Elementen im Abendmahl mit keinem Wort die Rede. 2.) Es heißt V. 51, 53. dieß Brot, oder das Fleiſch Chriſti gebe ewiges Leben, nun gibt aber der Genuß des Abendmahls ſo vielen unwürdigen Gäſten nicht das ewige Leben, alſo kann unter dem Genuſſe des Fleiſches

Chriſti nicht das Abendmahl verſtanden werden, ſondern man muß unter dem Eſſen des Leibes Chriſti an die innigſte Aneignung ſeines Verſöhnungstodes durch den Glauben denken. 3.) Man kann nicht ſagen, daß der, welcher ohne ſeine Schuld des ſakramentlichen Genuſſes entbehrt, das ewige Leben nicht habe, V. 53. Es kann alſo nicht vom ſakramentlichen Eſſen die Rede ſein. Dazu kann man ſetzen: 4.) es iſt dem N. Tlichen Sprachgebrauch gemäß, σάρξ immer von dem irdiſchen Leib Chriſti (dem ὁμοίωμα σαρκὸς ἁμαρτίας Röm. 8, 3.) dagegen σῶμα vom verklärten Leib Chriſti, der im Abendmahl empfangen wird, zu gebrauchen, es muß alſo von Etwas die Rede ſein, was auf ſein irdiſches Leben Beziehung hat, nämlich von ſeinem Verſöhnungstod. 5.) τρώγειν (verwandt mit τρώω verwunden, τρίω reiben,) bezeichnet eigentlich zermalmen, und führt auf den Begriff: in succum et sanguinem vertere, alſo den Kreuzestod Jeſu für ſich in Kraft und Leben verwandeln, während φαγεῖν der gewöhnliche Ausdruck für den Genuß des Abendmahls iſt.

Allein ſo gewichtig dieſe Gründe ſind, ſo erheben ſich doch ebenſo gewichtige Zweifel gegen die Anſicht, daß gar keine Beziehung in dieſer Stelle auf das Abendmahl genommen werde: 1.) Johannes, der Ergänzer der Synoptiker, erzählt die Einſetzung der Taufe und des Abendmahls nicht, weil er ſie aus jenen als bekannt vorausſetzt, dagegen gibt er die Unterredung mit Nikodemus, durch welche die Bedeutung der Taufe in's hellſte Licht geſetzt wird; ſollte er nicht ebenſo an dieſer Stelle recht eigentlich in der nämlichen Abſicht, die Bedeutung des Abendmahls zu beleuchten, auch die Rede Jeſu zu Kapernaum gegeben haben? Man darf dieß um ſo mehr annehmen, da er bloß deßwegen das Wunder der erſten Speiſung, das in den 3 erſten Evangelien erzählt wird, in ſeinen Bericht aufgenommen zu haben ſcheint. 2.) Der Evangeliſt weist aus Anlaß dieſer Rede V. 64. ſehr beſtimmt auf die letzten Tage Jeſu und den Verräther hin, der gerade bei jenem letzten Mahl als eine ſo markirte Perſon erſcheint. 3.) Man kann keinen Grund angeben, warum Jeſus von dem durch die Umſtände gegebenen Bild des Brots auf einmal auf ſeinen Leib und Blut als Gegenſeände des Genuſſes übergeht. Zwar von ſeinem Leib hätte er als Sündopfer ſo ſprechen können, weil dieß in gewiſſen Fällen von den Prieſtern genoſſen werden durfte, aber das Blut des Opfers, wie jedes andere, war den Jsraeliten auf's ſtrengſte verboten. — Wie kommt es alſo, daß er auf dieß nach S. 44 ſo empörende Eſſen ſeines Fleiſches und gar auf das Trinken ſeines Blutes übergeht, und dadurch ſchon bei den Zuhöhern den ſtarken Horror hervorbringt, der V. 52. bemerkt wird? warum wählte er nicht lieber, um auf ſeinen Tod zu weiſen, das 3, 14. 12, 32. von ihm gebrauchte Bild der Erhöhung in gedoppeltem Sinn? 4.) Es iſt auffallend, daß Jeſus ſo beſtimmt Leib und Blut von einander unterſcheidet und von jedem beſonders ſpricht, wie ſie wirklich in ſeinem Tode geſchieden und mit Beziehung darauf in ſeinem letzten Mahl

von ihm beſonders dargeboten wurden. In Erwägung dieſer Punkte muß man geneigt ſein, wenigſtens eine mittelbare Beziehung anzunehmen, über welche ſich Bengel treffend ſo ausdrückt: „Jeſus hat ſeine Worte mit Weisheit ſo geſtellt, daß ſie für jetzt und immer von dem geiſtigen Genuß handelten, nachher aber, ſobald das Abendmahl eingeſetzt war, auf dieß große Geheimniß zutrafen, denn die Sache ſelbſt iſt von ſolcher Bedeutung, daß man wohl denken kann, Jeſus habe wie vom Verräther V. 71. und von ſeinem Leiden V. 51, ſo auch vom Abendmahl, an das er bei dieſer Rede ganz gewiß dachte, ein Jahr zuvor eine Vorherverkündigung gegeben, damit ſeine Schüler ſich derſelben erinnern möchten. Die ganze Rede von ſeinem Fleiſch und Blut bezieht ſich auf ſein Leiden und ebendamit auf das Abendmahl, daher die beſtändige abgeſonderte Erwähnung von ſeinem Fleiſch und Blut, denn in ſeinem Leiden wurde das Blut von ſeinem Körper getrennt und das Lamm geſchlachtet.“ Ebenſo Calvin, welcher ſagt: die Stelle handelt vom beſtändigen Eſſen des Glaubens, dabei aber geſtehe ich zu, daß hier Nichts geſagt ſei, was nicht im Abendmahl den Gläubigen vorgebildet und ertheilt werde, das Abendmahl ſollte nach Chriſti Abſicht das Siegel dieſer Rede ſein. Und ſo ſagt auch Auguſtin: das Geheimniß, das in dieſer Rede vorgetragen ſei, werde ſymboliſch im Abendmahl dargeſtellt. Die ganze Rede hat folgenden Hauptinhalt: Der Vater gibt euch im Gegenſatz zum Manna in meiner Perſon 1.) das wahrhafte aus dem Himmel kommende Brot V. 32, 2.) das lebendige Brot, das in ſich Leben hat und Leben gibt, während bei dem Genuß des Mannas eure Väter geſtorben ſind. V. 35. 48. Darauf fährt er fort: V. 51. Und ich, als dieß lebendige Brot, gebe für die Menſchen meinen Opferleib und mein Verſöhnungsblut. Wenn ihr dieß im Glauben genießet und in Kraft und Saft verwandelt, dann allein habt ihr das ewige Leben. Aber ſetzt er V. 62. hinzu: Auch mein Leib ſelbſt wird durch die Himmelfahrt zu Geiſt erhoben und darum wohl mittheilbar. Das Fleiſch, als ſolches, nach ſeiner Aehnlichkeit mit dem Fleiſch der Sünde, nützt freilich zum Beleben nicht, aber, was Geiſt und vergeiſtigt iſt, das bringt Leben. Meine Worte aber und die darin bezeichneten Sachen beziehen ſich auf Geiſt oder geiſtige Dinge und ſomit auf Leben d. h. ſie beziehen ſich auf die Zeit, da ich im Geiſt d. i. durch den Uebergang in einen geiſtigen Zuſtand gerechtfertigt ſein werde als göttliches Weſen 1 Tim. 3, 16. und das oben Ausgeſprochene auch noch auf andere Weiſe realiſiren werde.

2. Die Einſetzungsworte.

Von der Einſetzung des Abendmahls haben wir bekanntlich vier Berichte, die ſich in zwei Gruppen theilen. Zur erſten gehört der Augenzeuge Matthäus und Markus, deſſen Bericht nach der alten Kunde aus des Augenzeugen Petrus Munde floß, zur zweiten der beim Abendmahl nicht gegenwär-

tige Apoſtel Paulus und ſein Begleiter Lukas. Die beiden Erſten ſind kürzer und haben namentlich die Worte: „das thut zu meinem Gedächtniß,“ nicht. Die Letzteren haben dieſelben, und Lukas unterſcheidet ſich vom Paulus noch durch einen merkwürdigen Beiſatz. Aber ohne über dieß Alles auch nur Ein Wort zu ſagen, wird des Paulus Bericht im Evang. Rev. S. 54 unter dem Titel: „die ächte hiſtoriſche und Pauliniſche Erklärung der Einſetzungsworte,“ gegeben, und zum Ueberfluß S. 58 dieſer Titel wiederholt, als verſtände ſich dieß Alles von ſelbſt. Was ſoll man aber von den anderen Berichten denken? Sind ſie unrichtig, oder gar unächt? Und wenn die Pauliniſche Erklärung nach S. 59 von ſo unſchätzbarem Werth iſt, weil nach ihr der alleinige Zweck des Abendmahls die Erinnerung an den Kreuzestod Jeſu ſein ſoll, warum haben gerade die übrigen Zeugen dieſes Zwecks nicht erwähnt? So lange über dieſe Fragen, über das Verhältniß der vier Berichte zu einander und über das gewichtige ἀπό 1 Kor. 11, 23., über welches ſich die alten Erklärer von den meiſten neueren ſcheiden, nicht volle und genügende Auskunft gegeben wird, ſo lange erſcheint die ganze Darſtellung rein als ein exegetiſches Poſtulat, das wir auf Treu und Glauben annehmen ſollen.

Das Paſſamahl wird S. 54 mit ein Paar Worten als Erinnerungsfeier an die Gnadenwohlthaten Gottes in Aegypten und zugleich als vorbildlich auf Chriſtum bezeichnet. Die Hauptwohlthat ſei geweſen das Vorübergehen des Herrn nach Ex. 12, 11., welche Stelle ſo erklärt wird: „Ihr ſollt's eilig eſſen, denn(?) es iſt d. h. es bedeutet des Herrn oder des Engels des Herrn Vorübergehen (passing over).“ Die Ueberſetzung „bedeutet“ ſei nothwendig, weil Niemand daran denken werde, daß das Paſſalamm das Vorübergehen des Herrn geweſen ſei. Aber ebenſowenig wird ſich Jemand denken können, daß das Paſſalamm das Vorübergehen bedeutet, und noch weniger wie der im Hebräiſchen für ſich ſtehende Satz von einem Erklärer durch denn (for) als Kauſativſatz an den vorigen: man ſoll es in Reiſekleidern, ſtehend und in Eile eſſen, angereiht werden könne. Das Paſſalamm oder vielmehr ſein an die Thürpfoſten geſtrichenes Blut bewirkte das Vorübergehen; dafür aber läßt ſich nicht ſagen: es bedeutete, oder wer wollte ſagen: der Schnee auf dem Pflaſter bedeutet Näſſe und Eis, ſtatt er bewirkt, veranlaßt daſſelbe. Die Erklärung iſt aber nicht bloß gegen den common sense, ſondern auch gegen die Grammatik. Geſetzt ladonai wäre als Genit. zu faſſen, ſo müßte überſetzt werden: es iſt ein Uebergang des Herrn, während doch der beſtimmte Artikel erfordert würde. Aber es kann gar nicht als Gen. genommen werden, da hi als Stellvertreter des verbum subst. dazwiſchen ſteht, und iſt alſo Dativ, wie die LXX richtig überſetzen: πάσχα ἐστὶ κυρίῳ. Die Vulg. aber überſetzte dafür domini, weil der Römer das esse in dieſem Sinn lieber noch mit Gen. als Dat. verbindet, und dieſe Ueberſetzung ging, wie ſonſt oft, ſo auch hier in die lutheriſche und engliſche Ueberſetzung the Lord's passover über. Zu paesach aber wird von dieſen Ueberſetzern und den Rabbinen aus dem gleichlautenden Satz V. 27. dsaebach

Digitized by Google

hinzugedacht, das auch ſonſt ſehr oft fehlt, wie Lev. 1, 9. 9, 10., ſelbſt nach Einigen Röm. 8, 3. περὶ ἁμαρτίας sc. θῦμα. Demnach iſt der Sinn: es iſt ein Paſſaopfer für den Herrn. Nimmt man indeß an dieſer Auslaſſung darum Anſtand, weil es auffallend wäre, wenn Moſes gerade an der Stelle, wo er das erſte Mal davon ſpricht, das dsaebach ſollte ausgelaſſen haben, ſo kann man etwa auch paesach als Met. Conseq. pro causa *) faſſen und überſetzen: Ein Uebergang d. i. ein Grund des Uebergangs wird dieß (nämlich eure Befolgung der Verordnungen wegen des Paſſalamms) wird es ſein für den Herrn. Für Freunde der tropiſchen oder figurativen Deutung mag übrigens hier noch bemerkt werden, daß Storr Obs. p. 18 paesach per Met. rei signatae pro signo ſtatt Blut des Paſſalamms und dieß wieder per synecd. partis per toto für das Paſſalamm nimmt, wo dann überſetzt werden muß: Es iſt ein Lamm für den Herrn, was, wie Alles bei Storr, wenigſtens einen guten Sinn gibt, der der obigen Erklärung abgeht.

Statt obiger Bemerkungen wäre es beſſer geweſen, dem locus der altlutheriſchen Dogmatik von dem Sakrament des Paſſa mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken und die Beziehung deſſelben auf's Abendmahl in's Auge zu faſſen. Das Paſſalamm wurde das erſte Mal geſchlachtet, um die Thüren damit zu beſtreichen und den Todesengel abzuhalten Ex. 12, 13. 27. und hatte damit die Bedeutung eines Sühnopfers. Ex. 12, 27. An dieſe erſte Beſtimmung erinnerte in der Folge der Umſtand, daß das Lamm in der Folge am Heiligthum Deut. 16, 5. unter Abſingung des großen Hallel (Pſ. 113—118.) vom Hausvater ſelbſt (die Schlachtung durch Prieſter war Ausnahme 2 Chr. 30, 17. Esr. 6, 20.) geſchlachtet, das Blut aber von dem Prieſter dem Herrn dargebracht und geſprengt wurde 2 Chr. 30, 17. 34, 35. — Das Fleiſch des Opferlammes aber ſollte an demſelben Tage von einer oder ein Paar Familien zuſammen genoſſen und das Uebrige verbrannt werden. Dieß gab demſelben Aehnlichkeit mit dem Dankopfer, von welchem es ſich jedoch dadurch unterſcheidet, daß nichts davon auf den Altar kam, (wiewohl ſpäter nach Mischn. Pesach 5, 10. die Fettſtücke auf dem Altar verbrannt worden ſein ſollen.) Daß es nicht im Tempel genoſſen und daß das Uebrige nicht mit heiligem, ſondern mit gemeinem Feuer verbrannt wurde, darauf bezieht ſich die Benennung khorban für das Paſſalamm Num. 9, 7. 13. Ganz entſprechend iſt das Abendmahl zunächſt Erinnerung an das für immer gültige, Einmal im ewigen Geiſt Gott dargebrachte Sühnopfer Chriſti Ebr. 9, 12. 25—28., welchen Johannes Ev. 19, 36. und Paulus 1 Kor. 5, 7. ausdrücklich für das Gegenbild des Paſſalamms erklären und der Jeſ. 53, 7. Joh. 1, 29. Apoc. 5, 12. 1 Petr. 1, 19. das Lamm heißt, durch deſſen Blut wir erkauft ſind, aber es iſt

*) Die Metonymie als einer der 4 tropi iſt S. 119 ausgeblieben und nimmt nach der Metapher, zu der die Allegorie als fortgeſetzte Metapher bloß als eine Unterabtheilung gehört, die zweite Stelle ein.

auch zugleich ein Genießen des für uns Einmal dargebrachten Sühnopfers, das einen Gegenſatz zum A. T. bildet Ebr. 13, 10. und ſomit ein Dankopfer, wovon es ſchon in der erſten Periode ſeinen Namen Euchariſtie erhalten hat (ſ. Apol. XII. Form. Conc. ed. Rech. Lips. 1677. p. 255. 268.) Das Paſſa ſollte aber nach Exod. 13, 9. auch ein Bundesfeſt ſein, denn der Auszug aus Aegypten war zugleich Anfang der Bundes-Verbindung Israels mit Gott, welche auf Sinai ihren Abſchluß erhielt. Schon bei der erſten Erſcheinung erklärte Gott dieſen Bund für den Zweck der Ausführung Ex. 3, 12., darum heißt das Volk im Befehl Gottes an Pharao 4, 22., der erſtgeborne Sohn des Herrn, und beim Auszug das Heer des Herrn. 12, 41. Darauf beziehen ſich auch die weiteren Verordnungen, daß kein unbeſchnittener Fremdling am Paſſa Theil nehmen ſollte 12, 48., daß gleich nach dem Auszug die Erſtgeburt Gott geweiht c. 13. und daß dem Volk ſogleich die Wolkenſäule 13, 21. und ſchon auf dem Lagerplatz zu Sin der Sabbath 16, 13. gegeben wurde Deßwegen wird ferner bei der Vorbereitung zum Geſetz Ex. 19, 4. ſo wie im erſten Gebot 20, 20. der Bund Gottes nicht nur als Zweck der Ausführung betrachtet, und letztere als Motiv unverbrüchlichen Gehorſams gebraucht. Und ſo betrachteten denn auch die ſpäteren Männer Gottes Auszug und Bund Gottes als Momente Einer Haupthandlung Jer. 31, 32. 34, 13. Hagg. 2, 6. Ez. 20, 5. und noch öfter werden alle anderen Gnadengaben Gottes an den Auszug gereiht Pſ. 105. 106. 114. 136. Jer. 11. 16, 14. 23, 7. 8. Hoſ. 11, 1. Am. 2, 10. 9, 7. Mich. 6, 4. Da nun das Pfingſtfeſt überall nur als Erntefeſt bezeichnet wird Ex. 23, 16. Lev. 23, 15. Num. 28, 26. Deut. 16, 9., obgleich in die Zeit deſſelben die Geſetzgebung fällt, der Bund Gottes aber gewiß der Gegenſtand einer Feſtfeier war, ſo iſt zum Voraus wahrſcheinlich, daß dieſe Feier mit dem Paſſa verbunden war. Es wird aber vollends beſtätigt durch die Anordnung Gottes Ex. 12, 2., daß der Monat Ab, — ſpäter Niſau, als der Monat, in welchem er zuerſt in Verbindung mit ſeinem Volk trat, der erſte Monat des kirchlichen Jahres ſein ſollte, wobei merkwürdig, daß nicht der erſte Tag des Monats, wie beim bürgerlichen Jahr Lev. 23, 24., ſondern der 14te als Tag des Auszugs zum Jahres- und Dankfeſt für die geiſtigen Wohlthaten gemacht wurde, wie im erſten Monat des bürgerlichen Jahrs der 14te als Dankfeſt für die leiblichen Wohlthaten gefeiert werden ſollte. Auf dieſen Zweck des Paſſas als Bundesfeſt zielen denn auch die beiden Sabbathaphtharen Ex. 36. 37., ſo wie die auf den 2ten, 7ten und 8ten Tag des Feſts 2 Reg. 23. 2 Sam. 22. Jeſ. 10. die alle von der Erwählung des Volkes und dem ihm durch den Bund zufließenden Wohlthaten handeln, ja auch die Pſalmen des Hallel haben vornehmlich dieſe Beziehung. Es iſt darin die Rede von der Erwählung Israels 114, 2., vom Bund Gottes mit dem Volk 111, 5., von dem daraus ſich ergebenden Schutz ſeines Volks 115, 9 ff., vom Glück dieſes Schutzes 112. 113., der ſich auch über die einzelnen Klaſſen des Volks erſtreckt 116. und

der endlich zum herrlichen Sieg über alle Feinde durch den Stifter des N. Bundes 118. und zur Anerkennung Gottes auch bei den Heiden 117. führen werde. Iſt es hienach noch zu wundern, wenn Hiskias das von ihm angeordnete Paſſa ganz als Bekehrungs- und Bundes-Erneuerungsfeſt behandelt? Aber auch die Einſetzungsworte beim Kelch geben entſchieden zu erkennen, daß der Herr ſelbſt das Paſſah als Bundesfeſt anſah und auch das Abendmahl als ſolches gefeiert haben wollte. Das Paſſah war endlich ein Liebesfeſt, zu welchem ſich zunächſt die einzelnen Familien des Volks Gottes in Einem Haus, dann die Geſammtheit dieſer Familien an einem Ort, nämlich an der Stätte des Heiligthums verſammelten. Ebenſo iſt das Abendmahl ein Liebesmahl 1 Kor. 10, 17., durch welches der Welt der Verſöhnungstod Chriſti ebenſo verkündigt wird 1 Kor. 11, 26., wie einſt den Kindern die Rettung aus Aegypten durch die Haggadah des Hausvaters. Wer möchte wohl bei ſo vielen Beziehungen das Paſſa bloß als Erinnerung an die göttliche Gunſt (favour) in Aegypten darſtellen!

Die einleitenden Handlungen des Abendmahls waren Segnen, Brechen und Austheilen. 1.) Ueber εὐλογήσας wird S. 55 bemerkt, daß ſtatt deſſelben bei Lukas und Paulus εὐχαριστήσας ſtehe, was wohl auch bei Matthäus die richtige Lesart ſei. Weiter wird bemerkt, da εὐλογήσας keinen Acc. bei ſich habe, ſo ſei die engl. Ueberſ. „he blessed it (τοῦτο)" falſch. Allein obgleich αὐτόν (denn dieß ſollte ſtatt τοῦτο ſtehen, da ἄρτος masc. und it pron. 3. pers. iſt) in helleniſtiſcher Weiſe ausgedrückt ſein könnte, ſo wird es doch auch bei Helleniſten in mehr helleniſcher Weiſe öfters bloß hinzugedacht, wie es ja nothwendig bei dem folgenden ἔκλασε und ἐδίδου hinzugedacht werden muß. ſ. Win. §. 22. 1. Namentlich wird bei εὐλογεῖν der Acc. häufiger weggelaſſen Mt. 14, 19. Mc. 6, 41. Luk. 24, 30., als geſetzt, Luk. 9, 16. Bei εὐχαριστήσας als Intranſitiv kann freilich eigentlich kein Acc. ſtehen und das Objekt des Danks wird bald mit περί Röm. 1, 8. bald mit ὑπέρ 2 Kor. 1, 4. angeſchloſſen, indeß zeigt die paſſive Conſtruktion 2 Kor. 1, 11., daß es in der ſpäteren Volksſprache, wie andere ſolche verba, auch tranſitiv gebraucht wurde, (Win. §. 40. 3. A. 2.) und ein Acc. wäre bei dieſem Wort um ſo weniger befremdlich, da es ſpäter mit εὐλογεῖν ganz gleichbedeutend gebraucht wurde, wie aus 1 Kor. 14, 16. unwiderſprechlich erhellt. Zwar noch die LXX gebrauchen εὐχαριστεῖν bloß für berek = ſegnen, während ſie für berek = danken regelmäßig ἐξομολογεῖσθαι ſetzen. Später aber drückten die beiden Wörter εὐλογεῖν und εὐχαριστεῖν den Doppelbegriff von berek aus, und der Sinn der Worte Chriſti, welches dieſer verba auch ſtehen mag, iſt jedenfalls der: Jeſus dankte dem Vater und ſegnete damit zugleich Brot und Wein. Die verſchiedenen Lesarten ſind alſo hier durchaus von keiner Bedeutung. Uebrigens iſt der Zweck obiger Bemerkung, daß Jeſus durch ſein Gebet Brot und Wein nicht habe zu Mittheilungsmitteln ſeines Leibs und Bluts machen wollen, klar in den Worten ausgeſprochen: „Jeſus wollte nicht beſonders Brot und Wein ſegnen oder

Etwas damit vornehmen, ſondern ſprach, wie es beim Beginn des Paſſamahls üblich und an ſich paſſend war, ein Dankgebet aus und erflehte den Segen ſeines himmliſchen Vaters über die ganze Ceremonie, wobei er natürlich die gebrauchten Elemente mit einſchloß.“ Allein a) hebt der letzte Satz wieder auf, was in den erſten Sätzen geſagt iſt; denn wenn Jeſus in das Erflehen des Segens die Elemente mit einſchloß, ſo hat er ſie ebendamit wirklich geſegnet, und was ſein Segen ſei, zeigt uns die zweimalige wunderbare Speiſung. *) b) Die Behauptung widerſpricht aber auch der Pauliniſchen Erklärung (the true P. interpretation) 1 Kor. 10, 16., daß der Kelch ſei der Segenskelch, d. i. der Kelch, in welchen Chriſtus den Segen legt, den auch wir ſegnen, d. i. bei dem Jeder ſich den von Chriſto darein gelegten Segen erfleht. Jedenfalls iſt τὸ ποτήρ. τῆς εὐλογίας der Kelch, der Segen enthält und Segen wirkt, und der Gen. nicht ſt. adj. zu nehmen, wie es ſelbſt Luther hier gethan (ſ. Win. §. 34. 2. b. not. ***) und hat etwas Entſprechendes in dem kos habberachah beim Paſſa. Mit Grotius und Pott „danken“ zu überſetzen, iſt offenbar unrichtig. Wir haben alſo auf jeden Fall den Apoſtel Paulus zum Zeugen für den Segen, der im Kelch ſelbſt liegt und von Niemand, als von Chriſto darein gelegt ſein kann. Wie gläubig, wie würdig, wie frei von pfäffiſcher Selbſtſucht ſprechen ſich die von einem Sohn der Kirche ſo tief herabgeſetzten ſymb. Bücher S. 747 hierüber aus: Die reale Gegenwart wird nicht durch das Wort, das Werk, die Würde, das Verdienſt eines Menſchen oder durch die Erklärung eines Kirchendieners oder durch das Eſſen oder auch durch den Glauben des Genießenden bewirkt, vielmehr verdanken wir ſie allein der Kraft des Allmächtigen und dem Worte der Einſetzung und Verordnung Chriſti. Denn die wahren und allmächtigen Worte Chriſti waren nicht bloß bei dem erſten Genuß wirkſam, ſondern erſtrecken ihre Kraft durch alle Zeiten, ſo daß überall, wo ſie bei dieſer Handlung ausgeſprochen werden, auch Leib und Blut Chriſti gegenwärtig ſind.

2.) Vom Brechen des Brots heißt es S. 55, es könnte etwa geſchehen ſein, weil der Kuchen zu groß war, um bequem herumgegeben werden zu können; †) dieß ſei aber nicht wahrſcheinlich, da die Brote bei den Arabern nicht ſo groß ſeien; es ſei alſo? wohl aus einer beſonderen Abſicht geſchehen, welche mit dem Zweck der anzuordnenden Handlung zuſammenhing, nämlich um den gebrochenen Leib Chriſti darzuſtellen. Es iſt zu bedauern, daß hier die arabiſche Sitte ungehörig herbeigezogen und nicht gemäß den aufgeſtellten Grundſätzen die bibliſche und chriſtliche Archäologie zu Rath gezogen wurde. Bekanntlich ſind die jüdiſchen Oſterfladen (mazzoth) ungeſäuert und deßwegen dünn, hart und ſpröde, ſo daß ſie gebrochen werden müſſen. Und daß dieß

*) Ueberdieß verlangt S. 63 eine Konſekration der Embleme, warum nicht ein bloßes Dankgebet?

†) Dieß war die Meinung des Grotius, aber völlig ohne Grund.

namentlich beim Paſſah geſchah, iſt von den Burtorf Syn. Jud. und diss. var. arg., wo die unter den Gelehrten ſtreitige Frage erörtert wird, nach welchem der fünf Becher (drei waren geboten, fünf erlaubt,) d. h. nach welchem Abſchnitt des Paſſamahls Jeſus das Abendmahl eingeſetzt habe, in etwa folgenden Worten gut nachgewieſen: Nach dem zweiten Becher und der Haggadah ergriff der Hausvater zwei Fladen, von denen er den Einen zerbrach und die Stücke davon auf den anderen legte, darauf ſegnete er ſie ꝛc. Aber wir haben ja das Zeugniß des Evangeliſten ſelbſt Luk. 24, 35., daß Jeſus überhaupt gewohnt war, das Brot zu brechen. Ja noch mehr, was ſich ſchon aus den kleinen Broten weit eher, als das Gegentheil, wie hier geſchehen, ſchließen ließ, es war allgemeine Sitte, das Brot zu brechen, wie aus der Redensart: das Brot brechen, ſtatt mittheilen z. B. Jeſ. 58, 7. hervorgeht. So erſcheint alſo die Vorausſetzung, daß Chriſtus beim Brechen eine beſondere Abſicht gehabt habe, als völlig grundlos, und ſomit fällt die Eine Stütze der hier gegebenen Anſicht, ſo wie die andere durch die Texkritik dahin fällt. (ſ. unten.)

3.) Beim **Austheilen** gab Chriſtus Brot und Wein beſonders, weil im Tod ſein Blut vom Leibe getrennt wurde, und zwar zuerſt Brot, dann Wein. Sehr beachtenswerth iſt daher, daß Paulus 1 Kor. 10, 16. den Kelch vorausſetzt, eine Erſcheinung, die meines Wiſſens bloß von Calvin und Bengel beachtet wurde. Calvin folgert bloß daraus, daß der Genuß des Kelchs von Anfang an als weſentlich beim Abendmahl betrachtet worden ſei. Bengel ſagt tiefer eindringend, der Kelch ſtehe voran, weil Paulus ſeinem Zweck gemäß nachher bei dem Brot länger verweile, werde aber nicht übergangen, weil er vom Brot nicht getrennt werden könne. Zugleich zeige die veränderte Stellung, daß mit dem Leib nicht zugleich das Blut genoſſen werde, und ſtimme überdieß auf's genaueſte mit der Neuteſtamentlichen Lehre von der Verſöhnung, in welcher des Bluts viel öfter gedacht werde, als des Leibs. — Wirklich zeigt ſich die für die Abendmahlslehre nicht unwichtige Wahrheit dieſer Behauptung ſehr einfach bei einem kurzen Ueberblick der Stellen des N. T.'s vom Blut Chriſti. Der Apoſtel Johannes hebt 1 Br. 5, 7. gegen die Cerinthiſchen Ketzeten beſonders hervor, daß Jeſus nicht mit Waſſer allein, ſondern mit Waſſer und Blut gekommen ſei. Hier bezieht ſich das Waſſer theils auf die vorbildlichen Reinigungen, die auf Jeſum hinwieſen, theils auf Jeſu eigene und die von ihm geſtiftete Taufe, als Zeugen ſeiner höheren Würde. Das Blut aber bezieht ſich auf die vorbildlichen blutigen Opfer, auf das Blut, das mit Waſſer verbunden aus ſeiner Seite floß, und auf das heil. Abendmahl, als Zeugen ſeines Verſöhnungstodes und ſeiner wahren Menſchheit. Er beweiſt alſo letztere einzig aus dem Blut Jeſu. Dieſes Blut Chriſti reinigt von Sünden, 1 Joh. 1, 7. Apoc. 1, 7. 7, 14. Ebr. 9, 24. und heißt daher ein Blut der Beſprengung, 1 Petr. 1, 2. Ebr. 12, 24. Durch dieſes Blut ſind wir gerechtfertigt Röm. 5. 9., verſöhnt 3, 25. und erlöst Eph. 1, 7. Kol. 1, 14. 1 Petr. 1, 19; und erlangen dadurch den Zutritt zu Gott und ſeinem Reich Kol. 1, 20.

Eph. 2, 13. Ebr. 9, 14. Mit dieſem Blut hat ſich Chriſtus ſeine Gemeinde erworben Act. 20, 23. Apoc. 5, 9. 14, 3. Ebr. 13, 13., ſo daß die Gläubigen durch daſſelbe gereinigt den Satan überwinden, weil er ihnen nun Nichts mehr verwerfen kann Apoc. 12, 11. Weil das Blut Chriſti ferner das Blut des ewigen Teſtaments iſt, das mit ſeinem ewigen Leben verbunden war, ehe er es vergoß, und das allein einen ewigen Bund ſtiften konnte, ſo konnte er ſelbſt, als Stifter dieſes Bundes nicht im Tode bleiben Ebr. 13, 20., ſondern hat es als ein reines und vollkommen verſöhnendes Blut in das himmliſche Heiligthum gebracht Ebr. 9, 11 . 12. 25., zu welchem auch die Gläubigen durch die Reinigung mit dieſem Blut den Zutritt erlangen 9, 23. Wegen dieſes hohen Werths des Blutes Chriſti iſt die Verachtung deſſelben eine ſchwere Sünde Ebr. 10, 29. Aus dieſen Stellen wird erſt recht klar, warum der Herr ſelbſt und dann die vier Referenten bei dem Kelch überall etwas ausführlicher ſind. Matthäus und Markus haben beim Brot nur die Worte: das iſt mein Leib, und erſt beim Kelch den Zuſatz von Vergießung des Bluts zur Vergebung der Sünden. Wenn nun gleich dieſer Zuſatz in entſprechender Form beim Brot ergänzt werden muß, ſo bleibt doch auffallend, daß ſie gerade beim Brot dieſer Abkürzung Raum gaben. Auch Paulus und Lukas haben beim Kelch eine eigene Wendung. Wir ſind daher vollkommen berechtigt, bei der Erklärung der Einſetzungsworte zunächſt den Kelch in's Auge zu faſſen.

Die Worte beim Kelch lauten nun bei Paulus und Lukas: Dieß iſt das N. T. in meinem Blut — was S. 63 erklärt wird durch: Dieſer Wein bedeutet, ſtellt dar den N. Bund, der durch mein Blut beſtätigt iſt. Als Beweis für die Erklärung des ἐστι durch bedeutet, werden folgende Gründe gegeben:

a) Da die Hebräer kein Wort für „bedeuten“ haben, ſo gebrauchten ſie das für das verbum substantivum hajah oder ließen daſſelbe auch aus. Allein

aa) hajah vertritt nie, wie das verbum substantivum in anderen Sprachen, bloß die Stelle der logiſchen copula, ſondern bezieht ſich immer mehr oder weniger auf ein reales Sein oder Werden, wie ſchon aus dem bekannten vajehi erhellt, aber eben darum kann es auch nie bedeuten bezeichnen. Die logiſche copula wird einfach durch Zuſammenſtellung des Prädikats mit dem Subjekt, ſo daß jenes in der Regel vorausſteht, oder mit Hülfe des pron. 3 pers ausgedrückt. Den beſten Beweis hiefür geben die in der Abhandlung angeführten Stellen des hebr. und chald. Textes, in deren keiner hajah vorkommt. Wer aber noch zweifelt, vergleiche Ewalds hebr. Sprachl. 5te Aufl. §. 272., der gewiß ganz unbefangen ſagt: „Das verbum hajah wird ſtreng genommen nur da gebraucht, wo ein verbum erfordert wird für den Begriff: „werden, ſein, daſein.“ Entſpricht alſo ἐστι in den Einſetzungsworten dem hajah, ſo haben wir die lutheriſche Lehre vollkommen begründet.

bb) Es gibt im Hebräiſchen Ausdrücke genug, um den Begriff bedeuten, darſtellen auszudrücken, z. B. chavah, wovon Lev. 13, 10. 24. michja in der Bedeutung: Zeichen, Andeutung vorkommt; ferner damah und die einfache Prae-

pos. kaph und kemo, vgl. Jeſ. 1, 7. wo übrigens das ausgedrückte hajah ſehr deutlich auf ein Werden hinweiſt, daher in Stellen, wo bloß die log. cop. gemeint iſt, das hajah fehlt. Auch durch die Worte dsikkaron, demuth und oth könnte der Begriff ausgedrückt werden. Auf die Armuth der hebr. Sprache können ſich alſo die Vertheidiger der Erklärung des ἐστι durch bedeuten keineswegs berufen.

b) Es gibt viele Stellen, wo ſein für bedeuten gebraucht wird. Zum Beleg werden dann im Ev. Rev. eine Menge Stellen angeführt S. 36 und 61, die jedoch ſehr gemiſcht und zum Theil gar nicht zum Beweis geeignet ſind.

aa) An einigen derſelben gäbe es gar keinen Sinn, wenn man: bedeutet ſetzte. Wer wollte z. B. in der zweimal angeführten Stelle Pſ. 18, 3. überſetzen: der Herr bedeutet, ſtellt dar meinen Fels, meine Burg? Damit daß Gott bloß ein Bild ſeiner Rettung darſtellte, wäre dem David nicht geholfen geweſen; nein, Gott war wirklich ſein Schutz, und dieſer Begriff wird dichteriſch durch eine Aufzählnng von Dingen, die ſicheren Schutz gewähren, auf's lebhafteſte veranſchaulicht. Uebrigens ſetzt bloß die engliſche Ueberſetzuug das is, vermuthlich durch die andere Recenſ. 2 Sam. 22, 2. irregeleitet; richtiger nimmt man mit Luther alle dieſe nomina, wie udsi V. 2. als Appositio zu Jehovah, ſomit im Vokativ. Luk. 12, 1. iſt Sauerteig metaphoriſch geſetzt für das die Phariſäer gleichſam durchſäuernde Princip, und das w a r w i r k l i c h die Heuchelei. Ebenſo findet Joh. 14, 1. bei Weg eine Metapher Statt, die gleich darauf erklärt wird: ich bin der, durch den man zum Vater kommt. Doch laſſen ſich ſolche Stellen vielmehr dem antiken Geiſt gemäß etwas anders faſſen (ſ. unten). Wenn aber Jeſus bloß den Weg bedeutete, ſo hätten damit die Jünger einen bloßen Schemen gehabt. 2 Petr. 1, 7. ſind waſſerloſe Brunnen Bild von Leuten ohne Gehalt, von denen kein Heil erwartet werden konnte, und das w a r e n ja jene Verführer wirklich. Uebrigens konnten ja ohnehin nicht die Verführer die Brunnen bedeuten, ſondern umgekehrt, die Brunnen bedeuten ſolche Verführer. Ap. 21, 6. 22, 13. könnte man für eine Meton. abstr. por concr. = πρῶτος κ. ἔσχατος anſehen; da dieß aber in der letzten Stelle dabei ſteht, nimmt man es richtiger mit Bengel als emphatiſchen Ausdruck für: ich bin Alles in Allem. Unbegreiflich iſt, wie 1 Kor. 10, 4 auch hieher gezogen werden konnte, da dort vom g e i ſt l i c h e n Fels die Rede iſt, der Chriſtus w i r k l i c h w a r.

bb) Manchmal liegt bei ſolchen Sätzen eine Vergleichung zu Grunde. So Joh 15, 1.: Ich bin für euch daſſelbe, was der rechte Weinſtock ſeinen Reben iſt. Wollte man hier bedeutet ſetzen, ſo wäre Jeſus das Bild des Weinſtocks, da doch umgekehrt vielmehr der Weinſtock Bild Chriſti iſt. Wir würden ſagen: Ich ſtehe zu euch in demſelben Verhältniß, wie ein vollkommener Weinſtock zu ſeinen Reben. Aber die Alten, beſonders die Orientalen, liebten eine ſolche Redeweiſe nicht und ſprachen lieber in lebendigen, anſchaulichen und zugleich beziehungsreichen Sätzen. Joh. 8, 14.: Ich bin das Licht der Welt, d. i. ich bin

Digitized by Google

Menſchen nach ihrem Inneren d. i. dem Microcosmus das, was die Sonne der Welt (dem Macrocosmus) iſt. Pſ. 23,1.: Der Herr iſt mir, was ein guter Hirte ſeinem Schaaf. Ueberall liegt hohe Realität, nicht ein bloßes Bedeuten zu Grunde.

cc) Oft hat man einen ſolchen Satz aus einem vorangehenden oder ſonſt bekannten Ausdruck zu deuten, worauf durch den Artikel hingewieſen wird. So Joh. 6, 35. Ich bin wirklich das Lebensbrot, nämlich das, welches ich eben als vom Himmel kommend beſchrieben habe, wobei allerdings eine Metapher, aber kein bedeutet ſtatt findet. Joh. 10, 10. ich bin **der** gute Hirte, nämlich der, von welchem die Propheten geſprochen haben.

dd) Am ſcheinbarſten iſt es, wenn man in der Deutung von Allegorieen, Parabeln und anderen emblematiſchen Darſtellungen, wie ſie in Träumen und Geſichten vorkommen, das ſein durch bedeuten erklärt. Daher hat ſich Zwinglis geſunder Verſtand nur an ſolche Beiſpiele gehalten. Aber die, welche ihm in ſolchen Stellen ſeine Deutung zugeben, haben ihm mit Recht die Anwendung auf die Einſetzungsworte abgeſprochen, daſie keine Erklärung einer vorangehenden Allegorie ſeien. Indeß erſcheint auch in dieſen Fällen das „iſt“ in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung als logiſche copula, welche anzeigt, daß das Subject unter die Sphäre des Prädikats zu ſubſumiren und wie ſonſt theilweiſe, ſo hier völlig mit ihm identiſch ſei. Dieß erhellt klar aus Gal. 4,21. Dort ſagt Paulus: Die Erzählung von Sara und Hagar ſei allegoriſch zu faſſen, d. h. es ſeien ſtatt der hiſtoriſchen Subjekte nun die bildlichen zu ſetzen und die Prädikate namentlich cum grano salis auf ſie anzuwenden. Da iſt alſo wirklich die Hagar identiſch mit dem alten, und die Sara mit dem neuen Bund, darum kann denn auch in demſelben V. 24. am Schluß der Satz einfach convertirt und geſagt werden: das A. T. ſei die Hagar. Wie könnte da vernünftiger Weiſe geſagt werden: Das A. T. bedeutet die Hagar, vielmehr müßte man nun dem ἐστί eine neue paſſive Wendung geben und ſagen: das A. T. iſt bedeutet durch Hagar. Aber Alles geht ganz einfach, wenn „iſt“ die Identität des hiſtoriſchen und bildlichen Subjekts anzeigt. In den Träumen Gen. 40. 41. ſind die Reben, die Kühe, die Aehren gleichſam die Hieroglyphenſchrift für Tage und Jahre, auf welche die jenen beigelegten Prädikate, die zum Theil ſelbſt wieder bildlich ſind, doch eigentlich und wirklich übergetragen werden ſollen. Ebenſo iſt es bei den Geſichten in Daniel. In der Parabel, Mt. 13., iſt der Same, deſſen Geſchichte hier beſchrieben wird, wirklich nichts anders, als das Wort des Evangeliums, der Acker nichts anders, als die Welt. — Das Alles hat Ströbel in einer gediegenen Abhandlung in Rudelbachs und Guerikes luth. Zeitſchrift in einem der erſten Jahrgänge auseinandergeſetzt und ſpäter eine Reviſion und Nachträge geliefert, die mir jedoch nicht zu Geſicht kamen. Hätte der Herr Verfaſſer auf die neue deutſche Literatur einige Rückſicht genommen, ſo würde er ſchwerlich ſo zuverſichtlich mit den alten Beweiſen und Einwendungen aufgetreten ſein.

ee) Wenn die Jünger Jeſu bei ſeinen Worten an ein „bedeutet“ gedacht

hätten, ſo wäre es höchſt auffallend, wenn keine der vier Relationen, ob ſie gleich im Ausdruck alle von einander abweichen, nicht dieß auf irgend eine Weiſe angedeutet hätte. Ganz nahe lag ihnen ja eine der Wendungen, die ſie ſonſt bei den Parabeln brauchten, ὅμοιόν ἐστι, ὡμοιώθη, ἐστὶν ὡς, nichts davon zu ſagen, daß ihnen noch eine Menge anderer gangbarer Wörter wie σημαίνειν, εἰκονίζειν, ἐμφαίνειν, ἐννεύειν zu Gebot ſtunden.

ff) Wäre ἐστὶ ſ. v. a. es bedeutet, ſo hätten ſich Paulus und Lukas ſehr unrichtig ausgedrückt, wenn ſie ſagen: dieſer Kelch oder Wein bedeutet den N. Bund in meinem Blut, denn der Wein kann zwar ein Bild des Blutes ſein, aber nicht des Bundes, der durch das Blut geſtiſtet iſt, denn ſonſt müßte er Bild von Allem ſein können, was durch Blut errungen wird. Wer würde es aber verſtehen, wenn man ſagen wollte: der Wein iſt Bild des blutig errungenen Sieges? Ueberhaupt kann a zwar Bild von b ſein oder es bedeuten, aber nicht auch Bild von der Folge und Wirkung von b; z. B. Grün bedeutet Hoffnung, deren Wirkung iſt, den Muth zu beleben; wer kann aber ſagen: Grün bedeutet erhöhter Muth? Aber wie oft läßt man in der Exegeſe das Unwahrſcheinlichſte, ja das Unmöglichſte gelten, wenn nur der Grundſatz des common sense, ſei es auch auf Koſten eben dieſes common sense, durchgeführt wird! Ueberhaupt iſt es ſehr befremdlich, daß der Deutung Oekolampads, der ſelbſt das bedeuten etwas zweifelhaft fand und den tropus lieber im Prädikat ſuchte, gar nicht erwähnt iſt. Daß jedoch auch dieſer Verſuch ein irriger ſei, hat Ströbel ſehr gut nachgewieſen.

gg) Ein höchſt befremdender Grund für die bildliche Auffaſſung wird S. 54 in den Gebetbüchern der ſpaniſchen und portugieſiſchen Juden gefunden, als welche beweiſen ſollen, daß beim Paſſa ſymboliſche Ideen und Ausdrücke die herrſchenden geweſen ſeien. So müßte uns etwa ein Aben Esra und Ben Maimon im 11ten und 12ten Jahrh. erſt ſagen, was und wie Chriſtus an jenem heiligen, ewig denkwürdigen und einzigen Abend geſprochen habe, oder wenigſtens geſprochen haben könne! Und was wären am Ende dieſe tiefen Maſchals? ein bloßes „bedeutet,“ womit der Maſchal zur einfachſten, gemeinſten Proſa würde. Wüßten wir auch nichts von Jeſu letzten Reden, ſo dürften wir aus ſeiner ſonſtigen Art, die Sabbath-Paraſchen und Haphtharen zu benützen, die Bengel treffend nachgewieſen, eher ſchließen, daß er die oben angegebenen Beziehungen des Paſſa zum Gegenſtand ſeiner Reden gemacht haben werde. Allein es iſt uns ja wenigſtens der Kern dieſer von allen Gläubigen jeder Zeit wegen ihrer göttlichen Tiefe und Einfalt bewunderten Reden im Evangelium des Johannes aufbewahrt. Dieſe Reden aber, welche nach der eigenen Erklärung des Heilands 16, 25. für die Jünger noch zum Theil dunkel waren, weil ſie damals das volle Licht noch nicht tragen konnten V. 12., ſind der platten Erklärung der Einſetzungsworte keineswegs günſtig. Konnten die Jünger nach den Reden von Jeſu, als dem wahrhaften Weinſtock, vom Bleiben Jeſu in ihnen, von der nun

bald in ihnen zu bewirkenden gläubigen Ueberzeugung, daß Jeſus im Vater, ſie in Jeſu und er in ihnen ſei, an ein bloßes Erinnerungsmahl und vollends gar an ſeinen Tod denken? Hielten ſie doch, wie ſelbſt der Verräther Mt. 27, 3 ff. ſeinen Tod nicht für möglich und hatten nach ihrem eigenen Geſtändniß Luk. 24, 21. ganz andere Ausſichten. Konnten ſie da die Einſetzungsworte für etwas anderes halten, als für einen inhaltsſchweren, wenn gleich ihnen noch dunkeln Maſchal, wie etwa Joh. 6., den er ihnen ſeiner Verheißung gemäß ſchon zu ſeiner Zeit erklären werde?

(Fortſetzung folgt.)

Univerſitäten und ihre Bedeutung für das öffentliche Leben.

Der Geiſt unſeres Jahrhunderts iſt in beſonderem Sinne ein zerſetzender und auflöſender. An allen Formen, in denen das vielſeitige Leben der Völker eine gewiſſe Conſolidirung erlangt hatte und in denen es in einer beſtimmten Richtung ſich vorwärts bewegt, gibt es ſich als ein ſolches kund. Schon die Jahrzehnde vor der erſten franzöſiſchen Revolution ſind durch den kritiſchen Trieb, der die bedeutendſten Köpfe beinahe alle beſeelte, ausgezeichnet, das hiſtoriſche und traditionelle Ueberkommen in Kirche und Staat, in allen ſocialen Organiſationen vor das Forum des individuellen Denkens zu ziehen. Nicht zufällig trägt die um jene Zeit in Deutſchland herrſchend werdende philoſophiſche Schule den Namen des Kritizismus. Doch iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen dem damals und dem jetzt ſich bethätigenden Geiſt. Was zu jener Zeit Sache des Einzelnen war, iſt jetzt in das Bewußtſein der großen Maſſe des Volkes übergegangen. Zeigte ſich der kritiſche Sinn damals mehr befriedigt in der Operation des Denkens für ſich, ſo drängt jetzt Alles in den verſchiedenartigſten Kreiſen darauf hin, die Welt der Wirklichkeit ſelbſt umzugeſtalten, den ehrwürdigen Bau der alten Inſtitutionen umzuſtoßen und, die Vergangenheit vergeſſend, Alles auf neuen Grundlagen fortführen zu wollen. Uebermüthig äußert ſich dieſe Triebkraft unſerer Zeit freilich mehr im Zerſtören als im Aufbauen. So ruft ſie von ſelbſt auf der anderen Seite ein eben ſo einſeitiges Halten am Alten hervor und die beiden ſo ganz ſich entgegengeſetzten Richtungen des Conſervativismus und das Radicalismus ſtehen ſich ſchroff gegenüber; keine von beiden wird ſo leicht und bald das Feld räumen. Das Prinzip der Ruhe und das der Bewegung ſind in keinem vermittelten Verhältniß.

Da kann es uns nicht wundern, wenn auch die Univerſitäten, die großen Laboratorien des öffentlichen Geiſtes, in dieſen Conflict hineingezogen werden. Es

iſt dieß zum Theil hier der Fall, und man hört manchen Wunſch, daß unſere Bildungsſtätten für das öffentliche Leben und ſeine geiſtigeren Seiten beſonders umgeſtaltet werden möl ten. Viel mehr aber wird am alten Bau der europäiſchen Univerſitäten gerüttelt und das Bedürfniß vielfach gefühlt, ſie ſelbſt dem Bedürfniſſe der Zeit näher zu bringen. — Gewiß, wer den Gang der Geſchichte kennt, der kann die Bedeutung der Univerſitäten für das allgemeine Leben und für die Entwicklung der Nationalität nicht verkennen. Sie ſind die Werkſtätten geweſen, in denen ſeit Jahrhunderten die Waffen zu den großen Kämpfen der Geſchichte geſchmiedet wurden. In demſelben Grade, in welchem die Intelligenz ſich mächtiger erwies, als die Gewalt der Fauſt und die Schärfe des Schwertes, ſtieg auch die Bedeutung dieſer wiſſenſchaftlichen Anſtalten für das öffentliche Leben. Die ganze Wirklichkeit des Daſeins ſpiegelte ſich in ihnen wie in idealer Totalität ab. Das Univerſum nach allen Seiten, die es dem erkennenden Geiſte darbietet, war in der Univerſität reflectirt; es wurde in ihr theoretiſch aufgefaßt, aber die Reaction vom Standpunkt der Theorie aus war ſtets eine mächtige auf die Welt der Wirklichkeit, und je höher im Zuſammenhang des öffentlichen Lebens die Stellung und Bedeutung wiſſenſchaftlicher Inſtitutionen war, deſto ſtärker konnten ſie auf die Geſchichte, auf die Zuſtände der Völker einwirken, anregend ſowohl wie lähmend, fördernd ſowohl wie hemmend. Auf Univerſitäten haben ſich ſeit Jahrhunderten die Lichtſtrahlen der einzelnen Zeitperioden wie in einem Focus geſammelt. Die Bildungselemente jeder Periode ſind nach den vielfachen Seiten der Erkenntniß, des Geſammtwiſſens in ihnen wie concentrirt. Sie ſind die Sammelpunkte geworden für die tieferen Gedanken des Menſchen über Gott, ſich ſelbſt und die Welt um ihn. Die Gelehrſamkeit bemächtigt ſich hier der Vergangenheit nach ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit; ſie ſucht aus ihr die Gegenwart zu begreifen und ſie muß mit einer unerläßlichen Sicherheit gewiſſe Grundſätze aufſtellen, die nach tauſend Richtungen hin ihre Geltung für die unmittelbare nnd auch für die fernere Zukunft gewinnen. So iſt die Wirkung dieſer großartigen Treibhäuſer der Bildung auf Leben und Zuſtände der Völker unberechenbar.

Es möchte ſcheinen, wir ſchlagen die geſchichtliche Bedeutung der Univerſitäten zu hoch an. Aber die Geſchichte ſelbſt mag dafür Zeugniß geben. Welch' eine Herrſchaft hat der „verdammte Heide Ariſtoteles,“ wie Luther ihn in ehrlichem Grimme nennt, im Mittelalter ausgeübt! wie hat er die ganze Denkweiſe von Jahrhunderten beherrſcht! Und doch war er es nicht einmal ſelbſt, ſondern ein Schattenbild ſeines Geiſtes, welches arabiſche Profeſſoren aus dem Grabe beſchworen hatten, von welchen es auf die Univerſitäten des romaniſchen und germaniſchen Abendlandes herüberwanderte und in allen Studirſtuben und Kloſterzellen und in allen denkenden Köpfen ſpuckte. Die Univerſitäten waren die rechte Heimath der ſcholaſtiſchen Denkweiſe in der Theologie; ſie wurden die Werkſtätten für die wiſſenſchaftliche Ausbildung der verſchiedenen Gebiete des Rechts; ſie halfen dem kanoniſchen und dem römiſchen Rechte zu ſeiner im-

mer ſteigenden Bedeutung im Mittelalter, und das Rechtsgefühl und die Rechtsverhältniſſe der germaniſchen Völker wurden durch ihren Einfluß mehr und mehr umgeſtaltet. Und als im 14ten und 15ten Jahrhundert die Gelehrten Griechenlands auf die Lehrſtühle der italieniſchen Univerſitäten traten, ſo wurden die klaſſiſchen Schätze der antiken Bildung aus dem Schutt hervorgezogen und der Geiſt einer neuen Zeit fing an ſeine Schwingen zu entfalten. War vorher das lebendige Wort des Vortrags begeiſternd für die Schüler geweſen und wird es ſtets von gewaltigem Einfluß bleiben, ſo kam damals noch die unendliche Vervielfältigung wiſſenſchaftlicher Gedanken durch die neue Kunſt des Bücherdrucks hinzu und mit der Bedeutung der Wiſſenſchaft für ausgedehntere Kreiſe wuchs auch die Bedeutung und der Einfluß der Univerſitäten. Was haben Univerſitäten wie Wittenberg und Baſel und Genf in der Zeit der Reformation geleiſtet! Als tauſende von lernbegierigen Jünglingen aus fernen Landen kamen, um zu den Füßen des Dr. Martinus und des Magiſter Philippus zu ſitzen, da konnte man die Wirkung öffentlicher Lehrſtühle und des Univerſitätslebens mit Händen greifen. So ſind denn auch ſeither die europäiſchen Univerſitäten die Heimath der größten Denker und der umfaſſendſten Gelehrſamkeit in allen Fächern des Wiſſens geworden. Man braucht mit beſonderer Beziehung auf Deutſchland nur an die Namen eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel zu erinnern, um die Macht der Univerſität gegenüber der Richtung des Denkens aller Gebildeten zu erkennen. Und wie mächtig erſcheint in unſeren Tagen die Wirkung, welche der große Chemiker Liebig auf ein weites, unmittelbar praktiſches Gebiet von ſeinem Lehrſtuhl zu Gießen ausübt!

Bei dieſer geſchichtlich erwieſenen Bedeutung der Univerſitäten läßt ſich voraus erwarten, daß vielerlei Kräfte zur Erzielung eines ſo bedeutenden Reſultats ſich ſtets in Bewegung ſetzen. Reden wir nicht von äußeren Hülfsmitteln, von fürſtlichen Privilegien, von ſtaatlichen Rechten, von großartigen Unterſtützungen, von zu ertheilenden Ehrentiteln. Das ſind Dinge, die kommen erſt hernach. Auch ganze Prachtbauten für Bibliotheken und reiche Schätze der Gelehrſamkeit machen an ſich noch keinen Gelehrten. Alle dieſe Dinge kommen erſt, wenn das Anſehen öffentlicher, univerſeller Lehranſtalten erkannt iſt; dann ergeben ſie ſich mit Nothwendigkeit als Folge und ſind zugleich Mittel für die Zukunft. Nicht der Zufall, nicht der zufällige Einfall irgend eines oder mehrerer klugen Köpfe hat Univerſitäten geſchaffen. Eine ſo großartige Erſcheinung iſt nur aus ihrer inneren nothwendigen Verbindung mit der Weltgeſchichte ſelbſt zu erklären. Sie ſtehen in unmittelbarem Zuſammenhang mit ihrer Zeit und mit der Nationalität. Das Bedürfniß eines klaren Bewußtſeins über die das öffentliche Leben leitenden und beherrſchenden Mächte hat ſie geſchaffen. Bei der ſtrengen Auseinanderhaltung von Kirche und Staat, von Uebernatürlichem und Natürlichem, welche das Mittelalter durchdringt in allen ſeinen praktiſchen Beziehungen, wollte man des Beſitzſtandes auf den entgegengeſetzten Seiten ſich klar verſichern; die verwickelte Organiſation der Verhältniſſe forderte eine ſpe-

cielle Ausbildung für die, welche lenkend und leitend zu wirken hatten, und die vom Morgenlande ausgehende Anregung der Naturwiſſenſchaften gab auch der Heilkunde bald ihr akademiſches Bürgerrecht. Waren einzelne Facultäten anfangs mehr an dieſem, andere mehr an anderen Orten im Rufe großer Bedeutung, ſo konnte durch eine Verbindung der ſpeciellen Wiſſenſchaften und ihrer Lehrſtühle zu einer universitas literarum artiumque liberalium vielfacher Vertheil, eine großartige Thätigkeit, ein um ſo ſtärkerer Einfluß, eine erhöhte Anregung wiſſenſchaftlichen Sinnes erzielt werden. Aber freilich der bedeutendſte Factor für die Entwicklung des Univerſitätsweſens war der innere Trieb, der die Tauſende in die Hörſäle der großen Lehrer führte. Wohl reden wir von der Finſterniß des Mittelalters. Aber oft erſcheint uns dunkel, was unſerem ſchärferen Erkennen ſich entzogen hat, und finſter iſt uns natürlich der Raum, in welchem wir nicht zu ſehen vermögen und uns alſo auch nicht zurechtfinden. Aber vergeſſen wir nicht, daß es eine Sehnſucht nach dem Lichte war, welche um einen Abailard und Thomas die Schaaren ihrer Schüler verſammelte, daß nicht ein äußerer Vortheil, ſondern die Liebe zur Wahrheit Viele dem irdiſchen Beruf und den weltlichen Sorgen entzog und eine Begeiſterung für das Myſterium des Glaubens ihre Gedanken von der ſichtbaren zur unſichtbaren Welt emporhob. Dieſe ideale Richtung des Mittelalters, die mit den Bezeichnungen Schwärmerei und Fanatismus nur einſeitig aufgefaßt und beurtheilt, aber nicht verſtanden iſt, iſt es vor Allem, welche den großartigen Bildungsanſtalten der alten Welt ihr Daſein gegeben hat, und ſo tief iſt ihre Exiſtenz mit der Geſammtgeſchichte der neueren Zeit verwachſen, daß die mächtigſten Stürme, welche Throne ſtürzten und den Bau der menſchlichen Geſellſchaft aus ſeinen Fugen zu heben drohten, auch an ihren Fundamenten rütteln, aber ſie nicht weſentlich umzugeſtalten vermochten. Das Reich der Wiſſenſchaft hat ſich an ihnen gleichſam Burgen erbaut, von denen emſige Späher wie von hoher Warte aus forſchende Blicke in die ewig ſtille Ruhe des Himmels dort oben und in das vielbewegte Treiben der weiten Welt unter ihnen geworfen haben.

Wie aber die Univerſitäten aus einem allgemeinen Bedürfniß hervorgingen, ſo war es dagegen die Macht der Individualität, wodurch ſie getragen und in friſcher Kraft erhalten wurden. Kaum kann die Individualität irgendwo eine ſolche Rolle ſpielen, einen ſo nachhaltigen Einfluß ausüben, wie auf den Lehrſtühlen der Hochſchulen. Bedeutende Perſönlichkeiten waren auch der magnetiſche Punkt, der den Anfang dieſer Bildungsanſtalten bildete. Um Lehrer, die begeiſternd auf eine wißbegierige Jugend einwirken konnten, ſammelten ſich Schaaren von Schülern und bei der Gemeinſamkeit des Lateins, als der allgemeinen Bildungsſprache, bei der Einheit der Kirche nach Lehre und Praxis über die Länder hin, war es natürlich, daß einzelne wenige Punkte ein ganz überwiegendes Gewicht erhielten, und auch die Päpſte waren froh, große Univerſitäten wenn nicht zur Zuſtimmung, ſo doch zum Schweigen bringen zu können. Aber der große Ruf ſolcher Punkte, in denen ſich alle Lichtſtrahlen der Zeit

Digitized by Google

zu ſammeln ſchienen, ruhte doch ganz auf der individuellen Wirkung großer Lehrer. Ihnen war da aller Anlaß gegeben, auf die Wiſſenſchaft und nur auf ſie alle Kraft zu verwenden; ſie konnten am Syſtem der Gedanken die Schöpferkraft des Genies erproben und hiezu kam der unendliche Reiz, was ſie vom Baum der Erkenntniß pflückten, ſogleich friſch in den Schooß der Schüler niederzulegen; mit dem unmittelbaren Organ des Geiſtes, mit der lebendigen Rede wußten ſie Begeiſterung zu wecken und Tauſende trugen weiter in alle Himmelsgegenden hin, was ſie von Saamenkörnern der Wahrheit bei der Alma mater gewonnen hatten. Und daß hat ſich, wo vielſeitiges Wiſſen auf Univerſitäten einen ſicheren Heerd fand, nicht verändert. Die Geſchichte Deutſchlands in den letzten hundert Jahren iſt Beleg dafür. Die friſche Anregung, welche vom mündlichen Vortrag ausgeht und Lehrer und Schüler in unmittelbare, lebendige Beziehung zu einander ſetzt, iſt unendlich wirkſamer, als der unperſönliche Verkehr durch das proſaiſche Mittel des Druckes und Buchhandels. Weder Kant noch Fichte, noch Schleiermacher, noch Hegel hätten eine ſo nachhaltige Wirkung auf die deutſche Welt und ihre hohen und niederen Regionen ausgeübt, wäre nicht durch ihren mündlichen Lehrvortrag der erſte, anregende Anſtoß gegeben worden.

Neben der Perſönlichkeit und der Gewalt individueller Anlagen ſteht aber für die große geſchichtliche Bedeutung der Hochſchulen auch die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Jugend, an deren Bildung der Lehrer ſich bethätigt. Die Jugend iſt an ſich reizbar und empfänglich. Bei allem Drang nach eigener That iſt ſie doch in ihrem Denken durchſchnittlich unſelbſtſtändig. Und natürlich; denn die wahre Selbſtſtändigkeit bildet ſich eben im Kampf mit der Welt und dem Leben ſelbſt und ſie iſt auch kein Stetzen auf dem eigenen Selbſt, ſondern ein Feſtſtehen mitten in der Beweglichkeit des Ich und der Welt auf Etwas, was jenſeits von beiden liegt. Da iſt nun der Einfluß des Lehrers ein wahrhaft unbegrenzter. Der Jugend Begeiſterung iſt begeiſternd für ihn, und ſeine Gedankenwege ſind der Pfad, wo ſie ihm vertrauensvoll folgt in Höhen und Tiefen. Die Welt der Wirklichkeit kennt ſie noch nicht. Aber der Lehrer hält ihr ſein Bild von ihr vor und auch das Bild der idealen Welt, wie er ſie ſich denkt, und auch der Irrthum kommt als täuſchend gearbeitete Falſchmünze der Wahrheit vom Katheder, ſo daß Jahre dahingehen und Geſchlechter in's Grab ſinken können, ehe die Vergoldung des unedlen Metalles ſich gänzlich verloren hat. Es iſt nicht „ein Schwören nur auf Worte,“ oder ein „getroſt nach Hauſe Tragen deſſen, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,“ ſondern es iſt das innere Vertrauen auf die vernommene Wahrheit, die der Schüler vor ſeinen Augen wie werden und entſtehen ſah und die er ſcheinbar ſo unbefangen und vorurtheilsfrei in ſich aufnahm. Und wie ſollte er nicht mit einem heiligen Gefühle der Dankbarkeit an dem hängen, der den Juwel ſeiner Seele ſchleift, ihn aus den Nebelſchichten chaotiſcher Verworrenheit ſeiner Begriffe in die lichte Höhe eines Ueberblicks des Ganzen und

in die Erkenntniß des Zuſammenhangs des Einzelnen eingeführt, ihm ein Capital auf den ganzen Lebensweg mitgegeben und ihn zum Bürger in der auserwählten Gemeinde der Wiſſenden gemacht hat? So greift denn der Einfluß eines Lehrers eben durch ſeine Schule, durch die Zahl der für den ferneren öffentlichen Beruf von ihm Gebildeten in die Weite und in die Ferne hinaus. Das Wort, das im Hörſaal der Hochſchulen fällt und eindringt, es wirkt nach Jahrzehnden noch auf tauſend Kanzeln, in den Gerichtshöfen und in Gefängnißzellen, an zahlloſen Krankenbetten; es dringt durch in die ernſteſten Verhältniſſe des Lebens und es iſt der Saame, aus dem die werdende Geſchichte der Zukunft in jedem Zeitalter ſich bildet. Die Jahre der Bildung, geweiht dem wiſſenſchaftlichen Studium, beſtimmen in hohem Grade die ganze Weltanſchauung des Einzelnen; haben ſie ihm eine tiefere, geiſtigere Anregung gegeben, dann werden ſie nicht des Studiums Ende, ſondern nur ſeinen Anfang bilden und wer in der Bereicherung des inneren geiſtigen Menſchen eben eine der herrlichſten Seiten eines mehr geiſtigen Berufes zu erkennen vermag, der wird weder als Pfarrer, noch als Arzt, noch als Rechtsgelehrter und Staatsdiener ſeinem Beruf mit handwerksmäßigem Schlendrian nachkommen, ſondern er wird ſammeln und ſich friſch zu erhalten ſuchen, damit nicht beinahe jeder Tag das Zeugniß ſeiner Schande wiederhole.

Endlich aber ergibt ſich die große geſchichtliche Bedeutung der Univerſitäten aus der Stellung, welche ſie als ein rechtliches Ganzes gegenüber dem öffentlichen Leben einnehmen. Sie bilden einen Staat im Staat; oder es führen doch beinahe alle Wege aus den niedrigeren in die höheren Regionen des öffentlichen Weſens durch die Thore und Ehrenpforten der Hochſchule. Die ſtolzen Privilegien der Facultäten und der Univerſitas ergaben ſich aus der Natur der Sache. Das Collegium der Lehrer hielt die Schlüſſel zu allen ferneren Wegen der Ehre und Auszeichnung in der geſtrengen Hand, und hatte Titel zu vertheilen, welche bald wie ein unfehlbares Zaubermittel in der weiten Welt wirkten. Und dieſe Corporationsrechte wurden gerne beſtätigt von der oberſten Gewalt in Kirche und Staat; denn Papſt und Kaiſer hofften ihre eigenen Rechte dadurch zu wahren, und wenn berühmte Lehrer um ihre Lehrſtühle eine Fülle von Schülern verſammelten und der Ruf der Anſtalt durch die Länder getragen wurde, ſo war dadurch dem Stolze der Fürſten oft nicht weniger als ihrer Kaſſe geſchmeichelt. War auch einmal die Nothwendigkeit ſolcher großartigen Bildungsanſtalten erkannt, ſo ſahen weiſe Fürſten und Staatsmänner es für eine heilige Pflicht an, dieſelben nach Kräften zu vermehren und ſie ſo reich als möglich auszuſtatten, damit ſie als wahre Lichtpunkte weithin glänzen möchten. — Jene Rechte der Univerſitätslehrer aber, nach denen ſie Zeugniſſe der Befähigung zu öffentlichen Aemtern ausſtellten oder eine bedeutende gewichtige Inſtanz und einen Appellationshof bilden und Ehrentitel vertheilen konnten, treten doch, ſo wichtig ſie waren und noch ſind, in den Hintergrund gegenüber dem großen Rechte, rein der Wiſſenſchaft, dem Studium fern von ſonſtigen Berufsſorgen

Digitized by Google

leben zu können. Damit ſagen wir nicht, daß der akademiſche Lehrer keine Sorgen habe, nein, ſeine Lehrerſorgen, wenn er ein gewiſſenhafter Mann iſt, ſind fürwahr an ſich groß genug, und das Gebiet, in dem er zu Hauſe ſein ſoll, unermeßlich. Auch iſt ſein Recht nicht dieß, daß er um jede ſonſtige Rückſicht unbekümmert nur lehren ſolle, was ihm gerade Wahrheit zu ſein ſcheint, möge die Wirkung ſeiner Worte noch ſo bedenklich ſein für die gegebenen, beſtehenden Grundſätze und Verhältniſſe. Nein; denn um das Beſtehende zu erhalten und es nach Maaßgabe der Verhältniſſe ohne Störung öffentlicher Ruhe und Ordnung zu beſſern, dazu wurden Univerſitäten gegründet. Aber das iſt leicht einzuſehen, daß in jedes beſondere Recht der wiſſenſchaftlichen Forſchung ein Recht großer Freiheit eingeſchloſſen war, wenn der Lehrer nicht nur als eine Sprachmaſchine traditioneller Anſichten gelten ſollte. Eine gewiſſe Lehrfreiheit mußte alſo immerhin geſtattet ſe n und zu beſtin men, wo ihre Grenzen ſein ſollen, das war wirklich unmöglich. Daher eben ſind Univerſitäten von ſolchem Gewicht in der Entwicklung der neueren Geſchichte geworden. Zwiſchen ihnen und den hiſtoriſchen Verhältniſſen, zwiſchen den neuen Gedanken und den alten Formen iſt wieder und wieder eine Spannung und ein Kampf entſtanden und eben dadurch ſind ſie ein ſo bedeutungsvolles Moment in der Fortbewegung des Geiſtes in den letzten fünf Jahrhunderten geworden.

(Schluß folgt.)

Toleranz.

Wahre Toleranz iſt wohl zu unterſcheiden von jenem farbloſen Indifferentismus, der ſich ſo oft dafür ausgibt, aber bloß deren Zerrbild iſt, wie die Zügelloſigkeit eine Carricatur der Freiheit. Aechte Toleranz iſt das edle Product der Vernunft und neueren Civiliſation. Sie entſteht nicht aus einer Geringſchätzung der Wahrheit, die man beſitzt, ſondern aus dem erweiterten Bewußtſein der noch überall mit dem Irrthum kämpfenden Wahrheit; nicht aus Sorgloſigkeit um die Seelen anderer Menſchen, ſondern aus der erweiterten Sympathie mit ſeiner Schwachheit und ſeiner Stärke, mit ſeinen Verſuchungen und Siegeskräften, mit ſeinen Licht- und Schattenſeiten. Sie wächst mit den Fortſchritten und der Erkenntniß unſerer ſelbſt und Anderer, mit dem Zuwachs unſerer Einſicht in die verſchiedenen Beweggründe der Handlungen, in die verſchiedenen Denkarten und Standpunkte. Sie dehnt ſich aus in dem Maaße, in welchem wir immer weniger Gutes bei uns ſelbſt und immer weniger Böſes bei Anderen vorausſetzen. Sie iſt das Kind der Geduld und der Hoffnung, und Geduld und Hoffnung ſind der gute Genius unſerer Zeit.

Meditationen.

No. 6.

Chriſtus der Gekreuzigte.

1 Kor. 2, 2: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten.

Als der große Heidenapoſtel nach der reichen und gebildeten Handelsſtadt Korinth kam, wollte er nichts wiſſen und lehren, als Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten, der den werkgerechten Juden ein Aergerniß, den weisheitsſtolzen Griechen eine Thorheit war, und doch beide zu Schanden machte. In dieſen drei Worten: „Chriſtus der Gekreuzigte“ war die ganze Weisheit und der ganze Reichthum des Paulus beſchloſſen, den er nicht für alle Schätze der Erde vertauſcht hätte. Mit dieſer Predigt hat er, obwohl äußerlich in Knechtsgeſtalt einhergehend, von der Welt verachtet und verſpottet, doch weit mehr gewirkt, als die gebildetſten Philoſophen und Künſtler Griechenlands und als die mächtigſten Kriegshelden und Staatsmänner Roms. Dieſe Predigt und die darauf gegründete chriſtliche Kirche hat alle Weisheitsſyſteme und Weltreiche überdauert und iſt noch jetzt die unerſchöpfliche Quelle des Heils und Lebens für Tauſende und Millionen. Am Kreuze des Gottesſohnes und Weltheilandes lernen wir die allerwichtigſten Lectionen über uns ſelbſt, über Gott und die Vereinigung mit Ihm. Dort wird uns die Tiefe unſerer Sünde und Schuld, aber auch die Tiefe der göttlichen Liebe und Gnade thatſächlich, eben darum deutlicher und gewaltiger verkündigt und eingeſchärft, als durch die ausführlichſten und ſcharfſinnigſten Beweiſe geſchehen könnte. Was keine Macht der Philoſophie oder der Beredtſamkeit zu Stande bringt, das vermag Chriſtus der Gekreuzigte, nämlich die Tilgung der Schuld, die Verſöhnung und Umwandlung des Sünders. Ein Blick auf's Kreuz wirft unſeren natürlichen Stolz in den Staub, ertödtet die Selbſtgerechtigkeit in ihrer Wurzel, bringt Ruhe in die bewegte Bruſt, läutert die Leidenſchaften, überwindet die Verſuchungen zur Sünde, jagt den Satan ſammt ſeinem Heere in die Flucht, ſchmelzt das Eis der Selbſtſucht und erfüllt das Herz mit Demuth, Liebe und Dankbarkeit. Das Kreuz iſt die ſichere Zufluchtsſtätte aller Mühſeligen und Beladenen; unter dem Kreuze ſprudelt der Born der Sündenvergebung; um das Kreuz herum blühen die Friedensblumen für alle bekümmerten, zerknirſchten und zerſchlagenen Gewiſſen; aus dem Kreuze quillt der Balſamſaft für die blutenden Wunden der Seele; am Kreuze glänzt das Siegel des unendlichen Erbarmens, der Kindſchaft Gottes und der Erbſchaft des ewigen Lebens; über dem Kreuze ſind

geöffnet die Pforten der himmliſchen Gottesſtadt. Was iſt alle Weisheit und Wiſſenſchaft der Erde werth, verglichen mit dieſer praktiſchen, ſündentilgenden, lebengebenden, rechtfertigenden und ſeligmachenden Weisheit von Chriſto dem Gekreuzigten? Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an ſeiner unſterblichen Seele, die nur durch das Kreuz verſöhnt und erlöst werden kann? „Wenn ich nur Jeſum recht kenne und weiß, Hab' ich der Weisheit vollkommenſten Preis.“

Darum will ich dem bewährten Beiſpiele des Paulus folgen und, allen Eitelkeiten der Welt entſagend, nichts wiſſen, als Chriſtum den Gekreuzigten, und alles andere Wiſſen Ihm unterordnen und dienſtbar machen. Ihn, den Gekreuzigten, der zugleich der Auferſtandene und ewig Lebende iſt, will ich meinem Gemüthe einprägen als den köſtlichſten Schatz. Er ſoll mein Denken, Fühlen, Wollen, Reden und Handeln beherrſchen, heiligen und verklären, mich in Tagen des Glücks und der Freude in der Demuth und Selbſtverläugnung üben, in den Nächten des Leidens und der Trübſal mit Troſt und Hoffnung erquicken, im letzten Todeskampfe das ſanfte Ruhekiſſen für mein Gewiſſen und in der ſeligen Ewigkeit der Gegenſtand meines ewigen Lobgeſangs ſein.

Der am Kreuz iſt meine Liebe,
Und ſonſt nichts auf dieſer Welt.
O, daß Er's doch ewig bliebe,
Der mir jetzt ſo wohl gefällt!

Correſpondenz aus Norddeutſchland.

(Schluß.)

Jetzt macht beſonders ein Geſetz viel Aufſehen, nämlich über die Provinziallandtage. Damit hat es folgende Bewandtniß. Als die Verfaſſung revidirt werden ſollte, machte das Miniſterium den Vorſchlag, die erſte Kammer, welche jetzt aus gewählten Männern nach einem höheren Cenſus beſteht, und keine Diäten empfängt, nach Art einer Pärie einzurichten, und den größten Theil derſelben aus etlichen vom König ernannten ehemaligen Standesherren beſtehen zu laſſen. Ich kann dieſe Beſtimmung nur loben, weil dadurch der höhere Adel, der nicht ohne Einfluß und Macht iſt, Gelegenheit bekommt, die ihm zuſtehende politiſche Bedeutung auch wirklich auf geſetzmäßige Weiſe geltend zu machen. Die zweite Kammer ging nur ungerne darauf ein, weil man von einer ſolchen Adelskammer Nachtheile für die Volksfreiheit fürchtete, und man traf endlich das ge-

genſeitige Abkommen, daß die erſte Kammer in ihrer bisherigen Zuſammenſetzung noch bis zum Auguſt 1852 bleiben ſolle, inzwiſchen aber einige wichtige Geſetze, namentlich das über die Provinziallandtage vorher vom Miniſterium eingebracht und diskutirt werden ſollten, damit die neue Pärskammer nicht auf dieſe organiſchen Geſetze ihren nachtheiligen Einfluß ausüben könne. Dieß ward ausgeführt. Das neue Geſetz über die Provinziallandtage ward gegeben, diskutirt und als Geſetz publicirt. Bei der Ausführung zeigen ſich aber ſo große Schwierigkeiten, daß das Geſetz in vielen Fällen ganz unbrauchbar erſcheint, auch erheben ſich die großen Grundbeſitzer, und klagen über Beeinträchtigung ihres Einfluſſes. Das Geſetz iſt in der That eines der ſchlechteſten, was wohl je gemacht worden iſt, und man begreift nicht, wie das Miniſterium ein ſolches Geſetz hat hervorbringen können. Die Kammern haben es zwar, ſo gut es gehen wollte, corrigirt, aber die Grundlage war verfehlt. Statt nun auf Grund der hervorgetretenen Mängel Abänderungen oder ein neues Geſetz vorzuſchlagen, beruft das Miniſterium die längſt aufgehobenen ehemal. Provinziallandtage, legt dieſen das Geſetz vor und verlangt ihre Gutachten. Dieſe beeilen ſich natürlich ſolche Aenderungen vorzubringen, welche die Uebel der alten Provinziallandtage, wo nur Rittergutsbeſitzer vertreten waren (Dörfer und Städte waren ſtets in der Minderzahl, ſo daß ſie nie etwas durchſetzen konnten), auf die neuen übertragen. Das Miniſterium adoptirt dieſe Veränderungen, und legt nun den Kammern ein neues Geſetz vor, worin bloß einige ganz allgemeine Grundzüge über die Provinziallandtage enthalten, übrigens nach ebenſo abſtrakten Schematismen, wie jenes erſte Geſetz, und behauptet, die weitere Ausführung der Grundzüge ſei eine Sache der Adminiſtration, und gehe die Kammern gar nichts an. Und dabei läßt es die wichtige Frage, ob die alten Provinziallandtage noch zu Recht beſtehen oder nicht, ganz in suspenso. So ſteht die Sache jetzt, und es iſt mit Gewißheit vorauszuſehen, daß dieſe Frage in dieſer Kammerſitzung noch unerledigt bleiben wird, dann kommt ſie an die neue Kammer und in dieſer ſitzen die Pärs, die wohl mit dem Landadel gemeinſchaftliche Sache machen werden.

Die Entrüſtung über dieſes Verfahren iſt allgemein und hat zuerſt Anlaß gegeben, daß eine Anzahl von angeſehenen Männern, Bethman-Hollweg, Nitzſch und Andere an der Spitze, öffentlich dagegen aufgetreten ſind, und ſo den Kern einer Recht und Sittlichkeit auch im Staatsleben fordernden Oppoſition gebildet haben. Noch iſt dieſe Partei klein, und es hängt von ihr ab, ob ſie zu größerem Einfluß gedeihen wird. Zu wünſchen wäre es ſehr, denn nur auf dieſem Wege des ſtrengen Feſthaltens an ſittlichen Grundſätzen kann der Staat von dem drohenden Verderben gerettet werden. Dieſe neu entſtandene Partei hat auch den Verſuch gemacht, ein eigenes conſervatives Blatt zu gründen, und ſo den Beweis gegeben, daß es möglich iſt, auch bei dem gegenwärtigen Preßdruck eine unabhängige Zeitung zu ſchreiben; denn wir haben zwar die Preßfreiheit in einem Artikel der Verfaſſung geſichert, aber die Regierung legt denſelben dahin aus, daß es ihr freiſteht, jeder mißliebigen Zeitung den Poſtdebit zu entziehen oder dem Buchdrucker die Conceſſion zu nehmen oder ſie ganz zu unterdrücken. Die Folge iſt denn auch, daß es jetzt in der geſammten deutſchen Preſſe kaum ein einziges Blatt gibt, welches eine freie unabhängige Meinung äußert, dagegen wuchert eine Unzahl ſogenannter conſervativer Regierungsorgane, die in feiler Geſinnung auch für das Schlechteſte eine ſchöne Schminke zu erfinden mit einander wetteifern.

• • •

Die centraliſirende Büreaukratie iſt jetzt das eigentliche Lebensprincip des preußiſchen Staats. Schon früher war ihre Macht groß, ſie iſt aber jetzt in ungemeſſenem Grade gewachſen und droht unſer ganzes bürgerliches Leben in eine todte Maſchine mit unzählbarem Räderwerk umzuſchaffen. Der geringe Reſt ſtädtiſcher Bürgerfreiheit, den wir bisher genoſſen, wird immer mehr geſchmälert. Das Miniſterium Manteuffel neigt ſich daher auch weit mehr zur Büreaukratie, oder vielmehr es wird unvermerkt dahin getrieben. Der Schein, als ob es mit einer ſtreng eingeſchulten und durch ſtrenge Disciplinargeſetze gezügelten Büreaukratie ſich am leichteſten und bequemſten regieren laſſe, iſt gar zu verführeriſch.

So iſt der Geiſt der Regierung im Ganzen. Wie ſich von da aus die Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten geſtaltet, läßt ſich leicht abnehmen. Von einer Selbſtſtändigkeit der Verwaltung der Kirche iſt jeder Gedanke fern; eine ſelbſtſtändige Kirche paßt ſo wenig in den centraliſirten Büreauſtaat, wie er in dem Napoleons eine Stelle fand. Zwar iſt auch dieſe in der Verfaſſung garantirt, aber der Miniſter des Kultus erklärte in der Kammer, dieſer Paragraph brauche nicht ausgeführt zu werden, denn die Kirche ſei ſchon ſelbſtſtändig. Von ſeinem Standpunkt hat er vollkommen Recht, ja ſie iſt es eigentlich ſchon zu ſehr. Daher werden denn die geringen Anfänge zu einer ſelbſtſtändigen Stellung der Kirche, die unter dem Miniſterium Eichhorn unter dem heftigſten Widerſpruch der damaligen Büreaukratie gemacht wurden, möglichſt wieder beſeitigt; die Konſiſtorien hatten eigene Präſidenten, und jetzt ſind ihnen dieſe genommen und den Oberpräſidenten der Provinz die Geſchäfte übertragen. Früher wurden Synoden gehalten, jetzt wagt Niemand daran nur zu denken, es iſt das als ein ganz demokratiſch revolutionärer Gedanke verpönt. Zwar haben wir einen Oberkirchenrath, aber deſſen Wirkſamkeit iſt möglichſt auf Null reducirt; ſo trefflich er ſich auch bisher gezeigt hat, ſo kann man es ihm doch nicht verzeihen, daß er eine Gemeindekirchenordnung vorgelegt hat, die, wie man jetzt zum Erſchrecken erkennt, auf ganz demokratiſcher Grundlage ruht. Daher kommt es denn, daß man dieſer Behörde die ſo nothwendige Vermehrung ihrer Arbeitskräfte beharrlich verweigert, und da demzufolge ſie nicht im Stande iſt, alle ihr zukommenden Sachen zu erledigen oder gründlich zu beſcheiden, ſo hofft man ſie dadurch moraliſch zu untergraben und ſie darauf, als einen unnützen Zierrath in der Maſchinerie des Staatskirchenthums zu beſeitigen.

So ſind unſere Zuſtände. Urtheilen Sie ſelbſt, ob es Einem darin möglich iſt, Berichte zu erſtatten, ohne auf wunde Stellen zu treffen, die man nicht nennen darf. Ich wünſchte ſehr, ich täuſchte mich, aber mir erſcheint die Zukunft in einem ſehr trüben Lichte. Denn wie ſchlimm es auch bei uns ausſehe, ſo gibt es doch viele Punkte in Deutſchland, die noch Traurigeres zu berichten haben. Vor allen Dingen Kurheſſen. Die Berichte von dorther ſind herzbrechend und zu einer Abhülfe keine, auch nicht die entfernteſte Ausſicht da. Der beſte und glücklichſte Staat ſcheint jetzt Württemberg zu ſein. Auch in kirchlicher Beziehung herrſcht dort reges Leben, und die Regierung iſt bemüht mit Beſonnenheit und Klarheit die alten Zuſtände durch neuere beſſere zu erſetzen. . . .

* * *

Der
Deutſche Kirchenfreund.
Jahrgang V. Juni, 1852. Nro. 6.

Univerſitäten und ihre Bedeutung für das öffentliche Leben.

(Schluß.)

Dieſe bisher bezeichneten Seiten am Weſen der Hochſchulen ſind die unerläßlichen Factoren ihres weltgeſchichtlichen Einfluſſes. Alles Andere, was wir uns an der Gliederung dieſer eigenthümlichen Organiſationen denken mögen, erſcheint als untergeordnet. Allein gerade dieſe geſchichtliche Bedeutung, der Einfluß, den ſie äußern, hat große Bedenken über die Tauglichkeit dieſer Inſtitute in unſeren Tagen hervorgebracht und den Wunſch ihrer gänzlichen Reorganiſation laut werden laſſen. Doch ſind die Angriffe, denen ſie ausgeſetzt ſind, ſchon auf ein ſehr frühes Datum zurückzuführen. Auch waren die Anklagen, wie ſie von den verſchiedenartigſten Parteien erhoben wurden, an ſich ſelbſt höchſt verſchieden; bald waren die Hochſchulen die Mauer, in welche der Geiſt gebannt war; bald waren ſie die Werkſtätte, wo die Waffen für die Revolution geſchmiedet wurden. Die gegründetſten Urſachen zur Unzufriedenheit hatten die Klöſter und die Mönche ſchon in ſehr früher Zeit, denn ihren Schulen und literariſchen Thätigkeit erwuchs dabei ein gefährlicher Nebenbuhler. Und als die öffentliche Meinung mehr und mehr ſich dahin neigte, daß die öffentlichen Lehrer der Theologie und des Kirchenrechts gewiß ein höchſt bedeutendes Urtheil in den ſchwierigſten Fragen fällen können, da hatten die Päpſte über dieſes neue Gegengewicht gegen ihre Willkühr und Anmaaßung zu klagen. Aber viel gewichtiger waren andere Klagen, die man auch ſchon vor der Revolution vernahm, daß die Univerſitäten in gar keinem rechten Verhältniß zu den Bedürfniſſen der Kirche und des Staats ſtehen, daß ſie ihr Anſehen mißbrauchen, daß ſie nur die werthloſe Quelle leeren Buchſtabenkrames, der rechte Hort aller geiſtloſen Gelehrteneitelkeit und die Heimath alles unerbaulichen Wortgezänkes ſeien. Auch Luther hat viel über den auf hohen Schulen herrſchenden Geiſt geklagt

und auf ihre Umgeſtaltung gedrungen. Und wahrlich, in wie manchen Hörſaal iſt durch die Reformation friſches Leben und der kräftige Odem des Gotteswerts gedrungen! Ueberhaupt hat der Proteſtantismus auch den Univerſitäten neue Geſtalt und Regſamkeit verliehen; er hat der Individualität des Gelehrten mehr Freiheit gegeben und die Wiſſenſchaft aus dem vorherigen kirchlichen Zwange befreit. Und die in das theologiſche Studium gekommene Bewegung kam auch den anderen Facultäten zu gut. Aber wie in die Theologie, ſo kam auch in das ganze akademiſche Weſen und Treiben noch im 16ten Jahrhundert eine klägliche Erſtarrung. Wie ſchon die Myſtiker des 13ten Jahrhunderts über die auf hohen Schulen getriebene Vergötterung der ſcholaſtiſchen Dialektik klagten, ſo erhoben ſich jetzt neue Klagen gegen die ſich in ihrer Orthodoxie breit machende ſcholaſtiſche Theologie der proteſtantiſchen Kirche, gegen den Tod eines vom ächten chriſtlichen Leben fernen Schulwiſſens, gegen die wahrhaft ärgerliche Streitſucht der Gelehrten, welche die Univerſitäten zu Kampfplätzen machten. Alle myſtiſchen und aſcetiſchen Secten des 16ten und 17ten Jahrhunderts waren den Hochſchulen abhold, denn dem Ausſcheinen des inneren Lichtes ſtand das Buſtabenwiſſen im Wege und der Geiſt konnte bei dieſer „Vernunftſklaverei" nicht recht zum Durchbruch kommen. Allerdings ſchienen die Univerſitäten den Fortſchritt des Wiſſens ſelbſt vielfach mehr zu hemmen als zu fördern; ſie waren dem Stabilitätsprinzip verfallen. So war mannigfache Gefahr da, daß ſie von der Zeit überflügelt werden und das akademiſche Leben ſelbſt trug ſo lange und trägt zum Theil noch jetzt nicht eben in den liebenswürdigſten Zügen Spuren an ſich, daß da eine unbillige Neigung vorwaltet, das Alte ſelbſt in ſehr barrocken Erſcheinungsformen feſthalten zu wollen. Daß aber die Univerſitäten den allgemeinen Fortſchritten der Wiſſenſchaft und Bildung nicht nachkommen oder vorauseilen, daß ſie dem Zeitbedürfniß ſelbſt nicht mehr völlig entſprechen, ergibt ſich auch daraus, daß neben ihnen die wiſſenſchaftlichen Akademien aufkamen und daß dieſe und jene ſich lange ganz gleichgültig zu einander verhielten. Das hat ſich nun freilich ſchon geraume Zeit geändert. Vor Allem iſt in Deutſchland ſeit Kant ein neuer Schwung in das Univerſitätsweſen gekommen. Je künſtlicher der Bau des Staates iſt, deſto ſchärfer werden die Anforderungen der Bildung für ſeinen Dienſt. Aber mehr als dieß hat die außerordentliche Macht der Philoſophie, des ſpeculativen Denkens, belebend auf die Hochſchulen eingewirkt. In der Philoſophie ſuchte man die Heimath jeder Diſciplin und den einheitlichen Ausgangspunkt aller Wiſſenſchaften. Der eigenthümliche Trieb nach prinzipiellen und generellen Anſchauungen hatte ſich noch am Ende des vorigen Jahrhunderts faſt aller edlen Geiſter bemächtigt und nichts ſchien für ſich in ſeiner Beſonderheit bedeutend, wenn es nicht als Deduction aus den univerſalen Prinzipien abzuleiten war. Nicht das Wiſſen der einzelnen Erkenntniſſe, ſondern die Syſtematiſirung, ein ſpekulatives Weltbauen, das war der Zielpunkt und indem man den Ruhepunkt außerhalb der Welt ihr gegenüber

vorerſt ſuchen wollte, blieb man der Welt der Wirklichkeit leider oft fremd genug. Aber dieſe Periode, wo ſo Viele in den Weltſtürmen jener Zeit Ruhe im Reich der Idee ſuchten, iſt vorüber, und das Recht der Geſchichte, die Macht der Empirie und die Noth des unmittelbaren Bedürfniſſes ſind heutzutage auch auf deutſchen Univerſitäten zu großer Geltung gekommen. Niemand wird zweifeln, daß es zum Beſten dienen wird. Freilich iſt Verachtung des ſpekulativen Forſchens nichts weniger als eine Tugend; auch die Philoſophie des Geiſtes iſt nur eine andere Seite am allgemeinen Wiſſen um die Natur des Seienden. Und bereits hören wir Klagen aus Deutſchland, daß eine auffallende Verachtung gegen metaphyſiſche Studien ſich kundgebe. Wenn damit eine Oberflächlichkeit des Denkens überhaupt, ein bloßer roher Empirismus und Verſtandesformalismus wiederkehren ſollte, dürfte man mit Recht darüber klagen.

Gewiß kann kein Unterrichteter bezweifeln wollen in unſerer Zeit, daß, Alles zuſammengefaßt, wiſſenſchaftliches Forſchen nach allen Seiten hin durch Nichts ſo ſehr iſt gefördert worden, als durch Univerſitäten. Wer an ihrem Bürgerrechte regelmäßigen Antheil haben will, muß voraus ſchon eine gute Grundlage klaſſiſcher Bildung gelegt haben, oder die Vorleſungen der Hochſchule werden ihn nur von ſeiner Unfähigkeit überzeugen, ohne beſſere Vorbereitung wahren Gewinn von ihnen zu erlangen. Das Zuſammenleben einer zahlreichen Jugend, welche Mängel und Gefahren auch daraus entſtehen mögen, iſt an ſich ſehr anregend und belebend. Sie alle wollen die ehrenvolle Bahn des öffentlichen Lebens, des Staats- und Kirchendienſtes einſchlagen und unwillkührlich entſteht ein edler Wetteifer des Sammelns und des Forſchens. Eben in der Entfernung von der unmittelbaren Verkettung des Wiſſens mit dem Leben entſteht auch allein auf die leichteſte Weiſe eine ideale Auffaſſung der Wiſſenſchaft, eine Luſt zur Erkenntniß um ihrer ſelbſt, nicht um anderweitiger irdiſcher Rückſichten willen. Der Umgang mit den Genoſſen des Alters und des Studiums weckt einen friſchen Austauſch der Gedanken und erhält den Geiſt in ſteter Uebung und gibt tauſendfache Veranlaſſung, die Lücken des Wiſſens zu entdecken und weckt die eigene Denkthätigkeit. Für den Staat erwächst dabei der große Vortheil, daß er ſich eine bedeutende Anzahl allgemein gebildeter, wiſſenſchaftlicher Männer heranzieht und ſomit eine anſehnliche Concentration von Intelligenz ſich erzielen kann. Auch kann er die Ueberzeugung haben, für die einzelnen Zweige des öffentlichen Dienſtes Leute von bedeutenden Fachkenntniſſen und gründlichem Wiſſen ſtets in Bereitſchaft zu haben. Ueberdieß iſt die genaue Kenntniß, die man vom Entwicklungsgang des Einzelnen, von ſeiner ganzen Geiſtesrichtung, von ſeinem Charakter, ſeinem Fleiße, ſeinen vorſtechenden Anlagen, ſeiner theoretiſchen oder praktiſchen Begabung hat und die vor Allem durch ſcharfe und wiederholte Examina ſicher geſtellt wird, deren Reſultat an ſich ſchon ein großer Sporn für den Ehrgeizigen und auch für den Trägen iſt, von nicht geringer Bedeutung für den Staat. Er verpflichtet ſich aber ſeine Diener ohnehin dabei noch auf beſondere Weiſe, indem er durch reiche Mittel für

ihre Ausbildung Sorge trägt. Das iſt ein wichtiges Moment vor Allem bei den einzelnen Landesuniverſitäten in Deutſchland, denen man ihr Sonderintereſſe, ihre hauptſächliche Geltung für enge patriotiſche Zwecke oft vorgeworfen hat. Auch wird man nicht ſagen können, daß die Vervielfältigung der Univerſitäten in Deutſchland dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft und Bildung zum Hinderniß geworden ſei. Die Landesuniverſitäten ſind Lichtpunkte, auf welche das ganze Volk mit einer gewiſſen Ehrfurcht blickt und es zollt damit der wiſſenſchaftlichen Forſchung und Ausbildung einen wohlverdienten Reſpect. Es iſt der Stolz jeder Familie, einen Sohn mit Ehren auf der hohen Schule zu haben und ihn mit Titel und Rang aus dieſem gelehrten Schmelztiegel für den öffentlichen Dienſt hervorgehen zu ſehen Auch iſt es gewiß kein ſchlimmes Zeichen, daß deutſche Regierungen mit den Kammern ihrer Volksrepräſentanten nie weniger Kampf haben, als wenn ſie der Hochſchule des Landes zu wiſſenſchaftlichen Zwecken Geld verwilligen ſollen. Jeder tüchtige Bürger nimmt Antheil am Wohl der Landesuniverſität, in jedes ächt patriotiſche Gefühl iſt ſie mit eingeſchloſſen, von ihren alten Vorrechten wird nicht leicht Etwas abgebrochen, ſie hat ihre beſondere ſtaatliche Repräſentation und ihr Schickſal iſt mit dem des Landes auf's innigſte verbunden. Allein der Natur der Sache nach muß der Wiſſenſchaft ſelbſt aus ſolchen großartigen Anſtalten der Bildung der bedeutendſte Vortheil entſpringen. Das läßt ſich ohnehin vorausſetzen, daß überhaupt nur die wiſſenſchaftlichſten Köpfe zu Lehrern an Hochſchulen berufen werden und die Landesregierungen ſehen ihren Vortheil darin, und ſetzen ihren Stolz darein, wiſſenſchaftliche Sterne erſter Größe über dem Horizont ihrer Univerſitäten aufgehen zu laſſen. Da ſind denn die verſchiedenſten Seiten des menſchlichen Wiſſens durch würdige Repräſentanten vertreten. Die Summe der Geſammterkenntniß iſt wie verkörpert in ihnen. Ihre ganze Aufgabe iſt, zu forſchen in den ihnen zugehörigen Zweigen der Wiſſenſchaft und das Beſte, was ſie wiſſen, ihren Zuhörern vorzutragen. Ihr Leben iſt mit einem Wort der Forſchung und der Wiſſenſchaft geweiht; ſie ſtehen auf dem Gipfel der Gelehrſamkeit ihres Geſchlechts; die Höhe der Zeitbildung reflectirt ſich in ihnen. Und es iſt keine Wiſſenſchaft, die nicht wenigſtens in ihren allgemeinſten Grundlagen auf einer gehörig organiſirten Univerſität repräſentirt wäre. Natürlich wird auch ſtets ein großartiger Apparat zu den Zwecken einer derartigen Lehranſtalt nothwendig ſein und durch reiche Bibliotheken, durch Naturalienſammlungen, Kliniken, Sternwarten, phyſikaliſche Kabinete und ähnliche Hülfsmittel ſind der wiſſenſchaftlichen Forſchung reiche Schätze dargeboten. Die deutſchen Univerſitäten, ſo viele ihrer ſind, alte wie neuere, ſind meiſtens in dieſen Hinſichten vortrefflich ausgeſtattet, und man hat hieran einen Schlüſſel zu der Frage, warum gerade Deutſchland eine ſolche Menge gelehrter Männer in den verſchiedenſten Fächern des Wiſſens hervorbringe.

Gewiß alle dieſe Dinge zuſammen müſſen dieſe Inſtitute der allgemeinen, wie der Fach-Bildung in den Augen jedes Gebildeten werth machen. Sie

haben ein ſeit Jahrhunderten tiefgewurzeltes Recht in Europa. Man kann ſie aus den einzelnen Ländern nicht wohl wegdenken, ohne eine totale Umgeſtaltung aller öffentlichen Verhältniſſe herankommen zu ſehen. So Vieles fiel, ſie ſtehen in Glorie; ſie erſcheinen noch immer als das einzig richtige Mittel zur Einweihung in den öffentlichen und wiſſenſchaftlichen Beruf; ſie ſtellen dem Einzelnen die ungeheure Ausdehnung des Geſammtgebietes des Wiſſens und auch die unerläßliche Nothwendigkeit eines gründlichen Eindringens in ſein beſonderes wiſſenſchaftliches Berufsfeld wie leibhaftig vor Augen. Es fehlt nicht an Leuten unter uns in Amerika in unſeren Tagen, welche wünſchen, daß ähnliche umfaſſende Anſtalten der Bildung hier bei uns entſtehen möchten; und der Wunſch iſt ein edler. Hören wir jedoch zugleich, welche Klagen gerade in unſerer Zeit gegen das Univerſitätswesen zum Theil in Europa überhaupt, beſonders aber in Deutſchland geführt werden. Vieles freilich von den dort anſtößigen Seiten möchte ſich unter unſeren Verhältniſſen nicht finden und wäre bei uns nicht bedenklich. Dagegen möchte wohl manch anderes Bedenken bei uns entſtehen.

Sehr bedeutende Einwendungen gegen große Univerſitäten werden vom Standpunkt der Pädagogik aus erhoben. Das Zuſammenleben einer großen Anzahl von jungen Männern ſei ſtets gefahrbringend für ihre Bildung, für Zucht und Ordnung unter ihnen; in großen Städten könne man nicht leicht den Einzelnen gehörig nachgehen und ſie beobachten und in kleinen Städten gewinnen ſchon mehrere Hunderte von Studenten einen ungebührlichen Einfluß und gewinnſüchtige Bürger reichen ihnen leicht die Hand zu Böſem und zur Verheimlichung deſſelben. Auch iſt es wahr, daß allerlei ſociale Roheit ſeit Jahrhunderten auf Univerſitäten ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt hat, und beſonders haben ſich in Deutſchland die Studenten beinahe das Privilegium zu gar vielem Unfug errungen, der mit dem glänzenden Titel einer noch unentwickelten Genialität oder jugendlicher Vorrechte nur höchſt kümmerlich beſchönigt wird. Beſonders aber iſt es nicht zu beſtreiten, daß die Freiheit, mit welcher die meiſten Studirenden während ihrer Univerſitätsjahre ſich ſelbſt überlaſſen ſind und das genio indulgere im großen Style treiben können, für ſehr Viele nicht nur ein ſittlicher, ſondern auch ein wiſſenſchaftlicher Ruin wird. Gerade in Deutſchland ſind die Jahre klaſſiſcher Vorbildung in Gymnaſien und Lyceen gar nicht geeignet, den Charakter zu ſtärken, und der religiöſe Einfluß iſt in ihnen leider meiſtens auf Null reducirt. Nun kommt aber plötzlich die längſt erſehnte akademiſche Freiheit und das erziehende Moment fällt um ſo mehr weg, da die Lehrer meiſtens damit Nichts zu thun haben wollen und die jungen Leute, fern dem eben in dieſer Lebensperiode ſo wichtigen Einfluß der Familie, ganz nur auf ſich gewieſen ſind. Allerdings werden die Theologen an manchen Hochſchulen in Seminarien mehr beaufſichtigt, aber nur ſelten ſind ſie den allgemeinen Einflüſſen des Studentenlebens zu entheben. Die Menge der Studirenden überhaupt ſteht beſonders in Rückſicht auf den Studiengang unter kei-

ner beſonderen Leitung. Die Profeſſoren halten ihre Vorleſungen und gewöhnlich iſt nicht einmal eine Regel für das pünktliche Anwohnen bei denſelben feſtgeſetzt. Das wird denn trägen und leichtſinnigen jungen Leuten zu großer Verſuchung; Tage und Monate gehen verloren und Mancher iſt völlig verkommen am Ende ſeiner Studienzeit; oder auch laſſen Viele ſich nur ſo nothdürftig für das Examen zuſtutzen, und für ihre allgemeine Ausbildung geſchieht Nichts. Einzelne freilich ſind in dieſer Freiheit in ihrem Elemente und erlangen durch ſie wenigſtens eine Selbſtſtändigkeit des wiſſenſchaftlichen Denkens. Freilich ſtehen auch ſie gar ſehr unter dem Einfluſſe des jeweiligen Geiſtes, der ihre Lieblingslehrer beſeelt, und je mehr ſie eben nur die Wiſſenſchaft und ſonſt Nichts bei ihren Studien im Auge haben, deſto ferner werden ſie dem Leben und deſto weniger berückſichtigen ſie den ernſten praktiſchen Zweck ihres Berufsſtudiums. Die Lehrer ſelbſt, nur dem wiſſenſchaftlichen Forſchen zugewendet, verlieren oft den Geſichtspunkt des Lebens und ſeiner unabweisbaren Anforderungen viel zu ſehr aus dem Auge, und eben daraus muß der ſehr bedenkliche Conflict des Wiſſens mit dem Bedürfniß der Gegenwart und mit ihren Rechten ſich ergeben.

Hier iſt eine der hauptſächlichſten Urſachen angedeutet, warum gerade in Deutſchland in den letzten fünfzig Jahren eine ſolche Menge, das hiſtoriſche, poſitive Chriſtenthum angreifender wiſſenſchaftlicher Werke erſchienen iſt; die Univerſitäten haben darin es beurkundet, daß ſie in keinem rechten Verhältniß zur Kirche und zum Staat mehr ſtehen; ſie ſcheinen nur einen Selbſtzweck zu realiſiren; die Mächte des Lebens und der Geſchichte ſind nicht mehr für die Gelehrſamkeit vorhanden oder denkt ſie, ſo leicht durch etliche Bücher mit ihnen fertig zu werden. Aus dieſer Verirrung des einſeitigen Intellectualismus gingen jene antichriſtlichen Werke theologiſchen Titels, pantheiſtiſchphiloſophiſchen Inhalts der neueren Zeit hervor und zwar meiſtens aus der Feder talentvoller, aber des poſitiv religiöſen ſowohl als des kirchlichen Bewußtſeins lediger junger Theologen. Ueberhaupt iſt in neueren Zeiten gerade auch darüber viel geklagt worden, daß die Anhäufung von Hunderten von Studenten auf Einem Punkte in ihnen ein gewiſſes Corporationsgefühl hervorrufe, daß ſie ſich für eine privilegirte Klaſſe anſehen und wie im Gefühl der Stärke der Maſſe nicht mehr als des Geiſtes es gar ſehr lieben, eine Rolle zu ſpielen und „trotz dem Mangel an Bart und Jahren" gar gerne öffentlichen Einfluß ausüben möchten. Wer will der Jugend den Enthuſiasmus verargen, wenn er einer edlen Sache gilt und wenn ſie kühn im Gedanken, raſch in der That ſich zeigt? Aber freilich — der arme Metternich! Dem haben die Studenten Europas manche ſchlafloſe Nacht ſeit 1815 bereitet und zudem exiſtirt für einen ſolchen Mann kein Ding wie Enthuſiasmus und wenn er Etwas in der weiten Welt für edel hält außer ſeinem Adel und dem monarchiſchen Prinzip, ſo ſucht er's ſicher nicht bei den Studenten. Indeſſen träumten die Studenten den ſchönen Traum vom deutſchen Kaiſer im J. 1818 und 1819, die Nation aber erſt im J. 1848. Beide befanden ſich dabei außerhalb gegebener Verhältniſſe und Realitäten — wie immer im Traume

Der Staat kommt aber noch von anderen Seiten her in Conflict mit den Univerſitäten; und wenn nicht der Staat, ſo doch die öffentliche Meinung. Läßt er ihnen ihre volle Freiheit im Feld der Wiſſenſchaft, ſo wird die Gefahr groß, daß er dadurch um ſeine Grundlage kommt und ſeine Bedürfniſſe nicht befriedigt werden. Will er die Wiſſenſchaft zum Mittel für den unmittelbaren Staatszweck machen, ſo wird geklagt über Geiſtesdruck und Lehrzwang. Von Seiten der öffentlichen Meinung hat man aber in neueren Zeiten ſtarke Klagen vernommen über den Zuſtand der Univerſitäten und zwar gerade ſo fern ſie, was ſie ſind, durch den Staat ſind. Dieſe Inſtitute, ſo heißt es, ſind gar nicht, was das Bedürfniß unſerer Zeit erfordert; das Eigenthümliche und das Große unſerer Zeit iſt eben das, daß die Wiſſenſchaft und Bildung ein Gemeingut wird und daß der Geiſt der Aufklärung und allgemeiner Kenntniſſe um die Welt und ihre Geſetze in allen Schichten der Geſellſchaft zu Hauſe wird. Die Zeit reißt ſich los von der Vergangenheit; die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, die Organiſation des Rechtes wird vereinfacht; jedes Handwerk wird wie eine Kunſt betrieben; der Umweg durch ein Labyrinth nutzloſer Vorbereitungen, die Eitelkeit des gelehrten Wortkrames, die leere Politur einer jahrelangen klaſſiſchen Erziehung — das Alles bedarf unſere Zeit nicht mehr. Die Univerſitäten ſind nur Werkſtätten für den Regierungsdienſt, als ob die Regierung der Staat wäre; ihre beſonderen verjährten Vorrechte hemmen die Wiſſenſchaft mehr, als ſie ſie fördern, und begünſtigen nur eine ganz einſeitige Herbildung des Menſchen zu einer Amtsmaſchine. Auch iſt das Meiſte von dem, was man in akademiſchen Hörſälen lernt, durchaus werthlos für das kommende Leben und die Oeffentlichkeit. Oder wenn doch nur Allen die Möglichkeit gegeben wäre, von dieſen Vorleſungen Nutzen zu ziehen; aber es werden pedantiſche Forderungen vorangeſtellt, um nur das Recht zu haben, Lehren, die jedem Menſchen, jedem Bürger wichtig ſind, die in unmittelbarer Beziehung zum geſunden Verſtande eines Jeden ſtehen, hören zu dürfen. Da wird denn Alles nur in die einmal angenommenen Formeln gebannt und das Leben hat kein Recht und keine Mittel, gegen die Schulregeln anzukämpfen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn Anſichten auf den Univerſitäten entſtehen, welche im öffentlichen Dienſte nachher kein Recht haben; nur zu ſehr iſt man oft darauf ausgegangen, die Gelehrſamkeit und den Ruhm der Originalität bei akademiſchen Lehrern über Alles bedeutend zu machen, und Staatsminiſter waren ſtolz, Akademieen durch ſolche glänzende Namen zu verherrlichen. Docirt nun ein ſolcher Mann etwa ganz im Geiſt der freien Wiſſenſchaft den puren Unglauben von ſeinem theologiſchen Lehrſtuhl aus, ſo wird es der mit dem Staat verketteten und unſelbſtſtändigen Kirche ſehr ſchwer ſein, ihre Rechte gegenüber ſolchen Eingriffen zu wahren; dagegen erzieht ein ſolcher Lehrer ſich eine Schule heran, die mit dem Eifer der Jugend ſeine Sache führen wird, und was hat die Landeskirche von ihrer Geiſtesrichtung zu erwarten? Den Unglauben ihres Herzens dürfen ſie allerdings nicht predigen, aber was wird ihr Predigen ſein, wenn das Herz nicht dabei iſt?

Alſo gerade die Univerſität, ſo fern ſie eine Staatsanſtalt iſt, erſcheint als das Bedenkliche für die öffentlichen Zuſtände ſelbſt. Und wenn der Staat durch reiche Spenden und alle möglichen Erleichterungsmittel zur wiſſenſchaftlichen Laufbahn auffordert, ſo lockt er eben dadurch eine große Menge von Leuten in den Staatsdienſt, die gar nicht für ihn beſtimmt ſind. Denn das gedächtnißmäßige Anlernen der Kenntniſſe, die in den ſo vorherrſchend theoretiſchen Prüfungen gefordert werden, kann auch einem durchaus geiſtloſen Subjecte gelingen, das eben nur in fremden Gedanken und unbehülflich genug ſich bewegt; daraus entſtehen jene amtlichen Buchſtabenmenſchen, die an ſich eine Null nud durch den Amtsrock und Titel ihres Staatsdienſtes Etwas werden im Volk. Sie eben ſind es vor Allem, welche die Kluft zwiſchen Regiernng und Volk bilden; ſie ſtehen herzlos, wie einer anderen Welt entfallen, dem Bürgerthum gegenüber und durch ſie beſonders wird der Aufſchwung nationalen Lebens und ein dem Zeitbedürfniß entſprechender Fortſchritt in allen Verhältniſſen der Oeffentlichkeit gehemmt und der unnatürliche maſchinenartige Gang in alle großen und kleinen Gelenke des Staatsorganismus gebracht. Iſt vollends ein beſonderer Zwang da, daß Landeskinder auf ihrer Landesuniverſität ſtudiren müſſen, ſo wird auch die wiſſenſchaftliche Bildung dadurch gehemmt und wenn die nämlichen Herren examiniren, welche dociren, ſo kann man ſich denken, wie genau es den Schülern darum zu thun iſt, in den Geiſt ihrer Lehrer bis zum Wortlaut einzudringen. Ueberhaupt iſt nicht zu überſehen vom Standpunkt der Wiſſenſchaft aus, daß diejenigen wiſſenſchaftlichen Entdeckungen der neueſten Zeit, welche am mächtigſten auf das Leben der Völker und die Geſchichte der Zukunft einwirken, nicht von Univerſitäten ausgegangen ſind, und daß ſo Vieles, was von ihnen aus mit Rühmen verbreitet wird, groß und werthvoll nur für eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Eingeweihter, nutzlos aber für die Welt und die Völker ſich erweiſt. Denn die Anforderungen, daß alles Wiſſen nur in dem Grade bedeutend und ächt und wahr ſei, in welchem es zu Leben werden könne, daß alles Lernen mehr und mehr die Welt realer Wirklichkeit in's Auge faſſen müſſe, hört man in unſeren Tagen immer häufiger, und ſie ſind eine Anklage gegen die Richtung akademiſcher Studien bei Lehrern und Schülern in älterer und neuerer Zeit.

Gewiß manche dieſer Einwendungen gegen die Univerſitäten im volleren Sinne des Wortes müſſen in ihrer Richtigkeit anerkannt werden, wenn ſchon die Zeit noch ſehr ferne liegen wird, da man auf andere Weiſe beſſer in Europa für die Bedürfniſſe zu ſorgen weiß, denen die Hochſchulen entſprechen ſollten. Vielleicht wir möchten uns ſolche Univerſitäten als eine Vereinigung der weſentlichen Facultäten des öffentlichen ſocialen Organismus wohl wünſchen, aber wir möchten ſie in einer freien Stellung für ſich, als reine Stätten freier Bildung, nicht aber als ein Rad in der Staatsmaſchine erblicken; wir wünſchen nicht, daß die regierende Gewalt ſie nur zum Mittel ihrer Zwecke mache, und doch wünſchen wir vielleicht auch nicht, daß die Wiſſenſchaft da

nur ganz ſich ſelbſt überlaſſen ſei und alſo ganz unbekümmert um die Wirkung der Lehre auf die Jugend und durch ſie auf das Leben ihren Weg für ſich gehe. Wir möchten die Hochſchulen alſo wohl nicht an den Staat mit der Wiſſenſchaft verknechten, ſondern wir wünſchen, daß ſie der vollſtändigſte, klarſte Ausdruck der höchſten Kraft und Geſundheit des nationalen Lebens nach ſeinen bedeutſamſten Seiten hin ſeien; die Zwecke des Staates, der Kirche, des ſocialen Lebens überhaupt ſollten auf Univerſitäten auf's hellſte erkannt werden und zwar gewiß vom Standpunkt chriſtlicher Weltanſchauung aus und der klarſte Einblick in die Mittel, den Staat, das Volk dem idealen Ziele ſo viel wie möglich zu nähern, ſollte durch ſie der Jugend möglich gemacht werden. So wären ſie weder der Geſchichte und ihren zwingenden Zuſtänden entriſſen, noch auch dem Staate feindlich und gefährlich, ſondern die Heimath des geſündeſten Patriotismus und der Hort einer ſoliden, den Zwecken der Wirklichkeit entſprechenden Bildung. Ihre Baſis wäre dieſelbe jedes chriſtlichen Familienlebens und des chriſtlichen Volkslebens; das Chriſtlichwahre, der Glaube, der eine neue Welt ſchuf, der wäre auch jetzt noch und für immer das Normativ der Erkenntniß ſowohl wie des Lebens, des Regierens und des Gehorchens, und jede Wiſſenſchaft, den Menſchen im Einzelnen wie in der Totalität, von dem Standpunkt des Offenbarungsglaubens aus nach ſeiner Gottebenbildlichkeit erfaſſend, würde ihn ehren und ſich ſelbſt heiligen und weihen und alle Erkenntniß der Natur und der Welt würde auf dieſem Standpunkt überall das Walten des Geiſtes und die Herrlichkeit der Gottesgedanken in der Herrlichkeit der Schöpfung offenbaren, und da würde endlich die Wiſſenſchaft der Kirche wahre Theologie, d. h. ein Wiſſen nicht um menſchliche Einfälle über Gott und Göttliches, ſondern ein Eindringen in die Wahrheit, die aus Gott iſt und zu Gott führt, wahrlich ein Forſchen nach dem ewigen Leben. Ja, wenn es ſo ſtünde auf Univerſitäten, da würde mit kräftigem Pulsſchlag friſches, geſundes Leben von ihnen auf Volk und Land, auf Staat und Kirche überfließen, und da würde der alte Luther nicht mehr ſagen, was er von ihnen zu ſeiner Zeit ſagte: ſie ſind die Pforten der Hölle! —

Wenn aber die Realiſirung dieſer Gedanken noch in ſehr weiter Ferne zu liegen ſcheint, würde nicht eine andere Form der Bildung der Jugend für die Zwecke des öffentlichen Lebens für unſere Gegenwart wünſchenswerther erſcheinen? Wäre es nicht beſſer, ſtatt der Univerſitäten (als einer Vereinigung der Facultäten) getrennte Hochſchulen für die einzelnen Facultäten zu errichten? Dieß iſt das Syſtem, das wir bei uns in Amerika gewöhnlich angewendet ſehen, und es iſt der Mühe werth, es etwas genauer in ſeinem Zuſammenhang mit dem öffentlichen Leben aufzufaſſen. Unſere Verhältniſſe ſind nun freilich ganz verſchieden von den europäiſchen. Um die Univerſität bei uns hier beziehen zu können, d. h. Vorleſungen über Recht, Medicin, Theologie u. ſ. f. regelmäßig zu beſuchen, dazu wird hier wenig erfordert, vor Al-

lem wird auf die in Deutſchland beſonders ſo ſehr geſteigerten Anforderungen klaſſiſcher Vorbildung bei uns im Ganzen ſehr wenig Gewicht gelegt. Es iſt auch wohl außer Zweifel, daß Einer ein guter Advocat werden kann, ohne den Cicero in der Urſprache geleſen zu haben und ein brauchbarer Arzt, auch ohne genauere Kenntniß des Urtextes des Hippokrates und Galenus. Daß Einer ohne Kenntniß des Hebräiſchen und Griechiſchen und Lateins ein tüchtiger Theologe werden könne, das erlauben wir uns zu beſtreiten; die Praxis unter uns ſcheint aber anzudeuten, daß dieſe Anſicht nicht die allgemeine iſt. So melden ſich nun eine Menge junger Leute zu den Fakultätsſtudien, welche ſchon wieder Manches von dem vergeſſen haben, was ſie in den öffentlichen Schulen in jungen Jahren lernten. Die Rechtsgelehrten ſcheinen am meiſten privatim ihre Kenntniſſe zu ſammeln, bis ſie aus der Verpuppung ſich mit fertigen Schwingen entfalten und auf der Ehrenbank ihrer Amtsgenoſſen erſcheinen. Für die Mediciner ſind viele Schulen errichtet, mehrere in jeder unſerer größten Städte. Sie ſind vom Staat mit einem Rechtstitel verſehen, und nun bleibt es ihnen anheimgeſtellt, ohne weitere Controlle und Aufſicht des Staates Schüler aufzunehmen, zu unterrichten, zu examiniren und mit Diplomen zu verſehen. Sie haben den Sporn der Competition und der wirkt überall ſehr bedeutend. Aber ſie ſind auch gar oft auf ihre beſchränkten privaten Mittel verwieſen, und die Gefahr mag nahe liegen, den Eintritt in das medicinische Studium zu leicht und den Austritt mit dem Doctorhut nicht ſchwer genug zu machen. Wenn auch die Lehrer von dieſen Anſtalten Männer ſind, die gewiß das vollſte Vertrauen nach Charakter und Wiſſenſchaft verdienen, ſo wäre wenigſtens durchaus eine gewiſſe Oeffentlichkeit der Prüfungen wünſchenswerth, und wenn die Zulaſſung zum Studium durch Forderung tüchtiger allgemeiner Vorbildung erſchwert würde mehr als dieß der Fall iſt, ſo würde die Facultät auch dadurch an öffentlicher Achtung nur gewinnen. Allein bei dem indifferenten Verhalten des Staats gegen dieſe ſo wichtigen Seiten des öffentlichen Lebens iſt ſobald eine Beſſerung hierin nicht zu hoffen. Auch wird dieß dadurch noch beſonders grell in's Licht geſtellt, daß noch immer keine ſtrengen Geſetze beſtehen, welche es dem Laien möglich machen, den Quackſalber und den Arzt zu unterſcheiden. Die Wiſſenſchaft kann unmöglich recht gedeihen, wo der Betrug und Leichtſinn elender Pfuſcher gerade ſo viel Geltung vor dem Staate hat, als ſolide Kenntniſſe und tüchtige profeſſionelle Bildung. Da wird denn Jeder im Allgemeinen ſich ſoweit um die Wiſſenſchaft bekümmern, als er für unerläßlich hält zur Ausübung der Kunſt; die Meiſten werden die nothwendigſten Fachkenntniſſe mit dem geringſten Geld- und Zeit-Verluſt zu erwerben ſuchen, und die Wiſſenſchaft wird dabei ſelbſt nur zum Mittel degradirt, Geld zu gewinnen. Da tritt dann auch ſehr oft der Mangel einer vorangehenden Bildung hinzu, und wo wenig Bildungstrieb angeregt iſt, findet auch ferner wenig wiſſenſchaftlicher Fortſchritt ſtatt und Alles wird mit geiſtloſem, rohem Empirismus betrieben.

Unſere öffentlichen Schulen haben bei manchen Vorzügen den großen Fehler,

Digitized by Google

daß ſie das Denken in jungen Leuten zu wenig anregen; denn da wird beinahe Alles mechaniſch betrieben; man legt ziemlich Gewicht auf Mathematik, aber das Rechnen iſt an ſich etwas durchaus Ideeloſes, ein reiner ſeelenloſer Verſtandesformalismus, in dem der Eine mehr, der Andere weniger Fähigkeit und Fertigkeit haben kann. Auch die anderen Fächer werden rein mechaniſch und memoriell betrieben. Es iſt z. B. in der Geographie meiſtens ein Auswendiglernen von Namen, welche den Kindern wahre Marterwerkzeuge werden und welche ſie meiſtens auch nach vier Wochen wieder pünktlich vergeſſen haben. Wollte Gott, ſie hätten Bibelſprüche dafür gelernt! die könnten ihr Leben lang den Weg beſſer zeigen in der weiten Welt. Dieſe mechaniſche Lehr- und Lern-Weiſe ſetzt ſich aber auf Akademieen und Collegien nur gar zu oft fort und trotz all' der gerühmten Erziehung in unſeren High-schools und ähnlichen Lehranſtalten findet man doch ſo wenig junge Leute, an denen auch ein gewiſſer vielſeitiger Bildungstrieb, eine edle jugendliche Begeiſterung für mannigfaltige Erkenntniß, eine ideale Richtung des Gemüthes, ein lebendiges Intereſſe an den herrlichſten Geiſtesblüthen aller Zeiten, aller Völker ſich fände. Sie bleiben in einer beſchränkten Weltanſchauung befangen, ihre Seele iſt voll von den ordinärſten Trivialitäten; darin bewegt ſich ihre Unterhaltung und obendrein machen ſie noch enorme Prätenſionen. Gar oft gehen ſie auch an ihr Fachſtudium nachher mit dieſer Richtung ihres Weſens und bringen es über die einſeitigſte Bildung zu reiner Praxis und zum Gelderwerb nicht hinaus. Gewiß Univerſitäten im umfaſſenden Sinne des Wortes würden mehr allgemeinen Bildungstrieb unter uns anregen und würden bald die wiſſenſchaftlichen Anforderungen an jeden Einzelnen unter uns ſteigern.

Freilich man ſollte denken, wenigſtens die theologiſche Facultät müßte nothwendig der Natur unſerer Verhältniſſe gemäß von ihnen ausgeſchloſſen werden. Oder ſollte jede Secte ihre beſonderen Lehrſtühle ſich dort halten? Wir haben damit ſchon angedeutet, was unſere *Seminarien* in dieſer Hinſicht ſind. Wir müſſen ſie anſehen als eines der allerſtärkſten *Bollwerke der Sectirerei*. Die Secte will als Secte fortleben; ſie bezieht ſich dazu ihren eigenen Hausbedarf aus ihrem eigenen Seminare. Die Wiſſenſchaft ſelbſt, wenn ſie hundertmal über die engen Schranken ſectireriſcher Anſichten hinausgewachſen iſt, wie eine mächtige Eiche über die in ihrem Schatten liegende Kapelle des Einſiedlers, muß ſie ſich in's Joch der ſectireriſchen Grundſätze ſchlagen laſſen. Dazu iſt ja das Seminar da, daß nur eben der Geiſt, der zufällig die über ihr ſtehende Secte beſeelt, feſtgehalten werde; ſie ſind *durch* die Partei da und wehe ihnen, wenn ſie nicht *für* die Partei da ſind! Zwar iſt viel Gerede in unſeren Tagen unter uns von toleranten Anſichten und theologiſcher Liberalität; aber etwas Lebendiges, Verbindendes iſt nicht darin; Secten bleiben Secten wie zuvor, und durch Oberflächlichkeit und Indifferenz ſie ſich näher bringen und große kirchliche Differenzen auf dieſem Wege ausgleichen zu wollen, das iſt die Plattheit der Plattheiten. Hier alſo ſo wenig wie bei dem pedantiſchen Feſt-

halten am Unweſentlichen und Formellen iſt ein gleich großer Mangel an geſunder und wahrhaft hiſtoriſcher Wiſſenſchaftlichkeit, und Anſtalten dieſer Art werden über das Lob, Werkſtätten ſectireriſchen Treibens zur nothdürftigen Zuſtutzung für amtliche Zwecke der Secte zu ſein, nicht hinauskommen. So ſind ſie denn gar oft Cabinete doctrineller Petrefacten oder ſie fluctuiren ohne eine ſolide Baſis mit dem jeweiligen herrſchenden Zeitgeiſt der Religioſität hin und her. Ihre Abhängigkeit von der Secte liegt offenbar am Tage und ſo ſind ſie nur die Herzkammer, in welche dieſelbe ihr beſtes Blut ſendet, und von der es in jugendlicher Friſche auf ſie wieder ausſtrömt.

Wie es ſich nun mit den wiſſenſchaftlichen Anforderungen verhält in denſelben, iſt allgemein unter uns bekannt. Man legt gewiß mit Recht auf perſönliche Frömmigkeit eines Candidaten des Kirchenamtes großes Gewicht bei uns, und es iſt dieß nur ein gutes Zeichen geſunden praktiſchen Sinnes unter uns. Allein man verachtet oft eine gute Anlage zu lebendiger Frömmigkeit mit der zum Predigtamt, und ſo wirkt denn Manches zuſammen, was den Gedanken nahe legt, unſere Seminarien, ja ſelbſt die Secten als ſolche werden einmal vom Geiſt der Zeit, der nicht unter den Bann zu legen iſt, überflügelt werden, und ob dem Chriſtenthum daraus nicht großer Schaden erwachſen könne, muß die Zukunft lehren. Darum wünſchen wir allerdings, daß der Tag komme, der die Errichtung eines Lehrſtuhls evangeliſch proteſtantiſcher Theologie ohne partikulariſtiſche Tendenz an einer tüchtigen, wohl ausgerüſteten amerikaniſchen Univerſität mit Freuden begrüßen darf, und dem es nie weder an genialen Lehrern noch an vielen tüchtigen Schülern fehlen ſollte. Freilich würden wir um keinen Preis verlieren wollen jenen ſittlichen Ernſt, jenes praktiſche Intereſſe an der Wirkung des Evangeliums, am Kommen des Reiches Gottes, welches die jungen Theologen dieſes Landes durchſchnittlich beſeelt. Und am wenigſten wollten wir uns Lehrer wünſchen, welche, innerlich dem Glauben entfremdet, der Kirche nicht dienen und auch der Welt nicht wahrhaft nützen, ſondern mit jenem Wiſſen, das nur aufbläht und leer macht, ſich ſelbſt und die Vernunft groß, Chriſtum aber klein zu machen bemüht ſind. —

So ſind denn freilich unſere Hoffnungen noch gering, daß Univerſitäten im rechten Umfang des Begriffes ſo bald bei uns entſtehen werden Doch freuen wir uns darüber, daß neueſtens ein Verſuch, eine ſolche umfaſſende wiſſenſchaftliche Lehranſtalt zu gründen, gemacht worden iſt, und daß die Sache freudige Aufnahme fand. Aber es fehlt auf der einen Seite der Trieb nach allgemeiner geiſtiger Ausbildung, die Anerkennung des Werthes der Bildung an ſich ſelbſt; auf der anderen Seinte fehlt es der Staatsgewalt an der nöthigen Kraft, um auch den, der für ſich nur einer materiellen niedrigen Lebensanſicht huldigt und den Werth der Geiſtesbildung nicht zu ſchätzen weiß, für die Zwecke der höheren Seiten der Humanität, wie ſie nur aus dem Chriſtenthum erwachſen kann, zinsbar zu machen. Dazu freilich

reicht jene Anſicht vom Staat nicht aus, nach der er gerade nur dazu da iſt, jedem Einzelnen ſeinen Eigenwillen, ſei er auch noch ſo egoiſtiſch, im größt möglichen Umfang zu laſſen. Und vielleicht ein größeres Hinderniß als ſtaatliche Verhältniſſe ſind unſere kirchlichen Zuſtände. Hart und eckig, wie zu Kriſtallen angeſchoſſen, ſteht da Alles neben einander. Wann wird in dieſe ſtarren Körper Fluß, Bewegung und Leben kommen? Vielleicht es muß ein Schmelzfeuer entbrennen und ein Läuterungsprozeß in einem Tiegel der Trübſal mit uns vorgehen. Und eh' es in der Kirche beſſer wird, wird's auch mit der Welt nicht beſſer. Darum gilt es bei uns den Einzelnen und jedem Wohlwollenden, ſo viel er kann, einer kommenden Zeit vorzuarbeiten und den Sinn anzuregen für ächte chriſtliche, univerſale Bildung.

Philadelphia.

W. J. M.

Reale Gegenwart, oder nicht?

(Mit Rückſicht auf einen Artikel im Evangelical Review, 1851. N. IX.)

(Fortſetzung.)

Doch treten wir den Einſetzungsworten und zwar des Kelchs zunächſt, näher. Die einfachſte Form derſelben findet ſich bei Matthäus und Markus: τοῦτό ἐστι τὸ αἷμα μου τὸ τῆς καινῆς διαθήκης τὸ περὶ πολλῶν ἐκχυνόμενον εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν. Sie lauten bei beiden gleich, nur daß Markus die drei letzten Wörter wegläßt, vermuthlich weil man ſich ſchon allgemein daran gewöhnt hatte, beim Vergießen des Bluts als Opferbluts für die Vielen, nach Ebr. 9, 22. auch an die Sündenvergebung zu denken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Heiland hier mit weiſem Bedacht die beim erſten Bund Ex. 24, 8. coll. Ebr. 9, 8. gebrauchten Worte, an welche ohnehin das Paſſa als Bundesfeſt errinnerte, (ſ. ob.) zu ſeinem Zweck um ſo mehr gebrauchte, da ſein heiliges Blut nicht bloß Vergebung der Sünden, wie das Opferblut am großen Verſöhnungsfeſt, bewirken, ſondern auch den ewigen Bund, durch welchen die dem David verheiſſenen gewiſſen Gnaden wirklich ertheilt wurden Jeſ. 55, 3. Act. 13, 34., ſtiften und teſtamentariſch, den Gläubigen das ewige Erbe Ebr. 9, 15 f. zuſichern ſollte. Wie nun dort wirkliches Blut war, ſo muß auch hier beim neuen Bund an wirkliches Blut gedacht werden, nur mit dem Unterſchied, daß dort die Bundesgenoſſen damit beſprengt wurden, während ſie es hier genießen ſollten. Für die Jünger

war die Rede, mag man ἐστι durch iſt oder, bedeutet überſetzen, jedenfalls noch ganz dunkel. Doch da der Sprachgebrauch in ähnlichen Satzverbindungen z. B. der Proverbien die Auffaſſung durch bedeuten geradezu ausſchloß, ſo lag ihnen gewiß dieſes am fernſten; daß ſie aber wirklich nicht von ferne daran dachten, beweist der Ausdruck bei dem Apoſtel Paulus und bei Lukas: τοῦτο τὸ ποτήριον ἡ καινὴ διαθήκη ἐστιν ἐν τῷ ἐμῷ αἵματι. (Lukas läßt ἐστι weg und ſetzt ἐν τ. αἵμ. μου.) Wenn die Einſetzungsworte bloß von einem Bild des Leibs und Bluts Chriſti, ſomit von einer bloßen Erinnerung daran ſprächen, ſo wäre gewiß die Umſtellung derſelben, wie ſie hier gegeben iſt, die anſtößigſte, welche man ſich nur denken kann. Es ließe ſich nicht nur von ferne kein Grund für dieſe Umſtellung angeben, ſondern man müßte vielmehr behaupten, daß der eigentliche, wahre Sinn der Worte nur verdunkelt und dem Leſer und Hörer ferner weggerückt ſei, denn nur durch eine höchſt gezwungene, ja völlig unverſtändliche Wendung könnte der Wein ein Bild des neuen Bundes, ſtatt Bild des Blutes genannt werden. Fragt man nun aber nach dem eigentlichen Sinn der bei Paulus und Lukas gegebenen Worte, ſo geben die meiſten Erklärer die Antwort, ſie ſeien bloß Inverſion der Worte bei Matthäus und Markus, und wie dieſe zu faſſen. Dafür beruft ſich Grotius auf Act. 7, 3. διαθήκη περιτομῆς ſt. περιτομὴ διαθήκης, Bengel viel paſſender auf Gal. 3, 4. ἐπαγγελία πνεύματος ſtatt πνεῦμα ἐπαγγελίας. Allein es iſt gewagt, bei einfachen Schriftſtellern eine Inverſion anzunehmen, für welche man keinen Grund anzugeben weiß, und dieſelbe iſt auch wirklich in beiden angegebenen Stellen nicht nöthig. Denn Act. 7, 8. iſt davon die Rede, daß Gott den Israeliten den Bund gegeben, der zur Beſchneidung verpflichtet, und an ſie gebunden iſt, ganz wie wir ſagen können: Beſchneidungs-Bund. (Win. §. 30. 2. b.) Gal. 3, 14. aber iſt zu überſetzen: daß wir die Verheißung des Geiſtes *erlangen* d. i. ihrer Erfüllung theilhaftig werden. (Win. §. 34. 2. a Not.) Etwas anders Ströbel: Der Kelch iſt die Ertheilung des N. Bundes in und mit dem Blut Chriſti. Der Ausdruck entſpreche ganz dem der Taufe Eph. 5, 26. λουτρὸν τοῦ ὕδατος ἐν ῥήματι. Wie die Taufe das Waſſerbad im Wort ſei, ſo ſei der Kelch das N. T. in Chriſti Blut. In beiden Fällen werde durch ἐν die Verbindung des Niedern mit dem Höhern bezeichnet. Und die Worte bei Lukas und Paulus verhalten ſich demnach zu denen bei Matthäus und Lukas, wie εἶναι τι ἔν τινι zu εἶναι τι. Aber außerdem, daß Eph. 5, 26. von Verbindung des Elements mit dem Wort handelt, während hier von Verbindung nicht des Weins, ſondern des Bluts mit dem Bund die Rede iſt, alſo im Grunde keine Parallele Statt findet, nimmt Ströbel ſeinen eigenen Grundſätzen zuwider eine Metonymie in διαθήκη an. Beſſer beruft man ſich auf ganz ähnliche Sätze, in welchen die Einfachheit der Alten oft zwei ſich fremd ſcheinende Begriffe ſinnig und doch für jeden Nachdenkenden verſtändlich durch die logiſche copula ſo verbindet, daß der abſtrakte Dei-

dentale ſich den einfachen Satz nur durch zwei oder mehrere Sätze klar machen kann. Wir haben ſchon oben bei Joh. 15, 1. auf dieſe Eigenthümlichkeit hingewieſen. Sie findet ſich aber in vielen anderen Stellen, die theilweiſe von Exegeten ſehr mißhandelt wurden: Röm. 14, 17. Wo das Reich Gottes im Herzen Raum gewonnen, ſucht man nicht ſeinen Gaumen zu befriedigen, ſondern erfreut ſich der Gerechtigkeit, Joh. 14, 7. Wer mich hat, hat den Weg zum Vater, Wahrheit und Leben, Eph. 2, 14. Wenn wir Chriſtum haben, ſo haben wir eben damit Frieden. Und wie herrlich, aber ganz in paradoxſcheinender Form höchſt anſchaulich Prov. 18, 10. Wer den unſichtbaren Gott in ſeinen inneren und äußeren Offenbarungen mit Glauben umfaßt und ihm vertraut, der hat den ſicherſten Schutz, vgl. Prov. 10, 20.13, 14. 15, 23. 16, 22. Sirach 1, 11. Demnach wäre der Sinn: Wem dieſer Kelch gereicht wird, dem wird in und mit meinem Blut auch mein Gnaden- und Glaubensbund mit ihm verſiegelt. Man möchte vermuthen, daß Chriſtus die Worte bei Matthäus und Markus beim letzten Mahl gebrauchte, die bei Lukas und Paulus aber nach der Auferſtehung gegen die Jünger ausſprach, um ihnen den Genuß ſeines Leibes und Blutes als eine Seelen-Speiſe darzuſtellen, als Verſieglung des Bundes, deſſen Inhalt ſich kurz in die Worte faſſen läßt: Ich in ihnen, aber auch ſie durch Glauben und Wandeln im Geiſt in mir, vgl. Ebr. 8, 10. Joh. 15, 4 ff.. Sehr gut erklärt ſich dann auch, warum Paulus gerade dieſe Faſſung der Einſetzungsworte aufnahm. Sie entſprach nicht bloß ſeinem ganzen Geiſt, ſondern auch dem beſonderen Zweck, den er im Korintherbrief hatte. Durch das ἐν τ. αἱμ. μου wird übrigens das Blut Chriſti ſehr nachdrücklich als das reale Mittheilungsmittel dieſes Bundes erklärt, bei deſſen Stiftung und Verſieglung ja das Blut des Opfers ein weſentliches Erforderniß war, Ebr. 9, 18.

Doch für dieſe reale Gegenwart des Bluts Chriſti ſpricht noch ſehr auffallend der merkwürdige Zuſatz bei Lukas: τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον, ſofern derſelbe durch ſeine unregelmäßige Struktur die Anſicht des Evangeliſten ziemlich klar vor Augen legt. Indem hier nämlich der Nom. oder Acc. ἐκχυνόμενον ſtatt des Dativ ἐκχυνομένῳ geſetzt iſt, entſteht eine Schwierigkeit, die zu den bedeutendſten Aufgaben der N. Tlichen Grammatik gehört. Einige halten ἐκχυνόμενον für Appoſition, welche obgleich eigentlich zu αἵματι gehörig, nun auf den ganzen Satz im partic. absol. bezogen ſei. Aber der Zuſatz paßt nicht zum vorigen Satz, und kann wegen des Artikels nicht wohl als partic. absol. gefaßt werden. Andern, welche ἐκχυνόμενον grammatiſch richtig auf ποτήριον bezogen, ſetzt Bengel treffend entgegen: poculum plerum ebibitur non effunditur. Weil aber doch nur auf dieſe Weiſe der Grammatik Genüge geſchieht, gab Winer §. 65. der Erklärung folgende Wendung: Bei ποτήριον habe Lukas an das Blut gedacht, welches der Wein darſtellt, und die Unregelmäßigkeit ſei alſo nicht grammatiſcher, ſondern logiſcher Art. Und dieß ſcheint immerhin die beſte Auskunft. Aber

hätte der Evangeliſt beim Kelch an das Blut denken können, wenn er nicht an die Gemeinſchaft des Bluts Chriſti mit dem Wein 1 Kor. 10, 16. geglaubt hätte? Und ſomit liegt in dieſer ungewöhnlichen und unregelmäßigen Structur ein ſtarker Beweis für die reale Gegenwart. Wichtig iſt noch eine eine andere Folgerung, die ſich hieraus ergibt, die nämlich, daß unter τοῦτο τὸ ποτήριον nicht dieſer Wein, ſondern im Allgemeinen: der Inhalt dieſes Kelchs, dieſer Trank, alſo der ſichtbare und unſichtbare, der leibliche und geiſtige Trank zugleich zu denken iſt. Ebendamit iſt dann weiter gegeben, daß auch das neutrum τοῦτο nicht als Kongruenz mit dem Prädikat σῶμα oder als Attraction deſſelben, ſondern als unabhängiges neutrum anzuſehen iſt: das, was ich euch hier darreiche, dieſe Speiſe. Schon Luther dachte bei τοῦτο an das irdiſche und himmliſche Brot zugleich und die luth. Theologen erklärten daher τοῦτο für den complexus panis et corporis Christi.

Die Worte beim Brot lauten bei Matthäus, Markus und Lukas τοῦτό ἐστι τὸ σῶμά μου, das iſt mein Leib, bei Paulus mit Vorausſetzung des μου dagegen τοῦτό μου ἐστὶ τὸ σῶμα, mein Leib iſt dieß. Ganz richtig werden dieſe Worte S. 61 mit den Worten des jüdiſchen Hausvaters in der Haggadah verglichen: dsaeh goph seh paesach, aschaer achelu abothenu bemitraim, und es ſcheint, wie einige Erklärer bemerkten, darauf beſonders dee Nachdruck hinzuweiſen, den Paulus auf das μου legt, ſo daß der Sinn wäre: Mein, des Antitypus, des Urbilds, nicht des Vorbilds Leib iſt dieß. Wenn aber obige Worte des Hausvaters S. 61 überſetzt werden: dieß bedeutet den Leib des Lammes, den unſere Väter in Aegypten aßen, ſo iſt dieß nicht bloß gegen die gemeine Denk- und Sprachweiſe, welche bei unperſönlichen Gegenſtänden niemals das Principium indiscernibilium anwendet, und von denſelben, wenn ſie ſich an Alter, Geſtalt und Zubereitung ganz ähnlich ſind, wie es jedes Paſſalamm mit den erſten war, als identiſchen ſpricht, z. B. dieß iſt wieklich daſſelbe Thier, das ich in Afrika ſah, derſelbe Braten, den ich in England aß, ſondern auch gegen die jüdiſche Archäologie, welche die Paſſafeier als eine ſo lebhafte Vergegenwärtigung des Auszugs beſchreibt, daß man dabei den Kindern ſagte: Seht, dieſen Stab hatten unſere Väter in den Händen, mit dieſen Reiſekleidern waren ſie angethan ꝛc. Die Vergleichung beweiſt alſo vielmehr, daß ἐστί durch: iſt und nicht durch: bedeutet überſetzt werden muß. — Bei σῶμα bemerkten ſchon unſere alten Dogmatiker, daß es auffallend ſein könnte, wie hier vom ganzen Leib die Rede ſei, während doch nur ein Theil gegeben und genoſſen werde, und gaben darauf die einfache und richtige Erklärung, daß ähnliche Ausdrücke in der Umgangsſprache nicht ſelten ſeien, z. B. der mein Brot ißt ſtatt: der von meinem Brot ißt. Der Ausdruck iſt auch wohl ſo allgemein, daß alles kapernaitiſche Eſſen abgeſchnitten werden möge, indem der Sinn des Satzes der iſt: Wo dieſe Speiſe iſt, da iſt auch mein Leib und die reale Gemein-

ſchaft mit demſelben, wie es Paulus ſelbſt 1 Kor. 10, 16 f. erklärt. Jeſus wollte in ſolchen überirdiſchen Dingen keine anatomiſche Begriffsentwicklung geben, wozu der Menſch hier ohnehin nicht geeignet iſt, ſondern dem Glauben eine Aufgabe ſtellen. — Der Zuſatz τὸ ὑπὲρ ὑμῶν διδόμενον (κλώμενον) iſt dem Lukas und Paulus eigen, und wird von Matthäus und Markus vermuthlich aus Streben nach Kürze und weil ſie ihn als bekannt aus der Nachtmahlsfeier vorausſetzen konnten, weggelaſſen, ſie deuten aber, wie ſchon oben bemerkt, durch den Zuſatz beim Kelch hinreichend darauf, daß auch beim σῶμα ein ähnlicher Satz, wie bei αἷμα zu ergänzen ſei. Ueber das Praesens διδόμενον, ἐκχυνόμενον wird ziemlich allgemein angenommen, daß es in dem Sinn zu nehmen ſei, welches im Begriff iſt, vergoſſen zu werden, Win. §. 46. 5. 6. Die älteren gläubigen Theologen aber bemerkten, daß es dieſen Sinn allerdings für die Jünger gehabt habe, aber in Bezug auf die künftigen Theilnehmer an dieſem Mahl auf die Gegenwart bezogen werden müſſe. Gott unterſcheide bei der Schätzung der Leiden ſeines Sohnes nicht zwiſchen Vergangenheit und Zukunft, ſondern daſſelbe ſei ihm immer gegenwärtig. Der Leib und das Blut haben ihre fortdauernde Verklärungskraft und ewigen Opferwerth dadurch, daß Jeſus ſich mit vollem Gehorſam und im Geiſt der Liebe für uns geopfert habe, und das ſei es, worauf das Auge ſeines Vaters immer mit gleichem Wohlgefallen ruhe. So oft alſo ein Gläubiger Leib und Blut Chriſti genieße, ſo ſei es in den Augen des Vaters, als ob ſein Sohn ſich wirklich in den Tod gäbe und ſein Blut vergöſſe. Bengel: In s. coena ea vis est, ac si eodem semper momento J. Christi corpus traderetur et sanguis effunderetur. Statt διδόμενον findet ſich aber bei Paulus κλώμενον, und darauf wird S. 56 in den Worten: „das gebrochene Brot ſtelle alſo nach dem Wort Jeſu ſeinen gebrochenen Leib d. i. das Brechen ſeines Leibs, ſeine Kreuzigung oder ſeinen Tod am Kreuze dar,“ alles Gewicht gelegt, und darauf die Hypotheſe gebaut, daß das Abendmahl eine Erinnerung ſpeziell an den Kreuzestod ſei. Wie aber in „brechen“ eine ſo ſpezielle Beziehung auf den Kreuzestod gefunden werden könne, iſt ſprachlich und noch mehr wegen Joh. 19, 33. völlig unbegreiflich. κλᾶν iſt eigentlich zerbrechen, und per Met. antec. pro conseq. zu Grunde richten; bei lebenden Weſen kann es aber bildlich gebraucht werden vom Brechen der Lebenskraft, alſo vom Tödten überhaupt. Nimmt man es daher eigentlich, wie Luther, Hülſemann und A., ſo wird es auf das Brechen des Brots bezogen. Wird es aber tropiſch gefaßt, ſo bezieht man es überhaupt auf das dahingegeben werden in den Tod, und nimmt κλώμενον gleichbedeutend mit διδόμενον, wie z. B. Flatt. Calvin erklärt ſich ſo: Das gebrochen ſei für Opferung uneigentlich, doch nicht unpaſſend geſetzt; denn obgleich die Beine nicht gebrochen worden ſeien, ſo ſei doch der Körper durch ſo viele Qualen und endlich durch die grauſamſte Todesſtrafe nicht unverletzt geblieben, und das bezeichne Paulus durch das gebrochen werden. Es bleibt daher dunkel, wie S. 56 behauptet werden kann, das „hingegeben“ und „gebrochen“ werde allgemein ſpeziell auf die Kreuzigung bezogen, da vielmehr alle Inter-

preten bloß vom Hingeben in den Tod, oder von Aufopfern ſprechen, bei Brechen aber Viele, namentlich Lutheriſche Theologen an's Brechen des Brots denken. Noch auffallender iſt, daß, da ſonſt immer auf die verſchiedene Lesart gewieſen iſt, gar nicht beachtet wurde, daß die Lesart κλώμενον ſo viel gegen ſich habe, daß es Lachmann geradezu tilgte. Was überhaupt in dieſen Behauptungen zu berichtigen ſei, wird ſich am einfachſten aus folgenden Worten Bengels ergeben: „Im Abendmahl wird der für uns in den Tod gegebene Leib Chriſti ſammt dem gebrochenen Brot als wahre Speiſe empfangen und genoſſen, obſchon nicht zu verbürgen, daß der Herr, wenn es nicht zuvor üblich geweſen wäre, das Brot gebrochen haben würde. Das Leiden Chriſti iſt der natürlichen Ordnung nach früher, als das Abendmahl, darum wurde dieſes unmittelbar vor dem Tod Chriſti eingeſetzt. Vom Leib wird nun in Beziehung auf das Leiden überhaupt geſagt, er ſei hingegeben, aber in Rückſicht auf daſſelbe Leiden, ſofern der Leib dadurch zum Eſſen bereitet wurde, er ſei gebrochen worden. Daß aber das „gegeben“ mit unter „gebrochen“ begriffen ſei, zeigen die Worte: ὑπὲρ ὑμῶν, und der kurze Satz würde alſo vollſtändig lauten: der für euch gegeben und gebrochen wird. Der gewöhnlichen Lesart iſt jedoch die andere vorzuziehen: mein Leib, der für euch iſt, ähnlich wie Joh. 6, 51.: mein Fleiſch für das Leben der Welt.“ Vom Verſtoß dieſer Erklärung gegen das ἦθος ſ. unten.

Der Schluß der Einſetzungsworte: τοῦτο ποιεῖτε εἰς τὴν ἐμὴν ἀνάμνησιν findet ſich nur bei Lukas und Paulus, bei jenem Einmal nach dem Brot, bei dieſem zweimal nach Brot und Wein, weil ſein Zweck war, eine würdige und heilige Feier einzuſchärfen, welche ſtets des Herrn und der ihm gebührenden Ehrerbietung eingedenk ſei. Matthäus und Markus haben die Worte nicht, doch iſt ihr Inhalt Mt. 26, 29. Mk. 14, 25. angedeutet. Man darf wohl annehmen, Jeſus habe die Worte in der Leidens-Nacht, wo ſie den Jüngern nicht einmal klar geweſen wären, noch nicht ausgeſprochen, ſondern ſie erſt nach der Auferſtehung hinzugefügt. Indeß wird auf dieſe Worte in der vorliegenden Abhandlung aller Nachdruck gelegt, denn es heißt S. 59: „Hier haben wir die einfache und wörtliche Erklärung des Apoſtels Paulus ſo deutlich, als nur möglich, ausgeſprochen, daß die Hauptſache beim Abendmahl nicht ſei, die Gegenwart des Herrn oder die Mittheilung ſeines Leibs und Bluts zu feiern, ſondern vielmehr den Tod des Herrn, jene ſtaunenswerthe Enthüllung der göttlichen Liebe am Kreuz zu verkündigen, welche die Hauptthatſache des Chriſtenthums iſt und deren Andenken und volle Würdigung weſentlich von einem chriſtlichen Sinn gefordert wird. Dieſe Erklärung des Apoſtels iſt von unſchätzbarem Werth. Der größere Theil der Worte Chriſti iſt bildlich, oder kann es wenigſtens ſein, und läßt daher verſchiedene Auslegungen zu, daß unentſchieden bleiben mag, welches die richtige ſei; aber die Worte des Apoſtels ſind eigentlich und ohne Bild, und es ſind deßwegen Alle über ihren Inhalt einverſtanden. Die Abſicht des Herrn war alſo, die Erinnerung an ſeinen Tod zu erhalten. Das ſprach der Apoſtel als den Hauptzweck, wo nicht als den einzi-

gen aus, ja daß es als der einzige von ihm betrachtet wurde, erhellt daraus, daß er keinen anderen angibt.“ Aber ſo zuverläſſig im Ganzen dieſe Sprache lautet, ſo verräth ſie doch ſtarke Zweifel und große Ungewißheit in Betreff der aufgeſtellten Behauptung; denn es wird zugegeben, die Einſetzungsworte laſſen ſich auch anders erklären, als nach der aufgeſtellten Hypotheſe, ja es möge unentſchieden bleiben, welches die rechte Erklärung ſei. Selbſt bei dem Apoſtel Paulus wird nicht bewieſen, daß er ſonſt keinen anderen Zweck angegeben habe. Schon dieß macht etwas mißtrauiſch gegen die hier aufgeſtellte Erklärung; es treten aber auch folgende ſtarke Gründe dagegen auf. Wenn Erinnerung an den Kreuzestod Jeſu der einzige Zweck des Abendmahls war, a) warum haben Matthäus und Markus denſelben nicht beſtimmt ausgeſprochen? warum nicht wenigſtens durch Einſetzung des kleinen Wörtchens ὡς, ὡσεὶ nach ἐστί darauf hingedeutet? Soll demnach ihre Darſtellung für unrichtig erklärt werden? b) Warum ſpricht Paulus ſelbſt 1 Kor. 10, 16. nicht von einer ἀνάμνησις τοῦ σώματος καὶ αἵματος, ſondern von einer κοινωνία? Warum vergleicht er dort das Abendmahl mit dem Dankopfer der Juden und Heiden, bei welchen das Opferfleiſch immer als eine Gabe der wahren oder falſchen Gottheit an die Genießenden erſcheint? c) Noch mehr, Paulus rügt c. 11. vornehmlich die Unordnungen, die in Korinth beim Abendmahl eingeriſſen waren, und ſchärft die Pflichten ein, welche beim Empfang und Genuß deſſelben zu beobachten ſeien; er behandelt alſo rein zunächſt die ſubjektive Seite des Abendmahls, daneben weiſt er V. 27. 29. ſehr deutlich darauf hin, daß das ſubjektive Verhalten, welches er verlange, durch das Objekt ſelbſt, welches nicht bloße Erinnerung an Chriſti Tod, ſondern ſein Leib und Blut ſelbſt iſt, geboten werde. d) Ja hätte Paulus Erinnerung als den einzigen Zweck des Abendmahls betrachtet, ſo hätte er am allerwenigſten die Worte beim Kelch: das iſt das N. T., gebrauchen können, welche ein bloßes Bild des Blutes Chriſti geradezu ausſchließen. — Aus dem Gefühl der Stärke der Gegengründe geht es denn hervor, daß Allem aufgeboten wird, um die reale Gegenwart durch Schlüſſe aus jenem Satz: Thut's zu meinem Gedächtniß, zu entfernen.

1.) Zuerſt wird S. 56 geſagt: der Begriff der Anweſenheit Chriſti ſei durch die gebotene Erinnerung an ihn ausgeſchloſſen, da ſich die Erinnerung immer nur auf ein nicht gegenwärtiges Subjekt beziehe. Auf dieſen alten Einwurf haben Einige unſerer früheren Theologen geantwortet, die verba des Erinnerns werden in der heil. Schrift bisweilen auch in dem Sinn gebraucht: die Aufmerkſamkeit auf Etwas richten, achten auf Etwas, z. B. Ex. 20, 8. Andere bemerkten, es ſei von der Erinnerung an die von Chriſto an unſerer Statt übernommenen Leiden und Strafen die Rede, was ja mit ſeiner Gegenwart ſo wenig im Widerſpruch ſteht, als wenn Kinder ſich in Gegenwart ihrer Eltern an die von ihnen empfangenen Wohlthaten und an deren Aufopferungen für ſie erinnern. Noch andere ſagen, da Paulus den Satz durch καταγγέλλετε erkläre, ſo ſei der Sinn: Ihr macht dem himmliſchen Vater den Tod ſeines Sohnes

Digitized by Google

wieder neu und erklärt dadurch euch ſelbſt unter einander als Erlöſte, welche Barmherzigkeit erlangt haben. Der ganz überſehene Hauptpunkt iſt aber der, daß der Herr nur unſichtbar nahe und alſo der Sinn iſt: Ich bin euch zwar unſichtbar nahe, aber ihr könnt die Wirkung dieſer Nähe ohne gläubige Erinnerung an mich nicht genießen. Schlöſſe die unſichtbare Nähe des Allgegenwärtigen die Erinnerung an ihn aus, ſo würden Sätze, wie die in den Pſalmen: Ich gedenke, Herr, des Nachts an deinen Namen, ich gedenke deiner vorigen Wunder, deiner Güte, zumal in der Anrede an Gott ebenfalls ein Widerſpruch ſein, und endlich trifft der Einwurf die hier S. 63 aufgeſtellte Anſicht ſelbſt, daß Chriſtus nach einer göttlichen Natur beim Abendmahl gegenwärtig ſei.

2.) Mit beſonderem Nachdruck wird S. 59 hervorgehoben, daß aus den bloß bei Paulus vorkommenden Worten: Ihr verkündigt den Tod des Herrn, bis er kommt, ſich von ſelbſt ergebe, a) daß der Herr, wie überhaupt ſeit ſeiner Himmelfahrt, ſo namentlich beim Abendmahl abweſend ſei, b) daß er, ſolange das Abendmahl gefeiert werde, abweſend bleiben und c) daß ſein Kommen das Aufhören der Erinnerungsfeier mit ſich bringen werde. Allein nirgends wird geſagt, daß der Herr abweſend, ſondern nur, daß er nicht ſichtbar mehr zugegen ſein und nicht den vertraulichen perſönlichen Umgang mit den Seinen pflegen werde; davon nur handeln alle dieſe Stellen, die mit ſo vieler Zuverſicht S. 43 citirt werden Joh. 16, 7. 28. Mt. 24, 23. Mt. 26, 11. Denn was ſollte man ſonſt aus Stellen machen, wie Mat. 28, 20. Joh. 14, 23, wo Jeſus die Seinen verſichert, daß er bei jedem kleinen Häufchen wahrer Gläubigen bis an das Ende der Welt ſein, und daß er in den Herzen derſelben mit dem Vater Wohnung machen werde? Ganz entſchieden aber ſtellt ſich der Herr Apoc. 1. 2. und 3. als den dar, der mitten unter den Gemeinden wandle, ihre Zuſtände kennt und ihre Schickſale leitet. Von einer Abweſenheit Chriſti kann, da er Alles trägt mit ſeinem Wort Ebr. 1, 3, da Alles in ihm beſteht, Kol. 1, 17, da er herrſchen muß, bis er alle Feinde unter ſeine Füße gelegt hat 1 Kor. 15, 25. Apoc. 5, 5, von einem bibliſchen Theologen nicht wohl geſprochen werden, ſelbſt nicht nach ſeiner menſchlichen Natur, denn wo Chriſtus iſt, iſt ſeine Perſon, und wo ſeine Perſon, da auch beide Naturen. Wenn weiter geſagt wird, daß die Aeußerung über das Verkündigen des Todes Jeſu bis zu ſeiner Wiederkunft bloß bei Paulus vorkomme, ſo iſt dabei überſehen, daß die Worte des Apoſtels bloß eine Folgerung aus den Worten Chriſti Mt. 26, 29. Luk. 22, 16. 18. ſind. Aber eben in dieſen Stellen ſpricht Chriſtus ſo wenig von einem Aufhören des Abendmahls, daß er vielmehr, man mag καινόν nehmen, wie man will, von der Fortſetzung deſſelben in einer höheren Form ſpricht. Sehr ſchön ſagt daher Bengel: „Auf das Paſſa folgte das Abendmahl; auf dieſes wird etwas Höheres im Himmel folgen. Ein Vorſpiel davon ſ. Joh. 21, 12.“ Damit iſt aber jedes bloße Erinnerungsmahl des Todes Jeſu ausgeſchloſſen, ſondern es wird vielmehr als ein Mittel der innigeren Vereinigung mit ihm bezeichnet. (Fortſetzung folgt.)

Ein altdeutſches Pilgerlied.

Einen merkwürdigen Beweis von der Gewalt religiöſer Poeſie auf das deutſche Volk liefert die Geſchichte des nachfolgenden Liedes. Es iſt ein altes deutſches Pilger- und Wallfahrtslied, wahrſcheinlich aus dem 12ten oder 13ten Jahrhundert und ſoll von den Kreuzfahrern und Pilgern nach Jeruſalem geſungen worden ſein. Es pflanzte ſich in Schleſien durch lebendige Tradition fort und erſchien zum erſten Mal gedruckt in den „Schleſiſchen Volksliedern mit Melodieen aus dem Munde des Volkes, geſammelt von Hoffmann von Fallersleben und Ernſt Richter, Leipzig 1842," wurde aber erſt a. 1849 durch das „Volksblatt" von Nathuſius in chriſtlichen Kreiſen allgemeiner bekannt. Von dieſer Zeit an fand es wegen ſeiner ächt volksthümlichen Einfachheit, chriſtlichen Innigkeit und wunderbar anſprechenden Melodie einen außerordentlich ſchnellen Eingang im deutſchen Gemüth und wanderte mit magiſcher Anziehungskraft von Mund zu Mund. Im Weſtphäliſchen und Lippiſchen ſingt es jetzt Alt und Jung bis zu den dreijährigen Kindern herab. Auf einem Lippiſchen Miſſionsfeſt wurde es zuerſt von nur drei Stimmen als noch völlig unbekannt angeſtimmt, und alsbald ſangen es unter freiem Himmel Hunderte und Tauſende mit. Seitdem flog es von Miſſionsfeſt zu Miſſionsfeſt, beſonders am Rhein. Nach dem zweiten deutſchen Kirchentag zu Wittenberg a. 1849 ſang es Einer der heimkehrenden Prediger auf der Eiſenbahn vor, und trotz des Geraſſels der geflügelten Maſchine ſtimmten die Anweſenden, ſympathetiſch ergriffen, mit ein, und in den Köthener Sälen, wo ein Paar Jahre zuvor die rationaliſtiſchen Lichtfreunde tagten, mußte es vielfach abgeſchrieben werden, um ſo nach allen Gegenden Deutſchlands zu wandern. Durch verſchiedene Hände hat es viele Textveränderungen erlebt. Wir geben es nach dem authentiſchen Text, wie er ſich in der angeführten Sammlung S. 339 mit der Bezeichnung: „aus der Grafſchaft Glaz," findet, bemerken aber dabei, daß es, wie jedes ächte Volkslied, geſungen werden muß, um in ſeinem vollen Werthe erkannt zu werden. Mancher Leſer möchte ſich wundern, aus der Zeit der Kreuzzüge ein ſo liebliches Zeugniß glühender Liebe zu Chriſto zu hören, und wir empfehlen es beſonders allen denen, die noch heut zu Tage, trotz aller Fortſchritte der Geſchichtsforſchung, im Mittelalter nichts als papiſtiſches Antichriſtenthum, Finſterniß und Aberglauben finden.

1. Schönſter Herr Jeſu, Herrſcher aller Erden,
Gottes und Mariä Sohn!
Dich will ich lieben, dich will ich ehren,
Meiner Seelen Freud und Kron!

2. Schön ſind die Wälder, noch ſchöner ſind die Felder
In der ſchönen Frühlingszeit!
Jeſus iſt ſchöner, Jeſus iſt reiner,
Der unſer trauriges Herz erfreut!

3. Schön leucht der Monden, noch ſchöner leucht die Sonne
Als die Sternlein allzumal!
Jeſus leucht ſchöner, Jeſus leucht reiner,
Als die Engel im Himmelsſaal!

4. All' die Schönheit Himmels und der Erden
Iſt nur gegen ihn als ein Schein!
Keiner auf Erden uns lieber kann werden,
Als der ſchönſte Jeſus mein!

5. Jeſus iſt wahrhaftig hoch von uns geliebet,
Jeſus iſt wahrhaftig hoch gebenedeit!
Jeſus, wir bitten Dich, ſei uns gnädig
Bis an unſre letzte Zeit!

Digitized by Google

Guizot über die religiöſen Zeitfragen.

Der berühmte Hiſtoriker und Staatsmann Guizot, der mehrere Jahre hindurch an der Spitze des Cabinets von Louis Philippe ſtand, mit ihm fiel und nach England flüchtete, jetzt aber wieder in Frankreich lebt und zu ſeiner früheren literariſchen Thätigkeit zurückgekehrt iſt, hat neulich unter dem Titel Méditations et Etudes Morales (Paris 1852) eine Sammlung mehrerer zu verſchiedenen Zeiten geſchriebenen Aufſätze ſittlichen und religiöſen Inhalts herausgegeben. Als ein Mann von ungewöhnlichen Talenten, gründlicher Bildung, ernſter religiöſer Geſinnung, tiefer Welt- und Menſchenkenntniß und Lebenserfahrung verdient er beſondere Aufmerkſamkeit, wenn er ſein Urtheil über wichtige Fragen des Tages und beſonders über Frankreich abgibt, wie es in dieſem Werke geſchieht. Nach ſeiner Anſicht iſt der Kampf zwiſchen Supranaturalismus und Rationalismus, zwiſchen Glaube und Unglaube die religiöſe Fundamentalfrage der Gegenwart. Es handelt ſich in letzter Inſtanz um die Anerkennung oder Verwerfung des Uebernatürlichen. Auf der Einen Seite ſtehen die Chriſten der verſchiedenen Confeſſionen, welche an die göttliche Offenbarung und ihre Grundlehren glauben; auf der anderen die Rationaliſten, Skeptiker, Pantheiſten und Atheiſten, welche alle im Unglauben an das Uebernatürliche zuſammentreffen und die Feinde der göttlichen Ordnung in Kirche und Staat ſind. Katholiken und Proteſtanten meint Guizot, der ſelbſt von Geburt und Ueberzeugung ein Proteſtant iſt, haben im Weſentlichen denſelben Glauben und ihre Differenzen kommen kaum in Betracht gegenüber ihrem gemeinſamen Feind, dem modernen Antichriſtenthum, der Gottloſigkeit und Anarchie, gegen welche ſie ſich verbünden ſollten. Nur mit vereinter Kraft werden ſie im Stande ſein, das Chriſtenthum und zugleich die bürgerliche Geſellſchaft von den Gefahren zu retten, welche ihr drohen. Ueber das Verhältniß beider Kirchen in Frankreich äußert er ſich folgendermaaßen: Der Proteſtantismus, gegründet auf Freiheit des Gedankens, ſympathiſirt leicht mit der herrſchenden Richtung nach freien Inſtitutionen. Der Katholicismus, ruhend auf der Idee der Unfehlbarkeit und einer ununterbrochen ſich fortpflanzenden, im römiſchen Biſchof, als dem Nachfolger Petri, concentrirten göttlichen Autorität, verlangt unbedingten Gehorſam und kann keinen Widerſpruch dulden. Alle conſtitutionelle Regierung ruht aber auf der Vorausſetzung, daß alle menſchliche Gewalt irrthumsfähig ſei und daher umſchrieben und controllirt werden müſſe. Daher, um Frieden zu erhalten, die Nothwendigkeit einer Trennung der geiſtlichen und weltlichen Macht. In der Kirche mag das Princip der Infallibilität über die herrſchen, welche es anerkennen; im Staate muß Gewiſſens- und Gedankenfreiheit herrſchen. Katholicismus und Proteſtantismus werden in Frankreich wahrſcheinlich noch lange ihre bisherige Stellung zu einander behaupten. Guizot erwartet wenig Uebertritte von der Einen oder anderen Seite. Frankreich wird nicht proteſtantiſch werden, noch wird der Proteſtantismus dort ausſterben. Der Katholicismus verknüpft ſich mit der ganzen neueren Geſchichte Europas, hat alle

Digitized by Google

Wechſel der Zeit überlebt und hat noch in Millionen Herzen, in der überwiegenden Majorität der franzöſiſchen Nation einen feſten Halt. Er ſagt allen denen zu, welche vor allem nach Ruhe, nach einer feſten ſicheren Stütze für ihre Gedanken und Gewiſſen ſich ſehnen, welche zwar eine religiöſe Nahrung für ihr Gefühl und ihre Phantaſie haben, aber nicht mit ſelbſtſtändiger Löſung der religiöſen Probleme und mit theoretiſchen Zweifeln geplagt ſein wollen. Er gibt Gelegenheit zu frommer Thätigkeit und doch zugleich das Gefühl der Ruhe und Sicherheit. Der Proteſtantismus andererſeits hatte in Frankreich die Probe des Märtyrerthums zu beſtehen und ſchien einmal vom Katholicismus, ſpäter von der ungläubigen Philoſophie verſchlungen zu ſein. Er hat im 17ten Jahrhundert die Könige, das Volk und die Literatur, im 18ten den voltairiſchen Unglauben gegen ſich gehabt und dennoch alle dieſe Feinde überlebt, ja in neuerer Zeit bei größerer Freiheit auch wieder zu kräftigerer Thätigkeit ſich erhoben. Er wird immer Anhänger unter denen behalten, welche das Bedürfniß der Religion und doch zugleich der ſelbſtſtändigen Unterſuchung empfinden, die weder blinde Autoritätsmenſchen, noch Skeptiker ſein, ſondern einen auf freier Ueberzeugung ruhenden und in raſtloſer Thätigkeit ſich kund gebenden Glauben an göttliche Dinge haben wollen. Der große Conflict der Gegenwart iſt nun nicht der zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, wie im 16ten Jahrhundert, ſondern der zwiſchen dieſen beiden Formen des chriſtlichen Glaubens einerſeits, und zwiſchen Skepticismus, Unglauben und Unſittlichkeit andererſeits. Katholicismus und Proteſtantismus haben ein gemeinſames Werk zu verrichten, nämlich das Antichriſtenthum zu bekämpfen und das religiöſe Leben in den Maſſen wieder zu beleben. Dieß iſt ein unermeßliches Werk, weil das Uebel unermeßlich iſt. Es wird nur dann gelingen, wenn endlich die beiden feindlichen Lager der Chriſtenheit ihre inneren Streitigkeiten bei Seite legen, ſich unter das Eine Banner Chriſti ſchaaren und ſich dazu verbünden, die Welt für die Sache der Sittlichkeit und des religiöſen Glaubens zu erobern.

Dieß ſind die Anſichten des berühmten franzöſiſchen Exminiſters, die jedenfalls der Beachtung nicht unwerth ſind. Wir müſſen übrigens bemerken, daß wir das angeführte Werk Guizot's nicht ſelbſt geſehen haben, ſondern bloß aus engliſchen Auszügen und Recenſionen kennen. Eben deßhalb enthalten wir uns auch einer weiteren Beurtheilung.

Dr. Berg's Austritt aus der deutſch reformirten Kirche.

Dr. Joſeph Berg von Philadelphia, von Geburt und Erziehung ein Herrnhuter, nach ſeiner theologiſchen und religiöſen Geſinnung aber nichts weniger als ein Geiſtesverwandter von Zinzendorf und Spangenberg, ſondern Einer der radicalſten puritaniſchen Antikatholiken, der es zur Hauptaufgabe ſeines Lebens gemacht zu haben ſcheint, den römiſchen Antichriſt ſeiner Imagination zu bekämpfen, ſeit etwa 15 Jahren Prediger der deutſch reformirten Kirche und ſeit 7 Jahren der unermüdliche Leiter der Oppoſition gegen die vermeintlich romaniſirende ſogenannte Mercersburger Theologie, ein klarer, fließender und populärer Redner, ein gewandter Diſputar, ein angenehmer Geſellſchafter (wenn er gerade zufällig guter Laune iſt und man ihm nicht widerſpricht,) und um pennſylvaniſch zu reden, (sit venia verbo!) ein uncommonly ſmärter Mann, *) aber ohne Tiefe des Geiſtes und ohne Beſtändigkeit des Charakters (außer in ſeinem Katholikenhaß,) iſt neulich von der deutſch reformirten Kirche zur holländiſchen übergetreten. He has ceased to be a German Reformer and become a Dutchman! Was ihn zu dieſem Schritt bewogen hat, iſt ſchwer einzuſehen, es ſei denn, daß perſönliche Streitigkeiten mit ſeiner Gemeinde, deren größerer Theil mit ihm längſt aus verſchiedenen Gründen, beſonders wegen ſeiner Inconſequenz und Launenhaftigkeit und wegen der Vernachläſſigung ſeiner paſtoralen Berufspflichten unzufrieden war, die nächſte und hauptſächliche Veranlaſſung dazu gaben. Denn noch auf der letzten Synode zu Lancaſter im October 1851 hat er, wie ſonſt bei verſchiedenen Gelegenheiten, öffentlich und feierlich erklärt, daß er die deutſch reformirte Kirche nie verlaſſen werde (außer wenn er katholiſch werden wolle.) Seitdem iſt aber nichts von allgemeiner und theologiſcher Art vorgekommen, was eine Veränderung dieſes Entſchluſſes im mindeſten rechtfertigen könnte; umgekehrt iſt durch die unterdeß vollzogene Reſignation des Dr. Nevin gerade ein Hauptanſtoß für Dr. Berg aus dem Wege geräumt worden.

Dennoch hätten wir ſeinen Austritt ohne Tadel dahingehen laſſen und ihn vielleicht kaum erwähnt, wenn er denſelben mit Ruhe und Würde vollzogen und die wahren perſönlichen Gründe angegeben hätte. Allein um ſeinen eigenen Rückzug zu decken, ihm den Schein eines bedeutungsvollen kirchlichen Ereigniſſes, die Glorie eines epochemachenden Zeugenactes zu geben, und zugleich Capital für ſeine neu zu gründende Gemeinde aus dem Material der alten zu machen, hat er nicht nur in den letzten Nummern der Protestant Quarterly Review ſeine bittere Galle über Dr. Nevin ergoſſen, und da er ihn mit Argumenten nicht widerlegen kann, ihn mit Schimpfwörtern überhäuft, die tief unter der Würde eines Theologen und eines gebildeten

*) Neben der Theologie und dem Predigtamt verſteht und praktizirt er bekanntlich auch abwechslungsweiſe Medicin, Agricultur, Pferde-, Hühner-, Taubenzucht ꝛc. ꝛc. Dr. Berg iſt alſo ein Art von Univerſalgenie, wenigſtens in dem Sinne des in omnibus aliquid et in toto nihil, d. h. Jack of all trades and master of none.

Mannes ſtehen,*) ſondern er hat zugleich in ſeiner durch den Druck veröffentlichten Abſchiedspredigt vom 14ten März 1852 einen höchſt unedlen Angriff auf die ganze deutſch reformirte Kirche gemacht, welche ihn ſtets mit ſeltener Liberalität und Nachſicht behandelte. Denn jedermann weiß, daß Dr. Berg ſtets der angreifende Theil war, und nicht die Synode oder die Profeſſoren zu Mercersburg, daß er ſie, und nicht ſie ihn, zu wiederholten Malen wegen vermeintlicher Ketzerei in Anklageſtand verſetzte oder wenigſtens zu verſetzen ſuchte und ſeit ſieben Jahren als ein ächter „troubler in Israel" die Synode in einer fortwährenden Agitation erhielt. Er geberdete ſich dabei ſtets als den Verfechter der deutſch reformirten Orthodoxie, während er doch ſelbſt ſeine eigene Gemeinde wo möglich aller noch vorhandenen deutſch reformirten Elemente entkleidete, den Unterricht der Jugend im Heidelberger Katechismus ganz vernachläſſigte und nichts für die inneren Intereſſen und den Aufbau ſeiner Kirche that, ſondern nur ſeinen radical theologiſchen, antipapiſtiſchen und ſonſtigen Liebhabereien nachhing, als ob dieſe Kirche in Amerika nichts Wichtigeres zu thun hätte, als einen italieniſchen Prieſter, der wahrſcheinlich nie etwas von ihr und von Dr. Berg gehört hat, und den Erzbiſchof Hughes in Neu-York zu bekämpfen! Hätte er die Zeit und Kraft, die er auf das Papſtthum verſchwendete, dazu angewandt, die reformirte Kirche zu fördern, wie es ſeine Pflicht war, ſo hätte er in den 15 Jahren ſeiner Wirkſamkeit in Philadelphia nicht nur in dieſer Stadt mehrere neue Gemeinden gründen, ſondern auch das Papſtthum ſelbſt durch den poſitiven Aufbau des Proteſtantismus weit erfolgreicher und ohne allen Lärm bekämpfen können. Statt deſſen aber hat er die reformirte Kirche in Philadelphia eher geſchwächt als geſtärkt, und die Katholiken durch ſeine liebloſen Angriffe nur von ſich abgeſtoßen und ſich allen Eingang in ihre Herzen für immer verſchloſſen. Der einzige Convertit, den er machte und mit großem Eclat übertaufte (denn er hält die katholiſche Kirche für gar keine Kirche, ſondern für pures Antichriſtenthum und ihre Sacramente für lauter Teufels-Ceremonieen,) iſt der berüchtigte irländiſche Mönch Leahey, der ſeitdem ſich als einen nichtswürdigen Betrüger ausgewieſen und durch ſeine höchſt obſcönen und eckelhaften Vorleſungen über den Beichtſtuhl bloß Schmach und Schande auf die Sache des Proteſtantismus gebracht hat. Und dieſen rein negativen, ſanatiſch antikatholiſchen, mit Subjecten wie Ronge, Leahey, Giuſtiniani und allen unſauberen Revolutionsgeiſtern Europas ſympathiſirenden Proteſtantismus wollte Berg der deutſch reformirten Synode mit Gewalt aufzwingen. Schon lange ehe die Mercersburger Controverſen begannen, auf der Synode zu Lewisburg a. 1842 machte er den Vorſchlag, der aber ſofort unter den Tiſch geworfen wurde, den Papſt für den Antichriſt, die römiſche Kirche für die Synagoge des Satans, ihre Taufe und übrigen religiöſen Functionen für ungültig zu erklären. Natürlich hatte die Synode viel zu viel geſunden Sinn, um ſich einer Theorie Preis zu geben, welche den größten Theil der Chriſtenheit, ja die Reformatoren ſelbſt mit Einem Schlage für ungetaufte Heiden erklärt, dem Proteſtantismus ſelbſt, der ja bekanntlich aus

*) Welcher Leſer wird ihm wohl glauben, wenn er in der genannten Zeitſchrift den Dr. Nevin einen coward, poltroon, hypocrite, viper und dergleichen nennt? Dr. Berg iſt doch wahrhaftig geſcheut genug, um bei einiger Ueberlegung einzuſehen, daß dergleichen Ausdrücke nur dem Un hre machen, von dem ſie ausgehen, und daß er ſich außerdem dadurch ſelbſt direct widerſpricht, indem er früher wiederholt und öffentlich den Dr. Nevin gerade wegen der entgegengeſetzten Tugenden hochgeprieſen hat.

der mitteralterlich katholiſchen Kirche hervorgegangen und nicht direct vom Himmel gefallen iſt, alle geſchichtlichen Lebenswurzeln abſchneidet und ihn zu einer rebelliſchen und noch dazu ſich ſelbſt direct widerſprechenden Secte herabwürdigt. Daß Dr. Berg in dieſem Punkte die ganze Geſchichte des Proteſtantismus und insbeſondere auch die ganze deutſche Theologie, von welcher er, der vermeintliche Held der deutſch reformirten Orthodoxie, immer nur mit unwiſſender Verachtung ſpricht, entſchieden gegen ſich hat, das kümmert ihn nicht im mindeſten. Er verſteht die Kirchengeſchichte beſſer, als Mosheim, Gieſeler und Neander. Für ihn iſt es ein infallibler Glaubensartikel, daß die römiſche Kirche gar keine Kirche, ſondern, wie er ſo gerne ſagt, das „Meiſterſtück des Satans“ iſt. Für ihn gibt es keine evangeliſche Frömmigkeit ohne bitteren Haß gegen alles, was katholiſch iſt, ja dieſer Haß, dieſe unverſöhnliche Verketzerungs- und Verdammungsſucht ſcheint ihm die Hauptſache im Proteſtantismus zu ſein, während das erſte beſte ſymboliſche Buch aus dem 16ten Jahrh. und gleich die erſte Frage im Heidelberger Katechismus zeigt, daß der lebendige Glaube an Chriſtum, als den alleinigen Grund des Heils, das eigentliche Weſen und Lebensblut der Reformation ausmacht. Der Haß und der Proteſt iſt an und für ſich gar nichts Chriſtliches und ſomit auch nichts Evangeliſches. Auch der Unglaube und der Teufel ſelbſt haſſen und verfolgen die katholiſche Kirche. Was dem proteſtantiſchen Element religiöſe Bedeutung gibt, iſt erſt die poſitive Wahrheit, auf der es ruht und von der es ausgeht. Zwar glaubt Dr. Berg, ſich durch die heil. Schrift ſtützen zu können. Aber welche monſtröſe Exegeſe muß er dazu anwenden! In ſeiner Abſchiedspredigt hat er 2 Moſ. 17, 15. zum Text gewählt und da ſoll nun Amalek, gegen welchen Moſes und Joſua ſtritten und einen Altar mit der Aufſchrift „Jehova Niſſi“ errichteten, ein Bild der römiſchen Kirche ſein, die der Herr unter dem Himmel austilgen werde, daß man ihrer nicht mehr gedenke! „Rome is the Amalek with which God never will make peace! He will have war with her from generation to generation.“ (p. 21.) Solche allegoriſche Spielerei verdient natürlich keiner ernſten Widerlegung.

Dieſes Streben nun, der deutſch reformirten Kirche ſeinen Antipapſtfanatismus, ſeinen negativen Ultra- und Pſeudoproteſtantismus als Glaubensartikel aufzudrängen, iſt dem Dr. Berg trotz aller Anſtrengungen und populären Redekünſte gänzlich mißlungen. Er hat vielmehr umgekehrt dadurch bewirkt, daß ſich die Synode ſeit 1845 immer entſchiedener der conſervativen, evangeliſch kirchlichen Strömung des Proteſtantismus angeſchloſſen und ſich wiederholt geweigert hat, mit den radicalen Tendenzen des Tages gemeinſame Sache zu machen. Dieſem guten Zwecke hat er wirklich dienen müſſen, dieſes Verdienſt kann ihm nicht abgeſprochen werden. Aber freilich war das gegen ſeinen Wunſch und Willen und das gerade Gegentheil von dem, was er beabſichtigte. Und das iſt es, was ſeinen Ehrgeiz ſo tief gekränkt hat und in Verbindung mit gewiſſen Unannehmlichkeiten in ſeiner Gemeinde den wahren und alleinigen Grund ſeines Austrittes bildet. Es iſt merkwürdig, daß gerade die eifrigſten Gegner des Proteſtantismus unter uns ſelbſt am meiſten papiſtiſch und herrſchſüchtig in ihrer Diſpoſition ſind. Seine ganze Abſchiedsrede, auf ihren wahren Sinn zurückgeführt, kommt darauf hinaus: „Ihr wollt mich nicht Papſt ſein laſſen, darum kann ich nicht mehr bei euch bleiben.“ Er muß entweder Alles, oder eine Null ſein, ein Mittleres gibt es für ſolche Fanatiker nicht. Alle anderen Gründe, welche er in jener Rede angibt, ſind theils grobe Mißverſtändniſſe, theils förmliche Entſtellungen, wie das Dr. Nevin ſo eben in dem

Maiheft des Mercersburg Review triumphirend nachgewieſen hat. Ich habe ſelbſt für Dr. Berg's Charakter, mit dem ich *perſönlich* immer auf verhältnißmäßig angenehmem, ja ſogar freundſchaftlichem Fuße geſtanden habe, obwohl er, der Präſident der Synode von Wincheſter, die mich einſtimmig von Berlin berufen, und der Unterzeichner dieſes Berufes, bald nach meiner Ankunft ein Verfahren gegen mich einſchlug, das auf meinen völligen Ruin als theologiſcher Lehrer abgeſehen war, zu viel Achtung, um ſeine Ehrlichkeit ohne zwingenden Grund in Frage zu ſtellen. Allein dieſe Abſchiedsrede iſt wahrlich ſchwer von dem Schein abſichtlicher Entſtellung frei zu ſprechen. Wie in aller Welt kann er es mit ſeinem Gewiſſen vereinigen, daß er dem Dr. Nevin unter anderem, *trotz wiederholter mündlicher und ſchriftlicher Verſicherungen des Gegentheils*, die abſcheuliche Irrlehre zuſchreibt, Chriſtus ſei ein Sünder geweſen? Der letztere bemerkt einmal gelegentlich in der Mystical Presence, Chriſtus ſei der Träger der gefallenen Menſchen geweſen, um ſie vom Falle zu erlöſen, womit er nichts anderes behaupten will, als was Paulus Röm. 8, 3 ſagt: „Gott ſandte ſeinen Sohn in der Geſtalt des ſündigen Fleiſches und verdammte die Sünde im Fleiſch durch Sünde." Die Natur Adams vor dem Fall und die Natur der Engel und verklärten Menſchen bedarf der Erlöſung nicht, und wenn Chriſtus Erlöſer ſein wollte, ſo mußte er die gefallene, leidensfähige Menſchennatur annehmen, jedoch ohne die Sünde ſelbſt, wie Nevin ausdrücklich im Zuſammenhang jener Stelle lehrt. Ueberhaupt wenn Dr. Nevin in Einem Punkte orthodox iſt, ſo iſt er es in der Lehre von der Perſon Chriſti, während hier Dr. Berg offenbar neſtorianiſch denkt und die menſchliche und göttliche Natur im Erlöſer abſtrakt von einander trennt, weßhalb er die altkirchliche Bezeichnung der Maria als der Mutter Gottes eine entſetzliche Gottesläſterung nennt. Und dennoch bürdet er ihm abermals vor aller Welt jene ganz unberechtigte Conſequenz auf, obwohl ihm Dr. Nevin und ich ſelbſt mehrmals und wie es ſcheint zu ſeiner damaligen völligen Zufriedenheit erklärt haben, daß wir eine ſolche Irrlehre mit ganzer Seele verabſcheuen.

Geſetzt aber auch, Dr. Nevin, der noch vor Dr. Berg's Austritt ſeine theologiſche Profeſſur förmlich niedergelegt hat, lehre alle dieſe ihm aufgebürdeten Punkte, was in aller Welt gibt dem Dr. Berg das Recht, dieſelben ohne Weiteres der ganzen deutſch reformirten Kirche in die Schuhe zu ſchieben? Sind denn Nevins Schriften ſymboliſche Bücher? Er ſelbſt würde den geringſten Verſuch, ſie dazu zu ſtempeln, oder den Heidelberger Katechismus zu verdrängen, mit der größten Entſchiedenheit als die Spitze der Unbeſonnenheit verwerfen. Hat die Synode ein einziges Werk oder auch nur einen einzigen Satz ihrer Profeſſoren jemals förmlich und öffentlich ſanctionirt? Nichts der Art! Sie hat ſich bloß, durch Dr. Berg's Oppoſition dazu genöthigt, geweigert, dieſelben als ketzeriſch zu verdammen, und die Verfaſſer wegen der Ausübung ihrer proteſtantiſchen Denkfreiheit von ihrer Stelle zu jagen; ſie hat ſich geweigert, ſich dem pſeudoproteſtantiſchen Papſtthum des Dr. Berg zu unterwerfen und *ſeine* Anſichten, wie er wünſchte, mit dem Stempel kirchlicher Sanction und ſymboliſcher Autorität zu verſehen, obwohl ſie zugleich liberal genug war, ihm ſeine eigenen Lieblingsmeinungen zu laſſen und auch ſeinem Feiereifer gegen das römiſche Papſtthum nicht das mindeſte kirchliche Hinderniß in den Weg zu legen. Die Profeſſoren haben nie daran gedacht, ihn wegen Ketzerei zu verklagen, obwohl es ein Leichtes wäre, ihn in der Chriſtologie und in der Lehre von der Kirche und den Sacramenten des Abfalls von der urſprünglichen Lehre der Reformation zu überführen, und die Synode hat ihn von Jahr zu Jahr trotz ſeiner

fortwährenden Agitation und ſeiner unüberwindlichen Streitſucht mit der größten Nachſicht und Liebe behandelt, wie er ſelbſt öfter zugeſtehen mußte und ſelbſt in dieſer Abſchiedsrede nicht direct zu läugnen wagt. Ohnedieß ſind alle Punkte dieſer Rede aus Dr. Nevins Mysucal Presence genommen, die ſchon vor ſechs Jahren erſchienen (a. 1846) und gar niemals der Gegenſtand ſynodaler Verhandlungen geweſen iſt. Das „Princip des Proteſtantismus," welches zuerſt den polemiſchen Eifer Berg's gegen Mercersburg erweckte und von ihm a. 1845 zu York zum Gegenſtand eines förmlichen Ketzerproceſſes gemacht wurde, wird mit keinem Worte erwähnt. Iſt dieſes Buch vielleicht unterdeß in ſeiner Meinung auf einmal orthodox geworden?

Wie dem aber ſein möge, ſo viel iſt klar, die wahre Urſache des Austritts von Dr. Berg iſt nicht irgend eine erklärte Irrlehre der reformirten Synode, noch irgend eine Verfolgung, oder unfreundliche Behandlung von Seiten derſelben, ſondern ſein Unwille darüber, daß ſie zu viel geſunden Verſtand, Tact, Würde und proteſtantiſches Gefühl hatte, ſich ſeinem dictatoriſchen Geiſte und ſeiner fanatiſchen Bigoterie zu unterwerfen. Und daran hat ſie wohlgethan. Denn unter allen Formen des Papſtthums iſt das Papſtthum des individuellen Privaturtheils das willkührlichſte, grundloſeſte und intoleranteſte. Er fühlt es mit Schmerzen, daß er nichts mehr ausrichten kann, daß ſeine Miſſion — und eine ſolche hat er allerdings gehabt, wie wir freudig zugeſtehen — in unſerer Kirche zu Ende iſt. Darum verſucht er ſein Glück in einer anderen, die aber in freundlicher Verbindung und regelmäßigem Delegatenwechſel mit der deutſch reformirten Synode ſteht. Um alſo conſequent zu ſein, muß er noch weiter gehen und die niederdeutſche Kirche veranlaſſen, ihre Verbindung mit uns abzubrechen; denn ſonſt macht ſie ſich, und er mit ihr, unſerer Sünden theilhaftig, und er würde alſo ſeinen Zweck doch nicht erreicht haben. Die Zukunft muß lehren, ob ſich die ſtolzen und ſteifen Holländer den Launen dieſes unruhigen Streitkopfs und revolutionären Agitators williger unterwerfen und ihn mit derſelben Nachſicht und Liebe behandeln werden, wie die guthmüthigen und liberalen Deutſchreformirten. Wir wünſchen ihm nur Gutes, beſonders auch dieß, daß er künftighin nicht bloß das Papſtthum in Rom, ſondern vor allem auch das Papſtthum in ſeinem eigenen Kopf und Herzen gründlich haſſen und tapfer bekämpfen möge.

Die dentſch reformirte Kirche hat aber durch dieſen Austritt nichts verloren, ſondern bedeutend gewonnen und wird künftighin weit mehr Friede und Ruhe haben, welche Dr. Berg, unterſtützt von ein halb Dutzend Helfenſteins und von den ultraproteſtantiſchen Sympathieen anderer Denominationen ſeit ſieben Jahren regelmäßig auf jeder Synode zu ſtören ſuchte. Zwar hat er eine beträchtliche Anzahl ſeiner früheren Gemeinde, wie wir hören, beſonders die Weiber, die wahrſcheinlich die theologiſchen Streitfragen zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus aus dem Fundament verſtehen und eine beſonders ſcharfe Naſe für Ketzereien haben, zu bewegen gewußt, von der Kirche ihrer Väter abzufallen und ihm nach „Gibraltar" zu folgen; allein das afficirt die reformirte Synode nicht im mindeſten. Er hat für ſie gethan, was er thun konnte, er hat durch ſeine hartnäckige Oppoſition zu ihrer Emancipation von den Einflüſſen eines radicalen Ultraproteſtantismus, zu ihrer Zurückführung auf die urſprünglichen hiſtoriſchen Grundlagen der Reformation, zu ihrer kirchlichen Conſolidation bedeutend beigetragen und ſie gegen ſeinen Wunſch und Willen in eine conſervative, evangeliſch kirchliche Richtung hineingetrieben, auf welcher ſie fortan, trotz aller Feinde von außen, mit innerer Eintracht unter dem gnädigen Schutze des Herrn ſich weiter fortentwickeln wird. Die Oppoſition in ihrem eigenen Schooße iſt gebrochen, mit Berg hat ſie ihren Kopf verloren.

Kirchenchronik.

---

1. Europa.

Die Frankeſchen Stiftungen in Halle. — Dieſes große Monument des Gottvertrauens und der Menſchenliebe umfaßt gegenwärtig folgende Inſtitute:

1. Zwei vollſtändige Gymnaſien (das K. Pädagogium und die Lateiniſche Hochſchule des Waiſenhauſes, wovon die letztere zu den allerfrequenteſten gelehrten Schulen gehört). 2. Die Realſchule mit der noch immer im raſchen Steigen begriffenen Schülerzahl von 479 Köpfen. 3. Die Bürgerſchule. 4. Die höhere und die von dieſer getrennte Bürger-Töchterſchule. 5. Freiſchulen für Mädchen und Knaben, ſo daß hier im Ganzen täglich 2957 Schüler und Schülerinnen in 73 Klaſſen und Parallelklaſſen von 125 Lehrern und Lehrerinnen unterwieſen werden. Dazu kommt, außer einer Präparanden-Anſtalt für dereinſtige Seminariſten 6. das Alumnat auf dem Pädagogio und die Penſionsanſtalt für die Lateiniſche und die Realſchule mit zuſammen 300 Zöglingen, und 7. die eigentliche Waiſenanſtalt mit 114 Waiſenknaben und 16 Waiſenmädchen. Ferner umfaſſen die Stiftungen neben der weitläufigen Oekonomie und einer eigenen Krankenanſtalt, die früher ſo rühmlich bekannte Buchhandlung des Waiſenhauſes, die Apotheke mit der ehemals weltberühmten Medikamenten-Expedition, die Canſteiniſche Bibelanſtalt und die oſtindiſche Miſſionsanſtalt. Mehr als 15, zum Theil fünfſtöckige, den Stiftungen zugehörige Gebäude beherbergen ein Perſonal von über 600 Köpfen, während eine verhältnißmäßige Zahl von Angehörigen auswärtiger Eltern Familienpenſionen in der Stadt übergeben iſt, um den Unterricht auf den Schulen des Waiſenhauſes zu genießen, und viele Familien aus keinem anderen Grunde ſelbſt nach Halle überſiedeln. Hat nun auch jedes der genannten Inſtitute ſeinen eigenen Vorſteher, ſo kann und ſoll doch der Direktor der Frankeſchen Stiftungen die Seele und Alles belebende Triebfeder des großen Ganzen ſein und hat in dieſer Stellung Gelegenheit, unberechenbar zu nützen, aber auch unabſehbaren, unwiederbringlichen Schaden zu thun. Die „Neue Halleſche Zeitung" vom 25ſten Dec. 1851 rühmt an dem kürzlich verſtorbenen Direktor H. A. Niemeyer, dem letzten Sprößling der Familie A. H. Franke's, welcher in politiſcher und kirchlicher Hinſicht ſehr freiſinnigen, ja ſogar rationaliſtiſchen Anſichten huldigte, daß ihn ſeine aufopfernde Liebe zu den Stiftungen, der ererbte Adel ſeiner Geſinnung und ein ihm angeborner ſeltener praktiſcher Takt wenigſtens auf dem Felde des Schulweſens nicht zu weit von dem richtigen Wege abweichen ließen, woraus es erklärt wird, daß ſeine 25jährige Verwaltung des Direktoriums im Ganzen als eine ſegensreiche betrachtet werden darf.

Schweden. (Aus dem Berichte eines Predigers der Brüdergemeinde, eingeſandt von L. T. N.) Wollte man ſagen, daß dieſem Lande alles religiöſe Leben gebräche, ſo thäte man unrecht; aber ich möchte das hieſige geiſtliche Treiben den Zeiten vergleichen, die in Herrnhut dem Pfingſtfeſt unſerer Gemeine, dem 13ten Auguſt 1727 vorausgingen, d. h. ein vielfaches Suchen auf verſchiedenen Wegen nach dem Einen Heil in Chriſto, aber ohne dieß im Gekreuzigten ſelbſt

zu finden, ſondern im Begnügen mit einer oder der anderen evangeliſchen Wahrheit. Die weltliche Macht der vom Staat getragenen Kirche hat zwar bis jetzt das äußerliche Auftreten beſtimmter Secten verhindert, aber dieſe Macht im Kampf mit dem irreligiöſen Zeitgeiſt fängt an zu wanken, und alle Materialien zu den mannigfaltigſten Sectenbildungen ſind vorhanden. Neben der entſchiedenſten Gleichgültigkeit gegen alle Religion und einem trockenen Materialismus, dem leider Viele huldigen, hat auch der beſonders auf's Gefühl berechnete Swedenbergianismus nicht wenig geheime Anhänger, ſelbſt im Prieſterſtand; ebenſo hat die todte Orthodoxie zahlreiche Vertreter, und eine eigenthümliche Geſtaltung der letzteren iſt der Schartauanismus, in mancher Beziehung dem engliſchen Puſeyismus verwandt.

Heinrich Schartau, Propſt im Lund, war ein ernſter Mann, der im altteſtamentlichen Geiſte gegen die Schlaffheit der Kirche zu Anfang dieſes Jahrhunderts auftrat und unläugbar viel Gutes ſtiftete, indem er viele der jüngeren Geiſtlichen zur Sittenſtrenge im Leben, und zum Ernſt im Amte anſeuerte, eben weil ihm die freie Gnade Gottes in Chriſto Jeſu nicht recht klar war, zugleich in den Fehler verfiel, daß er die Verkündigung des einfältigen Evangelii vom vollgültigen Verdienſt Jeſu Chriſti für gefährlich anſah, indem dadurch nach ſeiner Meinung nur geiſtliche Schlaffheit befördert werde, und die Verderbtheit der Menſchen Chriſtum zum Sündendiener machen würde. Aus dieſem Grunde trat er mit beſonderer Bitterkeit gegen die Brüder auf, die damals namentlich in Schonen zahlreiche Freunde hatten, und an einzelnen lebenden Beiſpielen zum Beleg ſeiner Anſichten mochte es ihm wohl nicht fehlen. Dagegen arbeitete er eine höchſt künſtliche Gnadenordnung aus, durch deren Irrgänge ein gewöhnlicher Menſch ſich nicht leicht zu finden weiß, und daher an das unbedingte Anſehen der Prediger gewieſen iſt, die an Gottes Statt allein die Schrift auszulegen und die rechten Folgerungen daraus zu machen im Stande ſind. Seine Anſichten fanden namentlich in der weſtlichen Hälfte des Reiches eine weite Verbreitung, und ſeine Jünger gewannen durch ihre Sittlichkeit und Ernſt großes Anſehen unter dem Volke und einen zahlreichen Anhang, indem ſie den Seelen, die ſich in allen Stücken unbedingt ihrer Leitung überlaſſen, gleichſam zum Lohn den Himmel verſprechen. Die Schartauaniſch geſinnten Prediger nennen ſich ausſchließlich „redliche Lehrer," und warnen ihre Zuhörer und Anhänger auf's eindringlichſte, keine anderen als ſie zu hören, um ihnen ſo alles Urtheil unmöglich zu machen; ebenſo warnen ſie dieſelben, nicht unter ſich, ſondern nur mit ihrem Prediger geiſtliche Geſpräche zu führen, und ſelbſt das Leſen der heiligen Schrift wird ihnen mehr zu einem Werke gemacht, indem ſie nicht nach Herzensbedürfniß dieß oder jenes Capitel leſen dürfen, ſondern nur in einer beſtimmten Reihenfolge die ganze heilige Schrift von Anfang bis zu Ende durchgehen müſſen. Ebenſo erklären ſie ſich gegen alle Miſſionsthätigkeit, indem dieſelbe von herrnhutiſchem Geiſte befleckt ſei. Gewiß finden ſich in dieſer Partei viele redliche Seelen, die gebunden in Menſchenſatzungen in denſelben doch keinen Frieden des Herzens finden und nach Freiheit ſeufzen. Eben um ſolcher Seelen willen muß man dieſe geiſtliche Verirrung aufrichtig beklagen und den Herrn bitten, daß Er die Decke von den Augen der Verblendeten nehmen wolle. Wie weit der Haß derſelben gegen die Brüder geht, davon hatten wir vor 2 Jahren einen Beweis, da Barths Kirchengeſchichte auf ſchwediſch herausgegeben wurde, und in dieſer ſchwediſchen Ausgabe das Stück, das von den Brüdern handelt, nicht allein nicht überſetzt, ſondern ganz verändert im Geiſte der bitterſten Feindſchaft und zum Theil mit hiſtoriſchen Unwahrheiten gegeben wurde.

Auch der Pietismus hat manche Anhänger, natürlich weniger im Predigerstande als unter dem Volke, und von Stockholm aus, wo sich eine zahlreiche Verbreitung erweckter Seelen befindet, die aber auch den Brüdern, wenn nicht feindlich, so doch fremd gegenüberstehen, wird in dieser Richtung viel gewirkt.

In den nördlichen Provinzen ist unter dem Volke wohl am meisten ein reger christlicher Geist zu finden, der selbst Trennungen in der Kirche wegen Modernisirung des Gesangbuchs und der Agende veranlaßt hat. In neuester Zeit haben sich auch in unserer Gegend Baptisten eingefunden, und machen der Kirchenbehörde viele Noth, indem ihre Sache der Opposition wegen an den liberalen Zeitungen eifrige Vertheidiger findet.

Die Neander's=Stiftung.

Es sind uns von Deutschland eine Anzahl von Exemplaren eines Aufrufs zur Gründung einer Neander's=Stiftung zugeschickt worden, mit der Bitte dafür unter den Schülern und Verehrern des großen deutschen Kirchenvaters in Amerika zu wirken. Der Zweck derselben ist, zunächst auf dem Grabe des seligen Mannes ein würdiges Denkmal zu errichten und dann zugleich einen Fond zu stiften, um aus den Zinsen desselben „einem oder mehreren unbemittelten Theologen, die nach Vollendung ihres Trienniums bei wahrhaft evangelischem Sinne und Wandel ein entschiedenes Talent zum akademischen Lehramte, besonders zur Fortbildung der Kirchengeschichte beweisen, die Möglichkeit zu verschaffen, daß sie ihrem Berufe sich widmen können.“ Neander selbst wurde durch eine ähnliche Stiftung seiner Vaterstadt Hamburg in den Stand gesetzt, sich zum Geschichtschreiber der Kirche Jesu Christi auszubilden und hat bei seiner gänzlichen Freiheit von aller Liebe zu irdischen Gütern und bei seiner ungemeinen Wohlthätigkeit besonders gegen arme Studirende nichts hinterlassen, als seine nunmehr nach Amerika verkaufte Bibliothek und die noch zu erwartenden Einkünfte von seinen Schriften, welche seinen zwei ihn überlebenden Schwestern zu gute kommen sollen. Der obige Plan wurde zuerst von den Freunden und Schülern Neanders bei Gelegenheit der Versammlung der Provinzialsynode von Rheinland und Westphalen angeregt und einem Committee, bestehend aus Dr. Nitzsch, Dr. Dorner und den Predigern Wiesmann, Hartog und Hermann zur weiteren Ausführung übertragen. Daran schloß sich bald darauf ein Verein in Berlin, der mit dem ersten zu dem gleichen Zwecke zusammenwirkt und von Consistorialrath Fournier, Prof. Jakobi, Dr. Krummacher, Dr. Lehnerdt, Dr. Nitzsch, Dr. Twesten, Prof. Stahl, Prof. Ranke und anderen hochangesehenen Namen der deutschen Kirche und Wissenschaft vertreten ist.

Dieser edle Zweck bedarf von uns keiner Empfehlung und wir sind überzeugt, daß auch in Amerika viele mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen werden, durch eine größere oder kleinere Gabe ihre Dankbarkeit für den Segen, den sie aus dem mündlichen Unterricht oder aus den unsterblichen Werken des großen Kirchenhistorikers geschöpft haben, an den Tag zu legen und zugleich zur Förderung dieser Wissenschaft durch Unterstützung würdiger Nachfolger beizutragen.

Wir sind bereit, alle etwaigen Beiträge für die Neanderstiftung bis zum ersten October des laufenden Jahres in Empfang zu nehmen, darüber seiner Zeit öffentlich Rechenschaft abzulegen und die eingekommenen Gelder mit den Namen der Geber auf sicherem Wege an das Centralcommittee zu befördern.

Die Redaction des „Kirchenfreunds.“

Mercersburg, den 20sten Mai 1852.

Der
Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. Juli, 1852. Nro. 7.

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitäts-theologen Deutſchlands.

(Fortſetzung.)

5. Göttingen.

Göttingen, der Sitz der Univerſität des Königreichs Hannover, geſtiftet a. 1734, hat ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtets ausgezeichnete Lehrer gehabt, unter denen die Namen Mosheim, Walch und Planck in der Kirchengeſchichte, Spittler und Heeren in der Profangeſchichte, Michaelis, Eichhorn und Ewald in der orientaliſchen Philologie und A. Tlichen Exegeſe, Heyne und Ottfried Müller (Bruder des Theologen Julius M.) in der claſſiſchen, und die beiden jetzt in Berlin reſidirenden Grimm in der germaniſchen Alterthumskunde weltbekannt ſind. Durch den in Folge des Umſturzes der Conſtitution a. 1837 geſchehenen Abgang der ſieben liberalen Profeſſoren (worunter die beiden Grimm, Dahlmann, der in Griechenland verſtorbene O. Müller, der nach Tübingen berufene, jetzt aber wieder nach Göttingen zurückgekehrte Ewald die berühmteſten ſind,) hat die Univerſität einen gewaltigen Stoß erhalten, von welchem ſie ſich jedoch neuerdings ſo ziemlich wieder erholt zu haben ſcheint. Die dortige Bibliothek iſt eine der reichſten und werthvollſten in Deutſchland.

Die theologiſche Facultät von Göttingen beſteht gegenwärtig aus den Doctoren und ordentlichen Profeſſoren Lücke, Gieſeler, Reiche (bekannt durch einen ausführlichen Commentar über den Römerbrief,) Redepenning (der Biograph des Origenes) und Ehrenfeuchter, wozu noch die drei außerordentlichen Profeſſoren Duncker (ein Schüler Neanders und Verfaſſer einer trefflichen Monographie über Irenäus,) Matthäi und Lünemann hinzukommen. Wieſeler, der gelehrteſte unter den letzteren, iſt kürzlich als ordinarius nach Kiel berufen worden.

Wir wollen uns hier auf eine Charakteriſtik der beiden erſten beſchränken, wovon der Eine in der Exegeſe, der andere in der Kirchengeſchichte zu den größten Zierden der deutſchen Wiſſenſchaft gehören.

Friedrich Lücke, Einer der treuſten Schüler und wärmſten Verehrer Schleiermacher's und perſönlich ein ſehr liebenswürdiger, warmherziger und feingebildeter Mann, hat ſich vor allem durch ſeine vierbändige Auslegung der Schriften des heil. Johannes, des Evangeliums, der drei Briefe und der Offenbarung, einen wohlverdienten und bleibenden Ruhm erworben. Ihre erſte Erſcheinung vor 30 Jahren (1820 und '24) iſt inſofern epochemachend zu nennen, als ſich darin zuerſt der neu erwachte Geiſt der gläubigen deutſchen Theologie mit friſcher Lebendigkeit auf dem Gebiete der Exegeſe kund gab. Die darin ſprudelnde jugendliche Begeiſterung, die ſich freilich manchmal ihres Gegenſtandes nicht recht klar bewußt war und vielfach in poetiſchen Declamationen ſich erging, iſt in den ſpäteren Auflagen durch die Ruhe und Beſonnenheit ſtreng wiſſenſchaftlicher Forſchung bedeutend abgekühlt und auf ihr gehöriges Maaß zurückgeführt worden. Jedoch zeichnen ſich alle Producte dieſes Gelehrten noch immer durch eine wohlthuende Friſche und geſchmackvolle Eleganz der Darſtellung aus, die manchmal ſogar an Hypereleganz grenzt und von dem Beigeſchmack einer gewiſſen ariſtokratiſchen Vornehmheit nicht ganz frei zu ſprechen iſt. Es iſt bekanntlich keine kleine und eine höchſt ſelten gelöſte Aufgabe, einen im eigentlichen Sinne *intereſſanten* Commentar zu ſchreiben. Manche der gediegenſten deutſchen Werke ſind in dieſer Hinſicht geradezu abſtoßend, und es koſtet eine mehr als gewöhnliche Geduld, ſich durch ihre weitläufigen und verwickelten Unterſuchungen hindurchzuarbeiten. Man denke z. B. an die lateiniſchen Commentare von Fritzſche über Matthäus, Markus und die Römer, und an den von Harleß über den Epheſerbrief, — Werke, die ſonſt durch philologiſche Gründlichkeit und kritiſche Schärfe ohne Frage zu dem Ausgezeichnetſten gehören, was die neuere Zeit aufzuweiſen hat. Wenn es aber Einer verſteht, einen gelehrten und doch zugleich intereſſanten Commentar zu ſchreiben, ſo iſt es Lücke. Er iſt ein eigentlicher exegetiſcher *Künſtler* im beſten Sinne des Wortes. Er verſteht es, Fluß in die ſchwerfälligen Maſſen zu bringen, die rudis indigestaque moles organiſch zu geſtalten und genießbar zu machen, die trockenſten kritiſchen und philologiſchen Unterſuchungen mit dem friſchen Hauch des Geiſtes zu beleben, in der Anführung und Beurtheilung des Fremden und in der Mittheilung des Eigenen gehöriges Maaß und Proportion zu halten, die verſchiedenen Meinungen über ſchwierige Stellen überſichtlich zu gruppiren, klar und ſcharf zu beurtheilen und das ganze Werk mit einer begeiſterten Liebe für ſeinen Gegenſtand zu durchdringen, ſo daß ihm der Leſer ohne Ermüdung in alle Details ſeiner Unterſuchung folgt, und während er reichliche Belehrung ſchöpft, doch zugleich in angenehmer Spannung des Geiſtes und Gemüths erhalten wird. Dazu kommen noch die ſubſtanzielleren Vorzüge

einer gründlichen philologiſchen Gelehrſamkeit, feinen und gewiſſenhaften Kritik, theologiſchen Tiefe in der Entwicklung der Ideen ſeines Schriftſtellers und lebendigen Sympathie mit deſſen Geiſt und Eigenthümlichkeit. Nimmt man dazu noch die Vollſtändigkeit des wohlverarbeiteten exegetiſchen Materials, ſo muß man dem Lückeſchen Werke beſonders über das Evangelium Johannis noch immer die Palme zuerkennen, obwohl ſeit ſeinem erſten Erſcheinen mehrere andere Commentare über daſſelbe von Tholuck, Olshauſen, Meyer, de Wette, Baumgarten Cruſius erſchienen ſind, die übrigens ein jeder auch wieder ſeine eigenthümlichen Vorzüge haben.

Lücke hatte gerade zur Auslegung der Johanneiſchen Schriften einen beſonderen Beruf. Bekanntlich hat die Schleiermacherſche Schule, wie einſt Origenes und Chryſoſtomus unter den Vätern, Luther und Melanchthon unter den Reformatoren, Hamann, Claudius und Herder unter den Neueren, eine entſchiedene Vorliebe für das „einzige, rechte, zarte Hauptevangelium,“ wie Luther das vierte Ev. nennt. Die Geiſtigkeit und Idealität, der ſpeculative Tiefſinn und die myſtiſche Innigkeit dieſes wunderbaren Buches, der unwiderſtehliche Zauber des Chriſtusbildes, das der Jünger, der an Jeſu Buſen lag und dort die Herzensſchläge der ewigen Liebe vernahm, dem gläubigen Gemüthe zum Genuſſe bietet, ſagte dem eigenthümlichen Genius Schleiermachers in hohem Grade zu, obwohl er bei ſeiner ſabellianiſchen Trinitätslehre (zu der ſich auch Lücke hinneigt,) eine der wichtigſten Lehren Johannis, von der Präexiſtenz des Logos, als einer vom Vater verſchiedenen und doch weſensgleichen Perſönlichkeit, unmöglich gehörig würdigen konnte und durch ſeine total verfehlte Exegeſe der chriſtologiſchen Stelle Kol. 1, 15 ff. vergebens wegzukünſteln ſuchte. Allein in der Schleiermacherſchen Schule wurde die Bevorzugung des vierten Evangeliums vielfach zu einer Ungerechtigkeit gegen die Synoptiker, wogegen dann ſpäter eine Reaction durch die rückſichtsloſe Kritik des berüchtigten Strauß eintrat. Von dieſem Verfahren iſt nun auch Lücke keineswegs ganz frei. In den Differenzpunkten der evangeliſchen Geſchichte gibt er faſt überall ohne Weiteres dem johanneiſchen Berichte den Vorzug und nimmt dabei zugleich die Glaubwürdigkeit oder Genauigkeit des Matthäus, Markus und Lukas in Anſpruch, ſtatt die ſcheinbaren Widerſprüche auszugleichen, oder, wo es nun einmal nicht gehen will, die Sache lieber einſtweilen unentſchieden zu laſſen. Die Synoptiker haben auch ihre eigenthümlichen Vorzüge und dienen ebenſo zur Ergänzung des Johannes, wie dieſer zur Ergänzung jener. Man kann weder die Glaubwürdigkeit der Einen noch des anderen in Abrede ſtellen, ohne die Autorität der heil. Schrift mehr oder weniger für das populär kirchliche Bewußtſein, zu welchem das wiſſenſchaftlich theologiſche ſich nie in einen eſoteriſchen Gegenſatz ſtellen darf, zu untergraben. In dieſem Punkte ſteht Lücke, wie faſt alle Schleiermacherianer, zu ſehr unter dem Einfluſſe der modernen Kritik, der es an jener unbegrenzten Ehrfurcht vor dem Worte Gottes und an unbedingter Hingebung an

daſſelbe fehlt, die uns bei den größten Theologen älterer Zeiten bis auf Bengel herab entgegentritt. Wir haben nichts gegen die ausgedehnteſte Freiheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung und die ſchärfſte Uebung der Kritik, ſie gehört nothwendig zum Weſen und Entwicklungsproceß des Proteſtantismus, der nicht ruhen darf, bis er das ganze Gebiet des Glaubens nach allen Seiten hin durchforſcht hat. Nur ſo kann eine wahrhafte Verſöhnung zwiſchen Autorität und Freiheit, zwiſchen objectivem Chriſtenthum und ſubjectiver Einſicht und Ueberzeugung angebahnt werden. Allein die kühnſte Forſchung darf der kindlichen Einfalt und herzlichen Demuth keinen Eintrag thun; über der Kritik ſteht doch die Ehrfurcht vor dem heil. Worte Gottes, und über allem ſubjectiven Belieben der vierhundertjährige Glaube der Chriſtenheit. Zwar können wir es nicht leiden, wenn offenkundige Schwierigkeiten, welche dem unbefangenen Schriftforſcher faſt in jedem Kapitel der Bibel ſich aufdrängen, durch Machtſprüche beſeitigt werden, als ſeien ſie bloße Einbildungen ungläubiger oder ſchwachgläubiger Theologen, und wir wiſſen wohl, daß die Abneigung eines Neander und Lücke gegen dieſen Dogmatismus, wie er z. B. bei Hengſtenberg ſich nicht ſelten in perſönlich beleidigender Weiſe ausſpricht, zum Theil in einer ſehr achtungswerthen Gewiſſenhaftigkeit und zartem Wahrheitsſinn ihren Grund hat. Die Aufgabe des Theologen iſt ja nicht, den gordiſchen Knoten zu zerhauen, ſondern ihn zu löſen. Allein wir dürfen nie vergeſſen, daß wir eben nicht alle Schwierigkeiten zu löſen im Stande ſind, daß die tiefere Forſchung bereits manches aufgehellt und geebnet hat, was früher dunkel und anſtößig war, und daß ſie daſſelbe ohne Zweifel auch in Zukunft thun wird. Man geſtehe alſo, wenn man bei der Auslegung der heil. Schrift in eine Klemme geräth, aus welcher uns gegenwärtige Einſicht nicht ohne Verletzung der Pflicht der Aufrichtigkeit herauszuhelfen im Stande iſt, lieber einfach und beſcheiden ſeine eigene Unfähigkeit ein und überlaſſe die Löſung einer künftigen Zeit. Denn es handelt ſich ja hier nicht um ein menſchliches Product, ſondern um das ewige Wort Gottes, mit deſſen gläubiger Annahme oder Verwerfung das Heil von Millionen ſteht oder fällt. Da iſt alſo auch Vorſicht und Demuth, welche mit wahrer Weisheit und Gelehrſamkeit nie im Widerſpruche ſtehen, ſondern vielmehr eng verbündet ſind, in doppeltem Maaße nöthig.

Dazu kommt noch ein anderer Conflict der Schleiermacherſchen Schule mit dem einfachen bibliſchen Chriſtenthum und dem allgemeinen Kirchenglauben, der in der Lückeſchen Einleitung in die Apokalypſe (— ſein Commentar zum Buche ſelbſt iſt noch nicht erſchienen —) hervortritt. Dieſes Werk iſt nämlich auch in der zweiten Auflage, wovon wir bis dahin die beiden erſten Lieferungen erhalten haben, bei all ſeinen großen wiſſenſchaftlichen Vorzügen, die wir gewiß dankbar und freudig anerkennen, durch zwei grundfalſche Anſichten verdunkelt. Einmal rückt Lücke die Abfaſſung der Apokalypſe gegen das ausdrückliche Zeugniß des Irenäus aus dem Domi-

tianiſchen Zeitalter gegen Ende des erſten Jahrhunderts in die Regierungszeit Nero's oder Galba's hinauf und verſchiebt dadurch den richtigen Standpunkt der Auslegung; ſodann aber, was noch gefährlicher iſt, läugnet er, wie Schleiermacher, de Wette, Bleek und ſelbſt Neander, den apoſtoliſch johanneiſchen Urſprung dieſes geheimnißvollen Buches und entkleidet es ebendamit ſeiner höheren kanoniſchen Würde, obwohl er ſich alle Mühe gibt, ihm dennoch eine ſolche zu ſichern. Freilich ſteht hier Lücke nicht allein. Bekanntlich iſt die Offenbarung ſchon im Alterthum einigen griechiſchen Kirchenvätern, nämlich ſpiritualiſtiſchen Schülern des Origenes, anſtößig geweſen; bekanntlich hat ſelbſt Luther, deſſen größter Ruhm doch ſonſt gerade in der Hervorziehung der Bibel aus dem Schutte von Menſchenſatzungen und in der glaubenskräftigen Geltendmachung ihrer Autorität beſteht, ſehr unehrerbietig über die Apokalypſe geſprochen und ſie weder für ein apoſtoliſches noch für ein prophetiſches Buch gelten laſſen wollen, weil ſich ſein ſubjectiver Geiſt nicht darein finden konnte und weil es darin unter anderem heißt: „Ihre Werke folgen ihnen nach," ähnlich wie er den Brief Jakobi eine „ſtroherne Epiſtel" nannte, *) weil er ihn als ehrlicher Mann nicht mit ſeiner Auffaſſung der pauliniſchen Rechtfertigungslehre in Uebereinſtimmung bringen konnte. Auch darf man nicht vergeſſen, daß ſich gerade bei dieſem letzten Buche der heil. Schrift ganz beſondere ſprachliche und theologiſche Schwierigkeiten einſtellen, da der Styl und der ganze Ton und Geiſt deſſelben von den anerkannt ächten Schriften des Johannes auf den erſten Anblick total verſchieden ſind. Allein dieſe Differenzen, welche erſt von der neueren deutſchen Forſchung gehörig an's Licht gezogen worden ſind, ſind einmal nicht abſolut unwiderleglich und erklären ſich großentheils ziemlich genügend aus dem ganz eigenthümlichen Inhalt und Zweck der Offenbarung, ſowie aus dem ihr zu Grunde liegenden ekſtatiſchen Geiſteszuſtand des Sehers, wodurch ſie von einer hiſtoriſchen und didactiſchen Schrift ſehr verſchieden ausfallen mußte, auch wenn ſie von demſelben Verfaſſer ausging; ſodann ſind andererſeits die ſprachlichen und religiöſen Aehnlichkeiten der Apokalypſe mit dem Evangelium und den Briefen Johannis ſo zahlreich und auffallend, daß ſie die Differenzen neutraliſiren; ferner ſprechen die bedeutendſten äußeren geſchichtlichen Zeugniſſe faſt ohne Ausnahme entſchieden für die johanneiſche Abfaſſung, und Lücke hätte in der zweiten Auflage ſeinen allerdings etwas bitteren Gegner Hengſtenberg wegen der nachdrücklichen Betonung dieſer Argumente nicht mit ſolcher vornehmen Verachtung behandeln ſollen; endlich iſt aber die moderne Hypotheſe von einem nicht apoſtoliſchen Urſprung von ſo ſtarken dogmatiſchen und religiöſen Schwierigkeiten und Bedenken umlagert, daß man durch das Aufgeben der alt-kirchlichen Anſicht aus dem Regen in die

*) Das Luther dieſe Anſichten je widerrufen habe, wird zwar zuweilen behauptet, kann aber nicht bewieſen werden.

Krauſe geräth. Es ſcheint uns nämlich nach einer unbefangenen exegetiſchen Auffaſſung (welche auch Lücke früher zugab, jetzt aber unter dem unbewußten Einfluß ſeiner vorgefaßten Meinung über den Verfaſſer läugnet) feſtzuſtehen, daß der Verfaſſer ſelbſt für den Apoſtel Johannes ſich ausgibt (1: 1. 4. 9., 22: 8.) und dafür angeſehen ſein will. Denn ein anderer obſcurer Johannes, etwa der räthſelhafte epheſiniſche Presbyter dieſes Namens, deſſen Exiſtenz ſogar zweifelhaft iſt, da ſie bloß auf einer dunklen Stelle des von Euſebius „ſchwachköpfig“ genannten Papias beruht, hätte unmöglich mit ſolcher Autorität als der Prophet des neuen Bundes, als der Inhaber der wichtigſten Offenbarungen und als der Oberaufſeher der kleinaſiatiſchen Kirchen, zumal bei Lebzeiten des Apoſtels Johannes, auftreten können. War nun der Verfaſſer nicht der Apoſtel Johannes, wie Lücke und Andere annehmen, und wollte er dennoch dafür gelten, wie die genannten Stellen und ſein ganzes apoſtoliſches Verhältniß zu den ſieben kleinaſiatiſchen Gemeinden in den drei erſten Kapiteln zeigt: ſo bleibt uns nichts anderes, als die Annahme des literariſchen Betrugs übrig, eine Annahme, die nun aber dem chriſtlichen und kirchlichen Bewußtſein ſchlechthin unerträglich iſt und ohnedieß ſchon auf den erſten Anblick durch den anerkannt erhabenen ſittlichen Charakter des Buches vollſtändig widerlegt wird. Wir bleiben alſo ſchon aus wiſſenſchaftlichen Gründen, deren nähere Auseinanderſetzung natürlich nicht hieher gehört, trotz Schleiermacher, de Wette, Ewald, Lücke, Bleek und Neander, bei der alt-kirchlichen Anſicht von dem apoſtoliſchen Charakter der Apokalypſe, womit zugleich allein ihr kanoniſches Anſehen ſicher feſtgeſtellt iſt; und wenn wir nicht im Stande ſind, alle Schwierigkeiten genügend zu löſen, ſo dürfen wir nie vergeſſen, daß ſie ihrer ganzen Abſicht und Stellung nach ein räthſelhaftes Buch der Weiſſagung und der Zukunft iſt, das erſt im Licht der Erfüllung vollſtändig begriffen werden kann, ähnlich wie die Propheten des alten Bundes erſt durch die Ankunft Chriſti im Fleiſche recht klar und verſtändlich wurden.

Dieſe und ähnliche Mängel können übrigens den hohen Werth der exegetiſchen Schriften Lücke's natürlich nicht aufheben; auch ſind ſie etwa nicht ihm ausſchließlich eigen, ſondern kleben einem beträchtlichen Theil auch der gläubigen deutſchen Schriftauslegung der Gegenwart an. Es ſind Nachwirkungen des rationaliſtiſchen Geiſtes, die mit der Zeit verſchwinden werden. Die ſchwierigere Arbeit iſt ja bereits geſchehen: die Herrſchaft der rationaliſtiſchen Exegeſe iſt im Princip längſt gebrochen, und Lücke nimmt neben Winer, Tholuck und Olshauſen gerade die erſte Stelle unter denen ein, welche die Aera einer offenbarungsgläubigen evangeliſchen Schriftauslegung herbeigeführt haben. Dieſes große Verdienſt ſollte ihm von denen am wenigſten geſchmälert werden, die ſich eines weiter fortgeſchrittenen bibliſchen und kirchlichen Bewußtſeins erfreuen.

Joh. Carl Ludwig Gieſeler iſt am meiſten bekannt durch ſein Lehrbuch der Kirchengeſchichte, welches bis zum weſtphäliſchen Frieden (1648) herabgeführt iſt. Daneben hat er manche ſehr ſcharfſinnige und werthvolle hiſto-

riſche Unterſuchungen über einzelne dunkle Partieen, z. B. über die Tradition der evangeliſchen Geſchichte und über die Ebioniten und Nazaräer herausgegeben. Wenn man auf gründliche Gelehrſamkeit, kritiſchen Scharfſinn und nüchterne Forſchung ſieht, ſo möchte er vielleicht jetzt nach Neanders Tod den erſten Platz unter den lebenden Kirchenhiſtorikern einnehmen. Er iſt ein eigentlicher Geſchichtsforſcher, weit weniger ein Geſchichtsſchreiber. Seine Kraft beſteht in der Ruhe, Umſicht, Beſonnenheit und Unparteilichkeit, womit er die Quellen unterſucht und ſchwierige kritiſche Fragen löst.

Um ſo mehr iſt es zu beklagen, daß er ſeinem dogmatiſch religiöſen Standpunkte nach der bereits verſchollenen Periode des verſtändigen Rationalismus angehört, obwohl derſelbe hinter der farbloſen Objectivität ſeiner Darſtellung zurücktritt und mehr bloß indirect ſich kund gibt. Seine Auffaſſung des Chriſtenthums und der Kirche iſt eine ſehr niedrige und magere und von der Wegſcheiders, welchem er charakteriſtiſch die erſte Abtheilung des zweiten Bandes dedicirt hat, nicht weſentlich verſchieden. Daher iſt auch der Text ſeiner Kirchengeſchichte ſo leblos und trocken und keineswegs geeignet, für den Gegenſtand zu begeiſtern. Es fehlt an dem Kern und Stern der Kirchengeſchichte, an dem Lebensblut, das durch ihre Adern circulirt, nämlich dem in ihr waltenden, in ihr als ſeinem Leibe wirkenden und ſich von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert kundgebenden Chriſtus. Statt deſſen wird uns von Gieſeler nicht viel mehr, als ein dürres Skelet geboten. Neander durchforſcht die Kirchengeſchichte mit tiefſinnigem Geiſte und frommem Gemüthe, Gieſeler mit kritiſchem Scharfblick und kaltem Verſtande; jener lebt in ſeinen Heroen, denkt, fühlt, handelt und leidet mit ihnen; dieſer ſchaut ihrem Treiben von außen her zu ohne Liebe und Haß, ohne Sympathie und Antipathie; jener küßt ehrfurchtsvoll die Fußſtapfen ſeines Herrn und Heilandes, wo er ihnen begegnet; dieſer bleibt regungslos und ſcheinbar gleichgültig ſelbſt bei den herrlichſten Offenbarungen des chriſtlichen Lebens.

Allein was ſo dem Texte Gieſelers gebricht, das wird theilweiſe durch die Noten erſetzt, welche bei weitem den größten Raum einnehmen, und in welchen der Hauptwerth ſeines Werkes beſteht. Sie enthalten nämlich lauter Quellenauszüge in der Originalſprache, die immer mit gewiſſenhafter Sorgfalt und meiſt auch mit Geſchmack und Tact gewählt und von ſcharfſinnigen kritiſchen Bemerkungen und literariſchen Nachweiſungen begleitet ſind. Dieſe ſehr nützliche Methode, die Kirchengeſchichte aus authentiſchen Documenten zuſammenzuſetzen, hat zuerſt der franzöſiſche Janſeniſt Tillemont in Bezug auf die ſechs erſten Jahrhunderte eingeſchlagen, und Gieſeler hat ſie bis jetzt mit dem größten Glück bis auf die neuere Zeit herab durchgeführt. Darum iſt ſein Werk in der That unſchätzbar und kann dem Neanderſchen, das zwar auch auf ein ebenſo gründliches und ausgedehntes Quellenſtudium baſirt iſt, die Reſultate deſſelben aber in den Text ſelbſt verwebt und verhältnißmäßig ſelten citirt, zur willkommenen Ergänzung dienen. Dieſe beiden

Kirchengeſchichten in Verbindung mit einem bis auf die neueſte Zeit herab-geführten kürzeren Compendium, wie etwa das von Haſe iſt, und einigen Monographieen über die wichtigſten Abſchnitte, bilden eine ziemlich vollſtändige kirchengeſchichtliche Bibliothek für den gewöhnlichen Gebrauch eines Predigers. Gieſelers Werk iſt bekanntlich auch neuerdings von Prof. Davidſon, einem congregationaliſtiſchen Theologen Englands, in's Engliſche überſetzt worden; nach einigen Bemerkungen von Dr. Stowe in einer neulichen Nummer der Bibliotheca sacra zu urtheilen aber, ſcheint dieſelbe etwas flüchtig gearbeitet und keineswegs ganz zuverläſſig zu ſein. Wem das Original zugänglich iſt, der wird ſich natürlich nicht an eine Ueberſetzung halten.

Noch müſſen wir, ehe wir von Göttingen ſcheiden, einen Augenblick bei Dr. Heinrich Ewald verweilen, der an Begeiſterung für ſeine Wiſſenſchaft, an ſelbſtſtändiger Gelehrſamkeit und eiſernem Fleiß keinem Zeitgenoſſen nachgibt und eine der größten Zierden der deutſchen Wiſſenſchaft wäre, wenn er weniger Originalitätsſucht und Eigenliebe und mehr chriſtlichen Glauben und Demuth hätte. Er gehört zwar, ſo viel wir wiſſen, der philoſophiſchen Facultät an, (— in Tübingen war er Mitglied der theologiſchen —) ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit aber bezieht ſich großentheils auf das exegetiſch-theologiſche Gebiet, beſonders ſeine Commentare über die prophetiſchen und poetiſchen Bücher des A. T.s, ſeine Geſchichte des iſraelitiſchen Volks, ſeine bibliſchen Jahrbücher, ꝛc. Sein eigentliches Fach, wofür ihn die Vorſehung beſtimmt hat, iſt orientaliſche Sprachkunde im weiteſten Umfange. Er iſt ein eigentliches Sprachgenie, wie es wenige gibt, und wohl ohne Frage der gründlichſte Kenner des Hebräiſchen und der verwandten ſemitiſchen Dialekte. Er hat vor allem in der philoſophiſchen Erforſchung der hebräiſchen Sprache und ihrer Grundgeſetze eine ganz neue Bahn gebrochen, wovon ſeine drei Lehrbücher über hebräiſche Grammatik einen hinlänglichen Beweis liefern. Dieſe ſind zwar für Anfänger nicht ſo verſtändlich und brauchbar, wie das kleinere Werk von Geſenius, aber für die weiter fortgeſchrittenen Studenten um ſo werthvoller und für den gegenwärtigen Stand dieſer Wiſſenſchaft unentbehrlich. Wie in der Grammatik, ſo iſt Ewald auch in ſeinen exegetiſchen und bibliſch hiſtoriſchen Schriften und Aufſätzen durchaus unabhängig, originell und ſtets neue Bahnen brechend. Aber dieſe Stärke iſt zugleich ſeine Schwäche. In ſeinem fortwährenden Haſchen nach neuen Anſichten geräth er häufig auf Abwege und auf die unhaltbarſten Hypotheſen, die oft kaum geiſtreiche Einfälle, ſondern bloß eigenſinnige Grillen ſind. Sodann knüpft ſich an ſeine Originalität eine beiſpielloſe Undankbarkeit gegen die Leiſtungen ſeiner Zeitgenoſſen und Vorgänger. Er behandelt alle, die es wagen, von ihm zu differiren, mit der größten Bitterkeit und Unverſchämtheit, z. B. ſeinen Rivalen Geſenius, den er noch kurz vor ſeinem Tode in der unedelſten Weiſe angriff, obwohl er ſeinen Leiſtungen auf dem Gebiete der hebräiſchen Grammatik und Lexikographie wohl ohne Frage wenigſtens einige

Anerkennung und Dank ſchuldig war. In Tübingen konnte er faſt mit keinem ſeiner Collegen fortkommen und gerieth dadurch in ſehr unangenehme Verhältniſſe, ſo daß man ihn gerne wieder in ſeinen Geburtsort Göttingen zurückkehren ließ, das er a. 37 wegen liberaler Grundſätze verlaſſen hatte. Dieſer grenzenloſe Hochmuth Ewalds iſt natürlich eine grenzenloſe Schwäche, eine Art pſychologiſcher Krankheit, welche ſeinen Ruhm verdunkelt und ſeine unläugbaren Verdienſte gerade ihres ſchönſten Schmuckes beraubt. Das alte Teſtament, vor deſſen religiöſen Ideen er doch ſonſt eine ſo große Begeiſterung kund gibt, hätte ihn längſt belehren können, daß Hochmuth und Undankbarkeit eine ſchwere Sünde ſind und nie ohne Strafe ausgehen.

6. Leipzig.

Leipzig, der Muſenſitz des Königreichs Sachſen und der ausgedehnteſte Büchermarkt der Welt, hat eine der älteſten deutſchen Univerſitäten (gegründet a. 1409,) die ſeit dem vorigen Jahrhundert beſonders durch ausgezeichnete Philologen und Alterthumsforſcher und gelehrten Sammlerfleiß berühmt iſt. Die ſächſiſchen Geiſtlichen überhaupt ſind im Durchſchnitt vortreffliche Lateiner ſchon von den Gymnaſien her, wo die Sprache Cicero's in den oberſten Klaſſen nicht nur als Unterrichtsgegenſtand, ſondern theilweiſe auch als Unterrichtsmittel gebraucht, alſo wie eine lebende Sprache behandelt wird. Nicht ſo gut iſt es dagegen bei ihnen in dem weit wichtigeren Artikel der Rechtgläubigkeit und des praktiſchen Chriſtenthums beſtellt. Dem Bekenntniß und äußeren Rechtszuſtande nach ſind zwar alle ſächſiſchen Länder, auch die Herzogthümer (Sachſ.-Weimar-Eiſennach, Altenburg, Meiningen, Coburg-Gotha,) und die fürſtlich Reußiſchen Länder (Schwarzburg-Rudolſtadt, Sondershauſen, Reuß-Greiz und wie dieſe Fürſtenthümlein alle heißen,) faſt ganz lutheriſch, freilich mit der ſonderbaren Anomalie, daß das regierende Haus des Königreichs Sachſen römiſch katholiſch iſt und doch dabei den oberſten Epiſcopat der proteſtantiſchen Landeskirche verwaltet. Die Union iſt in dieſen Ländern nicht eingeführt worden, wahrſcheinlich weniger aus Abneigung gegen die Reformirten, als weil es wegen der äußerſt geringen Zahl der Letzteren faſt nichts zu uniren gab. Allein trotz des zu Recht noch immer beſtehenden lutheriſchen Bekenntniſſes iſt kaum ein anderes Land ſo ſehr vom Rationalismus beherrſcht und verwüſtet worden, als gerade Sachſen, das Wiegenland der deutſchen Reformation, der claſſiſche Boden, auf dem einſt Luther und Melanchthon gewirkt. Nächſt Halle waren Leipzig und Jena lange Zeit ihrer herrſchenden Richtung nach die gelehrten Pflanzſchulen der Neologie, und die bedeutendſten und einflußreichſten Stellen des Kirchenregiments wurden faſt ein halbes Jahrhundert von den Häuptern des vulgären Rationalismus bekleidet. Ammon der „Fortbildner" des Chriſtenthums zur „Weltreligion," war Oberhofprediger und Oberconſiſtorialrath in Dresden, Röhr Hofprediger und Generalſuperintendent in

Weimar, Bretſchneider Generalſuperintendent in Gotha bis an ihren erſt kürzlich erfolgten Tod, und in dieſer Eigenſchaft hatten ſie die Examination der Candidaten und die Beſetzung der meiſten Predigerſtellen in ihren Händen. Freilich erhielten ſich beſonders im Königreich Sachſen von alten Zeiten her noch manche kirchliche, und von Reinhard, Ammon's Vorgänger, her auch ſupranaturaliſtiſche Elemente; und ſodann gab es neben dem herrſchenden Abfall immer einige entſchiedene Anhänger des alt-kirchlichen Syſtems, z. B. die ſogenannten Stephaniſten, von denen aber die meiſten vor dreizehn Jahren nach Amerika auswanderten, dort die Gewiſſenstyrannei des entlarvten Stephan abſchüttelten, aber ihren dogmatiſchen Grundſätzen treu bleibend, den Kern der neulich durch Bayerſchen Zuwachs ſo ſtark vermehrten alt-lutheriſchen Synode von Miſſouri bildeten. Auch in Leipzig war das ſymboliſche Lutherthum nicht ganz ausgeſtorben, wie denn dort ſeit Jahren das gelehrte Organ deſſelben, die Guericke-Rudelbachiſche Quartalſchrift erſcheint. Doch waren dieß Ausnahmen von der herrſchenden Regel.

In dieſer Lage der Dinge hat nun neuſtens wenigſtens im Königreiche Sachſen eine bedeutende Veränderung begonnen. Im Jahre 1847, wenn wir nicht irren, wurde nämlich Dr. Harleß als Profeſſor der Theologie und Prediger an der Nikolaikirche nach Leipzig und wenige Jahre darauf nach dem Tode des Rationaliſten Ammon an deſſen Stelle als Oberhofprediger, Vicepräſident des Oberconſiſtoriums, Examinator und Kirchenviſitator nach Dresden berufen und hat während der kurzen Zeit ſeiner ſächſiſchen Wirkſamkeit ſchon viel zur Wiederbelebung lutheriſcher Orthodoxie in Verbindung mit lebendiger Frömmigkeit gethan. Harleß hat früher lange in Erlangen docirt, zugleich mehrmals als Abgeordneter in der bayeriſchen Kammer geſeſſen, auch als Redacteur der Zeitſchrift für Proteſtantismus und Kirche, theils für proteſtantiſche Intereſſen im Gegenſatz gegen den Katholicismus, theils ſpeciell für die lutheriſche Kirchenlehre gegenüber dem Rationalismus und Indifferentismus eifrig und erfolgreich gewirkt. Er iſt ein gründlicher Philolog und Exeget, wovon ſein a. 1834 erſchienener Commentar zum Epheſerbrief einen hinlänglichen Beweis liefert, von guten Kanzelgaben, entſchiedenem, energiſchem Charakter, dabei von viel Weisheit, Vorſicht und Weltkenntniß und bedeutendem Adminiſtrationstalent, daher für den einflußreichen Poſten, den er jetzt einnimmt, vortrefflich geeignet, obwohl zu bedauern iſt, daß er nun wenig mehr für die theologiſche Wiſſenſchaft wird thun können. Er iſt vielleicht der gelehrteſte und würdigſte Vertreter der ſtreng lutheriſchen Richtung in Deutſchland, der dabei zugleich ſich von aller fanatiſchen und liebloſen Polemik gegen die reformirte und unirte Kirche fern hält, ſeine Anſichten zwar mit Entſchiedenheit, aber auch mit chriſtlicher Würde und Mäßigung vertritt, kurz nach Geſinnung, Wort und Schrift ein Gentleman iſt, was man leider keineswegs von allen Häuptern dieſer Schule

Digitized by Google

ſagen kann. Vor ſolchem Lutherthum haben wir auch als evangeliſcher Reformirter den aufrichtigſten Reſpect, während rohe, pöbelhafte Polemik und wild fanatiſche Verdammungs- und Verketzerungsſucht nur Verachtung oder Mitleid verdienen und der Sache, welcher ſie aufhelfen wollen, am Ende nur ſchaden können.

An die Profeſſur von Harleß iſt ſeit ſeinem Abgange nach Dresden ein jüngerer Mann von ähnlicher dogmatiſcher Richtung, **Kahnis** berufen worden, der ſeine akademiſche Laufbahn in Berlin begann und von dort aus als extraordinarius nach Breslau kam. Er war urſprünglich Hegelianer der rechten Seite mit ſtreng objectiven Geſchichtsanſchauungen, ähnlich denen ſeines Lehrers Leo, ließ ſich ſchon als Student in ein literariſches Plänklergefecht mit den weiland „Halleſchen Jahrbüchern“ und der ganzen junghegelſchen Rotte ein, ſie mit ihren eigenen Waffen gewandt bekämpfend, warf ſpäter der Glaubenslehre (oder vielmehr Glaubens*leere*) von D. F. Strauß den Fehdehandſchuh hin und verrieth in dieſen erſten Producten einen ſprudelnden Geiſt und Witz, aber freilich auch eine ungezähmte Keckheit und burſchikoſen Uebermuth, die ſich indeß wohl ſeitdem gelegt haben, je mehr er ſich aus dem ſpeculativen Hegelthum in das orthodoxe Kirchenthum hineingearbeitet hat. Durch ſein geiſtreiches, genialiſches Weſen, ſeine lebhafte Phantaſie und ſeine Vorliebe für alt-deutſche Art und Kunſt iſt er ſehr geeignet, anregend auf deutſche Studenten zu wirken. Sein Hauptfeld iſt übrigens nicht die Exegeſe und praktiſche Theologie, wie bei Harleß, ſondern die Kirchen- und Dogmengeſchichte. In dieſes Gebiet gehören auch ſeine neulich erſchienenen Schriften über die Geſchichte der Lehre vom heil. Geiſte und über das heil. Abendmahl, wovon wir die letztere jedoch noch nicht zu Geſicht bekommen haben. *) Von den übrigen Profeſſoren in Leipzig ſind unſeres Wiſſens bloß **Lindner**, Vater und Sohn, der ſpecifiſch lutheriſchen Richtung zugethan, die anderen ſind entweder im Princip unirt evangeliſch, oder mehr oder weniger zum Rationalismus hingeneigt, und wir glauben auch nicht, daß es je gelingen wird, das ſymboliſche Lutherthum in Sachſen oder ſonſt wo wieder zu allgemeiner Herrſchaft zu bringen. Der Proteſtantismus muß allerdings auf ſeine Pfingſttage zurückgehen, aber nicht um dort zu bleiben und eine dreihundertjährige Geſchichte ungeſchehen zu machen, ſondern um mit den Schätzen der Vergangenheit, und zwar nicht nur der lutheriſchen, ſondern auch der

*) Nach dem Reiſebericht des Herrn Prof. Walther im „Lutheraner“ von St. Louis iſt Kahnis in der Streitfrage über das geiſtliche Amt, welche jetzt das Lager der Altlutheraner in Deutſchland und Amerika ſpaltet, entſchieden der hierarchiſchen (in Amerika von Grabau vertretenen) Anſicht zugethan, was wir bei ſeiner Begeiſterung für den mittelalterlichen Katholicismus ſehr natürlich finden, während Harleß mit der demokratiſchen Anſicht der Miſſouriſynode ſympathiſiren ſoll.

reformirten und der beiden zu Grunde liegenden katholiſchen Vergangenheit bereichert, über ſeine gegenwärtigen krankhaften Zuſtände hinaus und zu neuen Bahnen der Entwicklung fortzuſchreiten.

Bei weitem der gelehrteſte und um die Theologie verdienſtvollſte Mann in der Leipziger Facultät iſt Winer. Er iſt der beſte, oder doch Einer der beſten Philologen unter den Theologen und gewiſſermaaßen der Bahnbrecher der neueren gläubigen Exegeſe, indem er die Reſultate der neueren claſſiſchen Sprachforſchung ſeit Wolf und Hermann auf die Behandlung des helleniſtiſchen Idioms anwandte und dadurch, obwohl ohne dogmatiſches Intereſſe und für ſeine Perſon keineswegs ganz orthodox, aber eben darum mit um ſo größerem Erfolg vom rein ſprachlichen und wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus den entſetzlichen Willkührlichkeiten und halsbrechenden Gewaltthätigkeiten der rationaliſtiſchen Exegeſe ein Ende machte. Seine Grammatik des N. Tlichen Sprachgebrauchs iſt eine anerkannte Autorität und hat der neueren Schriftauslegung unſchätzbare Dienſte gethan. Sie gibt uns von einem domagtiſch ganz unbefangenen Standpunkt aus die Waffen zum Beweiſe in die Hand, daß die orthodox kirchliche Schriftauslegung auch den natürlichen Geſetzen der Sprache am meiſten entſpricht, während der Rationalismus nur durch gewiſſenloſe Verletzung derſelben ſeine eigenen dünnen und troſtloſen Anſichten den Evangeliſten und Apoſteln aufbürden kann. Außerdem hat Dr. Winer mehrere Werke geſchrieben, die zwar nicht gerade durch Geiſt und neue Gedanken, wohl aber durch den ausdauerndſten Sammlerfleiß und durch die zuverläſſigſte literariſche Genauigkeit ausgezeichnet ſind, beſonders ſeine comparative Symbolik und noch mehr ſein bibliſches Realwörterbuch, ein Werk, das bei all ſeinen Mängeln überaus lehrreich und für das gelehrte Studium der Bibel faſt unentbehrlich iſt. Im Engliſchen hat man jetzt ein ähnliches, ſehr ſchätzbares Buch, nämlich Kitto's Cyclopoedia, wozu auch mehrere deutſche Theologen Beiträge lieferten. Möge Winer noch lange genug leben, um ſein von der theologiſchen Welt längſt ſehnlich erwartetes Lexikon zum griechiſchen Teſtament zu vollenden.

Von den übrigen Gliedern der theologiſchen Facultät von Leipzig ſind noch zu nennen Liebner, der erſt neulich von Kiel aus dorthin kam, ein Mann von lebendig chriſtlicher Geſinnung, evangeliſch unirter Richtung, aber mit überwiegend lutheriſchem Typus, durch Schleiermacher's und Hegels Schule gebildet und zugleich von ſelbſtſtändigem ſpeculativ dogmatiſchem Talent, deſſen noch nicht vollendetes Werk über Dogmatik, vom chriſtologiſchen Standpunkte aus behandelt, bedeutenden Gewinn für dieſen wichtigen Zweig der Theologie verſpricht; Niedner, Einer der gelehrteſten und gründlichſten Kirchenhiſtoriker; Theile, der Verfaſſer mehrerer ungemein fleißiger, aber ſchwerfälliger und ungenießbarer Commentare in lateiniſcher Sprache, und Mitherausgeber der werthvollen Polyglottenbibel des vortrefflichen Exegeten Stier; Tuch, ein Schüler von Geſenius und Verfaſſer eines Com-

mentars über die Geneſis; und Tiſchendorf, der ſich durch mühſame Vermehrung des kritiſchen Apparates des N. T.s, wozu er eine Reiſe nach Frankreich, Italien und dem Orient machte, und durch eine neue kritiſche Ausgabe ſowohl des griechiſchen Originals, als der Vulgata, ſowie durch die Veröffentlichung des wichtigen codes Ephraemi Syri einen bleibenden Namen in der Geſchichte des gedruckten Textes der Bibel erworben hat.

7. Jena.

Die a. 1548 gegründete Univerſität Jena im Großherzogthum Sachſen-Weimar erhielt am Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts eine große Bedeutung für deutſche Wiſſenſchaft und Literatur, indem dort die genialſten Philoſophen des Jahrhunderts, Fichte, Fries, Schelling und Hegel ihre akademiſche Laufbahn begannen und, während Deutſchland ſeiner politiſchen Schmachperiode unter dem Scepter Napoleons entgegenging, ein neues wiſſenſchaftliches Leben in der ſtudirenden Jugend entzündeten. Zu gleicher Zeit war Jena mehrere Jahre ein Aufenthaltsort der Häupter der romantiſchen Schule, der beiden Schlegel, Tieck's, Hardenberg's (Novalis,) welche der abſtract verſtändigen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts entgegenwirkten und Sinn und Geſchmack für die Kunſt und Religion des Mittelalters erweckten. Auch die Heroen der claſſiſchen Schule deutſcher Poeſie, Göthe, Schiller (eine Zeit lang Profeſſor der Geſchichte in Jena,) Wieland und Herder kamen von ihrem Muſenſitze, dem benachbarten Weimar, öfter dorthin und übten mehr oder weniger Einfluß auf die Univerſität. Aber alle dieſe Geiſter, wenn man etwa von Herder und dem früh verſterbenen, übrigens mit dem Proteſtantismus zerfallenen Novalis abſieht, waren nicht geeignet, eine Regeneration der Theologie und Kirche hervorzurufen, und das ganze Großherzogthum Sachſen-Weimar nimmt in Bezug auf chriſtliches Leben und kirchliche Thätigkeit noch heut zu Tage eine ſehr niedrige Stufe ein. Doch ſind auch dort Anzeichen einer beginnenden Wendung zum Beſſeren vorhanden.

Von den Profeſſoren, welche gegenwärtig die theologiſche Facultät von Jena conſtituiren, Haſe, Grimm, Hoffmann, Lange, Rückert und Schwarz, heben wir den erſteren als denjenigen hervor, der durch ſeine Schriften entſchieden am meiſten Einfluß auch außerhalb ſeines unmittelbaren Wirkungskreiſes übt.

Dr. Karl Haſe iſt in der theologiſchen Welt weit und breit durch ſeine dogmatiſchen und kirchengeſchichtlichen Lehrbücher bekannt, welche ſich alle durch gedrungene Kürze und klare, piquante Darſtellung in hohem Grade auszeichnen. Sein Hutterus Redivivus iſt eine vortreffliche objective Darſtellung der orthodox proteſtantiſchen Glaubenslehre, wie ſie von den lutheriſchen Scholaſtikern des 17ten Jahrhunderts, Calov, Quenſtädt, Hutter, Hollaz und anderen ausgebildet wurde. Dieſes Syſtem iſt aber keines-

wegs Haſe's eigene Ueberzeugung, die er in ſeiner „Gnoſis“ ſeinem „Leben Jeſu“ und ſeiner „Evangeliſchen Dogmatik,“ dargeſtellt hat. Zwar würde man ihm entſchieden Unrecht thun, ihn den Rationaliſten im gewöhnlichen Sinne des Wortes beizuzählen; vielmehr hat er dieſen in ſeinen Streitſchriften gegen den weimariſchen Generalſuperintendenten Röhr, der ihm ſelbſt die bloß hiſtoriſche Reproduction des altkirchlichen Glaubensſyſtems bitter übel nahm und als ein Verbrechen am aufgeklärten Zeitgeiſte anrechnete, ſehr tapfer mit viel Geiſt und Witz bekämpft und ihm eine förmliche Niederlage beigebracht, von der ſich der alte Mann nie wieder erholte. Allein auf der anderen Seite kann man ihn ebenſo wenig weder recht gläubig noch recht gläubig nennen. In ſeinem „Leben Jeſu“ beſonders befinden ſich mehrere höchſt bedenkliche Zugeſtändniſſe an die zerſtörende Kritik des Unglaubens. Haſe iſt ſo zu ſagen ein thelogiſcher Schöngeiſt, der die verſchiedenen geiſtlichen und weltlichen, gläubigen und ungläubigen Bildungselemente der Zeit in ſich äſthetiſch geſtalter und in einer ſelbſtſtändigen und ſehr geſchmackvollen Form reproduciren kann, ohne es jedoch zu einem eigentlichen Syſtem und zu voller Entſchiedenheit zu bringen. Er hat im Grunde mehr Sinn für Kunſt und Schönheit, als für die übernatürlichen Realitäten des Himmelreichs, mehr Phantaſie, als Glauben, und kann daher nicht wohl bis zum innerſten Kern der Theologie, bis zu jenem Standpunkte vordringen, wo Jeſus Chriſtus der abſolute Gottmenſch, der alleinige Grund des Heils, der Mittelpunkt des ſittlichen Univerſums, kurz Ein und Alles iſt, und wo der Menſch nur ſo viel gilt, als er ſeinem Gott und Heiland in Demuth und Liebe dient.

Allein dennoch geht Haſe in ſeinem Lehrbuch der Kirchengeſchichte (6te Aufl. 1848,) welches wir für ſein beſtes und bleibendſtes Werk halten, mit warmer Liebe und Begeiſterung allen Erſcheinungen des chriſtlichen und kirchlichen Lebens nach und läßt ihnen ſo viel Gerechtigkeit widerfahren, als auf einem ſolchen humaniſtiſchen Standpunkte nur immer möglich iſt. Ja man muß ſich wundern, wie er ſich in die verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten hineinzufinden und mit ihnen trotz aller dogmatiſchen und religiöſen Differenzen zu ſympathiſiren weiß. Sein liberaler, vielſeitig gebildeter Geiſt und ſein liebenswürdiges Gemüth hat eine kindliche Freude an faſt allen großen Erſcheinungen, in denen ſich wichtige Ideen und Grundſätze, edle Beſtrebungen und Richtungen ausprägen, mögen ſie nun dem Alterthum, dem Mittelalter, oder der neueren Zeit, der griechiſchen, der römiſchen, oder der proteſtantiſchen Kirche in ihren verſchiedenen Verzweigungen angehören. Man leſe nur einmal beiſpielsweiſe die kurzen, aber höchſt treffenden Charakterſchilderungen des heiligen Antonius, des Bernhard von Clairvaux, des Franz von Aſſiſi. Er ſelbſt iſt nichts weniger als ein Aſket, ſeine Frömmigkeit iſt durchaus heiterer, freu-

diger Natur und reicht der ſchönen Welt freundſchaftlich die Hand; aber deſſen ungeachtet weiß er die ſittliche Größe und die „armſelige Herrlichkeit“ jener heroiſchen Weltflucht und jenes geiſtlichen Märtyrerthums, das uns bei dieſen ſonderbaren Heiligen der Wüſte begegnet, vortrefflich zu würdigen.

In der Darſtellung iſt Haſe ein wahrer Meiſter und übertrifft als Geſchichtſchreiber an Geſchmack, Gewandtheit und Politur Neander und Gieſeler, die ihm ſonſt als ſelbſtſtändige Forſcher weit überlegen ſind. Deßhalb iſt ſein Compendium auch unendlich genießbarer und unterhaltender, als das von Guericke, welches jenem zwar an Rechtgläubigkeit veranſteht, dabei aber auch bekanntlich weit weniger liberal und tolerant und hinſichtlich des Styls ſprichwörtlich ſchlecht und entſetzlich ungehobelt, verzwickt und verſtrickt, verſchoben und verſchroben iſt. Haſe verſteht es, wie Wenige ſeiner Zeitgenoſſen, hiſtoriſche Miniaturbilder zu entwerfen; durch ein Paar geniale Pinſelſtriche malt er uns ſeine Helden vor Augen, ſo daß ſich in ihnen zugleich ihre Zeit wiederſpiegelt. Man könnte ihn in dieſer Hinſicht mit dem brillianten engliſchen Hiſtoriker Macaulay vergleichen; doch ſind die Gemälde des letzteren weit mehr ausgeführt, die von Haſe dagegen kurz und ſkizzenhaft, da jener bloß die Geſchichte Eines Landes und weniger Menſchenalter darſtellt, dieſer dagegen einen Zeitraum von 18 Jahrhunderten auf etwa 650 Seiten zuſammenzudrängen hatte. Freilich fehlt es aber auch beiden an dem Talente philoſophiſcher Geſchichtsſchreibung und umfaſſenden Totalanſchauungen. Ihr Augenmerk iſt ſo ganz auf das Individuelle und Perſönliche, auf einzelne hervorſtechende und piquante Züge gerichtet, daß ſie ſich ſelten zu allgemeinen Ideen und Principien erheben, und es ganz dem Leſer überlaſſen, dieſe aus ihren Detailzeichnungen zu abſtrahiren. Ein anderer Abweg, den Macaulay nicht glücklich vermieden hat, iſt der, aus der ernſten Rolle des Hiſtorikers in die des Romanſchreibers zu verfallen und den Zweck der Belehrung der Rückſicht auf angenehme Unterhaltung unterzuordnen. Von dieſem Irrwege iſt nun freilich Haſe durch den Ernſt und die Mannigfaltigkeit ſeines Gegenſtandes bewahrt worden. Doch tritt einem manchmal allerdings ein allzugroßes Streben nach Effect entgegen, und nicht ſelten ſind ſeine Contraſte geſucht und mehr ſcheinbar, witzig und geiſtreich, als wahr. Im Allgemeinen aber wird man gewiß ſeinem Werke in Hinſicht auf Reichthum des Materials bei ſo kleinem Raum, auf gedrungene, vielſagende Kürze, geiſt- und geſchmackvolle Darſtellung und künſtleriſche Vollendung unter allen bisher erſchienenen Lehrbüchern der Kirchengeſchichte die Palme zuerkennen müſſen. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß dieſem gothiſchen Dom der himmelanſtrebende Thurm mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes fehlt.

(Fortſetzung folgt.)

Reale Gegenwart, oder nicht?

(Mit Rückſicht auf einen Artikel im Evangelical Review, 1851. N. IX.)

(Fortſetzung.)

Wir haben bisher die Erklärung des Wortes ἀνάμνησις, nach welcher es in der intranſitiven Bedeutung der Selbſt-Erinnerung, des Andenkens, genommen wird, als richtig gelten laſſen; das Wort hat aber auch die aktive Bedeutung: Anmahnung Anderer an eine Sache, wie Ebr. 10, 3. Und für dieſe ſpricht ſehr ſtark die Erklärung, die der Apoſtel von dem Wort durch καταγγέλλετε gibt, das mit der Peschito und engl. Ueberſ. als Praes. Indic. nicht mit Vulg. und Luther als Imperativ zu faſſen iſt, denn das vorangeſetzte γάρ geſtattet keinen Imperativ, vielmehr müßte, wenn ein imperat. Sinn ausgedrückt werden ſollte, καταγγελτέον ſtehen. Ueberdieß würde man bei ber intranſitiven Bedeutung eher ἐν τῃ ἀναμνήσει μου oder ὑμῖν εἰς ἀνάμνησιν μου erwarten, und nur ſo wäre es beſtimmt als Erinnerungsfeier bezeichnet. Aber, wie die Worte jetzt lauten und von Paulus erklärt werden, iſt offenbar ihr Sinn dieſer: thut dieß zur Anmahnung der Menſchen an mich, zur ſteten Hinweiſung auf mich. Durch dieſen Beiſatz wird alſo das Abendmahl eine ſtatariſche Verordnung für alle Zeiten, wofür wir ſonſt in der heil. Schrift keinen Beweis hätten. Während wir aber hierin einen ſprechenden Beweis für die Eingebung der Schrift erblicken, in welcher keine weſentliche Beſtimmung auch über die Mittel des Heils übergangen iſt, wird uns auf der anderen Seite höchſt zweifelhaft, daß dieſe Worte den Hauptzweck, ja ſogar den einzigen Zweck des Abendmahls angeben ſollen, denn ſie erſcheinen zwar als ein wichtiger Zuſatz, der eine Wohlthat und Pflicht für die Gläubigen aller Zeiten feſtſetzt, aber niche als ein ſolcher, der über das Weſen des Abendmahls Etwas beſtimmen ſoll. Vielmehr weiſt zweitens die von dem Apoſtel gegebene Erklärung darauf, daß in den Worten zugleich eine Anweiſung gegeben ſei, wie das ſubjektive Verhalten der Gläubigen bei dem Genuß des Abendmahls beſchaffen ſein müſſe. Es ſollte nämlich durch die Feirr ſelbſt der Welt die Seligkeit des Chriſten-Glaubens an den gekreuzigten Herrn kund gethan werden, der, obwohl durch ſeine Kreuzigung den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, jetzt den Gläubigen ſeinen zum Heil der Welt getödteten Leib und ſein zur Vergebung der Sünden vergoſſenes Blut

zur Stärkung ihres Glaubens und ihrer innigen Verbindung mit ihm mitzutheilen vermöge. Das ſubjektive Verhalten bei dieſer Feier war es ja, von welcher der Apoſtel aus Anlaß der dabei in Korinth eingeriſſenen Unordnungen zunächſt ſprechen wollte. So würde der Apoſtel hier die ſubjektive und zugleich mehr äußere Seite des Abendmahls behandeln, wie er über die objektive und innere, oder das Weſen des Abendmahls ſich bereits 10, 16 ff. erklärt hat. Da aber dieſe beiden Seiten zuſammenhängen, ſo läßt ſich zum Voraus erwarten, daß auch hier die objektive nicht übergangen ſei. Sie iſt ſchon in den Einſetzungsworten, zumal nach der Faſſung, die ſie hier beim Kelch erhalten haben, ſehr ſtark ausgedrückt; aber Paulus kommt auch in ſeiner Ermahnung V. 27 ff. darauf zurück. Nachdem er V. 23—26. den Sinn ausgedrückt hatte: Seht, das iſt's, was uns der Herr im Abendmahl gibt, und das iſt die Art und Weiſe, wie wir es empfangen ſollen, fährt er V. 27. fort: Demnach, oder alſo (ὥστε, itaque, quare Winer §. 42. 5. Anm. 1.) wer nicht auf eine dieſen hohen Gaben angemeſſene, würdige Weiſe ißt oder trinkt, der macht ſich einer Verſchuldung an dem Leib und Blut Chriſti theilhaftig. Daß es nicht heißt ἀνάξιος, ſondern im Adverb ἀναξίως zeigt an, daß nicht von abſolut unwürdigen Genießern die Rede ſei, ſondern zunächſt von Gläubigen, welche aber nicht in der erforderlichen gläubigen Gemüthsſtimmung ſich befinden. Dieſe Vorausſetzung wird durch das ἢ vor πίνῃ (oder trinkt) beſtärkt, das als die ſchwerere Lesart von Griesbach und Lachmann, wie ſchon von Luther in den Text aufgenommen, und auch von Bengel in den früheren Ausgaben für die vorzüglichere Lesart erklärt wurde. Es erhellt nämlich aus dieſem ἢ, daß derſelbe Kommunikant zwar das Brot, aber nicht den Wein, oder umgekehrt den Wein, aber nicht das Brot würdig genießen könne. Endlich ſtimmt damit das δοκιμαζέτω V. 28, das aus 2 Kor. 13, 5. ſein volles Licht erhält. Jeder prüfe, ob er in einer feſt auf Chriſtum gerichteten gläubigen Gemüthsſtimmung ſich befinde, in der er jede dieſer Gaben auf eine würdige Weiſe zu empfangen im Stande ſei. Denn V. 29. wer unwürdig ißt oder trinkt, ißt und trinkt ſich ſelbſt zu einem Strafurtheil darum, daß er nicht mit Unterſcheidung (Auszeichnung 1 Kor. 4, 7.) behandelt den Leib des Herrn. Paulus gründet hier entſchieden die ſubjektive Seite des Abendmahls auf die objektive. Weil ihr Chriſti Leib und Blut genießet, ſo muß auch euer Verhalten beim Genuß ſo beſchaffen ſein, daß ihr jedem Anweſenden die Hoheit dieſer Gaben und das Glück anpreiſt, das in der inneren wunderbaren Vereinigung mit dieſem eurem erhöhten Haupt durch eben dieſe Gaben euch zu Theil wird. Und zwar habt ihr jede dieſer Gaben mit einer beſondern ehrfurchtsvoll gläubigen Gemüthsſtimmung zu empfangen, wofern ihr euch nicht durch eine unwürdige Unterſcheidung dieſer Gaben am Leib und Blut Chriſti ſelbſt verſchulden wollt. Hätte Paulus an ein bloßes Erinnerungsmahl gedacht, ſo hätte er nicht von einer Verſchuldung an Leib und Blut Chriſti ſelbſt, ſelbſt nicht von einer hochachtungsvollen Unterſcheidung des Leibs Chriſti ſprechen, und noch weniger zwiſchen würdigem Eſſen und würdigem Trinken den

Unterſchied machen können, daß Eines möglich ſei, ohne daß zugleich das andere Statt finde.

Jedoch S. 45 und 63 werden wir belehrt, der Sinn des ἔνοχος u. ſ. w. V. 27. ſei der: „er hat die Schuld auf ſich geladen, die heil. Anſtalt, welche der Herr unter den rührenden Umſtänden zum Gedächtniß an ſeinen gebrochenen Leib und an ſein vergoſſenes Blut eingeſetzt hat, mit Unehrerbietigkeit behandelt zu haben.“ Aber wo in aller Welt würde der gemeine Menſchenverſtand, wenn er anders ſeinen Grundſätzen treu bleibt, in den Worten Pauli dieſen Sinn finden? Der Apoſtel wird dadurch zum unbehülflichſten Schriftſteller gemacht, der den gewöhnlichſten Gedanken nicht recht auszudrücken verſtand. Wollte er das ſagen, würde er nicht weit deutlicher ſich ſo ausgedrückt haben: ἀθετεῖ τὸ κυριακὸν δεῖπνον (V. 20.) oder ἔνοχός ἐστι τῆς καταφρονήσεως τῆς τοῦ κυρίου ἐπιταγῆς. Freilich ſagt Storr (Opusc. II. 264,) nach αἵματος ſei ἕνεκα zu ergänzen, und das ſoll dann eine ſo allgemeine Bedeutung haben, daß σάρξ καὶ αἷμα in eine nebelhafte Ferne gerückt werden, in welcher man Alles daraus machen kann, was man will. Allein dieß iſt gegen allen Sprachgebrauch und Grammatik. Nach dieſer iſt vielmehr ἔνοχος ein Verhaftetſein entweder einer Strafe, die man zu leiden hat, oder einer Sache, der man Genugthuung ſchuldig iſt, Winer §. 30. 5., und das Wort wird deßwegen von Heſych ſehr gut durch das den attiſchen Rednern geläufige Rechtswort ὑπεύθυνος (verantwortlich) erklärt. So haben's denn auch die griechiſchen Väter, Chryſoſtemus, Theodoret, Theophylakt verſtanden, ohne von ferne an die Möglichkeit einer ſolchen Sprachverwirrung und Sprachverdrehung zu denken, wie ſie die Rationaliſten und die ſemirationaliſtiſchen Supernaturaliſten, nie gläubige Theologen, ſich beigehen ließen. Auch Jak. 2, 10. iſt der Sinn: er iſt der Verletzung des ganzen Geſetzes ſchuldig, weil, wer Eins übertritt, das Anſehen des Geſetzgebers verachtet, und verlangt es ſein Vortheil, ſeine Luſt, auch andere übertreten wird. Dagegen iſt die Ueberſetzung: er hat eine Sünde in Beziehung auf alle begangen, völlig unverſtändlich. — Weiter heißt es S. 45 διακρίνειν beziehe ſich nach Erneſti auf den Unterſchied zwiſchen reinen und unreinen Speiſen, und dieß ſei um ſo mehr anzunehmen, weil Paulus 10, 18—29. von Opfern geſprochen habe. Allein es läßt ſich durchaus nicht aus dem N. T. oder den LXX nachweiſen, daß διακρίνειν der herrſchende oder techniſche Ausdruck für die Unterſcheidung zwiſchen reinen und unreinen Speiſen geweſen ſei. Und geſetzt, es wäre möglich, ſo paßt dieſe Bemerkung nicht, denn der Unterſchied zwiſchen reinen und unreinen Speiſen war ja im N. T. aufgehoben, vgl. z. B. 1 Tim. 4, 4. Kol. 2, 20., und auf keinen Fall ſah man die zu den Agapen und der Abendmahlsfeier gebrachten σύμβολα für unrein an. Ueberhaupt aber läßt ſich aus dem, was S. 45 unten geſagt wird, durchaus kein klarer Beriff bilden von dem Sinn, den man den Worten unterlegen ſoll. Dagegen werden S. 63 dieſelben ſo erklärt: indem er nicht unterſcheidet zwiſchen gewöhnlichem Brot und den Elementen, die beſtimmt und geweiht ſind zu Emblemen des gekreuzigten

Leibs und des Bluts des Erlöſers. Und wieder heißt es: So oft ihr dieſen Kelch trinket, der durch Gebet für die ſakramentliche Feier geweiht iſt. Da es aber S. 55 heißt, daß Chriſtus ſelbſt ſein Gebet nur als Tiſchgebet, wie auch ſonſt ſeine Gewohnheit und beim Paſſamahl üblich geweſen ſei, verrichtet und mit Brot und Wein durchaus nichts Beſonderes vorgenommen habe, ſo ſieht man nicht, worauf eine beſondere Konſekration der Elemente zu Emblemen des Leibs und Bluts Chriſti begründet werden, und noch weniger, was ſie eigentlich bedeuten ſoll. Ueberdieß hätte ſich der Apoſtel wieder ſehr unverſtändlich und ungeſchickt ausgedrückt, wenn er ſagt: er unterſcheidet nicht den Leib des Herrn, ſtatt das Brot, das den Leib des Herrn darſtellt. Hätte er dieſes gemeint, ſo ſtand ihm der Ausdruck: τὸν ἄρτον εὐλογημένον oder noch allgemeiner τὸ δεῖπνον κυριακόν zu Gebot. So wie die Worte lauten, muß jeder geſunde Menſchenverſtand nothwendig bei σῶμα an den wahren Leib denken, da διακρίνειν dabei ſteht. Denn wenn man von einem Unterſchied zwiſchen zwei Dingen ſpricht, ſo bezeichnet der geſunde Menſchenverſtand dieſe niemals durch Tropen. Wer wollte z. B. ſagen: Wer ſich bei der Haus-Andacht leichtſinnig benimmt, der unterſcheidet nicht die Kirche d. i. das Bild der Kirche, das die häusliche Verſammlung zur Andacht darſtellt, von anderen Familienverſammlungen zu nichtreligiöſen Zwecken? Was das διακρίνειν betrifft, ſo hat man ganz überſehen, daß Paulus, ein Freund von gewichtigen und bedeutſamen Paronomaſien und Alliterationen, dieß Wort mit Beziehung auf κρίμα ſetzt, wie V. 31. διακρίνειν und κρίνειν. Er ißt ſich eine Verurtheilung, weil er nicht recht urtheilt vom (richtig beurtheilt den) Leib des Herrn, ſonſt würde er wohl ἀθετῶν, oder κοινὸν ἡγούμενος wie Ebr. 10, 29. geſagt haben, welche Stelle in jedem Fall zur Erklärung dient.

Noch haben wir die ebenfalls ſchon alten Einwendungen S. 42 zu beleuchten: 1) daß Chriſtus doch nicht noch lebend habe ſeinen Leib zu eſſen geben können, 2) daß er das Abendmahl, wenn es ſich auf ſeinen verklärten Leib bezöge, erſt nach der Auferſtehung eingeſetzt haben würde. In Bezug auf 1. könnten wir auf die Erſcheinung von Ausſtrömungen aus dem Leib einzelner Perſonen verweiſen, welche Somnambülen beobachtet haben wollen, oder auch auf die Erſcheinung der Doppelgänge, welche ohne Zweifel auf demſelben phyſiſchen Grunde beruhen. Allein wir bedürfen bei unſerem Herrn und Heiland keine Berufung auf ſolche bloß menſchliche Erſcheinungen, und ſetzen dieſer Einwendung lieber mit ältern Theologen die Frage entgegen: Wie erklären dieſe Zweifler die kurz vor der Einſetzung des Abendmahls geſchehene Verklärung, welche unter der Hülle der Irdiſchen ſchon eine höhere Leiblichkeit kund that? Auf 2) antwortet Bengel ſehr treffend: „Jeſus ſtiftete das Abendmahl nicht nach der Auferſtehung, theils weil es zum Andenken ſeines Todes gehört, theils weil es ein Bild der künftigen Gemeinſchaft und des Zuſammenlebens mit Chriſto im Himmel iſt. Nach der Auferſtehung aß und trank Chriſtus nicht mehr mit ſeinen Jüngern, ſondern nahm nur einmal Speiſe vor ihren

Augen, um ſie von der Realität ſeiner Auferſtehung und ſeiner leiblichen Gegenwart zu überzeugen. Das hier geſtiftete Andenken iſt überhaupt das innigſte und lebendigſte, wie das von Kindern an Eltern, von Gatten an Gatten, von Brüdern an Brüder, hängt mit Glauben, Liebe, Vertrauen und Hoffnung auf's genaueſte zuſammen und umfaßt den ganzen Chriſten-Stand. Die Anſtalt geht vom letzten Mahl bis zu der Zukunft Chriſti fort Mt. 26, 29 und es wird uns durch dieſelbe das, was uns durch den Hingang Chriſti abgeht, wie durch ein Aequivalent erſetzt, ſo daß wir den Herrn, ob wir ihn gleich nicht ſehen, doch bis zu ſeiner Zukunft haben, deßwegen ſagt Leo Or. 2. de ascens.: Was vom Erlöſer ſichtbar war, iſt in die Sakramente übergegangen. Weil es nun deſſelben nicht bedurfte, ſo lange der Herr zugegen war, ſagte er: „zu meinem Angedenken,“ und ſetzte es erſt ein, als durch den Verrath ſein ſichtbarer Umgang abgebrochen wurde, damit nicht mit ſeiner Gegenwart auch ſein Andenken aufhöre.“ — So wußten gläubige Theologen auch von dem Nebenzweck des Abendmahls, der Erinnerung, mit viel mehr Tiefe und Gründlichkeit zu ſprechen, als die, welche dieſe Erinnerung zum Hauptzweck machen.

Es gibt aber noch eine Schwierigkeit, der hier nicht gedacht iſt, weil ſie auch von den Frühern nicht erwähnt wurde, die nämlich, wie den Kommunikanten das Blut Chriſti mitgetheilt werden könne, da es ja vom Leib Chriſti getrennt und mit dem Auferſtehungskörper nicht mehr verbunden wurde. Das entging den flüchtigen Rationaliſten und ſemirationaliſtiſchen Supernaturaliſten, blieb aber von den frommen Forſchern, die ihres Glaubens gewiß ſein wollten, nicht unbeachtet. Wir geben hier aus den verſchiedenen Schriften Bengels eine kurze Ueberſicht der Anſicht, die ſich bei ihm nach reifer Ueberlegung darüber bildete, weil ihm, wie er ſelbſt ſagt, von Jugend an die genaue Erkenntniß des Verdienſtes Chriſti am Herzen lag. Das Blut Jeſu wurde durch den blutigen Schweiß, die Geiſelung, die Nägel und den Seitenſtich ganz vergoſſen, und iſt bei der Auferſtehung nicht mehr mit dem Leib Chriſti verbunden worden. Dieß folgt zwar nicht, wie Auguſtin will, aus Luc. 24, 39, da das Blut nicht, wie Fleiſch und Bein betaſtet und geſehen werden kann; ebenſo wenig, wie Andere meinten, aus der weißen Farbe des Haupts Chriſti Apoc. 1, 14, denn dieſe bezieht ſich auf die weißen Haare, während das Angeſicht V. 16. mit der Sonne verglichen wird; wohl aber aus Stellen, wie Ebr. 13, 12, wo Chriſti Blut beſonders neben dem Leib V. 11. erwähnt wird, 10, 19. 21, wo zuerſt der Hoheprieſter für ſich und dann der Eingang durch ſein eigen Blut, ſo wie 1 Kor. 11, 24, wo Leib und Blut Chriſti beſonders genannt werden, vornehmlich aber aus Ebr. 12, 24, wo Abels Blut mit dem Blut Chriſti ſo verglichen wird, daß beide als abgeſondert vom Leibe betrachtet werden müſſen. Da dieſes Blut nun ein koſtbares und unverweslichés war (1 Petr. 1, 19), ſo konnte es nicht zu Grunde gehen, ſondern wurde bei der Himmelfahrt Chriſti von ihm, als dem ewigen Hoheprieſter, als Sühne, vor Gottes Thron gebracht Ebr. 9, 7. 12, 25. Ohne

dieſen Umſtand würde Chriſtus dem vorbildlichen Hoheprieſter des A. Bundes nicht entſprechen. *) — Der Wohlthaten dieſes Einmal vergoſſenen und nun in dem Himmel befindlichen Blutes ſind es vornehmlich zwei:

1) Die Befreiung von der Sünden-Schuld oder die Rechtfertigung, welche eine Beſprengung durch dieſes Blut Jeſu Chriſti iſt 1 Petr. 1, 2, durch welche unſere Herzen gereinigt werden vom böſen Gewiſſen Ebr. 10, 22. Schon Jeſaias 52, 15. weiſt auf dieſe Beſprengung, als Frucht der Leiden Jeſu, welche, wie auch Petrus ſagt, den neuen Gehorſam durch Glauben zur Folge habe. Und mit Bezug auf dieſe Bewirkung der Rechtfertigung heißt dieß Blut Ebr. 12, 24. das Blut der Beſprengung. Was damit bezeichnet werden ſolle, müſſen wir aus den Levitiſchen Vorbildern lernen. Beſprengt wurde Ex. 24, 8 coll. Ebr. 9, 19. das ganze Volk, und Ex. 29, 21. Lev. 8, 23. Aaron und ſeine Söhne. In beiden Fällen geſchah es nur einmal als eine Weihe für alle Folgezeit. Auch bei der Reinigung der Ausſätzigen fand etwas Aehnliches ſtatt Lev. 14, 17. 25, um den vom Volk ſeither Ausgeſtoßenen wieder für die Aufnahme in's Volk zu weihen. Ebenſo mußte der, welcher einen todten Menſchen berührt hatte, mit dem Sprengwaſſer aus der Aſche der rothen Kuh beſprengt werden Num. 19, 17. Ebr. 9, 13, um wieder für den Umgang mit dem übrigen Volke geweiht zu werden. Bei dieſer Beſprengung kam es nun gerade nicht darauf an, ob etwa der unreine Theil beſprengt werde oder nicht, wenn ſie nur den Menſchen traf. Dagegen mußte darauf die Waſchung folgen. Sie hatte alſo eine ſittliche Wirkung. Die Beſprengung mit dem Blut Chriſti im N. T. aber beſteht darin, daß der Einzelne die reinigende, durchdringende Kraft des Verſöhnungsbluts an ſeinem Herzen erfährt, oder daß ihm, wie Dorſcheus (theol. Zachar. P. I. 53) ſagt, die Kraft und Wirkung des Verdienſts und der Erlöſung Chriſti mitgetheilt wird. Die

*) Die Anſicht von der Blutloſigkeit des Leibes Chriſti findet ſich nach Bengel ſchon in den des Athanaſius Werken beigegebenen quaestiones (n. 128) und bei Theodor Abukaras, einem Schüler des Johannes Damaſc. im 8ten Jahrh. Die Meinung, daß das Blut in den Auferſtehungsleib Chriſti zurückgekehrt ſei, kam erſt im 13ten und 14ten Jahrhundert aus Anlaß der Communio sub una auf, doch findet ſich die erſte Anſicht noch in Gerſons orat. in fest. circumcis. und in deſſen Josephinis dist. 8. Daß das Blut Chriſti in den Himmel gebracht worden ſei, erklären neben andern Chrysostomus orat. 33. in Hebr. 13. und Calvin zu Ebr. 10, 19., 13, 10. 20. Die obige Unterſuchung aber wurde zuerſt angeregt durch Konrad Rieger in ſeiner Geſchichte der Böhm. Brüder II. 68 ff., dann von Bengel fortgeführt, und von Kanzler Pfaff, Reden über die dogm. Theol. 1743. diss. in Hebr. 8, 4. 1747 und in der Widerlegung des Pater Seedorf. Die Anſicht Bengels hat noch weiter auseinandergeſetzt der ältere Storr in der Vorr. zu Steinhofers Erklärung des 1ſten Briefs Johannis. Spöttereien, aber keine Gründe dagegen hat Erneſti vorgebracht in ſ. theol. Bibl. an mehreren Stellen.

Zueignung muß aber von Seiten des Menſchen geſchehen durch den Glauben, daß Chriſtus allein es ſei, durch deſſen Blut wir gewaſchen ſind und der uns reinigen müſſe, und aus dieſem lebendigen Glauben folgt von ſelbſt die Heiligung. Denn die Unſauberkeit der Sünde, Zorn, Grimm, Bitterkeit, Zwietracht, Zank, Unmäßigkeit, Unkeuſchheit und was dergleichen mehr, iſt, obgleich dem Fleiſch oft zuſagend, doch nicht bloß unanſtändig, ſondern auch der Seele beſchwerlich, und ein gereinigtes Gemüth wird ſich daher angelegen ſein laſſen, die durch das Blut Chriſti erlangte Reinheit zu erhalten. Darum wird Apoc. 1, 5. 7, 14. das Waſchen, das der Beſprengung folgt, auch dem Blut Chriſti zugeſchrieben. Weil aber dieß neue Leben nur durch die Kraft des göttlichen Geiſtes bewirkt werden kann, ſo heißt es, die Gläubigen ſeien gewaſchen durch den heil. Geiſt 1 Kor. 6, 11; und weil die Vergebung der Sünde in der Taufe ertheilt, und die Verpflichtung zum neuen Leben auf die Gnadengabe der Taufe gegründet iſt, ſo werden die Gläubigen ſolche genannt, die mit dem reinen Waſſer (Joh. 19, 24. Tit. 3, 5. 1 Joh. 5, 6.) gewaſchen ſeien. — Es wäre nicht paſſend, ſagt Steinhofer, einer der vorzüglichſten Schüler Bengels, in ſeinen Reden über Ebr. 9, 18 ff. uns unter eigenen Bildern dieſe Beſprengung begreiflich machen und erklären zu wollen. Jeſus iſt erhaben über alle Himmel, auf daß er Alles erfülle. Sein Geiſt geht aus von ſeinem Thron und iſt allenthalben bei der Predigt von der Verſöhnung. Augenblicklich iſt dem heilsbegierigen Herzen die Kraft des Bluts Jeſu durch ſeinen Geiſt innig nahe. Wenn es vom Gnadenthron aus, wohin es Jeſus gebracht, durch den ewigen Geiſt bewegt wird, wird das Herz auf's innigſte gerührt, mit der Kraft der Verſöhnung geſalbt, von ſeiner Härtigkeit und Feindſchaft befreit und zum Tempel Gottes gemacht. Der Friede, der alle Vernunſt überſteigt, iſt das Merkzeichen, daß wir die Beſprengung empfangen und dadurch Fug und Macht erlangt haben, uns alle Rechte des Teſtaments anzumaaßen.

2) Die zweite Wohlthat, welche das Blut Jeſu gewährt, iſt die Mittheilung neuer Lebenskräfte, welche ſich durch gute Werke äußern, und wird denen zu Theil, welche Chriſti Blut genießen, dieſer Genuß iſt

a) ein Genuß durch den Glauben, von dem Joh. 6. zunächſt die Rede iſt, und der ein geiſtiger heißt, nicht als ob er bloß bildlich und von der Gemüthsſtimmung abhängig wäre, ſondern weil er außer dem Sakrament ohne die äußeren Symbole geſchieht. Nimmt der Gläubige den Heiland mit ſeiner Seelenbegierde und Herzensluſt als den, deſſen Leib dahingegeben zur Vergebung ſeiner Sünden, folglich zu ſeiner Verſöhnung und Vereinigung mit Gott, ſo ißt er ſein Fleiſch. Nimmt er ihn mit demſelben Sinn als den, deſſen Blut zur Vergebung der Sünden und zur Vereinigung mit Gott vergoſſen iſt, ſo trinkt er ſein Blut. Da wird ihm der hohe Werth dieſes Löſegelds nicht nur zu gut gerechnet, ſondern er wird auch Eins mit Chriſto und Chriſtus mit ihm, ſo wahrhaftig die natürliche Speiſe und Trank dem Leib, mit dem ſie ſich vermengt, zu deſſen Stärkung zu Statten kommt. Er iſt dann des Gläubigen wahrhafte Lebenskraft und

Digitized by Google

bleibt es in Ewigkeit Gal. 2, 26. Mit dieſem Geheimniß hat das Abendmahl, das zum Gedächtniß ſeiner Leiden und ſeines Todes eingeſetzt iſt, eine beſondere Aehnlichkeit, und man empfindet die Güte des Herrn beſonders beim gemeinſchaftlichen Genuß deſſelben. Doch iſt der geiſtige Genuß nicht eben an das Abendmahl gebunden, ſondern etwas Fortdauerndes, wie der Glaube ſelbſt. Der Sohn Gottes iſt das ewige Leben, ſein Fleiſch und Blut das Mittel, wodurch er ſich uns mittheilt. der Glaube iſt's, wodurch wir ihn nehmen, eſſen und trinken. Ich habe, ſetzt Bengel hinzu, vor dieſen Reden unſeres Heilandes immer eine beſondere Verehrung gehabt; er wolle mir aber dieſelben immer klarer und ſüßer machen.

b) Ein weiterer Genuß des Leibs nnd Bluts Chriſti iſt der ſakramentliche, bei welchem wir mit dem Brot und Wein, als den ſichtbaren Zeichen, als himmliſche und unſichtbare Gaben empfangen den wahren Leib Chriſti, den er angenommen und noch an ſich hat, in welchem wohnt die Fülle der Gottheit, und das wahre weſentliche Blut, das Chriſtus gehabt und vergoſſen hat. Dieſer Genuß verſchafft uns, wie Luther ſagt, die drei Wohlthaten, Vergebung, Leben und Seligkeit. Vergebung, weil wir an Chriſtus haben die Erlöſung durch ſein Blut, und weil ſein Blut uns rein macht von der Sünde, wird uns ausdrücklich in den Worten angeboten: das iſt mein Blut, das vergoſſen iſt zur Vergebung der Sünden, und die Worte zeigen uns, daß es von Chriſto ernſtlich auf unſer Heil abgeſehen ſei. Das Leben beſteht in jenem geiſtigen Gnadenleben, da Gott in uns und wir in ihm leben, das wir in Adam hatten und durch die Sünde verloren, das uns aber in der Taufe auf's neue geſchenkt, jedoch öfters durch Sünde und Schwachheit des Fleiſches gekränkt wurde. Das heil. Abendmahl ſtärkt und richtet wieder auf alle Kräfte jenes geiſtigen Lebens, den Glauben, die Hoffnung, die Geduld, das Gebet und die Kraft, im Guten fortzufahren. Der Glaube wird geſtärkt, weil wir dadurch der Liebe Gottes, der nun durch die Aufopferung ſeines Sohnes verſöhnt iſt, verſichert werden, und im Abendmahl ſo viele Gelegenheit haben, das für uns erduldete Leiden Chriſti zu betrachten, die Liebe gegen Gott und Chriſtum wird entzündet, weil wir dadurch vereinigt werden mit Chriſto, der nichts, als Liebe iſt, und weil wir durch Betrachtung ſeiner Liebe angefriſcht werden zur Gegenliebe; die Liebe des Nächſten wird geſtärkt, weil wir darin mit Einem Brot geſpeiſt werden und uns erinnern, daß Gott Alle gleich geliebt hat. Die Hoffnung wird erhöht, weil wir ſehen, daß, da Gott ſeines größten Guts, ſeines Sohnes nicht verſchont habe, er uns ſonſt nichts von Seligkeit verſagen werde, Röm. 8. Die Geduld wird geſtärkt, weil wir uns dadurch verpflichtet ſehen, Chriſto in ſeinen Leiden ähnlich zu werden, und weil er in uns überwinden wird, Phil. 4, 13. Die Gebetskraft nimmt zu, weil Chriſtus als unſer Fürbitter zu uns kommt mit dem Geiſt des Gebets, und endlich wird die Beſtändigkeit im Guten befördert, weil Chriſtus uns neue Kraft gibt und in uns wirkt das Wollen und Vollbringen des Guten nach ſeinem Wohlgefallen. Daraus folgt auch die Seligkeit, denn wo Vergebung

der Sünden iſt, da iſt Leben und Seligkeit, Pſ. 32. Von dieſer Seligkeit wird uns ſchon auf Erden etwas zu Theil, denn wir ſind ſchon ſelig, doch in der Hoffnung, ja in der Taufe ſind wir ſelig worden, Tit. 3. Petrus war ſelig, weil er glaubte, daß Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes ſei, Mat. 16, und die Armen werden ſelig geprieſen, weil ihrer das Himmelreich iſt, Mt. 5. Aber größere Seligkeit ſteht uns im Himmel bevor, da wir uns freuen werden mit herrlicher Freude. Denn wir werden geſpeiſt und getränkt an der Tafel deſſen, der bereits in die Herrlichkeit eingegangen iſt. Wo er iſt, da ſoll ſein Diener auch ſein. Wer mein Fleiſch ißt und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben Joh. 6, welches Kapitel zwar vom geiſtigen Genuß Chriſti handelt, aber auch auf den würdigen Genuß des Abendmahls angewendet werden kann. Die Freuden, die wir jetzt genießen, ſind erſt die Erſtlinge, der Vorſchmack, denn es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden. Unſere Pflicht beim Abendmahl iſt das lebendige Gedächtniß der Leiden Chriſti und die rechte Verkündigung ſeines Todes, wenn man mit fröhlichem Munde und heil. Leben bezeugt, man glaube an Chriſtum.

Es iſt noch übrig, daß wir das *lutheriſche* Bekenntniß vom Abendmahl hier in Kürze aufſtellen, theils weil es in den neueren dogmat. Lehrbüchern nie genau gegeben wird, und namentlich bei *Stor* durch ſehr gezwungene Deutungen des αἷμα und σάρξ und künſtliche Folgerungen ganz umgeſtaltet iſt, theils weil dann die in der Abhandlung gegebene Theorie eher verglichen werden kann, da contraria juxta se posita magis elucescunt. Zur Darſtellung des lutheriſchen Dogmas wählen wir ein lateiniſches Gutachten, *) welches *Bengel* auf die beiden an ihn gerichteten Fragen gab 1.) ob der Sinn der Einſetzungsworte nicht am richtigſten ſo gefaßt werden könnte, daß wir durch den Gebrauch der Symbole mit Chriſti Gottmenſchheit auf eine beſondere Weiſe ſo verbunden werden, wie zwei Freunde nach langer Trennung ſich wieder umarmen? 2.) ob die Gottloſen wirklich den Leib und das Blut Chriſti genießen, deſſen Menſchheit, mit der man durch das Abendmahl zunächſt verbunden wird, doch nicht mindere Würde habe, als ſeine Gottheit, welche ſich zugeſtandener Maaßen nicht mit ihnen verbinde? Er antwortet darauf: Für die reale Gegenwart *ſpricht die Bundesformel*: dieß iſt mein Blut des N. Teſtaments, welche ſo wenig als die altteſtamentliche Ex. 24, 8. tropiſch verſtanden werden kann, wie etwa in der Auslegung eines Traums oder einer Parabel. Auf dieſem wörtlichen Sinn, der ſich aus einer ungezwungenen natürlichen Auffaſſung ergibt, können wir allein feſten Fuß faſſen. Dieſen Sinn gibt auch Paulus, als der beſte Ausleger von dieſen Worten an, wenn er die

*) Dieß Gutachten, von dem ich nur die Hauptſache gebe, iſt vollſtändig mitgetheilt in Burks Paſtoralſammlungen II, 578. und in Bengels Literar. Briefwechſel S. 79.

Elemente eine Gemeinſchaft des Leibes und Blutes Chriſti nennt, und damit klar ausſpricht, daß noch vor unſerem Glauben zwiſchen denſelben eine reelle Verbindung Statt finde, denn ſonſt käme außer Anderem auch der widerſinnige Satz heraus, daß nicht das Brot die Gläubigen, ſondern die Gläubigen das Brot in Verbindung mit dem Leib Chriſti bringen. Auch ſeine weitere Erklärung: Wir ſind Ein Leib, weil wir Alle an Einem Brot Theil haben, hätte keinen Sinn, wenn nicht dieß Eine Brot uns den wahren Leib Chriſti mittheilte, denn ohne reale Verbindung mit der Menſchheit Chriſti können die Gläubigen weder Glieder Chriſti, noch unter ſich Theile deſſelben Leibes ſein. Das ſtarke Gewicht dieſer Worte hat auch die Reformirten geneigt gemacht, jede Vereinigung zuzugeben, welche die Vernunft nicht für unmöglich erkläre. Aber über das, was bei einem Körper möglich iſt, welcher die Wohnung Gottes wurde, können wir zumal, ſo lange wir noch hier auf Erden ſind, nicht entſcheiden. Indeß ſcheinen ſie eine reale Gegenwart ſelbſt zuzugeben, wenn ſie ſagen, die Menſchheit Chriſti werde mit den Symbolen genoſſen. Iſt aber dieß, ſo folgere ich mit Recht weiter, der Genuß des Brots und Weins ſei Genuß des Leibs und Bluts Chriſti. Denn wenn die Worte: „nehmet hin“ den Empfang des Leibs Chriſti bewirken, ſo müſſen auch die Worte: „eſſet, trinket“ den Genuß des Leibs und des Bluts Chriſti bewirken. Damit iſt jedoch an kein rohes Eſſen mit dem Munde (crudus oralismus) oder an ein Verſetzen des Leibs in das Brot (impanatio) zu denken; vielmehr wie der Gegenſtand des Genuſſes ein zweifacher, ein ſichtbarer und irdiſcher, und ein unſichtbarer und himmliſcher iſt, ſo gibt es auch eine zweifache Art, dieſen Gegenſtand zu empfangen. Brot und Wein werden mit dem Munde genoſſen und im Magen verdaut, aber Leib und Blut Chriſti werden in die Seele aufgenommen. Wie das, was genährt werden ſoll, verſchieden iſt, ſo iſt auch die Speiſe dafür verſchieden, und je nachdem die Speiſe iſt, ſo auch der Genuß, je nachdem der Genuß, ſo auch das Organ für denſelben. Der Leib Chriſti braucht ſo wenig durch die Thüren des Körpers in die Seele zu kommen, als die Seele beim Sterben durch dieſelben ausgeht. Die ſakramentliche Vereinigung iſt übrigens ſchon vorbereitet durch die myſtiſche.*) Denn die menſchliche Natur Chriſti iſt ſchon zu dem entſtehenden Glauben wirkſam, und durch den Glauben zur Mittheilung im Sakrament myſtiſch verbindlich gemacht, ja ſie wird durch den häufigen Gebrauch des Sakraments immer enger mit den Gläubigen verbunden, ſo daß daraus, ſo lange wir in Chriſto bleiben, ein dauernder Zuſtand der Vereinigung mit ihm hervorgeht. Deßwegen haben wir ferner anzunehmen, daß bei wiederholtem Gebrauch

*) Mit Beziehung auf dieſe Stelle ſind kaum zuvor in der Darſtellung der Wohlthaten des Bluts Jeſu n. 2. aus Bengels Predigtentwürfen, die 87 Jahre nach ſeinem Tode, Reuttl. 1839, von ſeinem Urenkel Burk herausgegeben wurden, die dieſe Punkte betreffenden Stellen ausgehoben und mitgetheilt.

des heil. Abendmahls Leib und Blut Chriſti nicht ſo ertheilt werden, daß ſie den Ort wechſeln, ſondern ſo, daß jene nie unterbrochene Vereinigung auf's neue wirkſam wird und daß Chriſtus durch den Gebrauch der Symbole eine ſichtbare oder auch nicht ſichtbare Anknüpfung an ihn bewirkt, ſich ſelbſt uns tiefer einprägt, einſenkt und mittheilt, und die vorgängige Verbindung beſtärkt und heiligt.

Die Unwürdigen empfangen allerdings den Leib und das Blut Chriſti; denn die Symbole, welche ſie empfangen, ſind eine Gemeinſchaft des Leibs und Bluts Chriſti. Ueberdieß lauten die Einſetzungsworte Chriſti allgemein und wurden zu Judas, wie zu Petrus geſprochen, obwohl dem Judas die Worte Joh. 13, 10 galten: ihr ſeid nicht alle rein. Durch dieſen Genuß wird aber der Unwürdige nicht mit Chriſto vereinigt, ſondern ſteht ihm vielmehr ferner, als jedes Geſchöpf, das des natürlichen und übernatürlichen Lebens unfähig iſt. Wie ein ſolcher der Vereinigung mit dem Leib und Blut Chriſti verluſtig werde, läßt ſich leicht aus der Vergleichung mit einem ähnlichen Vorgang zeigen. Auch das Wort Gottes dringt oft zum Herz und Ohr der Heuchler, aber im Augenblick wird es von ihnen geriſſen, daß ſie es nicht faſſen. Ebenſo wird Leib und Blut Chriſti den unwürdigen Gäſten gereicht, aber ſie verſchmähen dieſelben bei dem Empfang; ſie bekommen zwar mit dem Element die himmliſche Gabe, aber in dem Augenblick, da die Verbindung zwiſchen dem Element und der geiſtigen Gabe aufhört, treiben ſie die geiſtige Gabe zurück und es iſt bloß das Leibliche und Irdiſche, das ſie in ſich aufnehmen.*) So bleibt den Einſetzungsworten ihre Kraft und Bedeutung, und man ſieht zugleich, warum unwürdige Gäſte für ſchuldig des Leibs und Bluts Chriſti erklärt werden; es beſteht die Gemeinſchaft der Elemente mit der menſchlichen und mittelbar mit der göttlichen Natur, und doch wird dabei Nichts, was Chriſti unwürdig wäre, angenommen. Denn wenn es der menſchlichen Natur Chriſti nicht unwürdig war, daß er ſich Sündern hingab und von Judas küſſen ließ, ſo iſt es ſeiner auch nicht unwürdig, wenn er ſich im Sakrament mit Heuchlern zwar nicht als Freund verbindet, aber doch, um ſeine Verheißung zu erfüllen, ſich ihnen nahe und gegenwärtig zeigt, wie ja auch die göttliche Reinheit nicht dadurch befleckt wird, daß ſich der Allgegenwärtige auch zu ſchlechten Geſchöpfen herabläßt.

Dagegen wird uns von Dr. Schmucker im Evang. Rev. folgende Anſicht geboten: S. 45. das Abendmahl iſt eine unter den rührendſten Um-

*) Dieß kommt im Grunde auf die Anſicht Calvins hinaus, der ebenfalls behauptete, daß Leib und Blut Chriſti auch den unwürdigen Gäſten objectiv angeboten, aber von ihnen nicht ſubjectiv aufgenommen werden, ähnlich wie der Regen auch auf den Felſen fällt, aber ohne von ihm eingeſogen zu werden. Der förmliche Genuß Chriſti durch die Ungläubigen iſt der anſtößigſte Punkt im lutheriſchen Dogma, und doch ſcheint er aus dem in, cum et sub mit Nothwendigkeit zu folgen. Anm. der Red.

ſtänden von Jeſu eingeſetzte Handlung, mittelſt welcher er das Brechen ſeines Leibs am Kreuz durch den zur Darſtellung dieſes gebrochenen Leibs von ihm gebrochenen Brotkuchen und das Vergießen ſeines Bluts durch den Wein in ſtetem Andenken erhalten wollte. Beim Wein findet ſich zwar keine Darſtellung der Vergießung ſeines Bluts, es war aber auch kein beſonderes Bild nöthig, da die Hinweiſung auf das Brechen ſeines Leibs ſchon einſchließt, daß ſein Blut vergoſſen worden ſei. (??) Daher (S 42) ſind die Einſetzungsworte auf nichts Anderes, als allein auf den gekreuzigten Leib zu beziehen, denn nur da war er ein gebrochener, nach der Auferſtehung war er's nicht mehr. S. 59. und nach des Apoſtel Paulus unſchätzbarer Erklärung iſt bloß die Erinnerung an die Kreuzigung des Sohnes Gottes S. 56. dieſe höchſt wichtige, ſtaunenswerthe Thatſache, worein Engel lüſtet zu ſchauen, 1 Petr. 1, 12, der einzige Zweck des Abendmahls. S. 57. je mehr nämlich Gefahr vorhanden war, daß dieſe Thatſache, wenn ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr in die Vergangenheit zurücktrat, vergeſſen werden möchte, deſto geeigneter war dieſe Anordnung, die Hauptthatſache der Erlöſung, welche der Grund der Hoffnung jedes Gläubigen iſt und wovon die Rettung der Welt abhängt, im vergeßlichen Gemüth ſeiner Nachfolger zu erhalten. S. 62. die Worte der Einſetzung ſind alſo zu faſſen: Nehmet, eſſet; dieß Brot, das Brot iſt und bleibt, bedeutet meinen natürlichen, nicht verherrlichten Leib, der am Kreuz für euch gebrochen werden wird. Thut dieß, um mein Andenken zu erhalten und zu pflegen. Trinket alle, dieſer Wein, welcher gewöhnlicher Wein iſt, S. 63, bedeutet das N. T., das beſtätigt iſt durch mein Blut, welches vergoſſen werden wird am Kreuz für euch und für Viele zu Vergebung der Sünden. Thut dieß, denn ſo oft ihr mit Ehrerbietung und frommem Sinn dieß Brot ißt und dieſen Kelch trinkt, welche durch Gebet für die ſakramentliche Feier geweiht ſind, verkündigt (pflanzt ihr das Andenken fort an) den Tod des Herrn am Kreuz, bis er am jüngſten Tag, am Schluß der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, wieder kommt. Wer unehrerbietig, ohne Glauben und ohne ſchuldige Rückſicht auf die hohe Bedeutung dieſer Elemente dieſes Brot und dieſen Wein genießt, iſt ſchuldig in Betreff des Leibs und Bluts des Herrn, d. i. ſchuldig auf unehrerbietige und profane Weiſe dieſe Bilder von oder Erinnerungsmittel an den gebrochenen Leib und das vergoſſene Blut des Heilands behandelt und dadurch dem Herrn ſelbſt Schmach angethan zu haben. Jeder prüfe alſo, ob er die rechte Erkenntniß vom Zweck dieſer Anſtalt und die ſittlichen Erforderniſſe, um daran Theil zu nehmen, beſitze. Denn wer unwürdig, d. i. unehrerbietig und ohne Glauben an Chriſtum ißt und trinkt, der trinkt ſich eine Strafe (nicht Verdammung) weil er nicht zwiſchen gewöhnlichem Brot und dieſen geheiligten Bildern des gekreuzigten Leibes und Blutes Jeſu Chriſti unterſcheidet. Es findet ſich demnach im Abendmahl durchaus nichts Geheimnißvolles und Uebernatürliches, doch weil wir durch Brot und Wein als Symbole des abweſenden Leibs und Bluts

Chriſti an ſein Leiden erinnert werden, ſo wird von dem göttlichen Erlöſer ein beſonderer geiſtiger Segen auf würdige Kommunikanten gelegt, welcher in der Beſtärkung ihres Glaubens und ihrer Gnadengaben beſteht. Und ſomit iſt die Gegenwart Chriſti dabei 1.) eine reale nach der göttlichen Natur 2.) eine geiſtige d. i. ſymboliſche nach der menſchlichen Natur und 3.) eine wirkſame, die aus den Segnungen ſeines Todes und Verſöhnungswerks, das er als Gottmenſch vollbracht hat, hervorgeht. Die Gründe gegen dieſe Anſicht ſind:

1.) Sie beruht auf der bloßen, ohne Beweis hingeſtellten Vorausſetzung, daß die Pauliniſche Darſtellung allein die richtige ſei, auf einer gegen andere Stellen des N. T.s und die jüdiſche Archäologie ſtreitenden Erklärung von ἔκλασε, und auf der höchſtverdächtigen Lesart κλώμενον, wie dieß Alles oben nachgewieſen wurde. Hier fügen wir die aus der Zuſammenſtellung der ganzen Anſicht nun klarere Bemerkung hinzu: Wenn der Herr eine beſondere Bedeutung in das Brechen des Brots hätte legen wollen, ſo hätte er es gewiß auch beim Kelch gethan, auf welchen immer ein beſonderes Gewicht in den Einſetzungsworten gelegt wird. Daß aber das Vergießen ſeines Bluts, wie im Rev. behauptet wird, ſchon im Brechen des Körpers angedeutet ſei, iſt eine höchſt willkührliche und unhiſtoriſche Vorausſetzung, da ja eben das Vergießen des Bluts durch den Seitenſtich als etwas ganz Ungewöhnliches und Außerordentliches von Johannes hervorgehoben wird. Noch weniger aber kann man ſagen, daß es dem Herrn an einer paſſenden Darſtellung gefehlt hätte. Er hätte ja nur ſtatt des Aufwärters ſelbſt den Wein aus dem Weinkrug (amphora, cadus) in den Becher ſchöpfen und nach der im Rev. gegebenen Darſtellung ſagen dürfen: Dieſer Wein, wie ich ihn eben aus dem Krug in den Becher geſchöpft habe, bedeutet mein Blut, das ebenſo wird für euch ausgegoſſen werden.

2.) Das Abendmahl wird dadurch bloß zu einer rührenden Erinnerungsfeier des Kreuzestods Jeſu, gewährt alſo Nichts mehr, als die köſtliche, wahre und ernſte Feier chriſtlicher Feſte, (deren ſich freilich die amerikaniſch-lutheriſche Kirche in dem Maaß beraubt hat, daß man ſelbſt an Feſten, die auf Sonntage fallen, oft über ganz fremdartige Texte predigen hört.) Denn die ſpeziellen Segnungen, deren ſich der würdige Kommunikant erfreuen ſoll, ſind keine beſonderen, ſondern nur ſolche, deren ſich jeder Chriſt bei frommer Betrachtung des Verſöhnungswerks theilhaftig machen kann, ſie ſind ſein *eigen* Werk, nicht das Werk der göttlichen Gnade. Die Gegenwart der göttlichen Natur allein widerſpricht dem Begriff der Perſönlichkeit, und beſagt jedenfalls nicht mehr, als was Mt. 28, 20. geſagt iſt. Die *geiſtige* Gegenwart der menſchlichen Natur, die S. 44 ſo grobmateriell gemacht wird, iſt jedenfalls ein Oxymoron. Endlich iſt bei dieſer Darſtellung durchaus keine Vergleichung mit der anderen ſtatariſchen von Jeſu befohlenen heiligen Handlung der Taufe gemacht. Wenn dieſe auf eine reale Einwirkung Gottes bei der Aufnahme in ſeinen Bund, wie wir nicht zweifeln, hinweiſt, ſo wäre es doch auffallend, wenn Je-

Digitized by Google

ſus dieſe zweite heil. Handlung, die namentlich wieder auf den Bund hinweiſt, ſo dürftig ausgeſtattet hätte.

3.) Dieſe Anſicht ſtößt gewaltig an gegen das von Bengel ſo ſtark hervorgehobene ἦθος, das zarte Gefühl, das unſer Heiland von ſeiner Hoheit und Würde hatte, und unterſchiebt ihm hier ein ſentimentales Bilderſpiel mit dem gebrochenen Brotkuchen, das mit ſeinen ſonſtigen Reden über ſeinen Tod im ſeltſamſten Kontraſt ſteht, und legt auf der anderen Seite dem Herrn, deſſen lebendig anſchauliche Darſtellung wir beſonders in ſeinen Parabeln bewundern müſſen, in Bezug auf das Mittel, das Vergießen ſeines Bluts anſchaulich zu machen, eine Art von Unfähigkeit zur Laſt. Aber nicht bloß dieß, ſondern durch die Anſicht wird auch bei den Kommunikanten ein ſentimentales Spiel der Phantaſie erregt, wobei an das Sterben und Leben mit Jeſu Röm. 6. an das Aufſichnehmen ſeines Kreuzes nicht gedacht, vielmehr das werthloſe oft auf einige Tage erzwungene Gefühl des Mitleides mit dem Gekreuzigten gut katholiſch zu einem opus operatum gemacht wird. Wie ſehr dieß der Abſicht Gottes und Chriſti entgegen ſei, erhellt klar aus Joel 2, 13. Jeſ. 58, 5. und beſonders aus Luk. 23, 28, wie es denn auch eine ganz andere Klage iſt, welche uns Zach. 12, 10 ff. uns vorgehalten wird. Treffend hat der fromme Beter und Sänger Arnold, deſſen Myſticismus bekanntlich in ſeine. Kirchen- und Ketzerhiſtorie ihn oft ungerecht gegen Luther machte, weil er deſſen Glaubens-Myſticismus nicht verſtand, dieſe allerdings beim Mißverſtand der luth. Lehre oft vorkommende Verirrung in folgenden Strophen beſchrieben: „Wenn Vernunft von Chriſti Leiden Und von deſſen Nutzen ſpricht, will ſie ſich von außen weiden An dem Troſt, den ſie erdicht, Oder kommt es hoch, ſo kann ſie viel Klagens heben an Ueber Chriſti Pein und Schmerzen. Gleichwohl geht es nicht von Herzen. Aber meines Geiſtes Sehnen Geht auf die Gemeinſchaft hin, Stets an's Sterben zu gewöhnen den ſo tief verderbten Sinn, Da häng' ich den Myrtenſtrauch nicht bloß vor die Bruſt zum Brauch. In mein Herz will ich ihn ſchließen, Da ſoll ſeine Kraft einfließen.“ Das iſt die ächt lutheriſche Theorie, welche zum Abendmahl eitel gläubige d. i. mit ihm ſterbende und lebende Herzen erfordert. (ſ. den kleinen Katech.)

4.) Es iſt gegen den Buchſtaben und ganzen Tenor der Schrift, die Abendmahlsfeier bloß auf die Erinnerung ſeines Kreuzestodes zu beſchränken, ohne die Erhöhung Chriſti dazu zu nehmen. Selbſt in der allein ächten Pauliniſchen Darſtellung finden ſich die bedeutſamen Worte: Bis daß er kommt. Mit großem Nachdruck erklärt derſelbe Apoſtel 1 Kor. 15, 17: Wenn Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt euer Glaube vergeblich, denn die Auferſtehung drückt erſt dem Kreuzestod das Siegel der Gültigkeit auf Röm. 4, 25. Wie konnte Paulus anders? Jeſus ſprach ja in ſeiner dreimaligen Leidensverkündigung bei den Synoptikern immer neben dem Leiden und Tod auch von der Auferſtehung, und in ſeiner frühſten Aeußerung darüber Joh. 2, 19. nicht bloß vom Abbrechen, ſondern auch vom Wiederaufbau ſeines Leibestempels. Darum haben

die Apoſtel überall neben ſeinem Tod auch ſeine Auferſtehung und Herrlichkeit erwähnt, z. B. Röm. 5, 6. 14, 9. 1 Kor. 15, 4. 2 Kor. 5, 15. 1 Theſ. 4, 14. 1 Petr. 1, 19. 21. 2, 24 f. 3, 18. 4, 13. 5, 1. 1 Joh. 2, 1. Jak. 5, 11. Wenn zur Begründung, daß drr Kreuzestod allein beim Abendmahl zu betrachten ſei, 1 Petr. 1, 12. angeführt wird, ſo iſt ganz überſehen, daß dort zunächſt von der ganzen Heilsbotſchaft (εὐαγγέλιον) die Rede iſt, und daß V. 11. nicht bloß der Leiden, ſondern auch der Herrlichkeit hernach gedacht wird. Das Richtige ſagt hier wieder Bengel im Gnom. Die Erlöſung iſt ewig, der Werth des Löſegelds ewig, wie wenn der Erlöſer täglich am Kreuz für uns ſtürbe. In ſeinem Tod war die Kraft des unauflöslichen Lebens Ebr. 7, 16, in ſeinem Leben aber drückt ſich die beſtändige Gültigkeit ſeines Todes aus; der Tod des Herrn nahm die Schwäche des irdiſchen Lebens weg, in welches er, um zu ſterben, eingetreten war, Ebr. 2, 14. Darum hatte ſein Tod als Uebergang zur Herrlichkeit auch etwas der Herrlichkeit Entſprechendes, und darum begreift auch die Verkündigung ſeines Todes ſein ganzes Gedächtniß, nämlich auch ſein Begräbniß 1 Kor. 15, 4, ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten, bis er kommt. Der große Hirte der Schaafe wurde aus den Todten ausgeführt, aber das Teſtament, durch deſſen Blut er ausgeführt wurde, iſt ewig. Es erhellt hieraus, wie ganz eigentlich die Beſchreibung des Johannes zu faſſen ſei, daß er das Lamm in ſeinem Leben und Herrlichkeit doch als ein geſchlachtetes geſehen habe.

5.) Zwinglis Anſicht iſt in der Schrift de vera et falsa religione (Opp. Turici 1544) am Schluß ſeiner Behandlung der Einſetzungsworte ſo ausgedrückt: At ergo sive εὐχαριστία sive σύναξις sive coena dominica nihil aliud, quam commemoratio, qua ii, qui se Christi morte et sanguine *firmiter credunt* patri reconciliatos esse, hanc *vitalem* mortem annunciant h. e. laudant, gratulantur et praedicant. So dürftig ſie iſt, ſo enthält ſie doch mehr als bloße gefühlvolle Erinnerung an den Kreuzestod allein, und verlangt Lob, Preis und Dank, ſie ſpricht ferner vom feſten d. i. lebendigen, durch Sterben des alten Menſchen ſich erprobenden Glauben, während Rev. p. 63. nur zweimal ganz obenhin vom Glauben an Chriſtum die Rede iſt, ſie nennt endlich den Tod Chriſti einen lebenbringenden Tod, betrachtet ihn alſo im Licht der Auferſtehung und Herrlichkeit. Die Segnungen, deren Rev. S. 63. gedacht wird, mögen ſie auch bei weiterer Ausführung (ſ. S. 64.) lauten, wie ſie wollen, brauchte Zwingli nicht anzugeben, da ſie bei jeder frommen Betrachtung ſich finden, und daher beim Abendmahl nicht beſonders in Betracht gezogen zu werden brauchen. Von einer Gegenwart Chriſti brauchte er auch nicht in mehr als amphibeliſchen Ausdrücken zu ſprechen, da er ſie lieber offen läugnete.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Zuſtände in Deutſchland.

Das dießjährige Vorwort der „Evang. Kirchenzeitung“ von Berlin beginnt mit der Erklärung, daß ſeit der Revolution von 1848 eine günſtige Veränderung in der religiöſen Stimmung Deutſchlands vorgegangen ſei. Die rationaliſtiſche Aufklärung iſt ſeitdem, ſagt ſie, „an ihren Früchten erkannt worden. Ihre Stimmführer ſind auf dem Gebiete des Staates vor aller Welt zu Schanden geworden. Das Geſchlecht, das die Aufklärung erzogen, wurde in der Schande ſeiner Blöße geſehen. Der Rationalismus, der ſchon vorher längſt aller namhaften Vertretung auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft entbehrte, wurde jetzt auch der öffentlichen Meinung verdächtig. Die Secten der Lichtfreunde und Deutſchkatholiken, denen noch kurz vorher alles zujauchzte, ſind nun völlig obſcur geworden, Niemand will mehr von ihnen wiſſen, jeder ſchämt ſich ſeiner früheren Begeiſterung, die Bildniſſe eines Uhlich und Ronge ſind ſchon längſt in der Stille abgenommen worden. Dagegen die rechtgläubige Theologie und die Kirche, der ſie dient, erfreuen ſich einer gewiſſen Achtung auch bei denen, deren Herz noch fern von ihnen iſt. Das Jahr, das ihnen den Untergang bringen ſollte, hat ſie in die Höhe gehoben. Thatſachen, wie die Berufung Ahlfeldt's nach Leipzig, durch daſſelbe Collegium, bei dem wenige Jahre vorher 55 Mitglieder gegen ein einziges für die Abſchaffung des apoſtoliſchen Symbolums geſtimmt hatten, ſind nur vereinzelte Symptome einer ziemlich allgemein verbreiteten Stimmung. Wir erleben Manches, was wir noch vor Kurzem zu erleben kaum gedacht hatten.“ Deſſen ungeachtet baut Dr. Hengſtenberg nicht viel auf dieſe Veränderung und meint, es müſſe noch eine viel gründlichere Buße eintreten, ehe es dauernd beſſer werden könne.

Nach einer erbaulichen und zeitgemäßen Auslegung der prophetiſchen Stelle 1 Moſ. 49, 8—10. geht er dann auf die Beſprechung der wichtigſten kirchlichen Fragen der Gegenwart ein, woraus wir das Intereſſanteſte kurz hervorheben wollen.

1) Eine der bedeutſamſten Streitfragen, welche beſonders die ſtreng lutheriſchen Theologen Deutſchlands in der neuſten Zeit bewegt, iſt die, ob das geiſtliche Amt eine unmittelbare Stiftung des Herrn, oder ein Ausfluß des allgemeinen Prieſterthums ſei, ob die Träger des Amtes ein unmittelbar göttliches Recht für ſich haben, oder ob ſie zunächſt nur Beauftragte der Gemeinde ſeien und nur verwalten, was urſprünglich der Ge-

Digitized by Google

ſammtheit der Gläubigen zukommt. Hengſtenberg erklärt ſich entſchieden für die erſtere Anſicht und ſucht ſie weitläufig aus dem Worte Gottes zu begründen, während er die entgegengeſetzte Theorie für äußerſt gefährlich hält und ihr vorwirft, daß ſie dem revolutionären, ungläubigen Zeitgeiſt Vorſchub leiſte und zuletzt conſequent die Kirche ruiniren müßte, wenn ſie nicht völlig überwunden werde. „Die Ueberzeugung von dem göttlichen Rechte des geiſtlichen Miniſteriums iſt die unerläßliche Grundlage ſeiner geſegneten Verwaltung. Nur ſie vermag ſeinen Trägern die unerſchrockene Freudigkeit, die unbedingte Hingabe zu gewähren, die namentlich in einer Zeit, wie die unſrige, ſo nothwendig ſind, in der Chriſtus herrſcht inmitten ſeiner Feinde. Nur die Anſchauung vermag es, ſie mit der vollen Ueberzeugung von der Hoheit ihres Berufes zu durchdringen, welche die Grundlage eines nimmer raſtenden Eifers in der Pflichterfüllung iſt; nur der Diener Gottes an Chriſti Statt wird ſeinen Augen keinen Schlaf und ſeinen Augenliedern keinen Schlummer gönnen. Nur ſie bringt diejenigen, auf welche das geiſtliche Amt einwirken ſoll, in die richtige Gemüthsſtellung, disponirt ſie, ſein Wort als Wort Gottes anzunehmen. Eine kleine Oeffnung hat hier dieſelbe Wirkung wie eine große. Auch durch die erſtere läuft der edle Wein aus, wenn auch langſamer. Ja man kann ſagen, daß die kleine Oeffnung gefährlicher iſt als die große. Die bedenklichſten Irrthümer ſind die, durch welche auch die Auserwählten verführt werden können.“ Da dieſe Streitfrage, welche nur eine beſondere Aeußerung der allumfaſſenden Kirchenfrage der Zeit iſt, auch für unſer Land Bedeutung hat und die Altlutheraner der Ver. Staaten in zwei feindliche Parteien ſpaltet, ſo werden wir wahrſcheinwieder darauf zurückkommen, wenn einmal der Reiſebericht der miſſouriſchen Delegation vollendet iſt und das Buch von Prof. Walther, das, wie wir aus dem neuſten Leipz. Katalog ſehen, ſoeben in Erlangen erſchien, vor uns liegt.

2) In der Beſprechung der Verfaſſungsfrage findet ſich wenig, was uns ſpeciell intereſſiren könnte. Wir geſtehen, daß faſt alle Diſcuſſionen über die Kirchenverfaſſungsverhältniſſe des deutſchen Proteſtantismus einen unangenehmen Eindruck auf uns machen. Es herrſcht dabei eine entſetzliche Confuſion. Auch Hengſtenberg befriedigt uns hier ganz und gar nicht. Er will einerſeits das Hergebrachte aufhalten und behandelt alle diejenigen ohne Weiteres als Revolutionäre, welche es wagen, die von Gott geordneten Staats- und Kirchenbehörden anzugreifen (womit er ſicherlich conſequent auch der Reformation alle höhere Berechtigung abſprechen müßte,) und doch iſt er ſelbſt mit der kürzlich von dem preuß. Oberkirchenrath erlaſſenen Gemeindeordnung unzufrieden und verkündigt ihr ein gänzliches Mißlingen, worin er indeß, nach einigen entgegengeſetzten Nachrichten zu ſchließen, im Irrthum iſt. Die mit dem Staate auf's innigſte verwobene Conſiſtorialverfaſſung, welche in den meiſten deutſchen Ländern herrſcht, beſonders in den lutheriſchen, erſchien uns von jeher als ein unſeliges und heilloſes Mittelding

zwiſchen der biſchöflichen und presbyterianiſchen Verfaſſung mit den Schattenſeiten dieſer beiden, ohne doch ihre Vorzüge ganz zu beſitzen. Gebt uns entweder Biſchöfe im altkatholiſchen Sinn, oder Presbyterien im calviniſtiſchen und ſchottiſchen Sinn, und dann haben wir doch etwas Ganzes und Charaktervolles. Aber dieſes unſichere Schwanken zwiſchen zwei Syſtemen iſt ganz principlos und das Product fürſtlicher Frömmigkeit und Anmaaßung, reformatoriſcher Rathloſigkeit und Nachſicht und zufälliger Umſtände, und war urſprünglich bloß als ein temporärer Nothſtand, als ein vorübergehendes Subſtitut für den abhanden gekommenen Epiſkopat angeſehen, hat ſich aber im Laufe der Zeit leider zu einem permanenten Rechtszuſtand verſteinert. Hätte Luther die moderne Confuſion und Rathloſigkeit der deutſch proteſtantiſchen Kirche gegenüber dem Staat vorausgeſehen, ſo würde er ſich in ſeiner Oppoſition gegen die römiſche Hierarchie wahrſcheinlich bedeutend gemäßigt haben, oder er hätte eine neue Verfaſſung gegründet, die nicht aus zufälligen Umſtänden, ſondern aus ſeinen religiöſen Grundſätzen hervorwuchs und der Kirche eine würdige und ſelbſtſtändige Stellung gegenüber der weltlichen Macht ſicherte.

3) In Bezug auf die Angelegenheit der Conföderation glaubt die Ev. Kztg, daß die Zeit ihrer Verwirklichung nun nahe ſei und daß die Union bald in dieſes Stadium ihrer Entwicklung übergehen werde. In Verbindung damit beſpricht ſie

4) Die vom letzten deutſchen Kirchentag zu Elberfeld behandelten praktiſchen Fragen über die „Candidatennoth“ und die innere Miſſion überhaupt. Alles was wir von dieſem umfaſſenden und hochwichtigen Thema der inneren Miſſion in Deutſchland zu Geſicht bekommen, beſtätigt uns in der gleich von Anfang an gehegten Ueberzeugung, daß ſie in der That ein göttliches Werk ſei. Dem Doctor Wichern bei Hamburg, der leitenden Seele deſſelben, ſcheint der ſpecielle Ruf obzuliegen, die ſchlummernden Kräfte des praktiſchen werkthätigen Chriſtenthums in Deutſchland zu wecken und dadurch im Einzelnen unendlich viel Gutes zu thun und zugleich einen Neubau der evangeliſchen Kirche im Ganzen vorzubereiten.

5) Die Anſichten Hengſtenbergs über die neulichen Fortſchritte des Katholicismus in Deutſchland, welche bekanntlich gegenwärtig ſehr viel Aufmerkſamkeit erregen, wollen wir ohne weitere Bemerkungen vollſtändig mittheilen.

„Es iſt einmal wieder eine Zeit gekommen, wo Viele unter uns von der Furcht ergriffen ſind, daß die katholiſche Kirche bedeutende Eroberungen machen werde. Dieſe Furcht hat zum Theil ihren Grund in der Zuverſicht, mit der die Katholiken ſelbſt auftreten und wodurch ſich die Evangeliſchen, immer geneigt gering von ſich und von ihrer eigenen Kirche zu denken, ſo leicht imponiren laſſen. Man vergißt aber, daß der Hochmuth es liebt, an die kleinſten glücklichen Erfolge gleich maaßloſe Ausſichten zu knüpfen, und

daß alſo die Zuverſicht bei einer Kirche nichts zu bedeuten hat, deren fauler Fleck gerade der Hochmuth iſt, das: „ich bin's und keine mehr.“

Wir können dieſe Furcht nicht theilen. Wir ſehen in den jetzt vorliegenden Thatſachen keine Veranlaſſung dazu. Was hat es denn zu bedeuten, wenn in dem Uebertritt einer Gräfin ſich das Sprüchwort: gleich und gleich geſellt ſich gern, bewährt, wenn ihr ſtolzes Herz ſich zu einer ſtolzen Kirche, „voll Selbſtvertrauen und Zuverſicht, voll Prätenſion und unerbittlicher niederſchmetternder Hoheit“ hingezogen fühlt, in deren Namen ſie Hohn ausſchütten kann auf die Gemeinſchaft, in deren Mitte ſie bis dahin äußerlich lebte, und die Anerkennung nicht mehr fand, die ſie in Anſpruch nahm. Oder was hat es zu ſagen, wenn ein Literat in dem troſtloſen Gefühl des ſittlichen Verfalles, der mehr und mehr über ihn hereinbrach, in der Wahrnehmung der mit den Jahren immer mehr abnehmenden ſittlichen Willenskraft (v. Florencourt, meine Bekehrung S. 115) dem Kampfe, den er innerlich durchzuführen ſich außer Stande fühlt, äußerlich ein Ziel zu ſetzen ſucht, erſt den Entſchluß faßt nach Amerika auszuwandern, um dort „friſche ſittliche Impulſe“ zu finden, und dann zu der katholiſchen Kirche ſeine Zuflucht nimmt. Wir dürfen den Literaten der Gräfin nicht vergleichen, wir müſſen den ehrlichen Mann von Herzen bedauern, aber imponiren kann er uns in keiner Weiſe. Nur zu bald, fürchten wir, wird eintreten, was er ſelbſt ſich ſchon jetzt als möglich vor Augen ſtellt, wenn er ſagt: „Und wie grenzenlos unglücklich, wie gänzlich verloren wirſt du dann ſpäter ſein, wenn du den Schritt gethan, und er ſich als eine Illuſion, als ein letztes deſperates Experiment herausgeſtellt hätte!“ Wir fürchten, es wird um ſo eher eintreten, da der Unglückliche die Unvorſichtigkeit gehabt hat, ſich nach Oeſterreich, in die Mitte ſeiner jetzigen Glaubensbrüder überzuſiedeln, wo die Wirklichkeit noch mehr als anderswo ſeiner phantaſtiſchen Vorſtellung von der katholiſchen Kirche in's Angeſicht ſchlägt, wo der Abſtand gegen ſeine bisherigen Umgebungen (er hat in den letzten Jahren im vielfachen Verkehr mit gläubigen Proteſtanten geſtanden) ſich ihm mit Gewalt aufdringen muß. Er wird dort bald erfahren, mit welchem Rechte er geſagt hat, er habe unter gläubigen Proteſtanten „jene freudige, naive, immer gleiche Glaubenszuverſicht“ vermißt, bei den Katholiken aber gefunden. Es wird ihm dort wohl ſelten auch nur das entgegentreten, was er ſelbſt den gläubigen Proteſtanten zugeſteht. Sieht man dort eine Anzahl von Geiſtlichen zuſammen, ſo wundert man ſich über die geiſtloſe Leerheit, welche den Geſichtern aufgeprägt iſt. Die tiefe Verſumpfung des geiſtlichen, ja ſelbſt des geiſtigen Lebens in der katholiſchen Kirche Oeſterreichs wird ſelbſt unter den Katholiken anerkannt. Nach jenem Ausſpruch übrigens muß Thomas a Kempis ein gar ſchlechter Katholik ſein, der beſtändig wehmüthig klagt über den Mangel dieſer „immer gleichen Glaubenszuverſicht,“ und ermahnt, daß man je auf Erden nicht erwarten ſolle, im Einklange mit der heil. Schrift, na-

mentlich mit Davids Pſalmen, die für ſolche utopiſche Leute von „von immer gleicher Glaubenszuverſicht" ganz ungenießbar ſein müſſen, in denen uns überall eine ringende Seele, himmelhoch jauchzend und dann wieder zum Tode betrübt, entgegentritt. Eine ſo durch und durch polemiſche Natur, wie die *Florencourts*, den ſein eigener Vater für „völlig gefühllos und liebeleer hielt," für den die „wüthende Prügelei" charakteriſtiſch iſt, die er zwei Tage vor der Confirmation in der Kirche und in der Nähe des Altars mit einem ſeiner Mitconfirmanden hatte (er ſelbſt erblickt darin einen Beitrag zur Charakteriſtik des Proteſtantismus!) würde, wenn er unter Proteſtanten fortgelebt hätte, ſich durch den Gegenſatz, durch Diſputiren und Räſonniren noch länger in der Illuſion behauptet haben, wie es ja Thatſache iſt, daß ſo manche Katholiken, wie es ſcheint auch der Verfaſſer der Geſpräche über Staat und Kirche, dieß Mittel zu Befeſtigung ihrer katholiſchen Ueberzeugung mit Erfolg angewandt haben und ſtets von Neuem zu demſelben greifen. Hoffen wir, daß die Enttäuſchung, die bei einer ſo wenig phantaſtiſchen, ſo vorwiegend verſtändigen Natur, die nur durch die äußerſte Verzweiflung momentan in eine Phantaſie hineingetrieben, verleitet werden konnte, einen Strohhalm für ein rettendes Brett zu halten, nicht lange auf ſich warten laſſen wird, nicht alleine kommt, daß es ihm nicht ergeht, wie jenem zu den ſeparirten Lutheranern oder vielmehr zu der Ehrenſtrömſchen Secte übergetretenen Manne, der ſeinem Geiſtlichen einen Brief ſchrieb voll triumphirender höhnender Zuverſicht, daß er nun in der wahren Kirche mit dem wahren Amte vollen Frieden und die Vergebung ſeiner Sünden gefunden habe und acht Tage darauf, als ſeine Sünden wieder über ihn gekommen waren, erhängt gefunden wurde. Hoffen wir, daß zu gleicher Zeit der barmherzige Heiland, der alleine uns aus ſolcher Noth frei und ledig machen kann, ſeiner Seele nahe treten und das: Friede, Friede ſei mit dir, zu ihm ſprechen wird. Hoffen wir, daß er dann in der Gemeinſchaft mit ihm ſich an das Chriſtliche anſchließen wird, das ihm ſeine jetzige Kirche in Uebereinſtimmung mit der verlaſſenen darbietet, und dem Kampfe gegen die letztere entſagend, demüthig vor ſeinem Gotte wandele und mit geſenktem Haupte, aber getröſtetem Herzen dem himmliſchen Jeruſalem zupilgere. Wie ſchmählich wird aber da dem Grundſatze, daß der Zweck das Mittel heilige, gehuldigt, wo man ſolche müde und gejagte Seelen, ſtatt ihnen Ruhe und ſtille Einkehr zu gönnen, mit einer Haſt und Eile zum Kampfe hinaustreibe, der man es deutlich anſieht, wie wenig man ſelbſt der neuen Eroberung ſicher iſt.

Oder was hat der Uebertritt einiger weniger vom Adel (in Mecklenburg) zu bedeuten, welche, wie es ſcheint, in der katholiſchen Kirche die conſervative Macht für den Staat erblicken, den einzigen ſoliden Stützpunkt für ihre eigenen politiſchen Rechte und Anſprüche. Solche Täuſchung wird nur Einzelne gefangen nehmen können. Sie iſt zu grob, um allgemein zu werden.

Die Thatſachen bezeugen es zu laut, daß die katholiſche Kirche in ihrer ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit und abgeſehen von ihrer chriſtlichen Grundrichtung, die ihr mit uns gemeinſam iſt, die bei uns ohne einen ſolchen verderblichen Dualismus vorkommt, den Staat nur als Mittel zu ihrem Zwecke betrachtet, daß ſie jeden Eidbruch gutheißt, jede Uſurpation genehmigt, wenn nur ihr dadurch ein Vortheil vor das oft ſo kurzſichtige Auge geſtellt wird.

Oder was hat jene katholiſirende Bewegung in England zu bedeuten, in der nur einmal wieder die katholiſchen Keime zur Entwicklung gelangen, die in der biſchöflichen Kirche übrig geblieben ſind, die aber ebenſo wie eine Reihe von früheren mit der Ausſtoßung der fremdartigen Elemente, mit einer Reaction des Grundweſens der Kirche gegen jene Beimiſchungen endigen wird. Der göttliche Grund für die Nichtig eit der auf England gerichteten katholiſchen Hoffnungen iſt die Thatſache, daß die heil. Schrift dort tief und feſt gewurzelt iſt, der menſchliche, daß die engliſche Liebe zur Freiheit nimmer ſich wird das Joch des Papſtes auflegen laſſen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß unter uns, beſonders an Orten, wo die katholiſche Bevölkerung überwiegt, Uebertritte in bedeutender Zahl in Folge der gemiſchten Ehen erfolgen. Kann ſich die katholiſche Kirche dazu Glück wünſchen? Sie erkauft dieſen zweifelhaften Gewinn, der, wenn ein neuer deutſch-katholiſcher Tag kommt, zerrinnen wird, wie er gewonnen worden, um den theuren Preis des geiſtlichen Charakters ihrer Geiſtlichen, die ſie auf die Bahn der Ränke und des geſetzlichen Zwingens und Drängens führt. Der Gewinn (wenn überhaupt von einem ſolchen die Rede ſein kann) im Einzelnen iſt Verluſt im Großen. Denn die wahrhaftige Macht der Kirche liegt doch nur in ihrer geiſtlichen Richtung.

Den eigentlichen Zauber der katholiſchen Kirche hat der Verfaſſer des viel Treffendes, aber auch viel Einſeitiges, dem Vorbilde geſunder Lehre nicht genau Entſprechendes enthaltenden Sendſchreibens an die Gräfin Hahn (Berlin bei Hertz) dargelegt: „Das Gewaltige und Ergreifende der katholiſchen liegt in ihrer Einheit und Continuität. Ja Sie haben nicht Unrecht, daß gerade der Anſpruch, den ſie erhebt, die alleinſeligmachende zu ſein, ihr ihre Bedeutung gibt. Das Unerbittliche, Abſolute in ihr, das nicht mit ſich handeln laſſen, entweder ganz oder gar nicht! entweder drinnen oder draußen, das macht ſie zur Herrſcherin.“

Aber die Stärke der katholiſchen Kirche iſt zugleich ihre Schwäche. Je mehr ſie ihre Einheit und Continuität auf die Spitze treibt, deſto mehr iſt ſie genöthigt, die geſunde Forſchung mit Füßen zu treten, welche die Beweiſe für ihre Wandelbarkeit darbietet, und das hat jetzt um ſo mehr zu bedeuten, da neben der kirchlichen eine neutrale Wiſſenſchaft exiſtirt, die man nicht von vornherein auf Grund ihrer kirchlichen Befangenheit verwerfen kann; deſto mehr ferner iſt ſie genöthigt, die handgreiflichſten Irrlehren und Mißbräuche feſtzuhalten und dadurch einem Zeitalter der Kritik, wie dem unſri-

gen, Blößen zu geben, dem z. B. der ſo völlig allen Fundamentes entbehrende Mariendienſt, die ſo vielfach offenbar auf dem Grunde grenzenloſer Leichtgläubigkeit beruhende Heiligenverehrung ſich nicht empfehlen kann. Um ihre Einheit behaupten zu können, wird die katholiſche Kirche irreformabel, und Schlimmeres kann kaum einer Kirche begegnen, als einmal begangene Verirrungen durch alle Zeiten mit fortſchleppen zu müſſen. Unſere in der heiligen Schrift beruhende Einheit verlangt ſolche Opfer nicht. Der Anſpruch, den die katholiſche Kirche macht, die alleinſeligmachende zu ſein, mag allerdings Manchen imponiren. Aber dieſer Vortheil iſt ſicher der ungeheuren Opfer nicht werth, die dafür gebracht werden. Ihm zu Liebe mußte man kürzlich eifern dagegen, daß der Oberpräſident der Rheinprovinz das Tiſchgebet durch einen evangeliſchen Geiſtlichen ſprechen ließ, im Widerſpruche mit der Thatſache der aus einem milderen Geiſte hervorgegangenen Anerkennung der evangeliſchen Taufe, wie nicht minder mit dem Worte Gottes und allem geſunden chriſtlichen Gefühl; ihm zu Liebe iſt man genöthigt, Gottes Gaben und Segen zu verkennen, wie ſie ſo offenbar auf der evangeliſchen Kirche ruhen, was doch nichts anderes als eine Art Gottesläugnung, kann man der offen vorliegenden Thatſache keine Anerkennung gewähren, daß die katholiſche Kirche überall der evangeliſchen bedarf, um zum Leben zu gelangen, daß ſie überall in Erſtarrung ſinkt, wie dieß z. B. ihr tief geſunkener Zuſtand in Croatien zeigt, wo ſie dieſer Anregung entbehrt, und überall nur in demſelben Grade blüht, als ſie in näherer Berührung mit der evangeliſchen Kirche ſteht, der freilich auch wieder nach anderen Seiten hin dieſe Berührung heilſam und förderlich iſt.

Gott behüte uns vor der Meinung, der katholiſchen Kirche ihre Anziehungskraft dadurch nehmen zu können, daß wir ſpecifiſch Katholiſches in unſere Lehre oder auch in Verfaſſung und Cultus aufnehmen, ſo weit dieſelben irgend mit der Lehre zuſammenhängen. Wenn auch die heil. Schrift es nicht verböte, ſo ſollte doch ſchon die Klugheit davor warnen. Die Grundlagen der Kirche ſind unveränderlich. Gelänge es auch Anfangs etwas ihnen Widerſprechendes einzuführen, ſo würde gar bald eine Reaction eintreten, welche den fremdartigen Stoff wieder ausſchiede. Die Geſchichte aller ſolcher ohnmächtigen und thörichten Verſuche ſteht in 1 Sam. 17 geſchrieben: Und Saul zog David ſeine Kleider an und ſetzte ihm einen ehernen Helm auf ſein Haupt und legte ihm einen Panzer an. Und David gürtete ein Schwert über ſeine Kleider und fing an zu gehen, denn er hatte es nie verſucht. Da ſprach David zu Saul: ich kann nicht alſo gehen, denn ich bin's nicht gewohnt, und legte es von ſich. Und nahm ſeinen Stab in ſeine Hand, und erwählte fünf glatte Steine aus dem Bache und that ſie in ſeine Hirtentaſche, und nahm die Schleuder in ſeine Hand und machte ſich an den Philiſter, das heißt hier den Teufel mit allen ſeinen hölliſchen und irdiſchen Geſellen. — Wie wenig ſelbſt die anziehendſten und edelſten Erſcheinungen

lebensfähig ſind, die auf einer Vermiſchung des Katholiſchen und des Evangeliſchen beruhen, das zeigt die Geſchichte des Janſenismus. Und auch an dem Puſeyismus iſt es ſchon jetzt offenbar geworden, daß hier ein entſchiedenes entweder oder geſtellt iſt.

Dagegen gibt es allerdings Dinge, in denen wir von der katholiſchen Kirche lernen können, dürfen, müſſen. Sorgfältig achten ſollen wir auf „jene tauſend öffentlichen und geheimen Kanäle, durch welche ſie das höhere Leben in das tägliche und irdiſche hineinfließen läßt.“ Möchte unſere gar zu eintönige Kirche mehr lernen ihre Stimme zu wandeln! „Es iſt unverantwortlich — ſo ſprechen mit dem Verfaſſer des „Sendſchreibens“ auch wir — daß unſere Kirchen nicht offenſtehen am Werktage, damit der müde Arbeiter dort nicht körperlich, ſondern geiſtig ausruhen könne, damit der im Sturme des Lebens vorbeieilende Wanderer durch die offene Thüre eingeladen werde, Frieden und Erhebung zu ſuchen; es iſt entſetzlich, wenn man in proteſtantiſchen Städten Leichenzug auf Leichenzug durch die Straßen ziehen ſieht, ohne daß die Kirche auch nur im Entfernteſten ein Intereſſe oder eine Betheiligung am Tode des Menſchen zeigt.“ Doch wir dürfen die beſten Hoffnungen hegen, daß unſere Kirche bald zu einer lebendigen Erkenntniß dieſer ihrer Mängel gelangen und ihnen in kräftiger Weiſe abhelfen wird. Dazu berechtigt uns, außer dem freudigen Gedeihen der Anſtalten für die rettende Liebe, beſonders die erfreuliche Erfahrung, die wir in Bezug auf die liturgiſchen Gottesdienſte bereits gemacht haben. Eine geringe Anregung hat dazu genügt, ſie in weiten Kreiſen zur Uebung und Anerkennung zu bringen, und ſie werden bald zur allgemeinen Einführung gelangen, wenn nicht etwa durch traurige Uebertreibungen, wie ſie hier und da laut werden, der Same des Mißtrauens gegen ſie ausgeſtreut wird. Wir halten es für eine ſehr unbedachte Rede, wenn in dem Sendſchreiben geſagt wird: „es wäre ein nicht geringer Segen für die Kirche, wenn das Kirchenregiment einmal alles Predigen auf zehn Jahre lang unterſagte.“ Wir ſagen uns von dieſen Uebertreibungen auf das nachdrücklichſte los. Käme es dahin, wohin dieſe Männer wollen, ſo würde unſere Kirche gar bald ihres edelſten Schmuckes, der wiedergeborenen Chriſten, zum großen Theil beraubt werden — denn die werden uns vorzugsweiſe aus der Predigt geboren; wer mehr in katholiſchen Kirchen verkehrt hat, der wird wiſſen, wie anlockend im Anfange, wie unbefriedigend aber auf die Dauer ein Gottesdienſt iſt, bei dem das Verſtändniß leer ausgeht, 1 Kor. 14, 14, bei dem nicht den Menſchen zur Beſſerung, zur Ermahnung und Tröſtung geredet wird, 1 Kor. 14, 3, bei dem nicht das nährende Brot der Lehre dargereicht wird, ſondern nur das Confect unbeſtimmter Anregung des Gefühles. Die liturgiſchen Gottesdienſte dürfen nicht an die Stelle der Predigtgottesdienſte treten, ſie ſollen nur ihre Ergänzung bilden.

Das ſicherſte Präſervativ gegen die katholiſche Kirche aber iſt das, daß der Geiſt der Buße unter uns lebendig bleibt. Was unſere Kirche gegrün-

der hat, das wird ſie auch erhalten. So lange auf unſerer Seite das: Herr erbarme dich! iſt, auf der anderen das ſtolze phariſäiſche Rühmen, dürfen wir nichts fürchten, am wenigſten unter unſerem deutſchen Volke, bei dem nicht zufällig die Reformation ihren Urſprung genommen hat, deſſen Innerlichkeit ſich durch Glanz und Flitter und Prätentionen nicht ſo leicht beſtechen läßt, und in einer Zeit, der es ſo nahe gelegt iſt und immer näher gelegt werden wird, den wahrhaften Troſt zu ſuchen, den nur das perſönliche und unmittelbare Verhältniß zu Gottes Lamm und Leuen gewähren kann.

Vergeſſen wir es aber trotz aller Verhöhnungen und plumpen Angriffe nicht, die uns das Vergeſſen ſo gar nahe legen, daß die katholiſche Kirche mit uns auf dem Grunde der öcumeniſchen Bekenntniſſe ſteht und mit uns den Thomas a Kempis gemeinſam hat, beurtheilen wir das Weſen katholiſcher Frömmigkeit nicht unbedingt nach dem Betragen ihrer Geſchäftsführer und ihrer grünen Neophyten, laſſen wir unter uns die rauhe und übertreibende polemiſche Weiſe unſerer Glaubensgenoſſen in England, Amerika, Frankreich nicht aufkommen, die Gleiches mit Gleichem, Scheltwort mit Scheltwort vergilt. Streben wir der Liebe nach, welche langmüthig und freundlich iſt und ſich nicht erbittern läßt, und gedenken wir, daß die Buße ein leerer Schein iſt, wenn ſie dieſe Liebe nicht hervorruft. Von dem Wupperthal namentlich geht mancher Angriff gegen die katholiſche Kirche aus, deſſen wir uns nicht freuen können, ebenſowenig wie der kürzlich von den baierſchen Conſiſtorien erlaſſenen Aufforderung zu Sammlungen für den Kölner Dombau, die ſo lange eine Herabwürdigung für unſere Kirche iſt, als von der anderen Seite jede Gegenſeitigkeit verſagt wird. Wir freuen uns vielmehr der Antwort, die kürzlich ein Mann in bedeutender Stellung auf die Aufforderung gab zum Kölner Dombau beizutragen, man ſolle ihm erſt nachweiſen, daß der Erzbiſchof von Köln einen Beitrag zu einem evangeliſchen Kirchenbau gegeben, ſo wolle er gern das Zehnfache geben.“

Bücherſchau.

Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. Von **Dr. Aug. Neander.** 11ter Theil. Aus den hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von K. F. Th. Schneider. Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1852.

Das erſte opus posthumum des „Vaters der neueren Kirchengeſchichte!“ Dieſer Band führt ſein großes kirchenhiſtoriſches Werk faſt bis zur Reformation herab und wurde noch von ihm ſelbſt unter vielfachen Schwierigkeiten bei faſt erblindeten Augen und mit Hülfe von Nachſchreibern zum Drucke ausgearbeitet; den Abſchnitt über die Gottesfreunde hat er noch in den letzten Tagen ſeines Lebens in die Feder dictirt. Der Herausgeber hat ſich darauf beſchränkt, die hinterlaſſenen Manuſcripte möglichſt unverändert und mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt zu veröffentlichen, ſo daß wir alſo hier das Werk Neanders, und nicht das Werk eines ſelbſtſtändigen Ueberarbeiters und Vollenders vor uns haben. Mit dieſem Plane ſind wir ganz einverſtanden. Freilich müſſen wir dabei bedauern, daß es dem ſeligen Manne nicht mehr vergönnt war, dieſem Bande diejenige Vollſtändigkeit und Feile zu geben, welche man ihm billig wünſchen möchte. Denn wer darin eine erſchöpfende Geſchichte der Kirche von Bonifacius VIII bis zur Reformation erwartet, wird ſich getäuſcht finden. Der erſte Abſchnitt, welcher das Papſtthum und die Kirchenverfaſſung behandelt, reicht bloß bis zum Baſler Concil a. 1431 herab und läßt mithin einen ſehr wichtigen Zeitabſchnitt für die Geſchichte des Papſtthums bis zu Leo X unberührt. Die Miſſionsgeſchichte, die Geſchichte des Cultus und des chriſtlichen Lebens ſind gänzlich ausgelaſſen, und der ganze übrige Raum dieſes Bandes iſt den vorreformatoriſchen Bewegungen in der Theologie gewidmet. Hier werden beſonders Wycliffe und noch mehr Huß und die Huſſiten in Böhmen mit großer Ausführlichkeit und eingehender Liebe, freilich aber auch mit einer gewiſſen Parteilichkeit für die Diſſidenten, nach Lehre und Leben dargeſtellt. Wir haben alſo hier einen theologiſchen Torſo vor uns, den man mit gemiſchten Gefühlen der Bewunderung und des Bedauerns anſieht. So ſind auch die herrlichſten gothiſchen Dome des Mittelalters unvollendet geblieben. Alles Menſchliche iſt eben doch nur Stückwerk, und nahe am Abſchluſſe der größten Unternehmungen werden wir an unſere Endlichkeit und Mangelhaftigkeit erinnert, auf daß kein Fleiſch ſich rühme.

Was die Vollendung des ganzen Werkes von der Reformation bis auf die neuſte Zeit betrifft, ſo hat Neander darüber nichts, als unleſerliche und

Digitized by Google

zuſammenhangsloſe Blätter hinterlaſſen, und alles, was wir daher über die letzten drei Jahrhunderte von ihm zu erwarten haben, iſt ein kurzer Ueberblick, entnommen aus den nachgeſchriebenen Collegienheften ſeiner Schüler. Wahrſcheinlich aber wird der Verleger irgend einen namhaften Gelehrten zur ſelbſtſtändigen Vollendung des Werkes nach dem Maaßſtabe der früheren Bände zu gewinnen ſuchen, und dann würden wir noch mehrere Jahre auf den endlichen Schluß zu warten haben. So iſt ja auch das freilich noch viel ausführlichere Werk von Schröckh, begonnen a. 1768, endlich a. 1812 von Tzſchirner mit dem 45ſten Bande zum Abſchluß gebracht worden.

Der **zweite Brief Petri**, ausgelegt von **W. O. Dietlein**, Lic. theo. Berlin, 1851. Verlag von W. Schultze (Wohlgemuth's Buchhandlung.)

Dieß iſt der erſte Theil eines beabſichtigten Commentars über die ſieben katholiſchen Briefe, welche von der neueren Exegeſe etwas vernachläſſigt worden ſind, und enthält einen dankenswerthen Beitrag zur Vertheidigung der bekanntlich vielfach angefochteten Aechtheit, ſowie zur gelehrten Auslegung des zweiten Briefs Petri.

Neue Erzählungen für die Jugend von Dr. **G. H. von Schubert**, Hofrath und Profeſſor in München. Erſter Band. Erlangen, 1852. Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.

Dieſe Sammlung enthält 17 theils früher ſchon zerſtreut gedruckte, theils zum erſten Mal veröffentlichte Erzählungen, welche in hohem Grade zur Unterhaltung und Erbauung der Jugend geeignet ſind. Dr. Schubert, von Beruf ein Naturforſcher, hat ein einfältiges, kindlich gläubiges, liebevolles und ungemein liebenswürdiges Gemüth, wie wohl wenige Gelehrte, und iſt darum zum erbaulichen Jugendſchriftſteller in ganz beſonderem Maaße begabt. Sein Styl iſt klar, fließend, belebt und anziehend. Die meiſten dieſer Erzählungen, z. B. Flavius und Pelegia, Muttertreue, bei Gott iſt kein Ding unmöglich, das Gottesgericht, das Ahnungsvermögen und die Stimme des Gewiſſens, würden ſich vortrefflich zum Gebrauch für deutſche Sonntagsſchulen eignen. Ein zweites Bändchen von gleichem Inhalt und Titel ſoll in Kurzem nachfolgen.

Johann Bunyan's Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die, die da kommen ſoll. Aus dem Engliſchen. Prachtausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in Einem Band. Leipzig. Coſtenoble und Remmelmann. 1852.

Bunyan's Pilgerreiſe iſt bekanntlich ein religiöſer Roman, der aber auf tiefer Wahrheit und täglich ſich wiederholender Erfahrung ruht, und ſchildert mit unnachahmlicher Einfalt und Anſchaulichkeit die Gefahren, Kämpfe und Siege des Chriſtenlebens unter dem Bilde einer Pilgerreiſe nach der himmliſchen Gottesſtadt. Bunyan blühte um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, alſo in der bewegteſten und intereſſanteſten Periode der engliſchen Kirchengeſchichte, und machte alle die tiefen religiöſen

Kämpfe jener Zeit perſönlich durch. Obwohl Baptiſt, hatte er doch ein weites Herz, und was uns in dieſem Buche begegnet und ihm ſeine Bedeutung ſichert, iſt nicht etwa die Eigenthümlichkeit der baptiſtiſchen Gemeinſchaft, die gar nicht hervortritt, ſondern das allgemein Chriſtliche und Katholiſche. Sonſt hätte das Werk auch niemals dieſe ungemeine Verbreitung unter allen Confeſſionen finden können. Denn nächſt der noch höher ſtehenden „Nachfolge Chriſti“ des mittelalterlich katholiſchen, kindlich gläubigen Mönchs Thomas a Kempis iſt die „Pilgerreiſe“ vielleicht das verbreitetſte Erbauungsbuch der ganzen Chriſtenheit. Auf deutſchem Boden iſt zwar Arndt's wahres Chriſtenthum weit mehr bekannt, aber in engliſcher und franzöſiſcher Zunge wird dieß bei weitem nicht ſo viel geleſen, als Bunyan's Werk in deutſcher und franzöſiſcher. Es ſind davon ſeit 1845 drei deutſche Ueberſetzungen erſchienen, eine ziemlich freie von Conſiſtorialrath Ranke, eine wörtliche vom evangeliſchen Büchervęrein für Norddeutſchland (Berlin 1850,) und die vorliegende, die von einem gebildeten und wohlmeinenden, aber theologiſch unklaren und unſelbſtſtändigen Laien herrührt. Die letztere hat vor den beiden anderen den Vorzug, daß ſie zugleich den zweiten Theil von Bunyan's Werk gibt, nämlich die Pilgerreiſe der Chriſtiana, der Gattin des Pilgers, die freilich in einem ähnlichen Verhältniſſe der Inferiorität zum erſten Theile ſteht, wie Miltons wiedergefundenes zu ſeinem verlorenen Paradies, indeſſen doch köſtliche Allegorieen und höchſt lebendige Schilderungen enthält. Auch iſt dieſe Ueberſetzung mit 12 geſchmackvollen Holzſchnitten geziert und überhaupt ſehr hübſch ausgeſtattet. Dagegen hätten die Anmerkungen wegbleiben ſollen, da ſie faſt ſämmtlich dem rationaliſtiſchen Werke von Ammon's, „die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion“, entnommen ſind, das in einer ganz anderen theologiſchen und religiöſen Atmoſphäre athmet, als Bunyan's Pilgerreiſe, und deßhalb zur Aufklärung derſelben durchaus nicht geeignet iſt.

Von derſelben Verlagshandlung (Coſtenoble und Remmelmann in Leipzig) iſt uns ein ſchön gedrucktes Erbauungsbuch: „Stunden religiöſer Erbauung für alle Lebensverhältniſſe evangeliſcher Chriſten, von Dr. Wilhelm Haan“ zur Anzeige zugeſchickt worden, das wir aber nicht näher prüfen konnten. Daſſelbe gilt von dem „Verſuch einer bibliſch-ſachlichen und ſprachlichen Erklärung des kleinen lutheriſchen Katechismus von Brieger, Berlin 1852 bei Schultze — Wohlgemuth.“

Correſpondenz.

Die evangeliſch-lutheriſche Synode von Pennſylvanien.

* * * den 13ten Juni 1852.

Lieber Doctor!

Mein letzter Brief wird Dir richtig zu Handen gekommen ſein. Mir kam der letzte „Kirchenfreund“ von Dir zu, der mir recht intereſſant war. Dem Dr. J. Berg haſt Du mehr Ehre angethan, als er verdient, ſo klar Du auch ſeine Schande gezeichnet haſt. Dr. Berg hat eigentlich keinen Ort im Kirchenfreund, er hat auch keinen in der Kirchengeſchichte. Das Intereſſe, das ſich an ihn knüpft, iſt rein denominationell und local; ich bedaure, daß er Geſtank auch im K. F. und im Mercersburg Review hinterließ, beſonders, da Du und Dr. Nevin an ihm einen perſönlichen Gegner bekämpftet. Nun — requiescat in pace! Daß die Leute in Carolina eine beſondere Synode bilden wollen, kann Euch nur recht ſein, denn Euch zur Hülfe waren ſie doch nie, und ob ſie ſich ſelbſt helfen können, weiß ich nicht, bezweifle es aber.

Am Freitag kam ich ſehr ermattet von einer höchſt anſtrengenden Synodalſitzung*) zurück, welche am Donnerſtag Abend wenige Minuten vor 12 Uhr ihr Ende erreicht hatte. Der Eindruck, den ich nach Hauſe nahm, war und iſt ein befriedigender; mir iſt kein Zweifel, daß alle Glieder das Band eines vollkommenen gegenſeitigen Vertrauens umſchlingt und keiner die Befürchtung erweckt, ſeine Anſicht der Kirche aufzudringen und ſie zur conditio sine qua non ſeines Stehens in unſerem Verbande machen zu wollen: es iſt ein redlicher Wille da, jede würdig repräſentirte Richtung in ihrem Rechte anzuerkennen und ohne Verketzerungsſucht Jedem zuzutrauen, daß er das Beſte wolle. Auch das Maaß von Vorſicht, welches gerade jetzt, wo überall in der Kirche aller Orten ganz Altes, Aelteres, Neueres und Neuſtes ſich drängen, jeder kirchlichen Section ſo gar ſehr noth thut, liebe ich in unſerer Synode zu ſehen und ich erkenne gerade darin die einzige Bürgſchaft für einen geſegneten Fortſchritt zum Beſſeren. Zum Reformator iſt ja heut zu Tage doch noch keiner berufen, ſo ſehr auch in Vielem Reformation noth thäte. Da iſt denn auch Jeder angewieſen, mit aller Beſcheidenheit ſeine Anſicht von den rechten Heilmitteln der Kirche vorzutragen und ſich ja nicht den Blick in das Weite und Breite zu hemmen durch ein ſchwächliches Verliebtwerden in beſtimmte Theorieen, die ſeiner Individualität und Stellung gerade zuſagen. Denn wo iſt Einer unter Allen in unſerer Zeit, der mit wahrhaft neuen Gedanken das Beſtehende rundweg als Irrthum erweiſen, das in Spannung Ruhende kräftig vorwärts bewegen könnte? — Wie überall ſo zeigt ſich auch bei uns ziemlich kräftig die Tendenz der Kirchlichkeit, jene centripetale Richtung auf ein ſtabiles Prinzip hin, das lebendige Verlangen nach einem conſervativen Mittelpunkt

*) der evangel. lutheriſchen Synode von Pennſylvanien, gehalten in der Trinitatiswoche zu Lancaſter, Pa.

A. d. Red.

und das Streben, den individuellen Charakter der einzelnen Kirche beſtimmter aufzufaſſen und auszuprägen. Daher iſt es denn ganz billig, wenn auch wir, da bald Dieß bald Jenes ſich Lutheriſch benennt, und auch das Entgegengeſetzteſte alſo heiſzen will, uns darüber klar zu werden ſuchen, was denn unſeren Anſpruch auf den Titel Ev. Lutheriſche Kirche weſentlich begründe. Dieß iſt um ſo bedeutungsvoller für uns, da die Frage über unſeren Anſchluß an die Generalſynode vor uns gekommen, aus weiſen Gründen aber dießmal noch nicht zur Entſcheidung gekommen iſt. Daß der redliche Wunſch, uns mit ihr vereinigen zu können, um mit concentrirten Kräften am Kommen des Reiches Gottes zu arbeiten, in Aller Herzen iſt, bezweiſle ich nicht. Auch die Beſprechungen über einzelne Abänderungen, die mit unſerer Liturgie vorgenommen werden möchten, gaben Anlaß, die bald mehr denominationelle, bald mehr im Sinne der ächten Katholicität wirkende kirchliche Tendenz in ihren Unterſchieden heraustreten zu laſſen. Das Alles iſt genügend, um zu zeigen, daß unſere Verhandlungen voll des tiefſten Intereſſes geweſen ſind. Nicht vergeſſen kann ich die Worte, mit denen Herr Paſtor Harbach, Delegat der Deutſch Reform. Synode, von uns Abſchied genommen hat; vollkommen ſtimme ich ſeinen Gedanken bei, daß wenn man ſich gegenſeitig beſſer kennen lernen würde, man dabei Vieles lernen und wohl auch verlernen dürfte und doß durch Beides manches Gute zur Reife käme; und wer wahrhaft kirchlich denkt, dem war das Wort willkommen und bedeutſam: The church is not our creature, but we are the creatures of the church! . . . . .

* * *

Die Controverſe über die Kindertaufe.

Beim beſten Willen können wir ein Paar Mittheilungen, die uns von mennoniſtiſcher Seite als Erwiederung auf die letzten Artikel über dieſen Gegenſtand im Febr.=, März= und April=Heft zugekommen ſind, unmöglich aufnehmen, wenn wir nicht die große Majorität unſerer Leſer ermüden wollen. Denn die Gründe für und wider die Kindertaufe ſind in einer Reihe von Aufſätzen im letzten und im laufenden Jahrgang des Kirchenfreundes nach allen Seiten hin mit großer Ausführlichkeit beſprochen worden, und eine neue apologetiſche oder polemiſche Mittheilung würde eine abermalige Erwiederung von pädobaptiſtiſcher Seite hervorrufen und könnte ſo möglicherweiſe zu einer langen Controverſe führen, wofür wir bei der Maſſe intereſſanter und wichtiger Gegenſtände, welche ſich unſerer Aufmerkſamkeit aufdrängen, in der nächſten Zeit keinen Raum erübrigen können. Der werthe Freund in Ohio möge uns daher geſtatten, ſeine, übrigens wie gewöhnlich in ganz gutem Geiſte und brüderlichem Sinne gehaltene Mittheilung bei Seite zu legen. Doch wollen wir daraus ſo viel anführen, daß er mit theilweiſer hiſtoriſcher Berechtigung und mit den eigenen Zeugniſſen Menno's den Zuſammenhang der Mennoniten mit den fanatiſchen Anabaptiſten des Bauernkriegs und den Gräueln zu Münſter in Abrede ſtellt, ſo wie für ſeine

Perſon und im Namen ſeiner Geſinnungsgenoſſen alle ihnen S. 105 zur Laſt gelegte Sympathie mit den ungläubigen Revolutionen der neuſten Zeit desavouirt; da ja umgekehrt die Mennoniten ſtets ruhige friedliebende Bürger geweſen ſeien und in dieſem Lande den Artikel der Wehrloſigkeit ſogar bis auf den heutigen Tag aufrecht halten, weßhalb ſie auch an dem amerikaniſchen Befreiungskrieg ſich nicht betheiligen wollten.

Chriſtus.

Dunkel deckte einſt die Völker, Götzen beugten ſie das Kniee;
Von der Sünde Nacht umfangen, huldigten dem Irrthum ſie;
Sieh! da tagt's im fernen Oſten und es flammt der Morgenſtern!
Dankend preist Dich meine Seele, Du Geſegneter des Herrn!

Du erſchienſt, der Welt Erretter, auf Judäas ſtiller Flur,
Nicht mit Glanz und Pomp bekleidet, nicht mit ird'ſcher Hoheit Spur;
Arm und niedrig, alſo walleſt lehrend Du an Jordan's Strand,
Schnöd verläugnet, ſchnöd verrathen, ſchnöd geläſtert und verkannt.

Dich verfolgte blinder Eifer, Dich umbrüllte grimme Wuth;
Heuchleriſche Phariſäer dürſteten nach Deinem Blut.
Gottes Rathſchluß ward vollendet, der Erlöſung Werk geſchah,
Und der Welt zum Heil und Segen litteſt Du auf Golgatha.

Achtzehnhundert Jahre ſchwanden, ſeit der erſten Boten Schaar
Dein lebend'ges Wort bekannte, ſonder Wanken in Gefahr,
Siegreich trotzet deine Kirche heut noch Teufel, Welt und Spott;
Und noch tönen ihre Hallen: „Feſte Burg iſt unſer Gott!"

Komm zu uns mit Deinem Segen! Deine Gnade weiche nicht!
Deiner Kirche bleibe ferner Troſt und Hoffnung, Rath und Licht!
Leite Hirten und Gemeinden nach dem Einen Ziele hin;
Und laß, Herr, aus ihrer Mitte Spaltung, Zank und Hader flieh'n!

Karl Aulenbach.

Port Waſhington, Ohio.

Digitized by Google

Kirchenchronik.

Amerika.

Römiſche Kirche. — Am 9ten Mai wurde das erſte eigentliche National-Concilium der römiſch-katholiſchen Kirche in den Vereinigten Staaten in der erzbiſchöflichen Kathedrale von Baltimore mit großem Pompe feierlich eröffnet und nach neuntägiger Sitzung beſchloſſen. Auf dem letzten Concil, das in Baltimore vor 3 Jahren gehalten wurde, waren 2 Erzbiſchöfe, 23 Biſchöfe und 44 Prieſter. Auf dieſer Synode dagegen waren ſechs Provinzen durch die Erzbiſchöfe von Baltimore, Neu-York, Cincinnati, St. Louis, Neu-Orleans und Oregon City vertreten. Unter dieſen Metropoliten ſtehen 33 Biſchöfe und 2 apoſtoliſche Vicare. Jeder der anweſenden Biſchöfe hatte Einen oder mehrere Theologen bei ſich, welche die Geſchäfte vorbereiten, während die Abſtimmung ſelbſt bloß von den Biſchöfen geſchieht. Drei Sitzungen wurden öffentlich gehalten, beſtehend aus einer Meſſe und Predigt, wobei die Kirche jedesmal gedrängt voll war. Die Geſchäftsverhandlungen aber wurden nach katholiſcher Sitte geheim und in lateiniſcher Sprache gehalten und kommen erſt nach ihrer Genehmigung durch den Papſt zu öffentlicher Kenntniß. Alles was davon zuvor verlautet, ſind lauter unzuverläſſige Gerüchte. Es wird jedoch in katholiſchen Blättern als ziemlich ſicher gemeldet, daß 10 bis 11 neue Biſchofsſitze für die Ver. Staaten vorgeſchlagen ſeien, und daß das nächſte Nationalconcil a. 1862, alſo erſt in zehn Jahren gehalten werden ſoll.

Während hiernach die römiſche Kirche in den Ver. Staaten unverkennbar bedeutend zunimmt, ſo hält dieſe Zunahme doch nicht Schritt mit der katholiſchen Einwanderung, beſonders von Irland, welches bekanntlich mehr Emigranten nach Amerika ſendet, als alle anderen Länder zuſammengenommen. Es iſt eine wohl nicht mehr zu beſtreitende Thatſache, daß eine ganze Maſſe von Irländern, ſobald ſie einmal in dieſes Land kommen, von dem Glauben ihrer Väter abfallen. Ein irländiſcher Prieſter, Namens Müllen, der gegenwärtig als Agent für die neuerrichtete katholiſche Univerſität zu Dublin im Lande herumreiſt und die beſte Gelegenheit zur Information hat, behauptete neulich, geſtützt auf Zeugniſſe römiſcher Biſchöfe, daß dieſer Kirche auf dieſe Weiſe in einem Vierteljahrhundert 2 Millionen Seelen verloren gegangen ſeien, und fordert deßhalb in einem Journal von Dublin die irländiſchen Prieſter auf, ihre Landsleute von der Auswanderung abzuhalten, damit ſie nicht ihren Glauben einbüßen. Dieſe abtrünnigen irländiſchen und deutſchen Katholiken werden nun aber keineswegs lauter evangeliſche Proteſtanten, vielmehr verſinken leider gar viele in das moderne Heidenthum und in völligen Unglauben, der natürlich viel ſchlimmer iſt, als frommer Aberglaube. Ein ſolcher negativer Zuwachs kann daher dem Proteſtantismus nicht viel helfen, außer ſofern er Material bildet, welches er religiös bearbeiten kann.

Unitarier in den Vereinigten Staaten. — Dieſe Secte, welche aus dem engliſchen Puritanismus hervorgegangen iſt und der gemäßigſten und reſpectabelſten Form des deutſchen Rationalismus entſpricht, zählt nach dem neueſten ſtatiſtiſchen Bericht 211 Gemeinden und 195 Prediger. Ihre Hauptſtärke hat ſie in Boſton und Cambridge, und es iſt beachtenswerth, daß die reichſten und gebildetſten Klaſſen des „amerikaniſchen Athen" zu derſelben gehören. Die

Univerſität Harvard, die älteſte und reichſte des Landes, war bis auf die neueſte Zeit, wo die Geſetzgebung von Maſſachuſetts ihr den ſectireriſchen Charakter genommen hat, faſt ausſchließlich in ihren Händen. Auch in New-York ſoll man gerade unter den Unitariern verhältnißmäßig am meiſten literariſche und allgemeine Weltbildung finden. Bekanntlich gehören zu ihnen mehrere der angeſehenſten amerikaniſchen Schriftſteller, die Hiſtoriker Prescott, Bancroft und Sparks, die Dichter Longfellow und Bryant, und viele berühmte Staatsmänner, wie Everett und der gegenwärtige Präſident der Vereinigten Staaten, M. Fillmore. Sie theilen ſich übrigens in zwei ſehr verſchiedene Richtungen. Die Eine, als deren Repräſentant der zu früh verſtorbene edle und geiſtvolle *Channing* angeſehen werden kann, glaubt an eine übernatürliche Offenbarung, an die göttliche Eingebung der heil. Schrift, an die Wunder des Herrn, fühlt ſich aber durch die Formen der kirchlichen Orthodoxie zu ſehr beengt, ſtrebt nach einer der Vernunft und der modernen Weltbildung mehr entſprechenden Auffaſſung des Chriſtenthums und legt dabei großes Gewicht auf ſittlich religiöſe Charakterbildung nach dem Vorbilde Chriſti. Daher findet man in dieſer Schule ſehr edle liberale und wohlthätige Gentlemen, von denen das Wort gilt: „Du biſt nicht fern vom Reiche Gottes." Die andere Richtung dagegen, in welcher der bekannte Boſtoner Prediger *Theodor Parker* ſich durch Talent und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit beſonders hervorthut, verfolgt mehr die Wege des conſequenteren deutſchen Rationalismus und Pantheismus und identificirt ſich mit allen radicalen Tendenzen des Tages, wie Abolitionismus, Weiberemancipation, Socialismus ꝛc., verliert aber eben damit immer mehr allen chriſtlichen Grund und Boden und iſt auf dem Wege zum religiöſen Nihilismus. —

Während ſich bisher der Unitarianismus faſt ausſchließlich in den höheren ariſtokratiſchen Schichten der amerikaniſchen Geſellſchaft und in den öſtlichen Städten bewegt hat, ſo iſt neuerdings ein Verſuch gemacht worden, ihm einen miſſionirenden und populären Charakter zu geben und ihn unter den mittleren und niederen Klaſſen im Weſten zu verbreiten. Dieſen Zweck hat das unitariſche Collegium zu *Meadville* in Weſtpennſolvanien im Auge. Dort ſollen junge Männer unentgeltlich in einem dreijährigen Curſus eine oberflächliche literariſche und theologiſche Bildung erhalten, um dann als Miſſionäre des Unitarianismus in der gemiſchten Bevölkerung des Weſtens ein „freiſinniges praktiſches Chriſtenthum" zu verbreiten. An der Spitze dieſes intereſſanten Unternehmens ſteht ein Herr *Heidekupper*, urſprünglich holländiſch reformirt, aber ſeit längerer Zeit für den Unitarianismus begeiſtert und in ſeiner Art ſehr wohlthätig. Er ſelbſt gab von ſeinem großen Vermögen, das er ſich als Agent der holländiſchen Landkompagnie erworben, $ 10,000 zu jenem Zweck, und die übrigen $ 40,000 ſind in kurzer Zeit unter den Unitariern in Boſton, New-York und Brooklyn zuſammengebracht worden. In demſelben Städtchen befindet ſich ein ſogenanntes Collegium unter der Leitung der *Methodiſten*, das aber kaum eine reſpectable Akademie oder Vorbereitungsſchule auf ein Collegium iſt. Die Bildung wird dort zu wohlfeil verkauft. Für $ 25 erhält man ein permanentes Stipendium! Dieſes Syſtem der Wohlfeilheit in literariſchen Dingen wird heut zu Tage in Amerika ſicherlich zu weit getrieben und hat einen ungünſtigen Einfluß auf ſolide wiſſenſchaftliche Bildung und Literatur. Die altengliſche Maxime: „Was nichts koſtet, iſt auch nichts werth," hat ſicherlich viel Wahrheit. Mit einem ſolchen Rivalen hat das unitariſche Miſſionsinſtitut in Meadville einen leichten Kampf, obwohl es ſelbſt die Anforderungen der Bildung viel zu niedrig

ſtellt. Ob es je viel Einfluß auf den Weſten gewinnen wird, das wird die Zukunft lehren.

Deutſche Einwanderung. — (Aus dem Jahresbericht der deutſchen Geſellſchaft in Neu-York.) Die deutſche Geſellſchaft der Stadt Neu-York beſteht jetzt ſchon 68 Jahre. Ihr urſprünglicher Zweck war, den hier anſäßigen Deutſchen in Armuths- und Krankheitsfällen Hülfe zu leiſten; und auch jetzt wird bei Weitem der größere Theil ihrer Einnahmen hiezu verwendet. (Im letzten Jahre betrugen ihre Einnahmen $11,361; davon wurden $7,597 an hier wohnende Arme vertheilt.) Sich der ſo zahlreich einwandernden Deutſchen mit Rath und That anzunehmen, iſt erſt ſpäter ein Hauptaugenmerk der Geſellſchaft geworden. Bekanntlich hat ſie zu dieſem Zwecke ein Geſchäftslokal in der Greenwich-Straße Nr. 95 eröffnet, woſelbſt Einwanderer über die zweckmäßigſte Art ihrer Weiterreiſe, wie überh ſonſtige Angelegenheiten ſich Rath erholen können, der ihnen unentgeldlich und uneigennützig ertheilt wird. Dieſe Einrichtung iſt an einem Orte, der ſich den Namen „die Reſidenz des Betrugs und der Lüge" erworben hat, ſehr wichtig und ſchätzbar; und mit Recht hat der Name der deutſchen Geſellſchaft hiedurch fern und nah einen guten Klang gewonnen. Manche Verdächtigungen ſind zwar gegen ſie und ihre Agenten erhoben, haben ſich aber immer auf's Neue als nichtig erwieſen. Man darf mit Grund von ihr ſagen: ſie ſucht redlich das Wohl der Einwanderer zu befördern. Fehlt's bei ihr irgendwo, ſo fehlt's nur daran, daß ſie nicht noch mehr thut und eine noch ausgebreitetere Thätigkeit übt. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß ſie durch anſehnlichere Geldbeiträge hiezu in Stand geſetzt werden möge und das um ſo mehr, als die Einwanderung allem Anſcheine nach ſehr bedeutend zunehmen wird. Wir heben nun aus dem letzten Jahresberichte der Geſellſchaft einige Hauptpunkte heraus.

Die Zahl der deutſchen Einwanderer, die 1851 in Neu-York landeten, betrug 70,540, darunter 21,173 von Havre aus, 18,621 von Bremen, 8,141 von Hamburg, 7,064 von Antwerpen, 6,522 von London, 5,797 von Liverpool, 2,454 von Rotterdam. In den vorhergehenden Jahren betrug die Zahl der hier ankommenden Deutſchen a. 1846 52,326, 1847 70,735, 1848 52,620, 1849 55,625, 1850 45,768. — Die Geſammtzahl aller 1851 in Neu-York gelandeten Einwanderer betrug 289,601, worunter 163,256 Irländer.

Es befanden ſich im vorigen Jahre unter den Einwanderern mehr Unterſtützungsbedürftige, als früher. Viele politiſche Flüchtlinge, aus Frankreich und der Schweiz ausgewieſen, kamen herüber, wie auch viele Schleswig-Holſteiner, die, als ihr Vaterland wieder in die Gewalt der Dänen kam, genöthigt waren, ſich hier ein neues Vaterland zu ſuchen. Für Letztere bildete ſich ein eigenes ſchleswig-holſteiniſches Committee, das in Verbindung mit der deutſchen Geſellſchaft ihnen half, ein Unterkommen zu finden. Ferner ſchafften ſich auch im letzten Jahre wieder viele Gemeinden in Deutſchland auf eine unverantwortliche Weiſe ihre Armen vom Halſe, indem ſie ihnen die Fahrt bis Neu-York bezahlten, aber zur Weiterreiſe in's Innere ihnen nicht das Geringſte gaben, ſo daß ſie ohne alle Mittel hier anlangten, und zum Theil nicht einmal die wenigen Schillinge hatten, um die Fortſchaffung des Gepäcks vom Schiffe bezahlen zu können. Hülfloſe Wittwen mit kleinen Kindern, Greiſe von 60 bis 70 Jahren, die gleich nach ihrer Ankunft im Armenhauſe eine Zufluchtsſtätte ſuchten, kamen auf dieſe Weiſe hier an! — In den unter dem Schutze des Staats ſtehenden öffentlichen Armen- und Krankenhäuſern ſind jedoch in letzter Zeit mehr Deutſche aufgenommen, als früher, indem die heftige Abneigung und das Mißtrauen der Deutſchen gegen dieſe Anſtalten bedeutend abgenommen hat. Früher war allerdings dazu viel Grund vorhanden; doch iſt es jetzt, beſonders in Folge der energiſchen Bemühungen des Präſidenten der deutſchen Geſellſchaft, damit beſſer geworden, wenn gleich noch immer Manches zu wünſchen übrig bleibt. [Am. Botſch.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. Auguſt, 1852. Nro. 8.

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitäts-theologen Deutſchlands.

(Fortſetzung.)

8. Heidelberg.

Das im fruchtbaren Rheinthale an den lieblichen Ufern des Neckar, am Fuße des Königſtuhls und einer alterthümlich ehrwürdigen und maleriſchen Schloßruine gelegene Heidelberg, ehemalige Haupt- und Reſidenzſtadt des Churfürſtenthums der Pfalz, beſitzt ſchon ſeit dem Jahre 1346 eine Univerſität, welche die verſchiedenartigſten Geſchicke erlebt, aber ſtets eine hervorragende und ehrenvolle Stellung in der gelehrten Welt behauptet hat und noch immer von Fremden aus faſt allen Weltgegenden beſucht wird. Im Mittelalter der Sitz einer ſtreng katholiſchen Scholaſtik, gegen Ende des 15ten Jahrhunderts der Wirkungskreis berühmter Humaniſten und Vorläufer der Reformation, des Johann Weſſel, Agricela und Reuchlin, im Anfang des 16ten Jahrhunderts die Alma Mater mehrerer Reformatoren, des Melanchthon, Oekolampadius, Bucer, Brenz und Schnepf, einige Deeennien ſpäter der claſſiſche Mittelpunkt der deutſch. reformirten Kirche, der Entſtehungsort ihres Katechismus und der Schauplatz der Thätigkeit ihrer berühmteſten Lehrer, des Urſinus, Olevianus, Tremmellius, Zanchius, im dreißigjährigen Kriege hart mitgenommen und ſchrecklich verwüſtet, unter Ludwig XIV und ſpäter in den napoleoniſchen Kriegen der Raubluſt und Zerſtörungswuth der Franzoſen ausgeſetzt, welche auch die ſeltene, ungemein werthvolle Bibliothek auf eine ſchändliche Weiſe plünderten, aber nach all dieſen Niederlagen immer wieder neu belebt, — iſt dieſe Univerſität jetzt wieder in voller Blüthe und ragt nicht nur durch ausgezeichnete Gelehrte in allen Fächern, beſonders in der Jurisprudenz und Weltgeſchichte hervor, ſondern iſt auch, nach einer vorübergehenden Herrſchaft des Ra-

tionalismus, der mit dem kürzlich verſtorbenen Kirchenrath Paulus wiſſenſchaftlich, wenn auch noch nicht praktiſch zu Grabe gegangen, von einer evangeliſch gläubigen Theologie in Beſitz genommen worden. Die gegenwärtige theologiſche Facultät von Heidelberg, beſtehend aus den Profeſſoren Umbreit, Ullmann, Hundeshagen, Dittenberger, Schenkel und Schöberlein, iſt ohne Frage Eine der tüchtigſten in ganz Deutſchland und wird wohl mit der Zeit die vom Nationalismus arg verwüſteten kirchlichen Verhältniſſe des Großherzogthums Baden durch die Heranbildung einer gläubigen Geiſtlichkeit wohlthätig umgeſtalten.

Dr. Carl Ullmann, Profeſſor der Kirchengeſchichte, gehört im weiteren Sinn der Schleiermacher-Neanderſchen Schule an, iſt aber dabei ein Mann von durchaus ſelbſtſtändiger Gelehrſamkeit, von feinem, durchſichtig klarem Geiſte und von milder, liebenswürdiger Geſinnung, ein Vermittlungstheologe im guten Sinne, der die verſchiedenen Bildungselemente der Zeit zu verſöhnen ſucht und gar oft ein ſchönes Wort des Friedens in die ſtreitenden Parteien und Tendenzen der Gegenwart hineinſpricht. Wie Neander, iſt er in dieſer Hinſicht ein Geiſtesverwandter des friedliebenden Melanchthon, der dem ſtreitfertigen Luther ergänzend zur Seite ſtand und bisweilen dem wilden Kriegsroß in die Zügel fallen mußte. „Magiſter Philippus fährt ſäuberlich ſtille daher, ſäet und begeußt mit Luſt, nach dem ihm Gott gegeben hat ſeine Gaben reichlich.“ Hätte Baden daneben nur auch einen kräftig durchgreifenden Luther!

Ullmann figurirt ſchon ſeit beinahe dreißig Jahren vor dem theologiſchen Publikum theils durch eine Anzahl von Schriften und Abhandlungen meiſt hiſtoriſchen Inhalts, theils als Redacteur der gediegenſten wiſſenſchaftlich theologiſchen Vierteljahrsſchrift, der „Studien und Kritiken.“ Unter den erſteren ragt die Monographie über Gregor von Nazianz, noch mehr aber das ſpätere, reifere und umfaſſendere Werk: „Die Reformatoren vor der Reformation“ (2 Bände, Hamburg. 1841 und 1842) hervor. Das letztere iſt ohne Frage eine der ſchönſten Zierden der neueren deutſchen Theologie und ein wahres Meiſterſtück der Geſchichtsforſchung und Geſchichtsſchreibung, ebenſo gründlich, als klar, ebenſo lehrreich, als intereſſant. Man merkt es auf jeder Seite, daß der Verfaſſer ſeines Gegenſtandes vollkommen Herr iſt, ihn durch jahrelanges Studium bis auf die kleinſten Specialitäten ſich liebevoll angeeignet hat und mit gewiſſenhafter Treue ohne Parteizweck, ohne Zorn und Leidenſchaft, bloß im Intereſſe der Wahrheit und mit der milden Ruhe und Würde eines Philoſophen darſtellt. Das Werk umfaßt freilich nicht den ganzen Umfang der vorreformatoriſchen Bewegungen des Mittelalters, ſondern bloß einen Theil derſelben, hauptſächlich in den Niederlanden, nämlich Johann von Goch, Johann von Weſel, Johann Weſſel, die Brüder vom gemeinſamen Leben, und die Myſtiker Ruysbroek, Suſo, Tauler, Thomas a Kempis und Stau-

piz. Es übergeht alſo die ganze Wycleffe'ſche Bewegung in England, die bedeutſame Thätigkeit des Johann Huß und der Huſſiten in Böhmen, des Savonarola in Italien, der Humaniſten Agricola, Reuchlin und Erasmus, ſowie die mehr negativen Anbahnungen der Reformation durch die akatholiſchen Secten. Allein ſo weit es reicht, iſt es vollſtändig und man kann wohl ſagen, erſchöpfend, ſo daß es ſchwer halten wird, über dieſe Männer viel Neues nachzutragen, wenigſtens ſo weit das Material ſelbſt in Betracht kommt. Etwas anderes iſt es natürlich mit der Beurtheilung, die ſowohl vom radical und unhiſtoriſch proteſtantiſchen, als vom römiſch katholiſchen Standpunkt verſchieden ausfallen muß. Gerade darin aber nimmt Ullmann, wie uns ſcheint, die rechte Mitte ein, und es mag vielleicht nicht unpaſſend ſein, hierüber etwas Näheres zu ſagen.

Der Verfaſſer der „Reformatoren vor der Reformation“ geht von der Anſchauung aus, daß die Reformation des 16ten Jahrh. nicht magiſch und abrupt vom Himmel gefallen, ſondern das Reſultat langer und allſeitiger geſchichtlicher Vorbereitung, das nothwendige Product des mittelalterlichen Katholicismus ſei. Die puritaniſche und römiſche Anſicht dagegen treffen darin überein, daß ſie jene Bewegnng für eine radicale Revolution, für eine Rebellion gegen die katholiſche Kirche des Mittelalters anſehen, freilich mit dem weſentlichen Unterſchied, daß jene dieſe Revolution für eine weſentlich göttliche That, für eine Wiederherſtellung des urſprünglichen apoſtoliſchen Chriſtenthums, dieſe dagegen für einen ketzeriſchen Abfall von dem göttlichen Inſtitut der Kirche hält. In beiden Fällen wird der Geſchichte, das Eine Mal der katholiſchen, das andere Mal der proteſtantiſchen Geſchichte Gewalt und das größte Unrecht angethan, die Continuität der Entwicklung des Reiches Chriſti auf Erden geläugnet und im Einen Falle das Mittelalter, im anderen Falle das Zeitalter des Proteſtantismus von dieſem Reiche losgeriſſen und ebendamit zu einem unerklärlichen Räthſel gemacht. Hier in Amerika herrſcht nun die radicale puritaniſche, oder wie Ullmann ſie nennt, die „beſchränkt proteſtantiſche“ Theorie faſt in allen Denominationen im Zuſammenhang mit dem tiefgewurzelten Haſſe gegen alles Katholiſche. Sie „verkennt das Naturgemäße und relativ Nothwendige in der Entwicklung des Katholicismus, ſowie ſeine geſchichtliche Bedeutung; ſie ſieht in der Hierarchie nur Verderbniß, in der Kirche des Mittelalters nur Finſterniß, (— ja ſogar ein „Meiſterſtück des Satans“ —,) in der Reformation dagegen nur Licht, Freiheit und Vollkommenheit, und wie ſie jene und ihre Repräſentanten nicht ſchwarz und ſchlimm, ſo kann ſie dieſe und ihre Vorkämpfer nicht hell und glänzend genug ſchildern.“ Sie iſt allerdings zum Theil veranlaßt durch einige Reformatoren ſelbſt, beſonders durch Calvin und John Knox, weit weniger durch Luther und Zwingli und am allerwenigſten durch Melanchthon; aber ſie iſt wie Ullmann treffend (Vorrede I S. XXI) bemerkt, „durch das Beiſpiel dieſer Männer keineswegs gerechtfertigt, da wir

ihren auf Leben und Tod kämpfenden Eifer wohl ſittlich bewundern, aber nicht zum Muſter für die Geſchichtsbetrachtung machen dürfen.“ Ja ſie wird durch die Herkunft und Bildung der Reformatoren ſelbſt widerlegt. Denn ſie ſind alle ohne Ausnahme weder im Heidenthum, noch im Judenthum, noch im Muhammedanismus, noch in irgend einer akatholiſchen Secte, ſondern im Schoße des Katholicismus geboren, getauft, confirmirt, ordinirt, theoretiſch und praktiſch entwickelt und zu Reformatoren herangebildet worden und haben auch factiſch die Gültigkeit aller dieſer ihnen zu Theil gewordenen kirchlichen Segnungen anerkannt, denn ſonſt hätten ſie ja ſich abermals taufen, confirmiren und ordiniren laſſen müſſen, was ſie bekanntlich nicht thaten. Auch die Bibel wurde ihnen von der katholiſchen Kirche gereicht, und ohne ihre vorangegangene philologiſche, patriſtiſche und ſcholaſtiſche Bildung hätten ſie dieſelbe nie und nimmer ſo gründlich verſtehen und auslegen können. Denn wer hat je gehört, daß ein häretiſcher Paulicianer, oder Katharer, oder Albigenſer einen Commentar zur heil. Schrift verfaßt und irgend etwas zu ihrem tieferen Verſtändniß oder überhaupt zur Förderung der theologiſchen Wiſſenſchaft beigetragen habe? Wenn man alſo die Reformation von ihren katholiſch kirchlichen Wurzeln losſchneidet, ſo widerſpricht man den offenbarſten Thatſachen der Geſchichte verwickelt den Proteſtantismus in einen unauflöslichen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ja was das Schlimmſte iſt, man wirft dadurch conſequenter Weiſe allen Glauben an das Chriſtenthum über den Haufen. Denn was ſollen wir von unſerer allerheiligſten Religion denken, wenn ſie ſo bald nach ihrem Eintritt in die Welt, als das Reſultat einer vieltauſendjährigen Arbeit der Weltgeſchite und zugleich als eine neue göttliche Schöpfung mit dem Anſpruch auf allgemeine Weltherrſchaft, von den Mächten der Finſterniß überrumpelt und durch das ganze Mittelalter hindurch faſt ganz ausgetilgt war? Was ſollen wir von der Macht Chriſti halten, der doch zur Rechten des allmächtigen und allgegenwärtigen Gottes ſitzt, und dem „alle Gewalt übergeben iſt im Himmel und auf Erden“, wenn er ſo leicht und durch viele Jahrhunderte hindurch vom Antichriſt beſiegt und beherrſcht ward? Wie in aller Welt wollen wir jene Theorie mit der ausdrücklichen Verheißung des Herrn vereinigen, ſeine Kirche auf einen unerſchütterlichen Felſen zu gründen, ſo daß ſie nicht einmal durch die Pforten der Hölle (alſo noch viel weniger durch den Papſt) überwältigt werden kann, und bei ſeiner Kirche zu bleiben alle Tage (alſo gewiß auch alle Jahre und Jahrhunderte vor der Reformation) bis an der Welt Ende, ohne ſeine Wahrhaftigkeit zu untergraben? Wenn es nicht Gott Lob zu allen Zeiten und bei allen Klaſſen von Menſchen glückliche Inconſequenzen gäbe, ſo müßten wir dieſe radicale Auffaſſung des Proteſtantismus im Verhältniß zum katholiſchen Mittelalter geradezu des Unglaubens an das Chriſtenthum, als eine wirkliche Macht in der Geſchichte, beſchuldigen und für eine Erneuerung des abſtracten gnoſtiſchen Spiritualismus erklären, der

das chriſtliche Centralgeheimniß der Menſchwerdung Gottes ſelbſt umſtößt.

Von dieſen unüberwindlichen Schwierigkeiten und troſtloſen Conſequenzen befreit uns bloß die Anſicht, wie ſie z. B. dem beſprochenen Ullmanniſchen Werke zu Grunde liegt und in demſelben durch eine Reihe von großen geſchichtlichen Perſönlichkeiten und Bewegungen im Schooße des katholiſchen Mittelalters unumſtößlich bewieſen wird. Sie ſetzt uns in den Stand, der grandioſen Erſcheinung des Katholicismus, welche 15 Jahrhunderte hindurch der, wenn nicht einzige, ſo doch jedenfalls hauptſächlichſte Träger des Chriſtenthums war und noch heutigen Tages, ohne die griechiſche Kirche mit einzurechnen, über 150 Millionen Anhänger zählt, alſo die Hälfte der nominellen Chriſtenheit umfaßt, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, indem ſie, um wieder mit Ullmann zu reden, „offen und unbefangen anerkennt, daß der Katholicismus mit ſeinen Inſtitutionen ſich unter gegebenen Bedingungen mit geſchichtlicher Nothwendigkeit entwickelt, daß er im Ganzen ſeine große Bedeutung und unläugbare Angemeſſenheit, vornehmlich für die mittlere Zeit, gehabt und beziehungsweiſe für die neuere noch habe.“ Sodann wird es bloß auf dieſem Standpunkte möglich, den Proteſtantismus ſelbſt ſiegreich zu vertheidigen, indem er ſo auf den feſten Grund und Boden der Geſchichte geſtellt, gegen den Vorwurf einer willführlichen Neuerung geſichert und als ein integrirendes Glied in dem hiſtoriſchen Entwicklungsproceſſe des Chriſtenthums erwieſen wird. Nächſt den Briefen des Apoſtels Paulus kenne ich kein beſſeres Argument für die Rechtfertigung der Reformation, als ihre lange und allſeitige Vorbereitung in der katholiſchen Kirche ſelbſt, welche die Mutter der romaniſchen und germaniſchen Völker iſt und ihnen nach dem unbeſtreitbaren Zeugniß der Geſchichte das Chriſtenthum und die Civiliſation gebracht hat, alſo ſchon deßhalb unmöglich identiſch mit dem Antichriſtenthum ſein kann und trotz der ſeither geſchehenen Spaltung noch immer die Achtung und Dankbarkeit aller billig denkenden Proteſtanten verdient. Wir unſererſeits danken Gott, daß wir von dem amerikaniſchen Antipapſt-Fanatismus total frei ſind; ſonſt wäre uns unſer Beruf als Lehrer der Kirchengeſchichte, wenigſtens was die Geſchichte des Mittelalters betrifft, die aber freilich die Puritaner gewöhnlich, als des Studiums gar nicht werth, gänzlich überſpringen, eine wahre Qual. Wer nun für dieſe Theorie den hiſtoriſchen Beweis kennen lernen will, der wird ſich durch die aufmerkſame Lectüre der „Reformatoren vor der Reformation“ reichlich belohnt finden.

Wie ſchon bemerkt, iſt Ullmann in Verbindung mit ſeinem liebenswürdigen Collegen Umbreit, der ſich durch wiſſenſchaftliche und praktiſche Commentare über mehrere Bücher des Alten Teſtaments vortheilhaft bekannt gemacht hat, Herausgeber der „Studien und Kritiken“, einer wiſſenſchaftlich theologiſchen Zeitſchrift, die ſchon im Jahre 1828 auf Schleiermachers Anregung hin gegründet und ſeitdem ununterbrochen fortgeführt wurde. Wer mit dem Fortſchritt der deutſchen Theologie Schritt halten will, dem iſt dieſe Viertel-

jahrsſchrift unentbehrlich, da ſie nicht ſelten Artikel von bleibendem gelehrtem Werthe enthält. Neuerdings beſpricht ſie auch mehr, als dieß früher der Fall war, die wichtigſten praktiſch kirchlichen Fragen der Gegenwart.

Dr. Hundeshagen, früher in Bern, hat zuerſt a. 1847 durch ein äußerſt intereſſantes anonym erſchienenes Werk über „den deutſchen Proteſtantismus“ die Aufmerkſamkeit auch des nicht theologiſchen Publikums auf ſich gezogen. Er weist darin die gegenwärtigen Gebrechen des deutſchen Proteſtantismus, beſonders die Entſtehung des modernen Antichriſtenthums auf eine originelle, geiſtvolle und kernhafte Weiſe im Zuſammenhang mit der ganzen Nationalentwicklung nach und beſpricht faſt alle religiöſen Fragen, welche Deutſchland gerade in der kritiſchen Gewitterſchwüle unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 bewegten. Als ein treuer Spiegel der damaligen Gährung und als eine gedankenreiche, kraftvolle und grunddeutſche Selbſtkritik des deutſchen Proteſtantismus wird es noch lange ſeinen Werth behalten, wenn gleich die Lage der Dinge ſeit 1848 vielfach eine andere geworden iſt. Da wir dieſes Werk im erſten Jahrgang des „Kirchenfreunds“ (S. 200 ff.) ausführlich beſprochen haben, ſo brauchen wir dabei hier nicht länger zu verweilen. Von Hundeshagen läßt ſich noch viel erwarten, da er, ſo viel wir wiſſen, im kräftigſten Mannesalter ſteht.

Dr. D. Schenkel, ein Schweizer, längere Zeit reform. Prediger in Schaffhauſen, a. 1850 an de Wette's Stelle nach Baſel berufen und nach kurzer Wirkſamkeit daſelbſt nach Heidelberg verſetzt als Profeſſor der Theologie und Director des evang. proteſt. Predigerſeminars, war urſprünglich nicht nur ein Schüler, ſondern auch ein intimer Freund de Wette's und ein entſchiedener Anhänger ſeiner freien kritiſchen Richtung, verbindet aber damit zugleich einen energiſchen Trieb nach praktiſch kirchlicher Wirkſamkeit, der ſich bei ihm neuerdings mehr zu entwickeln ſcheint und in dem wieder erwachten Kampfe mit dem Katholicismus bethätigt. Sein größeres hiſtoriſch dogmatiſches Werk in drei Bänden über „das Weſen des Proteſtantismus“, kennen wir zwar nicht aus directer Lecture und können es deßhalb auch nicht beurtheilen; aber mehrere ſeiner früheren theils lateiniſchen, theils deutſchen Abhandlungen (z. B. über die Abfaſſungszeit des erſten clementiniſchen Korintherbriefs, über die korinthiſche Chriſtuspartei,) welche bedeutenden Scharfſinn und gewandtes Darſtellungstalent verrathen, ſo wie ein kleines Schriftchen: „Fels oder Sand“, zur Vertheidigung des Proteſtantismus gegen die Angriffe von Dr. Alban Stolz in Freiburg, dem Verfaſſer des kernhaften und ächt volksthümlichen „Kalenders für Zeit und Ewigkeit“, haben wir geleſen und erfahren auch, daß er ſeit dem April des laufenden Jahres als Mitredacteur ſich an der Darmſtädter „Allgemeinen Kirchenzeitung“ betheiligt. Dieſes Blatt war bekanntlich früher unter Zimmermanns und Bretſchneiders Redaction eines der einflußreichſten Organe des flachen Rationalismus, hat aber jetzt, wie es ſcheint, eine mehr poſitive Richtung eingeſchlagen, worüber

wir uns ſehr freuen. Denn in dem von dem Darmſtädtiſchen Oberconſiſtorialrath und Hofprediger Palmer und Schenkel unterzeichneten Programm wird unter anderem als leitender Grundſatz derſelben angegeben: „Die A. K. Z. nimmt zu dieſem Ende ihren Standpunkt auf dem Grund und Boden der heil. Schrift A. und N. T.s, ſo wie der reformatoriſchen Bekenntniſſe. Die Kirche iſt ihr nicht ein menſchliches Machwerk, oder eine geſellſchaftliche Vertragseinrichtung, ſondern die gottgewollte, wenn auch in menſchlicher Form geſchehende Verwirklichung des göttlichen Reiches auf Erden.“ Dieß iſt immerhin eine bedeutſame Veränderung, wenn man an die früheren Jahrgänge dieſer Zeitſchrift zurückdenkt, wo die ſymboliſchen Bücher nur mit anmaaßender Verachtung als längſt veralteter Aberglaube behandelt zu werden pflegten. Auch Zimmermann ſelbſt ſoll neuerdings ſich mehr der Orthodoxie zugewandt haben und deßhalb beim Großherzog von Heſſen Darmſtadt und ſeinen Hofleuten in Ungnade gefallen ſein. Es iſt hohe Zeit, daß dieſes vom vulgären Rationalismus ſo entſetzlich verwüſtete Land ſich endlich aufmache und dem Fortſchritt der deutſchen Kirche und Theologie ſich anſchließe. Schenkel ſcheint bis dahin mehr eine vermittelnde Stellung zu behaupten, die aber auch wichtig iſt, zumal in den badiſchen Kirchenverhältniſſen, die im Allgemeinen noch ſehr hinter Preußen und Württemberg zurück ſind, übrigens offenbar einer heilſamen Reform entgegen gehen.

9. Tübingen.

Die Württembergiſche Univerſität der reizend-gelegenen Stadt Tübingen am Neckar exiſtirt ſchon ſeit 1477 und iſt ſeit der Reformationszeit faſt immer der Wirkungsplatz und die Pflanzſchule bedeutender Männer geweſen. Das kleine Königreich Württemberg hat vielleicht von allen deutſchen Ländern im Verhältniß zu ſeinem Umfang die größte Anzahl berühmter Dichter und Gelehrten geliefert. Die Dichter Schiller, Uhland, Kerner, Schwab, Pfizer und Knapp; die Philoſophen Schelling und Hegel; die Theologen Brenz, Andreä, Oſiander, Bengel, Oetinger, Rieger, Roos, Storr, Flatt, Planck, Steudel, Schmid, Beck, Dorner, ſo wie ausgezeichnete römiſch-katholiſche Lehrer, Möhler, Drey, Hirſcher, Staudenmeier, Hefele, Mack, Kuhn und Welte; freilich aber auch die Häupter des gemeinen ſowohl, als des ſpeculativen oder pantheiſtiſchen Rationalismus, Paulus, Strauß und Baur, ſind lauter Württemberger und (mit Ausnahme von Schiller) ſämmtlich in Tübingen gebildet, wenn gleich einige von ihnen ſpäter in anderen Ländern wirkten. Obwohl das Sprüchwort ſagt, daß die Schwaben erſt im vierzigſten Jahre geſcheut werden, ſo ſind ſie doch offenbar ein ſehr begabter Menſchenſchlag nach Kopf, Phantaſie und Gemüth. Sie ſind langſam, aber ſicher, und hinter ihrer meiſt unſcheinbaren und etwas unbehülflichen Außenſeite iſt ein ſehr gediegener Kern verborgen. Es wird aber auch nirgends ſo fleißig und methodiſch ſtudirt, als auf der Uni-

verſität Tübingen, ſo wie in den württembergiſchen Gymnaſien, beſonders in den ſogenannten niederen Klöſtern, welche die künftigen Theologen durch einen vierjährigen Curſus auf die Hochſchule vorbereiten, nachdem ſie zuvor das niedere und mittlere Gymnaſium durchgemacht haben. Die württembergiſche Gründlichkeit iſt ſprüchwörtlich geworden, artet aber freilich oft in Pedanterie, Kleinigkeitskrämerei und Langweilerei aus. Der theologiſche Univerſitätscurſus, welcher vom Staate nach Abſolvirung des Gymnaſialcurſus als Bedingung für den Eintritt in's geiſtliche Amt gefordert wird, dauert vier Jahre. Davon werden jedoch die zwei oder drei erſten Semeſter faſt ausſchließlich dem Studium der höheren Philologie und der Philoſophie gewidmet. Die letztere wird ganz ſyſtematiſch vorgenommen, und die verſchiedenen Syſteme, beſonders von Kant an in ihrer geſchichtlichen Reihenfolge bis auf Hegel herab mit einem Ernſte und Fleiße durchſtudirt, als ob das Heil der Welt von den abſtruſen Kategorieen der Metaphyſik abhienge. Freilich hat dieſes Uebergewicht der Speculation auch ſeine Schattenſeiten, und manche Jünglinge ſind in den letzten Jahrzehnten gerade durch das Studium der Philoſophie für die Theologie und das geiſtliche Amt total ruinirt worden, weßhalb neuerdings mehrere ernſte Stimmen zu Gunſten einer gründlichen Reform des Studienplans laut geworden ſind. Das Hauptdeſideratum iſt übrigens eine Reform der Philoſophie ſelbſt. Wenn einmal in Tübingen ſtatt des pantheiſtiſchen Panlogismus und des anmaaßenden und gemüthloſen Intellectualismus der Straußiſch-Hegelſchen Schule eine ächt chriſtliche und bei aller Begeiſterung für tiefere Erkenntniß doch zugleich wahrhaft demüthige Philoſophie zur Herrſchaft kommt, welche zur Theologie und Kirche in ein ähnliches dienendes Verhältniß tritt, wie die mittelalterliche Scholaſtik; dann kann ſie von unberechenbarem Nutzen ſein. Wer die Dogmengeſchichte gründlich ſtudirt hat und weiß, welchen wichtigen Einfluß z. B. der Platonismus auf die größten griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter, die ariſtoteliſche Logik und Dialektik auf die Koryphäen der ſcholaſtiſchen Theologie von Anſelm bis auf Gabriel Biel, ja man kann ſagen bis auf Calov und Quenſtädt herab geübt hat, und wie eng die Syſteme von Spinoza, de Cartes, Malebranche, Bacon, Locke, Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel mit der ganzen geiſtigen Cultur und auch mit der theologiſchen Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte verwoben ſind: der kann vernünftigerweiſe unmöglich die Philoſophie als ſolche gering ſchätzen oder für entbehrlich halten, ſo ſehr er auch von der gerade herrſchenden Zeit- und Modephiloſophie abweichen mag. Die Philoſophie wird nicht aufhören, ſolange der Menſch den ihm von Gott angebornen edlen Trieb beſitzt, von der Oberfläche in die Tiefe, vom Beſonderen zum Allgemeinen, von den zufälligen Erſcheinungen zu den ewigen Geſetzen uud Principien alles Daſeins zu dringen und die zerſtreuten Strahlen des Wiſſens zur Einheit der Idee und des Syſtems zuſammenzufaſſen. Da nun Württemberg neuerdings ſo

viel dazu beigetragen hat, die proteſtantiſche Theologie durch eine falſche Philoſophie zu verderben und auf die gefährlichſten Irrwege zu führen, ſo ſoll es nicht aufhören zu philoſophiren, ſondern anfangen beſſer zu philoſophiren und dadurch den angerichteten Schaden wieder gut machen. Das iſt denn auch theilweiſe bereits geſchehen. Baur, Strauß, Zeller und Schwegler haben ihre gefährlichſten Gegner zum Theil gerade unter ihren ehemaligen Studiengenoſſen. „'S iſt ein Geſetz der Teufel und Geſpenſter: Wo ſie hineingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus.“

Die evangeliſch theologiſche Facultät von Tübingen, neben welcher es daſelbſt auch eine römiſch katholiſche gibt, beſteht gegenwärtig aus den Profeſſoren und Doctoren Baur, Schmid, Beck, Landerer, wozu noch als Hülfslehrer die Prediger Hauber, Palmer und Ephorus Hoffmann hinzukommen.

Unter dieſen hat Dr. Baur (nicht zu verwechſeln mit dem halbverrückten Bruno Bauer,) den ausgebreitetſten literariſchen Ruf theils durch ſeine Gelehrſamkeit, worin er, wenigſtens auf dem Felde der Dogmengeſchichte, keinem Zeitgenoſſen nachſteht, theils als das Haupt einer eigenen hiſtoriſchen oder eigentlich unhiſtoriſchen Schule, die unter dem etwas zu allgemeinen Namen der „Tübinger Schule“ bekannt iſt. Er wurde bei ſeinem erſten öffentlichen Auftreten als Anhänger Schleiermachers betrachtet, deſſen religionsphiloſophiſche Theorie ſeinem Werke „Symbolik und Mythologie“ zu Grunde liegt. Dann machte er ſich bekannt durch ſeine zuerſt a. 1834 erſchienene Gegenſchrift gegen die epochemachende Symbolik des genialen römiſch katholiſchen Theologen Möhler, der damals Profeſſor am Convict in Tübingen war. Hier entwickelte Baur zwar bedeutenden Scharfſinn und polemiſche Gewandtheit, geſtaltete aber den Proteſtantismus, den er vertheidigen wollte, in ein weſentlich verſchiedenes Syſtem um, das von dem Standpunkte der Reformation in manchen Punkten ſich weiter entfernt, als das zur Vertheidigung des Katholicismus geſchriebene Werk ſeines vielleicht nicht ganz ſo gelehrten, aber ebenſo geiſtvollen, gewandten und dabei viel frömmeren und rechtgläubigen Gegners. So ſtellt z. B. Baur den Schleiermacherſchen Univerſalismus als die naturgemäße Conſequenz der Calviniſchen Prädeſtinationslehre dar, lehrt mit Hegel die Nothwendigkeit des Böſen und nimmt überhaupt eigentlich nicht den poſitiven Glauben der Reformatoren, ſondern das unbegrenzte Recht des Proteſtes und der freien Forſchung in Schutz, ſo daß man einem ſolchen Vertheidiger zurufen muß: Non tali auxilio, nec defensoribus istis. Seitdem hat er ſich Schritt für Schritt immer weiter vom poſitiv chriſtlichen Standpunkt entfernt, in den gnoſtiſchen Idealismus und Hegelſchen Panlogismus verirrt, und in einer Reihe von hiſtoriſch kritiſchen Schriften die ganze bisherige Vorſtellung vom Urchriſtenthum umzugeſtalten geſucht. Das Erſcheinen des berüchtigten „Lebens Jeſu“ ſeines Schülers Strauß, der bekanntlich die evangeliſche

Geſchichte des Weltheilandes in einen Mythenſtrauß der dichtenden Chriſtengemeinde verwandelte, alſo aus dem Gebiet der Geſchichte in die Wolken der Phantaſie verlegte, machte itn anfangs etwas vorſichtiger, bald aber kühner, er trug nunmehr auch öffentlich (was er in ſeinen Vorleſungen theilweiſe bereits früher gethan hatte,) daſſelbe kritiſch zerſetzende Verfahren auf die Apoſtelgeſchichte und die ganze epiſtoliſche Literatur des N. T.s über, griff die Aechtheit Eines kanoniſchen Buches nach dem anderen an und rückte ſo allmählig, unterſtützt von ſeinen begabten und ſcharfſinnigen, aber ebenſo gnoſtiſch ſpiritualiſtiſchen, abſtract verſtändigen und herzloſen Schülern Zeller und Schwegler, mit ſeiner ganzen Reconſtruction des Urchriſtenthums heraus, die eine poſitive Ergänzung zu der negativen Kritik des bahnbrechenden Strauß ſein ſollte. Sie iſt in Baur's Werk über den Apoſtel Paulus und in Schweglers „Nachapoſtoliſchem Zeitalter“ am vollſtändigſten dargeſtellt. Hiernach war das Chriſtenthum urſprünglich nichts weiter als ein verbeſſertes Judenthum, Petrus und die übrigen Apoſtel mit Ausnahme des Paulus waren Ebioniten, ſämmtliche N. Tliche Schriften mit Ausnahme von vier Briefen Pauli (an die Galater, Korinther und Römer, doch auch dieſer nicht ganz,) ſind unächt und eingeſchwärzte Producte frommer Betrüger einer ſpäteren Zeit, welche die beiden Gegenſätze des ebionitiſchen Petrinismus und gnoſtiſchen Paulinismus verſöhnten, und daraus iſt dann gegen Ende des zweiten Jahrhunderts das kirchliche Chriſtenthum hervorgegangen! Trotz aller darauf verwandten Gelehrſamkeit und kritiſchen Combinationsgabe iſt dieſe Theorie nichts als ein theologiſcher Roman, zuſammengeſetzt aus den unnatürlichſten und unhaltbarſten Hypotheſen, die jemals aufgeſtellt worden ſind, und im Grunde um kein Haar verſtändiger, als die wildeſten Träume der gnoſtiſchen Secten der Marcioniten und Valentinianer. Ueberhaupt iſt dieſe Baurſche Theologie oder Untheologie im Grunde nichts als eine gelehrte Wiederbelebung der maaßloſen kritiſchen Willkühr und des fanatiſch antijüdiſchen Pſeudopaulinismus der marcionitiſchen Gnoſis des zweiten Jahrhunderts. Sie wird auch daſſelbe Schickſal haben und iſt bereits von allen Seiten ſiegreich angegriffen und in ihrer lüftigen Nichtigkeit erwieſen worden. In dieſen Producten der Tübinger Schule hat der deutſche Rationalismus wahrſcheinlich ſeinen wiſſenſchaftlichen Gipfel und zugleich ſein Ende erreicht, indem er ſich durch ſeine zügelloſen Extravaganzen ſelbſt das Verdammungsurtheil ſpricht. Deſſenungeachtet haben die Producte dieſer modernen Gnoſtiker und hiſtoriſchen Romanſchreiber vielfach anregend und befruchtend auf die neuſte deutſche Theologie, wie der alte Gnoſticismus auf die Theologie der Kirchenväter, gewirkt, und eine Reihe ſehr werthvoller theils exegetiſcher, theils kirchengeſchichtlicher Unterſuchungen hervorgerufen.

Wie iſt es nun aber möglich, ſo wird man beſonders in Amerika fragen, daß ein Mann, der ſich von Strauß gar nicht weſentlich unterſcheidet und in einigen Punkten ſogar weiter geht, ein Mann, der das Chriſtenthum der Bibel und der Kirche als ein Gewebe mythologiſcher Fabeln und abſichtlichen Betrugs darſtellt, einen Lehrſtuhl der evangeliſchen Theologie in dem frommen Württemberg bis auf den heutigen Tag behaupten kann und mit der Erziehung der künftigen Diener der Kirche amts- und autoritätsmäßig betraut iſt? Das iſt freilich eine entſetzliche Anomalie, welche einen tiefen Krebsſchaden am deutſchen Proteſtantismus, ſeinen Mangel an Lehrdiſciplin aufdeckt und eine der ſchlimmſten Folgen ſeiner engen Verbindung mit dem Staate iſt. Würde ein ſolcher Mißbrauch der Lehrfreiheit allgemein, ſo müßte er die Kirche conſequenter Weiſe zerſtören. Wir denken nicht von ferne daran, daß man dem Dr. Baur und ſeinen Anhängern das Bücherſchreiben verbieten ſoll. Nur ſollten ſie es auf eigene Fauſt und Gefahr hin, und nicht unter der Autorität und mit der Beſoldung einer Kirche thun, die noch überhaupt auf den Namen einer chriſtlichen Anſpruch macht. Solche ſchreiende Widerſprüche könnten in der katholiſchen Kirche nicht vorkommen. Doch ſind in dieſer allerdings Widerſprüche anderer und wohl ebenſo ſchlimmer Art eingetreten, indem z. B. im Mittelalter mehrere laſterhafte Subjecte (— man denke an das Scheuſal Alexander VI, den Tyrannen, Vergifter und Blutſchänder! —) zur Papſtwürde erhoben wurden und alſo die Heiligkeit der Kirche und das Regiment Chriſti auf Erden repräſentiren ſollten! Um jene auffallende Anomalie wenigſtens einigermaaßen zu erklären, muß man bedenken, einmal daß Baur eine in der That ſeltene und imponirende Gelehrſamkeit im Bunde mit einer glänzenden philoſophiſch hiſtoriſchen Combinationsgabe beſitzt und beſonders durch ſeine dogmengeſchichtlichen Monographieen über den Gnoſticismus, über die Lehre von der Verſöhnung, von der Menſchwerdung und Dreieinigkeit ſich entſchiedene Verdienſte erworben hat, obwohl dieſelben wegen des ſchiefen philoſophiſchen Standpunktes einer durchgängigen Reviſion bedürfen; weiter, daß er ein eigentlicher Stubengelehrter iſt, mit ſeinem Unglauben immer in der Sphäre ſtreng wiſſenſchaftlicher Terminologie bleibt und nicht die Gabe populärer Darſtellung beſitzt, wie etwa Strauß, und daher auf das Volk keinen directen Einfluß hat; ſodann, daß er ein überaus pünktlicher und gewiſſenhafter, ein begeiſterter und begeiſternder Lehrer und ein moraliſch ganz unbeſcholtener und achtungswerther Mann iſt, abgeſehen von ſeinem freilich ſehr bedenklichen enormen Hochmuth, der ſeit einigen Jahren gar keinen Widerſpruch mehr ertragen kann und ſich beinahe bis in's Delirium zu verſteigen ſcheint; endlich aber, daß er ſeine Profeſſur erhielt, ehe ſeine negativen Anſichten entwickelt waren, oder von ferne geahnt wurden. Wenn aber einmal jemand in Deutſchland einen ſo ehrenvollen Poſten inne hat, ſo iſt er beinahe unabſetzbar, und

die Kirche kann da auch nicht wohl eingreifen, weil ſie dem Staate gegenüber keine Selbſtſtändigkeit beſitzt, ſondern vom König durch einen weltlichen Miniſter regiert wird. Heut zu Tage freilich wäre die Berufung Baur's an einen theologiſchen Lehrſtuhl eine Unmöglichkeit, da auch der Staat jetzt wohl einſieht, beſonders ſeit dem Jahre 1848, daß die Beförderung des Unglaubens in der Kirche nur dazu dienen kann, ſeine eigenen Grundlagen im Volke zu erſchüttern und ihn an den Abgrund der Anarchie zu führen.

Es läßt ſich denken, daß Dr. Baur durch dieſe grundverkehrten Anſichten entſetzlich viel Schaden in der jüngeren theologiſchen Generation Württembergs angerichtet hat, zumal da er, wie ſchon bemerkt, ein bedeutendes Lehrtalent und eiſernen Fleiß beſitzt und ſeine akademiſchen Berufspflichten mit der größten Pünktlichkeit verrichtet. Daß der Schaden dennoch nicht ſo ausgedehnt war, wie man erwarten ſollte, das iſt beſonders der ſtillen und beſcheidenen, aber tiefgehenden und nachhaltigen Wirkſamkeit ſeines Collegen Schmid zuzuſchreiben, der, wenn wir nicht irren, ſchon ein Paar Jahre vor ihm den Lehrſtuhl der N. Tlichen Exegeſe und der praktiſchen Theologie einnahm.

Dem trefflichen, ebenſo frommen als gelehrten Dr. Schmid möchte man im Intereſſe der Theologie und Kirche zwar nicht weniger Demuth, wohl aber mehr Muth und etwas von der ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit und Schreibſeligkeit Baur's wünſchen, während dieſem etwas von der Schweigſamkeit und Beſcheidenheit ſeines Collegen nichts ſchaden würde. Er iſt in der theologiſchen Leſewelt ſehr wenig bekannt und hat bloß einige lateiniſche Programme und exegetiſche Abhandlungen in der Tübinger Zeitſchrift für Theologie geſchrieben. Dagegen hat er auf ſeine Zuhörer theils durch ſeine Vorleſungen, theils durch ſeine edle, liebenswürdige, zartfühlende, chriſtlich durchgebildete Perſönlichkeit immer ſehr ſegensreich eingewirkt. Er gehört jener ehrwürdigen Reihe württembergiſcher Theologen an, welche ſich das Gute der Spenerſchen Bewegung aneigneten, und doch nicht in die Exceſſe und Krankheiten des Pietismus ſich verirrten, ſondern mit nüchternem Geiſte ſtreng beim Worte Gottes und bei den Grundlehren eines gemäßigten und friedlich geſinnten Lutherthums blieben. Dieſe Väter, unter welchen die Namen Bengel, Oetinger, Rieger, Steinhofer, Burk, Storr hervorragen, waren es hauptſächlich, welche mit ihren Schülern und Mitarbeitern durch eine ſchöne Vermählung gründlicher Gelehrſamkeit mit geſunder Frömmigkeit Württemberg großentheils von dem rationaliſtiſchen Abfall des vorigen Jahrhunderts bewahrten, ſo daß es noch heute, trotz Paulus, Strauß und Baur, in geiſtlicher Hinſicht im Verhältniß zu ſeinem Umfange das geſegnetſte Land Deutſchlands und vielleicht des ganzen europäiſchen Continentes iſt. Auf dieſer Tradition ruhend, hat aber Schmid zugleich die ganze neuere Entwicklungsphaſe der deutſchen Philoſophie und Theologie gründlich durchgemacht und iſt vielfach beſon-

ders von Schleiermacherſchen und Neanderſchen, theilweiſe auch Hegelſchen Einflüſſen berührt worden, ohne ſich jedoch irgend einer Schule ſklaviſch hinzugeben. Er iſt ein ächter bibliſcher Theologe und dabei ein ſtreng logiſcher, ſyſtematiſcher Denker. Seine Virtuoſität beſteht in der Exegeſe des N. T.s, worin er keinem ſeiner Zeitgenoſſen nachſteht. Da iſt er denn ſo ungemein gründlich, daß er z. B. in ſeinen Vorleſungen über den Römerbrief ſelten über das ſechste oder achte Kapitel hinauskommt, obwohl er ein halbes Jahr ſechs Stunden wöchentlich darüber liest und noch dazu ſeine Zuhörer gewöhnlich zehn Minuten über den Schlag hinhält. Von allen Seiten, grammatiſch, kritiſch, hiſtoriſch, dogmatiſch und moraliſch wird der Text beleuchtet, und die fremden Auslegungen von Origenes bis auf das neuſte Datum werden gehörig claſſificirt und reducirt, exponirt und kritiſirt, approbirt und refutirt, ſo daß es eines mehr als gewöhnlichen Maaßes von theologiſchem Intereſſe und von Geduld bedarf, um dem gewiſſenhaften Theologen in dieſe minutiöſeſten Details ſeiner Forſchung zu folgen. Wer aber ausharrt, wird ſich dafür auch reichlich belohnt und an organiſcher Einſicht in die Ideen und den Zuſammenhang des N. T.s ſehr gefördert finden. Selbſt die entſchiedenſten Gegner ſeiner Anſichten in Tübingen können doch die exegetiſche Virtuoſität Schmid's nicht in Zweifel ziehen, ſo wenig als ſie ſeinen muſterhaften Lebenswandel zu läugnen oder anzuſchwärzen im Stande ſind. Wir ſelbſt haben zwar leider ſeine Vorleſungen über den Römerbrief nicht, ſtatt deſſen aber ſeine Auslegung einiger kleineren pauliniſchen Briefe gehört und können uns daraus ſchon eine Vorſtellung von jenen bilden. Ebenſo gründlich und lehrreich ſind ſeine Vorleſungen über die bibliſche Theologie des N. T.s und über chriſtliche Sittenlehre, denen wir wenigſtens theilweiſe beiwohnten. Die erſteren insbeſondere ſtehen auf dem Höhepunkt der neueren Forſchungen in dieſem Gebiete. Schmid hat die Baurſche Theorie des Urchriſtenthums aus jener berühmten Abhandlung über die Chriſtuspartei in Korinth, aus der folgenreichen, ſchon von Neander angeregten und nunmehr zur hiſtoriſchen Gewißheit gewordenen Unterſcheidung der Petriner und Pauliner, allmählig entſtehen ſehen, er iſt mit allen Phaſen und Winkeln, mit allen Schwächen und Mängeln des modernen Tübinger Gnoſticismus auf's genaueſte bekannt und deßhalb auch am beſten geeignet, denſelben negativ und poſitiv zu widerlegen. Seine Entwicklung der Lehrbegriffe des Jakobus, Petrus, Paulus und Johannes iſt eine ſiegreiche und tief wiſſenſchaftliche Vertheidigung des hiſtoriſchen Charakters und göttlichen Urſprungs des apoſtoliſchen Chriſtenthums. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daß er ſich nie dazu verſtehen konnte, ſie zum Nutzen eines größeren Publikums für den Druck auszuarbeiten, zumal da die entgegengeſetzte Schule ſich in ſeiner unmittelbaren Nähe ſo breit macht und eine ſo unausgeſetzte literariſche Thätigkeit entwickelt. Doch muß man dieſe Schweigſamkeit nicht etwa einem Mangel an Fleiß und Berufstreue,

ſondern gerade umgekehrt ſeiner großen Gewiſſenhaftigkeit in der Verwaltung ſeines unmittelbaren Berufs als Lehrers und Frühpredigers und ſeiner Schüchternheit zuſchreiben und darin ſeine Beſcheidenheit und völlige Freiheit von allem ſchriftſtelleriſchen Ehrgeiz und Eigenruhm bewundern.

Dr. Beck, früher Prediger in Mergentheim, dann eine Zeit lang Profeſſor in Baſel, ſeit 1842 oder 43 in Tübingen, iſt ebenfalls ein Nachfolger der älteren württembergiſchen Bibeltheologen, ein entſchieden gläubiger und dabei gründlicher, tiefſinniger und geiſtvoller Schriftforſcher, wie Dr. Schmid, geht aber in der Exegeſe und Dogmatik ſeinen eigenen Weg und nimmt auf moderne Syſteme und Speculationen wenig oder gar keine Rückſicht. Er beſchränkt ſich darauf, mit originellem Geiſte in den Schachten des Wortes zu graben und daraus allein ſein Syſtem der chriſtlichen Lehre genetiſch abzuleiten, unbekümmert um das Verhältniß ſeiner Anſichten zur Gegenwart. Anfangs mag wohl gerade dieſe independente und dem Anſcheine nach ſo gar nicht zeitgemäße Art in Tübingen wenig Anklang gefunden haben, in neuſter Zeit ſoll aber ſein Einfluß unter den Studenten ſehr im Wachſen begriffen ſein, und ohne Zweifel bildet gerade dieſe ausſchießliche Schriftmethode einen heilſamen Gegenſatz gegen die dortige Ueberſättigung mit moderner Philoſophie.

Die anderen theologiſchen Profeſſoren von Tübingen ſind ebenfalls lauter tüchtig gelehrte, geiſtvolle und gläubige Männer, Landerer als Dogmatiker und Hiſtoriker, Hauber als Lehrer des Kirchenrechts, Palmer als Homilet und Katechet, auch durch ſeine literariſche Thätigkeit im Gebiet der praktiſchen Theologie ehrenvoll bekannt. Dr. Hoffmann, früher Inſpector des Miſſionshauſes in Baſel, ein vielſeitig begabter Gelehrter, Geograph, Philoſoph, Theolog, dabei ein vortrefflicher Redner und gewandter Geſchäftsmann, der ſo zu ſagen ein theoretiſcher Deutſcher und ein praktiſcher Engländer in Einer Perſon iſt, hat neulich, wie wir aus einem Privatbriefe vernehmen, einen Ruf nach Berlin als Hofprediger und Conſiſtorialrath angenommen, an die Stelle des a. 1849 verſtorbenen Otto von Gerlach, Verfaſſers eines ſehr werthvollen Commentars über die heil. Schrift und eines Mannes von außerordentlicher praktiſch kirchlicher Thätigkeit. Wir dürfen alſo erwarten, daß Hoffmann künftighin ſeine adminiſtrativen Gaben in der Metropolis des deutſchen Proteſtantismus entfalten und am preußiſchen Kirchenregiment einen nicht unbedeutenden Antheil nehmen wird.

10. Erlangen.

Um dieſen Aufſatz nicht zu weit auszudehnen und noch für einige allgemeine Bemerkungen über die neuere deutſche Theologie Raum zu behalten, können wir die noch übrigen Univerſitäten bloß flüchtig berühren.

Erlangen, die proteſtantiſche Univerſität des überwiegend katholiſchen Königreichs Baiern, geſtiftet a. 1743, iſt ſeit etwa zwanzig Jahren der

Hauptſitz der wieder erwachten ſymboliſch lutheriſchen Theologie für Süddeutſchland geworden. Das geiſtige Haupt derſelben war Harleß bis zu ſeinem Abgang nach Sachſen. In demſelben Geiſt wirken nun fort die Profeſſoren Höfling, Thomaſius, Hoffmann und Delitzſch, lauter gelehrte, fromme und würdige Männer. Sie haben unter den neueren ſpecifiſch lutheriſchen Theologen nebſt Harleß, Rudelbach und Guericke am meiſten für die theologiſche Wiſſenſchaft gethan, die beiden erſteren im Gebiete der Dogmatik und Dogmengeſchichte, die beiden letzteren im Gebiete der A. Tlichen Exegeſe. In neuſter Zeit iſt aber ein Conflict zwiſchen ihnen und dem bekannten für Amerika ſo ſehr thätigen Prediger Löhe von Neudettelsau in Betreff des geiſtlichen Amtes entſtanden, indem jene daſſelbe aus dem geiſtlichen Prieſterthum, dieſer von directer göttlicher Einſetzung ableiten. Auch nehmen die Erlanger keine ſo excluſive Stellung gegen die Union und die gemiſchte Abendmahlsgemeinſchaft ein, wie der ſehr eifrige und energiſche, aber auch zu Extremen geneigte Löhe, der vor einiger Zeit nahe daran war, aus der baieriſchen Landeskirche auszuſcheiden und dem Beiſpiel der Altlutheraner in Preußen zu folgen.

Daneben gibt es aber in Erlangen auch einen Lehrſtuhl für die reformirte Theologie. Derſelbe war früher von dem ehrwürdigen Dr. Kraft beſetzt, von welchem die Erweckung des religiöſen Lebens in Baiern hauptſächlich ausgegangen iſt, wie die Lutheraner ſelbſt, wenigſtens die billigen unter ihnen, ohne Weiteres dankbar eingeſtehen. Sein Nachfolger wurde Prof. Dr. Ebrard, der ſeine akademiſche Laufbahn als Privatdocent in Erlangen angetreten, dann aber einige Jahre auf der Univerſität Zürich gewirkt hatte. Er iſt ohne Frage Einer der begabteſten, gelehrteſten und eifrigſten unter den jüngeren Theologen Deutſchlands. In der kurzen Zeit von zehn Jahren hat er bereits eine Menge Bücher über die wichtigſten Gegenſtände geſchrieben, vor allem eine Kritik der evangeliſchen Geſchichte, eine der beſten Widerlegungen von Strauß und von der ganzen deſtructiven Literatur über das Leben Jeſu, ein dogmengeſchichtliches Werk über das heil. Abendmahl, und eine chriſtliche Dogmatik vom deutſch reformirten Standpunkte aus. Neuſtens hat er auch die Fortſetzung und Vollendung des unſchätzbaren N. Tlichen Commentars von Olshauſen übernommen und bereits den Hebräerbrief geliefert, und gibt daneben ſeit 1851 eine allgemeine deutſch reformirte Kirchenzeitung heraus. Bei einer ſo ungemeinen ſchriftſtelleriſchen Fruchtbarkeit ſind vielfache Uebereilungen und unreife Partieen faſt unvermeidlich. Indeß kann man darum doch die Ebrardiſchen Producte keineswegs flüchtig nennen, vielmehr verrathen ſie alle tüchtige Studien, einen lebhaften, raſtlos thätigen Geiſt und ſind faſt durchweg lehrreich und anregend.

11. Kiel.

Kiel, die an der Mündung der Eider in die Oſtſee ſchön gelegene Univerſität des zum Königreich Dänemark gehörigen aber durchaus deutſchen Herzogthums Holſtein, gegründet a. 1665, macht zwar nicht ſonderlich viel Aufſehen in der gelehrten Welt, hat aber eine ſehr reſpectable und würdige theologiſche Facultät, beſtehend aus Pelt, Lüdemann, Thompſon und dem kürzlich von Göttingen berufenen Wieſeler, der ſich durch ſeine zwei grundgelehrten und äußerſt ſcharfſinnigen Werke über die Chronologie des Lebens Jeſu und des apoſtoliſchen Zeitalters ein bleibendes Verdienſt erworben hat. Auch lebt in Kiel noch immer der ehrwürdige Harms, Eines der liebenswürdigſten Originale unter den deutſchen Predigern, eine durch und durch kernhafte, grunddeutſche, ächt lutheriſche und dabei kindlich einfältige Perſönlichkeit. Bekannt iſt der thätige Antheil, den er an der Wiederbelebung des Glaubens und kirchlichen Lebens in Deutſchland durch ſeine 95 Theſen zur Zeit des Reformationsjubileums a. 1817 genommen hat, weßhalb ihm allein ſchon ein ehrenvoller Platz in der Kirchengeſchichte gebührt. Seine überaus geiſtreiche, aber zu praktiſcher Ausführung vielfach zu originelle und excentriſche Paſtoraltheologie ging aus Vorleſungen hervor, welche er an der Univerſität gehalten hat.

12. Roſtock.

Roſtock iſt ſeit 1449 der Sitz der Univerſität des Großherzogthums Meklenburg. Dort nimmt neuerdings nach einer längeren rationaliſtiſchen Erſchlaffung die Orthodoxie, und zwar in überwiegend lutheriſchee Form, einen neuen Aufſchwung. Unter den theologiſchen Profeſſoren ſind zu nennen: Krabbe, urſprünglich ein Schüler Neanders und Verfaſſer mehrerer bibliſch dogmatiſcher Schriften; Baumgarten, Einer der vertriebenen Holſteiniſchen Prediger, ein Schüler Hengſtenbergs und Anfänger eines Commentars über das A. T. nach dem Plane des Olshauſenſchen Werkes über das N. T., ſo wie eines ſo eben erſchienenen Werkes über die Apoſtelgeſchichte; und der jüngere Wiggers, der eine recht brauchbare kirchliche Statiſtik und eine Geſchichte der evangeliſch proteſtantiſchen Miſſionen geſchrieben hat. Der geiſtvollſte Meklenburgiſche Theologe iſt wohl Dr. Kliefoth, Oberkirchenrath in Schwerin, ein ſpeculativer Kopf aus der Hegelſchen Schule, und dabei ein praktiſch kirchlicher, entſchieden orthodoxer Mann, der ſehr eifrig am Wiederaufbau des kirchlichen Lebens in dieſem Lande arbeitet, wo aber neuerdings zugleich der Katholicismus bedeutende Fortſchritte, beſonders unter dem Adel, gemacht hat, und zwar als naturgemäße Reaction gegen den ausſchweifenden Radicalismus und die wilde Zuchtloſigkeit der Jahre 1848 und 49.

13. Marburg. Gießen.

Die Univerſität von Marburg im Churfürſtenthum Heſſen, welche bekanntlich von dem eifrigen Beförderer der Reformation, dem Landgrafen Philipp von Heſſen, a. 1527 gegründet und bald darauf a. 1529 durch das fruchtloſe, aber intereſſante Religionsgeſpräch zwiſchen den lutheriſchen und ſchweizeriſchen Theologen in Betreff der Abendmahlscontroverſe berühmt wurde, iſt lange Zeit hindurch ein Sitz der deutſch reformirten Theologie geweſen, am Ende des vorigen Jahrhunderts dem Nationalismus zugefallen, neuerdings aber wieder zu einer beſſeren Richtung erwacht. Die jetzige theologiſche Facultät beſteht aus Gildemeiſter, Henke, Scheffer, Ranke und Heppe. Schade, daß der geiſtvolle, gelehrte und fromme Dr. H. Thierſch, der dort mehrere Jahre docirte, ſeine Profeſſur wegen ſeiner irvingiſchen Anſichten niedergelegt hat, was er aber freilich als ehrlicher Mann thun mußte.

In Gießen, der Univerſität des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt, gegründet a. 1607, hat leider zum großen Schaden des Landes der vulgäre Nationalismus noch immer das entſchiedene Uebergewicht. Der gelehrteſte unter den dortigen Profeſſoren iſt Credner, der ſich um die hiſtoriſch kritiſche Einleitung in's N. Teſt. manche Verdienſte erworben hat.

14. Die ſchweizeriſchen Univerſitäten.

Zu den deutſchen Univerſitäten im weiteren Sinne gehört auch die deutſch ruſſiſche Univerſität Dorpat, wo einſt der treffliche und geiſtvolle lutheriſche Theologe Sartorius, jetzt Conſiſtorialrath in Königsberg, wirkte, ferner die franzöſiſch deutſche Univerſität von Straßburg im Elſaß, noch mehr die Hochſchulen der deutſchen Schweiz zu Baſel, Zürich und Bern. Die drei letzteren gehören zwar alle der reformirten Confeſſion an, ſind aber auf's innigſte mit der ganzen neueren evangeliſchen Theologie Deutſchlands verwoben, wie denn auch viele Schweizer auf deutſchen Univerſitäten ſtudiren, oder dort wenigſtens ihre Studien vollenden, und Docenten ſowohl von Deutſchland nach der Schweiz, als von der Schweiz nach Deutſchland berufen werden, ohne daß eine confeſſionelle Veränderung dabei Statt findet. Unter den heutigen Theologen der deutſchen Schweiz ſind wohl Dr. Hagenbach in Baſel und Dr. Lange in Zürich die bedeutendſten und bekannteſten, beides Männer von evangeliſch gläubiger Richtung, reichem Geiſt und ſehr liebenswürdigem Charakter. Hagenbach iſt ein vortrefflicher Kirchenhiſtoriker aus der Schleiermacher-Neanderſchen Schule, jedoch daneben vielfach an Herder und Haſe erinnernd, und zeichnet ſich durch liberale Auffaſſung, billige Beurtheilung, klare, milde und belebte Darſtellung in hohem Grade aus. Neben einem größeren Werke über den Proteſtan-

tismus und einem in's Engliſche überſetzten Lehrbuch der Dogmengeſchichte, hat er auch eine ſehr nützliche theologiſche Encyklopädie geſchrieben und ſeit mehreren Jahren eine Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz redigirt. Von Lange beſitzen wir ein ausführliches Werk über das Leben Jeſu und eine Menge von Abhandlungen dogmatiſchen, hiſtoriſchen, exegetiſchen und praktiſchen Inhalts. Er iſt ein poetiſcher Theologe und theologiſcher Poet, voll von ſprudelndem Geiſtesreichthum, originellen Anſchauungen, ſinnreichen Speculationen und dichteriſcher Phantaſie, welche über die Producte ſeiner Feder eine wohlthuende, anregende Friſche verbreitet, aber freilich auch nicht ſelten über die logiſche Strenge des nüchternen Gedankens Meiſter wird und ſich in die Region der Wolken verliert. Doch folgt man einem ſo liebenswürdigen Genie gerne auch auf ſeinen kühnen Luftfahrten in „das Land der Herrlichkeit“, und freut ſich wenigſtens der Ahnung und Hoffnung auf eine zukünftige Vermählung der Theologie und Poeſie, der Wiſſenſchaft und Kunſt in dem Schauen Gottes von Angeſicht zu Angeſicht und den entzückenden Lobgeſängen der triumphirenden Kirche im neuen Himmel und auf der verklärten Erde, wo Wahrheit und Schönheit, Gerechtigkeit und Friede, Heiligkeit und Seligkeit ſich küſſen werden immerdar.

(Schluß folgt.)

Correſpondenz.

Kaum hatten wir die in dieſem Hefte enthaltene Charakteriſtik unſers verehrten Lehrers; des Herrn Profeſſors Dr. Schmid in Tübingen vollendet (gegen Ende Juni's,) als uns von einem ſchwäbiſchen Freunde und ehemaligen Schüler deſſelben die Nachricht zukam, daß dieſer ausgezeichnete Theologe den 28ſten März dieſes Jahres nach einer ſchmerzhaften Herzkrankheit in ſeine ewige Ruhe und zum Schauen Gottes von Angeſicht zu Angeſicht eingegangen iſt. Da jener Aufſatz bereits in den Händen des Setzers war, ſo konnte auf dieſes Ereigniß nicht mehr Rückſicht genommen werden; ſtatt deſſen laſſen wir die treffende Charakteriſtik aus der Feder unſeres Freundes, mit der wir vollkommen einverſtanden ſind, als einen Anhang unmittelbar nachfolgen. Obwohl außerhalb Württembergs wenig gekannt, verdient der ſelige Dr. Schmid doch auch in der deutſchen Kirche von Amerika und im „Kirchenfreund“ ein Ehrendenkmal. Er hat in einer äußerſt kritiſchen Periode, wo in Tübingen die Grundlagen der heiligen Schrift und der Kirche von den glänzendſten Talenten mit allen Waffen der Philoſophie, der Gelehrſamkeit, des Scharfſinns und des Witzes untergraben wurden, an dem Glauben der Väter mit der Geiſteskraft eines Mannes und mit der Einfalt eines Kindes treu-

lich feſtgehalten, ihn rein und lauter der theologiſchen Jugend überliefert und edlen Saamen ausgeſtreut, der noch geſegnete Früchte für das Reich Gottes tragen wird, wenn die deſtructiven Werke eines Baur, Strauß, Zeller und Schwegler längſt in die Rumpelkammer gelehrter Curioſitäten werden verwieſen ſein und bloß noch von Wenigen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken und als ſchlagende Beiträge zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes geleſen werden. „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes geſagt haben, welcher Ende ſchauet an, und folget ihrem Glauben nach."

D. R.

„So iſt denn nun auch unſer alter ehrwürdiger Lehrer, der edle Dr. Schmid, in die ewige Ruhe eingegangen. Ohne daß ſein Name weltberühmten Klang gehabt hätte, ſo hat doch Württemberg und Tübingen durch ſeinen Tod einen ſchweren Verluſt erlitten und die ganze evangeliſche Kirche Deutſchlands darf mittrauern. Uns und allen ſeinen Schülern wird er unvergeßlich bleiben. Ja, ſelig der Mann, der ſo geglaubt und ſo gewandelt hat, wie er! Wie oft, wenn ich mich jetzt noch mit ſeinen nachgeſchriebenen Vorleſungen beſchäftige, beſonders mit den exegetiſchen, möchte ich ſeine Hand ergreifen und ſie ihm dankbar drücken, und wie oft höre ich noch ſeine Stimme, als ob ich wieder im Hörſaal zu ſeinen Füßen ſäße! Ohne viel Lärm in der Welt zu machen, wirkte er doch höchſt ſegensreich auf einen weiten Kreis von Zuhörern, die er beſſer für den ernſten Beruf des Predigtamtes zuzurüſten wußte, als mancher zum Himmel geprieſene Lehrer der Gottesgelehrtheit. Und das Wenige, was er in den Druck und die Welt gehen ließ, hat gerade bei den Beſten die verdiente Anerkennung gefunden (S. Nitzſch, Syſtem der chriſtl. Lehre §. 101, 5. Aufl. p. 226.) Wir mit Vielen verdanken ihm die werthvollſte Anweiſung, einzudringen in den Sinn des Bibelwortes und was er lehrte, iſt reiches Kapital, das nicht nur für müßiges Wiſſen gelten kann, ſondern ſich auf dem Felde theologiſcher Praxis vielfach verzinſt. Ich darf wohl ſagen, mein Verſtändniß des neuen Teſtamentes beſonders, ſo weit ich es habe, verdanke ich ihm. Dem Buchſtaben hat er vor unſeren Augen die dunkle Hülle abgenommen, daß das Bild des Göttlichen, des ewigen Lebens, das in Chriſtus war und iſt und das er den Gläubigen mittheilt, verklärt vor den geiſtigen Blick trat. Hatte der theure Mann mit einer Schwachheit zu kämpfen, ſo war es die, daß ſeine große Gewiſſenhaftigkeit ihn zu einer Gründlichkeit verleitete, welche den gelehrten Stoff nicht immer gehörig zu reduciren vermochte und je und je in Weitſchweifigkeit auslief. Dieſer Fehler wurde aber weit überwogen durch den Vortheil der Belebung und Anregung zu ſelbſtthätigem Denken, den er jedem achtſamen Zuhörer darbot. Waren andere Lehrer mehr oder minder von der Gewalt der theologiſchen Zeitrichtung oft zum Schaden des kirchlichen Bekenntniſſes inficirt, ſo ſtand er würdevoll und ruhig auf dem, „was ewig bleibet, wo Alles wankt und fällt, wo Wahn die Weiſen treibet und Trug die Klugen hält." Und

gewinnend war nicht nur die Klarheit und Gedankenfülle ſeines Vortrags und, um mit Schelling zu reden, „die Andacht, mit der er auch das Einzelne pflegte“, ſondern vor Allem das, daß ſeine Perſönlichkeit ganz an das hingegeben war, ganz in dem lebte, was er lehrte. Sanft und mild und doch ſo ernſt dabei, wie ſein blaues, ſeelenvolles Auge, groß in geduldigem Tragen und gerne Alles zum Beſten kehrend, war er doch voll Feuers, das jedes ſeiner Worte wohlthätig wärmend durchdrang, und wahrlich er verſtand die ſeltene Kunſt, das ſcharfe Meſſer ſeines überlegenen Wiſſens und ſeines durchdringenden Verſtandes zu führen, ohne wehe zu thun und ohne nacheiternde Wunden zu ſchlagen. Ueberraſchend kurz und ſo kernig dabei waren oft ſeine Worte, die, ſelten in ſchnellem Sturze nacheinander, aber immer aus der rechten Tiefe kamen und inhaltsreich und gewichtig waren, wie er z. B. die Erklärung des Römerbriefs beginnen konnte mit den Worten: „Der Brief Pauli an die Römer — auch heute noch der Brief an die Römer, —.“ Nicht leicht hat ein Lehrer, der literariſchen Ruhm in einer Zeit der Schreibſeligkeit mehr verſchmähte, als von Vielen ſeiner beſten Freunde gebilligt wurde, allgemeinere Hochachtung und, was mehr werth iſt, mehr achtungsvolle Liebe genoſſen, als er, und Kränkungen, die der Stolz derer, welche der Unterſchied des Glaubens oder Unglaubens von ihm trennte, ihm bereitete, trug er mit Stillſchweigen, und er und Andere wußten, daß Mancher mit den Waffen in's Feld trat, die der edle Mann in Tübingen ihm geſchmiedet hatte, ohne einen Dank dafür zu empfangen. Nun iſt er ſelbſt aus dem Kampf in die Ruhe gegangen, wo ewiger Lohn ſeiner wartete. Der Prüfungen viele waren über ihn gekommen und vor Allem waren ſeine letzten Jahre Zeiten der Trübſal in großen körperlichen Leiden. Die Aerzte melden, daß die erſt nach ſeinem Tode recht erkannte Krankheitsurſache Herzleiden geweſen ſeien.“

* * *

Liturgiſche Andachten.

Zwiſchen der proteſtantiſchen Idee vom allgemeinen Prieſterthum und dem proteſtantiſchen Gottesdienſt, wie er jetzt gewöhnlich beſchaffen iſt, findet inſofern ein merkwürdiger Widerſpruch Statt, als jene in dieſem gar nicht zu ihrem Rechte kommt, vielmehr großentheils faktiſch verläugnet wird. Wenn man vom Geſang abſieht, worin allerdings, wenigſtens in Deutſchland, die ganze Gemeinde als Ein Herz und Ein Mund ſich zu Gott erhebt und als ein Dankopfer ihm darbringt, iſt unſer Gottesdienſt eine einſeitige und ausſchließliche That des Geiſtlichen, wobei ſich die Gemeinde ganz paſſiv verhält. Zwar muß die Predigt allerdings der Mittelpunkt im proteſtantiſchen Cultus ſeln und bleiben, da dieſer nicht durch die Sinne und äußere Ceremonieen, ſondern vor allem durch Gedanken, durch Auslegung des göttlichen Wortes auf das Gemüth der Gemeinde wirken will, ſich alſo mehr an die vernünftige Betrachtung, an die Intelligenz, als an das Gefühl und die Phantaſie wendet. Allein nur gar zu häufig iſt die Predigt Alles in Allem geworden, die Kanzel hat den Altar verſchlungen, und die liturgiſchen Theile des Gottesdienſtes ſind nicht nur zur gleichgültigen Nebenſache herabgeſunken, ſondern werden ſelbſt wieder bloß vom Prediger, ſei es aus dem Buche, ſei es aus dem Stegreif, vorgetragen, ohne alle ſelbſtthätige Mitwirkung der Gemeinde durch Mitbeten oder Reſponſorien, wie es nach altproteſtantiſcher und noch viel mehr nach altkatholiſcher und auch nach altteſtamentlicher Sitte ſein ſollte. Daher der geringe Mangel an Intereſſe, den das Volk, beſonders die Gebildeten, an den liturgiſchen Theilen des Gottesdienſtes fühlen, daher die Langeweile und Ungeduld, die man auf ſo vielen Geſichtern lieſt, während der Geiſtliche die Gebete aus einer der Gemeinde unzugänglichen Liturgie herunterlieſt oder aus der zufälligen Eingebung des wechſelnden Augenblicks heraus vorträgt. Daher die gewöhnliche Phraſe, ich gehe in die Kirche, um den und den Prediger zu hören. Als ob das der einzige Zweck des Kirchengehens ſei, als ob man dort nicht auch gemeinſchaftlich Gott anbeten, ſich ihm als ein Opfer der Dankbarkeit darbringen und ſo die Idee des allgemeinen Prieſterthums und der Gemeinſchaft der Heiligen verwirklichen und genießen ſoll.

In dieſem einſeitigen Uebergewicht des ſubjectiven, beweglichen Elementes der Predigt über dem objectiven, ſtehenden, gemeinſchaftlichen Elemente des Gottesdienſtes, dem Bekenntniß und Gebet, der Fürbitte und Dankſagung,

kurz dem liturgiſchen Opfer, ſo wie in der Losreißung des letzteren von der thätigen Theilnahme der prieſterlichen Gemeinde liegt ein großer Mangel des gegenwärtigen proteſtantiſchen Gottesdienſtes. Dieß wird auch mehr und mehr gefühlt, beſonders in Deutſchland. Daher die Einführung liturgiſcher Andachten, welche ſich neuerdings in Preußen und auch in Württemberg Eingang zu verſchaffen ſcheinen. Den Anfang dazu machte unſeres Wiſſens der a. 1849 verſtorbene Berliner Hofprediger und Oberconſiſtorialrath Otto von Gerlach in Berlin, Verfaſſer des bekannten trefflichen Bibelwerkes, ein Mann von ungemeinem Eifer für praktiſches Chriſtenthum und kirchliches Leben. Seine Abſicht war keineswegs, die Predigtgottesdienſte zu verdrängen oder auch nur abzukürzen, ſondern ſie zu ergänzen durch liturgiſche Feſtandachten, die Sonntag Nachmittags oder Abends oder in der Woche von Zeit zu Zeit, beſonders in der Paſſionszeit abgehalten werden ſollten. Da ſollte (wie ſein Biograph, Dr. Schmieder im 4ten Band des Gerlachſchen Commentars über das A. T. ſagt,) „die Perſon des Predigers und jede individuelle Einwirkung zurücktreten und das einfache Wort Gottes mit heiligem Geſange zuſammenwirken, um die Herzen in einer reinen Feier der Anbetung zu vereinigen. Hier ſollte zugleich der claſſiſchen Muſik, deren Herrlichkeit er ganz zu würdigen verſtand, die lang entbehrte Stelle auf dem Boden, woraus ſie ſelbſt erwachſen war, wieder geſchenkt werden.“

Nun iſt zwar dadurch freilich dem oben berührten Bedürfniſſe nicht völlig abgeholfen. Die volle Idee des Gottesdienſtes erfordert zunächſt und vor allem eine vollſtändige Liturgie für den ſonntäglichen (und nach unſerer Anſicht zugleich täglichen häuslichen) Gebrauch, eine Liturgie, welche nicht bloß in den Händen des Predigers, ſondern, wie das Geſangbuch, in den Händen jedes Gemeindegliedes und zugleich ſo eingerichtet ſei, daß die prieſterliche Mitwirkung der Gemeinde durch paſſende Reſponſorien möglich gemacht und geſichert wird. Nur ſo, ſcheint es uns, werden die Laien wieder eine rechte Theilnahme an dem liturgiſchen Theile des Gottesdienſtes empfinden und enger an die Kirche ſelbſt, und nicht allein an den jeweiligen Prediger wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, ſich gebunden fühlen. Wir haben davon ein Beiſpiel an der Epiſkopalkirche, wo das in den Händen jedes Gemeindegliedes befindliche Common Prayer Book weit mehr noch, als die biſchöfliche Verfaſſung, die Laien an die Kirche feſſelt und zur Erhaltung der Einheit beiträgt. Zwar iſt das Bedürfniß nach einer ähnlichen, oder wo möglich noch beſſeren Liturgie für öffentlichen und Privatgebrauch unter uns noch keineswegs vollſtändig und klar entwickelt, vielmehr ſtehen ſeiner Ausführung einſtweilen noch die größten Schwierigkeiten entgegen, zumal in unſeren unkirchlichen puritaniſchen Umgebungen, und da muß man ſich eben einſtweilen behelfen ſo gut man kann und der Zeit ja nicht unbeſonnen vorauseilen. Aber das Bedürfniß iſt wenigſtens in der

deutſchen Kirche jedenfalls angeregt und offenbar in ziemlich raſcher Zunahme begriffen.

Neben einer ſolchen Liturgie für den gewöhnlichen Gebrauch vor und nach der ſonntäglichen Morgen- und Abendpredigt iſt nun aber allerdings zugleich Raum für rein liturgiſche Andachten an den hohen Feſten und beſonders in der Paſſionszeit und in der Charwoche, welche dem Bedürfniſſe entgegenkämen, das unſere Betſtunden zu befriedigen ſuchen, aber oft nur ſehr unvollkommen zu befriedigen im Stande ſind. Da würde dann der Geiſtliche bloß einige Abſchnitte der heil. Schrift, alſo etwa der Leidensgeſchichte des Herrn einfach und würdig vorleſen, und der Chor und die Gemeinde in paſſender Abwechſelung die dadurch erregten Gefühle der Andacht bei jeder Pauſe in entſprechenden geſalbten Liederverſen ausdrücken. Dieß kann wenigſtens in deutſchen Gemeinden bei dem außerordentlichen Reichthum des deutſchen Kirchenliedes wenigſtens da ziemlich leicht geſchehen, wo die gehörige Uebung im Geſange Statt findet, der aber leider in Amerika vielfach in traurigem Zerfall iſt und deſſen Verbeſſerung und Ausbildung daher jedem Prediger ganz beſonders am Herzen liegen ſollte, da er unter uns das einzige Ueberbleibſel eines eigentlichen Gemeindegottesdienſtes iſt.

Um die Sache anſchaulicher zu machen, theilen wir hier aus einer deutſchen Kirchenzeitung ein Beiſpiel von einer ſolchen liturgiſchen Paſſionsandacht mit. Der Einſender, G. Spieker, evangeliſch luth. Prediger aus Schleſien, bemerkt dabei, „daß die Gemeinde außer einer Orgel, die von einem geübten und fleißigen Organiſten geſpielt wird, durchaus jedes anderweitigen Kunſtmittels entbehrt, und daß die Geſänge des Chors bisher nur von den älteren Schulkindern ausgeführt werden konnten. Es leuchtet alſo ein, daß das, was hier mitgetheilt werden ſoll, von der Art iſt, daß es in jeder, auch der geringſten Dorfkirche, entweder ebenſo, oder mit geeigneten Modificationen wird zur Anwendung kommen können. Unſer aufrichtiger Wunſch wäre es dabei, daß dieſe Art Andachten, in welchen die Mitthätigkeit der Gemeinde viel mehr in den Vordergrund tritt, als in unſeren ſonſtigen Gottesdienſten, immer mehr in unſeren Kirchen üblich würde. Es muß nur der Geſchmack daran in unſeren Gemeinden geweckt werden, und man wird bald ſehen, daß er, wie oft behauptet wird, keineswegs in ihnen ganz fehlt. — Die bei dieſer Paſſionsandacht vorkommenden Geſänge waren auf einem Octavblatt beſonders abgedruckt worden.“

Nach einem angemeſſenen Präludium beginnt

Die Gemeinde. Komm, Seele, Jeſu Leiden Soll meine Tröſtung ſein. Daran will ich mich weiden, Da ſenk ich mich hinein. Ich will ſonſt gar nichts wiſſen, Als meinen Jeſum Chriſt, Und lieber Alles miſſen, Als daß mein Herz ihn mißt.

Drum auf, du meine Seele, Komm', eile Jeſu zu! In ſeiner Wundenhöhle

Iſt meine Raſt und Ruh. Sein Sterben iſt mein Leben, Sein' Angſt erwirbt mir Luſt. Vom Kreuz will ich ihn heben, Und ſchließen in die Bruſt.

Chor. O Lamm Gottes, unſchuldig am Stamm des Kreuzes geſchlachtet, allzeit erfunden gedultdig, wiewohl du warſt verachtet: all Sünd haſt du getragen, ſonſt müßten wir verzagen, erbarm dich unſer, o Jeſu!

Gemeinde. Unbeflecktes Gotteslamm, Ich verehre deine Liebe, Schaue von des Kreuzes Stamm, Wie ich mich um dich betrübe, Dein im Blute wallend Herz Setzet mich in tauſend Schmerz.

Liturg. Vorleſung: Jeſus nach Golgatha geführt. Simon von Cyrene. Die weinenden Weiber.

Gemeinde. Mein Jeſus geht zn ſeinem Leiden, Mein Jeſus gehet in den Tod! Drum gute Nacht, ihr eitlen Freuden, Mein Herz betrachtet Chriſti Noth Und die für mich erlitt'ne Pein, Darum kann es nicht freudig ſein.

Liturg. Vorleſung bis: Vater vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. —

Chor. Herr, erbarme dich nnſer! Chriſte u. ſ. w.

Gemeinde. Mein Heiland, der du einſt für die, die dich gekreuzigt, bateſt, ttnd vor dem Throne Gottes ſie Noch an dem Krenz vertrateſt; Wann werd' ich doch dir ähnlich ſein Und meinen Feinden ganz verzeihn!

Liturg. Ueberſchrift über dem Keuze. Theilung der Kleider. Verſpottung des Herrn durch die Vorübergehenden, Hoheprieſter und Kriegsknechte.

Chor. Verſpottet, blutig und verſpeiet wirſt du zum Schauſpiel dargeſtellt, den Heiland jeder Weltling ſcheuet, weil Keinem die Geſtalt gefällt. Du armer Jeſu biſt mir lieber, als aller Hoheit falſcher Schein; dir will ich folgen, ſollt' ich drüber ein Spott auch aller Menſchen ſein.

Gemeinde. O Haupt, voll Blut und Wunden, Voll Schmerz und voller Hohn! O Haupt zum Spott gebunden Mit einer Dornenkron! O Haupt, ſonſt ſchön gezieret Mit höchſter Ehr' und Zier, Jetzt aber ſehr ſchimpfiret, Gegrüßet ſeiſt du mir!

Liturg. Die beiden Miſſethäter. Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein. — Maria und Johannes.

Chor. Du hängſt verſchmäht am Schädelorte, Verſprichſt dem Mörder Gnad und Ruh, Du redeſt troſtesvolle Worte Der Mutter und dem Jünger zu. Nun biſt du in dein Reich gekommen; Herr Jeſu, ach gedenke mein, Gib, daß ich mög' mit allen Frommen In deiner Lieb vereinigt ſein.

Gemeinde. Ich will hier bei dir ſtehen, Verachte mich doch nicht; Von dir will ich nicht gehen, Wenn dir dein Auge bricht; Wann dein Herz wird erblaſſen Im letzten Todesſtoß, alsdann will ich dich faſſen In meinen Arm und Schooß.

Liturg. Finſterniß. — Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! —

Chor. Du ſchwebſt in höchſter Noth verlaſſen, da du mir Gnad' und Heil erwirbſt; als wenn du wollteſt mich umfaſſen, ſo neigeſt du dein Haupt und ſtirbſt. Laß auch mein Eigenwill'n ſich neigen und mit dir ſinken in den Tod; ich ſchenk mich ewig dir zu eigen; verlaß mich nicht in meiner Noth!

Liturg. Mich dürſtet! — Es iſt vollbracht! —

Gemeinde. Es iſt vollbracht! ſo ruft am Kreuze Des ſterbenden Erlöſers Mund. O Wort voll Troſt und Leben reize Zur Freude meines Herzens Grund. Das große Opfer iſt geſchehn, Das Gott auch mir zum Heil erſehn.

Liturg. Und er rief laut und ſprach: Vater in deine Hände befehle ich, meinen Geiſt! — Und neigte das Haupt und verſchied.

Gemeinde. Mein Jeſus ſtirbt, was ſoll ich leben? Mein Haupt erblaßt wo bleibt ſein Glied? Ach ſoll ich ihm den Geiſt nicht geben, da jetzt ſein Geiſt von dannen zieht? Ach ja, ich ſterbe nun mit dir, Mein Jeſu ſtirb du auch mit mir.

Mein Jeſus ſtirb, die Augen brechen; Ach nimm den letzten Blick von mir; Sein Mund verſtummt, was ſoll ich ſprechen? Mein letztes Wort iſt Jeſu hier; Ach Jeſu, Jeſu laß mich nicht, Wenn mir der Tod das Herze bricht.

Liturg. Der Hauptmann unter dem Kreuze. — Jeſu Seite durchſtochen. — Sie werden ſehen, in welchen ſie geſtochen haben.

Gemeinde. Das Waſſer, welches auf den Stoß Des Speers aus ſeiner Seite floß, Das ſei mein Bad und all ſein Blut Erquicke mir Herz, Sinn und Muth.

O Jeſu Chriſt, erhöre mich, Nimm und verbirg mich ganz in dich, Schließ mich in deine Wunden ein, daß ich vorm Feind kann ſicher ſein.

Chor. Wollt ihr wiſſen, was mein Preis? Wollt ihr lernen, was ich weiß? Wollt ihr ſehn mein Eigenthum? Wollt ihr hören, was mein Ruhm?

Gemeinde. Jeſus der Gekreuzigte!

Chor. Wer iſt meines Todes Tod? Wer hilft in der letzten Noth? Wer verſetzt mich in ſein Reich? Wer macht mich den Engeln gleich?

Gemeinde. Jeſus der Gekreuzigte!

Liturg. Die Grablegung. — Den Sabbath über waren ſie ſtill nach dem Geſetz.

Chor. Harr', Seele, und ſei ſtille! Verweil an ſeinem Grab! Bald wälzt des Vaters Wille den Grabſtein wieder ab.

Gemeinde. Mein Jeſus wird in's Grab verſenket, O legt ihn in mein Herze hin; Und daß es immer dran gedenket, Daß ich mit ihm geſtorben bin, So ſetzt mir dieſe Grabſchrift bei: Daß Jeſu Tod auch mein Tod ſei.

Liturg. Freies Gebet (oder des ſchöne Gebet von Joh. Arndt, in Bunſens Geſangbuch S. 530). — Vater unſer. — Segen.

Chor. Amen. Amen. Amen.

Gemeinde. Ich will dich lieben, meine Krone, Ich will dich lieben, meinen Gott. Ich will dich lieben ohne Lohne Auch in der allergrößten Noth. Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht, Bis mir das Herz im Sterben bricht.

Digitized by Google

Newman und Achilli.

Am Ende Juni's iſt der berühmte Proceß des römiſchen Exprieſters und jetzigen proteſtantiſch biſchöflichen Miſſionars Dr. Achilli gegen den ehemaligen anglicaniſchen Puſeyiten und nunmehrigen Präſidenten der neugegründeten katholiſchen Univerſität in Irland, Dr. Newman in der Queen's Bench in London zu Gunſten des erſteren entſchieden worden. Er hat überall ein ungeheures Aufſehen gemacht, weil ſich in dieſen beiden Männern gewiſſermaaßen der Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus verkörperte. Leider hatte der letztere dießmal einen ſehr unwürdigen Repräſentanten, mit dem wir unſererſeits um keinen Preis in irgend einem Punkte gemeinſchaftliche Sache machen möchten. Achilli iſt ein italieniſcher Vagabund, auf welchem ſeit vielen Jahren die ſchwärzeſten Verbrechen laſten, dem jetzt der Proteſtantismus, wie früher der Katholicismus, keine Herzensſache, ſondern bloß ein Deckmantel geheimer Sünden und ein Mittel zur Erreichung ſchlechter Abſichten iſt. Wir waren längſt aus ſeinem eigenen eckelhaft prahleriſchen und eitlen, a. 1850 erſchienenen Buche gegen die römiſche Inquiſition, welches die Harper in New-York abgedruckt haben, überzeugt, daß er ein ähnliches miſerables Subject ſei, wie der deutſche Exprieſter Ronge und der irländiſche Exmönch Leahy, nur weit begabter, denn ſonſt hätte er nicht wohl Profeſſor der Theologie im Kirchenſtaat ſein können. Daß er von einer reſpectablen Geſellſchaft, der evangeliſchen Allianz, als Miſſionar unter den Italienern in London angeſtellt und unterſtützt iſt (— übrigens hat er, wie wir kürzlich laſen, ſchon längſt ſeine Kapelle ſchließen müſſen, weil kein Italiener was von ihm wiſſen will —) beweist gar nichts zu ſeinen Gunſten, da die Verblendung gewiſſer Sectionen des engliſchen Proteſtantismus gegen den Katholicismus in's Unglaubliche geht. Wie einſt ſelbſt die gebildetſten und edelſten heidniſchen Römer in den Zeiten der Verfolgung den abenteuerlichen Gerüchten über die geheimen Laſter der Chriſten in ihren erbaulichen Zuſammenkünften Glauben ſchenkten, ſo ſind heut zu Tage eine ganze Menge von bibelgläubigen und frommen proteſtantiſchen Geiſtlichen engliſcher Zunge geneigt, jeden Vagabunden und Apoſtaten zu einem Helden zu machen, wenn er nur die römiſche Kirche mit Koth bewirft, und die abſurdeſten Behauptungen als baare Münze dahinzunehmen, da ſie einmal feſt überzeugt ſind, daß Rom nach dem Worte Gottes ſelbſt (oder vielmehr nach ihrer grundverkehrten, von den gelehrteſten Katholiken und Proteſtanten längſt widerlegten Auslegung deſſelben) die babyloniſche Hure, das Geheimniß der Bosheit, das Meiſterſtück des Satans ſei. Es iſt beſchämend genug für Deutſchland, daß der jetzt allgemein verachtete Ronge vor mehreren Jahren Triumphzüge halten konnte. Doch war dieß bloß auf die rationaliſtiſchen Kreiſe beſchränkt. Hier aber ſtehen die orthodoxen Proteſtanten vorne an im Haß und in der Verläumdung des Katholicismus. Wie lange wurde der elende Wicht Giuſtiniani von der American & Foreign Christian Union, zu welcher viele angeſehene Geiſtliche

aus faſt allen proteſtantiſchen Benennungen der Ver. Staaten gehören, als Miſſionar erhalten, wie lange und oft in unſeren proteſtantiſchen Blättern wegen ſeiner angeblichen (durchweg erlogenen) Bekehrung zahlloſer Deutſcher von der römiſchen zur proteſtantiſchen Kirche und wegen der Gründung von etwa zwölf „deutſch katholiſchen“ Miſſionsgemeinden (von denen keine einzige im *eigentlichen* Sinne je exiſtirt hat,) bis in den Himmel geprieſen! Wie lange konnte der infame Leahy, der ſchon wenigſtens vier Weiber (wer weiß, wie viele Kebsweiber) gehabt und ſie wieder verſtoßen, eine ſogar in der Nähe von Mercersburg nach ihrer eigenen Ausſage beinahe ermordet hat, mit den beſten Empfehlungen der angeſehenſten amerikaniſchen Theologen und Prediger von Stadt zu Stadt herumreiſen und ſeine ſchmutzigen und demoraliſirenden Anekdoten und Lügen in Kirchen und Courthäuſern vor gedrängten Verſammlungen vortragen, bis er endlich neulich, wie wir kürzlich aus einer politiſchen Zeitung erſehen, in Milwaukie wegen Meineides eingeſperrt worden iſt und niemanden finden konnte, der für ihn Bürgſchaft leiſten wollte! Der Haß gegen Rom decket der Sünden Menge. Wer in den Ver. Staaten ſich berühmt machen und Ehre und Anſehen gewinnen will, der darf nur ein Buch gegen „die babyloniſche Hure“ ſchreiben. Je ſchwärzer er ſie malt, deſto vortheilhafter für ihn. Kein Wunder, daß der Katholicismus heut zu Tage ſo ausgezeichnete Männer, wie Hurter, Newman, Brownſon an ſich zieht, wenn ſolche nichtswürdige Apoſtaten, wie Ronge, Giuſtiniani, Leahy und Achilli zu Helden und Märtyrern der proteſtantiſchen Wahrheit umgeſtempelt werden.

Allerdings haben dieſe unglücklichen Subjecte ein ſtarkes und handgreifliches Argument gegen die römiſche Kirche vorzubringen, das aber mit ihrer eigenen Perſon beginnt und endet. Sie beweiſen ganz unzweideutig durch ihr leibhaftiges beklagenswerthes Beiſpiel, daß das Geſchlecht der Heuchler und Verräther nicht ausgeſtorben iſt, daß es auch heute noch, wie zu allen Zeiten, eidbrüchige Mönche und gottloſe Prieſter gibt. Aber das iſt auch alles. Gott behüte uns vor ſolchen Convertiten, durch deren Uebertritt Rom nur gewinnen, der Proteſtantismus nur verlieren kann. Wie Giuſtiniani's Gaukeleien und Quackſalbereien, wie Leahys obſcöne Vorleſungen, ſo können auch Achilli's Vorträge und Schmähſchriften gegen die römiſche Kirche dieſer am Ende nur nützen und der Sache des Proteſtantismus nur ſchaden, es ſei denn, daß dieſer ſich entſchiedener, als bisher in England und Amerika geſchehen, von ſolchen Judasapoſteln losſagt.

Die ſchweren Beſchuldigungen, welche zuerſt Cardinal Wiſemann im Dublin Review a. 1849 gegen Achilli vorgebracht und Dr. Newman a. 1851 mit vernichtender Beredtſamkeit wiederholt hat, um ihre Kirche gegen ſeine lügenhaften Verläumdungen zu ſchützen, und weßhalb dieſer Menſch nach 15 monatlichem feigem oder klugem Stillſchweigen gerade im Augenblick der größten Aufregung gegen die Katholiken in England den Dr. Newman als Verläumder verklagt hat,—dieſe Beſchuldigungen wurden alle mit einer ſeltenen Maſſe von Evidenz bewieſen und würden ohne Zweifel von dem Gerichtshof anerkannt worden ſein, wenn nicht das ungeheure proteſtantiſche Vorurtheil in England und der gerade jetzt wieder auf's Höchſte geſteigerte Haß gegen Rom die aus lauter Proteſtanten zuſammengeſetzte Jury unbewußt beherrſcht hätte. Nicht nur die Documente der römiſchen Inquiſition, welche dieſen Achilli ſchon a. 1841 wegen wiederholter von ihm ſelbſt damals eingeſtandener Verbrechen aller prieſterlichen Functionen entſetzt und als Büßenden auf drei Jahre in ein einſames Kloſter verwieſen hat, ſon-

dern auch eine Menge von Polizeiberichten und lebendigen theils katholiſchen theils proteſtantiſchen Zeugen aus Viterbo, Rom, Capua, Neapel, Corfu, Malta und England wurden von dem Defendenten mit großen Koſten beigebracht, darunter ſelbſt mehrere der Werkzeuge ſeiner wüſten Lüſte, Mädchen und Frauen, welche er zu wiederholten Malen ſeit zwanzig Jahren in all dieſen Orten, als Katholik und als Proteſtant, zum Theil ſelbſt in der Sakriſtei verführt hat, oder doch zu verführen ſuchte. Und dennoch wurden alle dieſe überwältigenden Zeugniſſe von dem proteſtantiſchen Gerichtshof auf die bloße freche Läugnung Achilli's hin bei Seite geſetzt! Der nichtswürdige Vagabund, der Mädchenſchänder und Ehebrecher, der Lügner und Betrüger wurde freigeſprochen und in Schutz genommen, gegen wen? Gegen Dr. Newman, der ſelbſt nach dem Urtheil vieler unbefangenen Proteſtanten der ernſteſte, geiſtvollſte und gelehrteſte jetzt lebende Theologe Englands iſt, und auf deſſen moraliſchem Charakter auch nicht der geringſte Fleck laſtet, es ſei denn, daß man darin ein Verbrechen ſieht, daß er die biſchöfliche Staatskirche aus ehrlicher Ueberzeugung, ohne alle unreinen Motive verlaſſen hat und das theologiſche Haupt der wachſenden römiſch katholiſchen Partei in England geworden iſt! Gab es je eine ſchreiende Verhöhnung der Gerechtigkeit, ſo iſt es dieſe. Die Tage des infamen Richters Jeffreys ſcheinen wiedergekehrt zu ſein.

Ein ſolcher Triumph gegen den Katholicismus iſt wahrlich theuer erkauft. Wenn wir nicht irren, ſo wird jene Entſcheidung weit mehr Sympathieen für ihn in England erwecken und zu ſeiner Verbreitung daſelbſt beitragen, als wenn Achilli für ſchuldig erklärt worden wäre. Wir würden uns nicht im mindeſten wundern, wenn gerade jetzt bei der gewaltigen kirchlichen Kriſis jenes Landes die Zahl der Convertiten ſich bedeutend vermehren würde. Denn noch heut zu Tage, wie zu den Zeiten der Verfolgung vor Conſtantin, wo die Chriſten ebenfalls aller möglichen Schlechtigkeiten verläumderiſch angeklagt wurden, wie jetzt die katholiſche Kirche von unſerer populären proteſtantiſchen Preſſe in England und Amerika, gilt das Wort Tertullians: „Das Blut der Märtyrer iſt der Kirche Ausſaat.“

Zum Glücke aber gibt es auch unter den engliſchen Proteſtanten bei allen tiefgewurzelten Vorurtheilen gegen die römiſche Kirche noch genug Gerechtigkeitsgefühl, das ſich in der größten Indignation gegen jene gerichtliche Entſcheidung kund gibt. Daher gehört vor allem der fulminante Proteſt der Londoner „Times", der einflußreichſten Zeitung der Welt, deren Urtheil um ſo mehr Gewicht hat, als ſie bekanntlich eine entſchiedene Gegnerin der katholiſchen Kirche iſt und die neulichen ſcharfen Maaßregeln der engliſchen Regierung gegen dieſelbe, die kirchliche Titelbill und das Verbot der Proceſſionen und clericaliſchen Kleidung außerhalb der Kirchen durchaus in Schutz nimmt. Der Raum geſtattet uns leider nicht, ſie ausführlich reden zu laſſen. Doch können wir wenigſtens einige Stellen nicht unterdrücken, da die proteſtantiſch religiöſen Blätter unſeres Landes ſo weit wir ſie bisher zu Geſicht bekommen haben, mit charakteriſtiſcher Unehrlichkeit dieſelben mit völligem Stillſchweigen übergehen und den „noble Dr. Achilli" in den Himmel erheben! Der „Presbyterian" z. B. und andere Blätter ſprechen von dem great und good und generous Dr. Achilli — und ſagen kein Wort davon, daß die gewichtigſte Stimme der öffentlichen Meinung in England gegen das Verdict des königlichen Gerichtshofs ſich erklärt hat!! Das Zeugniß der Times wird gewaltiges Gewicht in ganz Europa und hoffentlich auch in Amerika haben und viel dazu beitragen, einem ungünſtigen Eindruck ge-

gen England entgegenzuwirken. Im proteſtantiſchen Berlin z. B. ſoll, wie wir ſo eben leſen, das Reſultat jenes Proceſſes das größte Staunen erregt haben. Laſſet uns doch um des Himmels willen mit keinen anderen Waffen gegen Rom kämpfen, als mit den Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit, ſonſt ſind wir ſicherlich verloren. Doch zum Zeugniß der Times:

„It is a great thing, no doubt, that in Protestant England, the principle embodied in the national faith should triumph over its Roman Catholic adversaries; but it is a still greater thing, that justice should be administered with purity and impartiality—that the landmarks of the law should not be transgressed—and that no feelings but those of the calmest and highest morality should sway the decisions or intrude into the proceedings of our courts. We cannot afford to buy controversial success at the price of our reputation for a calm and immaculate administration of justice, or to subvert the rules upon which testimony is received and estimated, to satisfy a predilection or to appease an antipathy.

. . . . . . Will the opinion of educated classes in this country, and of the great European community, ratify the verdict of a jury which absolved Dr. Achilli from every taint and stain, and seemed to aim at placing him on a higher pinnacle of moral purity that even he arrogated to himself?

. . . . . . But thus much we say that Dr. Newman undertook to prove certain acts of incontinence, and produced persons from a vast number of different places to speak to acts ranging over a long period of time, of which, if their statement was believed, they had the most complete knowledge. These witenesses did not break down, were not involved in any material contradiction, and stated nothing in which there was any strong antecedent improbability. Many of them made cotemporary statements of the injuries they had received, and those statements and their consequent investigation were followed on more than one occasion by a change of residence on the part of Dr. Achilli.

In one instance, that of the wife of Coriboni, two respectable witnesses proved that Dr. Achilli was seen in circumstances donoting undue familiarity with a person whom he chose to retain in his service after having been warned that she was a common prostitute, testimony which the Attorney General could find no other way of neutralizing than by suggesting that they had mistaken him for her husband in the broad daylight. Wherever he bent his steps, scandal, either ju-tly or unjustly, seems to have followed him. The police at Naples, and the Inquisition at Rome. the Bishops Court at Viterbo, and the courts at Corfu—all seem to have had more or less to do with him, and all for the same elleged propensity, and after a short residence in England we find a number of women ready to bring the same charges against him.

Now stopped in a procession at Naples by a clamorous mother, now dogged at Corfu by a jealous tailor, now solemnly remonstrated with by members of his congregation on account of his maid servant, he is the most unfortunate of men if all these charges have been trumped up without substantial fundation. The charges can neither be ascribed to Roman Catholic nor Protestant malignity, for they began when he was of the one religion, and continued when he was of the other.

Roman Catholics accused him while he was a Roman Catholic, and Protestants while he was a Protestant, and always of the same thing. He himself declines to attest his chastity by an oath, and thus seems to admit that if the prosecution succeeds, it is because Dr. Newman has selected the wrong instances, not because he has charged an untrue offence.

The sentence of the Inquisition, moreover, solemnly recites under respectable attestation his own confession and submission in Italian, and his conversation with Dr. Bonovia clearly shows how lightly he held the offence of which he was accused. Against these positive statements, these accumulative and corroborative probabilities, and these dangerous admissions, there is nothing to set except the denial of Dr. Achilli, adhered to with steadiness and pertinacity under a long, but not very skillful cross-examination—a denial which amounts to little more than a repetition of the affidavit upon which the criminal information was granted. If no amount of evidence could outweigh Dr. Achilli's denial on oath, the solemn proceedings of the trial were a hollow mockery; and if it could, it is difficult to conceive what testimony the jury could have expected.

Many of the witnesses were poor, but it is among the poor that the profligate seek their victims. They could not be corroborated as to the fact, for that is a matter of secrecy. They were not discredited; they were not broken down; they were simply put aside and disbelieved. The principles upon which this case was decided would put an end to all proof by human testimony. . . . . .

. . . . . . Who can hope to be believed when such a mass of evidence has been flung aside as worthless! We consider that a great blow has been given to the administration of justice in this country, and that Roman Catholics will have henceforth only too good reason for asserting that there is no justice for them in cases tending to arouse the Protestant feelings of judges and juries.

We wish we could conclude our observations on this case without saying anything calculated to imply a censure on the jury or the judge, under whose auspices they have, it seems to us, so signally miscarried. From the time when one of them objected to the exclusion of Dr. Achilli from the Court, and another to the searching and reasonable question as to his general chastity, which he did not find it expedient to answer, till the faltering annuouncement, preceded and followed by unchecked applause, that the justification was not proved to their satisfaction, there is every reason to think that the case was not viewed by the jury with complete impartiality and absence of sectarian feeling.

Perhaps this was hardly to be expected; but when we are told that Catholic and Protestant have nothing to do with the decision, we should like to ask who believes that if Dr. Achilli had continued a member of the Church of Rome to the present time, and the charges against him had been contained in a speech of the Earl of Shaftesbury, the verdict would have been the same—*minus*, of course, the cheers and the popularity? . . . . .

We now take our leave of this painful subject, trusting we may not soon again be called upon to comment on proceedings so in-

decorous in their nature, so unsatisfactory in their result—so little calculated to increase the respect of the people for the administration of justice, or the estimation by foreign nations of the English name and character."

Die Geburtsſtunde zum neuen Leben.

(a. 1836.)

Kennt ihr die bangen Stunden,
Wo um des Herzens Wunden,
  Der Hölle Schauer weh'n,
Wo ſchwarz ſich Sünden thürmen,
Und Zorneswetter ſtürmen
  Von Sina's ernſten Höh'n?
Da fällt die Welt in Trümmer
Da hilft kein Sonnenſchimmer,
  Kein leerer Tugendſchein.
Des Lebens bunte Freuden
Sind aufgelöſt in Leiden
  In Eckel, Angſt und Pein.
Da ſchmachtet, tief erſchüttert
Von Grabeshauch umzittert,
  Das arme Menſchenherz;
Die Schaar der Gottverächter
Mit bitt'rem Hohngelächter
  Verſpottet ſeinen Schmerz.
Doch grüß ich euch mit Freuden
Ihr öden Trauerweiden
  Gepflanzt vor Edens Thor.
Es ſproßt an eurer Seite
Ein wonnevolles Heute
  Aus trübem Einſt hervor.
Wer Gottes Reich will erben,
Deß Herz muß vorerſt ſterben
  Der Buße bittern Tod.
Nur aus den Grabesnächten
Erglänzet den Gerechten
  Das ſel'ge Morgenroth.

Henry Clay.

Niemand erwartet von uns eine ausführliche Beſchreibung des ſchon jedem Kinde bekannten Todes dieſes berühmten Patrioten, Staatsmannes und Redners, der am 29ſten Juni in ſeinem 76ſten Jahre in der Hauptſtadt des Landes und im Mittelpunkt ſeiner langen und glänzenden öffentlichen Wirkſamkeit nach mehrmonatlichem Krankenlager von der Schaubühne irdiſcher Politik vor den Richterſtuhl des Königs aller Könige abgerufen worden iſt. Die ganze Nation ohne Unterſchied der Parteien hat bereits ihre tiefe Trauer über dieſes Ereigniß in einer Weiſe an den Tag gelegt, wie noch nie ſeit dem Tode Waſhington's, des Vaters des Vaterlandes, der da iſt und bleibt „first in war, first in peace and first in the hearts of his contrymen." Nächſt ihm verdient allerdings Henry Clay unbedingt eine der erſten Stellen in der dankbaren Erinnerung der ganzen Union, deren Erhaltung noch in den letzten Jahren ſeines Lebens die Hauptſorge ſeines Herzens und der Höhepunkt ſeiner Verdienſte war. Wir haben vor Henry Clay's aufrichtigem Patriotismus, ſtaatsmänniſcher Weisheit und glänzender Beredtſamkeit immer großen Reſpect gehabt, der noch bedeutend erhöht wurde durch den entſchiedenen Proteſt, welchen er im letzten Winter, obwohl ſchon an das Krankenlager gefeſſelt, gegen die verführeriſchen Grundſätze Koſſuths in deſſen Gegenwart ablegte. Während das ganze Land und ſelbſt ein beträchtlicher Theil des Congreſſes von der Beredtſamkeit dieſes enthuſiaſtiſchen Revolutionärs fortgeriſſen und wie durch einen Zauber ſeiner geſunden Sinne beraubt ſchien, ſtand Clay unbeweglich da und ſetzte der wilden, tollen Aufregung des Augenblicks und dem trügeriſchen Schein der Sophiſterei die ruhige Gewalt feſter Grundſätze, nüchterner Weisheit und bewährter geſchichtlicher Erfahrung entgegen. Jetzt dankt ihm jedermann dafür, und ſelbſt diejenigen, welche damals für Koſſuth und ſeine Politik ſchwärmten, ſcheinen ſich jetzt, da ſich der Magyar offenbar ausgelebt und ſelbſt zu Schanden gemacht hat, ihrer Begeiſterung zu ſchämen. O hätten wir doch mehr ſolche grundſatzfeſte und überzeugungstreue Staatsmänner, welchen das Wohl des Landes, des *ganzen* Landes wahrhaft am Herzen liegt und die ſich nicht von jedem Wind hin- und herbewegen laſſen, wie ein ſchwankes Rohr! Dann hätten wir nichts zu befürchten von der Maſſe jener elenden, principloſen, bloß um Volksgunſt, um Geld und Ehre bekümmerten Demagogen, die leider ſo viele unſerer geſetzgebenden Hallen füllen und die unter ewigem hohlem Freiheitsgeſchrei ihr Beſtes thun, die moraliſchen Grundlagen unſerer Republik zu untergraben.

Der größte Schmuck in Clay's Leben aber iſt, daß er, voll von irdiſchen Ehren und Würden, doch die Nichtigkeit der Welt eingeſehen, ſchon vor einigen Jahren ſich förmlich der biſchöflichen Kirche angeſchloſſen hat, in der letzten Zeit, wie es ſcheint, immer ernſter wurde, und wenn ihm auch wahrſcheinlich tiefere Einſicht abging, ſich doch mit aufrichtigem Gemüthe und heilsbegierigem Verlangen zu den Füßen des Kreuzes geflüchtet, auf ſeinem Sterbelager die Bibel, das Gebetbuch und den Geiſtlichen zu ſeinem täglichen Umgang gewählt, mehrmals das heil. Abendmahl genoſſen hat und im Vertrauen auf die allgenugſame Kraft des Verdienſtes Chriſti verſchieden iſt. Da haben wir einen neuen Beweis, daß wahre Geiſtesgröße das Chriſtenthum nicht abſtößt, ſondern anzieht, und daß nichts auf dem Todtenlager wahren Frieden geben und die tiefſten Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens befriedigen kann, als das ewige Evangelium von Jeſu Chriſto, dem Heiland der Welt.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. September, 1852. Nro. 9.

Gallerie der bedeutendſten jetzt lebenden Univerſitätstheologen Deutſchlands.

(Schluß.)

Dieſer Charakteriſtik der deutſchen Univerſitätstheologen der Gegenwart fügen wir ſchließlich noch einige allgemeine Betrachtungen bei, welche dazu dienen mögen, amerikaniſchen Leſern eine deutlichere Vorſtellung von der Beſchaffenheit und Miſſion der deutſchen Theologie zu geben.

1. Die deutſche Theologie iſt zunächſt ohne Frage die reichſte Theologie der Gegenwart in Hinſicht auf die Zahl und Mannigfaltigkeit ihrer Leiſtungen, auf Umfang und Gründlichkeit des Wiſſens, auf Tiefe und Schärfe der Auffaſſung und auf methodiſche und ſyſtematiſche Behandlung des gelehrten Stoffs. Kein anderes Land, ja kaum alle anderen proteſtantiſchen Länder zuſammengenommen haben gegenwärtig eine ſolche Menge ausgezeichneter Lehrer auf dieſem Felde aufzuweiſen, wie wir ſie unſeren Leſern in der vorangehenden Gallerie vorgeführt haben. Und dieſe Liſte iſt nicht einmal vollſtändig, ſondern könnte noch beträchtlich vermehrt werden theils durch berühmte Männer, welche zwar bereits im Grabe ruhen, aber doch zu den Theologen unſeres Zeitalters gehören, vor allem Schleiermacher († 1834,) Neander († 1850,) Olshauſen († 1839,) Daub († 1835,) Marheineke († 1847,) de Wette († 1849,) theils durch Prediger und Privatgelehrte, welche eine ebenſo ausgedehnte literariſche Thätigkeit entfalten, als manche Univerſitätslehrer, theils endlich durch ſolche, welche, obwohl in anderen Ländern wirkend, wie die meiſten Straßburgiſchen, Dorpatiſchen und Däniſchen Theologen, (unter denen wir beiſpielsweiſe den geiſtvollen Profeſſor Martenſen in Kopenhagen nennen wollen,) doch ganz von dem Geiſte der deutſchen Theologie durchdrungen und mit ihren Schickſalen eng verflochten ſind. Wir wollen damit anderen Nationen nicht im mindeſten zu nahe treten. Jede hat ihre claſſiſche Periode in der Theologie gehabt,

Holland und England im 17ten Jahrhundert; jede hat noch heute ihre eigenen Vorzüge und Verdienſte. England, Schottland und die Ver. Staaten z. B. ſind verhältnißmäßig weit reicher an tüchtigen Kanzelrednern, als Deutſchland, und entwickeln eine große Thätigkeit auf dem Gebiete der praktiſchen Theologie und erbaulichen Literatur. Aber daß Deutſchland in den verſchiedenen Zweigen der wiſſenſchaftlichen Theologie, ebenſo wie in der claſſiſchen und orientaliſchen Philologie, in der Geſchichtsforſchung und Philoſophie, entſchieden den erſten Rang behaupte, das iſt jetzt ziemlich allgemein zugegeben und wird von den anderen Nationen auch factiſch anerkannt durch die mit jedem Jahre ſich mehrende Zahl von franzöſiſchen, holländiſchen und engliſchen Ueberſetzungen und Verarbeitungen deutſcher Werke und durch den ausgedehnten Gebrauch, der allenthalben wenigſtens von den Früchten deutſchen Fleißes bald mit, bald ohne Anerkennung der Quelle gemacht wird. Niemand kann gegenwärtig auf dem Höhepunkt der theologiſchen Wiſſenſchaft ſtehen, der mit den Reſultaten deutſcher Forſchung nicht wenigſtens im Allgemeinen bekannt iſt. Dieſe hat in den letzten dreißig Jahren beſonders die Kirchen- und Dogmengeſchichte, die bibliſche Kritik, Hermeneutik, Einleitung und Auslegung des A. und N. Teſtaments in allen Ecken und Enden durchſucht und beleuchtet, viele Anſichten für immer widerlegt, oder weſentlich modificirt, eine Maſſe von bisher unbeachtetem Material zu Tage geſchafft, oder bereits beachtetes flüſſig gemacht, unter neue Geſichtspunkte, in neue Verbindungen geſtellt, und ſelbſt, wo ſie auf Irrwege gerieth, doch vielfach läuternd, anregend und befruchtend gewirkt, ſo daß diejenigen ihren Vortheil wahrhaft ſehr ſchlecht verſtehen, welche von all dieſen Fortſchritten der deutſchen Theologie gar keine Notiz nehmen oder ſich in liebloſen und unwiſſend anmaaßenden Verdammungsurtheilen über dieſelbe gefallen, wie man ſie nicht ſelten in populären engliſchen und amerikaniſchen Kirchenblättern lieſt. Iſt jene Theologie wirklich ſo gefährlich, wie ihre Gegner behaupten, ſo ſollten ſie dieſelbe mit ehrlichen Waffen und tüchtigen Argumenten zu widerlegen ſuchen, ſtatt ſie mit Koth zu bewerfen, wodurch ſie ja bloß ihre eigene Ignoranz, ihre geiſtige Impotenz und ihren Mangel an guten Manieren und geſundem Geſchmack kund geben.

2. Die deutſche Theologie iſt aber auch die lebendigſte Theologie und inſofern die Theologie der Gegenwart. Sie iſt nicht eine Theologie der bloßen Tradition oder der mechaniſchen Ueberlieferung deſſen, was in einer früheren Zeit producirt wurde, ſondern eine Theologie der Bewegung und des Fortſchritts, iſt deßhalb bei aller Rückſicht auf die Vergangenheit, bei all ihrem Wühlen und Forſchen in den entlegenſten Enden und Ecken der Kirchengeſchichte, doch zugleich auf die Zukunft gerichtet und in einem Proceß des Wachsthums begriffen. Während das 17te Jahrhundert ſich durch ſeinen gelehrten Sammlerfleiß und ſeinen confeſſionell-polemiſchen Eifer, das 18te Jahrhundert durch ſeine negative und zerſtörende Thätigkeit auszeichnete, ſo waren das ſechs-

zehnte, ſowie in anderer Weiſe das 12te und 13te, und das 4te und 5te Jahrh. die ſchöpferiſchen Perioden der Theologie, und an dieſe ſchließt ſich gewiſſermaaßen die neuere evangeliſche Theologie Deutſchlands an. Zwar geht ihr allerdings, wie unſerer Zeit überhaupt, jene friſche, zweifelloſe Glaubensenergie der patriſtiſchen Periode und des Mittelalters ab, wir ſtehen dem Rationalismus noch zu nahe und leben noch immer in einer revolutionären, kritiſchen und ſkeptiſchen Atmoſphäre. Aber doch ſind in ihr offenbar die Anſätze und Keime zu einer neuen Schöpfung unverkennbar. Neben den noch immer fortwühlenden Kräften der Zerſtörung ſind gerade die tiefſten und edelſten Geiſter mit unermüdlichem Fleiße im Bauen und Schaffen begriffen. Beſonders iſt die hiſtoriſche Theologie mit ganz neuen poſitiven Anſchauungen und Ideen geſchwängert, und die Exegeſe hat bedeutende Fortſchritte gemacht und nicht nur das ſprachliche und geſchichtliche, ſondern auch das dogmatiſche Verſtändniß der heil. Schrift ſeit dreißig Jahren beträchtlich gefördert. Man kann wohl ſagen, daß die anderen proteſtantiſchen Länder gegenwärtig nur inſofern eine *lebendige* Theologie haben, als ſie mehr oder weniger von der deutſchen berührt und angeregt ſind. Dieß ſieht man beſonders deutlich in Amerika: unſere beſten und einflußreichſten Seminare ſind gerade diejenigen, welche mit der neuſten deutſchen Literatur Schritt halten und auf dieſelbe Rückſicht nehmen, wie Andover und Princeton; während diejenigen Anſtalten, die ſich mit der mechaniſchen Fortpflanzung eines hergebrachten Syſtems aus dem 16ten oder 17ten Jahrhundert begnügen, ſich in einem äußerſt beſchränkten Geſichtskreis bewegen und auf die Bildung des religiöſen Zeitgeiſtes und den Gang der Kirche und Religion im Allgemeinen nur wenig oder gar keinen Einfluß üben. Wenn man nach den bedeutendſten amerikaniſchen Theologen fragt, ſo wird man von jedem Einſichtsvollen gleich, um im Norden anzufangen, die Namen Stuart, Park, Stowe, Robinſon, Hodge, Alexander, Nevin nennen hören, alſo lauter Männer, welche in den verſchiedenen Gebieten der eigentlichen *wiſſenſchaftlichen* Theologie, der Exegeſe, Kirchen- und Dogmengeſchichte und Dogmatik ſeit Jahren ebenſo viel, vielleicht mehr deutſche, als engliſche Werke ſtudiren. Etwas Aehnliches ließe ſich leicht von der proteſtantiſchen Theologie Frankreichs, Hollands, Englands und Schottlands nachweiſen. England hat allerdings in den dreißiger Jahren unſers Jahrhunderts eine neue und eigenthümliche Theologie producirt, die zugleich mit einer praktiſchen, kirchlich religiöſen Bewegung Hand in Hand geht, wir meinen den *Puſeyismus* oder Oxforder Anglokatholicismus, auch Tractarianismus genannt, ohne Zweifel eine der bedeutendſten und einflußreichſten Erſcheinungen der Zeit. Daß demſelben großer Eifer und Ernſt innewohnt, iſt durch ſeinen ungemeinen Erfolg hinlänglich bewieſen, da er in der kurzen Zeit von zwei Decennien wenigſtens die Hälfte der proteſt. biſchöflichen Kirche in England, den eng-

liſchen Colonieen und in den Vereinigten Staaten ſauerteigartig durchdrungen hat. Allein einmal iſt ſelbſt der Puſeyismus nicht ohne allen Zuſammenhang mit neueren deutſchen Ideen entſtanden, indem der mit deutſcher Philoſophie wohlbekannte Coleridge durch ſeine anregenden philoſophiſchen und theologiſchen Schriften wenigſtens theilweiſe den Weg dazu gebahnt, und Puſey ſelbſt mehrere Jahre in Deutſchland ſtudirt und ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einem durch Tholucks Vorleſungen angeregten Werke über den deutſchen Rationalismus eröffnet hat.*) Sodann iſt dieſer Anglokatholicismus doch ſeiner weſentlichen Tendenz nach romaniſirend, alſo eine rückſchreitende Bewegung, wie ſchon der Umſtand beweiſt, daß viele ſeiner beſten Theologen wirklich zur römiſchen Kirche übergetreten ſind, vor allem Dr. Newman, jetzt Kanzler der neu errichteten katholiſchen Univerſität von Irland, der eigentlich von Anfang an das intellectuelle Haupt der Parthei war und ſelbſt den Dr. Puſey an Gelehrſamkeit und Geiſt bedeutend übertrifft. Es bleibt alſo dabei, unter allen proteſtantiſchen Formen der Theologie iſt die deutſche evangeliſche diejenige, welche das tiefere Bewußtſein und progreſſive Leben der kirchlichen Gegenwart repräſentirt und die nächſte Zukunft in ſich trägt.

8. Sie iſt ferner — und das bildet ihren ſchönſten Schmuck — eine

---

*) Die Betrachtung der Geſchichte des deutſchen Rationalismus, deſſen Strem der Pietismus und Supranaturalismus nicht hemmen konnte, brachte ihn zuerſt auf den Gedanken, daß dem engliſchen Proteſtantismus eine gewaltige Gefahr vem Unglauben her beverſtehe, und daß die ſubjective Theelogie der ſegenannten evangelieal oder low church party dem von Deutſchland her drohenden Sturm ebenſowenig gewachſen ſei, als der Spener-Frankeſche Pietismus, daß ſie vielmehr durch eine Neubelebung kirchlicher Theologie und Frömmigkeit ergänzt und gekräftigt werden müſſe, um die Stunde der Prüfung zu beſtehen. Dieſen Aufſchluß über den Urſprung des Puſeyismus gibt Dr. E. B. Puſey ſelbſt in einem kürzlich, den 23ſten Juni 1852 geſchriebenen und im „Morning Chronicle" veröffentlichten Brief an den Lerd Shaftesbury, worin er mit viel Ruhe und Milde die ven dem letzteren erhobene ungerechte Beſchuldigung einer Sympathie des Tractarianismus mit dem Unglauben ſiegreich widerlegt. Da ſagt er unter anderem: „I agree with yon, and have felt these twenty-seven years (ever since I became acquainted with German,) that the faith in England wonld have to go through a fiery trial in conflict with infidelity. It was impressed npon me in the stndy of the history of rationalism then, that neither a dry orthodoxy. nor evangelicalism, conld stand against it. Pietism began as fervently as the early evangelicalism. Some of its early members were learned. But in the next generation it degenerated, for the most part, and was swept away by the flood of infidelity. I believe that none of my friends have failed to be alive to this evil of rationalism; and part of the offence which we have given has been that we discerned rationalism in the minds and systems of Zwingli and Calvin."

Theologie **des wieder erwachten evangeliſchen Glaubens** im Gegenſatz gegen den früher herrſchenden Rationalismus und hat daher durchweg einen apologetiſchen und polemiſchen Charakter, ähnlich wie die Schriften der Kirchenväter voll von Beziehungen auf den Ebionitismus, Gnoſticismus, Arianismus, Pelagianismus und die anderen Ketzereien des kirchlichen Alterthums ſind. Seit dem Gnoſticismus iſt keine ſo gefährliche und tiefgreifende Seuche über die Chriſtenheit gekommen, als der Unglaube, der zwar ſchon früher in England als Deismus, in Frankreich als Materialismus zerſtörend gewirkt, aber erſt in Deutſchland als Rationalismus ſeit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts ſich wiſſenſchaftlich vollendet, in alle Gebiete der Theologie eingeniſtet und eine Zeit lang die meiſten akademiſchen Lehrſtühle in Beſitz genommen hat. Um ſich eine Vorſtellung von ſeiner Macht und ſeinem verwüſtenden Einfluß zu bilden, braucht man nicht einmal nach Deutſchland zu reiſen, ſondern darf nur einen Blick in den traurigen religiöſen Zuſtand eines großen Theils der neueren deutſchen Einwanderer, beſonders derjenigen werfen, die aus Baden, Heſſen, Rheinbaiern und den ſächſiſchen Ländern kommen, wo der Rationalismus, wenn auch nicht mehr in den Hörſälen, ſo doch auf den Kanzeln und im Leben noch immer das herrſchende Syſtem iſt.

Der wiſſenſchaftliche Kampf gegen dieſen furchtbaren Gegner der Kirche und des Chriſtenthums begann eigentlich ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts von verſchiedenen Seiten her; die Philoſophen Schelling und Hegel ſetzten ſeinem abſtracten und ideenloſen Alltagsverſtand die ſpeculative Vernunft, die Romantiker Schlegel, Tieck und Novalis ſeiner dürren und langweiligen Proſa die belebende Friſche der mittelalterlichen Poeſie und Kunſt gegenüber, Herder und Hamann zeigten unwiderleglich, daß der alte verachtete und verſpottete Glaube unendlich mehr Sinn und Verſtand habe, als die hohle Scheinweisheit des achtzehnten Jahrhunderts, und Schleiermacher, der aus der Brüdergemeinde, aus Plato und Spinoza, aus der kritiſchen Zeitbildung und aus der romantiſchen Schule hervorwuchs, wies in den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ den letzteren mit der Ueberlegenheit eines wiſſenſchaftlichen Genies nach, daß ihnen der Fundamentalbegriff der Religion, ſelbſt in ihrer allgemeinen natürlichen Form abhanden gekommen ſei, und daß ſie, ſtatt die Menſchheit aufzuklären und zu fördern, dieſe vielmehr ihres ſchönſten Schmuckes und höchſten Ruhms beraubt haben. Jedoch waren die meiſten dieſer Männer über das, was der poſitive Inhalt des Chriſtenthums ſei, ſelbſt noch ſehr im Unklaren, und indem ſie die Blöße der vulgären Aufklärung mit allen Waffen des Geiſtes und Witzes ſiegreich aufdeckten, nährten ſie zum Theil einen viel feineren, geiſtvolleren und inſofern gefährlicheren Rationalismus, der ſpäter in der ſogenannten linken Seite der Hegelſchen Schule und im Gnoſticismus des Strauß, Baur und ihrer Anhänger ſich vollendete. Allein der

Kampf hatte nun einmal begonnen, erhielt durch die patriotiſche und religiöſe Begeiſterung der deutſchen Freiheitskriege und durch die geſchichtliche Erinnerung an die Reformationszeit in Folge des Reformationsjubiläums a. 1817 neue Nahrung; Schleiermacher, Daub, Marheineke forſchten in den Tiefen der Glaubens- und Sittenlehre, Neander begann die Schätze des kirchlichen Alterthums auszugraben und der Kirchengeſchichte eine ganz neue Bahn zu brechen, Tholuck, Olshauſen, Lücke, Hengſtenberg und Andere gaben der gläubigen Schriftforſchung einen neuen Aufſchwung, und ſo wuchs die evangeliſche Theologie in fortwährendem Kampfe gegen den immer noch fortwirkenden und in ſtets neuer Form wiederkehrenden Rationalismus zu immer größerer Stärke heran, bis ſie endlich von den bedeutendſten akademiſchen Lehrſtühlen Beſitz nahm und jetzt die Bildung der Geiſtlichkeit und durch dieſe die Controlle des kirchlichen Gemeindelebens meiſt in ihren Händen hat. Daß dieſe Theologie auch bereits in der That nicht bloß wiſſenſchaftliche, ſondern auch reiche praktiſche Früchte getragen habe, das beweiſen die Hunderte von frommen Pfarrern, welche jetzt wieder in allen deutſchen Gauen das Wort Gottes rein und lauter verkündigen und am Neubau des kirchlichen Lebens treu und eifrig arbeiten und faſt ohne Ausnahme ihre erſte Erweckung aus ihren akademiſchen Studienjahren datiren. Der Glaube kommt zwar nicht aus der Theologie und Wiſſenſchaft, ſondern aus der Predigt; aber die wahre Theologie iſt die Schule der Predigt, und als ſolche hat ſie ſich in der That in Deutſchland erwieſen. Um den Unterſchied der jetzigen theologiſchen Generation von der jüngſt vergangenen noch anſchaulicher, zugleich aber begreiflich zu machen, daß wir trotz der eingetretenen Veränderung noch immer ſo viel von den Früchten des wiſſenſchaftlich überwundenen Rationalismus aus Deutſchland hören und unter unſeren Deutſchen in Neu-York, Philadelphia, Baltimore, Cincinnati, St. Louis ꝛc. täglich vor uns ſehen, führen wir den Anfang eines kürzlich erſchienenen anonymen Aufſatzes der „Evang. Kirchenzeitung" 1852 S. 68 ff. an, welche ſonſt bekanntlich an der Gegenwart mehr zu tadeln und zu beklagen, als zu loben gewohnt iſt.

„Wir haben wieder eine sancta theologia. Die Zeit, wo wir keine hatten, liegt noch nicht weit hinter uns. Viele von uns, die wir der Neugeburt unſerer heiligen Wiſſenſchaft uns freuen, haben jene Zeit ſchmachvollſten Angedenkens ſelbſt erlebt, und ſind ſelbſt Brände geweſen in dem Höllenfeuer, das Nerven, Blut und Mark in dem Gebein unſeres Volkes zu erfaſſen, und das ſein Hirn und ſeinen Sinn zum Wahnſinn zu entzünden drohte. Das ‚Salz' war ſchon dumm geworden — in dem ordo ecclesiasticus hatte alle göttliche und gottgegebene Ordnung der Gedanken und Sinne, und darum auch der Rede und Lehre ſchon aufgehört. Die Theologie war aus einer sancta eine sacrilega geworden. Als ſolche herrſchte, läſterte und wüſtete ſie, nicht auf den Lehrſtühlen und in den Hörſälen der Hochſchulen allein, ſondern mitten in des Herrn Hauſe, in der apoſtoliſchen Kirche von deutſcher evangeliſcher Erbauung, ſo weit dieſelbe reichte. Wie die Meiſter auf den Kathedern ſungen, ſo zwitſcherten auf Kanzel und Altar, bis fernhin in ſtille Gebirgs- und Walddörflein die Jungen. Ein evangeliſcher

Generalſuperintendent (— Röhr in Weimar —) ein Meiſter in jener raſenden und raſend machenden Kunſt, durfte in öffentlicher Schrift das Allerheiligſte in der Lehre geſammter Chriſtenheit, die Lehre vom dreieinigen Gott, ein ‚antichriſtliches Dogma' — den chriſtlichen Offenbarungsglauben einen ‚Abweg vom Gottesdienſt zum Götzendienſt' — und in einem mit Geſetzeskraft gegebenen, in allen Kirchen ſeines Sprengels proklamirten Oberconſiſtorial-Erlaß die Lehre von dem Verſöhnungstode Chriſti — dieſen einzigen Troſt aller chriſtlichen frommen Herzen — eine ‚Dichtung unwiſſender Kirchenlehrer' nennen. Er durfte die evangeliſche Kirche darum beklagen, daß Luther ſtatt bei St. Auguſtin, dem ‚Entheiliger des Evangeliums und frommgewordenen Wüſtling', nicht lieber bei Pelagius, dem ‚ehrwürdigen Vertheidiger der Vernunft gegen die Unvernunft', in die Schule gegangen ſei, und ſtatt auguſtiniſch nicht lieber pelagianiſch die Kirche reformirt habe. Die Halliſche Allgemeine Literaturzeitung, ein Hauptorgan des damals regierenden Geiſtes, befand ſich ſchon in der Lage, den Fall aller chriſtlichen Dogmen und ‚die Einigung aller durch den Glauben getrennten Menſchen in einer chriſtlichen Moral' als nahe bevorſtehend zu verkündigen, und die Grundriſſe dieſer Moral hatte 40 Jahre früher der Doctor der Theologie und Gottesläugner *Bahrdt* durch praktiſche Vorleſungen in ſeiner Schankwirthſchaft bei Halle bereits entworfen. Dieſe Theologie, die aus den Pflanzſtätten heiliger Gottesgelahrtheit Mördergruben gemacht hatte, und aus der beraubten und geſchändeten Kirche ſelbſt eine Mördergrube zu machen drohte, wie der Tempel zu Jeruſalem nimmer geweſen — ſie war auch noch mehr als tempelräuberiſch — ſie hat das Verdienſt, den Antichriſt und ſein Reich in ein neues Stadium ſeiner Entwicklung eingeführt zu haben. In ihren doktrinellen Produktionen frei und frech genug den Glauben an den Sohn Gottes da ungeſcheut als ‚Chriſtolatrie' — den Glauben an das Wort als ‚Bibliolatrie' — das Hängen am kirchlichen Bekenntniß als ‚Onomatolatrie' bezeichend, wußte ſie dem armen Volk gegenüber, auf Kanzel und Altar, in Schule und Confirmationslehre, ihren Popularton mit mehr als jeſuitiſcher Meiſterſchaft zu wählen, und durch trügeriſche Beibehaltung chriſtlich-kirchlicher Ausdrücke, ja der geſammten kirchlichen Mutterſprache, die armen Seelen mit inhaltsleeren, nahrungsloſen Schaalen ſo lange abzufüttern, bis die Leute ſolch elend Futter ſelbſt ſatt wurden, und nach irgend welchem *Geiſt* verlangten, ob's auch einer aus der Hölle war. Wir ernten von *dieſer* Ausſaat *jetzt* die Früchte, und wer noch übrig iſt von jenen Säemännern, der zittre mit Heulen und Zähnklappen und ſuche noch Buße, ob er ſie finde. Nicht dem nackten Unglauben unſerer Tage, der aus Theologie und Kirche geſchieden, und mehr in des Teufels, als in des Antichriſtes Dienſten iſt — nicht der junghegelſchen Doktrin eines David Strauß und ihrer Bruno Bauer-Feuerbachiſchen Popularphiloſophie — nicht den Uhlich-Rongeſchen Freigemeinden und ihrer Fleiſches-Propaganda — ſondern jenem zahmen und frommen, einem großen Bruchtheil unſerer Geiſtlichkeit auch heute noch ‚ehrwürdigen' theologiſchen Nationalismus verdanken wir den Gräuel der Verwüſtung, der unſer weiland herrliches deutſches Kirchenland ſo ſchmählich geſchändet und entſtellt hat, und deren freſſend und kriechend Feuer noch immer weiter friſt, wie Waldbrand und ein Brand auf dürrer Haide, den keine Menſchenhand hemmen und kein Fuß zertreten kann. Es meine doch Niemand, wir ſchlügen hier auf einen Todten los. Es hat dem Herrn gefallen, der Schlange jener falſch berühmten Kunſt den Kopf zu zertreten — es iſt aus mit jener Theologie *als ſolcher*, das iſt wahr, und dafür ſei Gott ge-

prieſen. Aber der Leib des Drachen lebt ja noch; er lebt und hängt an dem Leibe unſerer Kirche und unſeres Volkes, dem er das Herzblut ausgeſogen, und dem er nun im Verenden noch das Bein zerbrechen will. Noch zittern und fiebern wir unter ſeinem Winden und Preſſen, noch ſchreien wir zu unſerem Haupt und Hort, daß Er, beides — über den Leib unſerer Kirche und über den Leib unſeres Volkes Sich erbarmen wolle, damit ſie nicht zuſammenbrechen."

Es iſt alſo das unbeſtreitbare Verdienſt der neueren evangeliſchen Theologie Deutſchlands, den Rationalismus auf das kahle Haupt geſchlagen, ihn ſiegreich in alle ſeine Schlupfwinkel verfolgt und das Feld der Kritik, Exegeſe, Kirchen- und Dogmengeſchichte, der Glaubens- und Sittenlehre und der praktiſchen Disciplinen wiederum für die demüthig gläubige Forſchung erobert zu haben. Die Geſchichte bietet wenige Beiſpiele eines ſo ernſten, verwickelten, weitverzweigten und langdauernden geiſtigen Kampfes dar, wie die letzten dreißig Jahre der deutſchen Theologie. In der patriſtiſchen Periode handelte es ſich meiſt um einzelne Lehren, hier aber um den geſammten Umfang der Bibel- und Kirchenlehre und um die letzten Principien des Glaubens und Wiſſens. Wir hoffen und glauben, daß dieſer Kampf nicht bloß für Deutſchland, ſondern auch für das proteſtantiſche Frankreich, für England, Schottland und die Vereinigten Staaten, welchen ſchon lange derſelbe Feind in verſchiedenen Formen droht, gefochten iſt und Früchte tragen wird. Bildet der Rationalismus das ſchwärzeſte Blatt in der Geſchichte des Proteſtantismus, ſo liefert andererſeits der wiſſenſchaftliche Sieg über denſelben einen ermunternden Beweis dafür, daß der Herr noch nicht vom Proteſtantismus geſchieden iſt, ſondern ihn wiederbeleben kann und will. Wo ſo viele Gelehrte unbekümmert um Schmach und Spott die edelſten Kräfte ihres Geiſtes und Gemüths der Vertheidigung des Glaubens widmen, Einen Poſten um den anderen den Feinden Chriſti ſtreitig machen und nicht ruhen und raſten, bis die alte Burg der Väter wiedr völlig erobert iſt, da iſt ſicherlich noch kein Grund zu verzagen und zu verzweifeln, da wäre es undankbar und ſchimpflich, den Kampfplatz zu verlaſſen.

Aber freilich wäre es ein großer Irrthum zu meinen, daß die evangeliſche Theologie ihr Werk bereits vollbracht habe. Noch kleben ihr ſelbſt vielfach die Spuren des Skepticismus an, mit dem ſie ſo männlich geſtritten, noch gibt es gar viel zu thun, bis die wüſten Einöden des kirchlichen Lebens in Deutſchland wieder angebaut und befruchtet ſein werden. So viel ſie auch unbeſtreitbar in der Exegeſe und Kirchengeſchichte gethan hat, ſo kann ſie doch in der Dogmatik, dem eigentlichen Herzen und Mittelpunkt der Theologie, kein Werk aufweiſen, das z. B. mit den Loci von Johann Gerhard, oder mit der Institutio Calvin's, oder mit der Summa des Thomas Aquinas in jeder Hinſicht einen Vergleich aushalten könnte. Geſtehen wir es nur, daß wir in einem überwiegend kritiſchen und nicht in einem Zeitalter des unerſchütterten Glaubens und der friſchen energiſchen

Kirchlichkeit leben. Der Zweifel hat zu tief genagt, die Kirche iſt zu ſehr geſpalten und zerriſſen, um eine ſchöpferiſche Begeiſterung und ein großes einheitliches Wirken zuzulaſſen. Wir ſtehen noch immer erſt in den Anfängen und Frühlingswehen einer neuen Schöpfung. Aber iſt nicht der Anfang die Bürgſchaft des Fortgangs, iſt nicht der Frühling der ſichere Vorbote des Sommers? Wird alle dieſe Kraft im Dienſte heiliger Wiſſenſchaft vergeblich ſein, oder wird nicht vielmehr die Ausſaat der letzten Decennien ſeiner Zeit eine reiche Ernte bringen? Zwar hören wir bereits Klagen von Deutſchland her über den auffallenden Mangel eines tüchtigen wiſſenſchaftlich theologiſchen Nachwuchſes. „Von den theuren Männern“, ſo heißt es in demſelben Aufſatz, von welchem wir ſoeben einen Abſchnitt angeführt haben, „die mit jugendlicher Kraft jenes Neue gepflügt haben, ſtehen nur Etliche noch in voller Manneskraft, die anderen ſind theils ſchon heimgegangen, theils halten ſie es dafür, daß ſie am Ende der ihnen gewordenen Aufgabe angelangt und zu neuen Anbahnungen nicht berufen ſeien. Es hält, wo nur Einer dieſer bedeutendſten und geſegnetſten Männer von ſeinem Lehrſtuhl zurücktritt, ſchon jetzt ſchwer, einen Erſatz auszumitteln, und wir ſehen in unſerer akademiſchen Welt keine Auſpicien dafür, daß dieß in naher Zukunft ſich änderen werde.“ Indeß dieſe Klage iſt doch nur theilweiſe begründet, und ſodann hebt ſie die Hoffnung nicht auf. Denn Abſpannungen nach einer Zeit großer geiſtiger Aufregung ſind in der Geſchichte ſehr häufig und pſychologiſch ganz natürlich. Man denke an das Verhältniß der apoſtoliſchen Väter zu den Apoſteln, der ſpäteren Scholaſtiker zu Anſelm, Albert, Thomas Aquinas und Bonaventura, der Schüler der Reformatoren zu dieſen ſelbſt, der ſpäteren Pietiſten zu Spener und Franke, der methodiſtiſchen Prediger zu Wesley und Whitefield. Endlich ſind dieſe Abſpannungen nur vorübergehend, und das geiſtige Leben iſt in ihnen nur ſcheinbar erloſchen, in Wahrheit ſammelt es neue Kräfte. Die wiſſenſchaftlich theologiſche Thätigkeit iſt in Deutſchland nach der kurzen Unterbrechung der Revolutionsjahre von 1848 und 49 bereits wieder mit einer beträchtlichen Anzahl werthvoller Werke hervorgetreten, als wäre nichts geſchehen, und, was beſonders erfreulich iſt, es iſt zugleich eine gewaltige Regſamkeit auf praktiſch kirchlichem Boden erwacht, wovon der deutſche Kirchentag und die innere Miſſion die beſten Beweiſe liefern. Auch die neulichen Fortſchritte des Katholicismus, der aus den letzten Revolutionen großen Vortheil gezogen hat und in Frankreich, Deutſchland und England kühn und hoffnungsvoll ſein Haupt emporhebt, können nur heilſam anregend auf den Proteſtantismus zurückwirken und ſind inſofern ein höchſt erfreuliches Zeichen der Zeit. Sie decken ſchonungslos unſere Schäden auf und ſtellen neue wichtige Forderungen an die evangeliſche Theologie, die ſie bisher nicht, oder doch nicht genug befriedigt hat. Und ſo blicken wir denn vertrauensvoll auf ein neues Stadium derſelben hinaus, wo

ſie im Bunde mit den praktiſch kirchlichen Bewegungen der Gegenwart ihr begonnenes Werk fortſetzen, ergänzen und noch manchen edlen Bauſtein zum Reiche Gottes herbeitragen wird.

4. Ein viertes charakteriſtiſches Merkmal der neueren gläubigen Theologie Deutſchlands iſt ihr evangeliſch unirter Charakter oder ihre Erhabenheit über die confeſſionelle Exclusivität des 16ten und 17ten Jahrhunderts. Bekanntlich iſt ſeit dem Jahre 1817, wo das dritte hundertjährige Jubiläum der Reformation gefeiert wurde, zunächſt in Preußen und dann in anderen deutſchen Ländern, wo beide Confeſſionen vertreten waren, wie in Baden, Naſſau, Rheinbaiern, Württemberg, die Union eingeführt worden in dem Sinne, daß das Bekenntniß und die Eigenthümlichkeit der Lutheraner und Reformirten zwar nicht aufgehoben, aber dem, beiden zu Grunde liegenden Conſenſus untergeordnet, und daß ſie fortan als zwei ſich ergänzende Typen eines höheren Ganzen unter einem gemeinſamen Kirchenregiment und Gottesdienſt befaßt werden ſollten. Dieß iſt jedenfalls die Idee der preußiſchen Union, wie ſie in der berühmten Cabinetsorder von 1834 näher beſtimmt wurde. Eine ſolche folgenreiche Thatſache konnte natürlich nicht unangefochten bleiben, und der heftige Kampf, der ſich dagegen ſeit Scheibel von Schleſien aus entwickelte, beweiſt ihre große Bedeutung. Der häufigſte Vorwurf, welcher der Union gemacht wird, iſt bekanntlich der, daß ſie vom Staate ausgegangen ſei. Allein dieſer Vorwurf iſt ganz ungehörig in einem Lande, wo Staat und Kirche auf's Engſte mit einander verbunden ſind, und ſollte am wenigſten von den Lutheranern erhoben werden, da Luther der erſte war, welcher die biſchöflichen Rechte, ſei es nun mit Recht oder mit Unrecht — wir glauben allerdings mit Unrecht, aber nothgedrungen — auf den Landesherrn und zwar zunächſt auf den ſächſiſchen Churfürſten übertrug. Vor ihm war es ein ganz unerhörter Grundſatz, daß Laien am Kirchenregiment Theil nehmen können. Sodann beweist jener Einwurf zu viel und ſchlägt an die Wurzeln der Reformation ſelbſt. Denn die Kirchengeſchichte lehrt, daß der Proteſtantismus im 16ten Jahrhundert in keinem einzigen deutſchen Lande, ebenſowenig als in Schweden, Dänemark, England und Schottland ohne Hülfe der weltlichen Gewalt eingeführt worden iſt und leider nur gar zu ſehr die Kirche derſelben untergeordnet hat. Will man aber behaupten, daß damals das Volk reifer für die Reformation, als im 19ten Jahrh. für die Union, geweſen ſei, ſo darf man nur die von Melanchthon verfaßten ſächſiſchen Viſitationsartikel von 1528 und Luthers Vorrede zum kleinen Katechismus leſen, um ſich ſofort vom völligen Gegentheil zu überzeugen. Denn eine ſo klägliche Ignoranz findet doch wahrlich jetzt kaum irgendwo in Deutſchland Statt, als ſie damals Luther auf ſeiner Viſitationsreiſe elf Jahre nach dem Ausbruch des Theſenſtreites in dem Herzen und Mutterlande des deutſchen Proteſtantismus

fand.*) Der Thatbeſtand iſt indeß vielmehr der, daß die preußiſche, wie die württembergiſche Regierung bei der Einführung der Union keineswegs willkührlich und tyranniſch verfahren, ſondern nur einer bereits lange vorbereiteten Stimmung und einem allgemeinen Wunſche entgegengekommen iſt, wie denn auch anfangs faſt alle Gemeinden ohne Weiteres dem Aufruf zum freiwilligen Beitritt zur Union Folge leiſteten. Das ſtreng confeſſionelle Bewußtſein war längſt ſelbſt in der lutheriſchen Kirche, theils durch den Spener-Frankeſchen Pietismus, der beſonders in Preußen und Württemberg tiefe Wurzeln geſchlagen, theils durch den bald darauf um ſich greifenden Rationalismus, der bekanntlich in den nicht unirten ſächſiſchen Ländern noch weiter verbreitet iſt und in ihnen zum Theil noch heute das ganze Kirchenregiment in Händen hat, erſchüttert worden. Als nun im Anfang dieſes Jahrhunderts der rationaliſtiſchen Verwüſtung gegenüber das religiöſe Leben wieder zu erwachen begann, bewegte es ſich zuerſt gar nicht in den confeſſionellen Schranken, ſondern hatte einen ganz allgemeinen chriſtlichen Charakter, der ſich theils an die Nachwirkungen der pietiſtiſchen Bewegung und der Brüdergemeinde anſchloß, theils neu aus den eigenthümlichen Verhältniſſen und Bildungselementen der Zeit hervorging. Selbſt Katholiken und Proteſtanten — man denke an das Freundſchaftsverhältniß des Biſchofs Sailer mit lutheriſchen und reformirten Theologen — fanden ſich in dem gemeinſamen chriſtlichen Bewußtſein brüderlich zuſammen, und der große Gegenſatz zwiſchen Rom, Wittenberg und Genf ſchien abgeſtumpft zu ſein. Aus dieſer allgemeinen chriſtlichen Bewegung ging auch die neuere evangeliſche Theologie hervor. Sie entzündete ſich nicht an den ſymboliſchen Büchern, noch weniger an der lutheriſchen oder reformirten Scholaſtik des 17ten Jahrh., ſondern theils direct an dem erneuerten Studium des Wortes Gottes, theils an den wieder aufgegrabenen Schätzen des kirchlichen Alterthums, theils an den ſchöpferiſchen Pfingsttagen des Proteſtantismus vor ſeiner Spaltung in feindliche Confeſſionen. Sie holte ihre Waffen und Lebensregungen nicht aus einem Winkel der Kirchengeſchichte, ſondern aus allen Zeiten und Geſtaltungen des Reiches Chriſti, das unendlich umfaſſender iſt, als irgend eine Secte, Denomination und Confeſſion.

Allerdings war jenes religiöſe Leben anfangs zum Theil unbeſtimmt und

---

*) „Hilf, lieber Gott!“ ſagte er da unter anderem, „wie manchen Jammer habe ich geſehen, daß der gemeine Mann doch ſo gar nichts weiß von der chriſtlichen Lehre, ſonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren faſt ungeſchickt und untüchtig ſind zu lehren; und ſollen doch alle Chriſten heißen, getauft ſein und der heiligen Sakramente genießen: können weder Vaterunſer, noch den Glauben oder zehn Gebote; leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue; und nun das Evangelium gekommen iſt, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meiſterlich zu mißbrauchen,“ u. ſ. w.

ſich ſeines Zieles kaum recht bewußt. Da faſt alle Landeskirchen erſtorben waren, ſo hatte es wenig Sympathie mit kirchlichen Formen und Einrichtungen, ja war von manchen Vorurtheilen gegen dieſelben erfüllt. Allein je mehr es ſich entwickelte, deſto mehr fühlte es den Trieb, ſich feſter zu geſtalten und geeignete Canäle zu ſeiner Fortpflanzung und Selbſterhaltung zu ſchaffen. Es ging zurück auf die Anfänge der Kirche, machte ſich mit ihrem Lehrbegriff und urſprünglichen Geiſte bekannt. So wurde das chriſtliche Leben durch die innere Nothwendigkeit ſeiner Entwicklung zugleich immer mehr ein kirchliches und confeſſionelles Leben. Innerhalb der Union und gerade hauptſächlich durch die Union erwachte wieder ſeit den zwanziger Jahren das confeſſionelle Bewußtſein und der confeſſionelle Streit. Aehnlich erging es mit der religiöſen Erweckung unter den Katholiken in Deutſchland. Auch ſie verſchanzten ſich mehr und mehr in ihre altehrwürdige Behauſung, und mit dem Erſcheinen von Möhlers Symbolik war der noch viel umfaſſendere Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus, den man ſchon im 16ten Jahrh. ausgekämpft geglaubt hatte, wieder in ſeinem ganzen Ernſt zunächſt wiſſenſchaftlich theologiſch erneuert. Die ſich früher über dem gemeinſamen Evangelium brüderlich die Hand gereicht hatten, wurden ſich mehr und mehr entfremdet. Insbeſondere bildete ſich in Preußen und zwar zunächſt in Schleſien eine ſtreng lutheriſche Partei, welche die alten Antipathieen gegen den wirklichen oder vermeintlichen Subjectivismus, Spiritualismus und Rationalismus der reformirten Kirche erneuerte, die Union als eine Verbindung der Wahrheit mit der Lüge, Chriſti mit Belial leidenſchaftlich bekämpfte, zuletzt förmlich aus der Landeskirche austrat und jetzt als eine ſelbſtſtändige Partei unter dem Namen der „Altlutheraner“ eine eigene Verfaſſung hat und vom Staate ſeit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Preußen vollkommene Duldung für die Ausübung ihres Cultus genießt. Daß gerade von der lutheriſchen Kirche die Oppoſition gegen die Union ausging, hat hauptſächlich darin ſeinen Grund, daß ſie dem katholiſch kirchlichen, alſo excluſiven Princip näher ſteht und einen mehr geſchloſſenen und einheitlichen ſymboliſchen Lehrbegriff hat, als die reformirte, mit Ausnahme der anglicaniſchen, die bekanntlich noch mehr katholiſirt und auf die altkatholiſche Kirchenverfaſſung ein ſolches pedantiſches Gewicht legt, daß ſie ſich nie in eine Union mit einem nicht-biſchöflichen Körper einlaſſen wird. Aber auch innerhalb der unirten Kirche Preußens ſelbſt, ſowie in anderen Ländern Deutſchlands, beſonders in Baiern, hat das lutheriſch confeſſionelle Bewußtſein in den letzten Jahren unläugbar bedeutende Fortſchritte gemacht, ſo daß die Stärke dieſer Richtung keineswegs bloß nach den eigentlich ſo genannten Altlutheranern zu bemeſſen iſt, deren Zahl ſich bloß auf etwa 10,000 beläuft. Wer z. B. den Gang der „Evang. Kirchenzeitung“ von Hengſtenberg genau verfolgt hat und ihre neueren mit den älteren Jahrgängen vergleicht,

der wird finden, daß auch dieſe energiſche Vertheidigerin der Union, und zwar der gläubigen Union im Gegenſatz gegen allen Rationalismus und Indifferentismus ſich trotz der reformirten Herkunft und calviniſtiſch angelegten Perſönlichkeit ihres Herausgebers mehr und mehr dem lutheriſchen Lehrtypus angenähert hat, ohne jedoch das Princip der Union ſelbſt aufzugeben. Freilich ſind unter den antiunioniſtiſchen Lutheranern ſelbſt wieder bedenkliche Streitigkeiten ausgebrochen, deren Ende ſich noch nicht leicht abſehen läßt, vor allem über die eigentliche Fundamentalfrage, von welcher faſt das Beſtehen der Kirche ſelbſt abhängt, über den Urſprung und die Bedeutung des geiſtlichen Amtes, worüber ſie jetzt in zwei feindliche Heerlager ohne Hoffnung auf Verſtändigung geſpalten ſind.

Dieſe ganze lutheriſche Bewegung in Deutſchland mit ihrem amerikaniſchen Anhang und Nachklang iſt ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit. Sie zeigt unwiderleglich, daß ein großer Theil der jetzigen deutſchen Chriſtenheit in einer entſchieden kirchlichen Strömung begriffen iſt und ſich mit einem unbeſtimmten und formloſen Chriſtenthum nicht begnügen kann, ſondern etwas Feſtes und Sicheres haben will, das nicht nur dem individuellen religiöſen Bedürfniß Genüge leiſtet, ſondern einer ganzen Gemeinſchaft zur einheitlichen Baſis dient und die Garantie der Dauer und Selbſterhaltung in ſich ſchließt. Die Zeit der bloß ſubjectiven Frömmigkeit geht vorüber; die bloße Berufung auf die Bibel ohne Kirche genügt nicht mehr, da nun jeder Einſichtige wiſſen ſollte, daß dieſes heilige Buch, natürlich ohne ſeine Schuld, zu einer wächſernen Naſe gemacht wird, die jede von den zahlloſen Secten des Tages zu ihrem eigenen Zwecke dreht, wie es ihr beliebt, und daß es nicht ein erſt neu auszulegendes Buch iſt, ſondern bereits eine grandioſe Auslegung in einer achtzehnhundertjährigen Geſchichte der Gemeinde hat, aus deren Schooße es urſprünglich hervorgegangen iſt. Sodann hat die ſymboliſche Bewegung gewiß auch auf die Union ſelbſt und ihre Anhänger inſofern wohlthätig zurückgewirkt, als ſie einen ſtarken Damm bildete gegen den ihr vielfach in ihren Anfängen noch anklebenden dogmatiſchen Indifferentismus und religiöſen Latitudinarianismus, und den Beweis geliefert hat, daß die Union nie und nimmer vollendet werden kann ohne Einheit der Lehre und des Bekenntniſſes.

Allein mehr als eine vorübergehende reagirende Bedeutung können wir dieſer ganzen ſymboliſch lutheriſchen Bewegung nicht zuſchreiben. Daß ſie je die Union nicht bloß modificiren, ſondern geradezu auflöſen und auch nur einen größeren Theil der deutſchen Chriſtenheit mit ſich fortreißen und zur Unterſchrift der Concordienformel bewegen könne, das ſcheint uns abſolut unmöglich zu ſein und allen Geſetzen und Analogieen der Geſchichte zu widerſprechen. Ja wir bezweifeln, ob der conſervative kirchliche Trieb, welcher dem Altlutherthum urſprünglich zu Grunde liegt, in dieſem ſelbſt auf die Dauer Befriedigung finden kann. Wenn er ſich ſelbſt klar bewußt wird,

wenn er aus ſeiner engen ſectireriſchen Begrenzung, die ihn jetzt noch, wie in einer Nußſchaale, gefangen hält, heraustritt, ſo wird er zuletzt, ſo gut als der analoge Puſeyismus in England, einſehen, daß das, was er eigentlich will, nämlich ein vollkommen durchgebildetes, conſequentes und abgeſchloſſenes Syſtem der Lehre, in dem das Gemüth behaglich ausruhen kann, ohne mehr von Zweifeln geplagt und von ſubjectiven Meinungen hin- und hergezerrt zu werden, bloß in der Kirche zu finden iſt, gegen deren Autorität ja gerade Luther, als ein neuer Vater, Prophet und Apoſtel ſein Privaturtheil erhoben hat, ohne jedoch ſeine göttliche Sendung, wie man in einem ſo unermeßlich wichtigen Falle erwarten ſollte, und wie er es ſelbſt von den Zwickauer Propheten und anabaptiſtiſchen Schwärmern verlangte, durch Wunder und Weiſſagung zu beglaubigen. Ebenſo zeigt die unbefangene Betrachtung, daß die von den Altlutheranern ſo ſcharf betonten ſacramentalen Ideen und liturgiſchen Elemente im römiſchen Katholicismus weit mehr objective, ſich gleich bleibende Realität haben und gegen willkührliche und immer wiederkehrende Neuerungen geſichert ſind, als in irgend einem proteſtantiſchen Körper, der, wie eine Geſchichte von drei hundert Jahren unwiderſprechlich beweist, je weiter er vom Katholicismus ſich entfernt, deſto mehr dem Wechſel und der Veränderlichkeit unterworfen iſt. Dort iſt auch jene Fundamentalfrage über das geiſtliche Amt, worüber ſich die Altlutheraner jetzt mit einer an die flacianiſchen, heßhuſiſchen, majoriſtiſchen, oſiandriſtiſchen, ſynkretiſtiſchen und pietiſtiſchen Streitigkeiten erinnernden Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit unter ſich ſelbſt bekämpfen, und ſo vieles, was damit nothwendig zuſammenhängt, längſt entſchieden; dort allein wird eine abſolute kirchliche Autorität ausgeübt, die nicht den Charakter willkührlicher Anmaaßung und ſubjectiven Urſprungs von geſtern her hat, ſondern auf einer Tradition von achtzehn Jahrhunderten ruht und einſt im ganzen Umfang der abendländiſchen Chriſtenheit anerkannt wurde. Kurz für alle diejenigen, welche nicht bloß das bibliſche, ſondern auch das kirchliche Chriſtenthum für ein abgeſchloſſenes, ein für allemal fertiges Syſtem anſehen und den Begriff der geſchichtlichen Entwicklung verwerfen, iſt Rom die eigentliche endliche Heimath, mögen ſie es nun wiſſen und zugeben oder nicht, und bietet jene Ruhe, jenes Gefühl der Sicherheit und Befriedigung dar, welche in demſelben Maaße in keinem proteſtantiſchen Körper auf dauernde Weiſe genoſſen werden kann. Denn wer muß nicht bei genauerem Nachdenken eine Inconſequenz darin finden, wenn gerade die Männer, welche die Infallibilität des Papſtes und der ganzen bisherigen katholiſchen Kirche läugneten, unmittelbar darauf factiſch die Infallibilität ihres Privaturtheils und ihrer ſubjectiven Auslegung der heil. Schrift — denn weder Luther noch Calvin, noch Zwingli waren die heil. Schrift ſelbſt, ſondern bloß Ausleger derſelben — geltend machten, und wenn ihre Anhänger in ehrlicher Ueberzeugung ihrer Uebereinſtimmung mit der Bibel, trotz ihrer verſchiedenen, zum Theil gerade ſich widerſprechenden

Auslegungen derſelben, für die ſymboliſchen Bücher ihrer reſpectiven Parteien dieſelbe Autorität in Anſpruch nehmen, auf deren vorausgeſetzte Unrechtmäßigkeit und Schriftwidrigkeit ihre ganze Oppoſition gegen das Papſtthum gegründet iſt? Mit dem erfolgreichen Proteſt Luthers gegen die katholiſche Kirche war factiſch das ganze Fundament kirchlicher Autorität erſchüttert und eine Lawine in Bewegung geſetzt, welche keine menſchliche Macht in ihrem Laufe hemmen konnte. Jede auch noch ſo kirchliche Section des Proteſtantismus, ſelbſt das Altlutherthum und der Anglicanismus, ſteht daher der römiſchen Kirche gegenüber, ſo groß auch die Gradunterſchiede ſein mögen, offenbar dem Princip nach in derſelben Stellung der Oppoſition, der ſchismatiſchen Trennung und muß daher mit dem ganzen Proteſtantismus ſchwimmen oder ſinken, ſtehen oder fallen.

Doch wir verlieren uns zu ſehr in das praktiſch kirchliche Gebiet und in das Labyrinth der Kirchenfrage, welche gegenwärtig mit Centnerwucht auf der proteſtantiſchen Chriſtenheit laſtet und ſicherlich das ernſteſte Nachdenken gerade der tiefſten und frömmſten Geiſter in der alten und neuen Welt mit jedem Jahre mehr in Anſpruch nehmen wird. Um aber wieder auf die neuere gläubige Theologie Deutſchlands zurückzukommen, ſo iſt ihr evangeliſch unirter Charakter durch die lutheriſche Bewegung dem Princip nach nicht im mindeſten erſchüttert worden, ſondern hat höchſtens einigen ihrer Vertreter einen mehr lutheriſchen Typus aufgedrückt, welchem gegenüber aber andererſeits auch wieder eine naturgemäße Reaction des reformirten Typus erwacht iſt, obwohl dieſer von jeher dem Unionsprincip geneigter war, wie denn z. B. alle ſchweizeriſchen Theologen trotz des reformirten Charakters ihrer Landeskirchen und ihrer äußeren Stellung ganz mit dem Strom der deutſchen evangeliſchen Theologie ſich fortbewegen. Wenn man die Erlanger Facultät, Dr. Harleß und etwa noch Rudelbach und Guericke abrechnet, ſo iſt von jener Seite für die wiſſenſchaftliche Theologie gar nichts geſchehen. Alle preußiſchen Facultäten, ja alle namhaften Univerſitäts-Theologen Deutſchlands und der Schweiz mit den ſo eben bemerklich gemachten wenigen Ausnahmen gehören der evangeliſch unirten Richtung an, obwohl die Einen mehr lutheriſches, die anderen mehr reformirtes Blut haben. Aus ihr ſind die großen exegetiſchen Werke hervorgegangen, in denen ſich die confeſſionellen Elemente unmöglich mehr ſcharf von einander ſcheiden laſſen, wo Luther und Calvin, Melanchthon und Beza und die Kirchenväter, vor allem Chryſoſtomus und Auguſtin, ſo zu ſagen auf jeder Seite ſich brüderlich begegnen und ihre Beiträge liefern zum allſeitigen Verſtändniß der heiligen Urkunden unſerer Religion. Von ihr ſtammen faſt alle neueren dogmatiſchen und moraliſchen Werke, die durch und durch von Unionsgedanken geſchwängert ſind, auf der folgenreichen Vorausſetzung ruhen, daß keine der beſtehenden Kirchenparteien die ganze Fülle der chriſtlichen Wahrheit darſtelle, ſondern an den anderen ihre nothwen-

dige Ergänzung habe, und die, wo es ihnen nicht gelingt, die confeſſionellen Gegenſätze befriedigend auszugleichen, doch wenigſtens eine ſolche Ausgleichung als endliches Ziel ſtets vor Augen behalten. Von ihrem Schooße ging die ganze Anregung zur Erneuerung der hiſtoriſchen Studien und jene Maſſe der gründlichſten Forſchungen aus, die ſich auf alle Gebiete der Kirchen- und Dogmengeſchichte erſtrecken und aus allen Nationen und Jahrhunderten Goldkörner ſammeln zum Neubau der Kirche auf wahrhaft katholiſchen Grundlagen. Der ganze geiſtige Geſichtskreis der Theologie hat ſich zu ſehr erweitert, um je wieder in die engen Grenzen einer Partei oder Secte eingebannt werden zu können. Die deutſche Theologie und Philoſophie müßte zuerſt alles vergeſſen, was ſie in den letzten fünfzig Jahren gelernt und geleiſtet hat, ehe ſie ſich wieder unter das Joch der Lutherolatrie oder Zwingliolatrie beugen könnte. Es iſt dazu viel zu ſpät. Das Pulver iſt aus der Kanone, und niemand kann es wieder zurückbringen; der Schmetterling iſt aus der Puppe und kann nicht in die enge Behauſung zurückfliegen, auch wenn er wollte; der Keim hat die Schaale zerſprengt, und keine menſchliche Kunſt iſt im Stande, ſie wieder zuſammenzuflicken und den Lebenstrieb der Natur zu hemmen. Längſt fließt das edelſte lutheriſche und reformirte Blut in dem breiten Bette der Union, und ſo ſehr auch dieſe in ſtaatskirchlicher, disciplinariſcher und gottesdienſtlicher Hinſicht modificirt und verändert werden mag, ſo wird ſie doch in theologiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht nie aufgelöst werden können, ſondern umgekehrt immer enger und tiefer werden, wie die Waſſer zweier Ströme, z. B. des Alleghany und Monongahela, oder des Miſſouri und Miſſiſſippi, bei aller anfänglichen, mehrere Meilen nach dem Zuſammenfluß bemerkbaren Verſchiedenheit allmählig ſo Ineinander übergehen, daß eine Scheidung deſſen, was dem einen, und deſſen, was dem anderen angehört, ſchlechterdings unmöglich iſt. Nur in dieſer erweiterten, umfaſſenden und liberalen Geſtalt kann auch die deutſche Theologie auf Eingang und Einfluß in der außerdeutſchen Welt hoffen, und die Erfahrung zeigt, daß bloß ſolche neuere Werke, die über dem beſchränkt confeſſionellen Charakter und Parteiintereſſe erhaben ſind, in's Franzöſiſche, Holländiſche und Engliſche überſetzt werden und in den anderen Zweigen des Proteſtantismus Wurzel faſſen.

Wir können deßhalb hier um ſo weniger unſere Verwunderung darüber unterdrücken, daß die evangeliſch unirte Theologie Deutſchlands im „Evangelical Review" von Gettysburg, welches das wiſſenſchaftliche Organ der amerikaniſch lutheriſchen Kirche iſt, noch keinen einzigen eigentlichen Vertreter gefunden hat, während doch ſeine Spalten den offenbarſten Angriffen auf die eigentlichen dogmatiſch religiöſen Grundlagen des ſpecifiſchen Lutherthums offen ſtehen. Wir wünſchen nicht mißverſtanden zu werden, wir machen dieſe Bemerkung mit der aufrichtigſten Achtung vor den uns befreundeten Her-

ausgebern, dem Charakter und Zweck dieſer Vierteljahrsſchrift, und in ihrem eigenen Intereſſe. Denn die evangeliſche Theologie gehört ja ebenſo ſehr, wo nicht viel mehr der lutheriſchen, als der reformirten Kirche an. Viele ihrer bedeutendſten Vertreter, Neander, Olshauſen, Marheineke, Twesten, Nitzſch, Dorner, Rothe, Lücke, Bleek, Stier, Schmid, Hoffmann und ſo viele Andere, ſind von Geburt Lutheraner und können ihre Herkunft nirgends verläugnen; die ganze melanchthoniſche und pietiſtiſche Strömung, welcher letzteren auch die Väter der pennſylvaniſchen Synode, jene Sendlinge des pietiſtiſchen Waiſenhauſes von Halle angehörten, iſt in die Union übergegangen, wie ſie in der That dieſelbe längſt vorbereitet hatte. Was wäre natürlicher, als daß wenigſtens einige der literariſchen Organe und Häupter des amerikaniſchen Lutherthums die Träger dieſer Fortſchritte der transatlantiſchen Mutterkirche würden? Was wäre thörichter, als wenn ſie dieſelben der an Zahl weit geringeren deutſch reformirten Kirche überließen? Gerade die evangeliſche Theologie würde die wahre heilſame Mitte zwiſchen altlutheriſcher Beſchränktheit, welche nie und nimmer auf das angloamerikaniſche Publikum einwirken kann, und zwiſchen pſeudolutheriſcher Untheologie, die nie deutſch war und werden kann, bilden und hat in ſich die Kraft, die verſchiedenen Synoden der amerikaniſch lutheriſchen Kirche von innen heraus zu verbinden und zu conſolidiren. Gerade durch eine tüchtige Vertretung jener Theologie könnte ſich das Evangelical Review zugleich die achtungsvolle Aufmerkſamkeit einflußreicher Theologen anderer Denominationen des Landes ſichern. Wir können nicht glauben, daß es ſeinen eigenen Vortheil in dieſer Hinſicht noch lange verkennen und auf die reichen wiſſenſchaftlichen Schätze der transatlantiſchen Kirche bloß darum verzichten wird, weil ſie nicht mehr den lutheriſchen N a m e n tragen. Es läßt ſich nicht abſehen, warum der G e i ſ t, der lebendig ſchaffende Geiſt der deutſchen evangeliſchen Theologie nicht bald ebenſo ſehr in engliſchem Gewande ſeine wiſſenſchaftlichen Vertreter in der amerikaniſch lutheriſchen Kirche finden ſollte, als die fremdartigen puritaniſchen und methodiſtiſchen Elemente, die in ihr einen ſo großen Einfluß gewonnen, und als die neulich in dieſelbe eingedrungene altlutheriſche Bewegung, wenn man nämlich das mit Recht altlutheriſch nennen kann, was eigentlich nur auf deutſchem Boden wachſen und gedeihen kann und, auf das Feld der engliſchen Sprache und Nationalität übergetragen, nothwendig weſentliche Modificationen erleiden muß. Sicherlich entſpricht die evangeliſche Theologie dem urſprünglichen Genius und den geſchichtlichen Traditionen der älteſten und zahlreichſten amerik. luth. Synode, der pennſylvaniſchen, wie uns dünkt, weit beſſer, als der Methodismus oder Puritanismus oder ſelbſt das Altlutherthum. Denn dieſe Synode verdankt ja hauptſächlich dem Spener-Franckeſchen Pietismus ihr Entſtehen, der bekanntlich eine Reaction des praktiſchen, werkthätigen Chriſtenthums gegen eine todte Begriffsorthodoxie und confeſſionelle Bigotte-

rie war, und ſchließt außerdem eine Menge württembergiſcher Elemente in ſich, die in Deutſchland ſchon lange der Union ſich angeſchloſſen haben und derſelben auch in dieſem Lande an ſich durchaus nicht abgeneigt ſind.

Wie dem aber auch ſein möge, in Deutſchland ſelbſt wird die Theologie im Großen und Ganzen ihren umfaſſenderen Geſichtskreis nie wieder mit dem dogmatiſchen Standpunkt des 17ten Jahrhunderts vertauſchen, der ja nun doch ein für alle Mal vergangen iſt, und nur auf künſtliche Weiſe wiederbelebt werden kann. Vielmehr läßt ſich erwarten, daß jener Geſichtskreis ſich noch mehr erweitern, über den bisherigen Horizont des Proteſtantismus ſelbſt hinauswachſen und vielleicht am Ende eine Veränderung in deſſen Verhältniß zum Katholicismus anbahnen werde, wozu auch gerade der mit der lutheriſchen Bewegung wachſende kirchliche, ſacramentale und liturgiſche Trieb beitragen zu müſſen ſcheint. Dieß führt uns zu dem letzten Punkt, der zwar der ſchwierigſte und delicateſte iſt, aber hier doch nicht ganz übergangen werden kann. Um jedoch dieſen Artikel nicht ungebührlich auszudehnen, wollen wir dieſen Punkt in einem beſonderen Aufſatze beleuchten.

Die deutſche Theologie und die Kirchenfrage.

Wenn man die gegenwärtige theologiſche Literatur des engliſchen und amerikaniſchen Proteſtantismus mit der neueren deutſchen vergleicht, ſo begegnet man da einem ſehr bedeutenden Unterſchied in der Auffaſſung des Katholicismus. Wir haben davon bereits S. 291 ff. in der Beurtheilung von Ullmann's „Reformatoren vor der Reformation“ geſprochen. Eine Entkirchlichung der katholiſchen Kirche, eine gänzliche Abſchneidung derſelben vom Reiche Gottes und Verweiſung in das Reich des Antichriſts, wie ſie die presbyterianiſche Kirche alter Schule auf ihrer Sitzung zu Cincinnati a. 1845 faſt einſtimmig vollzogen und trotz des wohlbegründeten Proteſtes der beſſer unterrichteten Profeſſoren von Princeton ſeither nicht zurückgenommen hat, wäre auf deutſchem Boden abſolut unmöglich. Zwar iſt auch die evangeliſche deutſche Theologie durchaus proteſtantiſch in ihrem Princip und ruht auf jener Gedankenfreiheit und Unbefangenheit der Forſchung, welche wir eigentlich der Reformation verdanken. Allein gerade dieſe Freiheit und Unbefangenheit der Forſchung hat ſie auch auf eine Auffaſſung und Beurtheilung der katholiſchen Kirche geführt, welche von der altproteſtantiſchen Polemik des 16ten und 17ten Jahrhunderts total abweicht.

Durch die neueren Forſchungen der Kirchen- und Profanhiſtoriker ſind zunächſt die früheren Anſichten über das Mittelalter gänzlich umgeſtoßen worden. Es darf jetzt als ausgemachtes und unter gelehrten Kennern allgemein zugeſtandenes Reſultat angeſehen werden, daß die römiſch katholiſche Kirche in jenem Zeitalter keineswegs das Reich des Antichriſt, ſondern die Trägerin der wahren chriſtlichen Kirche, die Mutter der romaniſchen und germaniſchen Nationen und der ganzen neueren europäiſchen Civiliſation war und bei allem ihr anklebenden Verderben eine Maſſe erhabener Frömmigkeit und Tugend in ſich trug. Selbſt das Papſtthum wird von den größten neueren Kirchenhiſtorikern und ebenſo von Profanhiſtorikern, wie Johann von Müller, Leo, Ranke, Macaulay als ein für jene Zeit durchaus unentbehrliches und im Ganzen höchſt wohlthätiges Inſtitut zur Erziehung der germaniſchen Nationen, zur Erhaltung der Einheit und zur Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt angeſehen. „Was man auch“, ſagt der proteſtantiſche Hiſtoriker Ranke, *) „von den Päpſten früherer Zeiten urtheilen mag, ſo hatten ſie immer große Intereſſen vor Augen: die Pflege einer unterdrückten Religion, den Kampf mit dem Heidenthum, die Ausbreitung des Chriſtenthums über die nordiſchen Nationen, die Gründung einer unabhängigen hierarchiſchen Gewalt; zu der Würde des menſchlichen Daſeins gehört es, daß man etwas Großes wolle, vollführe: dieſe ihre Tendenzen erhielten die Päpſte in einem höheren Schwunge.“ Wie ſehr ſich ähnliche Anſichten neuerdings auch in der engliſch proteſtantiſchen Literatur, ſo ſehr ſich auch noch die religiöſen Vorurtheile dagegen ſträuben, allmählig Bahn brechen, davon zeugt der geniale Macaulay, der es unentſchieden läßt, ob England nicht mehr dem Katholicismus, als dem Proteſtantismus zu verdanken habe, und vom mittelalterlichen Papſtthum offen erklärt: †) „Even the spiritual supremacy arrogated by the pope was, in the dark ages, productive of far more good than evil. Its effect was to unite the nations of Western Europe in one great commonwealth. What the Olympian chariot course and the Pythian oracle were to all the Greek cities, from Trebizond to Marseilles, Rome and her bishop were to all Christians of the Latin communion, from Calabria to the Hebrides. Thus grew up sentiments of enlarged benevolence. Races separated from each other by seas and mountains acknowledged a fraternal tie and a common code of public law. Even in war, the cruelty of the conqueror was not seldom mitigated by a recollection that he and his

---

*) die römiſchen Päpſte im 16ten und 17ten Jahrhundert. Th. 1. S. 44 der 2ten Ausg.

†) History of England, ch. 1.

vanquished enemies were all members of one great federation." Die eigentlichen Koryphäen des Papſtthums, wie Nikolaus, Hildebrand, Innocenz III, die man früher für kaum etwas Beſſeres, als eingefleiſchte Teufel anſah, werden jetzt als Helden und Wohlthäter der Menſchheit anerkannt, und ſelbſt Neander, der doch ſonſt eine große natürliche Abneigung gegen alles Hierarchiſche hat und die Gegner der herrſchenden Kirche gern in möglichſt vortheilhaftem Lichte darſtellt, ſpricht offen ſeine tiefe Bewunderung vor dem ſittlichen Charakter und den großen Verdienſten dieſer Päpſte aus. Ebenſo hat ſich auch das Urtheil über die anderen hervorragenden Erſcheinungen des Mittelalters, die Kreuzzüge, die Mönchsorden und ihre Stifter, die religiöſe Kunſt, die Scholaſtik und Myſtik in demſelben Maaße günſtiger geſtaltet, als ſie aus dem Staub der Vergangenheit an's Tageslicht gezogen und in ihrem ganzen Zuſammenhange bekannt wurden. Es iſt unmöglich, z. B. Neander's Bernhard, oder Haſſe's Anſelm aufmerkſam zu leſen, ohne von tiefer Bewunderung für den Geiſt, die Tugend und Frömmigkeit dieſer Männer erfüllt zu werden, obwohl ſie ſich durchaus im Geiſte und in den Formen der katholiſchen Kirche bewegten und bekanntlich zu ihren angeſehenſten Kirchenlehrern und Heiligen gehören.

In dieſer veränderten Anſchauung des Mittelalters liegt nun aber ein enormes Zugeſtändniß an den Katholicismus und ein tödtlicher Schlag für den bigotten Ultraproteſtantismus. Eine Kirche, die in dieſer ganzen Uebergangsperiode vom Alterthum in die neue Zeit eine ſolche Schaar ſelbſtverläugnender Miſſionare zu den heidniſchen Völkern ausſandte, den Germanen, den Skandinaviern, den Angelſachſen, den Picten und Scoten und den Slaven das Evangelium brachte, die ganz Europa zum Kampfe gegen den falſchen Propheten und zur Eroberung des heiligen Grabes des Erlöſers zu entflammen wußte, die dem Despotismus weltlicher Fürſten, der Sklaverei, der Roheit und tauſend andern Uebeln der Geſellſchaft kraftvoll und conſequent entgegenwirkte, den Staaten heilſame Geſetze gab, das weibliche Geſchlecht zu ſeiner jetzigen Würde erhob, ſich liebevoll der Armen und Nothleidenden aller Art annahm, an allen Orten Zufluchtsſtätten des Elends und Anſtalten der Wohlthätigkeit gründete, dem Herrn zahlloſe Kirchen und Kapellen und jene gothiſchen Dome baute, die noch jetzt die Bewunderung der Welt ſind, der Volksbildung den erſten Anſtoß gab und faſt alle europäiſchen Univerſitäten, die noch jetzt einen unermeßlichen Einfluß ausüben, gründete und beſchützte und eine unabſehbare Reihe von tiefen Geiſtern, großen Charakteren, gottgeweihten Heiligen aus ihrem Schooße erzeugte: — eine ſolche Kirche kann unmöglich als ſolche der Antichriſt und die Synagoge des Satans ſein, ſo viele antichriſtliche Elemente, die ſich indeß auch in anderen Kirchen finden, ſie auch enthalten mag. Jene extreme Vorſtellung, welche die meiſten unſerer engliſch religiöſen Zeitungen noch immer von Woche zu Woche wiederkauen, kann vor den Reſultaten

der neueren proteſtantiſchen Geſchichtsforſchung auch nicht einen Augenblick beſtehen und muß daher mit der Zeit auch aus dem populären Bewußtſein verſchwinden.

Aber nicht nur das Mittelalter, auch die *erſten ſechs Jahrhunderte* der chriſtlichen Kirche ſind auf's Neue und allſeitig erforſcht, und Documente an's Licht gezogen worden, die zum Theil in der Reformationszeit, als die hiſtoriſchen Studien und die Publication alter Werke kaum erſt begonnen hatten, nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Nennt ja doch ſelbſt Luther einmal (Werke, Walch XX. 1063) den Tertullian, der erſt am Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrh. lebte, „den *allerälteſten* Lehrer ſo man hat ſeit der Apoſtel Zeit“, ſo daß für ihn die Reihe der apoſtoliſchen Väter und der zahlreichen Apologeten des zweiten Jahrh. gar nicht exiſtirte, mit Ausnahme des Wenigen und Unzuverläſſigen, was er aus den Legenden von den Martyrien des Ignatius, Polykarp und Clemens, „dem“, wie er einmal bemerkt, „ein böſer Bube Bücher untergeſchoben“, wiſſen mußte. Am beſten kannten die Reformatoren den Auguſtin, und ihre Ehrfurcht und Liebe zu dieſem ebenſo ſo tief frommen als geiſtvollen und genialen Kirchenlehrer war von unermeßlicher Bedeutung für ihre Bildung und ihren Standpunkt, weil ſonſt die Reformation höchſt wahrſcheinlich einen noch viel radicaleren Charakter angenommen haben würde. Durch den unermüdlichen Fleiß und Forſchungstrieb der neueren Zeit und durch den Anſtoß, welchen beſonders Neander der kirchenhiſtoriſchen Monographie gab, haben wir nun in der deutſchen Sprache ausführliche und gründliche Werke über Leo, Auguſtin, Chryſoſtomus, Gregor von Nazianz, Baſil, Athanaſius, Origenes, Cyprian, Tertullian, Irenäus, Juſtinus Martyr und bis auf die unmittelbaren Nachfolger der Apoſtel hinauf, ſo daß das nicäniſche und vornicäniſche Chriſtenthum mit den entſprechenden Häreſieen des Arianismus, Gnoſticismus und Ebionitismus ꝛc. uns nun ebenſo klar vor Augen liegt, oder wenigſtens zugänglich iſt, als das Chriſtenthum des 17ten Jahrhunderts. Wenn man nun unbefangen dieſe werthvollen Monographieen, oder ähnliche umfaſſendere Werke, wie Rothe's Anfänge der chriſtlichen Kirche, Dorner's Geſchichte der Chriſtologie, Möhler's Patrologie ꝛc., aufmerkſam lieſt und dabei auch nur einige der wichtigſten Producte des chriſtlichen Alterthums, etwa Chryſoſtomus über das Prieſterthum, Auguſtin's Confeſſionen, Cyprian über die Einheit der Kirche, Tertullian über die Präſcription der Häretiker, Irenäus gegen die Gnoſtiker, die Briefe des Ignatius, unbefangen ſtudirt: ſo kann man dem Eindruck unmöglich entgehen, daß das kirchliche Alterthum dem herrſchenden Geiſt und der Tendenz nach weit mehr katholiſch, als proteſtantiſch, und daß das Mittelalter nur eine naturgemäße Fortſetzung der nicäniſchen Kirche iſt. Wenn Ambroſius, Athanaſius, Cyprian, Irenäus, Ignatius und Polykarp auf einmal aus ihrem Grabe erſtehen und in das puritaniſche Neu-England verſetzt werden könn-

ten, ſo würden ſie dort das Chriſtenthum jener ehrwürdigen Märtyrer und Confeſſoren, für welches ſie gelebt und gelitten haben, kaum wieder erkennen, dagegen weit eher nicht nur in den Univerſaliſten und Unitariern, ſondern ſelbſt in den Baptiſten und Puritanern deutliche Spuren einer Geiſtesverwandtſchaft mit den Häretikern und Schismatikern ihrer Tage entdecken. Am auffallendſten iſt die Differenz der Urkirche und des Proteſtantismus in der Lehre von der Glaubensregel, vom Verhältniß der Schrift zur Tradition, von der Kirche, ihrer Einheit, Allgemeinheit und Ausſchließlichkeit, und von den Sacramenten. Auch vom materialen Princip des Proteſtantismus, von einer Rechtfertigung aus dem Glauben **allein**, im Sinne Luther's, wiſſen die Väter, ſelbſt Auguſtin nichts, und ſtatt dieſe in den Mittelpunkt des ganzen Chriſtenthums zu ſtellen, nimmt bei ihnen vielmehr die Lehre von der Menſchwerdung Gottes, das Myſterium der Incarnation und der Trinität dieſe centrale Stellung ein, und das Bekenntniß oder die Läugnung des in's Fleiſch gekommenen Chriſtus iſt bei ihnen nach 1 Joh. 4. das ſichere Kennzeichen der Orthodoxie oder Heterodoxie.*) In

*) Wir können uns nicht enthalten, hier ein merkwürdiges Bekenntniß von Dr. W. J. **Thierſch** in ſeiner ſehr werthvollen Schrift über den N. Teſtamentlichen Kanon (1845 S. 280) anzuführen, weil es in unbefangener Weiſe den Eindruck dieſes Contraſtes der patriſtiſchen mit der proteſtantiſchen Theologie, ſelbſt in ihrer kirchlichſten und orthodoxeſten Form, kund gibt: — „Welch' einen fremdartigen Eindruck machen überhaupt die Kirchenväter auf denjenigen, welcher vom ſtreng proteſtantiſchen Bewußtſein erfüllt, ſich zum erſten Mal an ihr Studium begibt! So ging es dem Verfaſſer dieſer Erörterungen. Genährt mit dem Beſten, was die altproteſtantiſche Aſcetik enthält, in theologiſcher Hinſicht an der Dogmatik und Exegeſe des proteſtantiſch-orthodoxen Zeitalters herangebildet, wendete er ſich den Kirchenvätern zu. Er erinnert ſich wohl, wie ſonderbar es ihm anfangs erſchien, hier nichts von jenen Wahrheiten zu finden, welche die Quelle ſeines ganzen religiöſen Lebens bildeten, nichts von dem (proteſtantiſchen) Wege, den der Sünder zu betreten hat, um zum Frieden zu gelangen und der göttlichen Gnade gewiß zu werden, nichts von Chriſti Verdienſt als der alleinigen Urſache der Vergebung (?), nichts von der immerwährenden Buße und dem ſtets neuen Schöpfen aus dem Quell der freien Gnade, nichts von der hohen Zuverſicht des gerechtfertigten Chriſten. Statt deſſen fand er, wie alles Gewicht gelegt wurde auf die Menſchwerdung des göttlichen Logos, auf die richtige Erkenntniß des großen Gegenſtandes der Anbetung, auf das objective Myſterium der Trinität und der Menſchwerdung, auf den Zuſammenhang der Schöpfung, der Erlöſung und dereinſtigen Wiederherſtellung des Geſchöpfes in der Verklärung auch der menſchlichen Leiblichkeit, auf die Freiheit des Menſchen und auf die Realität der göttlichen Gnadenwirkungen in den Sacramenten. Allein es ward ihm nicht allzuſchwer, ſich in dieſe ganze Denkweiſe hineinzuleben und mit Feſthaltung des wahren und unveräußerlichen am proteſtantiſchen, namentlich am lutheriſch-proteſtantiſchen Bewußtſein, deſſen Einſeitigkeit durch

Digitized by Google

all dieſen Lehrpunkten, ſo wie in der Verfaſſung, im Cultus und in der asketiſchen Auffaſſung des chriſtlichen Lebens begegnet man bei den Kirchenvätern offenbar wenigſtens die *Keime* des Syſtems, das ſich in der römiſch katholiſchen Kirche ſpäter vollendet hat. Dieß wird auch immer mehr anerkannt werden, je weiter die Forſchungen auf dieſem Gebiet ſich ausdehnen und ihre Reſultate in populäre Form umgeſetzt werden.

Gibt man aber ſo viel zunächſt bloß vom hiſtoriſchen Standpunkt aus zu, ſo läßt ſich leicht einſehen, welchen enormen Einfluß ein ſolches Zugeſtändniß auf die endliche Löſung der *Kirchenfrage* haben muß. Denn wer das Urtheil der Geſchichte verwirft, der beraubt ſich dadurch ſelbſt alles Grundes und Bodens. Wenn die 15 Jahrhunderte vor der Reformation kein Vertrauen verdienen, ſo ſind auch die letzten drei Jahrhunderte keiner Beachtung werth. Wenn Einer die Stimme der Gemeinde nicht hört, ſagt der Herr, ſo halte ihn wie einen Heiden und Zöllner (Matth. 18, 17.) In demſelben Grade, in welchem man das Zeugniß der Kirchengeſchichte in theologiſchen und religiöſen Fragen untergräbt und verwirft, öffnet man dem Skepticismus und Nihilismus die Thüre. Darin liegt gerade die große kirchliche und religiöſe Wichtigkeit der neueren kirchengeſchichtlichen Forſchungen, wenn auch dieſelbe von vielen deutſchen Theologen noch nicht gehörig anerkannt wird. Die Zeit wird und muß kommen, wo die praktiſchen Folgerungen aus der Theorie gezogen werden.

Freilich nun möchte mancher ſagen, was kümmert mich das Zeugniß der Geſchichte, wenn ich das *Wort Gottes* auf meiner Seite habe, welches doch die alleinige untrügliche Richtſchnur des Glaubens und Lebens iſt, während ſelbſt die größten Kirchenväter nach ihrem eigenen Ge-

lebendige Aneignung der Theologie der Väter zu überwinden. Er erkannte bald, daß den Irrlehren der Gegenwart, ihrem Pantheismus und Determinismus, ihrem Spiritualismus und ihrer Verkennung der Bedeutung der Leiblichkeit gegenüber, die chriſtliche Kirche einer entſchiedenen Wiederaufnahme des Wahren im Gedankengehalte der patriſtiſchen Theologie bedarf, und einer Aſſimilation ihrer ganzen Exiſtenz an die Eigenthümlichkeit der alten Kirche, zunächſt auf ideellem Wege, da die Umgeſtaltung der äußern Verhältniſſe nicht in menſchlicher Macht ſteht. Dieſe alte urchriſtliche Kirche erſchien ihm mehr und mehr in ihrem vollen Glanze, in ihrer erhabenen Schönheit, von der nur fragmentariſche Lineamente in den Kirchen, Confeſſionen und Secten der Gegenwart wiederzuerkennen ſind. Die Erkenntniß aber dieſer wahren apoſtoliſch-katholiſchen Kirche, welche weder der griechiſchen noch römiſchen — noch *weit weniger* freilich der proteſtantiſchen Kirche congruent iſt, — ſie iſt es, die ihn von aller zelotiſch-polemiſchen confeſſionellen Einſeitigkeit ſucceſſiv befreite und ihm das Glück einer gegen das Nichtchriſtliche und Antichriſtliche in der Gegenwart ebenſo entſchiedenen und unerſchütterlichen, als gegen das Wahre und Chriſtliche in den verſchiedenen Confeſſionen ireniſchen Stimmung verlieh."

ſtändniß ſündhafte und irrthumsfähige Menſchen waren. Ganz recht! Aber wer hat dich zum untrüglichen Ausleger dieſes Wortes gemacht? Iſt daſſelbe nicht ſchon vor dem 16ten Jahrhundert in der Kirche geweſen, hoch verehrt, geleſen, überſetzt und ausgelegt worden? Woher haſt du denn den Kanon, als gerade von der treuen Sammlung und Ueberlieferung der katholiſchen Kirche? Und wenn ſchon die unmittelbaren Schüler der Apoſtel, wenn Ignatius, Clemens, Polykarp, wenn die Väter und Märtyrer des zweiten und dritten Jahrh. das Neue Teſtament radical mißverſtanden, welche Garantie haben wir denn, daß du im 19ten Jahrh. es überall richtig verſtehſt, wo du von ihnen abweichſt? Biſt du etwa aus beſſerem Material gemacht, als die Bekenner und Märtyrer der Blüthezeit der Kirche? Haſt du mehr für Chriſtum gethan und gelitten? Du ſagſt: der klare Buchſtabe des Paulus und Johannes verdammt die katholiſche Kirche als Antichriſt, als den Menſchen der Sünde, und als das Thier aus dem Abgrund, als das zum Untergang beſtimmte Babylon. Allein woher weißt du, daß dieſe Deutung richtig iſt? Da du die Infallibilität des Papſtes und vielleicht auch der Kirche überhaupt verwirfſt, ſo wirſt du doch nicht ſo inconſequent und lächerlich anmaaßend ſein, ſie für dich ſelbſt oder irgend einen proteſtantiſchen Exegeten in Anſpruch zu nehmen! Eine ſolche Anwendung der betreffenden Stellen aber war bis in's ſpätere Mittelalter herab, wo ſie von einigen fanatiſchen Secten erfunden wurde, ganz unerhört. Die Kirchenväter ohne Ausnahme, Irenäus ſelbſt, der durch Polykarp mit dem Apoſtel Johannes zuſammenhing, haben ſie auf den Gnoſticismus und auf das heidniſch römiſche Weltreich bezogen. Die Reformatoren konnten conſequenter Weiſe wenigſtens die Offenbarung Johannis nicht für dieſen polemiſchen Zweck benützen, da Luther und Zwingli ihren apoſtoliſchen Urſprung verwarfen, Calvin wohlweislich ſie unausgelegt gelaſſen hat. Spätere proteſtantiſche Exegeten, wie Hammond und Grotius, und alle neueren deutſchen Schrifterklärer faſt ohne Ausnahme, z. B. noch ganz kürzlich der orthodoxe Hengſtenberg im Commentar zur Apokalypſe, und ſelbſt der puritaniſche Stuart, haben jene antirömiſche Deutung als ganz unhaltbar verworfen und ſind im Weſentlichen wieder zu der Auslegung der Kirchenväter zurückgekehrt.

Wie dem aber auch ſein möge, jedenfalls gibt es in der heil. Schrift viel klarere und deutlichere Stellen, welche nach der übereinſtimmenden Auslegung der katholiſchen und proteſtantiſchen Exegeten der Kirche Chriſti eine unzerſtörbare Dauer und die ununterbrochene Gegenwart ihres göttlichen Hauptes bis an's Ende der Welt verheißen. Darüber kann gar kein Zweifel ſein, und auf ſolche Stellen müſſen wir daher vor allem unſere Theorie der Kirchengeſchichte bauen, und nicht auf eine höchſt unſichere, und von den größten Exegeten verworfene Auslegung der dunkelſten Stellen des dunkelſten Buches

der Bibel, das nicht umſonſt zuletzt in unſerem Kanon ſteht. Wenn ſich nun aber als das Reſultat der neueren gründlichen und unbefangenen Forſchung der größten proteſtantiſchen Hiſtoriker ergibt, daß die chriſtliche Kirche von der Reformation rückwärts bis auf die Tage der apoſtoliſchen Väter hinauf ihrem herrſchenden Geiſt und Charakter nach nicht proteſtantiſch, ſondern weſentlich katholiſch war, und daß die gegen ſie proteſtirenden Secten von den Ebioniten und Gnoſtikern bis auf die Katharer und Albigenſer herab ein buntes Gewirre ſich widerſprechender Meinungen darſtellen, alſo nie und nimmer die ununterbrochene Continuation des Lebens Chriſti und der evangeliſchen Wahrheit ſein können: ſo folgt nothwendig, daß eine ſolche Vertheidigung des Proteſtantismus, welche auf einer principiellen Verwerfung des Katholicismus beruht, ſie ſei nun baptiſtiſch, puritaniſch, presbyterianiſch oder anglicaniſch, mit dem Zeugniß der Geſchichte und mit jenen unzweideutigen Ausſprüchen Chriſti und der Apoſtel in unauflöslichen Widerſpruch tritt und darum aufgegeben werden muß.

Dieß iſt der entſcheidende Punkt, auf welchen die mit Macht in Deutſchland, England und in den Vereinigten Staaten wieder erwachte Controverſe zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus hingedrängt wird, und wenn manche deutſche Theologen, welche ſelbſt zur Herbeiführung dieſer Entſcheidung beigetragen haben, in ihrer vorherrſchend theoretiſchen Richtung und wiſſenſchaftlichen Selbſtgenügſamkeit ſich wenig um die praktiſchen Folgen kümmern, ſo gibt es Theologen in dem praktiſchen England und Amerika, welche die letzten Conſequenzen ziehen werden, und wir könnten auf Beiſpiele hinweiſen, welche dieß factiſch beſtätigen. Es iſt eine merkwürdige und intereſſante Thatſache, daß die deutſche evangeliſche Theologie auf engliſchem Boden viel praktiſcher und inſofern ernſter wird, als in Deutſchland ſelbſt. Denn der Engländer begnügt ſich ſelten mit bloßen Theorieen und Speculationen, er bringt ſie gleich mit dem Leben in Beziehung und ſucht ſie in concreter Form zu verwirklichen und nach außen hin zu organiſiren. Das ſieht man am Methodismus im Vergleich mit dem geiſtesverwandten, aber unorganiſirten Pietismus. Daſſelbe beweiſt nach anderer Richtung hin der Puſeyismus, bei dem die Idee der Kirche aus dem Gebiete der theologiſchen Forſchung längſt herausgetreten und eine ernſte praktiſche Lebensfrage geworden iſt, die bereits eine beträchtliche Anzahl von Geiſtlichen und Laien aus dem proteſtantiſchen in das römiſche Lager getrieben hat. Wir würden uns nicht ſonderlich wundern, wenn wir auch in Amerika noch eine Seceſſion nach Rom erlebten, die ihre erſten Urſachen in dem ernſten, aber einſeitigen Studium der gediegenſten deutſchen theologiſchen Werke der letzten drei Decennien hat. Denn hier iſt ein ſolcher Schritt auch von anderen Seiten noch näher gelegt, als in Deutſchland. Man bedenke nur, daß die proteſtantiſche Preſſe Amerikas mit wenigen Ausnahmen, vom New York Observer mit ſeinen 20,000 Abonnenten bis zum verächtlichſten Winkelblatt

herab, auf jener ganz-ſchrift- und geſchichtswidrigen Theorie beruht, gegen die römiſche Kirche nur mit den Waffen des blindeſten Fanatismus kämpft und ſich gegen alles Katholiſche ſolche grobe und liebloſe Entſtellungen erlaubt, die man geradezu als unverſchämte Lügen brandmarken müßte, wenn ſie nicht aus Ignoranz und Vorurtheil erklärlich wären, und wenn nicht der ſonſtige religiöſe Charakter dieſer Intelligenz- und Nichtintelligenzblätter uns zur letzteren Annahme nöthigte. Wer nun einmal die Kirchengeſchichte und die claſſiſchen Werke römiſcher Theologen, wie Bellarmin, Boſſuet, Möhler, Wiſeman, Balmez, Newman, gründlich und unbefangen ſtudirt hat, der muß ein mehr als gewöhnliches Maaß von Geduld und ſtoiſcher Gemüthsruhe haben, wenn er jene Carricaturen von Woche zu Woche durch das Land circuliren ſehen kann, ohne von Indignation gegen die Verläumder und von ſteigender Sympathie mit der mißhandelten Partei erfüllt zu werden. Dazu kommt die wachſende Confuſion im Proteſtantismus, der bei all ſeinen unverkennbaren Vorzügen gerade in dieſem Lande mehr als irgendwo in zahlloſe Parteien und Secten ohne menſchliche Ausſicht auf Conſolidation und Vereinigung geſpalten iſt und ein buntes Gewirre von Privatmeinungen und ſubjectiven Phantaſieen darſtellt, welche zuletzt alle ſolide Glaubensbaſis unter unſeren Füßen wegzuſchwemmen drohen, wenn nicht bedeutende conſervative Kräfte den wilden Strom eindämmen. Die geringſte Urſache wird für hinreichend angeſehen, den Leib Chriſti zu zerreißen und das apoſtoliſche Gebot zu übertreten: „Vertraget Einer den anderen in Liebe und ſeid fleißig zu halten die Einigkeit im Geiſte durch das Band des Friedens." Und dabei wird ein ſolcher Mißbrauch mit dem Worte Gottes getrieben, daß es den wildeſten Träumen zum Deckmantel dienen muß, als ob es ein Buch von lauter Widerſprüchen wäre. Wenn man nun einen Begriff von Kirche und von Autorität hat und das Chriſtenthum für eine übernatürliche Macht anſieht, welchem wir uns demüthig unterwerfen müſſen, ſtatt es willkührlich nach dem common sense und nach modernen Zeitbegriffen zu modeln, bis es zuletzt in das Gebiet der Natur herabſinkt und das Product unſerer eigenen Vernunft und Phantaſie wird: ſo muß man ein ungemein ſtarkes Vertrauen in die Geſchichte haben und fortwährend in die Vergangenheit und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken, um nicht durch die babyloniſche Verwirrung der proteſtantiſchen Gegenwart entmuthigt zu werden. Ohne ein ſolches Vertrauen auf Gott, der, wie ein portugieſiſches Sprüchwort ſagt, auch auf einer krummen Linie ſchreibt, und auch aus dem Chaos eine ſchöne Schöpfung hervorrufen kann, ohne die Tugend des geduldigen Wartens und Hoffens liegt ernſten Gemüthern die Verſuchung gar nahe, ſich der römiſchen Uniformität in die Arme zu werfen, um nur dieſem ewigen Schwanken und Experimentiren zu entgehen, einen feſten Grund und Boden zu bekommen und das Gefühl behaglicher Ruhe und Sicherheit zu genießen.

Wenn alſo der Proteſtantismus vertheidigt werden ſoll, ohne die durchaus ſchriftgemäße Idee einer unzerſtörbaren Kirche und ununterbrochenen Gegenwart Chriſti in ihr aufzugeben, und ohne dem klaren Zeugniß der Geſchichte vor der Reformation Gewalt anzuthun, ſo kann es nur ſo geſchehen, daß man zugleich den Katholicismus in ſeiner relativen Berechtigung anerkennt und ihm zugeſteht, daß er, wenn nicht der einzige, ſo doch der hauptſächlichſte Träger des Chriſtenthums bis zum ſechszehnten Jahrhundert war und daß er noch immer ein weſentliches Glied am Leibe Chriſti iſt. Dr. Rothe ſagt in ſeinem genialen und nicht genug beachteten Werke über die Anfänge der chriſtlichen Kirche und ihrer Verfaſſung (Vorrede S. IX:) „Es gibt keine kräftigere Apologie des Proteſtantismus, als eben die Anerkennung, ja die ausdrückliche Behauptung, daß in der *Vergangenheit* der Katholicismus, ſeinem Weſen nach, volle geſchichtliche Realität und Berechtigung, daß er *in ihr* tiefe innere Wahrheit, hohe ſittliche Herrlichkeit und Gewalt *gehabt hat*." Allein auch das wird allein noch nicht genügen. Denn eine Kirche, die trotz des ungeheuren Schlages, der ſie im 16ten Jahrhundert getroffen und ihr die kräftigſten Nationen entriſſen hat, ſich dennoch wieder erholen, das eingebüßte Tarrain durch bedeutende Eroberungen in der Heidenwelt wenigſtens theilweiſe erſetzen konnte, die ſeitdem in der Theologie einen Bellarmin, Baronio, Peteau, Boſſuet, Möhler, auf dem Felde der Miſſion und des chriſtlichen Lebens einen Xavier, Borromeo, Filippo Neri, Vincenz von Paula, Paseal, Fenelon, Sailer, erzeugt, die neuerdings ſolche verſchiedenartig begabte Männer, wie Haller, Stolberg, Novalis, Schlegel, Hurter, Frereneourt, Newman, Manning, Wilberforee, Brownſon an ſich gezogen hat, und nach dem Revolutionsſturm von 1848 ſich mit verjüngter Energie erhebt, ihre Arme nach dem Norden und Weſten in das eigentliche Herz der proteſtantiſchen Civiliſation und die Bollwerke proteſtantiſcher Macht ausſtreckt und, wo ſie hinkommt, Regierung, Geiſtlichkeit und Volk in eine fieberhafte Aufregung wirft und tauſend Zungen und Federn gegen ſich in Bewegung ſetzt: — eine ſolche Kirche kann ihre Bedeutung nicht *bloß* in der Vergangenheit, ſondern muß auch jetzt noch eine merkwürdige Lebenskraft, eine relative Nothwendigkeit für die Gegenwart und eine wichtige Miſſion für die Zukunft haben. Damit iſt dann natürlich zugleich auch zugeſtanden, daß der Proteſtantismus nicht den ganzen Umfang der Kirche, auch nur ſeit der Reformation, beſchreibt, obwohl er allerdings offenbar der Hauptträger der modernen Civiliſation iſt, ſondern daß er ſeinem Weſen nach einſeitig iſt, ſo gut, wie ſeine Gegner, an Gebrechen, freilich entgegengeſetzter Art, leidet, daher ebenſo ſelbſt wieder der Reformation bedarf, am Katholicismus ſeine nothwendige Ergänzung hat und ohne dieſen nicht vollendet werden kann. Darauf weiſen auch die Zeichen der Zeit deutlich genug hin, der Proteſtantismus wird gerade jetzt in Deutſchland, England und Nordamerika einer gründlichen Prüfung und Sichtung unterworfen, und es iſt zu

hoffen, daß er die Bußpredigt, die an ihn ergeht, nicht überhören, ſondern von den Fortſchritten ſeines alten Erbfeindes denſelben Nutzen ziehen werde, wie dieſer ſelbſt offenbar durch den Gegenſatz des Proteſtantismus an Thätigkeit und Eifer bedeutend gewonnen hat und da, wo er mit ihm zuſammentrifft, in einem weit lebendigeren Zuſtand iſt, als wo er das Scepter ungeſtörter Herrſchaft ſchwingt, wie etwa in dem geiſtig todten Mexico, Braſilien, Portugal, Croatien.

Dieſe Stellung gegen Rom iſt jedenfalls edler, dem Geiſte der chriſtlichen Liebe weit angemeſſener, und auch viel eher geeignet, den Gegner zu gewinnen, als jener rauhe und abſtoßende Fanatismus, der ſich nicht ſcheut, ſogar mit Rationaliſten, Pantheiſten, Atheiſten, Communiſten und allen möglichen unſauberen Revolutionsgeiſtern gemeinſame Sache gegen den Katholicismus zu machen, wie das in ſo vielen unſerer religiöſen Blätter ſo häufig geſchieht. Was hat Chriſtus zu thun mit Belial, was das Licht mit der Finſterniß? Die Hauptſache aber iſt, daß jene milde und gemäßigte Polemik der Wahrheit, dem Worte Gottes und dem Zeugniß der Geſchichte mehr entſpricht, als die andere, die auf lauter unhiſtoriſchen Vorausſetzungen, Carricaturen und Entſtellungen gebaut iſt.

Allein nun fragt ſich's, wie kann man noch mit gutem Gewiſſen ein Proteſtant bleiben, wenn man der katholiſchen Kirche ſolche bedeutende Zugeſtändniſſe macht und ſie für die alleinige wahre Kirche Chriſti bis zur Reformation hin hält und ihr auch heute noch eine ſolche wichtige Stellung und Miſſion zuſchreibt? Iſt nicht das, was einmal die wahre Kirche war, noch immer die wahre Kirche? Wie kann das Chriſtenthum zuerſt katholiſch und dann proteſtantiſch ſein, ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen? Allerdings vom Standpunkt einer mechaniſchen Auffaſſung des Chriſtenthums und der Geſchichte läßt ſich dieſer Schwierigkeit nicht entgehen. Sobald man das kirchliche Chriſtenthum für ein von vorne herein abgeſchloſſenes, ein für allemal fertiges Syſtem hält, muß man conſequenterweiſe römiſch oder ultraproteſtantiſch ſein, einen Mittelweg gibt es da nicht. Allein ganz anders iſt es vom Standpunkt der geſchichtlichen Entwicklung, welche allen bedeutenden deutſchen Geſchichtswerken der neueren Zeit zu Grunde liegt. Dieſer Begriff iſt daher von unermeßlicher praktiſcher Wichtigkeit, weil er die einzige haltbare Grundlage bildet, auf welcher man die Reformation und den Proteſtantismus vertheidigen kann, ohne der vorangehenden Geſchichte Gewalt anzuthun und das Weſen einer ununterbrochenen Kirche zu zerſtören. Entwicklung iſt eigentlich identiſch mit Geſchichte ſelbſt. Denn Geſchichte iſt Leben, alles Leben aber iſt Proceß, Wachsthum, Entfaltung, Entwicklung. Unſer leibliches Daſein, alle unſere geiſtigen Kräfte, das chriſtliche Leben, die Heiligung jedes Einzelnen ſind ein ſolcher Entwicklungsproceß vom Niederen zum Höheren. Warum ſollte daſſelbe nicht auch vom Ganzen, von der Gemeinſchaft gelten, welche ja aus lauter Individuen

beſteht? Jeder Vernünftige gibt eine Entwicklung des Handels, der Gewerbe, der Staaten, der Künſte, der Wiſſenſchaften, der Civiliſation zu, warum nicht auch eine Entwicklung der Kirche? Warum ſollte ſie, die doch eine Gemeinſchaft von Menſchen und etwas Geſchichtliches, ja die größte Thatſache und Erſcheinung der Geſchichte iſt, allein von den Geſetzen alles organiſchen Lebens und der ſucceſſiven Entwicklung ausgenommen ſein? Selbſt römiſch katholiſche Theologen, wie Möhler und Newman, müſſen dieſen Begriff — ob dieß vom römiſchen Stabilitätsſtandpunkte aus conſequent geſchehen könne, oder nicht, das iſt eine andere Frage — zu Hülfe nehmen, um die Geſchichte ihrer eigenen Kirche zu begreifen und zu erklären. Noch viel weniger kann der proteſtantiſche Hiſtoriker ohne die Fackel dieſer Idee einen Schritt vorwärts kommen und die Reformation rechtfertigen. Es iſt jetzt ausgemacht, wie oben bemerkt, daß der Proteſtantismus in ſeinen vom Katholicismus abweichenden Doctrinen nicht das Chriſtenthum der Scholaſtiker und Myſtiker, nicht das Chriſtenthum der Kirchenväter, nicht das Chriſtenthum der Apologeten, der apoſtoliſchen Väter und der Märtyrer und Bekenner des zweiten Jahrhunderts iſt, daß dieſe alle ſchon dem katholiſchen Standpunkte im Weſentlichen näher ſtehen, obwohl dieſer Standpunkt allerdings ſelbſt erſt allmählig ſich entwickelt und ausgebildet hat. Dieß wird auch ſchon durch den Charakter der griechiſchen Kirche, die auf dem Standpunkt des kirchlichen Alterthums ſtehen blieb und offenbar weit mehr katholiſch als proteſtantiſch iſt, über allen Zweifel erhoben. Die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gottheit Chriſti, von dem Verhältniß der beiden Naturen in Chriſto, von der Verſöhnung, kurz alle Artikel des apoſtoliſchen und nicäniſchen Glaubensbekenntniſſes kommen hier nicht in Betracht, denn dieſe ſind ja nicht ſpecifiſch und ausſchließlich proteſtantiſch, ſondern dem Urſprung und Weſen nach katholiſch und offenbar vom früheren Katholicismus geerbt, ebenſo ſehr wie der Kanon der Schrift und die Lehre von der Inſpiration. Sie bilden die gemeinſame, uralte Grundlage aller orthodoxen Kirchen im Gegenſatz gegen alle häretiſchen Secten. Iſt alſo die Reformation, wie wir mit gutem Grunde glauben, nicht ein Werk des Teufels, ſondern eine göttliche That und eine Lebensäußerung der chriſtlichen Kirche, ſo muß ſie als eine *neue Phaſe* in dem progreſſiven Entwicklungsproceß des Proteſtantismus, als ein *Fortſchritt* über die früheren Perioden der Kirchengeſchichte aufgefaßt und vertheidigt werden.

Das iſt alſo der letzte, aber auch der ſichere Anker für einen proteſtantiſchen Theologen aus der deutſchen hiſtoriſchen Schule. Auf dieſen Punkt iſt z. B. Dr. *Nevin*, der alle Formen des engliſchen und deutſchen Proteſtantismus gründlich kennt, hingetrieben. Die puritaniſche, presbyterianiſche und anglicaniſche Geſchichtshypotheſe hat ſich ihm als durchaus unhaltbar erwieſen, und er hat gegen dieſe in ſeinen neulichen Artikeln über

Early Christianity und über Cyprian im Mercersburg Review Gründe vorgebracht, welche noch keiner der vielen damit unzufriedenen Gegner zu widerlegen verſuchte und welche in der That der Hauptſache nach vom geſchichtlichen Standpunkte aus auch ſchwerlich je widerlegt werden können. Somit bleibt ihm nichts mehr, als die deutſche Entwicklungstheorie übrig, die einſtweilen noch von faſt allen engliſchen Theologen verworfen wird. So lange er an dieſer feſthält, iſt ein Uebertritt zu Rom unmöglich, da dieſer ein Rückſchritt, alſo eine Aufhebung des Grundgeſetzes geſchichtlicher Entwicklung wäre. Denn dieſe iſt ihrem innerſten Weſen nach Fortſchritt, Uebergang von niederen zu höheren Stufen, und dieß muß im Ganzen und Allgemeinen auch von der Kirche gelten, obwohl es im Einzelnen allerdings in allen Abtheilungen der Kirche auch rückſchreitende Bewegungen und temporäre Stillſtände gibt.

Um nun aber den Proteſtantismus auf dem Grunde der Entwicklungstheorie genügend zu rechtfertigen, müſſen zwei wichtige Punkte feſtſtehen. Einmal muß bewieſen werden können, daß er nicht ein radicaler Bruch mit dem religiöſen Leben der früheren, d. h. katholiſchen Kirche iſt, ſondern mit ihm eine gemeinſame urchriſtliche und urkirchliche Baſis hat, die man über dem Gegenſatz nie aus dem Auge verlieren ſollte. Denn in der Entwicklung muß die Kirche doch immer in ihrem Weſen mit ſich identiſch bleiben und darf ſich nicht über ſich hinaus entwickeln, ſonſt würde ſie in Häreſie übergehen und ſich der Verheißung Chriſti verluſtig machen. So bleibt ja auch der Menſch von der Kindheit bis zum Greiſenalter eben doch immer Menſch, und jede folgende Altersſtufe iſt nur eine höhere Entfaltung der ſchon im Kinde angelegten Idee. Hier iſt nun von unberechenbarer Wichtigkeit, daß die Reformatoren ohne Ausnahme den katholiſchen Schriftkanon und die alten ökumeniſchen Bekenntniſſe, beſonders das apoſtoliſche Symbolum beibehielten und ihren eigenen Symbolen einverleibten, und daß ſie im entſchiedenſten Gegenſatze zu den ultraiſtiſchen Secten ihrer Zeit ſtanden. Allerdings haben aber gewiſſe Sectionen des modernen Proteſtantismus eine ſehr gefährliche Tendenz, ſich in falſcher Feindſchaft gegen Rom auch von dieſer Grundlage zu entfernen, und in demſelben Grade ſinken ſie zur bloßen Häreſie und Secte herab. Aber die Hauptzweige des Proteſtantismus werden gewiß das apoſtoliſche Symbolum, das ſie mit der Kirche des Alterthums verbindet, nie aufgeben, und fortfahren, beſonders mit der patriſtiſchen Literatur Gemeinſchaft zu pflegen. Ja es zeigt ſich in ihnen offenbar vielfach ein Streben, gar viele über Bord geworfene Schätze der früheren Zeit wieder zu gewinnen und beſonders den Gottesdienſt nach dem kirchlichen Princip umzugeſtalten, zu ordnen und zu bereichern.

Sodann muß nachgewieſen werden können, daß der Proteſtantismus ſeine weſentliche Grundlage bereits im apoſtoliſchen Urchriſtenthum hat.

Denn das Neue Teſtament, das Wort Chriſti und ſeiner inſpirirten Organe iſt eben doch die letzte Inſtanz in allen religiöſen Fragen, und was dort keinen Anknüpfungspunkt hat, das kann auch nicht auf die Dauer beſtehen. In der apoſtoliſchen Kirche müſſen ſchon die Keime aller rechtmäßigen Entwicklungsſtufen vorhanden ſein, und eine Entwicklung über Chriſtum ſelbſt und ſeine Apoſtel hinaus im Sinne der Rationaliſten und Freigeiſter aller Art wäre natürlich nichts als eine Verſchlechterung und ein Rückfall entweder in's Heidenthum oder in's Judenthum. Nun wäre es doch ein unauflösliches hiſtoriſches Räthſel, wenn die enge Aſſociation, in welche ſich der Proteſtantismus von Anfang an mit der Bibel geſetzt hat, und der Eifer, mit dem er ſich ſtets die Ueberſetzung, Auslegung und Verbreitung derſelben angelegen ſein ließ, auf einer puren Täuſchung beruhen ſollte. Allerdings kann unmöglich *alles* in der Bibel ſtehen, was die verſchiedenen Denominationen und Secten in ihr zu finden wähnen, im Grunde aber durch ihr Privaturtheil in dieſelbe hineinlegen, denn ſonſt würde ſie ja ſich ſelbſt widerſprechen und aufhören die Wahrheit zu ſein. Sie kann unmöglich die Differenzpunkte des Episkopalismus, Lutherthums, Calvinismus, Zwinglianismus, Presbyterianismus, Congregationalismus, Methodismus, Baptismus und Quäkerismus, (falls man die beiden letzteren aus ganz beſonderer Rückſicht auch noch zum orthodoxen Proteſtantismus rechnen will,) zugleich enthalten, ſie kann nicht die Gnadenwahl lehren und verdammen, die reale Gegenwart Chriſti im Abendmahl behaupten und zugleich läugnen, die Taufwiedergeburt ausſprechen und dann wieder das Sacrament zu einem leeren Zeichen herabſetzen, die Kindertaufe einſchärfen und zugleich als unchriſtlich verwerfen, drei Grade des Miniſteriums und dann doch wieder nur Einen aufſtellen, oder vollends gar kein eigentliches geiſtliches Amt, ſondern nur ein allgemeines Prieſterthum lehren, und was der anderen theils wichtigen, theils unwichtigen Differenzen in Lehre, Verfaſſung und Cultus mehr ſind, worüber ſich nun die Proteſtanten bereits drei hundert Jahre mit gleich eifriger Berufung auf die Schrift herumgezankt haben, ohne ſich auch nur einen Schritt näher zu kommen. Allein man muß doch ſo billig ſein, anzuerkennen, daß ſie, wir wollen nicht ſagen in allen — denn das iſt ſicherlich nicht richtig — aber doch in vielen Fundamentalartikeln des Evangeliums übereinſtimmen; denn ſonſt müßte man ja nach dem unumſtößlichen Grundſatz, daß außer Chriſto kein Heil iſt, die Möglichkeit läugnen, in Einer oder der anderen dieſer Gemeinſchaften ſelig zu werden, und ſo weit wagen ſelbſt die extremſten Puſeyiten und Altlutheraner nicht zu gehen.

Irgend welche Verwandtſchaft alſo muß offenbar zwiſchen dem orthodoxen Proteſtantismus und der Bibel Statt finden, um dieſe dreihundertjährige enge Verbindung beider vernünftig zu erklären. Da hilft uns nun wiederum die deutſche Theologie aus der Klemme und verſetzt uns, wie uns ſcheint,

auf den allein richtigen Standpunkt der Betrachtung. Die neueren exegetiſchen Forſchungen, in welchen ſie bekanntlich eine ungemeine Thätigkeit entfaltet hat, ſtellen es nämlich wenigſtens für uns über allen Zweifel, daß wir in der apoſtoliſchen Kirche drei Entwicklungsſtufen und Lehrtypen unterſcheiden müſſen, welche ſich übrigens natürlich keineswegs widerſprechen und ausſchließen, wie die Baurſche Schule nach dem Vorgang der alten Gnoſtiker behauptet, ſondern gegenſeitig ergänzen, nämlich das Judenchriſtenthum, repräſentirt durch den Apoſtel Petrus und Jakobus, das Heidenchriſtenthum, vertreten durch den Heidenapoſtel Paulus und ſeine Gehülfen, und die höhere Vereinigung beider durch Johannes, den Lieblingsjünger, der alle ſeine Collegen überlebte, das dritte und letzte Stadium und die Vollendung der apoſtoliſchen Kirche darſtellt und zugleich, als der Prophet des neuen Bundes, in die fernſte Zukunft bis zum neuen Himmel und der neuen Erde hinausblickte. Iſt dieſe Anſchauung richtig — und wir finden ſie mehr und mehr beſtätigt, je länger wir das N. T. im Zuſammenhange ſtudiren — ſo haben wir daran einen Leitſtern durch das Labyrinth der ganzen Kirchengeſchichte in ihren verſchiedenen Phaſen und Entwicklungsſtufen. Dann entſpricht die Geſchichte der katholiſchen Kirche, die ja in der That auf Petrus, als ihren Fels, ſich ſtützt, und ihre Rechtfertigungslehre hauptſächlich an die Lehrform des Briefes Jakobi anknüpft, dem apoſtoliſchen Judenchriſtenthum und legt mit dieſem auf Autorität, Geſetz und möglichſt engen Zuſammenhang mit der altteſtamentlichen Theokratie das Hauptgewicht. Der Proteſtantismus, der urſprünglich aus einem erneuerten Studium der Briefe Pauli hervorging, iſt eine einſeitige Geltendmachung des pauliniſchen Heidenchriſtenthums mit ſeiner evangeliſchen Freiheit und Selbſtſtändigkeit gegenüber den judenchriſtlichen Exceſſen, und zwar ſo, daß er ſich bis dahin faſt ausſchließlich die feindliche Colliſion des Paulus mit Petrus zu Antiochien, und nicht ſein freundliches Zuſammenwirken mit ihm zum Muſter genommen und dem Katholicismus vielfach Veranlaſſung gegeben hat, die Warnung des Petrus gegen den Mißbrauch der pauliniſchen Schriften (2 Petr. 3, 16) zu wiederholen. Sodann hat der Proteſtantismus bisher eigentlich bloß die anthropologiſchen und ſoteriologiſchen Doctrinen des Paulus, ſeinen Galater- und Römerbrief, geltend gemacht, während in ihm die ſpäteren Briefe, beſonders die tiefſinnige Lehre deſſelben Apoſtels von der Kirche, als dem Einen und ungetheilten Leibe Chriſti, offenbar noch nicht zu ihrem Rechte gekommen ſind. Sobald dieß geſchehen wird, ſo iſt damit auch ſchon eine gewiſſe Annäherung an das katholiſch kirchliche Princip gegeben und der Weg zu dem dritten und letzten Zeitalter der chriſtlichen Kirche gebahnt, wo die großen Wahrheiten des Katholicismus und evangeliſchen Proteſtantismus, mit Ausſcheidung der beiderſeitigen Irrthümer, ſich zu einer höheren Einheit und Harmonie vereinigen werden durch die Wiederbelebung und volle

Aneignung des Geiſtes Johannis, beſonders ſeiner Lehre von der Perſon Chriſti und von der Lebensgemeinſchaft der Gläubigen mit ihm und unter ſich ſelbſt. Dieſer Vereinigung wird aber eine allgemeine Buße vorangehen müſſen, und wir können uns hier die bedeutſamen Worte des edlen und großen römiſchen Theologen Möhler (Symbolik, S. 353 f. der 6ten Aufl.) aneignen, der, nachdem er freimüthig die unverantwortliche Gewiſſenloſigkeit ſo vieler Prieſter, Biſchöfe und Päpſte, welche „die Hölle verſchlungen", als die Urſache des Verderbens in ſeiner Kirche und der Reformation des 16ten Jahrh. eingeſtanden, hinzufügt: „Dieß (das Schuldbewußtſein) iſt auch die Stelle, auf welcher einſt Katholiken und Proteſtanten in großen Maſſen begegnen und die Hände ſich reichen werden. Beide müſſen ſchuldbewußt ausrufen: Wir alle haben gefehlt, nur die Kirche (— als Inſtitution Chriſti —) iſt's, die nicht fehlen kann; wir alle haben geſündigt, nur ſie iſt unbefleckt auf Erden. An dieß offene Bekenntniß der gemeinſamen Schuld wird das Verſöhnungsfeſt ſich anſchließen."

Damit bringen wir dieſe Reihe von Aufſätzen über die neuere deutſche Theologie zum Abſchluß. Wir haben ihr großes Lob geſpendet und ſchöne Hoffnungen an ſie geknüpft. Wir wünſchen aber nicht ſo mißverſtanden zu werden, als ob wir gegen ihre vielfachen Mängel und Gebrechen blind ſeien; vielmehr haben wir deutlich genug das Gegentheil kund gegeben, und darauf hingedeutet, daß ihre praktiſche Hauptaufgabe noch gar nicht erfüllt iſt. Wir wiſſen auch ſehr wohl, daß das Heil nicht von der Theologie, nicht von der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit kommt, wie mancher deutſche Stubengelehrte ſich einbildet, ſondern vom Leben, von jenen gottmenſchlichen Kräften, von jenen uralten und ewig jungen Heilsthatſachen, welche die Kirche gegründet haben und welche allein ſie auch erneuern und vollenden können. Wenn aber die evangeliſche Theologie Deutſchlands, in Verbindung mit anderen Zeichen der Zeit, in der gnädigen Hand Gottes dazu dienen ſollte, von proteſtantiſcher Seite durch die innere, ſtill, aber tief wirkende Macht der Idee eine ſolche Verſöhnung zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus anzubahnen und die große That der Spaltung des ſechszehnten Jahrhunderts durch eine noch größere und zugleich viel ſchwerere That der Vereinigung des Getrennten ergänzen und wieder gut machen zu helfen: ſo wäre ſie wahrhaftig des Lobes und der Anerkennung aller wahren Freunde des Reiches Gottes werth. Denn was kann es Herrlicheres und Edleres geben, als die blutenden Wunden des Leibes Chriſti zu heilen und an der Verwirklichung der letzten Bitte unſeres ewigen Hohepriеſters zu arbeiten: „Ich bitte aber nicht allein für ſie, ſondern auch für die, welche durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß ſie alle Eins ſeien, gleichwie Du, Vater, in mir, und ich in Dir, daß auch ſie in uns Eins ſeien, auf daß die Welt glaube, Du habeſt mich geſandt!"

Chriſtoph von Schmid, der Jugendſchriftſteller. *)

Manche Ihrer Leſer ſind wohl mit den vortrefflichen Jugendſchriften des Verfaſſers der Oſtereier, Heinrich von Eichenfels ꝛc. bekannt, ohne aber Näheres vom Leben und Wirken dieſes Mannes zu wiſſen, deſſen Jugendſchriften als eine der ſchönſten Zierden der deutſchen Literatur gelten.

Deutſchland ſelbſt, ja ganz Europa hat dieſen Spruch gefällt, denn es iſt keine lebende Sprache Europa's, in welcher nicht Jugendfreunde die Schriften dieſes Mannes überſetzt hätten; Frankreich, England, Italien, Spanien, Rußland, Schweden, Ungarn, Böhmen u. ſ. w., all der kleinen Dialekte nicht zu gedenken, haben in vollſtändigen Ueberſetzungen die für die Jugend ſo segensreichen Schriften dieſes Mannes ihren Kindern und Kinderfreunden in ihrer Landesſprache in die Hand gegeben. Wer den in ſeinem hohen Greiſenalter von 84 Jahren in ſtiller Zurückgezogenheit lebenden Schriftſteller in Augsburgs Mauern beſucht und das Glück hat, länger um ihn zu verweilen, ſieht alle dieſe Ueberſetzungen, welche gewöhnlich die Verleger aus Dankbarkeit für den Gewinn, welchen ihnen dieſe Schriften einbringen, dem Verfaſſer zuſandten, in einem einfachen Bücherſchrank geſammelt. Dabei befinden ſich aber auch Briefe und Zuſchriften in allerlei Sprachen, welche Kinder, deren Herz beſonders durch das Leſen dieſer Jugendſchriften gerührt wurde, unter der Anleitung ihrer gleichfühlenden Eltern oder Erzieher oft in dem herzlichſten und naivſten Style kindlicher Schreibart dem Verfaſſer zuſchickten, darunter auch Brieflein von Kindern der höchſten Stände aus allen Ländern Europas. Dieſe aufrichtigen und unſchuldigen Beweiſe ſind dem edlen Kinderfreunde ſeine größten Kleinodien und Schätze, und das holdſelige Lächeln, das ſich über ſeine Lippen verbreitet, wenn neugierige Fremde von ihren Freunden aufmerkſam gemacht, ihn bitten ihnen dieſe Schatzkammer zu zeigen, beweiſt den innigen Seelenverband, in welchem der glückliche Greis noch jetzt mit der Jugendwelt, wie mit den alt gewordenen Kindern lebt. Auch jetzt noch leſen Tauſende ja gerne wieder, was ſie vor bald 50 Jahren ſchon entzückte.

Merkwürdig iſt es nun wohl für uns, daß dieſer Mann, der ſo rührend das fromme Familienleben zu ſchildern verſteht und den Kindern ſo ganz treffend ihre Art zu denken, zu urtheilen und zu ſprechen abgelauſcht hat, ein katholiſcher Prieſter iſt, der auch ſeiner Kirche und dem ihm aufgelegten Cölibats-Gelübde bis in ſein höchſtes Alter treu geblieben iſt. Ja, wer ihn näher kennt

*) von einem ehemaligen, zum Proteſtantismus übergetretenen Schüler Schmid's.

und das Glück ſeines Umgangs länger genoſſen hat, kann bezeugen, daß er, der das Glück der Unſchuld und das Unglück der Verführung vom Pfade der Jugend ſo eindringend und ſo überzeugend zu malen verſteht, gewiſſermaaßen mit den Kindern, für die er ſchrieb, und mit deren kindlichen Gemüthern, die ſeine Feder zeichnete, ein Kind geblieben iſt. Darin liegt auch das Geheimniß ſeiner Kunſt, für Kinder ſtets kindlich zu ſchreiben, verborgen. Er hat ſich Den, der einſt in Judäas reizenden Gefilden, um von der anſtrengenden Arbeit des Lehrens und Tröſtens auszuruhen, die Kleinen auf ſeine Arme nahm und ſie liebkoste und ſegnete, in ſtrenger Weiſe zum Vorbilde genommen. Man ſtelle ſich aber keinen katholiſchen Prieſter vor, in dem ſich, wie bei ſo manchem, unter den treuen Kämpfen gegen die ſo mannigfaltig jenem Gelübde ſich widerſetzenden Kräfte der menſchlichen Natur eine gewiſſe Härte des Charakters oder Stumpfheit des Gefühls ausgeprägt hat, ſondern er gehört in Wahrheit zu denjenigen, die, um als Engel im Reiche des Göttlichen auf Erden unausgeſetzt wirken zu können, unter Gebet und Thränen ſich einen Theil der Engelsnatur erkämpft haben; oder kurz mit dem Meiſter zu reden, er gehört zu jenen Schülern, die das Wort faſſen konnten, es wird einige geben, die hier ſchon auf Erden, um für mein Reich zu wirken, ſo leben, wie einſt drüben alle leben werden, Matth. 19, 12. Um dieſe ſchwere Pflicht ſeines Standes ihm zu erleichtern, gab ihm Gott auch eine liebende, geiſtig gebildete und ſeinem Gemüthe ganz ähnliche jüngere Schweſter an die Seite, die aus Liebe zum Bruder auch ihr Leben mit denſelben Opfern ihm weihte und nie ihn verließ. Mit zierlicher Hand ſchrieb ſie beſonders in der erſten Zeit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, das mit flüchtiger und oft ſchwer zu enträthſelnder Hand auf das Papier hingeworfene Manuſcript, das immer wieder durchgeſehen und oftmals ausgebeſſert und beſſer ausgefeilt wurde, in's Reine, bis es endlich der Buchdrucker bekam, nachdem das Horaziſche: nonum prematur in annum treulich und oft buchſtäblich erfüllt worden.

Zuerſt gewann Chriſtoph Schmid alle Herzen chriſtlich fühlender Familien durch die vor etwa 50 Jahren gedruckte Legende der heil. G e n o v e f a. In tauſend und tauſend Familien des alten Schwabenlandes wurde dieſe einfache und rührende Geſchichte verſchlungen und wieder verſchlungen, und hätten die Engel alle die Thänen geſammelt, welche in ſtiller Rührung der Herzen geweint wurden, die Mindel, an deren reizenden Ufern er damals ſchrieb, würde den Zuwachs gefühlt haben. Ich war damals ein kleiner Knabe von 8—9 Jahren. Da kam mein Onkel und öffnete das Buch jeden Abend, wenn bei der Winterlampe die Mägde des Hauſes in der Stube ſaßen und von der Kunkel das Garn für die Hausleinewand ſpannen. Mit angehaltenem Athem hörten wir oft zu, die Spindel ruhte auf dem Schooße und die heißen Thränen rannen uns herab. Der Vorleſer ſelbſt wiſchte ſich die Augen und legte, wenn ihm die Stimme zu ſehr zitterte, das Buch aus der Hand, ſo oft wir die grauſame Behandlung der verlaſſenen Gräfin durch den

Unmenſchen Gollo anhörten, oder die rührenden Geſpräche der Genovefa mit ihrem Söhnlein Schmerzenreich, wenn ſie in ihrer kalten Höhle auf das Mooslager vom Fieber geworfen ihr Ende nahe glaubte und den unſchuldigen Knaben in der Wildniß allein zurücklaſſen zu müſſen fürchtete. Bald drang dieſes Buch aber auch nach allen Gegenden Deutſchlands und der Verfaſſer wurde in dem proteſtantiſchen Norden eben ſo hoch und innig verehrt, wie im katholiſchen Süden.

Dieß war wohl die erſte Stimme eines katholiſchen Prieſters, die alle Herzen der Deutſchen ohne Unterſchied der Confeſſion für ſich gewann, denn ſie tönte wie aus jener Zeit der apoſtoliſchen Kirche, die noch keine ſolche Trennungen kannte, ſondern das himmliſche Wort des Erlöſers mit kindlicher Einfalt betrachtete. Tiefer wirkend und fruchtbarer noch war aber ſchon damals die „Bibliſche Geſchichte für Kinder", deren erſtes Bändchen über das Alte Teſtament 1809 aus der Feder dieſes Lehrers der Kinder im königlich-bairiſchen Schulbücherverlag in München erſchien. Da der Verfaſſer eine wirklich getreue bibliſche Geſchichte ſchrieb, nur die dem gläubigen Herzen und dem unbefangenen Verſtande ſich aufdringenden Anmerkungen und Betrachtungen in derſelben einfachen kindlichen Sprache der heiligen Schriftſteller daran anknüpfte, ſo wurde auch dieſes Buch bald das Lieblingsbuch aller chriſtlichen Schulen Baierns — und vielſeitig auch im benachbarten Württemberg und Baden wie unten am Rheine und in der Schweiz nachgedruckt und gebraucht. Keine Stimme des Widerſpruchs erhob ſich damals von Seiten der proteſtantiſchen Schulen, die zahlreich es ebenfalls benützten, denn nirgends konnte man auch nur den geringſten Mißton confeſſioneller Auffaſſung, ſondern nur die reine Stimme der Bibel vernehmen. Freilich blieb der beliebte Verfaſſer nicht ohne Vorwürfe von manchen ſeiner engherzigen Kirchengenoſſen, und es war dieſen Eiferern für kirchliche Rechtgläubigkeit ein unerträglicher Gedanke, daß dieſes Buch eines katholiſchen Prieſters auch in proteſtantiſchen Schulen mit derſelben Erbauung wie in katholiſchen Volksſchulen geleſen wurde. Auch an proteſtantiſchen Eiferern hat es freilich in neuerer Zeit nicht gefehlt, welche den Gedanken, daß das Buch eines katholiſchen Geiſtlichen in ihren Schulen geleſen werden ſollte, nicht ertragen konnten, und oft viel Geringeres dafür einführten. Viel haben in neuerer Zeit die wieder aus dem Grabe erſtandenen confeſſionellen Kämpfe zu dieſer veränderten Stimmung beigetragen. Im Anfange dieſes Jahrhunderts, als dieſe bibliſche Geſchichte erſchien, waren dieſe Kämpfe meiſtens verloſchen und an vielen Orten vergeſſen. Roms Macht war durch einen Strom von Weltbegebenheiten, die alle Länder erſchütterten und die Geiſter beſchäftigten, niedergebrochen; der dem Proteſtantismus und allen Wirkungen der Reformation, auch der ſegensreichſten ſo feindſel'ge und einſt ſo mächtige Orden war von einem erleuchteten Oberhaupte der Kirche ſelbſt aus dieſer Kirche verbannt. Die Chriſten aller Konfeſſionen erwarteten eine Verſchmelzung der ſo lange ſich anfeindenden getrennten Kirchen auf dem Grunde des unerſchütterlichen rein

apoſtoliſchen Glaubens. Sich brüderlich von allen Seiten wieder zu nähern, war die vorherrſchende Stimmung in allen deutſchen Kirchen. In dieſer Zeit erhielt auch unſer ſo allgemein geliebte und bewunderte Schriftſteller ſeine philoſophiſche und theologiſche Bildung an der kleinen aber damals höchſt ſegensreich wirkenden Univerſität zu Dillingen an der Donau, die bis zur Säkulariſation unter den Biſchöfen zu Augsburg ſtand, die auch als Reichsfürſten dieſe Anſtalt fürſtlich pflegten. Sailer, Weber und Zimmer, das durch ganz Deutſchland berühmt gewordene Kleeblatt, zierten damals als ausgezeichnete, für alles Heilige, Wahre, Gute und Schöne begeiſterte Lehrer die Lehrſtühle dieſer Anſtalt. Schmid, von dem M. Sailer in ſeiner Pädagogik ſchrieb, wie er ſich noch mit Freuden dieſes aufſtrebenden Talentes unvergeßlich erinnere, „dem die Muſe der Geſchichte bei ſeiner Geburt die Gabe der Erzählung in die Seele lächelte,“ war der Lieblingsſchüler dieſer Männer und ſchloß als Jüngling ſich eifrig an ſie an. Joſeph Weber leuchtete unter den Naturforſchern hervor und trug die Reſultate deutſcher Philoſophie, die er als ein philoſophiſcher Geiſt klar auffaßte und ſelbſtſtändig bearbeitete, den wißbegierigen katholiſchen Jünglingen vor. M. Sailer und Zimmer waren ebenſo mit allen Forſchungen proteſtantiſcher Theologen vertraut, und brachen der bibliſchen Theologie die Bahn in den katholiſchen Ländern, gleichzeitig mit den Männern, die Kaiſer Joſeph auf die Lehrſtühle aller öſtreichiſchen Univerſitäten von Wien bis Freiburg im Breisgau berief, und Churfürſt Max Joſeph III in München durch ſeine von ihm geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften um ſich geſammelt hatte. Das Licht dieſer Männer und ihrer Schriften bildete den Geiſt unſers Verfaſſers in ſeiner Jugend. Vorherrſchend waren es jene für bibliſchen und apoſtoliſchen Glauben ſo begeiſterten Zürcher Theologen, Lavater, Pfenninger, Heß, deren bibliſche und religiöſe Schriften Sailer ſeinen Schülern, um ſie vor den Irrgängen deutſcher Philoſophie, beſonders der damals alles zermalmenden Kantiſchen zu bewahren, in die Hände gab. Daher Chriſtoph Schmid's Liebe zur heiligen Geſchichte der Bibel. „So innig war die Verbindung reformirter, lutheriſcher und katholiſcher Chriſten damals, daß, was öfters geſchah, Pfenninger das erſte Bändchen ſeiner 1783 erſchienenen jüdiſchen Briefe, einer Meſſiade in Proſa, „Lamezan, Leß und Lavater n“, einem Trio, wie er ſagt, von Katholik, Lutheraner und Reformirten, widmete. Das dritte weihte er dem Exjeſuiten Denis, Bibliothekar in Wien, deſſen Lieder und Oden und beſonders deſſen Ueberſetzung Oſſians Deutſchlands Jugend begeiſterte. Das ſechste Bändchen widmete er J. M. Sailer in Dillingen mit dem Motto, das uns die innige Geiſtesverwandtſchaft hinlänglich in den Worten bezeichnet: „Das Evangelium hat uns gleich fühlen gelehrt, es wird uns einſt auch gleich denken lehren. An jenem kann uns Berlin nie, an dieſem Rom nicht immer hindern.“

Wir fügen nur als Beweis dieſes innigen und für die Anbahnung eines kommenden Verſchmelzens von Katholicismus und Proteſtantismus ſo ſprechenden

Verhältniſſes dieſer Edlen noch eine Stelle aus Lavaters Reiſe nach Koppenhagen im Sommer 1793 über ſeine Zuſammenkunft mit M. Sailer in Donauwerth bei. „Morgens um vier Uhr ſtand der liebe, gute, kindliche Sailer mit aller ſeiner Gott und Engeln und Menſchen liebenswürdigen Herzlichkeit vor meinem Bette. — Welch ein Erwachen vor dem Angeſicht eines überraſchenden Freundes! Welch ein Vorſchmack jenes Erwachens vom Todesſchlafe zum Wiederſehen ſeiner vorentflohenen Geliebten! Ich fragte Sailer ſeiner Lage und Mißlage wegen, wovon ich bereits das Eine und andere vernommen hatte. Mit der ruhigſten, heiterſten, der natürlichſten Sanftmuth, der chriſtlichſten Gelaſſenheit erzählte er mir den Hergang, die Klagen wider ihn, ſeine Verantwortung und die Hoffnung eines guten Ausgangs. Kein Mißklang, kein Laut der Bitterkeit, kein ſcharfes Urtheil miſchte ſich in die Erzählung. O ſei und bleibe mir Beiſpiel, edler, kindlicher Mann, wenn ich ähnliche Schickſale erfahre, wenn ich mißkannt und ſchief beurtheilt werde, wie du — wenn die einfachſten und redlichſten Geſinnungen und Unternehmungen von unfreundlichen Naturen unnatürlich verdreht und die unſchuldigſte Kindlichkeit mit dem Scharfrichterblick argwohnsreicher Inquiſitoren geradbrecht werden! O wie wohl war mir, neben einem Verfolgten zu ſitzen, der mich mit heiterem Blicke lehrte, durch Trübſal in das Reich Gottes einzugehen!“

(Schluß folgt.)

Die römiſche Kirche und die Bibel.

Der „Catholic Herald“, das röm. kath. Organ der Diöceſe von Philadelphia bemerkt in der No. vom 20ſten Mai: „Die Herren Dunigans von Neu-York haben (mit der Approbation des Erzbiſchofs Hughes von Neu-York) eine neue Ausgabe der kathol. Bibel publicirt. Es macht uns viel Vergnügen, dieſe Ausgabe unſeren Leſern anzuempfehlen. Wir hoffen, die Zeit iſt nicht ferne, wann jede katholiſche Familie mit einem ſchönen Exemplar der heiligen Schrift verſehen ſein wird.“ Zu dieſem Wunſche ſagen wir von Herzen Ja und Amen! Wenn die römiſche Kirche wirklich mit der Bibel übereinſtimmt, ſo ſieht man nicht ein, warum ſie dieſes Buch nicht mit demſelben Eifer verbreiten ſollte, wie ihre eigenen Gebetbücher, die doch ſicherlich an Geiſt und Kraft mit denſelben keine Vergleichung aushalten können. Allerdings wird die Bibel entſetzlich gemißbraucht im Dienſte aller möglichen Secten und Parteien, ja ſogar des Unglaubens und Antichriſtenthums. Beruft ſich ja doch ſelbſt der Teufel auf ſie wenn es für ſeinen Zweck paßt, wie die Verſuchungsgeſchichte zeigt. Allein welche heilige Sache iſt nicht dem Mißbrauch ſündiger Menſchen ausgeſetzt? Wird nicht der Name Gottes, die Sacramente, kurz alle natürlichen und geiſtlichen Gaben des Herrn ebenſo oft und ſchändlich gemißbraucht, wie die Bibel? Gott enthält aber darum ſeine Gaben dem Menſchen nicht vor. Abusus non tollit usum. Die beſte Art, dem Mißbrauch zu begegnen, iſt, den rechten Gebrauch zu befördern. Schon der Apoſtel Petrus hat ſich über die Verdrehung der Briefe Pauli von Seiten der Ketzer ſeiner Tage beklagt (2 Petr. 3, 16;) aber er hat darum ſeinen Gemeinden das Leſen derſelben nicht verboten, ſondern ſie zum ſteten „Wachſen in der Gnade und Erkenntniß Jeſu Chriſti“ aufgefordert, und ein vorzügliches Mittel zu dieſem Wachſen iſt doch offenbar auch das fleißige und heilsbegierige Studium des Wortes Gottes, das ja nicht bloß an Prieſter, ſondern an alle Gläubigen gerichtet iſt. Die guten Früchte der allgemeinen Circulation der Bibel überwiegen weit die Verwirrung, die durch Schuld der Menſchen daraus hervorgegangen ſein mag, wie dieß die höhere Intelligenz und der beſſere Zuſtand der Sittlichkeit in proteſtantiſchen Ländern verglichen mit römiſch katholiſchen für jeden beweiſt, der unbefangen in die Welt hinausblickt.

Meditationen.

No. 7.

Heilige Stätten.

„Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du ſteheſt, iſt ein heiliges Land.“ — 2 Moſ. 3, 5.

So ſprach der Herr zu Moſe, als er ihm im feurigen Buſche erſchien. Auf der blutbefleckten Erde gibt es doch viele heiligr Stätten, auf denen unverwüſtliche Denkmäler der göttlichen Liebe und Treue für das geiſtige Auge errichtet ſind. Ich vergleiche ſie friſchen, quellenreichen Oaſen in der Wüſte, ſanften, kühlen Raſenplätzen, wo uns die Friedenslüfte der Ewigkeit umwehen. Der Glaube blickt gerne darauf hin und ſtärkt ſich durch die Erinnerungen, die ſie ihm in die Seele rufen. Er beugt ſich und betet an, nicht den Stein, oder das Holz, oder die Erdſcholle, ſondern den Herrn, der ſie zum Offenbarungsſchauplatz ſeiner Gnadenwunder erkoren hat. O es iſt eine ſchöne Sache um die Ehrfurcht vor allen heiligen Dingen, über die einmal der Segen von oben geſprochen worden iſt! O es iſt ein ſeliger Genuß, von Zeit zu Zeit eine Wanderung im Geiſte anzuſtellen über die Erde und durch die Geſchichte und in ſinnender Betrachtung an den Orten zu verweilen, wo ſich irgend eine Scene göttlicher Erbarmung und tieferer Herzenserfahrung zugetragen hat! Es war eine heilige Stätte, wo Jehovah dem Vater der Gläubigen die zahlloſen Sterne als eine Prophezeihung ſeiner Nachkommenſchaft zeigte. Es waren heilige Stätte, wo Jakob die Himmelsleiter im Traume ſah als ein Sinnbild der lebendigen Gemeinſchaft zwiſchen Engeln und Menſchen, und wo er den Gebetsſieg errang in ſtiller einſamer Nacht, wo er Gott von Angeſicht ſchaute und ſeine Seele von allem Kleinglauben und aller Verzagtheit genas. Es war ein heiliger Ort, wo Moſes die Geſetzestafeln, den geoffenbarten Willen Gottes, empfing. Es war ein heiliger Ort, wo an Elias der Sturm und das Erdbeben, aber auch das ſtille ſanfte Säuſeln der göttlichen Liebe vorüberrauſchte. Heilig war Jeruſalem, die Königsſtadt Davids und Salomo's, heilig der Tempel, wo die Herrlichkeit des Bundesgottes über der Geſetzeslade und dem Sühndeckel der vergebenden Gnade thronte. Heilig iſt noch immer Bethlehem, wo der Heiland der Welt geboren, wo das ewige Wort Fleiſch geworden; heilig die Krippe, in welcher der König Iſraels in Windeln gehüllt lag, trotz ſeiner Knechtsgeſtalt ein Gegenſtand der Anbetung für Maria und Joſeph, für die Hirten vom Felde und die Weiſen vom

Morgenlande, die Träger der ganzen nach Erlöſung ſchmachtenden Heidenwelt; heilig der Berg, von dem er das neue verklärte Geſetz, die Conſtitution des Himmelreichs, verkündigte; heilig der Jakobsbrunnen, an dem er das Weib von Samaria mit dem Waſſer des ewigen Lebens tränkte; heilig Tabors Höhe, wo ihm die Repräſentanten des alten Bundes einen Beſuch aus der jenſeitigen Welt abſtatteten und ihm Huldigung darbrachten, und der Glanz himmliſcher Verklärung ihn umſtrahlte, daß Petrus in ſeliger Entzückung und ſich ſelbſt vergeſſend ausrief: „Hier iſt gut ſein, laß uns drei Hütten bauen, dir eine, Moſes eine und Elias eine.“ Heilig ſind auch die Klüfte und Löcher der Erde, in denen ſich die Seelen, deren die Welt nicht werth war, gegen die Wuth der Verfolgung ſchützten, heilig jene unterirdiſchen Katakomben, jene Begräbnißſtätten der Märtyrer, in denen die erſten Chriſten ſo gerne ihre Gottesdienſte feierten. Heilig iſt aber auch jedes Haus, jedes Kämmerlein, wo man einen Altar dem Herrn errichtet, und ihm früh und ſpät Dankopfer darbringt. Heilig iſt das Krankenlager, das durch den Glauben zur Geburtsſtätte eines neuen Lebens umgewandelt wird. Heilig iſt die Stätte, wo du den Herrn, oder vielmehr der Herr dich geſucht und gefunden hat, wo du nach einem Wandel voll Sünde und Unfriede zum erſten Mal ausriefſt: „Ich bin Dein, Du biſt mein, niemand ſoll uns ſcheiden.“ Doch die heiligſte der Stätten, ſagt ein frommer Knecht Gottes, die Stätte, ohne welche keine andere, auch nicht der ſchönſte Tempel, rein, keine Altäre, auch nicht die heiligſten, heilig ſind, iſt Golgatha, wo der Heiland ſtarb und auferſtand. Dorthin ſchauten und ſchauen noch immer alle Augen aus allen heiligen Stätten der Erde, dorthin jene Patriarchen und Propheten mit ihrer begeiſterten Sehnſucht, dorthin der Chor der Apoſtel und die Blutzeugen mit ihren Thränen, ihren Seufzern, ihren freiwilligen Qualen, aber auch mit ihren Lobliedern und ihren Dankpſalmen. Dorthin ſchauen ſelbſt die Engel in ſtaunender Anbetung. Denn dort hat die ewige Liebe bis in den Tod geliebt, die Handſchrift, die gegen uns zeugte, ausgeſtrichen, die Miſſethat verſöhnt, die ewige Gerechtigkeit und Seligkeit allen Gläubigen erſtritten, das Vaterherz Gottes und den Strom ſeiner Segnungen aufgethan. Dort erſt wird dein Herz geheilt von ſeinen blutenden Wunden, von ſeiner unbefriedigten Sehnſucht, von ſeiner Verzagtheit, dort wird es geweiht zu einer Wohnſtätte des dreieinigen Gottes, und die Erde verklärt in einen Vorhof des Himmels. Kennſt du dieſe Stätte? Du brauchſt nicht nach Paläſtina zu reiſen, wie die zahlloſen Pilger des Mittelalters in ihrem frommen Irrthum gethan haben. In geiſtiger Allgegenwart iſt ſie dir überall nahe, am Fuße des Himalajah wie an den Ufern des Miſſiſſippi, unter den Eisbergen Grönlands, wie auf den Inſeln der Südſee. Der Unglaube iſt die einzige Scheidewand, die dich von ihr trennt. Wage den kühnen Flug des Glaubens, und du biſt in einem Augenblick auf dem heiligſten Hügel der Erde, von dem dich kein Saracenenſchwert, keine Macht der Erde und der Hölle — als deine eigene Sünde — vertreiben kann.

Mit Pilgerſtab und Muſchelhute
Nach Oſten zog ich weit hinaus;
Die Botſchaft bring ich heut, die gute,
Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
O zieht nicht aus mit Hut und Stabe
Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
Kehrt ein in euch und findet da
Sein Bethlehem und Golgatha.

O Herz, was hilft es, daß du knieeſt
An ſeiner Wieg' im fremden Land?
Was hilft es, daß du ſtaunend ſieheſt
Das Grab, aus dem er längſt erſtand?
Daß er in dir geboren werde,
Und daß du ſterbeſt dieſer Erde,
Und lebeſt ihm, nur dieſes ja
Iſt Bethlehem und Golgatha.

Claus Harms.

Dr. Claus Harms, geweſenen Predigers in Kiel, Lebensbeſchreibung, verfaſſet von ihm ſelber. Nebſt fünf Beilagen und dem Bildniß des Verfaſſers. Zweite Auflage. Kiel 1851.

Es iſt wirklich ein guter Gedanke geweſen von dem alten Harms, ſein Leben von ihm ſelbſt beſchrieben zu hinterlaſſen. Da iſt er dem Uebel zuvorgekommen, daß ſich vielleicht ein Anderer daran verſucht hätte. So wie er ſelbſt, hätte doch kein Anderer dieß Leben beſchreiben können. Er nennt es abſichtlich nicht Geſchichte, ſondern Beſchreibung. Wenn Geſchichte Darſtellung des Werdens iſt, ſo daß man dabei die innere Entfaltung des Lebenskeimes beobachten kann — freilich, wer hat denn je die von einem fremden Leben recht geben können! oder wer erkennt ſie gründlich ſelbſt am eigenen Leben? Wenn Beſchreibung die Darſtellung des vorhandenen Gewordenen mit der Farbe der Sprache meint, da leiſtet unſer Buch Alles, was man billig fordern kann, weil es dem nachkommt. Da kann freilich nun beim einzelnen Leben bald mehr die Stellung des Individuums zu ſeiner inneren Welt und zu ſeinem Gott, bald mehr die Stellung zur Außenwelt in Betracht kommen. Harms hat recht wohl daran gethan, das Letztere uns beſonders vor das Auge zu führen. Es iſt wenig Seelenmalerei im Buch; dagegen iſt Alles ſeelenvoll. Man möchte wohl etwas tie-

ſer je und je in dieß Gemüth hineinblicken, man möchte wiſſen, wie es kam, daß Harms der Mann, der Chriſt, der Prediger u. ſ. f. geworden iſt. Es ſteht Alles im Büchlein, aber hinter den Worten. Es iſt da nicht viel Zurechtlegens aus dem Spiegel der Selbſtreflexion. Wer da leſen will, wie etwa Harms bekehrt wurde und dergleichen mehr — wenn ſchon er ſelbſt in ſeiner Weiſe ſagt, daß alle Bekehrungen ſchnell ſind (p. 111) — der betrügt ſich. Vortrefflich ſagt der herrliche Alte in der Vorrede, das Buch iſt kein Beichtſtuhl. Darum redet er gewiß auch wenig zu ſeinen Ungunſten und lamentirt viel weniger über ſich ſelbſt, als er über ſeiner Dinge Gang triumphirt. Bei aller Ehrlichkeit ſo eine geziemende Klugheit, die der gemeinen Welt nicht den Gefallen thut, ſich vor ihr zu proſtituiren und von ihr treten zu laſſen (Vorrede p. I). Das Buch macht auch bei allem Rechten, was der Verfaſſer aus ſeinem Leben mittheilt, gar nicht den Eindruck des Selbſtlobs. Es redet von der Sache und läßt das Ich auf der Seite (ſ. p. 215 unten). Wenn man's durchgeleſen hat, ſo trägt man ganz einfach den Eindruck davon: der liebe Gott und der Claus Harms, die haben einander in die Hände gearbeitet und daraus iſt ſo ein tüchtiges, geſegnetes Leben geworden.

Die Zeit, in welche Claus Harms ganzer Gang und beſonders ſeine Kraft und Friſche fällt, kann nur mit der der Reformation ſelbſt verglichen werden. Die Bewegung in ihr war aber vielſeitiger als; in der Reformation. In dieſer war doch Alles vom religiöſen Intereſſe beinahe abſorbirt. Der Strom ging mit voller Kraft in dieſer Richtung. Anderes war ſecundärer Bedeutung. Aber in den letzten ſiebenzig Jahren — da wollte Alles ſich zum Primat drängen und abſolutiſtiſch regieren: Politik, Philoſophie, Aeſthetik und Dichtkunſt, Kirchenthum, Rationalismus, Orthodoxie —. So ſtürmte es nach allen Seiten und ſollte überall und in Allem eine neue Welt werden, aber das ging nicht und geht nicht. Das iſt die Schwäche der Zeit — der Mangel an Concentration auf Einen Punkt; es fehlt bei Allem, was auch geſchieht, an der Gemeinſamkeit. So bricht ſich jede Regung an einen Gegenſtrom. Es iſt eine Verwirrung und Irrung. So geht denn Mancher unter in dieſem Strudel oder kommt nicht mit etwas Feſtes daraus hervor. Wenn es an Etwas heut zu Tage fehlt, ſo fehlt es an der ganzen Hingebung an einen klaren ſittlichen Lebenszweck. Und wenn wir nun das Geheimniß wiſſen wollen, das die Signatur am Leben unſeres Claus Harms war, ſo iſt es eben ſein Sichverkörperthaben mit ſeinem Amt und ſeinem Glauben. Darin ging ſein Leben auf. Der Gedanke, der Kirche und der Gemeinde vom Standpunkt der Kirche und ihres Bekenntniſſes aus zu dienen, der war ihm zur anderen Natur geworden und darin als in ſeinem rechten Elemente bewegte ſich ſein ganzes Ich. Harms war ein Charakter. Das iſt ſeine Größe. Er brauchte der Welt keine neuen Gedanken zu geben, er hat weder Theologie noch Literatur überhaupt ſehr bereichert, er hat der Welt kein Syſtem geſchenkt und auch keine Schule beſonders geſtiftet, ſondern als Alles glaubte grund- und bodenlos ſchweben und fliegen zu dürfen und ein Univerſitätsprofeſſor dem jungen Studenten es zum Vorwurf machte, daß er „dem alten morſchen Gebäude des Kirchenglaubens einige gute Säulen untergeſetzt habe; weg damit! dann fällt das alte Gebäude, das doch nicht lang mehr ſtehen kann und nicht länger ſtehen darf" (p. 70) — in der Zeit der Vernunft- und Tugend-Schwindelei, da ſtand Claus Harms ſtill und feſt und nicht auf eigenen Füßen, ſondern auf dem Bekenntniß der Apoſtel und Propheten, wo Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt, und er hatte Recht mit ſeiner Calculation, daß der Sturm bald ver-

beigehen müſſe, wie ſein Bruder berechnen konnte, wann der Windſtoß kam (p. 36); auch brauchte er ſich wenig daraus zu machen, als die Knaben bei der Theſenpolemik auf der Straße ſangen: Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen! (p. 117). Was nun auch Harms geſchrieben hat, Paſtoraltheologie, Theſen, Predigten — das iſt alles gut and anregend, aber ſein Gewicht hat es durchaus an der ernſten, lauteren Perſönlichkeit des Mannes ſelbſt. Er war nicht Kopf, Phantaſie, Gelehrſamkeit, Scharfſinn, nichts Beſonderes von dem Allem, was ihn auszeichnete, ſondern es war das ganze Ich, eine durch und durch geſunde Natur, ein Menſch von keiner beſonders hervorragenden Geiſteskraft, aber von einem ſchönen Ebenmaaß aller Kräfte; ein Menſch, nicht aus einer beſondern Region her, ſondern ein Menſch aus Menſchen heraus, darum ein Mann für's Volk, aber kein Mann, der dem Volk ſchmeichelt und ihm flattirt, ſondern der in dieſer revolutionären Zeit am „Königthum von Gottes Gnaden" recht zäh feſthält (p. 184) mit grundehrlichem Herzen, der das Volk und ſein Wohl und Weh kennt und ſich des Volkes zur rechten Zeit wohl anzunehmen weiß (p. 91 ff.). Aber ſo kann der Mann thun, der auch ein Mann Gottes war, weil er ein Herz hatte nach dem Herzen Gottes. —

Wie es nun immer erfreulich iſt, ein Leben ſich geſtalten zu ſehen vom Niedrigen an bis zur Krone des Baumes hinauf, ſo zeigt uns denn das Buch hiervon ein beſonders liebliches Bild. Wohl hat es ſeine Schatten- und Trauer-Seiten, aber es iſt deſſen in der That nicht viel. Das milde Licht der Ewigkeit fällt überall in die Erdennacht hinein. Harms klagt und jammert nicht viel. Ja, er iſt ehrlich genug zu ſagen, daß er eine Luſt zu leiden in guter Sache empfunden habe. Der Mann, der an das Grab einer Gattin treten und liebe Freunde und die Gemeinde bitten konnte, „ſie ihm begraben zu helfen", ſie die Jahrzehnte lang mit ihm geſorgt, geliebt, gehofft, geweint hatte — und wer kann die letzten Abſchiedsworte dort an der offenen Ruheſtätte im Friedhof ohne eine Thräne leſen? — Der Mann hat ein tiefes Gemüth, durch das die Schmerzen der Welt tief gehen, aber es iſt verklärt vom Geiſt des Herrn, getragen von ſeinem Wort und vom Felſen der Ewigkeit reißen es die Stürme nicht los. Darum iſt denn auch das Leben, das hier vor uns tritt, ſo ruhig, mit Liebe gezeichnet. Man wird nicht belehrt, was für ein Temperament in dieſem Leben regierte, aber man weiß es doch, wenn man mit dem Buche fertig iſt, und man liebt dieſe kräftige, von aller Sentimentalität ſo ferne, aber durch den heil. Geiſt ſo ſchön temperirte Natur. Da wundert man ſich auch nicht, daß der alte Harms ſich ſo gut in die Jungen zu finden wußte und ſie ſich in ihn. Es geht auch ein gewiſſer, friſcher Odem durch das Buch und kommen allerlei ergötzliche Züge darin vor. Des Alters Würde und der Jugend Friſche ſind lieblich da vereint. Anzuerkennen iſt auch die weiſe Beſchränkung in der Mittheilung. Man legt das Buch nicht leicht aus der Hand, wenn man es einmal angefangen hat; man wird in Spannung gehalten. Gerne betrachtet man das ſchön gearbeitete, dem Buch beigegebene Bild. Dieß Geſicht paßt zu dieſem Buche. Ausländern mag es beſonderes Intereſſe darbieten, das Leben eines der bedeutendſten, originellſten deutſchen Kanzelredner und eines entſchiedenen Kirchenmannes von ihm ſelbſt dargeſtellt zu ſehen. Man ſieht da ein ſchönes Stück vom deutſchen Kirchen- und Gemeinde-Leben. Sie ſollen auch die Naſe nicht gleich rümpfen, wenn ſie leſen, was p. 210 (ziemlich unten) gedruckt ſteht. Es iſt immer etwas Großes um einen ehrlichen Mann und beſonders, weil ein recht ehrlicher Mann auch immer demüthig iſt. Wie viel Bekenntniß liegt doch in den Worten p. 205 und 206, ſo kurz ſie ſind!

Digitized by Google

Und wenn man die Geſchichte p. 106 liest, ſo bekommt man wieder mehr Glauben an die Menſchheit. Auch haben wir es bei dem lutheriſchen Claus Harms nicht mit einem Eiferer aus Unverſtand und Liebloſigkeit zu thun, ſondern mit einem Manne, der den Satz: „Ein Menſch iſt nicht wie der andere" das Toleranzedict nennt, „dem er die allgemeinſte Beherzigung wünſche" (p. 144).

Doch — wir geben nichts mehr aus dem Buche. Mögen nur Etliche ſich daran machen es zu leſen, es iſt ſein eigener Lobbrief. Mit verbundenen Augen ſchaut der alte Harms, denn er iſt in den letzten Jahren erblindet, in die Vergangenheit ſeiner Tage; der Kindheit Frieden im ſtillen Landleben, der Jugend Spiele, der Kampf des Heraufkommens aus dem Niedrigen, die Arbeit am Mittag des Lebens, manches Begegnen und Scheiden, die Kränze der Ehre im Alter — das Alles ſieht ſein inneres Auge: gerne darf es verweilen bei dem, was da war, aber froh ſchaut es aus der Nacht der Zeit und der Welt hinaus in das Licht, das da kommt. — Das Buch entſtand durch Dictiren. Da iſt nun freilich der Styl nicht ganz, wie er wäre, hätte Harms ganz und allein die Feder geführt. Und doch — es iſt Harms. Das ſagt jede Linie und jedes Wert.

W. J. M.

Kirchenchronik.

1. Europa.

Bremen. — Die dießjährige Verſammlung des deutſchen Kirchentags und des Congreſſes für innere Miſſion wird in Bremen vom 12ten bis zum 19ten September abgehalten werden. Wie wir hören, werden dießmal zwei deutſche Prediger aus Amerika demſelben beiwohnen, nämlich Herr Paſtor Wall von St. Louis, als Delegat des evangeliſchen Kirchenvereins des Weſtens, und wahrſcheinlich auch Herr Paſtor Gehr von der deutſch reformirten Kirche, der ſchon im letzten Juni nach Europa reiste. Als Gegenſtände der Verhandlung ſind vorgeſchlagen: I. Für den Kirchentag: 1. die Konfirmation; 2. die Beichte; 3. die Form des Hauptgottesdienſtes; 4. das allgemeine deutſche Geſangbuch. II. Für den Congreß für innere Miſſion: 1. das Gefängnißweſen (Referent: Dr. Wichern): 2. die Armenhäuſer: 3. die Jünglings-Vereine; 4. die Auswanderung. Außer dieſen vorläufig feſtgeſtellten Gegenſtänden werden freilich auch noch andere zur Sprache kommen können. Die Auswanderung iſt namentlich im Blick auf die günſtige Lokalität der Stadt Bremen erwählt werden und hofft man, daß in einer ſolchen Weiſe darüber referirt wird, daß auch die binnenländiſchen Chriſten für dieſe groſe Angelegenheit ſich lebhaft intereſſiren werden.

Die deutſche Conföderationsangelegenheit. — Es freut uns melden zu können, daß die vom deutſchen Kirchentag angeregte Conföderation der evangeliſchen Landeskirchen Deutſchlands zur Förderung der gemeinſamen Intereſſen des deutſchen Proteſtantismus und zur Herſtellung groſſerer Einheit im Kirchenregiment und Gottesdienſt der Verwirklichung entgegengeht. 24 deutſche Staaten

haben bereits ihre Zuſtimmung zu dem Plane gegeben und die erſte Conferenz beſchickt, welche vom 3ten Juni an zu Eiſenach in der Nähe der Wartburg, wo Luther die Bibel überſetzte, zuſammenkam und zu erfreulichen Reſultaten gelangte. Beſonders wichtig iſt die dort beſchloſſene Abfaſſung eines gemeinſchaftlichen Geſangbuchs für die ganze deutſche evangeliſche Kirche, wodurch der entſetzlichen Willkühr und der bunten Mannigfaltigkeit, welche jetzt in dieſem Punkte herrſcht, abgeholfen und Einheit in einen der wichtigſten Theile des Gottesdienſtes gebracht werden ſoll. Es iſt zu hoffen, daß etwas Aehnliches auch in Bezug auf die Liturgie zu Stande kommen wird, wo die Confuſion und Willkühr ebenſo groß iſt, wie auf dem Gebiete des Kirchenlieds und Kirchengeſangs. Wir theilen nähere Nachrichten über dieſe wichtige Conferenz mit, wie wir ſie in der Berl. Allg. Kztg vom 12ten und 19ten Juni finden.

Eiſenach, 6ten Juni. Für manche Leſer wird die Bemerkung nicht überflüſſig ſein, daß die gegenwärtig hier tagende Konferenz von Abgeordneten der deutſch-evangeliſchen Kirchenregimente keineswegs einen legislatoriſchen Charakter hat, ſondern als Vertrauensmänner ihrer Regierungen denſelben nur ihr Gutachten darüber abzugeben haben, wie in den wichtigſten Fragen des kirchlichen Lebens eine Einheit zu erſtreben. Da faſt alle Abgeordnete Mitglieder und bezüglich Vorſitzende der einzelnen kirchlichen Oberbehörden ſind, und die Ausſprüche der Konferenz hierdurch den Charakter der gemeinſamen Aeußerung der verſchiedenen Theologen und Kirchenbeamten an ſich tragen, ſo darf man wohl annehmen, daß denſelben von den einzelnen Kirchenregimenten die möglichſte Berückſichtigung zu Theil werden wird. — Hinſichtlich der Einführung eines allgemeinen Geſangbuchs iſt die Konferenz in der erſten Sitzung zum Beſchluſſe gekommen; ſie hat die Vorſchläge angenommen, welche dieſeehalb von dem engeren Ausſchuß des Elberfelder Kirchentages gemacht worden waren, und die dahin gingen: Es möge eine Geſangbuchskommiſſion durch die evangeliſchen Kirchengemeinden aller deutſchen Staaten niedergelegt werden, beſtehend aus einigen der bekannteſten Hymnologen des geiſtlichen und Laienſtandes, deren Aufgabe ſein würde: diejenigen geiſtlichen Lieder zu ermitteln, welche wirklich Gemeingut der deutſchevangeliſchen Kirche geworden. Hauptſächlich würden dieß die älteren, aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert ſtammenden Geſänge ſein, während die meiſten neueren nur in einzelnen Gegenden Eingang gefunden haben. In den gemeinſamen Liedern wäre ein völlig übereinſtimmender und zwar möglichſt der urſprüngliche Text herzuſtellen. Der ſo gebildete Kern deutſchen Kirchengeſanges würde dann in allen dem Unternehmen beigetretenen Landeskirchen einzuführen ſein und zwar ſo, daß die eigenthümlichen in denſelben gebräuchlichen Lieder daneben Platz finden. — Die Anzahl der Konferenzmitglieder beträgt 44. Hiervon haben geſandt: Preußen drei, Sachſen, Hannover, Württemberg, Baden, Kurheſſen, Heſſen-Darmſtadt, Weimar und Deſſau je zwei, und Oeſterreich, Braunſchweig, Schwerin, Naſſau, Koburg-Gotha, Meiningen, Altenburg, Strelitz, Oldenburg, Bernburg, Cöthen, Sondershauſen, Rudolſtadt, Reuß und Lübeck je Ein Mitglied. Baiern, Hamburg, Bremen, Frankfurt a. M., Holſtein, Heſſen-Homburg, Lichtenſtein, die beiden Lippe und Waldeck haben die Konferenz gar nicht beſchickt. — Aus Oeſterreich iſt anweſend Superintendent Dr. Bauer aus Wien, aus Preußen Ober-Konſiſtorialrath Dr. Snethlage, Geheimerath Dr. v. Mühler, Profeſſor Dr. Richter; Sachſen ſandte Vice-Präſident Dr. Harleß; Hannover Regierungsrath Küſter und Konſiſtorialrath Dr. Niemann; Kurheſſen wird vertreten vom Miniſterialrath Dr. Vilmar und Konſiſtorialrath Dr. Hoffmann; Heſſen-Darm-

ſtadt vom Prälaten Dr. Zimmermann und Ober-Konſiſtorialrath Neidhardt; Mecklenburg-Schwerin vom Oberkirchenrath Dr. Kliefoth; Mecklenburg-Strelitz vom Superintendenten Ohl; Oldenburg vom Miniſterialrath Runde; Württemberg vom Oberhofprediger Dr. v. Grüneiſen; Baden vom Miniſterialrath Dr. Bähr und Ober-Kirchenraths-Direktor v. Wöllwarth; Weimar vom Geh. Kirchenrath Dr. Schwarz und Kirchenrath Trautvetter; Braunſchweig vom Abt Erneſti; Koburg-Gotha vom Generalſuperintendenten Dr. Gensler; Meiningen vom Hofprediger Dr. Ackermann; Altenburg vom Generalſuperintendenten Dr. Braune; Naſſau vom Ober-Kirchenrath Dr. Wilhelmi; Anhalt-Deſſau vom Konſiſtorialrath Richter und Ober-Appellations-rath Mann; Anhalt-Bernburg vom Landesſuperintendenten Dr. Walther; Anhalt-Köthen vom Konſiſtorialrath Neger und Konſiſtorialrath Unger; Schwarzburg-Sondershauſen vom Konſiſtorialaſſeſſor Emmerling; Schwarzburg-Rudolſtadt vom Geheim. Staatsrath von Bamberg; Reuß-Plauen vom Geh. Kirchenrath Dr. Bähr; Lübeck vom Senior Lindemann.

— 7. Juni. Geſtern Abend hielten die Mitglieder der deutſchevangeliſchen Kirchenkonferenz eine Betſtunde in der hieſigen Georgenkirche, an welcher ſich auch ein großer Theil der ſtädtiſchen Kirchengemeinde betheiligte. Der Abgeordnete von Lübeck, Senior Lindenberg, hielt in derſelben einen Vortrag über die Wirkungen der chriſtlichen Gnade und der chriſtlichen Liebe. — Sehr gerühmt wird der einmüthige Geiſt, welcher die Konferenzverhandlungen beſeelt, da die Mitglieder in ihrer religiöſen Anſchauung oft von einander abweichend, ja nicht ſelten ſich gegenüberſtehend, dennoch alle von der Ueberzeugung, daß nur auf poſitiver chriſtlicher Grundlage und mit ſorgfältiger Berückſichtigung der praktiſchen Bedürfniſſe Heilſames geſchaffen werden kann, durchdrungen ſind. — In Betreff der liturgiſchen Frage hat man beſchloſſen, den einzelnen Kirchenregimenten eine Einigung in Betreff einer allgemeinen Perikopenſammlung, eines gemeinſamen Bußtages, einer gemeinſamen Todtenfeier und einer gleichmäßigen Adminiſtration der heiligen Sakramente dringend an's Herz zu legen. — In Betreff eines allgemeinen Geſangbuches hat man, was die Einführung ſelbſt betrifft, in Uebereinſtimmung mit dem deßfallſigen Antrage des engeren Ausſchuſſes des Elberfelder Kirchentages, noch als das Angemeſſenſte bezeichnet, „jenen Kern des deutſchen Kirchengeſanges unter der Autorität der verbundenen Kirchenregimente in eine beſondere Sammlung abdrucken zu laſſen, die ſchon für ſich eine für den Gebrauch ausreichende Zahl der beſten Lieder enthalten und deßhalb ſicher Abſatz finden würde. Die Eine Landeskirche würde ſich dann mit Einführung eben dieſer allgemeinen Sammlung begnügen; eine andere ihr in einem Anhange die lokalen Lieder befügen; eine dritte eine der neueren Privatſammlungen, worin ſich jene allgemeinen deutſchen Lieder ungefälſcht finden, aufnehmen; eine vierte das ihr eigenthümliche Geſangbuch beibehalten und nur bei einer neuen Ausgabe deſſelben durch Aufnahme der darin fehlenden gemeinen deutſchen Geſänge, oder Berichtigung ihres Textes ſich der Gemeinſchaft anſchließen."

— 8. Juni. Einer der bedeutendſten Gegenſtände in den Verhandlungen der deutſch-evangeliſchen Kirchenkonferenz war unſtreitig die von Baden angeregte Frage: Wie läßt ſich mit Beibehaltung des Epiſkopats des evangeliſchen Landesherrn die Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung im Geiſte der evangeliſchen Kirche am zweckmäßigſten einrichten? Dr. Richter, einer der Abgeordneten Preußens und bekannt durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen im Gebiete des Kirchenrechts, war zum Referenten auserſehen. Er ſtellte dar, wie unendlich verſchieden die

Digitized by Google

Presbyterien in der erſten chriſtlichen Zeit von den Kirchenverſtänden und Synoden der Gegenwart ſeien, wie jene ganz vom chriſtlichen Geiſte erfüllt, ja der lebendige Ausdruck deſſelben geweſen, während in dieſen nicht ſelten Leute ſäßen, die kaum ein reines Intereſſe an den Angelegenheiten der Kirche hätten; wie man ferner in einigen Ländern die konſtitutionelle Schablone von der Theilung der Gewalten auch auf die Synoden angewendet, dieſen faſt eine ſouveräne Stellung gegenüber der in dem Landesherrn ſich repräſentirenden höchſten kirchlichen Gewalt gegeben, überdieß bei den Wahlen eine Art Kopfzahlſyſtem eingeführt, und die Wählbarkeit nicht einmal, analog der Unbeſcholtenheit bei politiſchen Wahlen, an die kirchliche Geſinnung des Gewählten geknüpft. Dieſe Ausführung war von den badiſchen Abgeordneten auf das Kräftigſte unterſtützt, welche an einigen Beiſpielen die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Einrichtung der Presbyterien und Synoden nachwieſen und mit dem Referenten namentlich auf die Herſtellung eines ſolchen Verhältniſſes zwiſchen Synode und Kirchengewalt drangen, wo beide ſich nicht entgegengeſetzt ſeien, ſondern ſich organiſch durchdringen und letztere in der erſteren den wirklichen Ausdruck des chriſtlichen Gemeindebewußtſeins betrachten könne. Die Konferenz ſtimmte dem bei und beauftragte eines ihrer Mitglieder, hiernach weitere Vorſchläge über eine zweckmäßige Reform der gedachten Verfaſſung auszuarbeiten und der nächſten Konferenz mitzutheilen.

— 9. Juni. Heute wird der Schluß der Kirchenkonferenz ſtattfinden. Ueber den vierten Punkt im Programm: Anbahnung eines im Prinzip übereinſtimmenden Verfahrens in Behandlung der Sekten (außer-kirchlichen Gemeinſchaften aller Richtungen) einigte man ſich in der Anſicht, daß diejenigen Geſetzgebungen das rechte Ziel verfehlten, welche ein gleichmäßiges Verfahren und bezüglich ſtaatspolizeiliche Einwirkung gegen alle beobachteten. Es müſſe das Verfahren lediglich durch die Natur jeder Gemeinſchaft ſelbſt beſtimmt werden, ob dieſelben mehr einer ſtreng kirchlichen, oder einer abſchweifenden, vielleicht verſteckten politiſchen Richtung folgten. — Der fünfte Punkt: Allgemeine Einführung der Konfirmationsſcheine und vielleicht über deren Form, ward bis zur Berathung über die Konfirmation ſelbſt ausgeſetzt, und die ſiebente: Ueber die Normen zur Erleichterung der Verſetzung ſolcher Geiſtlichen, deren Entfernung von ihrer bisherigen Stelle im Intereſſe des kirchlichen Lebens rathſam erſchien, ward dahin erledigt, daß die Konferenz ſich für die im Königreich Sachſen herrſchende Obſervanz erklärte, welche dem Kirchenregimente hier freieren Spielraum läßt. Doch hat man noch keine eigentliche Entſcheidung hierüber gefaßt, ſondern ſolche bis zur genauen Ermittelung deſſen, was in anderen Staaten darüber feſtgeſtellt iſt, verſchoben. — In derſelben Sitzung kam eine Zuſchrift des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums in München zum Vorſchein, in welchem die Nichtbeſchickung lediglich dem Umſtande zugeſchrieben wird, daß das Miniſterium die Genehmigung hiezu zu ſpät ertheilt. Heſſen-Homburg hat ſchriftlich ſeine Adhäſion zu den Beſtrebungen der Konferenz ausgeſprochen und um Mittheilung der Beſchlüſſe gebeten, Waldeck und die beiden Lippe haben durch Zufall die Einladung zu ſpät erhalten, in Hamburg ſcheiterte die Beſchickung an einem deßfallſigen Kompetenzſtreit zwiſchen dem Senat und dem Sechziger-Kollegium.

— 10. Juni. Geſtern hat die Kirchenkonferenz ihre Sitzungen geſchloſſen. Die von Württemberg beantragte Einleitung einer näheren Beziehung der Kirchenkonferenz zu dem Kirchentage behufs einer geſegneten Wechſelwirkung zwiſchen den amtlichen Kirchenleitungen und der öffentlichen Meinung wurde ab-

gelehnt, da man es als unangemeſſen anſah, daß eine offizielle Vertretung mit einer Verſammlung ſich in Rechtsverbindung ſetze, welche als eine freie, keine Garantie einer wahrhaft evangeliſchen Ueberzeugung und eines ächt kirchlichen Sinnes darbiete. Hingegen ward der Antrag Sachſen-Meiningens; auf die Ausübung eines erhöhten Einfluſſes auf die bedrängten Glaubensgenoſſen inſofern in der geſtrigen Sitzung erledigt, als man beſchloß, ſämmtliche deutſche evangeliſche Regierungen dringend zur thätigen Unterſtützung des Guſtav-Adolph-Vereins aufzufordern. Hierauf folgte die Schlußrede des Präſidenten, in welcher derſelbe die Verhandlungen kurz reſumirte und die Hoffnung ausſprach, daß die Bemühungen der Konferenz zur Kräftigung des Glaubens und Herſtellung größerer Einheit in der proteſtantiſchen Kirche von dem beſten Erfolge gekrönt werden mögen.—Einen beſtimmten und definitiven Beſchluß hat die Konferenz in Betreff der Einführung eines allgemeinen Geſangbuches, der anzuſtrebenden Vereinigung über einen allgemeinen Bußtag und eine allgemeine Todtenfeier gefaßt. Die übrigen Gegenſtände des Programms ſollten erſt noch, beſonders durch Beiſchaffung des betreffenden legislatoriſchen Materials in den verſchiedenen Ländern durch einzelne Mitglieder der Verſammlung näher erörtert werden und dann bei der nächſten Konferenz zur Vorlage kommen. Es ſind dieß die Presbyterial- und Synodalfrage, die Behandlung der Sekten, die Aufſicht über Amtsführung nnd Lebenswandel der Geiſtlichen und die Normen zur Erleichterung der Verſetzung derſelben. Es hat jedoch die Konferenz im Allgemeinen ihre Grundanſichten über jene Gegenſtände ausgeſprochen, damit die Richtung bezeichnet, nach welcher die Erörterungen anzuſtellen und ſo die Beſchlüſſe der nächſten Konferenz hierüber weſentlich vorbereitet. — Zum Ort der nächſten Verſammlung iſt wiederum Eiſenach und die Woche nach Trinitatis des nächſten Jahres gewählt worden. — Am geſtrigen Abend verſammelten ſich noch die Konferenzemitglider zu einer Schlußandacht auf der Wartburg, in welcher Oberhofprediger Harleß aus Dresden die Predigt über Epheſer 4,4—7 hielt.

Schwerin. — Der Oberkirchenrath von Meklenburg-Schwerin hat unter dem 30ſten April 1852 in Folge der Beſuchsreiſe der beiden Delegaten der altlutheriſchen Synode von Miſſouri, des Herrn Prof. Walther und des Herrn Paſtor Wyneken, eine allgemeine Kirchencollecte zu Gunſten des von dieſer Synode errichteten Seminars und Concordia-Collegiums zu St. Louis angeordnet. Es heißt in dem Erlaſſe unter anderem: „Gewiß iſt es, wenn die Auswanderung einen ſo bedeutenden Umfang wie jetzt bei uns erreicht, für die Mutterkirche eine Pflicht, ihren ſcheidenden Kindern ſo viel geiſtlicher Gaben mitzugeben und ihnen die geiſtlichen Gaben ſo weit zu ſichern, als ſie es irgend vermag; und je mehr nach gerade der Zuſtand ſo ſein wird, daß nur noch Wenige daheim ſein werden, die nicht einen oder den anderen ihnen näher verbundenen Menſchen in die neue Welt hinübergeſchickt haben, um ſo gewiſſer werden ſich Alle freuen, daß ſich hier eine ſichere und Frucht verſprechende Gelegenheit darbietet, etwas zur Erfüllung jener Pflicht zu thun".

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. October, 1832. Nro. 10.

St. Irenäus.

1. Sein Leben.

Der heilige Irenäus, Biſchof von Lyon und Einer der älteſten und bedeutendſten Kirchenväter, der durch Polykarp noch mit dem apoſtoliſchen Zeitalter ſelbſt zuſammenhängt, war von Geburt ein Grieche, wie ſchon ſein Name (Εἰρηναῖος, der Friedfertige,) und ſeine genaue Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur anzeigt, und wurde wahrſcheinlich in oder unweit von Smyrna in Kleinaſien vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts geboren *) und ſchon in früher Jugend mit dem Chriſtenthum bekannt. Er genoß nämlich den perſönlichen Umgang mit dem ehrwürdigen Biſchof und Märtyrer Polykarp von Smyrna, einem Schüler des Apoſtels Johannes, und erinnerte ſich ſeiner Lehren und Ermahnungen mit friſcher Lebendigkeit noch in hohem Alter. Wir haben darüber ein ſicheres Zeugniß aus ſeinem eigenen Munde. In einem Briefe an ſeinen Jugendfreund Florinus, der ſich aber ſpäter gnoſtiſchen Irrthümern ergeben hatte, ſagt Irenäus: „Dieſe Lehren, o Florinus, ſind, um mich ſchonend auszudrücken, nicht geſunde Erkenntniß; dieſe Lehren ſtimmen nicht mit der Kirche überein und ſtürzen diejenigen in die größte Gottloſigkeit, welche ihnen folgen. Dieſe Lehren haben einſt nicht einmal die Häretiker außer der Kirche vorzutragen gewagt; dieſe Lehren haben dir die Aelteſten, die vor uns lebten und auch mit den Apoſteln umgingen, nicht überliefert. Denn ich

*) Die näheren Angaben über das Geburtsjahr des Irenäus beruhen auf lauter unſicheren Vermuthungen und ſchwanken zwiſchen dem Jahre 80 und 140. Dodwell entſcheidet ſich für das Jahr 100, Halloix für 112—117, Tillemont für 120, Maſſuet und Möhler für 140. Zur letzten Annahme neigt ſich auch Ad. Stieren in dem Artikel „Irenäus" in Erſch und Gruber's Allg. Encyklopädie ꝛc. 2te Section, 23ſter Theil S. 358. Jedenfalls iſt 140 der äußerſte Grenzpunkt, da Polykarp a. 161, und Irenäus in vorgerücktem Alter a. 202 ſtarb. Wir ſetzen daher das Geburtsjahr unbeſtimmt zwiſchen 120 und 140.

ſah dich, als ich noch Knabe war, in Niederaſien bei Polykarp, wie du glänzend wirkteſt an dem königlichen Hofe und dich beſtrebteſt, ſein Wohlgefallen zu gewinnen. Denn ich führe das, was damals geſchah, mehr im Gedächtniß, als was jetzt geſchieht. Was wir nämlich in der Kindheit gelernt haben, wächst mit der Seele und wird Eins mit ihr, ſo daß ich auch den Ort beſchreiben kann, an welchem der ſelige Polykarp ſaß und ſprach, ſeinen Ein- und Ausgang, ſeine Lebensweiſe und ſeine Körpergeſtalt, die Vorträge, die er an die Menge hielt, wie er von ſeinem Umgang mit Johannes und mit den Uebrigen, die den Herrn geſehen hatten, erzählte, und wie er ihre Reden berichtete und was er von ihnen über den Herrn, über deſſen Wunder und Lehre gehört hatte, wie Polykarpus das alles aus dem Munde der Augenzeugen des Lebens Chriſti in Uebereinſtimmung mit der heil. Schrift erzählte. Dieß hörte auch ich damals durch die mir widerfahrene Barmherzigkeit Gottes eifrig an und ſchrieb es nicht auf Papier, ſondern in mein Herz nieder und erneuere es fortwährend durch die Gnade Gottes in Einfalt. Und ich kann vor Gott bezeugen, daß, wenn jener ſelige und apoſtoliſche Presbyter etwas Derartiges (ſolche gnoſtiſche Irrlehren) gehört hätte, ſo würde er aufgeſchrieen, ſich die Ohren verſtopft und nach ſeiner Gewohnheit geſagt haben: „ „O guter Gott, auf welche Zeiten haſt du mich aufbewahrt, daß ich dieß ertragen muß“ “; ja er würde von dem Orte, wo er ſitzend oder ſtehend ſolche Reden vernommen hätte, hinweggeflohen ſein. Aber auch aus ſeinen Briefen, welche er einſt an die benachbarten Kirchen ſchrieb, um ſie zu ſtärken, oder an einige der Brüder, um ſie zu ermahnen und zu ermuntern, kann dieß (ſein Abſcheu gegen jene Irrlehren) bewieſen werden.“ *) Dieſer Brief läßt uns einen lehrreichen Blick thun in die gewiſſenhafte Treue, mit welcher die älteſten Väter an der apoſtoliſchen Ueberlieferung feſthielten, und in den heiligen Abſcheu, womit ſie jede willkührliche Abweichung von apoſtoliſcher Lehre und Praxis von ſich wieſen.

Außer Polykarp, deſſen Geiſt am meiſten auf ihn wirkte, kannte Irenäus auch noch andere unmittelbare Apoſtelſchüler, beſonders aus dem johanneiſchen Kreiſe, †) und hatte mithin die beſte Gelegenheit, ſich über die Geſchichte und Lehre des Urchriſtenthums allſeitig zu unterrichten. Dieſe genaue Kenntniß in Verbindung mit ſeiner tiefen und lebendigen Frömmigkeit bewahrte ihn vor den gefährlichen Irrlehren, vor allem auch vor dem Gnoſticismus, der damals von allen Seiten in die Kirche ein-

*) Dieſes Fragment, das wir oben vollſtändig wiedergegeben haben, findet ſich bei Euſebius, Hist. Eccl. V, 20.

†) Hieronymus (Epist. 75 ad Theodoram viduam) nennt unter dieſen auch den ehrwürdigen, obwohl etwas leichtgläubigen Biſchof Papias von Hierapolis als Lehrer des Irenäus.

zudringen ſuchte und das Centralgeheimniß des Evangeliums, die Menſchwerdung des Sohnes Gottes zu unſerem Heile, in luftige Speculationen aufzulöſen drohte. Daneben aber erhielt er zugleich eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung, wozu es an Anregung in dem bewegten Leben Kleinaſiens, der Heimath ſo vieler Dichter und Philoſophen, durchaus nicht fehlte. Seine Werke verrathen eine genaue Bekanntſchaft mit der griechiſchen Literatur, beſonders mit Homer und Plato. Dieſes Studium verlieh ihm jenen klaren Geiſtesblick und jene dialektiſche Gewandtheit, wodurch er das bunte Gewirre der häretiſchen Syſteme ſeiner Zeit durchſchauen, mit Erfolg beſtreiten und der Kirche die wichtigſten Dienſte leiſten konnte.

In ſeinen männlichen Jahren finden wir ihn in Südfrankreich, wo ihn der bejahrte Biſchof Pothinus von Lyon zum Presbyter weihte. Es iſt möglich, obwohl nicht ſicher, daß er ſeinen Lehrer Polykarp auf ſeiner Reiſe nach Rom zum Biſchof Anicetus a. 157 (?) begleitete und von da aus als Diakonus von beiden nach Gallien geſandt wurde, um dort für die Ausbreitung und Befeſtigung des Evangeliums zu wirken. *) Er gewann bald die ungetheilte Achtung und Liebe der Gemeinde. Als dieſelbe a. 177 von einer grauſamen Verfolgung heimgeſucht wurde, und als zu gleicher Zeit die montaniſtiſchen Streitigkeiten den inneren Frieden der Kirche zu zerſtören drohten: ſandten die Märtyrer von Lyon aus ihrem Kerker den Irenäus an den Biſchof Eleutherus nach Rom, um eine Wiederausſöhnung der römiſchen Kirche mit den zu raſch verurtheilten Montaniſten zu bewirken, und gaben ihm folgendes Empfehlungsſchreiben mit: „Wir wünſchen dir in Allem und immer Heil in Gott, Vater Eleutherus! Wir haben unſeren liebſten Bruder und Genoſſen Irenäus gebeten, dir dieſen Brief zu überbringen, und empfehlen ihn dir als einen Eiferer für den Bund Chriſti. Wenn wir wüßten, daß das Amt jemandem Würde verleihen könnte, ſo würden wir ihn dir als Presbyter der Kirche vorzüglich empfehlen.“ †) Die Sendung hatte den erwünſchten Erfolg, und Eleutherus ſtellte die aufgehobene Kirchengemeinſchaft mit den Montaniſten wieder her. ‡)

Nach ſeiner Rückkehr wurde Irenäus a. 178 der Nachfolger des Biſchofs Pothinus, der in ſeinem 90ſten Jahre als eines der erſten Opfer der Chriſtenverfolgung gefallen war. §) Er wirkte nun mit großem Eifer und Er-

*) Gregor von Tours ſagt, Irenäus ſei von Polykarp nach Lyon geſandt worden, a beato Polycarpo ad hanc urbem directus est.

†) Euſebius H. E. V, 4. Den weiteren Inhalt des Briefes führt der Hiſtoriker nicht an.

‡) Später freilich wurde Eleutherus durch die Vorſtellungen des Praxeas bewogen, dieſen Schritt zurückzunehmen, literas pacis revocare jam emissas, wie Tertullian ſagt.

§) Maſſuet, der berühmte Herausgeber der Werke des Irenäus, nimmt an (in der dissertatio praevia II: de St. Iren. vita, gestis et scriptis,) daß er

folg zunächſt für die Wiederherſtellung dieſer ſchwer heimgeſuchten Gemeinde. Gregor von Tours ſagt von ihm, daß er in kurzer Zeit durch ſeine Predigt die ganze Stadt für das Chriſtenthum gewann. Sein Einfluß erſtreckte ſich aber zugleich durch Wort und That auf die Ausbreitung und Befeſtigung der ganzen Kirche, beſonders auch auf die Vertheidigung und Entwicklung der katholiſchen Lehre gegen die gnoſtiſchen Häretiker, deren Einfluß ſich ſelbſt nach Gallien erſtreckte. *) Während er gegen dieſe Irrlehrer, welche die chriſtliche Lehre und Sittlichkeit in ihrem Fundamente bedrohten, eine unerbittliche Stellung einnahm, war er dagegen in Bezug auf unweſentliche Differenzen in der katholiſchen Kirche ſelbſt milde und friedfertig geſinnt und erwies ſich in dieſer doppelten Hinſicht als einen ächten Schüler des Johannes und Polykarpus. Wie wichtig ihm die Einheit, und wie verhaßt ihm aller Separatismus und Spaltung um untergeordneter Dinge willen war, das geht unter anderem aus ſeinen ſchönen Worten hervor: „Der Herr wird auch diejenigen richten, welche Spaltungen erregen, welche von der Liebe Gottes leer ſind und ihren eigenen Vortheil ſuchen, aber nicht die Einheit der Kirche, — welche aus kleinen und geringfügigen Urſachen den großen und herrlichen Leib Chriſti zerſchneiden und ſoviel an ihnen iſt, vernichten, welche in Wahrheit Mücken ſeigen und ein Kameel verſchlucken. Sie können aber kein ſo großes Gut ſtiften, als der Schaden der Spaltung iſt.“ †) Aus dieſer friedliebenden kirchlichen Geſinnung iſt ſeine vermittelnde Stellung in den montaniſtiſchen Streitigkeiten, ſowie auch ſein merkwürdiges Verhalten gegen den römiſchen Biſchof Victor zu erklären. ‡) Denn als dieſer Papſt gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in ächt hierarchiſcher Unduldſamkeit den kleinaſiatiſchen Chriſten bloß wegen ihrer Abweichung in der Zeit der Oſterfeier, die ſich auf apoſtoliſche Ueberlieferung gründete, ohne Weiteres die Kirchengemeinſchaft aufkündete, trat Irenäus dieſem raſchen Verfahren freimüthig entgegen und hielt ihm vor, daß es mit dem Benehmen ſei-

---

nicht bloß wegen der montaniſtiſchen Streitigkeiten, ſondern auch deßhalb nach Rom gereist ſei, um dort die biſchöfliche Ordination zu empfangen, da ſonſt damals in Gallien kein anderer Biſchof geweſen zu ſein ſcheint. Dieß iſt zwar an und für ſich nicht unwahrſcheinlich, und hat daran eine Stütze, daß die Lyoner Märtyrer bei Euſebius berichten, Pothinus ſei bereits zwei Tage nach der Gefangennehmung geſtorben. Mithin ſcheint das Bisthum ſchon vor der Abreiſe des Irenäus nach Rom vacant geweſen zu ſein. Da jedoch weder Euſebius, noch Hieronymus die Ordination als einen Zweck der Reiſe angeben, ſo muß es als hypothetiſch dahingeſtellt bleiben.

*) Die Nachricht, daß er eine förmliche Synode zu Lyon gegen die Valentinianer und Marcioniten und alle Ketzer veranſtaltet habe, rührt erſt aus dem 9ten Jahrhundert her und iſt darum zum wenigſten ſehr unſicher.

†) adv. haer. IV, 33. § 7.

‡) Euſebius V, 24.

ner friedliebenden Vorgänger, beſonders des Anicet, im Widerſpruch ſtehe und ein Dringen auf Uniformität in ſolchen Aeußerlichkeiten, welche die Apoſtel ſelbſt für unweſentlich erklärten, nur Zwietracht und Spaltung hervorrufen könne. Dieſe Oppoſition iſt um ſo rühmlicher, da er ſonſt die größte Ehrfurcht vor der römiſchen Kirche hatte und mit ihr, obwohl ſelbſt aus Kleinaſien ſtammend, in dem betreffenden Streitpunkte übereinſtimmte. Sie hatte auch den erwünſchten Erfolg: die Parteien blieben ihrer Sitte getreu, und die Spaltung wurde verhindert.

Irenäus ſtarb in der Chriſtenverfolgung unter Septimius Severus a. 202 als Märtyrer und wurde unter dem Altar der Kirche des heil. Johannes in Lyon begraben. *)

2. Die Schriften des Irenäus.

Irenäus iſt der Hauptträger der apoſtoliſchen Traditionen, beſonders aus der johanneiſchen Schule, der Vermittler der mehr ſpeculativen griechiſchen und der mehr praktiſchen lateiniſchen Kirche und der bedeutendſte Vertreter der katholiſchen Theologie des zweiten Jahrhunderts im Kampfe gegen die Häretiker. Er iſt ein gelehrter, philoſophiſch gebildeter, einſichtsvoller, tiefſinniger, dabei klarer und beſonnener Schriftſteller, und zeichnet ſich durch einen geſunden Sinn für das Einfache und Weſentliche im Chriſtenthum aus. Er widerlegt die Gnoſtiker meiſt mit treffenden Gründen aus der Schrift, Tradition und Vernunft, weiß ſich aber von Fanatismus und Schroffheit fern zu halten. Er hat mehr wiſſenſchaftlichen und ſpeculativen Geiſt, als Tertullian und Cyprian, iſt aber zugleich mehr realiſtiſch und praktiſch, als die zum Spiritualismus geneigten Alexandriner. Durch ſeine griechiſche Herkunft und Bildung und durch ſeine Stellung und Wirkſamkeit in der lateiniſchen Kirche, war er ganz geeignet, die geſunde Mitte zwiſchen dem Orient und Occident darzuſtellen. Man erkennt in ihm deutlich überall die Nachwirkungen des johanneiſchen Gei-

*) Sein Märtyrertod ruht auf dem glaubwürdigen Zeugniß des Hieronymus, (in Jesai. c. 64,) des unbekannten Verfaſſers der quaestiones ad orthodoxos, 115, und des Gregor von Tours, (Hist. Galliae I, 27.) Seine Martyracten ſind bis auf einige Fragmente, welche Baronius ad ann. 205 benützte, verloren gegangen. Stieren bemerkt indeß a. a. O. S. 364 Note 39, daß Ruinart einen vollſtändigen Codex derſelben in einem Ciſtercienſer Kloſter fand, aber der weiteren Berückſichtigung nicht werth hielt, weil ſie zu ſpäten Urſprungs ſeien. Die Lateiner begingen die Gedächtnißfeier des Märt. Irenäus am 28ſten Juni, die Griechen am 23ſten Auguſt. Die von Maſſuet wiederholte Beſchuldigung, daß die Calviniſten a. 1562 nach der Einnahme von Lyon mit frevler Hand die Gebeine des Irenäus auf den Straßen umhergeworfen, iſt von dem Engländer Johannes Rainold widerlegt worden, ſ. Stieren S. 364 f.

ſtes, jene ſchöne Vereinigung von heiligem Abſcheu gegen Sünde und Irrthum mit liebenswürdiger Milde und Sanftmuth. Obwohl er manchen Schatz tiefer Erkenntniß zu Tage fördert, ſo ſteht ihm doch die Liebe über der Erkenntniß. „Der wahre Weg zu Gott“, ſagt er, „iſt die Liebe.“ „Beſſer iſt es, nichts wiſſen zu wollen als Jeſum Chriſtum, den für uns Gekreuzigten, ſtatt durch fürwitzige Fragen und kleinliche Grübeleien in Gottloſigkeit zu verfallen.“ Wie alle Kirchenväter, gehört indeß auch Irenäus offenbar dem katholiſchen Princip in ſeiner damals noch unentwickelten Geſtalt an. Dieß zeigt ſeine Anſicht von der Schrift und Tradition, die er immer in unauflöslicher Verbindung denkt, ſeine Hervorhebung der objectiven Lehren, vor allem von der Menſchwerdung des Logos und von der Kirche, als den Cardinallehren des Chriſtenthums, ſein großes Gewichtlegen auf kirchliche Einheit und ſein Abſcheu vor Irrlehren, beſonders vor dem Gnoſticismus, ſowie vor Spaltung und Separatismus. Nach ſeiner Anſchauung ſind alle Segnungen des Evangeliums und der heilige Geiſt ſelbſt auf die Kirche, und zwar die ſichtbare katholiſche Kirche beſchränkt, die in ununterbrochener und leicht nachweisbarer Succeſſion der Biſchöfe mit den Apoſteln zuſammenhängt. „Wo die Kirche iſt“, ſagt er, „da iſt auch der Geiſt Gottes, und wo der Geiſt Gottes iſt, da iſt auch die Kirche und alle Gnade. Der Geiſt aber iſt die Wahrheit. *) Daher werden diejenigen, welche an ihr nicht Theil nehmen, weder von den Brüſten der Mutter zum Leben ernährt, noch ſchöpfen ſie aus der reinſten Quelle, welche aus dem Leibe Chriſti fließt, ſondern graben ſich ſeichte Ciſternen und trinken faules Waſſer aus Moraſt, indem ſie den Glauben der Kirche meiden, um nicht verführt zu werden, den Geiſt aber von ſich weiſen, um nicht belehrt zu werden.“

---

*) adv. haer. III, 24 §. 1: ubi enim Ecclesia, ibi et Spiritus Dei, et ubi Spiritus Dei, illic Ecclesia et omnis gratia; Spiritus autem veritas. Die Voranſtellung der Kirche iſt offenbar katholiſch; der gewöhnliche Proteſtantismus würde das zweite Glied zuerſt ſetzen nach der bekannten Unterſcheidungsformel Schleiermachers: „Der Katholicismus macht das Verhältniß des Einzelnen zu Chriſto (alſo auch zum heil. Geiſte) von ſeinem Verhältniß zur zur Kirche abhängig; der Proteſtantismus macht das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche von ſeinem Verhältniß zu Chriſto abhängig.“ Tweſten hat daher (Dogmatik I S. 69 der 4ten Aufl., ebenſo S. 106) den Gegenſatz beider Kirchen an dieſen Ausſpruch des Irenäus angeknüpft und zwar ſo, daß ſich der Katholicismus mehr an das erſte, der Proteſtantismus mehr an das zweite Glied halte. Doch fügt Tweſten hinzu, daß beide Glieder wahr ſeien, und daß daher keine Partei geradezu in Abrede ſtellen dürfe, was die andere als das Wichtigere und Uebergeordnete anſieht. Hienach wäre der Gegenſatz von Katholicismus uud (wahrem, d. h. nicht bloß negativem, ſondern hiſtoriſch poſitivem) Proteſtantismus, was wir ebenfalls glauben, am Ende doch nur ein relativer und einer endlichen Ausſöhnung fähiger.

Mit Unrecht hat Semler dieſen Kirchenvater der Hinneigung zum Montanismus beſchuldigt, weil er an die Fortdauer der prophetiſchen Gabe und an ein tauſendjähriges Reich, d. h. an einen Sabbath der Weltgeſchichte, an eine Zeit der ungeſtörten Herrſchaft Chriſti und der wiederhergeſtellten Harmonie zwiſchen der geheiligten Menſchheit und der verklärten Natur, glaubte. Denn dieſe Anſichten waren keineswegs auf den Montanismus beſchränkt, der ihnen bloß eine excentriſche und grob ſinnliche Form gab, ſondern damals allgemein in der Kirche verbreitet.

Das Hauptwerk des Irenäus, das wir noch vollſtändig in einer ganz wörtlichen, von Gräcismen wimmelnden lateiniſchen Ueberſetzung beſitzen, iſt ſeine Widerlegung der fälſchlich ſo genannten Gnoſis; in fünf Büchern,*) verfaßt unter dem Pontificate des Eleutherus, den er im dritten Buch im Katalog der römiſchen Biſchöfe zuletzt aufführt, alſo zwiſchen 177 und 192. Es iſt dieß das älteſte,†) umfaſſendſte und gründlichſte dogmatiſch-polemiſche Werk dieſer Periode und die Hauptquelle für die Kenntniß der gnoſtiſchen Syſteme, beſonders des valentinianiſchen, und ihrer Bekämpfung von Seiten der Katholiken. Alle ſpäteren Väter haben es reichlich benützt. Im erſten Buche gibt Irenäus theils aus ſchriftlichen Quellen, theils aus perſönlich eingezogenen Erkundigungen eine ausführliche Darſtellung der Irrlehren des Valentinus, ſeines Schülers Ptolemäus, des Marcus und anderer Gnoſtiker, die er bis zu Cerinth und Simon Magus hinauf verfolgt, und ſtellt dem bunten Gewirre ihrer willkührlichen Meinungen und Speculationen die klare, feſte und unveränderte Einheit des katholiſchen Glaubens gegenüber. Nach dieſer Geſammtüberſicht über alle Erſcheinungen der ψευδώνυμος γνῶσις beginnt er im zweiten Buche die Widerlegung, und zwar zunächſt auf philoſophiſch dialektiſchem Wege, indem er ihre inneren Widerſprüche und heidniſch mythologiſchen Albernheiten aufdeckt und ihre Schriftbeweiſe als künſtlich allegoriſche Verdrehungen des einfachen Sinnes entkräftet. Im dritten Buche, das in dogmatiſcher Hinſicht beſonders

---

*) ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδωνύμου γνώσεως, oder ſeit Hieronymus insgemein unter dem einfacheren Titel: adversus haereses citirt. Mehrere Bruchſtücke des griechiſchen Originals finden ſich bei den griechiſchen Vätern, Euſebius, Theodoret, Johannes Damascenus, beſonders bei Epiphanius, der in ſeinem Werke über die Häreſieen (haer. XXXI c. 9—33) faſt das ganze erſte Buch in wörtlichem Auszuge mittheilt. Die grundloſen Einwendungen des hyperſkeptiſchen Semler gegen die Authentie dieſes Werkes hat ſchon längſt Chr. G. F. Walch in der Abhandlung de authentia librorum Irenaei a. 1774 gründlich widerlegt, ſo daß ſich Möhler und Stieren dieſe Mühe hätten erſparen können.

†) Tertullian nennt zwar im Eingang ſeines Buches adv. Valentinianos Einige, die vor Irenäus gegen die Gnoſtiker geſchrieben, allein offenbar mit wenig Geſchick und Erfolg.

wichtig iſt, bekämpft er die Gnoſtiker mit der ſich überall gleichbleibenden katholiſch-kirchlichen **Tradition** und heiligen **Schrift**, wovon ſie bald die Eine, bald die andere zur Stütze ihrer Neuerungen anführten, wenn es gerade für ihren augenblicklichen Zweck paßte, im Grunde aber, wie er ſagt, beide verwarfen. Hier entwickelt und vertheidigt er aus dem A. und N. Teſtament die kirchliche Lehre von der Einheit Gottes, von der Weltſchöpfung und Fleiſchwerdung des Logos und macht den Doketen gegenüber die wahre Menſchheit, den Ebioniten gegenüber die wahre Gottheit Chriſti geltend. Im vierten Buch begründet er zum Theil dieſelben Lehren, nur von anderen Seiten, weiſt dann beſonders im Gegenſatz gegen den antinomiſtiſchen Marcion die weſentliche Einheit des alten und neuen Bundes und die fortwährende Gültigkeit des moſaiſchen Sittengeſetzes nach und vertheidigt am Schluſſe noch die natürliche Freiheit des menſchlichen Willens. Das fünfte und letzte Buch enthält die Anſichten des Irenäus über die Eſchatologie, vor allem über die dem gnoſtiſchen Spiritualismus ſo anſtößige Auferſtehung des Leibes, die er aus dem Genuſſe des ſubſtanziellen Fleiſches und Blutes Chriſti im heil. Abendmahl, aus der Allmacht und Güte Gottes, aus A. T.lichen Vorbildern, wie Henoch und Elias, aus dem Univerſalismus des Chriſtenthums und aus der Auferſtehung Chriſti ableitet. Am Schluſſe handelt er vom Antichriſt, vom Weltende, vom Mittelzuſtand und vom Chiliasmus.

Von den übrigen Schriften des Irenäus ſind uns bloß die Titel und einige Fragmente erhalten worden. Dahin gehört eine Abhandlung über die Einheit Gottes und den Urſprung des Böſen, *) in der Form eines Briefes an den verirrten römiſchen Presbyter **Florinus**, woraus wir oben jene ſchöne Stelle über ihre Jugendfreundſchaft und Umgang mit Polykarp mitgetheilt haben. Später ſchrieb er an denſelben über die erſten acht Aeonen des valentinianiſchen Syſtems. †) Während der Paſchaſtreitigkeiten verfaßte er den bereits erwähnten vermittelnden Brief an den Biſchof **Victor**, und zugleich eine Schrift über die Spaltung ‡) an den römiſchen Presbyter **Blaſtus**, wahrſcheinlich in derſelben Abſicht, eine Kirchenſpaltung zu verhüten. Euſebius erwähnt von ihm auch ein apologetiſches Werk

---

*) περὶ τῆς μοναρχίας, ἢ περὶ τοῦ μὴ εἶναι τὸν Θεὸν ποιητὴν κακῶν, Euſeb. V, 26. Florinus ſcheint alſo Gott ſelbſt zum Urheber des Böſen gemacht zu haben, während ſonſt die Gnoſtiker die berühmte Frage: woher das Böſe? durch den Dualismus zu löſen ſuchten. Nachher aber ſchloß er ſich, wie Euſebius ſagt, der valentinianiſchen Lehre an. Die Abſicht des Irenäus war ohne Zweifel, die Monarchie Gottes und zugleich den creatürlichen Urſprung des Böſen nachzuweiſen.

†) περὶ ὀγδοάδος, de octava.

‡) περὶ σχίσματος.

gegen die Griechen, ein Buch „über die apoſtoliſche Predigt“, eine Sammlung von verſchiedenen Aufſätzen und vielleicht auch eine Schrift gegen Marcion.*) Der Confeſſor Maximus citirt ein Buch unſeres Kirchenvaters „über den Glauben.“ Irenäus ſelbſt verweiſt gelegentlich auf eine Schrift, in welcher er von der Eigenthümlichkeit des Styls des Apoſtels Paulus, den bei ihm häufig vorkommenden Hyperbaten, handelte und ſie vom gewaltigen Gedankendrange ſeines feurigen Geiſtes ableitete.†) Dieß deutet auf eine freiere Auffaſſung der Inſpiration hin, bei welcher das Menſchliche nicht bloß als mechaniſches Werkzeug aufgefaßt, ſondern ihm eine gewiſſe Freiheit zugeſchrieben wird.

Endlich ſind noch die vom Tübinger Kanzler Pfaff zu Turin aufgefundenen und a. 1715 herausgegebenen vier griechiſchen Fragmente des Irenäus zu erwähnen, die zwar von manchen, übrigens ohne triftige Gründe, für unächt gehalten werden, aber jedenfalls ſehr alt, dem Geiſt und der Sprache des Irenäus ganz angemeſſen und nicht ohne Werth ſind, beſonders für die Lehre vom Abendmahl.‡) Das erſte handelt von der wahren Erkenntniß (γνῶσις ἀληθινή,) welche nicht in der Wiſſenſchaft ſubtiler Fragen, ſondern in göttlicher Weisheit, heiligem Wandel und der Nachfolge Chriſti beſtehe; das zweite von der Euchariſtie, die als ein Opfer im Geiſte und in der Wahrheit geſchildert, und wo die geweihten Elemente „Antitypen“ des Leibes und Blutes Chriſti genannt werden; das dritte iſt wahrſcheinlich ein Stück aus der Schrift des Irenäus über die Spaltung; es bekämpft nämlich diejenigen, welche um unweſentlicher Gebräuche willen, wie Eſſen und Trinken, Feſte und Faſten den Glauben und die Liebe vernachläſſigen

*) Wir ſagen „vielleicht“; denn da Euſebius H. E. V, 8 eigentlich bloß das Verſprechen des Irenäus (adv. haer. I, 27. §. 4. III, 12. §. 13.) gegen Marcion ein beſonderes Werk zu ſchreiben, wiederholt, ſo kann man daraus nicht ſicher ſchließen, daß er es wirklich ausgeführt habe, wie Möhler thut in ſeiner Patrologie I S. 335.

†) adv. haer. III, 7, §. 1: propter velocitatem sermonum suorum et propter impetum, qui in ipso est, spiritus.

‡) Es wurde über die Aechtheit dieſer Fragmenta anecdota ein langer gelehrter Streit geführt, beſonders zwiſchen dem lutheriſchen Pfaff, der ſie vertheidigte, und dem römiſch-katholiſchen Veroneſen Maffei, der ſie beſtritt und zwar meiſt aus dogmatiſcher Befangenheit, weil einige Aeußerungen über das heil. Abendmahl und gegen das Streben nach Uniformität mit dem ſpäteren römiſchen Standpunkt nicht übereinſtimmen. Dieſe Streitſchriften finden ſich ſammt den Fragmenten in dem Venetianiſchen Nachdruck der Maſſuetſchen Ausgabe der Werke des Irenäus. (1734. 2 tom.) Neuerdings hat R. Rothe in ſeinem Werke über die Anfänge der chriſtlichen Kirche, I S. 361 ff. die Aechtheit dieſer Fragmente wieder ſcharfſinnig vertheidigt und das zweite für ſeine Nachweiſung des apoſtoliſchen Urſprungs des Epiſkopats benützt. Möhler (Patrol. I. 335) läßt die Frage unentſchieden, doch iſt er der Unächtheit geneigter.

und gegen das apoſtoliſche Gebot (Röm. 14) den Frieden der Kirche ſtören. Das vierte Fragment endlich ſetzt den Zweck der Menſchwerdung auseinander, welcher in die Reinigung von Sünde und die endliche Vernichtung alles Böſen geſetzt wird. *)

Das neunte Kapitel des Römerbriefs,

überſetzt und erklärt.

Das neunte Kapitel iſt der ſchwierigſte Abſchnitt des Römerbriefs und einer der ſchwierigſten der ganzen heiligen Schrift. Um daſſelbe nicht mißzuverſtehen, darf man nie den Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden, beſonders aber auch mit K. 10 und 11, mit welchen es ein Ganzes ausmacht, aus dem Auge verlieren. Ehe der Apoſtel von dem dogmatiſchen Theile, der mit dem Triumphgeſang am Schluſſe des 8ten Kap. ſeinen Höhepunkt erreicht, zu den praktiſchen Ermahnungen (K. 12 ff.) übergeht, ſtellt er c. 9—11 eine tiefſinnige Betrachtung über den geſchichtlichen Entwicklungsgang des Reiches Gottes an und ſucht ſeine Leſer beſonders über die räthſelhafte Erſcheinung zu verſtändigen und zu beruhigen, daß der größte Theil des Volkes Iſrael das Heil in Chriſto verſtoßen hat. Daran konnte ſich leicht das Bedenken anſchließen, als ob die dem Bundesvolke gegebenen Verheißungen zu nichte geworden ſeien (V. 6,) oder daß Jeſus nicht der Meſſias ſei, der doch hauptſächlich den Juden verheißen war. Nachdem er V. 1—5 ſeinen tiefen Schmerz über die Ausſchließung ſo vieler ſeiner Volksgenoſſen vom chriſtlichen Heile ausgeſprochen, zeigt er: 1) Gottes Verheißung iſt damit nicht aufgehoben, denn a) ſie bezieht ſich nicht auf alle, die äußerlich von Abraham abſtammen, ſondern auf die, welche Gott gleich dem Iſaak und Jakob aus freier Gnade erwählt hat, V. 6—13. b) Gott iſt in dieſer Auswahl nicht ungerecht, da er vollkommen Herr iſt

---

*) Die erſte Ausgabe der Werke des Irenäus, oder eigentlich bloß der fünf Bücher adv. haer. veranſtaltete der berühmte Erasmus zu Baſel a. 1526, dann zwei Calviniſten, Gallaſius zu Genf a. 1570, und Grynäus zu Baſel a. 1571. Aber weit übertreffen wurden dieſe mangelhaften Editionen durch die von Grabe, Oxford a. 1702, und noch mehr durch die von dem grundgelehrten Benedictiner Maſſuet, Paris a. 1710, wiederabgedruckt und mit den Pfaffiſchen Fragmenten bereichert in Venedig a. 1734 fol. Neuerdings hat Stieren eine Geſammtausgabe veranſtaltet, Irenaei Sancti Episcopi Lugdunensis quae ſupersunt omnia.

über ſeine Geſchöpfe und dieſe ihrem Schöpfer gegenüber keinen Rechtsanſpruch haben, V. 14—29. 2) Der Grund der Ausſchließung liegt im Unglauben der Juden ſelbſt, indem ſie den wahren Heilsweg der Glaubensgerechtigkeit verſchmähten und ſtatt deſſen ihre eigene Gerechtigkeit aufrichteten, während ihne i doch die Heilsbotſchaft verkündigt wurde und ſchon das A. T. mehrfach andeutet, daß man nur durch Glauben das Heil erlangen könne, V. 33—10, 21. 3) Gott hat aber darum doch ſein Volk nicht auf immer verſtoßen, denn a) ein Reſt iſt aus Gnaden erwählet, während die Meiſten allerdings verſtockt ſind 11, 1—10; b) der Unglaube und der Fall Iſraels gereicht in Gottes Weisheit und Barmherzigkeit den Heiden zum Heil und zur Auferſtehung, die ſich aber deſſen nicht überheben ſollen, 11, 11—24; c) endlich iſt die Verwerfung nur eine temporäre, indem nach der Bekehrung aller Heiden auch ganz Iſrael begnadigt werden wird, 11, 25—32. Zum Schluſſe bricht der Apoſtel in einen Lobgeſang der wunderbaren Gnade und Weisheit Gottes aus, der auf ſolche Weiſe die Räthſel der Weltgeſchichte löſen und alles zur Verherrlichung ſeines Namens und zum Beſten ſeines Reichs hinausführen wird, 11, 33—36.

Das neunte Kapitel iſt das Hauptbollwerk für die Lehre von der Gnadenwahl, und allerdings läßt es ſich ohne die Anerkennung der großen und tiefen Wahrheit, die dieſer Lehre zu Grunde liegt, nämlich der freien unbedingten Gnade Gottes, unmöglich ungezwungen auslegen und gehörig würdigen. Pelagianiſche und arminianiſche Ausleger, welche die Souverainität des göttlichen Willens durch die menſchliche Freiheit beſchränken und das Heil mehr oder weniger von der Creatur ableiten, müſſen dem Texte die größte Gewalt anthun, um ihn mit ihrem Syſtem einigermaaßen in Uebereinſtimmung zu bringen. Allein ebenſo ſehr muß man ſich andererſeits vor dem entgegengeſetzten Extrem des Supralapſarianismus hüten, welcher mit furchtbarer logiſcher Conſequenz Gott zum Urheber auch des Falls Adams, alſo der Sünde macht, folglich im Grunde Gottes Heiligkeit und Liebe, ſowie des Menſchen Verantwortlichkeit aufhebt, womit zuletzt alle Sittlichkeit, aller Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter aufhört. Freilich gibt es glückliche Inconſequenzen, und die Geſchichte weiſt uns Vertheidiger dieſer rigoriſtiſchen Prädeſtinationslehre auf, deren Leben unendlich beſſer war, als ihre Theorie, und die Sünde mit heiligem Ernſte verabſcheute. Sie kamen auf ihre extreme Behauptung hauptſächlich durch eine einſeitige Erklärung unſeres Abſchnittes und durch die logiſche Conſequenz des Gedankens von der Souverainität des alles beſtimmenden Willens Gottes. Allein man muß, wie ſchon geſagt, dieſes Kapitel, ſo wie jeden anderen Abſchnitt, ſtets im organiſchen Zuſammenhang mit der ganzen heil. Schrift auffaſſen und nach der Analogie des Glaubens auslegen. Sonſt kann man alles Mögliche aus der Bibel beweiſen. Einmal muß man die Verbindung mit dem Vorangehenden nicht vergeſſen. Paulus lehrt 1, 18—3, 20 in Uebereinſtimmung mit der ganzen Schrift unzweideutig, daß Gott nicht der Urheber, ſondern der Feind, Richter und Verdammer des Böſen iſt; folglich kann er hier unmöglich, ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen, eine eigentliche göttliche Vorherbeſtimmung der Sünde und Verdammniß behaupten. Ferner hatte er 5, 12 ff. gezeigt, daß die Erlöſung durch Chriſtum, ihrer inwohnenden Kraft und Abſicht nach vollkommen ſo umfaſſend iſt, als der Fall Adams, und in Uebereinſtimmung damit reden viele Stellen von dem aufrichtigen Willen Gottes, alle Menſchen zu retten, und von einer allgemeinen Berufung, die

freilich nicht auf einmal, aber doch nach und nach an Alle ergeht, Ezech. 33, 11. 1 Tim. 2, 4. Tit. 2, 11. 2 Petr. 3, 9. Folglich kann Paulus hier bloß eine ſolche Verwerfung im Auge haben, die entweder eine ſelbſtverſchuldete Folge des Unglaubens, oder nur eine negative Vorbereitung für die Erweiterung des Heilsplans iſt, alſo zu deſſen endlicher Förderung dienen muß. Ebenſo wie mit dem Vorhergehenden, muß man das neunte Kapitel auch mit den beiden nachfolgenden Kapiteln eng verbinden, welche ein Licht auf deſſen Auslegung zurückwerfen und manches löſen, was hier dunkel bleibt. Denn im zehnten Kapitel wird die Verſtoßung der Juden auf ihren eigenen *Unglauben*, alſo auf die perſönliche Schuld des Geſchöpfes zurückgeführt, und im elften Kapitel wird die Verwerfung als eine *vorübergehende* dargeſtellt und die dereinſtige Begnadigung Iſraels in Ausſicht geſtellt. In Gottes gnädigem Rathſchluſſe gereicht der Fall der Juden zum Segen der Heiden, und die Bekehrung der Heiden zuletzt wieder zum Heil der Juden. So hat er den Sündenfall Adams zugelaſſen, um in Chriſto, dem zweiten Adam, die Menſchheit zu erlöſen, 5, 12 ff. Er hat Alles zuſammen beſchloſſen unter dem Ungehorſam, damit er ſich Aller erbarme, 11, 32. vgl. Gal. 3, 22. Das Heil aber kann ſich nur allmählig verwirklichen, und die allmählige Erlöſung Aller (wir meinen nicht aller einzelnen Individuen, ſondern der Geſammtheit im organiſchen, nicht im numeriſchen Sinne,) ſetzt die temporäre Verwerfung Einiger voraus.

Die heil. Schrift lehrt einerſeits die abſolute Urſächlichkeit und unbedingte Gnade Gottes, andererſeits die ſittliche Natur, mithin auch die relative Freiheit und Verantwortlichkeit des Menſchen. Auf der Einen Seite ſchreibt ſich Gott allein, wie die Schöpfung und Erhaltung aller Dinge, ſo auch die Erlöſung und Heiligung zu. Er ſchafft das Wollen und Vollbringen nach ſeinem Wohlgefallen (Phil 2, 13;) niemand kommt zum Sohn, es ziehe ihn denn der Vater (Joh. 6, 37. 44;) und ohne den Sohn können die Gläubigen nichts thun (Joh. 15, 5.) Nicht nur der Anfang, ſondern auch der Fortgang und die Vollendung der Bekehrung wird auf Gott zurückgeführt (Jerem. 31, 18. Hebr. 12, 2. Luk. 22, 32. Eph. 2, 10. 1 Kor. 4, 7. 2 Theſſ. 3, 2. 1 Joh. 5, 4.) Darum bekennen alle Gläubigen mit Paulus: „durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1 Kor. 15, 10,) und ſchreiben allen Ruhm und Ehre allein dem Herrn zu (2 Kor. 10, 17.) Ja ſelbſt das Böſe kann als Erſcheinung und nach ſeinen materiellen Kräften von der abſoluten Thätigkeit Gottes nicht ausgeſchloſſen werden. Er verſtockt den Pharao und erweckt den Nebucadnezar, er ſchafft das Licht und ſchafft die Finſterniß, er gibt Frieden und ſchafft das Böſe (Jeſaj. 45, 7;) und es gibt kein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue (Amos 3, 6.) Auf der anderen Seite aber behandelt die heil. Schrift den Menſchen nie als eine bloße Maſchine, ſondern als ein ſittliches Weſen, hält ihm ſchon im A. T. Geſetze vor mit der Verheißung des Segens, wenn er ſie hält, mit der Bedrohung des Fluches, wenn er ſie übertritt; bietet ihm im N. T. das Evangelium, die Taufe und den Glauben an, fordert ihn auf mit Furcht und Zittern ſeine Seligkeit zu ſchaffen (Phil. 2, 12;) ſtellt die höchſten ſittlichen Aufgaben als Befehle an ihn: Ihr ſollt heilig, ihr ſollt vollkommen ſein! und rechnet die Sünde und die Verwerfung des Heils dem Menſchen als ſeine eigene perſönliche Schuld an. „Wie oft habe ich euch verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein verſammelt, aber ihr

habt nicht gewollt“ (Matth. 23, 37. Luk. 13, 34.) Läugnet man nun die erſte Wahrheit von der abſoluten ſchöpferiſchen Urſächlichkeit Gottes im Werke der Schöpfung, Erlöſung und Heiligung, ſo fällt man in den pelagianiſchen Irrthum, der den eigentlichen Kern des Chriſtenthums vernichtet und das Heil von der Creatur ableitet; läugnet oder verdreht man die zweite Klaſſe von Schriftſtellen, ſo geräth man an den Abgrund des Fatalismus oder Pantheismus, ſetzt den Menſchen zum willenloſen Werkzeug herab und hebt conſequenter Weiſe ſeine Zurechnungsfähigkeit, Schuld und Strafe auf. Die Aufgabe der Theologie beſteht nun nicht darin, die Eine jener Vorausſetzungen auf Koſten der anderen feſtzuhalten, ſondern beide, die unendliche und die endliche Cauſalität mit einander zu verſöhnen und in das rechte Behältniß zu bringen, den gordiſchen Knoten nicht zu durchhauen, ſondern zu löſen. Dieß iſt freilich eines der größten und ſchwierigſten Probleme, das auf dem Standpunkt der irdiſchen Erkenntniß vielleicht nie vollſtändig aufgelöst werden kann. Erſt nach dem vollendeten Siege über das Böſe wird ſich auch das tiefe dunkle Räthſel des Böſen, welches den Hauptknoten in dieſem ganzen Problem ausmacht, völlig aufklären. Für das praktiſche und populäre Bedürfniß genügen aber folgende Sätze:

1) Es gibt eine ewige Vorherbeſtimmung der Gläubigen zur Heiligkeit und Seligkeit, und ſie haben daher allen Ruhm ihrer Erlöſung von Anfang bis zu Ende allein der unverdienten Gnade Gottes zuzuſchreiben. 2) Darum hören ſie aber nicht auf, freie, für alle ihre Handlungen verantwortliche Weſen zu ſein; vielmehr, wie Gott in der Natur nicht magiſch und unmittelbar, ſondern durch Naturgeſetze wirkt, ſo wirkt er in den Menſchen durch ihren Willen, alſo durch Vermittlung endlicher Urſachen, und je mehr die Gnade ſich in ihnen entwickelt, deſto mehr entwickelt ſich auch ihre wahre Freiheit, ſo daß vollendete Heiligkeit und vollendete Freiheit mit einander zuſammenfallen. Die höchſte Freiheit iſt nämlich ein vollkommener Sieg über das Böſe, mithin Eins mit ſittlicher Nothwendigkeit des Guten. In dieſem Sinne iſt Gott frei, eben weil er abſolut heilig iſt. 3) Es gibt keine göttliche Vorherbeſtimmung der Sünde als Sünde, obwohl Gott ſie von Ewigkeit vorausgeſehen und mit Rückſicht auf die Erlöſung zugelaſſen hat, auch fortwährend ſie zu ſeinen Zwecken lenkt. Diejenigen daher, welche verloren gehen, gehen durch eigene Schuld verloren und müſſen ihren Unglauben anklagen, der das ihnen von Gott angebotene Heilsmittel verwirft. 4) In der Zeit der Berufung der Völker und Individuen zum Heile verfährt Gott nach einem Plane ewiger Weisheit und Liebe, den wir hier nicht ergründen können und in ſchweigender Ehrfurcht anbeten ſollen. 5) Der rechte Nutzen der Lehre von der Gnadenwahl iſt die Demüthigung des Sünders und die Tröſtung der Gläubigen, ſowie die Erhöhung ihrer Dankbarkeit und Seligkeit; während nur ein ſchändlicher Mißverſtand und Mißbrauch derſelben zu fleiſchlicher Sicherheit und zur Verzweiflung führen kann. 6) Statt viel über die verborgenen Tiefen des göttlichen Rathſchluſſes nachzugrübeln, thut man beſſer, ſeinen eigenen Beruf und Erwählung gewiß zu machen und mit Furcht und Zittern ſeine Seligkeit zu ſchaffen. Nach dieſen einleitenden Bemerkungen über den Geſammtinhalt des neunten Kapitels gehen wir zur Auslegung der einzelnen Verſe über.

1. Ich ſage die Wahrheit in Chriſto, ich lüge nicht, indem es
mir mein Gewiſſen mitbezeuget im heiligen Geiſte, 2. daß ich große
Betrübniß und unabläſſigen Kummer in meinem Herzen habe. 3. Denn

---

V. 1. in Chriſto, d. h. in Gemeinſchaft mit Chriſto, der die Wahrheit ſelbſt iſt und die Glieder ſeines Leibes ebenfalls in das Element der Wahrheit und Lauterkeit verſetzt (vgl. 2 Kor. 12, 19.) Falſch iſt die Faſſung als Schwur: bei Chriſto und beim heil. Geiſte.

ich lüge nicht, negative und verſtärkende Verſicherung (vgl. Joh. 1, 20. 1 Joh. 1, 5.) Es iſt ihm darum zu thun, recht nachdrücklich ſeine Liebe und ſchmerzvolle Sympathie mit den Juden zu betheuren, da ſie nicht nur ſelbſt ihn wegen ſeines freien evangeliſchen Standpunktes und Umgangs mit den Heiden für einen Feind des Volkes hielten, ſondern auch viele Judenchriſten mit Verdacht und Verurtheilen gegen ihn erfüllten (vgl. Apg. 21, 21.)

im heiligen Geiſte, d. h. kraft, vermöge der Gemeinſchaft mit dem heil. Geiſte. Das Gewiſſen iſt eine trügliche Norm, ſo lange es nicht vom Geiſte Gottes, dem objectiven Princip der Wahrheit, erleuchtet und durchdrungen iſt.

V. 2. Das war ein Schmerz der ſuchenden Liebe und erinnert an das Weinen Jeſu über das ungläubige Jeruſalem (Luk. 19, 41.) Wie groß und edel erſcheint hier der Apoſtel mit ſeinem heiligen Patriotismus und ſeiner brünſtigen Liebe zu denen, die ihn von dem Tage ſeiner Bekehrung an allenthalben mit dem unerbittlichſten Haſſe verfolgten und ihm bald nach Abfaſſung dieſes Briefes mehrjährige Gefangenſchaft bereiteten und wahrſcheinlich auch die nächſte Urſache ſeines Märtyrertodes waren! (In dieſem Stücke haben ſich die Reformatoren in ihrem Verhältniß zu den Gliedern der Kirche, die ſie verließen, den Heidenapoſtel nicht zum Muſter genommen.)

V. 3. Nun beſtätigt er dieſen Schmerz durch die Verſicherung, daß er der größten denkbaren Selbſtverläugnung fähig wäre, wenn er dadurch Iſrael von ſeinem Unglauben und von dem auf ihm laſtenden Fluche erlöſen könnte. Es liegt darin ein indirecter Beweis für die ewige Verdammniß (vgl. 2 Theſſ. 1, 8. 9.) Denn wenn Paulus geglaubt hätte, daß alle Juden am Ende doch ſelig werden, ſo verlöre dieſe Stelle ihren tieferen Ernſt.

ich möchte wünſchen, (I could wish, nicht: ich habe gewünſcht, Luth.) iſt bedingungsweiſe zu faſſen: wenn es geſchehen könnte, wenn es erlaubt wäre. Es iſt damit alſo angedeutet, daß der Wunſch unausführbar ſei. Denn weder kann ein Bruder ſtatt des anderen die Verdammniß leiden und ihn erlöſen, (Pſ. 49, 8,) noch kann die Liebe auf die Dauer unſelig ſein.

verbannt zu ſein, wörtlich: „Anathema zu ſein von Chriſto hinweg," d. h. von dem Genuſſe ſeiner Gemeinſchaft ausgeſtoßen, dem Zorne Gottes und dem ewigen Verderben preisgegeben zu ſein. Anathema (hebr. cheraem) iſt eigentlich eine Sache oder auch eine Perſon, die Gott zum Fluche übergeben und geweiht wird (3 Moſ. 27, 28. 29. 5 Moſ. 7, 26. Joh. 6, 17,) dann überhaupt Vertilgungsfluch, Bann (Mal. 3, 24. Gal. 1, 8. 9. 1 Kor. 12, 3. 16, 22,) und im kirchlichen Sprachgebrauch gleich Excommunication oder Ausſchließung von dem Genuß aller Gnadenmittel. Daher die Sitte der Juden, ſich zu anathematiſiren oder zu verfluchen, d. h. ſich ſelbſt Gott zur Vernichtung zu übergeben, wenn etwas wahr ſei oder eintreffe, oder ſie ein Verſprechen nicht

ich möchte wünſchen, ſelbſt verbannt zu ſein von Chriſto für meine

---

erfüllen (Matth. 26, 74. Apg. 23, 21.) Einen ähnlichen Wunſch, wie Paulus, ſpricht Moſes aus 2 Moſ. 32, 32: „Vergib ihnen ihre Sünde. Wo nicht, ſo tilge mich auch aus deinem Buche, das du geſchrieben haſt.“ Auf dieſe beiden Stellen hauptſächlich gründete der edle Biſchof und Myſtiker Fenelon und die Madame Guyon (geſt. 1717) ihre vom Papſte verurtheilte Lehre von dem höchſten der vier Liebesgrade, nämlich der ſogenannten „reinen Liebe“, welche in der völligen Vernichtung des Eigenwillens, in der gänzlichen Verzichtleiſtung auf allen und jeden Lohn beſtehe und Gott bloß um ſeiner ſelbſt willen ſogar mitten in den Qualen der Hölle liebe. Nun ſcheint aber ein ſolcher Wunſch nicht nur ſchwärmeriſch und an und für ſich unmöglich zu ſein, ſondern mit den Forderungen der chriſtlichen Sittlichkeit und Frömmigkeit im Widerſpruch zu ſtehen, deren höchſte Aufgabe ja im Streben nach der innigſten und bleibendſten Gemeinſchaft mit Gott und Chriſto beſteht. Bengel löst die Schwierigkeit durch die Annahme, daß eine ſolche Liebe eine in den Augenblicken der Ekſtaſe geſchenkte Gabe Gottes ſei, welche die Vernunft nicht zu faſſen vermöge. Allein das genügt nicht. Richtiger unterſchied ſchon Thomas Aquinas eine zweifache Tennung von Chriſto, 1) von ſeinem heiligen Willen (a mandatis,) 2) von ſeinem Genuſſe (a fruitione Christi) Die erſtere ſteht mit der Liebe zu Chriſto, mit dem Streben nach Heiligung im Widerſpruch, iſt alſo verwerflich, ja gottlos und konnte daher nicht Gegenſtand der Wünſche des Paulus ſein. Die zweite, die Scheidung von der Seligkeit Chriſti iſt an ſich nicht unſittlich, kann aber freilich nur abſtract oder im Gedanken von der erſten getrennt werden und iſt im Grunde wenigſtens auf die Dauer unausführbar. Denn Heiligkeit und Seligkeit ſind unzertrennlich, und es iſt ja der Wille Chriſti, daß wir durch Gemeinſchaft mit ihm ſelig werden und ſeine Herrlichkeit genießen. Auf dieſe Unausführbarkeit ſeines Wunſches deutet der Apoſtel auch V. 2 hin. Deſſen ungeachtet haben wir hier natürch nicht eine bloße Phraſe, ſondern den Beweis der höchſten Liebe und Selbſtverläugnung, deren ein Chriſt fähig iſt, die Kundgebung einer Geſinnung, die man nicht genug bewundern kann. Im Vollgefühl glühender Liebe für ſeine unglücklichen Volksgenoſſen vergißt Paulus einen Augenblick, daß Seligkeit von der Gemeinſchaft mit Chriſto unzertrennbar iſt und erklärt ſeine aufrichtige Bereitwilligkeit, das größte perſönliche Opfer zu bringen und ſelbſt auf ſeine eigene Seligkeit zu verzichten, wenn er dadurch dieſes überſchwengliche Gut ſeinen Brüdern nach dem Fleiſche ſichern könnte. Wir haben hier einen Ausfluß der unendlichen Liebe, welche den Sohn Gottes vermochte, den Thron ſeiner ewigen Herrlichkeit zu verlaſſen, ja zu leiden und den ſchmachvollen Tod am Kreuze zu ſterben, um arme Sünder, die ſeine Feinde waren, zu retten und ſelig zu machen. Aber auch in der tiefſten Erniedrigung war doch der Wille ſeines Vaters ſeine Speiſe, und eine ſolche That der Liebe konnte unmöglich unbelohnt bleiben, ſondern mußte mit der Erhöhung auch ſeiner menſchlichen Natur zur Theilnahme an der göttlichen Herrlichkeit und Weltregierung gekrönt werden. Aehnlich war es mit Paulus. Sein Wunſch ging aus ſeiner Liebe zu ſeinen Brüdern hervor, dieſe war wieder ein Ausfluß ſeiner Liebe und Lebensgemeinſchaft mit Chriſto; wo aber Chriſtus iſt, da iſt auch nothwendig Leben und Seligkeit, und da muß ſelbſt die Hölle zum Himmel werden.

Brüder, meine Anverwandten nach dem Fleiſche, 4. die da ſind Iſraeliten, denen die Kindſchaft und die Herrlichkeit und die Bündniſſe und die

---

meine Anverwandten nach dem Fleiſche, Gegenſatz zur Bruderſchaft im Herrn. Hier haben wir die bibliſche Berechtigung der Vaterlandsliebe, aber bedingt und durchdrungen von höheren Rückſichten. Der Patriotismus des Paulus war kein fleiſchlicher und bloß natürlicher, ſondern hatte, wie der folgende Vers zeigt, ſeinen tieferen Grund in den herrlichen Gnadengaben und religiöſen Vorrechten, welche den Juden von Alters her zu Theil wurden. Der Chriſt ordnet immer ſeine Liebe zur natürlichen Heimath der Liebe zur Kirche und zum Himmelreich, ſeinem wahren geiſtlichen und bleibenden Vaterlande, unter.

V. 4. Nun werden die hohen religiöſen Vorzüge der Juden, welche ihren Fall und ihre Verwerfung um ſo beklagenswerther machen, aufgeführt und durch das nachdrücklich wiederholte „und“ recht ſtark hervorgehoben. Dieſe Prärogative haben übrigens ihren letzten Grund nicht in größerer natürlicher Vortrefflichkeit dieſes Volkes, verglichen mit den Heiden, ſondern in der freien Gnade Gottes. Durch die Verwerfung des Meſſias hat es dieſelben verſcherzt, und ſie gingen in höherer Form auf die chriſtliche Kirche, als das wahre geiſtliche Iſrael, als die Erbin aller Verheißungen über, doch haften ſie noch in dem Sinne an den Juden, wie Titel und Krone an einer durch eigene Schuld gefallenen Königsfamilie, die auf Reſtauration hofft (vgl. 11, 29.),

Iſraeliten, religiöſer Ehrenname mit Rückſicht auf den Gebetskampf und Gebetsſieg Jakobs, 1 Moſ. 32, 28: „Du ſollſt nicht mehr Jakob heißen, ſondern Iſrael; denn du haſt mit Gott und mit Menſchen gekämpft und biſt obgelegen.“ (vgl. 2 Kor. 12, 29. Phil. 3, 5. Joh. 1, 47.)

die Kindſchaft, vgl. 2 Moſ. 4, 22, wo Iſrael Gottes erſtgeborner Sohn genannt wird, 5 Moſ. 14, 1. Hoſ. 11, 1. Jerem. 31, 9. Der Begriff der Kindſchaft iſt natürlich in dieſen Stellen nicht in dem tiefen Sinne zu nehmen, wie im N. Teſt. (vgl. V. 7. 8, 15. 16,) und bezieht ſich mehr auf das äußere Verhältniß der Angehörigkeit und des beſonderen Schutzes, doch enthielt ſie bereits dem Keime nach und vorbildlich die enge Verbindung, welche Chriſtus, der Eingeborne, der von Ewigkeit in des Vaters Schooß war, zwiſchen Gott und den Menſchen durch die Wiedergeburt des heil. Geiſtes zu Stande gebracht hat.

die Herrlichkeit, die herrliche Gegenwart Gottes in ſeinem Volke, in der Wolken- und Feuerſäule und beſonders ſein Thronen über der Bundeslade zwiſchen den Cherubim, die ſogenannte Schechina, 2 Moſ. 40, 34. 3 Moſ. 16, 2. 1 Sam. 4, 21. 22. 1 Kön. 8, 10. 11. Hebr. 9, 5. Dieſe Schechina war ein Vorbild von dem Wohnen Gottes in dem heiligen Tempel der Menſchheit Jeſu und in der Kirche, ſeinem Leibe (vgl. Joh. 1, 14. 2, 19. Eph. 1, 23.) Darum weiſſagten die Propheten nach der babyloniſchen Gefangenſchaft das Wiedererſcheinen derſelben (Hagg. 2, 7—10. Mal. 3, 1,) und in der ſpäteren jüdiſchen Theologie wird der Meſſias zuweilen geradezu Schechina genannt. Andere faſſen das Wort allgemeiner von der religiöſen Würde und Majeſtät des Volkes, beſtehend beſonders in ſeiner nahen Verbindung mit Gott. Allein P. führt ja die Vorzüge einzeln auf.

die Bündniſſe, der wiederholte Bund Gottes mit den Patriarchen, mit

Geſetzgebung und der Gottesdienſt und die Verheißungen, 5. welchen die Väter (angehören) und aus welchen Chriſtus (ſtammt) nach dem Fleiſche, der da iſt Gott über Alles, geprieſen in Ewigkeit, Amen.

Moſes und dem ganzen Volke. (Gute Handſchriften leſen übrigens den sing. „der Bund.")

die Geſetzgebung, der Act und zugleich der Inhalt der moſaiſchen Geſetzgebung.

der Gottesdienſt, der ganze Tempelcultus, der ſich auf das Geſetz gründet.

die Verheißungen, beſonders die meſſianiſchen.

V. 5. die Väter, die Patriarchen, auf deren Beſitz die Iſraeliten ſtolz waren, denen zuerſt die herrlichen Verheißungen gegeben wurden (Hebr. 11, 9. 13. 17,) und deren Segen auf ihre Nachkommen überging. Doch wird man Moſes, David und die anderen hervorragenden Häupter der Theokratie auch dazu rechnen dürfen, vgl. 1, 3: „geboren von dem Saamen Davids."

Chriſtus, der verheißene Meſſias, der größte aller dem Volke Iſrael zu Theil gewordenen Segnungen, auf den alle anderen typiſch und prophetiſch hindeuten und in dem ſie erſt ihre volle Wahrheit und Wirklichkeit erhalten.

nach dem Fleiſche, nach ſeiner menſchlichen Natur, Leib, Seele und Geiſt, vgl. 1, 3 und Joh. 1, 14.

der da iſt über Alles (nicht alle, nämlich die Väter,) ſagt die Erhabenheit Chriſti über die ganze geſchaffene Welt, mithin auch über alle Menſchen und Engel aus. (vgl Eph. 1, 22. 21. Apg. 10, 36 und Röm. 10, 12.)

Gott geprieſen in Ewigkeit iſt entweder als Appoſition zu faſſen: „der da iſt über Alles, nämlich Gott geprieſen in Ewigkeit" (ſo die engliſche Ueberſ. who is over all, God blessed for ever,) oder was dem Sinne nach auf daſſelbe hinauskommt, als Prädicat: „der da iſt Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit", (ſo Luth. und die Meiſten.) Jedenfalls bezieht ſich dieſe Doxologie auf Chriſtum und iſt Einer der ſtärkſten und unwiderleglichſten Beweiſe für die Gottheit Chriſti. Zwar haben einige meiſt rationaliſtiſche Ausleger ſich hier durch andere Interpunction, die Erasmus zuerſt vorſchlug, zu helfen geſucht, indem ſie entweder hinter „Fleiſche' einen Punkt ſetzen und alles Folgende auf Gott deuten (—. „Gott, der über Alles iſt, ſei gelobet in Ewigkeit;") oder den Satz in zwei Hälften theilen und die erſte auf Chriſtum, die zweite auf den Vater beziehen (—, „der da iſt über Alles. Gott ſei gelobet in Ewigkeit.") Allein dieſe Erklärungen ſind ſehr gekünſtelt und paſſen gar nicht in den Zuſammenhang. Auch müßte eine Lobpreiſung des Vaters wenigſtens durch eine Uebergangspartikel mit dem Früheren verbunden ſein, und überdieß „Gott" den Artikel haben und das „geprieſen" in dieſem Falle voranſtehen, wie in den Doxologieen des A. T. (wo in mehr als 40 Stellen das baruch dem Jehovah vorangeht,) ſowie des N. T. Für die Beziehung auf Chriſtum dagegen ſpricht Alles: 1) ſie iſt in ſprachlicher Hinſicht die einfachſte und natürlichſte. 2) ſie paßt am beſten in den Zuſammenhang; denn die Erwähnung der jüdiſchen Abſtammung Chriſti nach ſeiner menſchlichen Natur läßt ebenſo, wie 1, 4, eine ergänzende Hinweiſung auf die göttliche Natur erwarten, womit erſt die Aufzählung der Vorzüge Iſraels ihren angemeſſenen Höhepunkt erreicht und in Lobpreiſung übergeht. 3) daß P. Chriſtum geradezu Gott (nämlich dem Weſen oder der

6. Die Sache verhält ſich aber nicht ſo, daß das Wort Gottes zu nichte geworden. Denn nicht alle, die aus Iſrael (ſtammen,) ſind

---

Subſtanz nach,) nennt, ſteht mit ſeinem Lehrbegriffe (etwa mit 1 Kor. 8, 6. 15, 27. 28) nicht im Widerſpruch; vielmehr thut er daſſelbe Eph. 5, 5 (nach dem Griech. in dem Reiche deſſen, der Chriſtus und zugleich Gott iſt,) Tit. 2, 13 (wo „großer Gott“ und „Heiland“ ebenfalls dieſelbe Perſon bezeichnen,) 1 Timoth. 3, 16. Tit. 1, 3. 3, 4. vgl. vor allem Joh. 1, 1. 1 Joh. 5, 20; auch läßt er die Schöpfung und Erhaltung der ganzen Welt durch Chriſtum vermöge ſeiner göttlichen Weſenheit vermittelt ſein. Kol. 1, 15 ff. Eph. 3, 9. vgl. Hebr. 1, 2. 3. Joh. 1, 3. Iſt aber Chriſtus wahrhaft göttlichen Weſens und ſoll er geehrt werden, wie der Vater, Joh. 5, 23: ſo hat eine Doxologie auf ihn nichts Auffallendes und iſt ohnedieß nicht auf unſere Stelle beſchränkt, ſondern findet ſich auch noch 2 Petr. 3, 18. Offenb. 5, 12—14. 1 Petr. 4, 11. 4) dazu kommt, daß die griechiſchen und lateiniſchen Kirchenväter und die beſten katholiſchen und proteſtantiſchen Exegeten die Doxologie einſtimmig auf Chriſtum beziehen. Gegen eine ſolche Maſſe von Zeugen kommt die abweichende und offenbar aus dogmatiſcher Befangenheit hervorgegangene Auslegung einiger Socinianer und Rationaliſten gar nicht in Betracht.

Dieſe vom Ap. V. 4 und 5 geſchilderten Vorzüge Iſraels ſind zugleich Vorbilder und Weiſſagungen der höheren Segnungen, welche in der chriſtlichen Kirche ununterbrochen fortdauern und von allen Gläubigen täglich und ſtündlich genoſſen werden. In ihrem Schooße iſt die Kindſchaft und Erbſchaft des ewigen Lebens, die fortwährende Gegenwart des Herrn in den Gnadenmitteln, beſonders dem Sacrament des Altars, der ewige Bund der Gnade ſtatt der aufeinanderfolgenden Bündniſſe, der freie lebendigmachende Geiſt ſtatt des tödtenden Buchſtabens des Geſetzes, die Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit an allen Orten ſtatt des auf Jeruſalem beſchränkten Gottesdienſtes, die weit deutlicheren und köſtlicheren Verheißungen des himmliſchen Canaan und des unverwelklichen Erbes, die unabſehbare Zeugenwolke der Patriarchen, Propheten, Apoſtel, Märtyrer und Bekenner aus allen Zonen und Zungen, und als der Inbegriff aller Segnungen, Jeſus Chriſtus, der Gottmenſch und Weltheiland, der Fleiſch von unſerem Fleiſch, ja unſer Freund und Bruder, und doch zugleich über alles erhaben, das ewig angebetete Haupt der Kirche iſt, die da heißet ſein Leib, die Fülle deſſen, der Alles in Allem erfüllt. „Wie will der entfliehen, der eine ſolche Seligkeit nicht achtet?“ vgl. Hebr. 2, 3.

V. 6. Nach dieſer Herzensergießung und Schilderung der religiöſen Herrlichkeit des Volkes Gottes beweiſt der Ap., daß mit dem Falle der Juden die Verheißungen Gottes nicht „ausgefallen“, d. h. aufgehoben ſeien, und zwar zunächſt V. 6—13, weil dieſelben ſich nicht auf alle leiblichen, ſondern bloß auf die geiſtlichen Nachkommen Abrahams, auf die Glaubenskinder beziehen. (vgl. 2, 28. 29.) Er hätte noch hinzufügen können, daß die Verheißungen durch den Fall vielmehr beſtätigt werden, denn in der 9, 33 angeführten und anderen prophetiſchen Stellen war er bereits vorausverkündigt.

„Iſrael“ iſt hier natürlich in verſchiedenem Sinne, das erſte Mal im weiteren und phyſiſchen, das zweite Mal im engeren und tieferen Sinne gebraucht. Dieſelbe Doppelbedeutung hat „Saame“ und „Kinder“ V. 7, und 8. vgl. Joh. 8, 37. 38.

Iſrael, 7. noch (ſind,) weil ſie Saamen Abrahams ſind, (darum)
alle Kinder, ſondern: „in Iſaak ſoll dein Saame genannt werden;“
8. das iſt, nicht die Kinder des Fleiſches, die (ſind) Kinder Gottes,
ſondern die Kinder der Verheißung werden als Saame gerechnet. 9.
Denn der Verheißung Wort iſt dieſes: „Um dieſe Zeit werde ich
kommen, und Sarah wird einen Sohn haben.“ 10. Nicht allein
aber (dieß,) ſondern auch Rebekka, welche von Einem ſchwanger war,
von Iſaak unſerem Vater. 11. Denn als (die Kinder) noch nicht

---

V. 7. Die Unterſcheidung eines geiſtlichen Iſrael von der geſammten leiblichen, auch die Araber, Edomiter und die ungläubigen Juden umfaſſenden Nachkommenſchaft Abrahams, ſo zu ſagen einer unſichtbaren Kirche innerhalb der ſichtbaren Kirche des Bundes der Beſchneidung wird zunächſt begründet durch 1 Moſ. 21, 12, wo von der Ausſtoßung Iſmaels, des Stammvaters der Araber und Muhammedaner, die Rede iſt, und Abraham die Verheißung erhält, daß die ihm und ſeinem Saamen gegebene Verheißung an Iſaak in Erfüllung gehen werde, der zwar jünger, als der Sohn Hagars, aber durch übernatürliche Kraft nach dem freien Willen Gottes gezeugt und darum der Erbe des Segens und das Vorbild der wiedergebornen Kinder Gottes war. Ausführlicher wird der Gegenſatz zwiſchen beiden Söhnen Abrahams Gal. 4, 22 ff. behandelt.

V. 9. vgl. 1 Moſ. 18, 10. 14 und Röm. 4, 19. 20. „um dieſe Zeit“, wenn dieſe Zeit wiederkehrt, d. h. nach einem Jahre.

V. 10. Nach Rebekka muß man ergänzen: erhielt einen göttlichen Ausſpruch, V. 12, oder: lehrt daſſelbe, wie Sarah.

V. 11. 12. vgl. 1 Moſ. 25, 23. Auf die Ausſcheidung Iſmaels folgte noch eine engere Scheidung innerhalb der Söhne Iſaaks ſelbſt, auf dem die Verheißung ruhte. Bei dem vorigen Beiſpiele konnte es ſcheinen, als ob die Bevorzugung Iſaaks in ſeiner Geburt von der freien und rechtmäßigen Gattin Abrahams, die Verwerfung Iſmaels in ſeiner Abſtammung von der Magd ihren Grund habe. Dieſe Erklärung wird aber abgeſchnitten durch das Schickſal der Zwillingsbrüder deſſelben Vaters und derſelben Mutter, von welchen der Eine noch vor der Geburt, alſo auch vor der Beſchneidung und vor der Erwerbung irgend eines Verdienſtes vorgezogen, der Andere, und zwar der ältere, hintangeſetzt wurde, zum deutlichen Beweiſe, daß es hier nicht auf fleiſchliche Abſtammung und auf natürliche Rechtsanſprüche, ſondern allein auf Gottes freie unverdiente und unbedingte Gnade ankommt. Der Nachdruck liegt nicht auf der Verwerfung Iſmaels und Eſaus, ſondern auf der unverdienten Erwählung Iſaaks und Jakobs. Der Ap. will hier nicht über das endliche perſönliche Schickſal der Erſteren entſcheiden, ſondern den jüdiſchen Wahn bekämpfen, als ob die äußere Herkunft von Abraham oder Iſaak allein ſchon zur Verheißung berechtige, und dagegen den Satz behaupten, daß die Ertheilung der Gnade Gottes weder an leibliche Abſtammung, noch an vorausgeſehene Tugenden und Verdienſte geknüpft ſei, ſondern mit abſoluter Freiheit erfolge. „Gott erwählt uns nicht, weil wir glauben, ſondern damit wir glauben“, ſagt Auguſtin (vgl. Eph. 2, 8.) Es iſt deßhalb auch unrichtig zu ſagen: wir werden wegen des

geboren waren und weder Gutes, noch Böſes gethan hatten, damit der Vorſatz Gottes nach der Auswahl bleibe, 12. nicht aus Werken, ſondern aus dem Berufenden, wurde ihr geſagt: „der Größere wird

---

Glaubens (propter fidem) gerechtfertigt, ſtatt: durch den Glauben (per fidem,) den Gott ſelbſt als das aneignende Organ in uns wirkt. Sodann aber kommen hier Iſmael und Eſau nicht ſowohl als Individuen in Betracht, ſondern als Repräſentanten der Völker, die von ihnen abſtammen. Dieß beweiſt einmal die Stelle 1 Moſ. 25, 23, welche P. V. 12 theilweiſe anführt: „Zwei Völker ſind in deinem Leibe, und zwei Stämme werden ſich ſcheiden aus deinem Schooße; und Ein Stamm wird ſtärker ſein, als der andere, und der größere wird dem kleineren dienen"; ebenſo die Stelle Maleachi 1, 2. 3, wo Jakob und Eſau ebenfalls als Stammväter von zwei Nationen erſcheinen; und endlich der Umſtand, daß die hier behauptete Herrſchaft Jakobs über Eſau, wenn man ſie nicht bloß auf das Uebergehen des Erſtgeburtsrechts und des theokratiſchen Segens auf Jakob beſchränken will, ſondern im vollen, leiblichen und geiſtlichen Sinne faßt, erſt lange nach ihrem Tode an ihren Nachkommen in Erfüllung ging, als David die Edomiter unterjochte (2 Sam. 8, 14.) Da nun die Iſmaeliten und die Edomiter ſammt den übrigen Heiden ebenfalls, wenn gleich ſpäter als die Iſraeliten, zum Evangelium berufen wurden (vgl. 1 Moſ. 27, 40, wo ſchon Iſaak das dereinſtige Aufhören der Knechtſchaft Eſaus vorausſagt, und Amos 9, 11. 12. Apg. 15, 16. 17. Röm. 11, 11 ff :) ſo folgt daraus, daß P. hier nicht, wie viele calviniſtiſche Ausleger ihn mißverſtehen, von einer ewigen Verwerfung ſpricht, ſondern von einer ſolchen Bevorzugung Einer Nation, welche das endliche Heil aller Nationen (— wir ſagen nicht aller Individuen —) vorbereiten ſollte. — (V. 11 enthält zugleich ein beiläufiges Argument gegen die platoniſche und origeniſtiſche Lehre von der Präexiſtenz der Seelen und ihrer Verbannung in dieſe Welt in Folge eines früheren Sündenfalls.)

V. 13. vgl. Mal. 1, 2. 3: „Ich habe euch geliebet, ſpricht Jehovah. Ihr ſprechet: „„Womit haſt du uns geliebet?"" Iſt nicht Eſau Bruder Jakobs? ſpricht Jehovah; und doch habe ich Jakob geliebet, Eſau aber gehaſſet, und habe ſeine Berge in Einöde verwandelt, und ſein Beſitzthum in Wohnungen der Wüſte." Der Prophet hat die damalige Lage der Idumäer und Iſraeliten im Auge, die aber ſchon vorgebildet war im Verhältniß ihrer Stammväter Eſau oder Edom, und Jakob, und inſofern kommen allerdings auch dieſe Individuen in Betracht. Die Schwierigkeit liegt hier in dem Haſſe Gottes gegen Eſau, worin die Vertheidiger der doppelten Prädeſtination immer eine Hauptſtütze für das ewige Decret der Verwerfung geſehen haben. Die Gegner derſelben helfen ſich gewöhnlich dadurch, daß ſie das Wort in relativem (privativem) Sinne faſſen. Es läßt ſich allerdings nicht läugnen, daß haſſen in der Schrift nicht immer die eigentliche Verabſcheuung, ſondern bisweilen bloß einen geringeren Grad, oder, genauer ausgedrückt, den Mangel der Liebe bezeichnet, z. B. 1 Moſ. 29, 31 (wo es nach dem Grundtext heißt: „daß Lea gehaßt war", nämlich von Jakob, d. h. weniger geliebt, als Rahel, vgl. V. 30,) Matth. 6, 24 und beſonders Luk. 14, 26: „So jemand zu mir kommt und haſſet nicht ſeinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schweſtern, und dazu auch ſein eigenes Leben: der kann nicht mein Jünger ſein", verglichen mit

dienen dem Kleineren", 13. wie geſchrieben ſteht: „den Jakob habe ich geliebet, den Eſau aber gehaſſet."

Matth. 10, 37, wo es ſtatt deſſen heißt: „Wer Vater oder Mutter *mehr liebt*, als mich, der iſt meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter *mehr liebt*, als mich, der iſt meiner nicht werth." Indeß bezeichnet das Wort auch in dieſen Stellen genau genommen nicht einen bloßen Mangel, eine Abweſenheit der Liebe, ſondern eine förmliche Hintanſetzung. Dieſe zeigte ſich bei Eſau darin, daß er und ſeine Nachkommen des Erſtgeburtsrechts und der damit verbundenen theokratiſchen Segnungen beraubt wurden. Maleachi hat aber in der angeführten Stelle noch mehr im Auge und ſchildert die Edomiter als Gegenſtand des göttlichen Zorns und Strafgerichtes, wie man beſonders aus V. 4 ſieht. Daraus folgt aber noch keineswegs die Lehre von der Vorherbeſtimmung eines Theils der Menſchheit zur ewigen Verdammniß, oder das Decret der Verwerfung, welches ſelbſt Calvin ein „ſchreckliches" nennt (decretum horribile, attamen verum,) und welches mit den Stellen der heil. Schrift in Widerſpruch tritt, wonach Gott nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß alle ſich zu ihm bekehren und ſelig werden. Denn 1) handelt der Ap., wie ſchon geſagt, hier eigentlich gar nicht von ewiger Verdammniß und ewiger Seligkeit, ſondern von einer zeitlichen Bevorzugung und Zurückſetzung von Nationen in der allmähligen geſchichtlichen Verwirklichung des Erlöſungsplanes, der zuletzt alle umfaſſen wird (11, 25. 32,) alſo auch die Nachkommen Eſaus, die ſogar vorbildlich für alle Heiden ſtehen (Amos 9, 11. 12. Obadj. 18—21.) Deßhalb dürfen wir wohl mit Bengel ſagen: „nicht alle Iſraeliten wurden ſelig, nicht alle Edomiter wurden verdammt." 2) Der Haß Gottes gegen Eſau und ſein Geſchlecht darf in keinem Falle losgetrennt werden von ihrem ſpäteren Leben, ihrem Leichtſinn, ihrer Verhärtung gegen Gott und Feindſchaft gegen ſein Volk. Zwar wird V. 11 nicht nur die Liebe, ſondern auch der Haß Gottes ſchon gleichſam in den Mutterleib verlegt. Allein einmal darf man dabei nicht vergeſſen, daß es vor dem Allwiſſenden eigentlich keinen Unterſchied der Zeit gibt und die ganze Zukunft gegenwärtig iſt. Sodann aber muß man einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Verhältniß Gottes zum Guten und zwiſchen ſeinem Verhältniß zum Böſen machen, wenn man nicht in ganz ſchriftwidrige Irrthümer gerathen will. Gott liebt nämlich die Guten, indem er das Gute ſelbſt in ihnen hervorbringt, und er erwählt ſie nicht um ihres Glaubens und ihrer Heiligkeit willen, ſondern zum Glauben und zur Heiligkeit. Aber man kann nicht ebenſo ſagen, daß er die Böſen haſſe, indem er das Böſe ſelbſt in ihnen hervorbringt, denn das wäre widerſinnig und würde ſeine Heiligkeit vernichten; ſondern er haßt ſie wegen des Böſen, das ſie im Widerſpruch mit Gottes Willen thun oder thun werden. Während das menſchliche Gute die *Folge* der göttlichen Liebe und Gnade iſt, ſo iſt dagegen das menſchliche Böſe der *Grund* des göttlichen Haſſes und Abſcheus und eben deßhalb allein kann es der Gegenſtand der Strafgerechtigkeit und des Verdammungsurtheils Gottes ſein. Wäre das Böſe die *Folge* ſeiner eigenen Thätigkeit, ſo würde er ja ſich ſelbſt verdammen müſſen, was unſinnig und gotteslästerlich iſt.

(Schluß folgt.)

Chriſtoph von Schmid, der Jugendſchriftſteller.

(Schluß.)

Chriſtoph Schmid wurde in dem Städtchen Dinkelſpühl in Baiern a. 1769 in dem Geburtsjahre des großen Napoleon der Welt geſchenkt; aber während jener blutige Eroberer wenige Spuren des Segens hinterließ, hat dieſer Eroberer der Kinderherzen eine reiche Segensſaat in Millionen Herzen bereitet. Die erſte Anſtellung erhielt Chr. Schmid im Bisthum Augsburg als Kaplan oder Hülfsgeiſtlicher. Bald aber wurde ſein pädagegiſches Talent bemerkt und er wurde auf ein ſogenanntes Beneſizium auf eine mehr unabhängige Stelle geſetzt, wo ihm die Zeit blieb, was ſein Wunſch war, alle Kräfte ſeines Geiſtes der Volksſchule zuzuwenden. Der Ort, wo ſich zuerſt dieſe ſeine ſeltene Gabe entfaltete, war der Marktflecken Thannhauſen an der Mindel. Noch jetzt iſt manche deutliche Spur des Segens dort zu finden von der Wirkſamkeit dieſes Mannes und ſeiner Freunde. Er wirkte hier nicht allein. Ein ausgezeichneter Beamteter ſtand der gräflich Stadioniſchen Ortſchaft vor, und hatte den Sinn eines für das Wohl des ihm anvertrauten Volkes ganz begeiſterten Jüngers der Gerechtigkeit. Thomas Meierhofer, der biedere Ortspfarrer, der Oberamtmann Oberſt, der Gehülfsgeiſtliche Aloys Singer und der zum Schulinſpektor des Bezirkes ernannte Chr. Schmid waren alle vier Männer von dem Ideale chriſtlicher Volksbildung durchdrungen. In der Kirche hörte man nur die Predigt des reinen Chriſtenthums. Jeden Ausbruch der Roheit hielt die Polizei mit ernſten Maaßregeln zurück. An den Herzen der Jugend arbeitete ein treuer Schullehrer Höfer, der die Geiſtlichen wie Väter ehrte und von ihnen in ſeinen Bemühungen auf das treueſte unterſtützt wurde, und um das Maaß des Guten voll zu machen, wirkte an den Krankenbetten der durch Treue ſo wie durch Geſchicklichkeit in ſeinem Beruf ausgezeichnete Arzt Bauberger. Der Kaplan des Ortes, A. Singer, hatte eine kleine Privatſchule gebildet, worin Jünglinge, die zum geiſtlichen Amte Luſt zeigten, einen vollſtändigen Gymnaſial-Unterricht erhielten. A. Singer war ein geborner Erzieher der Jugend, ein gründlicher Lehrer der alten Sprachen, ein Meiſter in der Poeſie und Tonkunſt, ein guter Zeichner, und was die Hauptſache war, ein Chriſtusgläubiger im Sinne Lavaters, durch deſſen Meſſiade wie durch die Klopſtocks er auch frühzeitig in ſeinen Schülern eine Begeiſterung für das Chriſtenthum zu wecken ſuchte. Während die öffentlichen Gymnaſien und höheren Schulen ſchon damals ſo

viele Jünglinge in ſittenverderbten Städten zu viel ſich ſelbſt überließen und daher viele dem Laſter der Unmäßigkeit und der Roheit der Sitten verfielen, lebten hier 12 bis 18 Knaben und Jünglinge unter einer wahren väterlichen Aufſicht von Liebe und ernſter Strenge ſorgfältig geleitet und wurden mit allen Quellen des Edlen und Guten frühzeitig bekannt gemacht. Zu dieſer Zeit genoſſen wir Studenten das Glück, den katechetiſchen Vorträgen Chriſtoph Schmids in der Volksſchule beizuwohnen und auch von ihm zum erſten heil. Abendmahl vorbereitet zu werden. War die ganze Schule ſtill und ruhig geblieben, ſo hatten wir, wann der Unterricht vorüber war, eine kleine Geſchichte als Belohnung zu hoffen. Oft ſchrie die ganze Schule mit aufgehobenen Händen zuſammen: O Herr Schulinſpektor, á G'ſchichtle! und alle lauſchten dann auf den Erzähler, der nur zu früh endete. — Da übte ſich der Erzähler in ſeiner Kunſt, und erſt wenn er den Eindruck der Worte an der Aufmerkſamkeit und Rührung der Kinder öfters erprobt hatte, wurden die Erzählungen niedergeſchrieben. So las er auch ſeine bibliſchen Geſchichten mehrere Jahre hindurch den Schülern vor, änderte ſie jedes Jahr wieder ab, und dann erſt übergab er ſie dem Drucke. Oft wenn ihm einige Sätze nicht gefielen, wurden ſie auch den Freunden vorgeleſen und nach ihrem Urtheile wieder verbeſſert; daher das Einfache, Ungekünſtelte und Fließende in ſeiner Schreibart, und das Maleriſche und Lebendige in ſeiner Darſtellung.

Das größere Werk, welches zuerſt im bairiſchen Schulbücher-Verlag erſchien, wurde bald auch die Hausbibel vieler katholiſchen Familien, und bildete zum Verſtehen der heil. Schriften gehörig vor. Zu gleicher Zeit verbreiteten dieſe Geiſtlichen auf das eifrigſte die Goßneriſche und Van Eßiſche Ausgabe des Neuen Teſtaments. Während die Jugend umliegender Ortſchaften Jahrmärkten und anderen Vergnügungen nachzogen, ſah man die Jugend dieſes Ortes an Sonntagen Nachmittags bei erbaulichen und belehrenden Büchern ſitzen, oder man ſah ſie in Gruppen durch die Felder ziehen, die Werke Gottes betrachtend in ihrer Schönheit und abwechſelnd ihre Kirchen- und Schullieder ſingend; vorzüglich wurden der Schul- und Kirchengeſang von Chriſtian Schmid und ſeinen Freunden gepflegt. Seine gemüthlichſten Jugendlieder ſind in ſeinen Blüthen dem blühenden Alter enthalten, ſeine Geſänge zur öffentlichen Gottesverehrung waren eine meiſterliche Auswahl der ſchönſten Kirchenlieder. In der Kirche zu Thannhauſen konnte man den ſchönſten Volksgeſang hören, deutſche Meßgeſänge und Pſalmen im ſchönſten Choralton, von der majeſtätiſchen Orgel begleitet.

M. Sailer als Profeſſor kam faſt jede Herbſtferien hier an, um ſeine Freunde zu beſuchen und ihr Wirken zu ſehen; er predigte öfters in dieſer Gemeinde; doch ſchon damals blickten die ſtreng römiſchgeſinnten Kirchenbehörden in Augsburg mit Mißtrauen und Aengſtlichkeit auf die rein chriſtlich katholiſche Gemeinde in Thannhauſen. Waren ja doch von ihnen ſchon früher M. Boos, deſſen herrliche Biographie uns Geßner ſchrieb, und ſeine Freunde viel

Digitized by Google

von ihnen verfolgt worden. Die thätigſten Schüler Sailer's wurden daher von derſelben Kurie ſtets mit dem größten Mißtrauen beobachtet und als ſogenannte Aftermyſtiker verſchrieen, denn die Predigt aller dieſer Leute war der rein apoſtoliſch katholiſche Glaube, und von Abläſſen, Wallfahrten, Roſenkränzen, Marien-Andachten ꝛc. hörte man nichts in dieſen Predigten. Fennebergs Biographie, die das Leben und Wirken dieſer Sailerſchen Schule in ihrer Blüthezeit darſtellte, wurde wie Hegelin's Biographie unter den ultramontanen Katholiken überall verketzert. Freilich ordnete ſich dieſes Alles, als Sailer ſelbſt Biſchof wurde, und es wird uns vielleicht die neue noch zu erwartende Biographie dieſes Mannes ſagen, warum er als ſolcher ſo viele Erwartungen unbefriedigt ließ. Schmid, deſſen bibliſche Geſchichte dem königlichen Cental-Schulbücherverlage bereits ein Kapital von mehr als 30,000 Gulden eingetragen hatte, wurde von der bairiſchen Regierung, an deren Spitze damals meiſt Leute ſtanden, die dem alles beherrſchenden religiöſen Indifferentismus oder Unglauben wenigſtens aus Mode huldigten, wenig beachtet. Sailer und ſeine Schüler waren bei dieſen als Myſtiker übel angeſehen, und ſo ſtanden dieſe edlen Männer zwiſchen zwei Feinden, den Ungläubigen und den orthodoxen Eiferern.

Ganz Deutſchland war indeſſen auf Chr. Schmid's Jugendſchriften, die von Jahr zu Jahr in der Krüllſchen Buchhandlung in Landshut erſchienen, aufmerkſam geworden. Seine Oſtereier, Heinrich von Eichenfels waren überall zu finden, wo man gute Schriften las. Schmid, dem die Verhältniſſe in Baiern nicht mehr gefielen, zog ſich 1815 auf die ſtille ruhige Landpfarrei Stadion im Königreich Württemberg zurück. Der Graf von Stadion, dem auch die Grafſchaft Thannhauſen gehörte, hatte ſie ihm verliehen. Dort lebte er nun ganz ſeinen Muſen in einer reizenden Gegend nicht weit von der Donau, die dort bei Ehingen ein fruchtbares Thal durchſtrömt. Der gräfliche Schloßgarten und der niedliche Pfarrgarten waren ſein liebſter Aufenthalt. In der Kirche nährte er ſeine kleine Gemeinde mit apoſtoliſchen Predigten, in der Schule die Kinder mit der Milch des Evangeliums. Nun kamen noch mehrere ſeiner ſchönen Erzählungen zur Reife, Roſa von Tannenburg, das Blumenkörbchen, Euſtachius, u. ſ. w. Seine Blüthe dem blühenden Alter gewidmet, widmete er der Schuljugend zu München, denn in ihrem Namen hatte ihm der Freiherr von Maſtiaux das von ihm verfaßte chriſtlich katholiſche Geſangbuch für die Volksſchulen in München dedicirt; ſeine auch jetzt erſcheinenden Schauſpiele für die Jugend waren von den Schülern und Schülerinnen des Verfaſſers bei den Schulprüfungen zu Thannhauſen auf's gelungenſte dargeſtellt worden. Sein Freund A. Singer hatte alle zwiſchen eingeſtreuten Liedchen in liebliche Muſik geſetzt, und die Hauptgegenſtände jedes Schauſpiels waren kindliche Liebe, Eltern-Tugenden und die wunderbaren Wege der Vorſehung ebenſo herrlich dargeſtellt, wie in ſeinen Erzählungen. Iſt es jemand gelungen, die Bühne zur Schule der Tugend umzuwandeln, ſo gelang es unſerem Verfaſſer. Auf eine originelle Weiſe ſchlägt er die Einwendungen übertriebener Eiferer gegen jeden

Gebrauch der Schaubühne durch eine wahre Geſchichte, die er den Schauſpielen anſtatt einer Vorrede vorausſchickte, zurück. Dieſe Schauſpiele von der Jugend des Marktfleckens Thannhauſen ausgeführt, waren anziehende Volksfeſte für die ganze Nachbarſchaft.

Als Pfarrer Meierhofer a. 1816 bald nach Ch. Schmid's Abzug ſtarb, und durch die neuen Pfarrherren ein ganz anderer Geiſt in dieſe Gemeinde einzog, endlich auch Singer auf eine Pfarrei vorrückte, ging viel des Guten wieder verloren, doch ſind noch viele Familien dort, in denen dieſer alte Geiſt fortlebt; und da in neueſter Zeit ein Schüler dieſer Männer die Seelſorge dieſes Ortes wieder erhielt, ſo iſt das alte chriſtliche Volksleben wieder erwacht. Schmid wurde a. 1825 ſogleich nachdem König Ludwig, der eine große Zuneigung zu Sailer hatte, die ihm von ſeinem edlen Erzieher Sambuga eingepflanzt war, die Regierung antrat, nach Baiern zurückgerufen, erhielt eine Domherrn-Stelle in Augsburg und wurde durch das Ritterkreuz des Civilverdienſtordens auch in adelichen Rang erhoben. Dieſes alles aber änderte nicht im Geringſten die kindliche Einfalt und beſcheidenen und liebevollen Sitten des Mannes, in deſſen Seele längſt ein höherer Adel lebte.—A .1849 an Ch. Schmid's 80ſtem Geburtstag ſtellte die wirklich deutſch geſinnte und ſtets dankbare Stadt Augsburg, die in ihm eine ihrer höchſten Zierden verehrte, und auf den Beſitz dieſes Mannes ſtolz iſt, ein großartiges Volksfeſt an, um ihm ihre Verehrung und Dankbarkeit auszudrücken. Der Magiſtrat der Stadt ließ die ganze Schuljugend der Stadt zu einem Feſte verſammeln Auf eine ſehr ſinnvolle Weiſe ſtellten die Kinder ſämmtliche berühmten Erzählungen des Verfaſſers in mimiſch gekleideten Gruppen dar, und das Ganze ſchloß mit einem Jugendfeſte im Freien. Die ſeine Erzählungen darſtellenden Gruppen wurden in dem berühmten goldenen Saal des Augsburger Rathhauſes den von allen Seiten zuſtrömenden Gäſten und dem edlen Greiſe vorgeſtellt; und die ganze Stadt bezeugte dem geliebten Jugendfreunde ihre aufrichtigſte Huldigung.

Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Erzählungen erſchien 1834 in der Joſ. Wolf'ſchen Buchhandlung mit trefflichen Stahlſtichen geziert und überhaupt auf das würdigſte ausgeſtattet. Achtzehn Bände umfaſſen das ganze Werk und ſind zu 37 Cts das Bändchen broſchirt durch alle guten Buchhandlungen der Vereinigten Staaten zu beziehen. Dieſe Originalausgabe iſt auch den mehrfach erſchienenen Nachdrucken weit vorzuziehen, da ſie viele Verbeſſerungen von des Verfaſſers Hand enthält und nach ſeinem eigenen Plan geordnet iſt. Er ſpricht ſich ſelbſt in der Vorrede alſo darüber aus: „Wie die einzelnen Erzählungen einer Verbeſſerung bedurften, ſo mußte auch auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung Bedacht genommen werden. Mit der Erkenntniß Gottes, mit der Menſchenfreundlichkeit Gottes, die in unſerem göttlichen Erlöſer uns ſichtbar erſchienen, und mit der Ausſicht auf ein künftig beſſeres Leben nach dem Tode wurde daher der Anfang gemacht — alſo mit den drei Erzählungen: Heinrich von Eichenfels, der Weihnachtsabend und

die Oſterreier. Hierauf folgen Beiſpiele von Menſchen, die von Herzen an Gott glaubten, auf Ihn vertrauten, Ihm gehorchten, die in dem Glauben an Jeſus Chriſtus ihr Heil gefunden, indem ſie ſeine Lehre zur Vorſchrift ihres Lebens machten; die in der Hoffnung einer ſeligen Ewigkeit nach dieſem kurzen vergänglichen Leben die größte Ermunterung zum Guten, den beſten Troſt in allen Leiden fanden. Auch einzelne Tugenden werden hervorgehoben. Mehrmals werden Eltern dargeſtellt, die ihre Kinder gut, fromm und geiſtlich erzogen, und Kinder, an denen ihre Eltern Freude erlebten. Auch durfte es nicht an warnenden Beiſpiele fehlen von Menſchen, die ſich nicht an Gott hielten, in Sünde und Laſter verfielen und ſich in das größte Elend ſtürzten — an Beiſpielen von Gottes weiſer, liebevoller Vorſicht für gute Menſchen und von der Gerechtigkeit Gottes, der böſe Menſchen ſtraft. Anfangs iſt nur von den Grundlehren unſerer heiligen Religion die Rede, erſt in der Folge wird auf einzelne Lehren des Chriſtenthums etwas tiefer eingegangen, ſoviel es nämlich in Schriften möglich iſt, die nicht zu eigentlichen Lehr- und Erbauungsbüchern beſtimmt, ſondern bloß für Kinder und jugendliche Gemüther geſchrieben ſind, um ſie auf eine ergötzende Weiſe zu belehren und zu erbauen. In unſererZ eit, da man nicht nur einzelne Lehren zu beſtreiten, ſondern den Grund des Chriſtenthums zu untergraben verſucht, dürfte dieſes Verfahren nicht unweiſe zu nennen ſein. Man legt ja zuerſt das Fundament eines Tempels, führt dann die Hauptmauer auf, und erſt zuletzt errichtet man über dem vollendeten Dome das goldene Kreuz."

Dr. J. A. F.

P. Ohie.

Meditationen.

No. 8.

Das verborgene Leben des Chriſten.

„Euer Leben iſt verborgen mit Chriſto in Gott. Wenn aber Chriſtus, unſer Leben, ſich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit Ihm in der Herrlichkeit." Kol. 3, 3. 4.

Chriſtus iſt der tiefſte Lebensgrund der gläubigen Seele, die Wurzel und der Stamm, woraus ſie Saft und Kraft bezieht. Ohne Ihn kann ſie ſchlechterdings nichts thun, mit Ihm und durch Ihn aber alles, was Gott wohlgefällig iſt. Wie Adam der Stamm der natürlichen Menſchheit iſt, von dem wir alle unſer Fleiſch und Blut, Sünde und Tod ererbt haben: ſo iſt Chriſtus, der zweite Adam, ein neuer Stamm, vom himmliſchen Gärtner auf dieſe Erde verpflanzt, auf welchen wir vom wil-

den Baum der ſündigen Natur hinaufgepfropft werden müſſen, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden und edle Frucht zu bringen, die da bleibe in Ewigkeit. „Ich bin die Auferſtehung und das Leben“; „Ich lebe, ihr ſollt auch leben“; „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben“; „Mein Fleiſch iſt wahrhaftig Speiſe und Mein Blut iſt wahrhaftig Trank; wer Mein Fleiſch iſſet und trinket Mein Blut, der bleibet in Mir und Ich in ihm;“ — ſo ſpricht der Herr. „Ich lebe, jedoch nicht ich, ſondern Chriſtus lebet in mir“; „Chriſtus iſt mein Leben und Sterben iſt mein Gewinn“; „Wenn Chriſtus, unſer Leben, ſich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit Ihm in der Herrlichkeit;“ — ſo bezeugt der Apoſtel. Und die Gläubigen aller Zeiten und Völker bekennen mit Einem Herzen und mit einem Munde, daß Jeſus Chriſtus der alleinige Quell alles Heils, alles Friedens und alles geiſtlichen Lebens ſei. Außer Chriſto, dem im Fleiſche geoffenbarten Gott, gibt es nur ein Scheinleben, und alle Tugend und Frömmigkeit, die nicht auf Ihn gegründet iſt, nicht aus Ihm ihre Kraft und Nahrung ſchöpft, entbehrt des rechten Fundamentes und der lebendigen Seele, iſt im Grunde ein tönendes Erz und eine klingende Schelle und kann darum auch, ſo werthvoll ſie für dieſe Welt ſein mag, doch im Gerichte Gottes nicht beſtehen. „An mir und meinem Leben Iſt nichts auf dieſer Welt; Was Chriſtus mir gegeben, Das iſt der Liebe werth.“ Paulus hat alles für Koth gehalten, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Tugend, ſeine Geſetzesgerechtigkeit, damit er Chriſtum gewinne und in Ihm erfunden werde.

Welche unausſprechliche Ehre und Herrlichkeit theilt Gott dem ſterblichen Menſchen mit! Durch den Glauben ſind wir Chriſtusträger und Gottesträger und ſollen es immer mehr werden. Der Eingeborne des Vaters hat ſich in unſer armes Fleiſch und Blut gekleidet und iſt uns in allem gleich geworden mit Ausnahme der Sünde, damit Er uns vom Fluch der Sünde erlöſe, uns „der göttlichen Natur theilhaftig“ mache und in unſerem Herzen als Seinem Tempel wohne ſammt dem Vater und dem heiligen Geiſte. Aus Seiner freiwilligen Armuth ſtammt unſer Reichthum, aus Seinem Tode ſprudelt uns das Leben, Seine Erdenfahrt iſt unſere Himmelsfahrt, Seine Menſchwerdung der Weg zu unſerer Vergöttlichung!

Dieſſeits aber iſt dieſes Leben der Gläubigen mit Chriſto in Gott verborgen. Es iſt verborgen vor der Welt, wie Chriſtus ſelbſt vor ihr verborgen iſt. Sie kennt Ihn nicht in Seiner Größe und Herrlichkeit, in Seiner Liebe und Gnade, in Seiner hohepriſterlichen und königlichen Würde und Majeſtät. Sie kannte Ihn nicht, als Er in den Tagen Seines Fleiſches in ihrer Mitte wandelte, ſie ſah in Ihm bloß den Zimmermannsſohn von Nazareth, im beſten Falle den gewaltigen Lehrer und Wunderthäter, einen zweiten Elias oder Moſes, aber nicht den Weltheiland, nicht die leibhaftige Erſcheinung und Verkörperung der Fülle der ewigen Gottheit;

ja die Gelehrten und Vornehmen hielten Ihn für einen gutmüthigen Schwärmer oder gar für einen Betrüger und Volksaufwiegler, nannten Ihn Beelzebub und ſchlugen Ihn in ihrer Blindheit als einen Verbrecher an's Kreuz. Aber auch jetzt, wo Ihm übergeben iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden, wo Er, erhaben über Fürſtenthümer, Herrſchaften und Gewalten, und doch unſichtbar gegenwärtig nach Seiner Verheißung, die Ruder der Weltgeſchichte führt und das Schiff ſeiner Kirche durch Sturm und Wogen dem Friedenshafen der Ewigkeit ſicher zulenkt, wird Er noch immer von den Ungläubigen und Leichtſinnigen ignorirt und verkannt, entweder den großen Todten, den Philoſophen und Tugendhelden beigezählt, oder geradezu offen verſpottet, angeſpieen und auf's Neue gekreuzigt. Wie ſollte man denn erwarten, daß ſie Seine Jünger in ihrem wahren Charakter erkennen. Haben ſie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden ſie ſeine Hausgenoſſen alſo heißen. Selbſt wo die Welt die Tugenden der Kinder Gottes, ihren Ernſt, ihre Milde, ihre Liebe, ihre Sanftmuth, ihre Selbſtverläugnung, ihre Keuſchheit, ihre Mäßigung, ihre Geduld, ihre Ausdauer anerkennen und bis auf einen gewiſſen Grad bewundern muß, leitet ſie doch alle dieſe Pflanzen des himmliſchen Gärtners aus natürlichen Kräften und Urſachen ab; ſie gewahrt bloß die Oberfläche der Erſcheinung, aber nicht die geheime Werkſtätte des göttlichen Geiſtes, nicht das Schalten und Walten der übernatürlichen Mächte der neuen Schöpfung; das Geheimniß der Wiedergeburt, der Heiligung, des Lebens in Gott und aus Gott iſt und bleibt dem fleiſchlichen Verſtande verborgen, den Juden ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit.

Doch nicht nur der Welt iſt das Leben der Kinder Gottes in ſeinem innerſten Grund und Weſen verborgen, auch ihnen ſelbſt iſt es noch nicht in ſeiner ganzen Tiefe und Herrlichkeit offenbar. Nur mit zitternder Freude und mit der Schamröthe der Demuth geſtehen ſie ſich, daß ſie aus himmliſchem Saamen gezeuget, Erben Gottes und Miterben Chriſti ſind. Sie bleiben ſich daneben immer ihrer Knechtsgeſtalt bewußt. So lange ſie auf Erden wallen, bleiben ſie arme Sünder, ſucht der alte Adam dem neuen Adam die Herrſchaft ſtreitig zu machen, regt ſich in ihren Gliedern das Geſetz der Sinnlichkeit, wuchern in dem Acker ihres Herzens neben den Blumen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Sanftmuth, der Demuth, der Geduld, auch die Giftpflanzen des Zweifels, des Kleinmuths, der Verzagtheit, des Neides, der Eiferſucht, der Eigenliebe, des Zornes, des Stolzes, der Ungeduld, daß ſie täglich beten müſſen: Herr, wir glauben, hilf unſerem Unglauben, Herr vergib uns unſere Schulden und führe uns nicht in Verſuchung! Sie haben hier den himmliſchen Schatz in irdiſchen Gefäßen, auf daß die überſchwängliche Kraft ſei Gottes und nicht von ihnen; ſie tragen allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an ihrem Leibe, damit auch Sein Leben dereinſt an ihrem Leibe offenbar werde.

Sie ſind allenthalben von Trübſal und Bangigkeit umgeben, obwohl ſie nie ganz verzagen und verzweifeln. Die Sonne der Gnade iſt gar oft mit Wolken und Nebeln überzogen, daß ſie dieſelbe nicht gewahren, obwohl ſie dennoch am Himmel ſteht und ſeiner Zeit um ſo milder und freundlicher wieder durch die Hülle hervorbricht. Werden ſie auch je und je in den dritten Himmel entzückt und mit einem Vorſchmack der ewigen Ruhe der Heiligen erquickt, ſo fühlen ſie doch alsbald wieder den Pfahl im Fleiſche, des Satans Engel, der ſie mit Fäuſten ſchlägt, und ob ſie auch wiederholt den Herrn bitten, dieſe Plage von ihnen zu nehmen, ſo erhalten ſie doch nur zur Antwort: „Laß dir an Meiner Gnade genügen, denn Meine Kraft wird in der Schwachheit vollendet.“ Und darum rühmen ſie ſich mit dem großen Apoſtel am liebſten ihrer Schwachheit, auf daß die Kraft Chriſti reichlich in ihnen wohne. Darum ſind ſie gutes Muthes trotz Schwachheit, Schmach, Noth, Verfolgung und Angſt, um Chriſti willen, denn wenn ſie ſchwach ſind, ſo ſind ſie ſtark.

Aber in dieſer Verborgenheit, ja mitten unter den Verkennungen und Verfolgungen von außen und den Verſuchungen und Anfechtungen von innen wächſt und gedeiht das Leben Chriſti in der gläubigen Seele. So entfalten die ſchönſten Blumen ihren köſtlich duftenden Kelch unter dem Schleier der Nacht; ſo ſchlägt die ſtolze Eiche ihre tiefen feſten Wurzeln, während der Orkan ihren Wipfel ſchüttelt; ſo ſchwillt dem Feldherrn der Muth und nur dann winkt ihm die Siegeskrone, wenn der feindliche Kanonendonner ihn umbrüllt. „Das iſt je gewißlich wahr: Sterben wir mit Chriſto, ſo werden wir mit Ihm leben; dulden wir mit Ihm, ſo werden wir mit Ihm herrſchen.“ „Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden. Wir wiſſen aber, wenn es erſcheinen wird, daß wir Ihm gleich ſein werden; denn wir werden Ihn ſehen, wie Er iſt.“

Wann Chriſtus, ihr Leben, wird offenbar werden,
Wann Er Sich einſt, wie Er iſt, öffentlich ſtellt;
So werden ſie mit Ihm als Herren der Erden
Auch herrlich erſcheinen zum Wunder der Welt.
Sie werden regieren,
Mit Ihm triumphiren,
Den Himmel als prächtige Lichter auszieren;
Da wird man die Freude gar offenbar ſpüren.

O Jeſu, verborgenes Leben der Seelen,
Du himmliſche Zierde der inneren Welt,
Laß Deinen verborgenen Weg uns erwählen,
Wenn gleich uns die Bürde des Kreuzes entſtellt.
Hier übel genennet
Und wenig gekennet,
Hier heimlich mit Chriſto im Vater gelebet,
Dort öffentlich mit Ihm im Himmel geſchwebet!

Digitized by Google

Kirchenchronik.

Newman und Achilli noch einmal. — Als wir unſeren Artikel über den berüchtigten Achilli-Proceß für das Auguſt-Heft ſogleich nach dem Eintreffen der erſten Kunde und im friſchen Eindruck der Indignation ſchrieben, hatten wir bloß von dem Proteſte der London-Times gegen die Entſcheidung des Gerichtshofs gehört. Seitdem aber haben wir zu unſerer Freude und Beſtätigung gefunden, daß faſt alle hervorragenden politiſchen Zeitungen Englands, mit Ausnahme der radicalen und ungläubigen Daily News, im Weſentlichen mit dieſem Proteſte einverſtanden ſind, und daß unter anderem auch Lord Brougham ſich nicht ſcheut, ganz unverhehlen ſeine Verachtung vor dem unwürdigen und parteiiſchen Betragen des Richters Campbell während des Proceſſes auszuſprechen. Littell's Living Age von Boſton, N. 429 S. 277 des laufenden Jahrgangs, ſagt geradezu, die öffentliche Meinung habe ſich für Newman entſchieden (Father Newman appears to have gained his case in public opinion,) und führt dann zum Belege Artikel aus dem Spectator, Examiner, den Times, dem Morning Chronicle ꝛc. an, welche alle ihr Staunen über die Losſprechung Achilli's im Widerſpruch mit einer ſo überwältigenden Maſſe von Beweiſen ſeiner Schuld ausdrücken und dieſes auffallende Reſultat mit größerer oder geringerer Beſtimmtheit von dem unbewußten Einfluß des religiöſen Vorurtheils ableiten. Die franzöſiſche Preſſe ernſterer Art ſteht ohnedieß auf Seiten Newman's, und in Frankreich, ja auch in Deutſchland und Italien werden gegenwärtig unter den Katholiken Subſcriptionen veranſtaltet zur Bezahlung der Proceßkoſten, die ſich auf über $ 50,000 belaufen ſollen, — eine Manifeſtation der kirchlichen Einheit, die uns wohl beſchämen darf. Denn, ſelbſt wenn Achilli ein ganz anderer Mann wäre, ſo würde doch wohl das proteſtantiſche Intereſſe an ihm im Fall ſeines pecuniären Ruins ſich ſchwerlich in dieſer thatſächlichen Weiſe von fernen Ländern her kundgeben. Auch in Amerika haben unterdeß einige angeſehene nichtkatholiſche politiſche Blätter, wie der New York Courier & Inquirer, der Richmond Inquirer, ꝛc., vom rein juridiſchen Standpunkte aus dieſelbe Anſicht über dieſen Proceß ausgeſprochen, wie die leitenden Organe der öffentlichen Meinung in England, und dadurch viele unſerer kirchlichen Blätter zu Schanden gemacht, welche in dieſem Falle unter dem Einfluß theils des religiöſen Fanatismus, theils der Ignoranz ebenſo fehlgeſchoſſen haben, wie früher in ihrer Beurtheilung der Maria Monk, des Ronge, Dowiat, Koſſuth und Leahey. Die Zeit wird kommen, wo ſie auch hier ihren Irrthum entweder mit männlicher Offenheit, oder mit feigem Stillſchweigen eingeſtehen müſſen, wie in den genannten Fällen aus der jüngſten Vergangenheit.

Es iſt merkwürdig, wie die Geſchichte oder die weltliche Gerechtigkeit zuletzt da einſchreitet, wo das Forum des religiöſen Publicums ſich weigert, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Maria Monk, welche einſt an Dr. Brownlee von New-York einen ſo eifrigen Beſchützer fand, hat ſich als eine gemeine H... ausgewieſen. Der „Reformator“ Ronge, der „zweite Luther“, hat ſeine deutſch-katholiſche Komödie mit der Verführung und Entführung des Weibes ſeines Wohlthäters geendet. Koſſuth, der

Digitized by Google

zwar an Talent und Charakter weit über dieſen Subjecten ſteht, aber doch in keinem Falle die abgöttiſche Verehrung verdient, welche ihm in den erſten Monaten ſeines hieſigen Aufenthaltes ſelbſt Geiſtliche aus faſt allen Denominationen gezollt haben, iſt zum größten Staunen ſeiner wärmſten Verehrer mit ſeinen für die Befreiung Ungarns in Amerika geſammelten und von der dareinſtigen ungariſchen Republik zurückzuzahlenden 100,000 Dollars unter dem falſchen Namen „Alexander Smith" in aller Stille durchgebrannt! Der unglückliche Exmönch (?) Leahey, der mehrere Jahre hindurch trotz vielfacher Warnung und Bloßſtellung als Anti-Popery-Lecturer mit den beſten Empfehlungen verſehen, wie im Triumphe von Stadt zu Stadt zog, hat kürzlich, wie uns politiſche Blätter ſo eben berichten, in Wisconſin einen doppelten Mord in offenem Gerichtshof begangen und wird wahrſcheinlich zum Henkertode verurtheilt werden! Wir wünſchen von Herzen, daß den Dr. Achilli kein ſo tragiſches Schickſal treffe, vielmehr, daß er gründliche Buße thue und ſich entweder zum proteſtantiſchen oder zum katholiſchen Glauben bekehre, dem er niemals von Herzen angehört hat.

Eine Vertheidigung Dr. Newmans in dieſem beſtimmten Falle iſt noch durchaus nicht nothwendig eine Vertheidigung des Papſtthums, wie uns einige mißverſtanden zu haben ſcheinen. Zwar halten wir es für gar keine Schande, vielmehr für Chriſtenpflicht, ſich des unrechtmäßig Verfolgten und Verläumdeten anzunehmen, und wäre er ſelbſt unſer Feind. Aber wir haben ausdrücklich bemerkt (S. 315,) daß ſolche Subjecte, wie Ronge, Achilli, Leahey (— der übrigens nach katholiſchen Blättern niemals eigentlicher Mönch, ſondern bloß Knecht in einem Trappiſtenkloſter war —) in ihrer eigenen Perſon einen unwiderleglichen Vorwurf gegen die römiſche Kirche enthalten und beweiſen, daß es in ihr zu allen Zeiten gottloſe Prieſter und eidbrüchige Mönche gebe. Allein man ſei auch billig und verlange nicht mehr von ihr, als ſie ſelbſt in Anſpruch nimmt. Sie hat niemals das Vorhandenſein einer großen Maſſe von Corruption in ihrem Schooße geläugnet, und ihre Hiſtoriker haben ſtets zugegeben, daß es ſelbſt nichtswürdige Päpſte gab, wie Alexander VI. Dieſes Zugeſtändniß hebt aber allein ihre ſonſtigen Anſprüche ſo wenig auf, als ähnliche Thatſachen in allen proteſtantiſchen Kirchen dem proteſtantiſchen Syſtem zur Laſt fallen. Wo in aller Welt gibt es denn eine abſolut reine Kirche, wenn man ihre Mitgliedſchaft in's Auge faßt? Iſt nicht der ſcandalöſe Proceß des proteſtantiſchen Biſchofs Onderdonk von Neu-York noch in jedermanns friſcher Erinnerung? Gab es nicht in der Theokratie des A. Teſt. eine Menge ſchlechter Könige und Prieſter, die doch ihrem Amtscharakter nach Vorbilder Chriſti waren? Klagen nicht die Apoſtel in allen ihren Briefen über theoretiſche und praktiſche Verirrungen in ihren Gemeinden? Wer hat nicht von dem Heuchler Ananias, von dem Betrüger Simon Magus und von dem korinthiſchen Blutſchänder geleſen? Ja unter den Zwölfen, die der Weltheiland ſelbſt erwählt hat, war Einer ein Verräther! Solche Fälle ſollten uns vorſichtig und milde machen in der Beurtheilung der katholiſchen Kirche, und wenn ſie uns gottvergeſſene Prieſter und Mönche aufweiſt, ſo ſollten wir dieß als ein *gemeinſames Unglück*, als ein Schändung des *allgemeinen Chriſtennamens* beklagen. Denn weder die katholiſche, noch die proteſtantiſche Kirche lehren und ſanctioniren Hurerei, Ehebruch, Meineid oder irgend ein Laſter. Dieſe exiſtiren in beiden Confeſſionen *trotz* ihrer Glaubens- und Sittenlehre und im *Widerſpruch* mit derſelben, und alles, was man verlangen kann, iſt dieß, daß ſie gehörige Disciplin an ihren Gliedern ausüben, an der es allerdings leider nicht nur in römiſchen, ſondern auch in vielen proteſtantiſchen Landeskirchen heut zu Tage nur gar zu ſehr

Digitized by Google

mangelt. Summa: „Die Liebe trachtet nicht nach Schaden und freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit", 1 Kor. 13, 5. 6.

P. S. Der Anſtädtiſche Kirchenbote von Gettysburg, der ſeine hungerleidenden Spalten ſeit einigen Monaten faſt in jeder Nummer ohne die geringſte Herausforderung von unſerer Seite mit ungeſalzenen und abgeſchmackten Verläumdungen des Dr. Nevin, von dem er ungefähr ſo viel weiß, als der Blinde von der Farbe, ſo wie des „Kirchenfreundes" ausfüllt, den er doch bisweilen ſeitenweiſe abſchreibt, ohne ihm auch nur Credit zu geben,*) bringt in ſeiner vorletzten Nummer die aus dem Kurtziſchen Observer, ſeiner Hauptautorität, copirte abenteuerliche Anekdote, „daß der berüchtigte Dr. Neumann (— ſoll heißen Newman —) ſeine erſten Lebensjahre zu Rom im College de Propagandi Fide (— welche Grammatik! —) als röm. kath. Zögling zubrachte, allwo ihn der berühmte möriſche (sic!) Prediger W. Zulugut (— wer hat je von dieſem „berühmten" Namen gehört? —) kannte. Von da kam er als verkappter Jeſuit nach Oxford, lehrte und ſchrieb daſelbſt als Proteſtant und brachte die ſogenannte puſeyitiſche Richtung in England hervor, durch welche eine beträchtliche Anzahl engliſcher Prediger zum Papſtthum übergingen, und trat dann wieder in die römiſche Kirche zurück." Deßhalb ſei er nichts weiter, als ein „Erzheuchler und Betrüger." Wer irgend etwas von Newman's Leben und Schriften, von Oxford und vom Puſeyismus weiß, der kann in dieſem albernen Mährchen nur eine total grundloſe Fabrication eines müſſigen oder böswilligen Gehirns ſehen und ſich nicht genug wundern über die Leichtgläubigkeit, mit welcher ſich nicht nur kritik- und gedankenloſe Winkelblätter, wie der Anſtädtiſche Kirchenbote, ſondern ſelbſt angeſehene Organe des Proteſtantismus einen ſolchen abgeſchmackten Humbug aufbürden laſſen. Doch wenn man an die spiritual rappings und den ganzen im puritaniſchen Neu-England und Neu-York in unſeren Tagen aufgetauchten Geiſterſpuck denkt, ſo wird ſich die Verwunderung legen. Wir wollen dem Mr. Anſtädt auch eine Anekdote erzählen, wofür er uns hoffentlich Dank wiſſen wird, da er davon wieder für ſeinen Boten- oder Bettelſack Gebrauch machen kann. Wir kennen einen deutſchen Theologen in Amerika, den einige ſonſt ganz verſtändige Presbyterianer wegen eines a. 1845 publicirten Buches über das Princip des Proteſtantismus in allem Ernſte für einen verkappten Jeſuiten und Emiſſär des Papſtes zur Entproteſtantiſirung des Landes, einige tolle deutſche Radicale aber wegen deſſelben Buches für einen Spion des Königs von Preußen zur Einführung der preußiſchen Staatskirche und des ruſſiſchen Despotismus hielten, bis der erſtere Wahn durch ſeine Heirath, der zweite durch ſeine Naturaliſirung verſchwand! Doch geſtand ihm eine ſehr geſcheute, aber fanatiſch antikatholiſche Dame vor einiger Zeit ehrlich, daß ſelbſt die Heirath ihren Verdacht nicht ganz niederſchlagen könne, da der Papſt bisweilen ſolchen verkappten Pfaffen Diſpenſation ertheile, um ſeinen Zweck deſto ſicherer zu erreichen!! Somit läßt ſich wohl erwarten, daß auch Mr. Anſtädt, oder ein ähnlicher abergläubiſcher und unwiſſender Einfaltspinſel von Editor oder Correſpondent, noch einmal dieſe geiſtreiche Vermuthung als ein würdiges Seitenſtück zu ſeinem Newmanſchen Mährchen und als das ſtärkſte Argument, das er gegen die ſogenannte Mercersburger Theologie vorzubringen im Stande iſt, ſeinen Leſern in ſeinem Nicht-Intelligenzblatt zur Erbauung vorlegen werde, zumal wenn ihm auch darin ſein würdiger College, der Kurtziſche Observer vorangehen ſollte, was gar nicht unwahrſcheinlich iſt, da dieſer bekanntlich aus guten Gründen einen unverſöhnlichen Groll gegen Mercersburg hat und ſeit Jahren, nach dem Zeugniß des „Lutheran Standard", des „Lutheraners", des „Missionary" und aller ehrlichen Lutheraner, mit der Wahrheit und mit hiſtoriſchen Thatſachen ebenſo zart und gewiſſenhaft umgeht, wie — um mich eines Kraftausdrucks des Dr. Martin Luther in Bezug auf Tetzels Verhältniß zur Bibel zu bedienen — „die Sau mit dem Haberſack."

---

*) Wenn Mr. Anſtädt dieſes grundgemeine und ſchaamloſe Verfahren noch länger fortſetzt, ſo geben wir ihm hiemit Notiz, daß er ſich künftighin den „Kirchenfreund" auf anderem Weg, als durch Wechſel, d. h. was uns betrifft, geſchenksweiſe, verſchaffen mag.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. November, 1852. Nro. 11.

Neander als Kirchenhiſtoriker. *)

Dr. Auguſt Neander macht in der Entwicklung der proteſtantiſchen Kirchengeſchichtſchreibung Epoche, ſo gut als Flacius im 16ten, Arnold am Ende des 17ten, Mosheim und etwas ſpäter Semler im 18ten Jahrhundert, und iſt daher bereits vor ſeinem Tode (1850) durch allgemeine Zuſtimmung mit dem Ehrennamen eines „Vaters der neueren Kirchengeſchichte" ausgezeichnet worden. Wir beſitzen von ihm einmal ein großes, leider unvollendetes Werk über die Univerſalgeſchichte der chriſtlichen Kirche, welches vom Tode der Apoſtel bis beinahe auf die Reformationszeit herabreicht; †) ſodann eine beſondere Bearbeitung der apoſtoliſchen Periode, ‡) ſowie des Lebens Jeſu (1837, 5te Aufl. 1845), welche dem Hauptwerke zum Unterbau dienen; ferner mehrere werthvolle kirchen- und dogmengeſchichtliche Monographieen, über Julian den Abtrünnigen (1812), den heil. Bernhard von Clairvaux (1813, 2te Aufl. 1849), die gnoſtiſchen Syſteme (1818), den heil. Johannes Chryſoſtomus (1821, 3te Aufl. 1848), den Antignoſtiker Tertullian (1825, 2te Aufl. 1849); und endlich einige Sammlungen kleinerer Abhandlungen meiſt hiſtoriſchen Inhalts, worin er einzelne Perſönlichkeiten oder Erſcheinungen des chriſtlichen Lebens zwar aus den Quellen, aber in mehr populärer Form für das praktiſch religiöſe Bedürf-

*) Vgl. meine „Erinnerungen an Neander" im „Deutſchen Kirchenfreund", Jahrgang 1851. S. 20 ff. und „Neanders Jugendjahre" ebendaſelbſt S. 283 ff.

†) in 6 Bänden oder 11 Theilen von 1825 bis 1852, wovon der letzte, die Vorbereitungen der Reformation umfaſſende, nach ſeinem Tode aus den in ſehr fragmentariſcher Form hinterlaſſenen Manuſcripten von Cand. Schneider herausgegeben wurde. Die erſten 4 Bände ſind von 1842 an in zweiter verbeſſerter Auflage erſchienen.

‡) Geſchichte der Pflanzung und Leitung der chriſtlichen Kirche durch die Apoſtel, in 2 Bänden 1832, 4te Aufl. 1847.

niß eines größeren Publicums darſtellt, vor allem ſeine „Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des chriſtlichen Lebens“ (3 Bände, 1822, 3te Aufl. 1845), eine Reihe erbaulicher Lebensbilder aus den erſten 8 Jahrhunderten der Kirche.

Neander war, wie Wenige, zum großen Berufe eines Geſchichtſchreibers der Kirche Jeſu Chriſti geeignet. Nach Geburt und erſter Erziehung ein Iſraelite, und zwar eine ächte Nathanaelsſeele voll kindlicher Einfalt und meſſianiſchen Heilsverlangens, als Jüngling ein begeiſterter Schüler helleniſcher Weltweisheit, beſonders des Plato, der für ihn, wie für Origenes und andere Kirchenväter, ein wiſſenſchaftlicher Zuchtmeiſter auf Chriſtum wurde: *) — hatte er, als er in ſeinem 17ten Jahre die heilige Taufe empfing, ſo zu ſagen, die weltgeſchichtliche Vorbereitung des Chriſtenthums, den religiöſen Proceß des Judenthums und Heidenthums in ihrer directen Hinſtrömung zum Evangelium innerlich durchgemacht und ſich bereits den Weg zu dem allein richtigen kirchenhiſtoriſchen Standpunkte gebahnt, wonach Jeſus Chriſtus das Ziel der ſtrebenden Menſchheit, der Mittelpunkt der ganzen Geſchichte und der alleinige Schlüſſel zur Löſung ihrer Räthſel iſt. Reich begabt nach Geiſt und Gemüth, frei von allen häuslichen Sorgen, ein Eunuch von Mutterleibe an und zugleich um des Reiches Gottes willen (Matth. 19, 12.), ohne Sinn für die zerſtreuenden Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten des Lebens, ein Fremdling in der materiellen Welt, die in den letzten Jahren ſelbſt ſeinem äußeren Auge entzogen wurde: war er ganz darauf angewieſen, ſich während einer langen und ununterbrochenen akademiſchen Laufbahn von 1811 bis 1850 in die ſtille Betrachtung der Geiſterwelt zu vertiefen, in der Vergangenheit zu wühlen und ſich unter den großen Todten einheimiſch zu machen, deren Dichten und Trachten der Ewigkeit galt. Er war in theologiſcher Hinſicht zunächſt ein Schüler des genialen Schleiermacher, unter deſſen elektriſirenden Einfluß er während ſeiner Univerſitätsſtudien zu Halle gerieth und dem er nachher viele Jahre als Col-

*) Schon auf dem akademiſchen Gymnaſium zu Hamburg waren Plato und Plutarch ſein Lieblingsſtudium. Sein intimer Jugendfreund Wilhelm Neumann, von dem er nachher bei der Taufe den Geſchlechtsnamen in griechiſcher Form, zugleich als eine bedeutſame Hinweiſung auf ſeine innere Umwandlung, entlehnte, ſchrieb von David Mendel, wie Neander urſprünglich hieß, a. 1806 (in Chamiſſo's Werken VI S. 241 f.): „Plato iſt ſein Idol und ſein immerwährendes Feldgeſchrei; er ſitzt Tag und Nacht über ihm, und es mag Wenige geben, die ihn ſo ganz und ſo in voller Heiligkeit in ſich aufnehmen. Es iſt wunderbar, wie er dieß Alles ſo ganz ohne fremden Einfluß geworden iſt, bloß durch Betrachtung ſeiner ſelbſt und redliches reines Studium. Ohne von der romantiſchen Philoſophie viel zu kennen, hat er ſie ſich ſelbſt conſtruirt und die Keime dazu im Platon aufgefunden. Auf die Welt um ſich herum hat er mit tiefer Verachtung blicken gelernt.“ Vgl. das Nähere über Neanders Bildungsgang im „Kirchenfreund“ a. a. O. S. 286 ff.

lege in Berlin zur Seite ſtand. Dankbar erkannte er immer die großen Verdienſte dieſes deutſchen Plato an, der in einer Zeit des allgemeinen Abfalls vom Glauben ſo viele Jünglinge der eiſigen Umarmung des Rationalismus entriß und wenigſtens bis an die Schwelle des Allerheiligſten hinführte; *) ſchlug aber eine poſitivere Richtung ein und machte ſich von den pantheiſtiſchen und deterministiſchen Elementen los, welche dem Syſtem ſeines Lehrers von ſeinem Studium Spinoza's her anklebten. Dieß war für ihn von großer Wichtigkeit: denn nur auf dem Grunde der Anerkennung eines perſönlichen Gottes und freier perſönlicher Menſchen läßt ſich die Geſchichte gehörig auffaſſen und würdigen. Ohnedieß war er auf ſeinem ſpeciellen Gebiete ſelbſtſtändig, da Schleiermacher ſeine Stärke in der Kritik, Dogmatik und Moral, und nicht in der Kirchengeſchichte hatte, obwohl er allerdings durch ſeine geiſtvollen Anſchauungen auch auf dieſe anregend einwirkte.

So wurde Neander vom Anfange ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit an Einer der Hauptgründer der neueren evangeliſchen Theologie Deutſchlands und ihr bedeutendſter Repräſentant auf dem Felde der Kirchen- und Dogmengeſchichte. Sein erſtes und größtes Verdienſt beſteht nun darin, daß er, im Gegenſatz gegen die kalt verſtändige und negativ kritiſche Geſchichtsbehandlung des Rationalismus, das religiöſe und erbauliche Element wieder zu ſeiner Geltung brachte, ohne darum den Anſprüchen der Wiſſenſchaft den geringſten Eintrag zu thun. Dieß tritt ſehr deutlich ſchon in der Vorrede zum erſten Band ſeines großen Werkes hervor, wo er es für die Hauptaufgabe ſeines Lebens erklärt, die Geſchichte Chriſti darzuſtellen „als einen ſprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Chriſtenthums, als eine Schule chriſtlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für alle, welche hören wollen.“ Zwar ſteht er an Gelehrſamkeit keinem nach, beſonders mit den Kirchenvätern war er durch vieljährigen Umgang auf's innigſte vertraut, und obwohl er, aller Eitelkeit und Effectmacherei von Herzen abgeneigt, mit Citaten nirgends Prunk treibt, ſo beweiſt doch die zweckmäßige und gewiſſenhafte Art ſeines Citirens überall eine vollkommene Herrſchaft über die Quellen; denn nicht an der Zahl der Citate, die ja ohnedieß aus zweiter und dritter Hand ſehr wohlfeil zu haben ſind, ſondern an ihrer Selbſtſtändigkeit, Zuverläſſigkeit und kritiſchen Auswahl erkennt man den ächten Gelehrten. Zu der gründlichſten Sachkenntniß kommen bei ihm faſt alle anderen einem wiſſenſchaft-

*) Vgl. beſonders Neanders Aufſatz über „das verfloſſene halbe Jahrh. in ſeinem Verhältniß zur Gegenwart“, in der von ihm, Dr. Müller und Dr. Nitzſch begründeten „Deutſchen Zeitſchrift“, 1ſter Jahrgang, 1850 S. 7 ff., wo er ſich ausführlich über Schleiermacher erklärt.

lichen Hiſtoriker nöthigen Eigenſchaften, eine ſtets in die Tiefe gehende kritiſche Forſchung, eine oft glückliche Combinationsgabe und ein bedeutendes Talent genetiſcher Entwicklung religiöſer Charaktere und ihrer theologiſchen Syſteme. Aber der theoretiſche Stoff iſt bei ihm überall von einem frommen, ebenſo ernſten als milden und tief demüthigen Geiſte durchdrungen. Wie einſt Spener und Franke, ſo faßt auch Neander die Theologie, mithin auch die Kirchengeſchichte nicht bloß als eine Verſtandesübung, ſondern zugleich als eine praktiſche Herzensſache auf und hat zu ſeinem Motto gewählt: pectus est quod theologum facit.*) Darum zeichnen ſich ſeine Werke von den Producten der modernen Tübinger Schule, ſowie von dem an Gelehrſamkeit und ſcharfſinniger Forſchung wenigſtens ebenſo ausgezeichneten Lehrbuche Gieſeler's ſehr vortheilhaft aus, wobei man freilich ſo billig ſein muß zu bedenken, daß dieſer einen anderen Zweck verfolgt und durch die unſchätzbaren Quellenauszüge theilweiſe erſetzt, was das trockene Skelett ſeines Textes an Leben vermiſſen läßt. Neander durchforſcht die Kirchengeſchichte — um eine bei einer früheren Gelegenheit gegebene Charakteriſtik beider hier zu wiederholen — mit gläubigem Sinn und andächtigem Gemüthe, Gieſeler mit kritiſchem Scharfblick und kaltem Verſtande; jener lebt in ſeinen Heroen, denkt, fühlt, handelt und leidet mit ihnen, dieſer ſchaut ihrem Treiben von außen her zu ohne Liebe und Haß, ohne Sympathie und Antipathie; jener küßt ehrfurchtsvoll die Fußſtapfen ſeines Herrn und Heilandes, wo er ihnen begegnet, dieſer bleibt regungslos und gleichgültig ſelbſt bei den herrlichſten Offenbarungen des chriſtlichen Lebens.†)

Dieſer chriſtlich-religiöſe Geiſt nun, der Neanders hiſtoriſche Schriften belebt und ſeine ganze Auffaſſung beherrſcht, zeichnet ſich näher durch eine umfaſſende Liberalität und evangeliſche Katholicität aus. Von dem ſubjectiven und unkirchlichen Pietismus eines Arnold und Milner, welche ebenfalls das erbauliche Element hervorhoben, es aber faſt nur an den Ketzern und Diſſentern finden konnten, unterſcheidet er ſich nicht nur durch ungleich tiefere Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, ſondern auch

*) Diejenigen Hegelianer, welche ſich über dieſes Motto luſtig machten und Neandern ſpöttiſch einen „Pectoraltheologen" nannten, trugen damit nur ihre eigene Schande an den Tag. Man kann die Theologie nicht ernſt und praktiſch genug betreiben. Denn es handelt ſich dabei um nichts weniger, als um das ewige Wohl oder Wehe unſterblicher Seelen.

†) Zwar verlangt auch Gieſeler vom Kirchenhiſtoriker „chriſtlich religiöſen Geiſt" aus dem richtigen Grunde, „weil man überhaupt keine fremde geiſtige Erſcheinung hiſtoriſch richtig auffaſſen kann, ohne ſie in ſich zu reproduciren" (ſ. deſſen Einleitung §. 5.); allein in ſeinem Texte iſt davon wahrlich wenig zu verſpüren, was ſich von ſeinem rationaliſtiſchen Standpunkte auch nicht anders erwarten läßt.

dadurch, daß er, obwohl ebenfalls ein großer, ja ein zu großer Beſchützer gewiſſer Häretiker, dennoch mit richtigem Gefühle die Hauptſtrömung des chriſtlichen Lebens in der ununterbrochenen Succeſſion der chriſtlichen Kirche findet; von der orthodox proteſtantiſchen und ſchroff polemiſchen Geſchichtsſchreibung des 17ten Jahrh. aber dadurch, daß er, obwohl von Natur mehr dem deutſch-lutheriſchen Typus in ſeiner gemäßigten *melanchthoniſchen* Form *) zugeneigt, über die Schranken des Confeſſionalismus erhaben iſt und dem Standpunkte der *Union* angehört, wo lutheriſcher und reformirter Proteſtantismus als ſich ergänzende Glieder eines höheren Ganzen aufgefaßt werden. Aber ſeine Sympathieen gehen weit über die Reformation hinaus und umfaſſen auch die eigenthümlichen Formen der *katholiſchen* Frömmigkeit. Denn ihm iſt ja die ganze Kirchengeſchichte kein zufälliges Aggregat äußerlicher Thatſachen, ſondern ein zuſammenhängender Entwicklungsproceß von innen heraus, und eine ununterbrochene Succeſſion des Lebens Chriſti durch alle Jahrhunderte. Er hat ſich hauptſächlich das unſchätzbare Verdienſt erworben, ein tieferes Verſtändniß und eine gerechtere Beurtheilung der ganzen Kirche *vor* der Reformation geltend gemacht und vor Allem die Theologie der *Kirchenväter* im Conflicte mit den älteſten Formen der Häreſie, nicht im Dienſte dieſer oder jener Partei, ſondern bloß im Intereſſe der Wahrheit vorurtheilsfrei und in lebendiger Reproduction dem proteſtantiſchen Bewußtſein vorgeführt zu haben. Dieß that er zunächſt in ſeinen Monographieen. In Tertullian entwarf er ein Bild der africaniſchen Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts und lehrte dieſe bis dahin viel verkannte, zwar rauhe, aber urkräftige chriſtliche Perſönlichkeit, den Patriarchen der lateiniſchen Theologie, gehörig würdigen; in Johannes Chryſoſtomus ſchilderte er den größten Redner, Exegeten und Heiligen der alten griechiſchen Kirche; in Bernhard von Clairvaux charakteriſirte er mit warmer, aber keineswegs blinder Bewunderung den würdigſten Repräſentanten des Mönchsthums, der Kreuzzüge und der praktiſch kirchlichen Myſtik aus der Blüthezeit des früher ſo wenig gekannten und ſo viel verſchrieenen katholiſchen Mittelalters. So fühlte er ſich in allen Perioden heimiſch, weil ihm in allen derſelbe Chriſtus, wenn gleich in verſchiedenen Geſtalten entgegentrat. Durch ſolche aus den Quellen geſchöpfte Lebensbilder und dann durch die zuſammenhängende Darſtellung ſeines größeren Werkes trug er mächtig dazu bei, die Schranken proteſtantiſcher Vorurtheile und Bigotterie zu durchbrechen und gewiſſermaaßen eine gegenſeitige Verſtändigung des Katholicismus und des Proteſtantismus auf hiſtoriſchem Boden

*) Unter allen kirchengeſchichtlichen Perſönlichkeiten gibt es kaum Eine, mit welcher *Neander* nach ſeinen Licht- und Schattenſeiten mehr Aehnlichkeit hätte, als *Melanchthon*. Beide gehören zu den johanneiſchen Naturen, zu den milden, liebenswürdigen, friedliebenden, verſöhnenden, nachgiebigen Charakteren, und beide ſind in eminentem Sinne praeceptores Germaniae.

anzubahnen. Er eignete ſich das tiefſinnige Wort des Janſeniſten Paſcal, Eines ſeiner Lieblingsſchriftſteller, an: „En Jesus-Christ toutes les contradictions sont accordées", und ſo ſah er denn auch in jenen großen Gegenſätzen der Kirchengeſchichte keinen unverſöhnlichen Widerſpruch, ſondern zwei gleich nothwendige, ſich gegenſeitig ergänzende Manifeſtationen deſſelben Chriſtenthums und blickte hoffnungsvoll auf eine dereinſtige Verſöhnung beider hin, die ihm in dem Jünger der Liebe und der Vollendung bereits typiſch vorgebildet ſchien. *)

Dieſe weitherzige Auffaſſung der Geſchichte und vorurtheilsfreie Anerkennung der großen Erſcheinungen des kirchlichen Alterthums und Mittelalters, welche zuletzt noch zu wichtigeren praktiſchen Folgen führen möchte, als er ſelbſt ahnen oder billigen konnte, hat aber bei Neander ihren Grund keineswegs in einer romaniſirenden Tendenz, die ihm völlig fern lag und nie in den Sinn kam, ſondern theils in ſeinem milden johanneiſch-melanchthoniſchen Naturell, theils in ſeiner ächt proteſtantiſchen Toleranz und Werthſchätzung der Idee der Perſönlichkeit und Individualität, oder in einer ſolchen Subjectivität, welche einen Damm ſowohl gegen Bigotterie, als gegen den Romanismus oder die Verſchlingung des Einzelnen in der Autorität des Allgemeinen bildete. Darin iſt er ein treuer Schüler Schleiermachers, der trotz des ſpinoziſtiſchen Hintergrundes ſeiner Philoſophie ein überaus ſcharfes Auge für das Perſönliche und Eigenthümliche hatte und deſſen Rechte überall anerkannte. Was dieſer mehr auf ſpeculativem und dogmatiſchem Boden geltend machte, das führte Neander hiſtoriſch durch. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der freie Geiſt des Evangeliums ſich nie und nimmer in einer beſtimmten Form erſchöpfen, ſondern ſeine unendliche Fülle nur in einer großen Mannigfaltigkeit von Formen und Richtungen darſtellen könne. Darum hebt er ſo oft hervor, daß das Chriſtenthum, dieſer Sauerteig, welcher die ganze Menſchheit zu durchdringen beſtimmt iſt, die natürlichen Fähigkeiten, die nationalen und individuellen Differenzen nicht aufhebe, ſondern verkläre und heilige; darum iſt er ein ſolcher Freund der Mannigfaltigkeit und Freiheit der Entwicklung und ein ſolcher Feind des Zwanges und der Uniformität; darum hat er ſich mit Vorliebe der Monographik zugewandt und zur weiteren Pflege dieſer ſo höchſt werthvollen Behandlungsweiſe der Kirchengeſchichte, welche durch den Spiegel einer einzelnen repräſentativen Perſönlichkeit ein ganzes Zeitalter in concreter Anſchauung darſtellt, einen mächtigen Anſtoß gegeben; darum geht er den Menſchen und Syſtemen, die er entwickelt, welcher Nation, Zeit

*) Vgl. die Schlußworte ſeiner Geſchichte der apoſtoliſchen Kirche und die Dedication der zweiten Auflage des erſten Bandes ſeines größeres Werkes an Schelling, wo er auf deſſen Idee über die drei, den Apoſteln Petrus, Paulus und Johannes entſprechenden Entwicklungsſtadien der Kirche mit Beifall hindeutet.

Digitized by Google

und Richtung ſie angehören mochten, mit ſolcher Liebe und Geduld und mit jener gewiſſenhaften Treue, der auch das Kleinſte wichtig iſt, in alle ihre Verhältniſſe, Zuſtände und Bildungsſtufen nach, um die zerſtreuten Einzelnheiten dann wieder zu einem organiſchen Geſammtbilde zuſammenzufaſſen und auf die in allem Wechſel ſich gleichbleibende Einheit der Idee zu beziehen. Aus dieſer ſeiner heiligen Scheu vor der gottebenbildlichen Perſönlichkeit endlich erklärt ſich die Achtung und Popularität, welche dieſer ebenſo fromme als gelehrte Kirchenvater des neunzehnten Jahrhunders in höherem Grade, als irgend ein anderer Theologe der neueren Zeit, bei faſt allen Parteien des Proteſtantismus nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich, Holland, England, Schottland und Amerika, ja, ſo weit es bei der Verſchiedenheit des kirchlichen Standpunktes möglich iſt, ſelbſt bei billig denkenden Gelehrten der römiſch katholiſchen Kirche genießt. Er ſteht in dieſer Hinſicht da als ein rechter Mann der Vermittlung im ſchönſten Sinne des Wortes mitten unter den verſchiedenen Richtungen der zerriſſenen Chriſtenheit der Gegenwart, und hat als ſolcher durch ſeine Schriften noch lange eine große und edle Miſſion zu erfüllen.

Faſſen wir nun das Geſagte zuſammen, ſo beſteht die innerſte Eigenthümlichkeit, der ſchönſte Schmuck und das bleibendſte Verdienſt der Neanderſchen Kirchengeſchichte in der organiſchen Durchdringung und lebendigen Vermählung des wiſſenſchaftlichen und chriſtlich religiöſen Elementes. Das Erbauliche iſt nicht in der Form frommer Reflexionen und Redefloskeln äußerlich an den Gegenſtand herangebracht, ſondern es wächst aus ihm naturgemäß hervor; es iſt der Geiſt, der die Geſchichte des Chriſtenthums als ſolche beſeelt und erfüllt. Neander iſt chriſtlich, nicht obgleich, ſondern weil er wiſſenſchaftlich, und er iſt wiſſenſchaftlich, weil er chriſtlich iſt. Das iſt die einzige Art der Erbaulichkeit, die man von einem gelehrten Werke erwarten darf, aber auch erwarten muß, wo es das Chriſtenthum und deſſen geſchichtliche Entfaltung zum Gehalte hat. Und dieſer Gewinn ſoll uns daher nie verloren gehen. Ein Kirchenhiſtoriker ohne Glauben und Frömmigkeit kann ſtatt des lebensvollen Leibes Chriſti im beſten Falle bloß eine kalte Marmorſtatue ohne ſehendes Auge und ohne fühlendes Herz darſtellen.

Allein damit iſt die Aufgabe der Kirchengeſchichte noch nicht vollſtändig gelöst. Wenn wir an Neander die organiſche Vermählung des wiſſenſchaftlichen und chriſtlichen Elementes achten und bewundern, ſo vermiſſen wir dagegen bei ihm die Verſöhnung des wiſſenſchaftlichen und kirchlichen Elementes. Wir verſtehen darunter zunächſt den Mangel an entſchiedener Orthodoxie. In ſeiner Bearbeitung des Lebens Jeſu und der apoſtoliſchen Periode begegnen wir Anſichten über die heil. Schrift, ihre Inſpiration und Autorität, ſo wie Zweifeln an dem ſtreng hiſtoriſchen Charakter gewiſſer Ab-

ſchnitte der evangeliſchen Geſchichte und an der Aechtheit einzelner Bücher des kirchlichen Kanon (nämlich des erſten Briefes an Timotheus, des zweiten Briefes Petri und der Apokalypſe), die zwar keineswegs rationaliſtiſch, aber doch etwas zu lax und unbeſtimmt ſind und der modernen Kritik nach unſerer Ueberzeugung zu viele und bisweilen zu bedenkliche Zugeſtändniſſe machen. Sein Leben Jeſu beſonders iſt in dieſer Hinſicht vielleicht dasjenige unter ſeinen Werken, welches die Forderungen der Rechtgläubigkeit am wenigſten zufrieden ſtellt, ſo ſehr man auch die Ehrlichkeit und zarte Gewiſſenhaftigkeit achten muß, welche gewöhnlich ſeinen kritiſchen Bedenken und Zweifeln zu Grunde liegt. Es gibt auf dieſem ſchwierigen Gebiete allerdings einen Skepticismus, der in ſittlicher Hinſicht achtungswerther iſt, als jener voreilige und abſprechende Dogmatismus, der den gordiſchen Knoten entweder läugnet oder leichtſinnig durchhaut, ſtatt ihn im Schweiße des Angeſichts zu löſen. Allein die volle und unbedingte Ehrfurcht vor dem heiligen Worte Gottes, welche wir bei der ganzen Schleiermacherſchen Schule mehr oder weniger vermiſſen, verlangt in ſolchen Fällen, wo die Wiſſenſchaft das Dunkel noch nicht aufzuklären vermag, ein demüthiges Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens, oder eine einſtweilige Suſpenſion des entſcheidenden Urtheils in der Hoffnung, daß es einer weiteren und tieferen Forſchung gelingen werde, zu genügenderen Reſultaten zu gelangen.

Sodann aber müſſen wir den theologiſchen und kirchenhiſtoriſchen Standpunkt Neanders auch inſofern unkirchlich nennen, als er den objectiven und realiſtiſchen Charakter des Chriſtenthums und der Kirche nicht hinlänglich anerkennt und durch ſeine ganze Darſtellung hindurch einen Hang kund gibt, daſſelbe in pure Innerlichkeit aufzulöſen und idealiſtiſch zu verflüchtigen. In dieſer Beziehung erſcheint er uns viel zu wenig katholiſch im realen und hiſtoriſchen Sinne des Wortes. Zwar iſt er weder ein Gnoſtiker, noch ein Baptiſt, noch ein Quäker, obwohl er manchmal Aeußerungen thut, welche, aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen, dieſen hyperſpiritualiſtiſchen Secten ſehr günſtig klingen. Er verkennt die objectiven Mächte der Geſchichte keineswegs und weiß das realiſtiſche Element an Männern, wie Tertullian, Athanaſius, Auguſtin, Bernhard und ſelbſt an den Päpſten und Scholaſtikern bis auf einen gewiſſen Grad wohl zu würdigen. Er ſpricht ja gar häufig von allgemeinen Geiſtesrichtungen, die ſich in Individuen kund geben, und die Gegenſätze von Idealismus und Realismus, Rationalismus und Supranaturalismus, dialektiſcher Verſtändigkeit und myſtiſcher Contemptation und die verſchiedenen Combinationen dieſer Tendenzen gehören zu den ſtehenden Kategorieen ſeiner Geſchichtsbetrachtung. Allein einmal führt er dieſe Differenzen ſelbſt wieder faſt nur auf eine pſychologiſche Baſis, auf die verſchiedenen Conſtitutionen der menſchlichen Natur, alſo auf einen bloß ſubjectiven Grund zurück, und der überwiegende Geſichtspunkt

iſt bei ihm der, daß ſich das Reich Gottes von den Individuen aus, alſo gewiſſermaaßen von unten herauf bildet, und daß, wie Schleiermacher einmal ſagt, „der Lehrbegriff der Kirche aus den Meinungen Einzelner entſteht.“ Sodann ſieht man deutlich, daß er ſelbſt ſpiritualiſtiſch und idealiſtiſch angelegt iſt und die Gefahren, welchen dieſe in ihrem Theil unentbehrliche und wohlberechtigte Richtung ausgeſetzt iſt, nicht immer glücklich vermeidet. Daher ſeine Vorliebe für die alexandriniſchen Väter, den Clemens und Origenes; daher ſeine, wie uns ſcheint, zu günſtige Darſtellung des Gnoſticismus, beſonders des Marcion, den er ſogar wegen ſeiner pſeudopauliniſchen Bekämpfung der katholiſchen Tradition zu einem Vorläufer der Reformation macht, was, wenn wahr, dieſer ſehr gefährlich wäre; daher ſeine zu weit getriebene Gerechtigkeitsliebe gegen alle häretiſchen und ſchismatiſchen Erſcheinungen, bei denen er faſt immer von vorn herein ein tieferes ſittliches und chriſtliches Intereſſe vermuthet, auch wo ſie in einer rein willkührlichen Auflehnnng gegen die rechtmäßige Autorität ihren Grund haben, — eine Gerechtigkeitsliebe, die, wenn gleich bei weitem nicht in ſo hohem Grade, wie bei dem pietiſtiſchen Sectenpatron Arnold, in Ungerechtigkeit gegen die hiſtoriſche Kirche umſchlägt; daher ſeine unverhohlene Abneigung gegen alles, was er die *Wiedereinführung* des *geſetzlich-jüdiſchen* Standpunktes ſammt ſpeciellem Prieſterthum und äußerem Cultus in die katholiſche Kirche nennt und worin er einen Widerſpruch gegen den freien pauliniſchen Standpunkt und gegen die Idee des allgemeinen Prieſterthums (das aber auch im A. T. *neben* dem ſpeciellen Prieſterthum beſtand, vgl. 1 Petr. 2, 9. mit 2 Moſ. 19, 6.) ſieht, obwohl er nicht umhin kann, dieſem Legalismus wenigſtens eine wichtige *pädagogiſche* Miſſion für die Erziehung der germaniſchen Nationen zuzuerkennen; daher ſeine Gleichgültigkeit gegen feſte kirchliche Organiſation und ſein Widerwille gegen allen Symbolzwang in der proteſtantiſchen Kirche, worin er gleich „Buchſtabenknechtſchaft“, „Formelnbann“, „Symbololatrie“ wittert. Zwar müſſen wir ihm in dieſem letzteren Punkte großentheils gegen diejenigen Recht geben, welche eine particulariſtiſche Confeſſion der Vergangenheit, etwa das excluſive Lutherthum der Concordienformel, ohne alle Rückſicht auf die erweiterten Bedürfniſſe der Gegenwart mit Stumpf und Stiel repriſtiniren wollen; noch mehr war ſein Eifer gegen die philoſophiſche Tyrannei der Hegelſchen Intellectualiſten und Pantheiſten begründet, welche in der Zeit ihrer Blüthe darauf ausgingen, das warme lebensvolle Chriſtenthum durch eine dürre Scholaſtik und einen unfruchtbaren dialektiſchen Formelnkram zu verdrängen. *) Allein offenbar

*) In dieſem Kampfe gegen die Hegelſche Philoſophie und ihren Panlogismus überließ er ſich manchmal in gelegentlichen Äußerungen ſeiner Vorreden und noch mehr in Privatgeſprächen einer gereizten und heftigen Stimmung, die mit ſeinem ſonſt ſo ruhigen und milden Geiſte im Widerſpruch zu ſtehen

Digitized by Google

fehlt es der theologiſchen Schule, von welcher wir hier reden, an einer richtigen Würdigung der Bedeutung des Geſetzes und der Autorität im Allgemeinen, was mit der verkehrten Auffaſſung des A. Teſtaments in Schleiermachers Religionsphiloſophie und Dogmatik und mit ſeinem einſeitigen halbgnoſtiſchen Ultrapaulinismus zuſammenhängt. Die Freiheit, für welche Neander ſo eifrig kämpft, iſt ziemlich latitudinariſcher Art, verliert ſich zuweilen in Unbeſtimmtheit und Willkühr und würde z. B. ſabellianiſche, ſemiarianiſche, anabaptiſtiſche, quäkeriſche und andere gefährliche Irrthümer mit dem Mantel der Liebe zudecken. So ſehr wir die dabei zu Grunde liegende edle Geſinnung achten, ſo dürfen wir doch nie den wichtigen Grundſatz vergeſſen, daß die wahre Freiheit nur in der Sphäre der Autorität, der Einzelne nur in gehöriger Unterordnung unter das Allgemeine gedeihen kann, und daß die ächte Katholicität ebenſo excluſiv gegen den Irrthum, als weitherzig gegen die verſchiedenen Strahlenbrechungen der Wahrheit iſt.

Chriſtlichkeit und Kirchlichkeit faßt Neander mehr oder weniger als Gegenſätze, während dieſe beiden Begriffe wenigſtens nach der Anſchauung der ganzen alten Kirche des Orients und Occidents im Grunde zuſammenfallen und der Eine das Maaß des anderen iſt. Schon der Titel ſeines großen Werkes: „Allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche" ſcheint die Anſicht zu involviren, welche ſich allerdings ſehr leicht aus proteſtantiſcher Weltanſchauung herausbilden kann, daß es eine chriſtliche Religion außer und neben der Kirche gebe. Wir wagen darüber nicht entſchieden abzuſprechen, glauben aber, daß eine ſolche Trennung ſich ſchwerlich vereinigen läßt mit der pauliniſchen Lehre von der Kirche, als dem „Leibe Jeſu Chriſti", als der „Fülle deſſen, Der Alles in Allem erfüllt." Die Zukunft muß lehren, ob ſich das Chriſtenthum ohne das von Gott gegründete Inſtitut der Kirche wird halten laſſen, *) d. h. ob die Seele ohne Leib exiſtiren kann, oder zuletzt ſo gewiß in ein Geſpenſt oder gnoſtiſches Phantom ſich auflöſen wird, als der Leib ohne Seele zum todten Leichnam herabſinkt. Unterdeſſen halten wir uns an den Grundſatz: Wo Chriſtus iſt, da iſt auch die Kirche, Sein Leib, und wo die Kirche iſt, da iſt auch Chriſtus, ihr

———

ſcheint. Aber der Haß war in dieſem Falle nur eine umgekehrte Liebe. Man denke an den polemiſchen Eifer des heiligen Johannes gegen die Gnoſtiker ſeiner Tage.

*) in welchem Falle z. B. die Tractat- und Bibelgeſellſchaften (oder nach Dr. Rothe der Staat) zuletzt die Functionen des geiſtlichen Amtes übernehmen, und ſtatt Hülfsgeſellſchaften der Kirche in der Kirche zu ſein, ſich an deren Stelle ſetzen und ſie entbehrlich machen würden. Wir glauben aber, daß die Tractatgeſellſchaften und ähnliche freie Vereine in demſelben Grade, in welchem ſie über ihre urſprüngliche Sphäre hinausgreifen und ſich an die Stelle der Kirche Gottes ſetzen wollten, auch das Zutrauen des geſunden chriſtlichen Publicums und den Segen von oben verlieren würden.

Haupt, und alle Gnade; und was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht trennen.

Mit dieſen Hauptmängeln der Neanderſchen Kirchengeſchichte, welche wir unter dem Begriff der Unkirchlichkeit im weiteren Sinne des Wortes befaßt haben, ſtehen noch mehrere untergeordnete Defecte in näherem oder entfernterem Zuſammenhang. Neander iſt ſo zu ſagen vorzugsweiſe der Geſchichtſchreiber der unſichtbaren Kirche, und hat daher die Entwicklung der chriſtlichen Lehre und des chriſtlichen Lebens, beſonders ſofern dieſe in einzelnen Theologen und frommen Männern ſich ausprägen, am gründlichſten und originellſten dargeſtellt und darin im Allgemeinen alle ſeine Vorgänger übertroffen. Dagegen an Allem, was mehr zur äußeren Erſcheinung, zur Leiblichkeit der Kirche gehört, hat er vermöge der innerlichen, contemplativen und idealiſtiſchen Richtung ſeines Geiſtes weniger Intereſſe. Dieß gilt zunächſt von den Abſchnitten über die Verfaſſung der Kirche, welche ſchon in den erſten Perioden ſehr ungenügend und unter dem Einfluß ſeiner Antipathie gegen das hierarchiſche Element (das nun einmal unläugbar ſchon im zweiten Jahrhundert in den von ihm ohne hinlänglichen Grund für interpolirt erklärten Briefen des Ignatius, auch nach der kürzeren Recenſion, ſich zu entwickeln begann), behandelt iſt. Für die weltliche und politiſche Seite der Kirchengeſchichte, die beſonders auf dem Gebiete der Verfaſſung hervortritt, die Verbindung der Kirche mit dem Staate, das Gewebe menſchlicher Leidenſchaften, die leider auch in die heiligſten Angelegenheiten zu allen Zeiten ſich einmiſchen, hatte der ſelige Mann bei ſeinem argloſen, kindlich einfältigen Gemüthe und ſeinem einſiedleriſchen Gelehrtenleben ohnedieß kein ſonderlich ſcharfes Auge. *) Während er aber die kleinlichen und niedrigen Motive und Leidenſchaften nur wenig beachtet, ſo geht er dagegen um ſo ſorgfältiger auf die tiefer liegenden und edleren Triebfedern der handelnden Perſönlichkeiten und Ereigniſſe ein und ſetzt ſo an die Stelle des äußerlichen Pragmatismus ſeines Lehrers Planck, der oft die wichtigſten Controverſen aus den zufälligſten Umſtänden und unreinſten Quellen ableitet, einen weit geiſtvolleren inneren Pragmatismus, wonach das religiöſe Intereſſe der Hauptfactor der Kirchengeſchichte iſt.

Ebenſo fehlte dem guten Dr. Neander der ausgebildete Sinn für die äſthetiſche oder künſtleriſche Seite der Kirchengeſchichte, — ein

---

*) Dr. Hagenbach macht in ſeinem ſchönen Aufſatz über Neander in den „Studien und Kritiken“ 1851 S. 588. ebenfalls auf dieſen ſeinem Charakter ehrenvollen Mangel aufmerkſam und fügt die Bemerkung bei: „Das andere Extrem zu ihm bildet etwa Gfrörer, der dem Gewebe der Intriguen und Schikanen mit Vorliebe nachgeht, dabei aber das religiöſe Agens unbeachtet läßt; z. B. in der Beurtheilung des Gottſchalk'ſchen Streites in ſeiner Geſchichte der Karelinger.“

Digitized by Google

Mangel, der aber auch wieder der Schatten einer Tugend und in ſeiner Unweltlichkeit, wenn wir dieſen Ausdruck nach dem Engliſchen bilden dürfen, begründet iſt. Hätte er in den erſten Jahrhunderten gelebt, ſo würde er, wie Clemens von Alexandrien, Tertullian und Andere, in der Kunſt, die damals im Dienſte des heidniſchen Götzendienſtes ſo ſchändlich gemißbraucht wurde, einen eitlen, mit der Knechtsgeſtalt der Kirche im Widerſpruch ſtehenden Schmuck, wo nicht gar eine pompa diaboli geſehen haben. Das thut er nun zwar keineswegs; er ſteht in keinem principmäßigen puritaniſchen Gegenſatz zur Kunſt, da ja die alles durchdringende Sauerteigsnatur des Evangeliums Einer ſeiner Lieblingsgedanken iſt; er vertheidigt ſelbſt den Gebrauch der Malerei „für die Verherrlichung der Religion, gemäß dem Geiſte des Chriſtenthums, welches nichts rein Menſchliches zurückſtoßen, ſondern Alles ſich aneignen, durchdringen und verklären ſollte“, *) und billigt in dem Bericht über die Bilderſtreitigkeiten die vermittelnde Anſicht, welche ſich von den Extremen der Ikonolatrie und Ikonomachie gleich fern hält. Allein eine eingehende Beſchreibung des Einfluſſes, den das Chriſtenthum gerade auf dieſes Gebiet des menſchlichen Lebens ausübte, eine Geſchichte der kirchlichen Plaſtik, Malerei, Architektur, Muſik und Poeſie, ſowie alles deſſen, was zum Prunk und zur Symbolik des mittelalterlich-katholiſchen Cultus gehört, darf man in ſeinem Werke nicht ſuchen. In dieſer Hinſicht wird er weit übertroffen von dem geiſtreichen, aber freilich auch weniger geiſtlichen Haſe, der zuerſt die chriſtliche Kunſtgeſchichte in die allgemeine Darſtellung der Kirchengeſchichte mit feinem Geſchmack in kurzen, aber charakteriſtiſchen und pikanten Umriſſen verwoben hat. Dieſe Gleichgültigkeit Neanders gegen das Schöne, als ſolches, wird nun aber andererſeits großentheils durch den Vorzug aufgewogen, daß er ſich durch das Unſchöne und die armſelige Knechtsgeſtalt, in welche das Göttliche auf Erden oft eingehüllt iſt, nicht abſtoßen läßt, wie die Schöngeiſter und Weltmenſchen, ſondern daß er den himmliſchen Schatz in irdiſchen Gefäßen, den edlen Kern auch unter rauher Schaale zu würdigen weiß, oder, wie er ſelbſt in Bezug auf Tertullian ſagt, „das göttliche Gepräge in der Erſcheinung erkennt und aus ſeinen zeitlichen Trübungen heraus zum Bewußtſein entwickelt.“ †)

*) K. G. III, S. 400.

†) Vorrede zur zweiten Auflage ſeines „Antignoſticus, Geiſt des Tertullian“ ꝛc. S. XI. Vgl. auch die treffenden Bemerkungen von Hagenbach a. a. O. S. 589 f., der zur Vollendung der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft mit Recht dieſes fordert, daß ſie, „die verſchiedenſten Eindrücke aller Zeiten lebendig in dem Spiegel der Phantaſie auffange, mit künſtleriſcher Freiheit die Vergangenheit nachbilde, ſie gleichſam neu ſchaffe und den längſt entſchwundenen Zuſtänden ein friſches Leben einhauche, ohne ſich darum von ihrem Zauber blenden zu laſſen. Das iſt der Bund der Poeſie mit der Geſchichte, dem die neuere Zeit zuſtrebt.“

Von demſelben Geſichtspunkte aus muß endlich auch der Styl Neanders beurtheilt werden, der ſich in langweiliger Einförmigkeit und ermüdender Weitſchweifigkeit, ohne maleriſche Abwechſelung von Licht und Schatten, ohne rhetoriſche Eleganz und Feile, ohne überſichtliche Gruppirung, wie ein geräuſchloſer Strom in ununterbrochener Ebene, langſam fortbewegt und inſofern keineswegs als Muſter hiſtoriſcher Darſtellung gelten kann; der aber doch auf der anderen Seite wieder durch ſeine ungekünſtelte Natürlichkeit, contemplative Gemüthlichkeit und ruhige Entwicklung des Gegenſtandes den geſunden Sinn anſpricht und ein treuer Spiegel der ſchönſten Charakterzüge des großen Mannes, ſeiner *Einfalt und Demuth*, iſt. Das Richtige ſcheint uns hier in der Mitte zu liegen zwiſchen der ſchmuck- und farbloſen Einfachheit eines Neander und dem blendenden Glanz eines Macaulay.

Trotz dieſer gerügten Mängel bleibt Neander dennoch, wenn man Alles zuſammennimmt, der größte Kirchenhiſtoriker, welchen das neunzehnte Jahrhundert bis dahin producirt hat, groß beſonders auch darin, daß er ſich durch ſeinen Ruhm niemals das Bewußtſein der Sündhaftigkeit und Gebrechlichkeit, die jedem Menſchenwerk in dieſer Welt anklebt, verdunkeln ließ *) und bei all ſeinem umfaſſenden Wiſſen in richtiger Selbſtſchätzung ſich mit vielen Anderen für einen bloßen Vorläufer einer neuen ſchöpferiſchen Epoche des alten und ewig jungen Chriſtenthums hielt, auf welche er ſo gerne in prophetiſchem Blicke des Glaubens und der Hoffnung aus den Verirrungen und Verwirrungen der Gegenwart hinausſchaute. „Wir ſtehen,“ ſagt er, †) „an der Grenze zwiſchen einer alten und einer neuen Welt, welche durch das ewig alte und ewig neue Evangelium in das Daſein wird gerufen werden. Zum vierten Mal bereitet ſich eine Lebensepoche der Menſchheit durch das Chriſtenthum vor; daher können wir in *jeder Hinſicht nur Vorarbeiten* geben für die Zeit der neuen Schöpfung, da man nach der Wiedergeburt des Lebens und der Wiſſenſchaft mit neuen feurigen Zungen verkündigen wird die großen Thaten Gottes.“

---

*) Vgl. den rührenden Schluß ſeiner Dedicationsworte an ſeinen Freund Dr. Jul. Müller in der zweiten Auflage des Tertullian, geſchrieben ein Jahr vor ſeinem Tode: „obgleich ich wohl weiß mit Ihnen, daß kein Menſch der Feier und Verehrung würdig iſt, daß wir Alle im Wiſſen und Thun Bettler und Sünder ſind und bleiben.“

†) Vorrede zu ſeinem Leben Jeſu, erſte Aufl. S. IX f.

Das neunte Kapitel des Römerbriefs,

überſetzt und erklärt.

(Schluß.)

14. Was ſollen wir nun ſagen? Iſt Ungerechtigkeit bei Gott? Das
ſei ferne! 15. Denn zu Moſe ſagt er: „Ich werde begnadigen, wen
ich benadige, und werde mich erbarmen, weſſen ich mich erbarme.“

V. 14. In dieſer Auswahl und Bevorzugung des Einen vor dem anderen liegt keine Ungerechtigkeit. Denn ungerecht iſt nur, wer Verpflichtungen hat und ſie nicht erfüllt; der Schöpfer hat aber keine Verpflichtungen gegen ſein Geſchöpf, kann alſo mit ihm thun, was er will, V. 14—29. Gottes Wille iſt die abſolute und ewige Norm der Gerechtigkeit, und alles, was er thut, das iſt auch nothwendig recht (5 Moſ. 32, 4.) Es gibt keine Rechtsnorm über ihm, welcher er ſelbſt unterworfen wäre, denn ſonſt wäre ja Gott nicht Gott. — Ganz verkehrt iſt die Meinung des Origenes, Hieronymus und And., daß V. 15—18 Worte ſeien, die P. einem Gegner in den Mund legt. Denn V. 15 und 17 ſind ja Citate aus der Schrift, in welchen kein Einwurf enthalten ſein kann. Aber auch V. 16 und 18 ſind nicht unberechtigte Folgerungen eines Gegners aus dieſen Schriftſtellen, wie Chryſoſtomus und Pelagius vermuhteten, ſondern berechtigte Schlüſſe des Ap. ſelbſt.

V. 15 iſt Citat von 2 Moſ. 33, 19, (nach den LXX,) wo Gott dem Moſes den kühnen Wunſch, ſeine Herrlichkeit zu ſehen, theilweiſe gewährt, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieſe hohe Auszeichnung ein Act reiner Gnade ſei. Der Nachdruck liegt alſo in dieſem Ausſpruch Gottes auf dem: „ich werde begnadigen“, (oder wörtlich nach dem Hebr.: „ich begnadige“,) und nicht auf dem Relativſatz: „wen ich begnadige“ (hebr.: begnadigen will.) Ebenſo auch hier. Denn der Ap. will ja den Vorwurf der Ungerechtigkeit V. 14 abwehren, was er eben dadurch thut, daß er dem Menſchen allen Rechtsanſpruch gegenüber ſeinem Schöpfer abſchneidet und alle Wohlthaten aus freier unverdienter Gnade ableitet. Der Sinn iſt demnach: Lauter Gnade iſt es, und nicht Verdienſt, oder Gnade und Verdienſt, wenn ich jemanden gnädig bin, lauter Barmherzigkeit iſt es, wenn ich Barmherzigkeit erweiſe. Was bei Moſes zunächſt auf eine einzelne Wohlthat ſich bezieht, wird vom Ap. verallgemeinert.

16. Demnach nun (iſt es) nicht (Sache) des Wollenden, noch des Laufenden, ſondern des begnadigenden Gottes. 17. Denn es ſagt die Schrift zu Pharao: „Eben dazu habe ich dich erweckt, damit ich an dir erweiſe meine Macht, und damit mein Name verkündigt werde auf der ganzen Erde.“ 18. Demnach nun begnadigt er, wen er will,

---

V. 16. Folgerung aus dieſer Schriftſtelle: Darum hängt das Begnadigtwerden oder die Erlangung des Heils nicht von dem Willen und Streben des Menſchen, ſondern von der Gnade Gottes ab. „L a u f e n“ iſt ein bildlicher Ausdruck, entlehnt von den griechiſchen Rennſpielen. Luther hat den Sinn etwas verſchoben, wenn er überſetzt: „So l i e g t es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, ſondern an Gottes Erbarmen.“ Denn in gewiſſer Hinſicht liegt ſehr viel an des Menſchen eigener Thätigkeit. Derſelbe Ap. ermahnt 1 Kor. 9, 24—27 und Phil. 3, 12—15 ſehr ernſtlich zu einem ſolchen „Laufen“, wobei man den Kampfpreis erlange, und fordert die Philipper (2, 12) auf, „mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit zu ſchaffen“, aber freilich auf dem alleinigen Grunde der Gnade, welche in uns „ſchaffet das Wollen und das Vollbringen“ (V. 13,) und ohne welche alles Streben erfolglos wäre. Er vereinigt alſo die ſcheinbaren Widerſprüche der gänzlichen Abhängigkeit des Menſchen von Gott, und der Freiheit deſſelben. Gerade das demüthige Bewußtſein, daß Gottes Gnade, der Grund und die Urſache alles Heils iſt, ſoll uns zur tiefſten Dankbarkeit und zum ernſteſten Eifer der Heiligung anſpornen.

V. 17. Der negative Theil des Schriftbeweiſes, daß Gott nicht ungerecht ſei (V. 14,) durch ein Citat aus 2 Moſ. 9, 16, nämlich durch das Beiſpiel des Königs Pharao, des Zeitgenoſſen Moſis. Beide können zugleich als Repräſentanten zweier Völker, der Eine der Iſraeliten, der andere der Aegypter angeſehen werden.

d i e S c h r i f t, Gott durch Moſes in der Schrift.

h a b e i c h d i c h e r w e c k t, d. h. auf den Schauplatz der Geſchichte geführt, auftreten laſſen, (nicht: geſchaffen, in's Daſein gerufen, nicht: zum Widerſtande gegen mich gereizt, aber auch nicht nach den LXX bloß: am Leben erhalten.) Alle Ereigniſſe der Geſchichte, auch alle böſen Handlungen ſtehen unter der Leitung Gottes, ohne deſſen Willen kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt, noch viel weniger eine weltgeſchichtliche That vollbracht wird. Gott verurſacht die Bosheit nicht, aber er lenkt und leitet ſie zu ſeiner Verherrlichung.

a u f d e r g a n z e n E r d e. Der ſchreckliche Untergang Pharaos und der Aegypter im rothen Meere war ein auffallender Beweis der Allmacht und Strafgerechtigkeit Gottes und wird ſelbſt von heidniſchen Schriftſtellern und mehrmals im Koran und heute noch überall in der Chriſtenheit erwähnt. In dem Lobgeſang Moſis heißt es daher 2 Moſ. 15, 14. 15:

Es hörten's die Völker, ſie bebten.
Schrecken ergriff die Bewohner Philiſtäas,
Es erbebten die Fürſten Edoms, die Gewaltigen Moabs, ſie ergriff
Es ſchmelzen vor Furcht alle Bewohner Canaans. [Zittern,

V. 18. Folgerung aus beiden Beiſpielen. — v e r h ä r t e t. Verhärtung oder

und verhärtet, wen er will. 19. Du wirſt nun zu mir ſagen: Warum tadelt er noch? Denn wer hat (je) ſeinem Willen widerſtanden? 20. Ja wohl, o Menſch, wer biſt du, der du wider Gott antworteſt? Wird auch das Gebilde zu ſeinem Bildner ſprechen: Warum haſt du mich alſo gemacht? 21. Oder hat der Töpfer nicht Macht über den Thon,

---

Verſtockung heißt nicht harte Behandlung, obwohl 2 Moſ. 9, 15. 16 allerdings zunächſt bloß von dem Untergang Pharaos die Rede iſt, ſondern Hartmachung oder eine ſolche Befeſtigung in der Sünde, daß der Sünder für alle Gnadenwirkungen und beſſeren Einflüſſe unempfänglich wird, die Verſetzung in einen Zuſtand, wo die Bekehrung abſolut unmöglich, oder wenigſtens im höchſten Grade erſchwert wird. Dieſe iſt allerdings inſofern eine That Gottes, als er die Entwicklungsgeſetze des Böſen angeordnet hat, wonach es „fortzeugend immer Böſes muß gebären." Allein dieſe Verhärtung von Seiten Gottes iſt ein Strafgericht für eine vorangegangene Selbſtverhärtung des Sünders. Daher heißt es bald: Pharao habe ſich ſelbſt oder ſein Herz verhärtet gegenüber den wunderbaren Kundgebungen der göttlichen Macht und Herrlichkeit, 2 Moſ. 8, 15. 32. 9, 34, bald: Gott habe ihn verhärtet, 2 Moſ. 4, 21. 7, 3. 14, 4. 8. 17 und an unſerer Stelle, (vgl. 11, 8. 5 Moſ. 2, 30. Jeſ. 63, 17. 1 Sam. 16, 10. 1 Kön. 22, 22. 23. Pſ. 105, 25.) Als eigene Schuld des Menſchen wird die Verſtockung auch dargeſtellt 1 Sam. 6, 6: „Warum verſtocket ihr euer Herz, wie die Aegypter und Pharao ihr Herz verſtockten?" 2 Chr. 36, 13. Hoſ. 13, 8. Pſ. 95, 8. vgl. Hebr. 3, 8. 15. 4, 7.

wen er will. Der Wille Gottes iſt zwar abſolut frei und ungebunden, aber darum keineswegs blinde Willkühr, die vielmehr unfrei iſt, ſondern ein Wille der unendlichen Liebe und Weisheit, welche immer die beſten Zwecke, die Verbreitung der Ehre Gottes und die Beförderung des Heils ſeines Volkes zum Zwecke hat. So mußte Pharao trotz ſeines Widerſtrebens als Werkzeug für die Verbreitung der Herrlichkeit Gottes auf der ganzen Erde und für die wunderbare Rettung Iſraels dienen.

V. 19. Eine andere Einwendung des unverſtändigen und anmaaßenden Fragers von V. 14, der aus den vorangegangenen Verſen den unberechtigten Schluß zieht, daß die vom Ap. behauptete Souveränität Gottes alle Verantwortlichkeit des Menſchen aufhebe, ſo daß an dieſem nichts mehr weder zu tadeln, noch zu loben ſei.

Warum tadelt (oder beſchuldigt) er (Gott) noch? nämlich den Menſchen wegen ſeines Ungehorſams.

V. 20. Ja wohl, oder freilich, iſt ironiſch zu faſſen. Der Ap. weist zunächſt V. 20. 21 dieſe Frage als eine ungehörige ab, da es dem Menſchen nicht zukomme, mit Gott, ſeinem Schöpfer, zu rechten. V. 22 und 23 folgt dann erſt die eigentliche Widerlegung. Er will den Gegner erſt von ſeiner Anmaaßung abbringen und ihn in eine demüthige Stimmung, in die Anerkennung ſeiner unbedingten Abhängigkeit von Gott verſetzen, ehe er ſeine Schwierigkeit löst.

o Menſch, mit dem Nebenbegriff der Ohnmacht gegenüber dem allmächtigen Gott.

V. 21. vgl. Jeſ. 29, 16. 45, 9. Jerem. 18, 6. Sir. 33, 13, wo das Verhältniß Gottes zum Menſchen ebenfalls mit dem Verhältniß des Töpfers zum Thone ver-

aus derſelben Maſſe zu machen Ein Gefäß zu Ehren, und das andere zu Unehren? 22. Wenn aber Gott, da er ſeinen Zorn und ſeine

glichen wird, und Weish. 15, 7. 2 Tim. 2, 20, wo Gefäße der Ehre und Unehre, d. h. zu edlem und unedlem Gebrauch, als bildliche Bezeichnungen für zwei verſchiedene Klaſſen von Menſchen dienen. Wenn man ſich ſtreng an das Bild hält, ſo bezieht es ſich nicht auf die urſprüngliche Schöpfung, von welcher vielmehr das Wort gilt: „Siehe, es war alles ſehr gut" (1 Moſ. 1, 31,) ſondern auf die individuelle ſittliche Ausprägung und Beſtimmung der bereits geſchaffenen Menſchen zu verſchiedenen höheren und niederen Stellungen in dem Haushalte der Geſchichte. Denn der „Thon", den der Töpfer nicht hervorbringt, ſondern vorfindet und verarbeit, entſpricht der verdorbenen Maſſe der gefallenen Menſchheit, aus welcher Gott die Einen zu Denkmalen ſeiner Gnade, die anderen zu Denkmalen ſeiner Gerechtigkeit bildet. Man kann alſo in keinem Falle die ſupralapſariſche, ſondern höchſtens die infralapſariſche Prädeſtinationslehre aus dieſer Stelle ableiten. Aber auch dieſe verſchiedene Geſtaltung und Beſtimmung der Menſchen iſt von ihrer eigenen ſittlichen Thätigkeit nicht völlig loszutrennen. Denn 2 Tim. 2, 21 ſpricht derſelbe Ap. von einer ſittlichen Reinigung, wodurch man ein geheiligtes Gefäß der Ehre und zu allem guten Werke bereitet wird; und andererſeits geht aus Röm. 9, 30 ff. hervor, daß bei der Verwerfung oder unedlen Beſtimmung des anderen Theils der Unglaube als bewirkende Urſache hinzuzunehmen iſt. Hier handelt der Ap, indeß zunächſt bloß von dem abſoluten Rechte Gottes über ſein Geſchöpf und von der freien Austheilung ſeiner Gaben. Man kann ſogar noch weiter gehen und ſagen, Gott habe mehr Recht über das Geſchöpf, als der Töpfer über den Thon, da er die ganze Welt urſprünglich aus nichts geſchaffen hat. „So wenig der Menſch, ehe er geſchaffen war, beſtimmen konnte, wozu Gott ihn machen ſollte, ſo wenig kann der Menſch die Erneuerung in Chriſto als ein Recht verlangen; auch in dieſer neuen Schöpfung (Eph. 2, 10) liegt er als todter Erdenkloß in des Schöpfers Hand, der ſich auch an den Verdammten noch verherrlicht; gerade wie ein Töpfer nach freier Willkühr ein Gefäß zu ehrenvollem, ein anderes zu unehrenvollem Gebrauche macht. Zugleich iſt ſtets zu bedenken, wie Gott, wenn er ſich erbarmet, und wenn er verſtockt, auf verſchiedene Weiſe handelt; im erſten Falle erſchafft er durch ſeine Erbarmung das Gute im menſchlichen Herzen; im zweiten entzieht er dem Menſchen ſein göttliches Licht und Leben, wirkt aber nicht ſelbſt das Böſe in ihm, ſondern gibt dem im Menſchen vorhandenen Böſen nur die Geſtalt und den Gang, der ihm zum Heil der Welt nothwendig erſcheint. Daß der Menſch in dem Erbarmen, wie in dem Verſtocken eine ganz gleiche Thätigkeit Gottes, nämlich bloß ſeine Willkühr ſieht, iſt ſeine eigene Schuld, da er Gottes erbarmender Liebe durch ſeine Anſprüche ſich verſchließt." (v. Gerlach.)

V. 22. Obwohl Gott daſſelbe Recht hat, wie der Töpfer über den Thon, ſo hat er doch davon nicht Gebrauch gemacht und nicht nach bloßer Allmacht gehandelt, ſondern ſich barmherzig erwieſen, und zwar zunächſt ſogar an den Böſen ſelbſt, indem er ſie, ſtatt ſie ſogleich dem verdienten Verderben preiszugeben, vielmehr langmüthig trug, um ihnen noch Raum zur Buße zu laſſen, und ſodann an den Gläubigen, an denen er den überſchwenglichen Reichthum ſeiner Gnade kund that, vor allem auch an uns ſelbſt, die er nach ſeinem freien Wohl

Macht kund thun wollte, mit vieler Langmuth getragen hat die Gefäße des Zorns, zugerichtet zum Verderben? 23. Und damit er kund thäte

gefallen ohne unſer Verdienſt aus der Maſſe des Judenthums und Heidenthums heraus zum Evangelium berufen hat. Dieſe Antwort auf die Einwendung V. 19 iſt wiederum der Lebhaftigkeit halber in die Form einer Frage gefaßt. Der Satz iſt unvollſtändig, indem zu dem „wenn" der Nachſatz fehlt, der ſich indeß von ſelbſt verſteht. Auch in allen neueren Sprachen kann man ſo fragen: Wie aber wenn? oder: Wenn nun aber? Als Nachſatz denkt man ſich hinzu: was willſt du dann ſagen? oder etwas Aehnliches.

mit vieler Langmuth getragen hat. Dieſe Langmuth bewies ſich ſowohl an Pharao und den Aegyptern zur Zeit Moſis, als an den ungläubigen Juden zur Zeit Chriſti und der Apoſtel, und mußte zu deſto größerer Offenbarung des heiligen und gerechten Zorns im endlichen Gerichte, ſowie zu größerer Verherrlichung der Gnade Gottes an den Gläubigen beitragen. Denn der nächſte Zweck des geduldigen Tragens iſt, die Gottloſen zur Buße zu leiten 2, 4. 2 Petr. 3, 9. 15. Wenn ſie nun dieſe Geduld verſchmähen, ſo häufen ſie ſich Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, der einem jeglichen geben wird nach ſeinen Werken, Röm. 2, 5. 6.

die Gefäße des Zorns, zugerichtet zum Verderben. „Gefäße" ſind hier nicht Werkzeuge, durch welche (wie Jeſaj. 13, 5. vgl. Apg. 9, 15.) ſondern Gegenſtände, an welchen Gott ſeinen Zorn offenbart. Der „Zorn" oder die Strafgerechtigkeit Gottes weiſt immer auf eine vorangegangene Sünde und Schuld des Menſchen als Urſache zurück. Das „zugerichtet" wird verſchieden erklärt: 1) fertig, reif, geeignet. Das iſt aber eine unzuläſſige Abſchwächung des Wortes, obwohl man ſich dafür auf Luk. 6, 40. 1 Petr. 1, 8. Offenb. 21, 8. 2 Kor. 10, 10 (griech.) beruft. 2) die ſich ſelbſt bereitet haben. 3) die von Gott bereitet ſind. Dieß iſt allerdings die natürlichſte Auslegung und paßt am beſten in den Zuſammenhang, vgl. V. 21 und 23. Man darf nun aber dieſe Zurüſtung nicht mit den Supralapſariern auf ſeine ewige Vorherbeſtimmung zur Verdammniß beziehen, denn wie könnte Gott „mit vieler Langmuth tragen", was er ſelbſt von Ewigkeit bereitet hat? Ebenſo wenig geht es auf den urſprünglichen Schöpfungsact, denn Gott hat ja den Menſchen anfangs gut geſchaffen (1 Moſ. 1, 31.) ſondern auf die Verwerfung in Folge der Sünde und eigenen Schuld, alſo in Folge der Selbſtzurichtung der Gottloſen zur Verdammniß, wie die Verſteckung Pharaos ein göttliches Strafgericht über ſeine vorangegangene Selbſtverſteckung war, vgl. V. 18 Anm. Es iſt nicht zu überſehen, daß P. hier mit feinem Tacte einen anderen Ausdruck wählt, als V. 23. Von den Ungläubigen ſagt er, ſie ſeien zugerichtet (nicht: vorher zugerichtet oder vorher beſtimmt) zum Verderben, von den Gläubigen dagegen, Gott habe ſie zuvor bereitet zur Herrlichkeit. Dieß weiſt auf jenen Unterſchied der Thätigkeit Gottes in Bezug auf beide Menſchenclaſſen hin, worauf wir zu V. 13 bereits aufmerkſam gemacht haben.

V. 23. Dieſer Vers iſt dem Zwiſchenſatz V. 23: „da er ſeinen Zorn und ſeine Macht kund thun wollte", coordinirt und gibt den anderen Zweck an, warum Gott die Gefäße des Zorns geduldig getragen habe, damit nämlich dadurch die Fülle der Gnade an den Seinigen noch klarer und herrlicher

den Reichthum ſeiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, welche er vorherbereitet hat zur Herrlichkeit? 24. Als welche er auch uns berufen hat nicht allein aus Juden, ſondern auch aus Heiden, 25. wie er auch im Hoſea ſpricht: „Ich will mein Nicht=Volk mein Volk nen=

---

hervortrete. Die Beweisführung des Ap. von V. 20—23 iſt demnach dieſe: „Du willſt mit der göttlichen Machtvollkommenheit rechten? Wie kannſt du bei deiner Ohnmacht und gänzlichen Abhängigkeit von dem Urheber alles Daſeins ſo anmaaßend ſein! Wenn ich dir aber nun noch zu Gemüth führe, daß ſich an den Ungläubigen Gottes Langmuth, Strafgerechtigkeit und Allmacht, an den Gläubigen dagegen der überſchwengliche Reichthum ſeiner Barmherzigkeit offenbart: willſt du auch dieſer herrlichen Kundgebung der Eigenſchaften und Abſichten Gottes gegenüber noch deinen anmaaßenden Trotz behaupten?" (And. machen den 23ſten V. von „zugerichtet zum Verderben" abhängig, noch andere nehmen ein Anakoluth an.)

den Reichthum ſeiner Herrlichkeit, d. h. ſeiner herrlichen Eigenſchaften der Gnade, Liebe, Weisheit, Allmacht u. ſ. w. P. ſagt nicht auch: den Reichthum ſeines Zorns V. 22.

an den Gefäßen der Barmherzigkeit. Der Ap. denkt hier nach dem Zuſammenhang theils an die Iſraeliten, deren Errettung durch den Aufſchub und den endlichen Vollzug des Strafgerichtes über Pharao und die Aegypter nur um ſo wunderbarer und gnadenreicher erſchien, theils an die gläubigen Chriſten V. 24, welche Gott aus dem allgemeinen Verderben der Juden= und Heidenwelt aus freier Gnade, ohne Verdienſt der Werke herausgeriſſen hatte.

vorherbereitet hat. Dieß bezeichnet „das göttliche Wiſſen ſowohl, als Wirken und Schaffen des Guten, nach Anfang, Mitte und Ende. Von den Böſen aber will P. nicht geſagt haben, daß Gott das Böſe in ihnen ſchaffe, ſondern nur die Geſtaltung des Böſen: daher braucht er von ihnen nicht vorherbereiten und ſetzt überdieß ſtatt des Activs die mediale Form: zugerichtet, wodurch die Production des Böſen ſelbſt auf Seite des Geſchöpfs gelegt wird." (Olshauſen.)

zur Herrlichkeit, die Verherrlichung der Iſraeliten als des Volkes Gottes; in Beziehung auf die Chriſten die ewige Glorie und Seligkeit des Himmelreichs.

V. 24. Als welche, nämlich als ſolche zur Herrlichkeit vorherbeſtimmte Gegenſtände der Barmherzigkeit.

V. 25. Nun werden zur Beſtätigung des Geſagten mehrere Stellen aus dem A. T. frei angeführt, zunächſt Hoſ. 2, 25. Der Prophet ſpricht dort zu dem Reiche Iſrael, das in heidniſchen Götzendienſt und Laſterhaftigkeit verſunken und darum verſtoßen war, aber durch Gottes Erbarmen aus einem Nicht=Volke wieder ein Volk Gottes und aus einer nicht begnadigten Tochter eine begnadigte werden ſollte. Die hebr. Ausdrücke lo-ammi, wörtlich: Nicht=mein=Volk, und lo-ruchama, Unbegnadigte, beziehen ſich auf die ſymboliſchen Namen eines Sohns und einer Tochter des Propheten, welche das verſtoßene Volk bezeichnen ſollten, Hoſ. 1, 6—9. Dieſe Stelle wendet nun P. hier, ähnlich wie Petrus 1 Petr. 2, 10, auf die gnädige Aufnahme der Heiden in den Bund des Evangeliums an. Einige Ausleger nehmen an, daß ſchon der Prophet nicht bloß die

nen und die Nicht-Geliebte Geliebte.“ 26. „Und es wird geſchehen an dem Orte, wo zu ihnen geſagt wurde: Nicht mein Volk (ſeid) ihr, daſelbſt werden ſie Söhne des lebendigen Gottes genannt werden.“ 27. Jeſajas aber rufet über Iſrael: „Wäre auch die Zahl der Kinder Iſraels, wie der Sand des Meeres, ſo wird (doch nur) der Reſt errettet werden. 28. Denn er vollendet und beſchleunigt das Wort in Gerechtigkeit, denn ein beſchleunigtes Wort wird der Herr ausrichten auf

---

Begnadigung der zehn Stämme, ſondern zugleich die der Heiden im Auge habe und auf die endliche Wiederherſtellung der Juden nach dem Eingehen der Fülle der Heiden hinausblicke.

V. 26. Hoſ. 1, 10. (hebr. Text 2, 1.) Auch dieſe Stelle bezieht ſich zunächſt auf die Wiederaufnahme der verſtoßenen und den Heiden gleich gewordenen zehn Stämme, kann aber mit demſelben Rechte auf die eigentlichen Heiden angewandt werden, welche ebenfalls durch einen Act der freien Gnade aus Götzendienern zu Kindern des allein wahren und lebendigen Gottes umgewandelt wurden.

an dem Orte bezieht ſich bei Hoſeas wahrſcheinlich auf Paläſtina, wo auch die Berufung der Heiden zum Evangelium ihren Anfang nahm. (Bengel und Tholuck dagegen meinen, daß Paulus damit ſagen wolle, die Heiden werden in ihren Heidenländern berufen werden, ſo daß ſie nicht nach Paläſtina zu kommen brauchen, vgl. Zeph. 2, 11: „ein jeglicher von ſeinem Orte her.“)

V. 27. Während die Citate aus Hoſeas V. 25 und 26 auf die Berufung der Heiden angewandt werden, ſo führt nun P. V. 27—29 zwei Stellen aus Jeſajas an, welche die Bekehrung eines geringen Theils, zugleich aber auch die Verwerfung des größeren Theils der Juden vorherſagen. Dieſe Verſe dienen alſo zur Beſtätigung ſowohl von V. 24 („nicht allein aus den Juden“,) als von V. 18: „er verhärtet, wen er will.“

Jeſajas aber rufet (mit Zuverſicht und Nachdruck) über (d. h. in Bezug auf, nicht: für, Luth.) Iſrael. Die hier ziemlich genau nach den LXX angeführte Stelle Jeſ. 10, 22. 23 ſchildert die furchtbaren Strafgerichte, und zwar zunächſt den Einfall der Aſſyrer, wodurch das jüdiſche Volk geſichtet und ein geringer Theil bekehrt und auf's meſſianiſche Reich vorbereitet werden ſollte. Viele andere prophetiſche Stellen, wie Jeſ. 4, 3. 6, 13. Joel 3, 5. ? ., 9 ff. Zeph. 3, 12. Sach. 13, 9, ſprechen ebenfalls den Gedanken aus, daß die Maſſe des Volkes Iſrael verworfen, ein heiliger Reſt aber gerettet, d. h. zunächſt aus der babyloniſchen Gefangenſchaft oder anderer Drangſal befreit werden, dann aber in höherem Sinne aus der Gefangenſchaft der Sünde in das meſſianiſche Reich gelangen werde.

V. 28. Nach dem Hebr. heißt es wörtlich: „Vertilgung iſt beſchloſſen, überfluthend mit Gerechtigkeit, (d. h. gerechte Strafe in reichem Maaße mit ſich bringend,) denn Vertilgung und Beſchleunigung (d. h. ſchleunige Vertilgung) wird der Herr, Jehovah der Heerſchaaren vollführen mitten im ganzen Lande.“ Es wird damit das baldige und unaufhaltſame Hereinbrechen des göttlichen Strafgerichts geſchildert und allen fleiſchli en Anſprüchen der Grund genommen.

der Erde." 29. Und wie Jeſajas vorher geſagt hat: „Wenn nicht der Herr Zebaoth uns Saamen übrig gelaſſen hätte: ſo wären wir wie Sodom geworden und Gomorra gleich gemacht worden."

30. Was ſollen wir nun ſagen? Daß Heiden, die nicht nach Gerechtigkeit

---

V. 29. vorhergeſagt, in einer früheren Stelle, Jeſ. 1, 9. (Andere nehmen es in der Bedeutung: geweiſſagt.) Zwar ſpricht der Prophet auch hier zunächſt von Ereigniſſen ſeiner Zeit, und zwar wahrſcheinlich vom Einfall der Aſſyrer unter Hiskia; aber der Unglaube und die göttliche Verwerfung jener Tage war ein treues Verbild deſſen, was in höherem Sinne zur Zeit des Ap. in Erfüllung ging. Ohnedieß ſchließen die Propheten gewöhnlich ihre Drohungen und Tröſtungen mit der Ausſicht in das Meſſiasreich, ja in die Zeit der letzten Vollendung, ſo daß eigentlich die ganze Zukunft, wie in Einem Gemälde, vor ihrem ſchauenden Auge liegt. Dr. Drechſler bemerkt zu Jeſ. 1, 9 (der Prophet Jeſaja Th. I S. 84:) „Der Prophet faßt die ganze Zukunft des Volkes Iſrael mit wenigen Grundſtrichen in Eins zuſammen. Eine Zeit des Gerichtes kündigt er als unvermeidlichen Durchgangspunkt an, danach erſt wieder eine Zeit des Heils. Jene Zeit des Gerichtes aber begreift alle die dazumal noch außen ſtehenden Gerichte in ſich: jede Heimſuchung, von welcher die Geſchichte von da an weiß, iſt eine Bethätigung dieſes Wortes der Weiſſagung, eine Erfüllung davon ... Ebenſo iſt die Zeit des Heils gedacht als der Inbegriff aller Erfüllung überhaupt, da die vollkommene Realiſirung aller Gottesverheißungen bringen werde, was die Sehnſucht und allen Durſt des Menſchenherzens von da an auf immer ſtille."

Saamen, nach den LXX. Nach dem Hebr. heißt es wörtlich: „Reſt wie wenig", d. h. ein kleiner Reſt. Die geretteten Iſraeliten werden Jeſ. 6, 13 (vgl. Esr. 9, 2) ein „heiliger Saame" genannt, weil aus ihnen, als einem kleinen Anfang, das Volk ſich gleichſam verjüngen und das wahre geiſtliche Iſrael hervorgehen ſollte. Die Judenchriſten, welche dem ſchrecklichen Gerichte Gottes über die Maſſe der unglücklichen Nation bei der Zerſtörung Jeruſalems entrannen, bildeten den Kern der chriſtlichen Kirche.

wie Sodom, wo kein Bewohner vom göttlichen Strafgericht verſchont blieb, 1 Moſ. 19, 24. 25. vgl. Luk. 17, 29. 2 Petr. 2, 5. 6.

30. Mit dieſem V. ſollte eigentlich ein neues Kap. beginnen. Denn P. geht nun, nachdem er bisher vorzugsweiſe den objectiven, göttlichen Grund der Verwerfung auseinandergeſetzt hat, zur ſubjectiven oder menſchlichen Urſache derſelben, die übrigens ſchon früher mehrfach angedeutet war, nämlich zu dem Unglauben der Juden über. Sie wurden deßhalb von Gott verworfen, weil ſie ihm gegenüber trotz der vielfachen Warnungen der Propheten ihre eigene, aus einer äußerlichen Beobachtung des Geſetzes ſtammende Gerechtigkeit geltend machen wollten und an dem verheißenen Meſſias, als er wirklich erſchien, Anſtoß nahmen, ſtatt mit Verzichtleiſtung auf ihre fleiſchlichen Vorzüge und eingebildeten Verdienſte durch lebendigen Glauben an die Gnade Gottes in Chriſto das Heil zu ſuchen. Dieſe Betrachtungsweiſe, welche im 10ten Kap. weiter fortgeführt wird, löst zum Theil das Räthſel der früheren Auseinanderſetzung, obwohl man nicht läugnen darf, daß in der göttlichen Vorherbeſtimmung ein dunkler Hintergrund bleibt, den die Vernunft nicht völlig zu begreifen im Stande iſt und demüthig anbeten ſoll.

trachteten, Gerechtigkeit erlangt haben, aber eine Gerechtigkeit, die aus dem auben (kommt;) 31. Iſrael aber, das nach dem Geſetze der Gerechtigkeit trachtete, iſt nicht zum Geſetze [der Gerechtigkeit] gelangt. 32. Warum? Weil (ſie darnach trachteten) nicht aus Glauben, ſondern wie aus Werken [des Geſetzes; denn] ſie haben ſich geſtoßen an dem Stein des Anſtoßes, 33. wie geſchrieben ſteht: „Siehe, ich lege in Zion einen Stein des Anſtoßes und einen Fels des Aergerniſſes, und [jeder,] der an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden.“

Heiden, die nicht nach Gerechtigkeit trachteten, indem ſie kein geſchriebenes Geſetz hatten, das ihnen die Gebote Gottes vorhielt, und auch das angeborne Gewiſſensgeſetz nicht befolgten (1,18 ff.,) ſondern bloß für die Gegenwart und nach ihres Herzens Gelüſten ohne Gott und ohne Hoffnung dahinlebten, vgl. 10,20. Eph. 2,12. 5,8. 1 Theſſ. 4,13. In dieſem traurigen Zuſtande wirkte Gott durch die Predigt des Evangeliums zunächſt den Glauben, das erſte Geſchenk der Gnade, in ihnen, wodurch ſie ſich von ihrem gottloſen Wandel bekehrten und ſich das Verdienſt Chriſti aneigneten.

V. 31. Eine thatſächliche Beſtätigung von V. 16, daß das Heil nicht von des Menſchen Wollen und Streben abhängt. Die phariſäiſch geſinnten Juden eiferten für den Buchſtaben des Geſetzes, das Gerechtigkeit fordert, und vermieden ängſtlich grobe Fleiſchesſünden und Götzendienſt, verfielen aber in das entgegengeſetzte und gefährlichere Extrem des geiſtlichen Hochmuths, der Selbſtgerechtigkeit und Liebloſigkeit und verhärteten ſich dadurch gegen die Buße, dieſe Grundbedingung der wahren Gerechtigkeit. Sie erlangten alſo nicht einmal die Gerechtigkeit des Geſetzes, geſchweige denn die höhere Gerechtigkeit des Glaubens. Vgl. 10,2.3. 11,7.

V. 32. wie aus Werken des Geſetzes. Das Wörtlein „wie“ verſetzt die Sache in das Gebiet der ſubjectiven Einbildung und drückt aus, daß die Juden die Werke des Geſetzes zu thun wähnten, aber nicht wirklich thaten, wenn man nämlich das Geſetz nach ſeinem tieferen Sinn und Geiſte auffaßt. Vgl. Jeſ. 58,2. Phil. 3,9.

V. 33. Hier ſind zwei Stellen des Jeſajas zuſammengezogen, Jeſ. 28,16, wo der Prophet ſagt, Jehovah habe in Zion einen feſten und bewährten Stein (d. h. das Fundament der idealen Theokratie, vgl. Sach. 3,9) gegründet, und Jeſ. 8,14, wo Jehovah ſelbſt ein Stein des Anſtoßes für die beiden Reiche und für die Bürger Jeruſalems heißt. Dieſer Anſtoß, den die ungläubigen Juden ſchon damals bei dem Heranzuge der Syrer an ihrem Bundesgotte nahmen, hat ſich noch in höherem Maaße in der Verwerfung des Meſſias kund gethan. P. ſieht daher in dieſen Stellen mit Recht eine typiſche Weiſſagung, wie auch jüdiſche Ausleger, vgl. Luk. 2,34. 1 Petr. 2,6—8. Das, woran ſich die Juden ſtießen, war beſonders die Knechtsgeſtalt des Meſſias und ſein Kreuz, das noch immer den natürlichen Menſchen entweder ein Aergerniß, oder eine Thorheit, den Gläubigen aber Gotteskraft und Gottesweisheit zur Seligkeit iſt, 1 Kor. 1,23 f.

Reale Gegenwart oder nicht?

(Fortſetzung.)

3. Die philoſophiſche Grundlage.

Die Frage: Iſt die reale Gegenwart auf die Bibel gegründet? welche Herr Dr. Schmucker Kfr. 1851. S. 426. für die entſcheidende erklärt, muß nach dem Bisherigen entſchieden bejaht werden, und da er Ev. Rev. 1851. S. 44. ſelbſt zugibt, daß die Bibelbeweiſe nach der engliſchen Ueberſetzung zwingend erſcheinen (possess the appearance of force), dieſe Beweiſe aber dort nicht *widerlegt*, ſondern nur andere und zwar unhaltbare Erklärungen daneben geſtellt hat: ſo müßte er nothwendig auf die Anerkennung der Richtigkeit jener Lehre geleitet worden ſein, wenn er nicht mit dem Vorurtheil ihrer *Vernunftwidrigkeit* an die Unterſuchung gegangen wäre. Weil er aber nach ſeinem eigenen Grundſatz Kfr. 1851. S. 424: „Wenn eine Lehre bibliſch iſt, ſo kann ſie nicht gegen die Vernunft ſein“, die Behauptung der Vernunftwidrigkeit hätte aufgeben müſſen, ſo wollte er lieber, wenn auch mit völlig unzureichenden Beweiſen, ihren bibliſchen Grund läugnen, und ihre Vernunftwidrigkeit durch Aufführung aller alten philoſophiſchen Einwendungen dagegen darzuthun ſuchen. Dieſer philoſophiſche Beweis ruht aber auf ebenſo ſchwachen Stützen, denn es fehlt ihm durchaus an logiſcher Klarheit der Begriffe. Schon die ganze Schlußreihe der Abhandlung iſt, wie bereits oben angedeutet wurde, logiſch unhaltbar. Es iſt, ſo weit wir ſie zu entdecken vermochten, folgende: Wenn die wörtliche Erklärung der Einſetzungsworte widerſinnig iſt, ſo muß man eine andere ſuchen, nun iſt jenes der Fall, alſo muß man eine andere ſuchen, und dieſe ergibt ſich, wenn man „iſt“ nimmt ſt. „*bedeutet*.“ Wenn nun „iſt“ ſo viel beſagt, als „bedeutet“, ſo iſt das Abendmahl ein bloßes Erinnerungsmahl, nun kann es nach Paulus ein ſolches ſein, alſo muß „iſt“ ſo viel ſein, als: „bedeutet.“ Der Cirkel im Beweis fällt in die Augen, und im zweiten Schluß wird überdieß vom Daſein der Folge, die noch dazu S. 59. ziemlich problematiſch gelaſſen wird, auf das Daſein des Grundes geſchloſſen, da doch nach logiſchen Regeln nur modo tollente geſchloſſen werden darf. Noch auffallender iſt die Unklarheit der Begriffe in der Darſtellung der lutheriſchen Lehre und in den Einwendungen gegen dieſelbe.

Bei der Darſtellung der luth. Lehre liegt für's *erſte* ſchon der Behauptung, daß ſie eine figurative ſei, ein völlig unrichtiger Begriff zum Grunde. Daß an die rhetoriſchen figurae der Römer (σχήματα der Griechen) nicht gedacht werden kann, iſt oben S. 119. gezeigt. Wenn aber nach einigen Erklärern bei der Einſetzung des Kelchs nach Lukas und Paulus die *grammatiſche* Figur der Inverſion Statt fände, ſo hätte man wieder kein Recht, Luthers Erklärung eine figürliche zu nennen, da man von grammat. Figuren den Ausdruck figürlich nicht gebraucht, noch mehr aber darum, weil die Annahme dieſer grammat. Figur auf die Haupterklärung keinen Einfluß hat. Es bleibt alſo nur übrig, das Wort figurativ in der Bedeutung: tropiſch zu nehmen, die es aber bei den alten Rhetorikern nicht hat, den es aber gerade in der Polemik über die Einſetzungsworte erhalten zu haben ſcheint. Weil nämlich Zwingli Brot und Wein für signa et figuras corporis Christi erklärte, ſo nannten Luther und ſeine Schüler deſſen Deutung eine figurative, F. C. p. 727; erklärten aber dieſes Wort ſelbſt p. 737. durch metaphorice, tropice, und zum Beweis, daß ſie tropus nicht bloß im engen Sinn ſtatt Metapher faſſen, bemerken ſie p. 738, daß weder an Metapher noch *Metonymie* zu denken ſei. Wie nun aber Luthers Erklärung nach dem richtigen Begriffe von tropus eine tropiſche heißen kann, iſt wirklich durchaus nicht einzuſehen. Denn a) erklärt Luther ſelbſt Cat. M. p. 553 f. ſeine Deutung im Gegenſatz zur Zwingliſchen für reinbuchſtäblich, und die Vff. der Konkord. ſprechen ſich klar aus, ſie nehmen Alles, sicuti verba ad literam sonant p. 599. vgl. p. 738 ff. b) Es iſt auch von jeher unter allen Theologen nur Eine Stimme, daß die lutheriſche Erklärung die wörtlich ſei, und das ſetzt auch Storr in der Rev. p. 60. citirten Stelle voraus, wenn er ſagt, die luth. Erklärung, obgleich im *Hauptpunkt* wörtlich, kann doch in Nebenpunkten, wie ποτήριον und διαθήκη den tropus nicht vermeiden. Sei aber einmal Ein Tropus da, ſo dürfe man auch in den Hauptwörtern, σῶμα, αἷμα einen Tropus ſtatt θεάνθρωπος annehmen, was offenbar falſch iſt, denn die Conc. 738. ſpricht von den Hauptwörtern, und erkannte auch jene Tropen nicht an. c) Sollte aber auf Storrs mißverſtandenes Wort hin die lutheriſche Erklärung eine buchſtäbliche heißen, ſo iſt rein unbegreiflich, wie der Herr Vf. die papiſtiſche für die einzig buchſtäbliche erklären kann, da er ihr doch S. 38 dieſelbe Bemerkung von Storr entgegenſetzt, und bei derſelben jedenfalls eine Metonymie angenommen wird, entweder: dieß durch Conſecration des Prieſters verwandelte Brot iſt mein Leib, oder: dieß Brot iſt durch Conſecration geworden mein Leib. Nach allem dem wird doch S. 60. geſagt, es ſei in der Abhandlung *bewieſen*, daß Luthers Erklärung *bildlich* ſei, während doch weder nachgewieſen iſt, welche Tropen Luther annehme, noch wiefern ſie das Weſentliche der Stiftungsworte berühren; — eine Nachweiſung, die bei einer ſo neuen und unerhörten Behauptung mit vollkommenſtem Recht erwartet werden konnte.

Für's *zweite* wird in der Darſtellung von Luthers Erklärung S. 39. gerade das Weſentlichſte übergangen. Denn a) wird auf die Worte in, cum et

sub aller Nachdruck gelegt, während doch die Conc. p. 736 f. **beſtimmt erklärt**, daß mit dieſen Worten nichts anderes geſagt werden ſoll, als was Paulus durch Gemeinſchaft des Leibs und Bluts Chriſti bezeichne, und daß damit bloß die Transſubſtantiation verworfen und die ſacramentliche Vereinigung zwiſchen dem Leib und Blut Chriſti und den Elementen ausgeſprochen werden ſoll. Wie nämlich Joh. 1, 14 die Worte: „das Wort ward Fleiſch“ keine Verwandlung, ſondern eine perſönliche Vereinigung des Logos mit der Menſchennatur ausdrücken, ſo ſeien ſchon von den alten Kirchenlehrern die ganz ähnlich lautenden Einſetzungsworte zwar nicht von einer perſönlichen, aber doch von einer ſakramentlichen Vereinigung zu verſtehen. Der Grund aber, warum auf dieſer wörtlichen Faſſung zu beſtehen ſei, ſei die, weil ſich nicht denken laſſe, daß Chriſtus eine bloße Todtenfeier eingeſetzt und in ſeinem wichtigen, gewiß zuvor ernſt bedachten Teſtament ſich bildlicher Redensarten bedient haben werde. b) Luther legt beſonderes Gewicht auf die Parallele mit der Taufe. Wie dieſe, ſagt er Cat. 556. ein Abthun des alten Menſchen iſt, ſo iſt das Abendmahl eine Belebung des neuen, der noch immer mit Satan, Welt und den Ueberreſten des alten Menſchen zu kämpfen hat. Darum haben ihm in beiden Katechismen die Worte „für euch“ die höchſte Bedeutung und ſind ihm recht eigentlich der Mittelpunkt des heil. Mahles. Cat. Maj. p. 555. Wir gehen zum A., um einen Schatz zu gewinnen, durch den und in dem wir Vergebung der Sünden erlangen. Warum das? weil die Worte da ſtehen und uns das gewähren, denn Chriſtus heißt mich eſſen und trinken, daß es mein ſei und mir Nutzen ſchaffe als ein ſicheres Pfand und Angeld, ja vielmehr als die Sache ſelbſt, die er für meine Sünden, den Tod und alle Uebel verpfändete und daran ſetzte. Dabei hatten ihm die Worte, das thut zu meinem Gedächtniß, den Sinn ſ. p. 560: Wer ein wahrer Chriſt ſein will, ſoll dieß Mittel, ſeinen Glauben an mich zu ſtärken, oft gebrauchen, was Melanchthon Apol. p. 268. noch klarer ſo ausdrückt: „Ein ſolcher Gebrauch des Sakraments, wobei der Glaube die erſchreckten Gewiſſen belebt, iſt ein Gottesdienſt des N. Ts., weil das N. T. die geiſtlichen Bewegungen der Ertödtung und Belebung mit ſich bringt. Zu dieſem Zweck verordnete es Chriſtus durch die Worte: das thut zu meinem Gedächtniß. Denn die Erinnerung an Chriſtum iſt nicht die träge oder des Beiſpiels wegen veranſtaltete Begehung eines Schaugepränges, wie etwa in Tragödieen das Gedächtniß eines Herkules oder Ulyſſes gefeiert wird, ſondern eine mit gläubiger Annahme derſelben verbundene Erinnerung an die Wohlthaten Chriſti; damit wir neues Leben durch ſie erlangen. Pſ. 111, 4.“ Da dieſe Theorie entſchieden für das Glaubens- und Chriſtenleben die am meiſten praktiſche iſt, wie kommts, daß ein luth. Theologe in Amerika, wo man mit Recht, wenn im rechten Sinn, das Praktiſche ſo ſehr accentuirt, das überſehen und die Lehre ſo darſtellen konnte, als handelte es ſich bloß um die paar Wörtchen in, cum et sub? Vielmehr mußten die Einſetzungsworte nach Luther ſo umſchrieben werden: Das, was ich euch hier gebe, ſteht in unſichtbarer (ſakramentlicher) Verbindung

mit meinem verklärten Leib und Blut, die ich für euch hingegeben habe, und die den Glauben an meine Hingabe für euch in den verlangenden Herzen durch beſondere Mittheilung beleben ſollen. Wiederholt den Genuß, daß ihr in mir und ich in euch bleibe.

Für's dritte iſt es eine große Verirrung oder Ungerechtigkeit, wenn S. 39. die lutheriſche Anſicht vom Abendmahl, wie ſie in der Confeſſion und Apol. gegeben iſt, geradehin mit der papiſtiſchen für einſtimmig erklärt wird (as the Romish church *hitherto* believed.) Sollte dieß auf die Kelchentziehung oder Meſſe gehen, ſo müßte der Herr Vf. von den ſieben Schlußartikeln der A. C. n. 1 und 3 gar nie geleſen haben. Geht es aber auf die Transſubſtantiation, die allerdings in der C. A. und Apol. nicht ausdrücklich erwähnt iſt, ſo iſt dabei überſehen, was Luther in dem ein Jahr vor der Conf. erſchienenen Cat. M. p. 554 ſagt und die Conc. p. 732. daraus wiederholt: „Wie kein Heiliger auf Erden, ja auch kein Engel im Himmel Brot und Wein in Leib und Blut Chriſti wandeln kann, ſo u. ſ. w.“ und was Melanchthon Apol. 158 ſagt: Wir brachten dieß bei, nicht um eine Unterſuchung über den Artikel anzuſtellen,—ſondern, daß jeder Leſer ſehe, wir vertheidigen die angenommene Kirchenlehre, daß im Abendmahl wirklich zugegen ſei der Leib und das Blut Chriſti und wirklich mit den ſichtbaren Elementen gereicht werden, und zwar reden wir von der Gegenwart des lebenden Chriſtus, denn wir wiſſen, daß der Tod nicht ferner über ihn herrſcht. Mit mehr Klarheit könnte dem Frohnleichnams-Irrthum, nach welchem der Leichnam Chriſti vom Prieſter reproducirt und doch per concomitantiam die Seele, ja die Gottheit Chriſti enthalten ſoll, aber ebendamit jedem kapernaitiſchen Eſſen, das durch Herrn Schmuckers Bemerkung der lutheriſchen Lehre aufgedrungen werden ſoll, nicht widerſprochen werden. Warum nur ſo mild und indireet? hätte er aus ſeinem Gewährsmann Planck lernen können, wenn er ſich auch nicht die Apologie genau zu leſen die Mühe nehmen wollte, wo Melanchthon in der Praef. p. 48. ſelbſt als Grund angibt, daß er bei Streitigkeiten die Form der hergebrachten Lehre ſo viel möglich beibehalte, damit ſich einmal eine Vereinigung zu Stande bringen laſſe. Dieß war auch— und iſt — Jedem, der ein wenig von der Ref. Geſch. weiß, ſo bekannt, daß ein nur etwas ſpäterer Zeitgenoſſe D. Alberti resp. ad Aug. et Anti-Aug. p. 145. aus Anlaß des Ausdrucks im Conc. Trid., daß sub specie panis et vini *vere* Leib und Blut Chriſti gegeben werden, bemerkt, es ſei dieß zwar aus der A. C. und Apol. genommen, aber verſtümmelt, denn Apol. 145. ſtehe dabei—supernaturaliter tamen—(alſo nicht kapernaitiſch) und dann fortfährt: Die Papiſten können ſich mit Recht nicht über uns beſchweren, wir thaten, was wir konnten, auch in Beibehaltung gewiſſer Ausdrücke, doch haben wir damit wenig Dank verdient. Wir läugnen die reale Gegenwart nicht, aber die Art, wie ſie Conc. Trid. s. 13. c. 4. beſtimmt iſt, erkennen wir nicht an. Es heißt nicht: dieß wird oder ward mein Leib ſo, daß die Subſtanz des Brots in die des Leibs verwandelt wäre, vielmehr nennt Paulus das Brot auch ſofern es genoſſen wird, hinweiſend darauf:

dieß Brot (τοῦτον τ. ἄρτον.) Wir fragen: iſt es mit der Gewiſſenhaftigkeit eines prüfenden Wahrheitsfreundes vereinbar, die Bekenntniſſe ſeiner eigenen Kirche in ſo ſchiefem Lichte darzuſtellen?

Doch die Konkordie muß nolens volens eben ein kapernaitiſches Eſſen lehren, denn es heißt S. 41. und 44. zwiſchen buchſtäblichem und bildlichem Eſſen von wirklichem Fleiſch und Blut ſei keine dritte Art des Eſſens denkbar. Zwar werde von der Konkordie der Ausdruck geiſtiges Eſſen gebraucht, aber auf das Eſſen von materiellem Fleiſch und Blut angewendet, müſſe er ein bildliches Eſſen bezeichnen, oder habe ſonſt keinen Sinn. Dabei wird S. 40 behauptet, daß der verherrlichte Leib Chriſti immer Materie und daher betaſtbar und ſichtbar bleibe. Der Herr Vf. ſcheint nichts davon zu wiſſen, daß man früher die Materie gerne das Labyrinth der Philoſophie nannte, denn er ſcheint hier keine Schwierigkeit zu kennen. Und doch ſagt ſchon Locke (der freilich nicht genannte Gewährsmann in der Abh.) Ess. 2, 23, daß der Begriff einer körper-lichen Subſtanz ebenſo über unſere Faſſungskraft ſei, wie der einer geiſtigen, und daß der Begriff des Körpers ſehr große, ja vielleicht unüberwindliche Schwierig-keiten habe. Aber hier wird mit großer Sicherheit ſelbſt über die Beſchaffenheit des Auferſtehungskörpers, ja des verklärten Körpers Chriſti geſprochen, in offen-barem Widerſpruch mit den philoſophiſchen Prinzipien des Herrn Vf. und mit der Schrift. Wenn ſchon in unſerem Sonnenſyſtem der menſchliche Körper auf den fünfmal dichteren Merkur verſetzt viel ſchwerer und maſſenhafter, auf den viel dünneren Maſſen eines Jupiter, Saturn und Uranus ſo leicht, wie Kork werden müßte, muß da nicht der gemeine Menſchenverſtand ſchon den Schluß machen, daß bei der Auferſtehung eine noch weit größere Veränderung vorgehen müſſe, wenn der Menſch auf die neue Erde verſetzt iſt, wo die durch die Sünde entſtandene Deterioration des Erd- und Menſchenkörpers gehoben ſein wird? Kann da dieſer gemeine Menſchenverſtand noch an den Sätzen der Schrift zweifeln, daß Gott den Magen und die ſtarken Speiſen abthun 1 Kor. 6, 13, und daß Fleiſch und Blut das Reich Gottes nicht ererben werden? 15, 30. Denn wenn ſich gleich der jetzige Körper zum künftigen, wie Samen zur Frucht verhält 15, 36, ſo muß doch das Verwesliche unverweslich, das Sterb-liche unſterblich werden V. 53, ſo daß der Leib ein pneumatiſcher V. 44 und nach dem Ausſpruch des Herrn ſelbſt Matth. 22, 29 den Engeln gleich ſein wird. Und von einer ſolchen Veränderung kann ſich ſogar der gemeine Men-ſchenverſtand wenigſtens eine entfernte Vorſtellung machen, wenn er bemerkt, wie ſich die Elemente des organiſchen Leibs in Stick-, Sauer-, Kohlen- und Waſſerſtoff, und dieſe ſich in Gaſe auflöſen laſſen, oder wenn er den von Mal-pighi zuerſt bemerkten, dann von le Cat (in der Preisſchrift ſ. d. berl. Akad. über die Wechſelbewegung) genauer beſchriebenen äußerſt feinen Nervenſaft, den Schubert und Eſchenmeier mit le Cat für das Seelenorgan erklären, in Be-trachtung zieht. Es haben ſchon Aeltere ſich dabei ein Continuum penetra-bile, einen zwar zuſammenhängenden, doch ohne Verletzung und Schaden durch-

dringlichen Organismus gedacht. Wie aber nach der Schrift geſagt werden könne, der Auferſtehungskörper und vollends der verklärte Leib Chriſti bleibe eben Materie und betaſtbar und ſichtbar, iſt uns unbegreiflich. Zwar gab der Herr Joh. 20, 27 dem Thomas ſeine Nägelmale und Seite zu betaſten, es ſcheint dieß aber, wie das Eſſen vor den Jüngern Luk. 24, 41 eine Herablaſſung zu den Jüngern geweſen zu ſein, denn er war ja eben durch verſchloſſene Thüren zu ihnen eingetreten Joh. 20, 19. 26, was mit der betaſtbaren Solidität des Körpers ſich nicht reimt, und aß ſonſt nie mehr mit den Jüngern (denn das συνεφαγομεν Act. 10, 41 iſt, wie gewöhnlich der Aor. nach relativen, als Plusq. perf. zu faſſen.) Daß überhaupt die Erſcheinung Jeſu, ſolange er noch in dieſer irdiſchen Sphäre weilte, von ſeinem Willen abhing und von ſeiner körperlichen Erſcheinung während ſeines Erdenlebens ganz verſchieden war, geht aus den klaren Zeugniſſen der Apoſtel Petrus und Paulus Act. 10, 41. 13, 31 (vgl. auch Kfr. S. 118.) hervor, die auf's beſtimmteſte ausſprechen, daß er nur von wenigen Zeugen ſeines früheren Lebens, aber nie von Ungläubigen geſehen worden ſei. Und damit ſtimmt denn auf's vollkommenſte ſein perſönliches Verſchwinden ſelbſt vor den Jüngern Luk. 24, 31 und ſeine Himmelfahrt, welche mit einem ſo grob materiellen Körper, wie er hier vorausgeſetzt wird, dem gemeinen Menſchenverſtand rein unfaßlich bleibt.

Bei dieſen klaren Bibelſtellen bleibt uns nur einer von den drei Fällen zur Erklärung jener Behauptungen des Vf. Entweder kannte er die Stellen nicht, oder trieb ihre Erklärung auf eine rationaliſtiſche Spitze, oder wurde hier von ſeiner fixen Idee, den Verfaſſern der Konkordie, ungeachtet aller ihrer wiederholten Proteſtationen ein kapernaitiſches Eſſen aufzudringen, mißleitet. Mit großer Befriedigung wird zu dieſem Ende Rev. S. 41. Anm. die Stelle aus den Sächſ. Viſitationsartikeln angeführt, daß der im A. empfangene und genoſſene Leib ſei der natürliche Leib Chriſti, der am Kreuz hing. Sollte es aber dem gemeinen Menſchenverſtand ſo unmöglich ſein, dieſem Ausdruck ſeinen richtigen Sinn zu geben? Sagt man nicht im gewöhnlichen Leben: dieſer jetzt ſo geſunde Körper iſt derſelbe, der in ſeiner Kindheit ſiechte, nicht als ob er noch ganz derſelbe wäre, ſondern weil nach dem ärztlichen Ausdruck die stamina noch dieſelben ſind? Lehrt nicht unſere Glaubenslehre, daß unſer Auferſtehungsleib obgleich nach den oben bemerkten Stellen der heil. Schrift ſehr verändert, doch derſelbe ſein werde? (Phil. 3, 21.) Erklärt der Herr ſelbſt nicht ſeinen in der Auferſtehung, wie oben gezeigt, ſehr veränderten Leib doch für denſelben Leib, den er am Kreuz hatte, Luk. 24, 40. Joh. 20, 27? und werden nicht auch ſeinem himmliſch verklärten Leibe noch die Spuren der Nägelmale beigelegt Offenb. 1, 7. 5, 6 zum Beweis und Anzeigen, daß es im Weſentlichen noch derſelbe Leib ſei, obgleich von dem irdiſchmateriellen Stoff nicht eine Spur mehr an demſelben war? Der irdiſche Leib, der die Aehnlichkeit unſeres ſündigen Leibes trug, war ſeit der Auferſtehung nicht mehr vorhanden, da der Herr im Grabe die irdiſchen Elemente zurückließ, und war inſofern von da an als ein nonens

zu betrachten. Das wußten die Verfaſſer jener Artikel und der Konkordie ſehr gut, ſonſt hätten ſie nicht immer ſo nachdrücklich auf einem g e i ſ t i g e n Genuß beſtehen können. Fragt man aber, warum gebrauchen ſie denn doch jenen anſtößigen Ausdruck? ſo liegt für jeden, der die kryptokalviniſtiſchen Streitigkeiten kennt, die Antwort auf der Hand: weil ſie nur ſo allen zweideutigen Phraſen der Gegner über den Leib Chriſti im A., durch welche ſie immer die göttliche Natur an die Stelle der menſchlichen zu ſetzen ſuchten, zu begegnen vermochten.

Wir wiſſen wohl, daß Planck ähnliche, jedoch ungerechte Beſchuldigungen gegen die Vf. der Symbole ausgeſprochen hat, ſehen aber nicht, wie ſeine geiſtige Ueberlegenheit und hiſtoriſche Kunſt der eigenen, im Rev. ſelbſt gegenüber der Schrift ſo ſtark in Anſpruch genommenen Selbſtprüfung präjudieiren ſollte, und können nur bedauren, daß er von einem Theil der amerik. luth. Kirche beinahe als Symbol gegen die ſymboliſchen Bücher gebraucht wird. Wir achten ihn nicht bloß als Hiſtoriker, ſondern als Theologen, der immer die erſte Stunde des Tages der Schriftbetrachtung widmete, und wohl auch die antitellerſchen Grundſätze, welche er als Jüngling in einer beim Abgang von der Univerſität nach der Tübinger Sitte verfaßten trefflichen Diſſertation ausſprach, immer beibehielt. Aber auf ihn als Hiſtoriker blieb der Semlerſche Geiſt, der ſo gern alles Göttliche aus der Kirchengeſchichte verbannt hätte, nicht ohne Einfluß. Und da gerade damals ſeine Landsleute Rösler und Fuchs ihre Werke über die Kirchenväter und die Kirchenverſammlungen in dieſem pragmatiſchen Sinn unter großem Beifall der gelehrten Welt herausgegeben, und er ſelbſt nach ſeines Freundes Fuchs frühem Tode deſſen Werk mit dem vierten Band vollendete, ſo war zu erwarten, daß er in dem zu gleicher Zeit unternommenen eigenen Werk ſich jene Pragmatie aneigne, zu der ſich ſein klarer die gewöhnlichen Lebenserſcheinungen ſcharf auffaſſender Verſtand hinneigte. Daß ihm zu einer Darſtellung aus dem Geſichtspunkt des gewöhnlichen täglichen Lebens auch ſeine Phantaſie in hohem Maaß zu Gebote ſtehe, hatte er in einer früheren Jugendſchrift, welche dem damaligen Sigwart-Werther'ſchen Unfug im Gebiet der Romantik entgegengeſetzt war, nämlich in ſeinem anonymen Roman: Tagbuch eines jungen Ehemanns, von dem er, mancher Bitten ungeachtet, den fertigen zweiten Theil kaſſirte, hinreichend bewieſen, und daß ihm das Zeichnen aus dem Leben immer eine Liebhaberei war, bewies er auch dadurch, daß er in ſeinen Erholungsſtunden gerne noch ſich mit Erſcheinungen in der Romanliteratur bekannt machte, und daß noch eine ſeiner ſpäteſten Schriften: Erſtes Amtsjahr des Predigers zu S., eine Zeichnung der Art war. Darum iſt es nicht befremdlich, daß ſeine Darſtellung der Reformation viel zu ſehr aus dem politiſchen, aus dem gewöhnlichen Geſichtspunkt aufgefaßt iſt, und zu wenig auf das Göttliche Rückſicht nimmt. Seine Aeußerungen gegen Symbolzwang möchten in einem jugendlichen Unbehagen über die Unzufriedenheit der Würtemb. K. Behörde mit Rösler Tendenzen, die ſich jedoch nur durch

deſſen ehrenvolle Anſtellung als Profeſſor der polit. Geſchichte in Tübingen ausſprach und in den damals beginnenden Klagen der Rationaliſten über ſolchen Zwang ihren Grund finden, die Erzählung ſelbſt aber nahm in ſeiner Weiſe den Ton des damaligen Tageslebens an, ohne ſich zu dem begeiſterten Glauben der Vorzeit zu erheben. Daß die Klagen über Symbol-Zwang in früherer Zeit bei frommen Theologen nicht gehört wurden, beweiſen Spener, Franke, Bengel, Oetinger, und noch früher Arndt, Prätorius und A., die, obwohl von den Orthodoxen vielfach und hart angegriffen, doch nie über die Symbole und noch weniger über Konſiſtorialdruck klagten, ja bei Planck ſelbſt, bekanntlich zuletzt Präſident des Konſiſtoriums, findet ſich in ſeinem erſten Amtsjahr keine Hindeutung auf eines oder das andere, und es ſcheint faſt, jene Aeußerungen waren mehr jugendliche Aufwallungen, und die Einwendungen verſchwanden vor den Betrachtungen und Erfahrungen des reiferen Alters. Die Theologen Deutſchlands überhaupt ſind großentheils zur Ueberzeugung von der Nützlichkeit, Wahrheit und Nothwendigkeit unſerer Symbole gekommen. Ein Deutſcher kann daher faſt kaum ohne Lächeln dieſe Angriffe und das Bedauren über den Druck der Kirche unter Symbolen leſen, und wird auch durch das obige Mißverſtändniß der Viſit. Artikel und die Konkordie ſich nimmermehr bewegen laſſen, den frommen Gelehrten und ſcharfſinnigen Männern, welche dieſelben verfaßten, einen Kapernaismus aufzubürden, an welchen ſie nicht von ferne dachten.

(Schluß in der nächſten Nummer.)

Am Reformationsfeſt.

1852.

Herr, deine Kirche danket dir,
Erfreut in allen Landen;
Du ſprachſt: „Es werde Licht in ihr!“
Sie iſt zum Licht erſtanden;
Zum Licht, das ewig glänzt und glüht;
Zum Licht, das nur nach oben zieht,
Von dieſer Erde Banden.

Du haſt uns unverfälſcht und rein,
Dein theures Wort gegeben;
Verleih' uns Kraft — die Kraft iſt Dein —
Nach deinem Wort zu leben!
Entferne Zwietracht, Neid und Zank,
Und laß uns gern mit frommem Dank
Das Herz zu dir erheben.

Laß fort den Segen des Gebets
In deiner Kirche walten,
Und ſchenk' ihr rechte Lehrer ſtets,
Die treu das Amt verwalten,
Zu deines Namens Preis und Ruhm!
Behüte Du dein Heiligthum,
So bleibt es wohl erhalten!

Beglücke Du, Herr, Volk und Land
Mit deinem beſten Segen,
Und ſteure Frevel, Mord und Brand,
Und laß auf allen Wegen
Dein Lebenswort uns Richtſchnur ſein!
Gib Haus und Tempel froh Gedeih'n!
Laß ſie die Wahrheit pflegen!

Die Wahrheit, welche frei uns macht,
Laß blüh'n in Burg und Hütten!
Es bilde Schirm und ſich're Wacht
Treu', Glaub' und fromme Sitten!
Vergib uns allen unſre Schuld,
Und höre, Gott der Gnad' und Huld,
Was wir im Staube bitten!

Port Waſhington, O. K. Aulenbach.

Kirchenchronik.

Deutſch reformirte Kirche. — Die öſtliche Synode der deutſch reform. Kirche der Ver. St. von N. A. hat ihre letzte Jahresſitzung, eine der angenehmſten und friedlichſten, der wir beiwohnten, zu Baltimore in Maryland vom 14—21ſten Octoler gehalten. Neben der Abſolvirung der gewöhnlichen Geſchäfte wurden auch einige Beſchlüſſe von allgemeinerem Intereſſe, und zwar mit groſer Einſtimmigkeit gefaßt, welche auf's Neue den Beweis liefern, daß dieſer Körper trotz aller Oppoſition von außen ſeine eingeſchlagene evangeliſch kirchliche Richtung ruhig unb conſequent verfolgt, und ſtatt der Auflöſung entgegen zu gehen, — wie einige unberuſene und voreilige Unglücksprepheten ſchon lange verkündigt haben — ſich nicht nur äußerlich ſtetig und ſicher ausbreitet, ſondern vor allem auch innerlich offenbar immer feſter conſolidirt und mithin hoffnungsvoll in die Zukunft blicken kann. Zu dieſen Verhandlungen gehören vor allem:

1) die Annahme eines Plans für eine neue Liturgie zum öffentlichen und häuslichen Gottesdienſt mit den nöthigen Vorkehrungen, eine ſolche zur Inſpection und Prüfung der Synode ſo bald als thunlich zum Druck zu befördern. Wir werden den Bericht der liturgiſchen Committee in der nächſten Nummee in deutſcher Ueberſetzung mittheilen und brauchen ihn alſo hier nicht näher zu charakteriſiren.

2) Die Wahl eines neuen Profeſſors der Theologie, nämlich des Paſtor Dr. Wolf von Baltimore, der ſchon viele Jahre mit warmem und uneigennützigem Eifer für die reformirte Kirche und ihre wiſſenſchaftlichen Anſtalten gewirkt und ſich vielfache Verdienſte um dieſelben erworben hat, durch ſeinen ehrwürdigen ſittlich religiöſen Charakter allgemeine Achtung und Zutrauen genießt und wegen ſeiner geſunden conſervativen Richtung, praktiſchen Weisheit und paſteralen Erfahrung ſich beſonders unter den jetzigen Umſtänden ganz vertrefflich für den vacanten Poſten eignet. Sollte Dr. Nevin, der als Gelehrter ſehr ſchwer zu erſetzen iſt, je wieder, wie wir von Herzen wünſchen, ſich geneigt fühlen, ſeinen früheren Poſten als Lehrer der proteſtantiſchen Theologie einzunehmen, ſo wird die reformirte Synode ihre tiefgewurzelte und unzerſtörbare Anhänglichkeit an ihn recht gerne durch die Gründung einer dritten Profeſſur, zu der es doch früher oder ſpäter kommen muß, auf's Neue an den Tag legen.

3) Die Abſchließung der Franklin-Marſchall-College-Angelegenheit, ſo weit die von der Synode zu erhebenden $15,000 zum Ankauf des lutheriſchen Antheils an den Franklin-College Fonds in Betracht kommen. Dieſe Summe iſt im Laufe des letzten Sommers von den verſchiedenen Claſſes mit erfreulicher Promptheit durch freiwillige Beiträge geſammelt und größtentheils bereits in der Harrisburg und Frederic Bank deponirt worden und ſoll baar ausbezahlt werden, ſobald Lancaſter die zur Errichtung der Gebäude ſtipulirten $25,000, woran nur noch etwa $1,000 fehlen, bereit hat. Somit iſt nun dieſe für die permanente Conſolidirung des Marſchall-Coll., ſowie auch des luther. Pennſylvania-Coll. wichtige Maaßregel, trotz aller Oppoſition, die beſonders auch in Lancaſter ſelbſt von einer gewiſſen Seite her mit einem einer beſſeren Sache würdigen Eifer dagegen geführt wurde, ihrer Vollendung nahe, und es läßt ſich erwarten, daß ſich in dieſer blühenden und für die deutſch pennſylvaniſche Bevölkerung central gelegenen Stadt unter dem Segen Gottes in wenigen Jahren eine tüchtige und einflußreiche Hochſchule erheben wird. Wahrſcheinlich wird ſich die Verwaltungsbehörde des neuen Collegiums noch vor Ablauf dieſes Jahres organiſiren und die nöthigen Vorkehrungen zur Errichtung der Gebäude treffen. Ob das theologiſche Seminar von Mercersburg dem Marſchall-Collegium nach Lancaſter folgen werde, iſt einſtweilen noch ganz unbeſtimmt.

Daniel Webſter. — Dieſer geniale amerikaniſche Staatsmann und Redner iſt in wenigen Monaten, am 24ſten October ſeinem großen Rivalen Henry Clay in die Ewigkeit nachgefolgt. Kurz vor ſeinem Tode hielt er ein lautes Gebet, das mit den ſchönen Worten ſchloß: „Himmliſcher Vater, vergib mir meine Sünden und nimm mich in Gnaden an um Jeſu Chriſti willen. Amen!" Das mögen ſich beſonders die Ungläubigen merken.

☞ **Eine intereſſante Correſpondenz aus der Schweiz muß auf die nächſte N. verſchoben werden.**

Der
Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang V. December, 1852. Nro. 12.

Reale Gegenwart oder nicht?

(Schluß.)

Wenn denn von Seiten des verklärten Leibes unſers Heilands durchaus Nichts einem geiſtigen Genuß im Wege ſteht, ſo müßte der Grund für die behauptete Unmöglichkeit eines ſolchen Genuſſes nur in der Beſchaffenheit der menſchlichen Seele liegen, vermöge der ſie ſelbſt des Genuſſes eines geiſtigen Leibs unfähig wäre. Und das iſt es, was Rev. S. 50. 7. eingewendet wird: „Wenn Chriſti Leib unſere Seele nährt, ſo hat dieß pantheiſtiſche Tendenz und leitet am Ende zu der Anſicht, daß Leib und Seele identiſch und von derſelben Subſtanz ſeien.“ Während alſo der verklärte Leib Chriſti im Obigen ganz materialiſtiſch gefaßt wird, wird hier die Seele zu einem unräumlichen Weſen, zu einem imaginären Nichts gemacht, das überhaupt keines Genuſſes fähig iſt. Es iſt dieß ein Begriff, wie er ſeit Carteſius, noch beſtimmter ſeit Leibnitz in der neueren Philoſophie zur Geltung gekommen iſt. Schon Locke's oben angeführte Bemerkung über das Weſen der Seele und des Leibs hätte hier zu einem ἐπέχειν beſtimmen ſollen, noch mehr aber die Bemerkung, daß kein geſunder, ſomit gewiß auch kein gemeiner Menſchenverſtand es vermag, ſich irgend Etwas unräumlich zu denken. Dieſe Anſicht ging von dem Satz aus, daß die Seele einfach ſei. Die Einfachheit aber definirte man als das, was keine Theile hat. Dieſe Definition iſt ſchon als eine negative, daher unbeſtimmte verwerflich, und führt noch überdieß entweder zur Annahme von Atomen, d. h. auf denkbar kleinſte Theile von Materie, gegen die man von jeher die unendliche Theilbarkeit geltend machte, oder auf ein Unräumliches, von dem man ſich keine Verſtellung, geſchweige einen Begriff machen kann, und aus welchem denn doch zuſammengeſetzte, alſo räumliche Dinge entſtehen ſollen. Dieſer Begriff der Einfachheit iſt eine verkehrte Anwendung der arithmetiſchen Einheit, von der als Baſis des Zahlſyſtems jede höhere Zahl nur eine Vielheit oder Zuſammenſetzung iſt, auf das geiſtige Gebiet. Und doch iſt ſelbſt in der Arimethik die Einheit noch nicht das Einfache, da ſie ſelbſt wieder in gebrochene Zahlen unendlich theilbar iſt.

Daher haben die groſsen Mathematiker Maupertuis und Euler dieſen Leibniziſchen Begriff der Einfachheit für unhaltbar erklärt. In der Anwendung auf die Seele zeigt ſich auch bald die Unzureichenheit dieſes Begriffs. Wenn die Seele, wie allgemein zugeſtanden wird, wenigſtens zwei oder richtiger drei Grundvermögen hat, nämlich Wille, Verſtand und Gefühl, ſo muſs man ſich nothwendig ein Nebeneinander, d. i. einen Raum denken, in welchem ſie ſind und in welchem ſie wirken, und es ſind leere Ausflüchte, wenn man ſagt, daſs dieſe Kräfte nicht Theilungen, ſondern bloſse Unterſcheidungen, oder daſs ſie nur Beſtimmungen (modi) d. i. Aeuſserungen der Seele in verſchiedener Richtung ſeien. Denn überall zeigt ſich hier wieder der Raumbegriff. Nicht beſſers iſt's, wenn die neuere Philoſophie bloſs von Begriffen ſpricht, denn wie dieſer Begriff aus ſich hinausgehen oder ſich projiciren und wieder in ſich zurückgeben ſoll, hat noch Keiner erklärt und weislich hat dieſe Philoſophie wie ihre Vorgängerin die Ontologie aus der Reihe ihrer metaphyſiſchen Wiſſenſchaft geſtrichen, weil dieſe klare Begriffe und ſcharfbeſtimmte Definitionen verlangt. Aber mit allen dieſen überſchwänglichen Ausdrücken iſt im Grunde nichts mehr geſagt, als was Berkeley verſtändlicher mit ſeinen klaren und dunkeln Begriffen ausdrückte. Kurz Raum und Zeit ſind hier ſo mit unſerer ganzen Exiſtenz verwebt, daſs wir auch die Gottheit uns nicht ohne dieſelbe denken können und ſie ſind durch den mit beiden verbundenen Begriff der Unendlichkeit als etwas Ueberſchwängliches und Göttliches bezeichnet. Und eher, als wir uns einen raumloſen und doch ausgehenden und zurückgehenden Begriff klar machen können, iſt uns des engl. Mathematikers Rob. Hooke und des Wolfianers Körber (in ſ. Werk von Ausmeſſung der Seele) Behauptung, daſs die Ideen körperlich ſeien und nach letzterem ſogar eine Schwere haben, begreiflich. Muſste doch ſelbſt Leibnitz, der alle Thätigkeit der Seelen-Monade nach auſsen ganz verwirft, um die mit der in ſeinem Syſtem freilich nur relativen Endlichkeit verbundene Beſchränktheit zu erklären, nicht bloſs für die Seelen, ſondern für alle geiſtigen Weſen auſser der Gottheit einen Körper poſtuliren (Theod. §. 124), womit das bekannte exilium mortis Leibnitzianum zuſammenhängt. Darum haben ſich drei vorzügliche Denker und Philoſophen für die Räumlichkeit auch der Geiſterwelt ausgeſprochen. Schon Platon und die Griechen nannten ihr einfaches μονοειδὲς und dachten dabei an ein nicht aus verſchiedenen, ſondern aus gleichartigen Theilen Zuſammengeſetztes, alſo an etwas Räumliches (ſ. Gottleber ad Plat. Phaed. p. 47. und Wyttenbach), und wenn die Eleaten je etwas Aehnliches, wie Kant, vorbrachten, ſo gehörte es wohl mehr zu ihrer ſkeptiſchen Dialektik und Polemik, als zu ihren Dogmen. Die Alten hatten zu viel Rückſicht auf die gemeinen Erfahrungen des Lebens, als daſs ſie ſolche in's äuſsere und Geiſtesleben tief verflochtene Ideen, wie Raum und Zeit, aus dem Reich der Realitäten hätten ausſtreichen ſollen. Ebenſo die vorzüglichſten Denker unter den neuern. Bako von Verulam, der bekannte Gründer beſſerer Forſchung und Wiſſenſchaft, ſagt (Sylvae,) daſs

Geiſt die dünnſten, feinſten Theile ſeien, welche unter dem groben Körper verborgen liegen, und verwarf die zu ſchroffe Abtrennung zwiſchen Geiſt und Leib. Der große Newton erklärte den Raum nicht bloß für real, ſondern für das sensorium Gottes. In Cudworth Syst. intell. ed. 1 Mosh. p. 771. heißt es: Im Begriff des ewigen ſelbſtſtändigen Weſens ſei uns auch der Raumbegriff angeboren, deſſen ſich kein Menſch entſchlagen könne, und ſein Zeitgenoſſe und Verwandter Locke bemerkt Ess. II, 15, es ſei nahezu ſo ſchwer für uns, die Idee von einem realen Weſen mit vollkommener Negation jeder Art der Ausdehnung zu faſſen, als daſſelbe ohne irgend eine Dauer zu denken. Noch klarer ſprach der D. Theol. Venzky in ſeinen Briefen an Euler Raum und Ewigkeit als ein Korrelat Gottes aus, und Euler trat ihm bei. Selbſt der klare Denker Garve entwickelt in einer Abhandlung über die Gottheit (in ſeinen vermiſchten Verſuchen 5 Bde) den Satz, daß in der Zeit zu handeln Gottes weit würdiger ſei, als nach einem von Ewigkeit gemachten Plan, ein Punkt, der bekanntlich auch in dem über die nachbeſſernde Hülfe und ergänzende Kraft der Gottheit bei der Erhaltung der Weltordnung entſtandenen Streit zwiſchen Leibnitz und Clarke, Newtons Schüler, zur Sprache kam.

Vor Allen aber hat der Mann von ſeltenem Geiſt, hoher Frömmigkeit und ausgebreiteter Beleſenheit nicht bloß in theologiſchen, philoſophiſchen, kabaliſtiſchen und myſtiſchen, ſondern auch in mediziniſchen und chemiſchen Schriften, der würt. Prälat Chriſtoph Fr. Oetinger faſt ſeine ganze 80 jährige Laufbahn darauf verwendet, die wörtliche Faſſung der ihm ſo theuren heiligen Schrift auch in Bezug auf die mehr leibliche Darſtellung überſinnlicher Dinge gegen die immer mehr einreißende willkührliche Vergeiſtigung und ſomit am Ende gegen die Nullifikation derſelben auch aus philoſophiſchen Gründen zu erweiſen und zu ſichern. Das Weſentliche ſeines Syſtems iſt kurz dieſes: In Gott gibt es ein Inneres und Aeußeres (Ex. 33, 23, wörtlich Vorderes und Hinteres), daher iſt er zu unterſcheiden nach ſeinem inneren Weſen und nach ſeiner Offenbarung. Nach ſeinem Inneren iſt er ohne Raum und Zeit, ohne Wechſel und überhaupt dem Geſchaffenen und Endlichen unzugänglich. Aber da er nach ſeinem Rathſchluß ſich auch nach außen kund thun wollte, nahm er im Logos Raum und Zeit an ſich, und ließ mit dem Logos als der ſchöpferiſchen Weisheit, in dem ſich alles Geſchaffene gleichſam vorbildete, und mit Namen genannt wurde, Prov. 8, 22 ff. Jeſ. 43, 7 ein Meer von Gotteskräften, die natura naturans oder ἄνω μήτηρ Gal. 4, 26 aus ſich hervorgehen (bara Jeſ. 43, 7), deren Hauptprinzipien die anziehende, die abſtoßende (ausgehende) und die kreiſende Kraft, letztere das Reſultat der erſteren, ſind, und welche die Herrlichkeit Gottes oder das, worin der unſichtbare und unzugängliche Gott durch ſein Ebenbild den Logos die Fülle ſeiner Heiligkeit oder Unvergleichlichkeit kund thun will, ausmachen. Aus dieſen von ihm abgeſchiedenen, aber doch mit ihm eng verbundenen Gotteskräften bildete (jazar Jeſ. 43, 7) er die höhere Geiſterwelt, welche durch die ihr anerſchaffene Harmonie der ihr verliehenen Fähigkei-

ten und Kräfte ſo wie durch die Unterordnung unter den Willen Gottes vollkommen war. Da aber der vorzüglichſte dieſer Geiſter nicht in der Zuſammenordnung ſeiner Kräfte beſtund, ſondern durch ſeine Imagination, die ſich in Beſchauung ſeiner hohen Kräfte ſpiegelte und das ihm verliehene Licht über die Macht und Heiligkeit Gottes verſchmähte, ein lügenhaftes Weſen aus ſich ſelbſt machte, ſo wurde das Geiſtige in ihm verfinſtert, und ſeine Behauſung grob materiell öde und leer; er wurde tartariſirt 2 Petr. 2, 4. Jud. 6. Eph. 6, 12, und verſtoßen. Aber Gott beſchloß, auch dieſe grobe Materie wieder zu ihrem Urſprung zurückzuführen, und ſchuf unſer Planetenſyſtem, in welchem der Menſch ein geiſtliches Weſen erhielt, das die ganze Materie durch ſeine Beherrſchung auszeitigen ſollte bis zur Offenbarung des Sohnes Gottes (asah Jeſ. 43, 7.) *) Weil aber durch Satans Trug der Menſch fiel, und Sünde und Elend ſich auch der Erde mittheilte, ſo wurde nun der Sohn Gottes ſelbſt Menſch, beſiegte die Macht der Finſterniß, und ſein geiſtiges und Lebensprinzip durchdrang in ſeinem Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt, da ſein Fleiſch zu Geiſt geworden, die ganze Schöpfung Eph. 4, 10. Sein Geſchäft iſt, daß er das Körperliche der Kreatur wieder in die erſte Reinigkeit bringt, denn Leiblichkeit iſt keine Unvollkommenheit, ſondern iſt beſtimmt, auch in ſich die Herrlichkeit Gottes darzuſtellen und unzerſtörlich zu werden. In jedem Geſchöpf findet ſich eine weſentliche Grundform, (der spiritus rector, oder Archaeus,) welche unzerſtörlich iſt, und die einſt auch wieder in erhöhter Leiblichkeit dargeſtellt werden muß. †) Der Menſch iſt zuſammengeſetzt aus Leib und Seele. Der Leib iſt ein gedoppelter, der äußere materielle, und der innere materielle, geſtaltet wie der äußere und der Sitz der Seele, welche ebenſo die Geſtalt des Menſchen hat, wie der innere Leib. Die Entſtehung der Seele darf nicht aus dem Kreatianiſm noch aus der Evolution erklärt werden, denn dadurch würde Gott Urheber der Sünde, ſondern durch neue Bildung aus der Organiſation der Eltern, (alſo durch eine Mittheilung aus der Seele und dem spiritus rector) eine Art Epigeneſis, die man im richtigen Sinn tradux nennen kann. Die Seele iſt ein intensum (ein Gehaltiges), in welchem eine Kraft in der anderen iſt, und keine von der anderen getrennt werden kann, ſie iſt nicht ein grobes Zuſammen-

---

*) darum heißt dieſe Schöpfung der Erde καταβολή Joh. 17, 24. Was vorher nur feinere Lichtsatome waren, wurde durch den Fall der Engel bedeckt und tartariſirt. Daraus bildete Gott als dem finſteren Chaos die materielle Welt mechaniſch. (asah.)

†) Hieraus ergäbe ſich eine Vereinigung des Platoniſchen und Ariſtoteliſchen, realiſtiſchen und nominaliſtiſchen Syſtems. Dem Allgemeinbegriff liegt etwas Reales (jener spiritus rector) zu Grund in den Objekten, und das iſt's, was der gemeine Menſchenverſtand als Gemeinbilder, der gebildete Verſtand entwickelter und beſtimmter als allgemeine Begriffe auffaßt. Den spir. rector wies übrigens Oetinger als Chemiker durch ein Experiment am Meliſſenöl nach, das die Geſtalt der Meliſſenblätter in ſich wieder darſtellt.

geſetztes, ſondern eine Eſſenziation, ein Mittleres zwiſchen Einfachem und Zuſammengeſetztem, eine Erhöhung von widerſtrebenden, aber nun einſtimmigen Kräften. Ihr Centrum iſt das Herz Zach. 12, 1, der Sitz des Willens und Gefühls, das mit dem Gehirn, dem Sitz des Erkennens, in Verbindung ſteht. Dieſe beiden entgegenſtehenden Kräfte, jene anziehend, dieſe ausbreitend, bilden das Rad der Geburt Jak. 3, 6, oder das Leben, das immer durch zwei entgegengeſetzte Kräfte bewirkt wird, die ſich im Puls äußeren und den Umlauf des Bluts bewirken. Zu dieſer Seele gehört aber auch als beſondere Kraft eine Mitgift des Logos, der Geiſt, der im ſchuldloſen Zuſtand das Primat und die Herrſchaft über die harmoniſch wirkenden Kräfte hatte, worin eigentlich das Ebenbild Gottes beſtand. Durch den Fall aber bekamen die fleiſchlichen Triebe (θελήματα τῆς σαρκός και διανοιῶν Eph. 2, 3) die Oberhand, und der Geiſt wurde nun unterdrückt und kraftlos, ſoweit er nicht durch die äußere Aſſiſtenz des Logos und die äußeren Vorfälle angeregt wurde. So entſtand nicht nur eine Beraubung der göttlichen Herrlichkeit Röm. 3, 23, welche in der harmoniſchen Zuſammenordnung der Kraft beſtand, ſondern auch dadurch, daß ſich die göttliche Liebe zurückzog, poſitive Finſterniß und Empfindung des göttlichen Zorns, der die verzehrende Schärfe der göttlichen Herrlichkeit iſt, wo die Liebe ſich zurückgezogen hat, welche jene Schärfe mildert. Durch Chriſti Menſchheit, Sterben und Auferſtehen ſollte dieſe Schärfe phyſiſch und moraliſch gehoben, und in denen, welche ſeinen Geiſt in ſich wirken laſſen, jene göttliche Herrlichkeit hergeſtellt werden. Dieß geſchieht dadurch, daß ſich Chriſti Leib und Blut den Gläubigen mittheilt. Denn „leiblich ſein aus dem Fleiſch und Blut Jeſu Chriſti — nämlich aus dem neuen ätheriſchen Leib — iſt die höchſte Vollkommenheit, ſonſt wohnte die Fülle Gottes nicht leibhaftig in Chriſto. Leiblichkeit iſt das Ende der Werke Gottes, wie aus der Stadt Gottes klar erhellt Apoc. 20.“

Es möchte aus dieſen wenigen Zügen des Oetingerſchen Syſtems, die freilich ohne weitläufigere Erörterung nicht ganz klar gemacht werden können, hinreichend erhellen, daß Leiblichkeit der Seele und des inneren Menſchen noch keinen Materialismus herbeiführt, ſondern vielmehr zu einer bibelgemäßen Anſicht von der Erhöhung auch der nun ſeufzenden Kreatur Gottes zur Theilnahme an Gottes Herrlichkeit leitet. Unter den Neuern hat der treffliche Beck in Tübingen mit ſelbſtſtändiger Benützung von Roos' Schrift fundamenta psychologiae ex S. S., die auf Bengel's und Oetinger's Bemerkungen ruht, obwohl Roos den letzteren nie nennt, dieſe Idee in ſeinem Umriß der bibliſchen Seelenlehre eigenthümlich verarbeitet, und die Räumlichkeit Gottes in ſeiner Offenbarung, wie die der Seele S. 29. 42. beſtimmt ausgeſprochen. Und dazu nöthigt auch die heil. Schrift, welche nicht bloß verſchiedene Fähigkeiten an verſchiedene Organe des Leibes knüpft, ſondern auch in der Parabel vom reichen Mann Luk. 16 entſchieden von einer Leiblichkeit der Seele ſpricht, die der Luſt und des Schmerzens fähig iſt, denn gerade dieſer Zug kann unmöglich zur Einkleidung

gerechnet werden, da er dieß Hauptmoment der Parabel: per quod quis peccat &c. betrifft. Auf dieſe höhere Leiblichkeit weiſen auch Joh. 14, 2. Luk. 23, 43, ſo wie der von Petrus 1 Br. 3, 19. 22 in Bezug auf Chriſtum nach ſeinem Tod gebrauchte Ausdruck πορευθεὶς, wo die zweite Stelle ſehr klar die unrichtige Anwendung eines Hebräismus in der erſten beweiſt.

Wenn nun aber nach allem Bisherigen die Seele eine geiſtige Leiblichkeit hat, der Leib Chriſti aber in ſeinem verklärten Zuſtand ein geiſtiger iſt, ſo ſieht man nicht, wie ein geiſtiger Genuß des Leibs Chriſti für unmöglich gehalten werden könne. Wir möchten uns zwar dabei nicht auf den gemeinen Menſchenverſtand im gewöhnlichen Sinn berufen, da der geiſtreiche Shaftesbury in ſ. Charactristics vol I. Treat. 2. die Berufung auf denſelben für das Lächerliche ſelbſt erklärt, wohl aber auf den allgemeinen Wahrheitsſinn, den geſunden Menſchenverſtand oder das, was ſich aus der Vergleichung der menſchlichen Urtheile im gemeinen Leben als das ergibt, worin ſie übereinſtimmen. Das iſt's, was Oetinger als den sensus communis, oder die auf der Gaſſe redende Weisheit bezeichnet, als das, was von jener Mitgiſt höheren Lichtes aus dem Logos Joh. 1, 9 durch äußere Aſſiſtenz deſſelben übergeblieben iſt. Und der Unterſuchung deſſelben hat er ſeine erſten Schriften: inquisitio in sensum communem und ſeine Bearbeitung von Salomos Sprüchen gewidmet, worauf freilich der neuſte Darſteller ſeines Syſtems, Auberlen, nicht die geringſte Rückſicht genommen hat. Die Lehre erſcheint aber nach obigen Prämiſſen ferner nicht nur nicht gegen, ſondern nicht einmal über die Vernunft,*

*) Es iſt auffallend, wie der Herr Vf. Kfreund 1851. S. 424. ſich für dieſe Unterſcheidung bloß auf engl. Theol. beruft, ſie war ja den Deutſchen und Franzoſen ſchon vor 1706 bekannt, denn Bayle ſchon hat ſie beſtritten (response aux questions d'un provincial III, 999.), deutſche Theologen aber haben dagegen bemerkt, daß man bei dem, was gegen die Vernunſt ſei, unterſcheiden müſſe zwiſchen dem, was gegen logiſche und metaphyſiſche, und dem, was gegen phyſiſche Sätze anſtoße. Jenes allein ſeien ewige Wahrheiten, aber die Naturgeſetze hängen von dem freien Willen des Schöpfers ab, der ſie ändern könne, wie er für gut finde. So iſt z. B. die Brotwandlung nicht darum unmöglich, weil ſie gegen die Naturgeſetze, ſondern weil ſie gegen die zwei logiſchen Grundſätze, daß A nicht zugleich B ſein, noch A in ein ſchon beſtehendes B verwandelt werden kann, ſondern bloß in ein neues Individuum einer anderen Art oder Gattung, ein Denkgeſetz, das ſelbſt von den Mythographen bis auf Apulejus herab beachtet wurde. Wenn aber eine Stelle aus Luther citirt wird zum Beweis, daß die Vernunft in Sachen der Offenbarung zu urtheilen fähig ſei, ſo erlauben wir uns ſo lange an der richtigen Auffaſſung zu zweifeln, bis die Stelle nachgewieſen iſt, um den Zuſammenhang zu vergleichen. Nach Luthers Grundſätzen, wie ſie (Conc. de pecc. or. p. 55. 646. de lib. art. 655.) gegeben ſind, iſt es unmöglich, daß Luther der Vernunft in Glaubensſachen ein Recht einräumte, und wirklich nannte er ſie eben in der vorliegenden Lehre venefica domina ratio, Conc. p. 771.

denn Erhöhung des gegenwärtigen Zuſtandes iſt etwas, worauf die Vernunft ſelbſt leitet; ja wenn Vernunft von Wiederſehen ſpricht, muß ſie nothwendig eine gewiſſe Leiblichkeit der Seele nach dem Tode zugeben; ja wenn ſie überhaupt eine Auferſtehung zugibt, kann ſie konſequenter Weiſe die Leiblichkeit nicht für eine Unvollkommenheit, ſondern muß ſie für ein Mittel der Erhöhung menſchlicher Zuſtände anſehen, ebendarum aber die Unräumlichkeit der Seele als etwas höchſt Unwahrſcheinliches verwerfen. Doch da Rev. S. 38. das Zeugniß der Sinne für das gültigſte erklärt wird, ſo können wir auch noch ein ſolches beibringen. Tertullian de anima c. 9. erzählt, daß einer Schweſter aus der Gemeinde die Seele in Menſchengeſtalt gezeigt worden ſei. Joh. Bapt. Hellmont behauptet, im J. 1633. ſeiner Seele geiſtige Subſtanz leuchtend in einem dunkeln Theil wie in eine Schaale eingewickelt geſehen zu haben. Von ſeinem Oheim, dem Prof. der Medizin Elias Camerarius zu Tübingen bemerkt Oetinger an mehreren Stellen, daß derſelbe ſeine Seele öfters geſehen habe, ohne etwas daraus zu machen. Camerer aber war nach des Philoſophen Bilſinger's *) Zeugniß ein philosophus non minus acutus, quam felix medicus, dabei ein warhaft gläubiger Mann, weßwegen denn auch der D. Theol. Clemm in ſeiner Einleitung z. Theol. ebendieſe Wahrnehmung Camerer's als eine völlig glaubwürdige anführt. So günſtig uns aber hier das Zeugniß der Sinne zu Statten kommt, ſo vermögen wir doch nicht in den Satz des Rev l. c. einzuſtimmen: Kein Zeugniß iſt ſo ſtark, als das unſerer Sinne, denn auf demſelben beruht ſogar unſer Glaube an die Schrift. Nichts davon zu ſagen, daß ſchon die dritte Akademie durch das Täuſchende mancher Sinnenwahrnehmungen z. B. das Farbenſpiel der Tauben, den im Waſſer gebrochen erſcheinenden Stab zur Skepſis an der Außenwelt und ihren Erſcheinungen geleitet wurden (ſ. Cic. Acad.) bleibt uns jedenfalls der Satz unerklärlich, daß der Glaube an die Schrift auf dem Zeugniß der Sinne beruhe. Iſt der hiſtoriſche Glaube gemeint, ſo ruht er ja bekanntlich auch nach Locke IV, 16. auf Zeugniſſen der Wahrſcheinlichkeit und Glaubwürdigkeit, die freilich dieſer Philoſoph wieder

*) Bilſinger, als Mathematiker bekannt durch die epochemachende Schrift: sur la fortification, war auch ein tiefſinniger Philoſoph, deſſen Vorleſungen Oetinger zugleich für erbaulichgelehrte Predigten über Gott, Seele und Welt erklärte, und von deſſen Buch de origine mali Steinhofer ſagte, er habe es wie ein Erbauungsbuch geleſen, daher war er auch ſpäter ein tüchtiger Profeſſor der Theologie, und zuletzt ein würdiger Geheime Rath ſeines Fürſten, der das Wohl der Kirche und des Staats auf's gewiſſenhafteſte wahrnahm. — Da Männer, wie Bilſinger und Camerer noch Manche ihres Sinnes hatten, iſt es doch befremdend, wie man in Amerika in manchen beſonders auch methodiſtiſchen Blättern die ganze Periode ſeit der Reformation per Bauſch und Bogen dem Formalismus und der Tyrannei über die Kirche anheimgefallen erklären kann. Der Formalismus iſt ein Wort, das auf jene Zeit und Deutſchland keine Anwendung findet, denn es fehlte nur zu ſehr daran, ſonſt hätte der Rationalismus nicht ſo frei auftreten können.

vom Sinnenzeugniß z. B. bei der Sündfluth abhängig machen will, wodurch in Bezug auf die Wunder eine endloſe Skepſis begründet wird. Iſt aber vom Herzensglauben die Rede, ſo beruht derſelbe nach Joh. 7, 17 auf der inneren Erfahrung, alſo auf der i n n e r e n Anſchauung, wie die deutſchen Philoſophen, oder auf sensation, wie Locke (II, 20.) ſich ausdrückt, nicht auf den Sinnen (senses) oder der ä u ß e r e n Anſchauung. Vollends aber zu dem Schluß: weil der Bibelglaube auf den Sinnen beruht, iſt dieß Zeugniß das ſtärkſte, iſt es ſchwer den Mittelbegriff zu finden. Endlich widerſtreitet der Hauptſatz dem Ausſpruch Chriſti Joh. 20, 29 und dem Geiſt der Schrift, welche überall Glauben fordert. Vom Glauben iſt zwar das H ö r e n die conditio sine qua non Röm. 10, 14. 17; aber da nicht alle Hörer glauben V. 16, ſo kann das Hören nicht der Grund des Glaubens ſein, dieſer iſt vielmehr die durch Gottes Geiſt gewirkte Act. 15, 14 Annahme der Worte 1 Theſſ. 1, 5, oder, wie es Paulus Röm. 10, 16 ausdrückt, die ὑπακοή.

Höchſt unklar iſt das, was der Herr Vf. Rev. S. 57. zu Begründung ſeiner baptiſtiſchen Anſicht vom Abendmahl als bloßer Todtenfeier vorbringt, daß es geſtiftet ſei, um das Andenken an den Tod Jeſu, das mit dem Ablauf der Jahrhunderte immer mehr zurückgetreten wäre, zu erhalten. — Entweder gehört der Tod Jeſu zur geſammten Heilsbotſchaft als weſentlicher Theil, oder nicht. Im letzten Fall wäre er bloße Nebenſache und jeder anderen merkwürdigen Thatſache des A. Ts. gleichzuſetzen, deren Andenken ſich doch nach Gottes Willen durch das Wort der Männer Gottes erhalten hat, ohne daß eine beſondere Erinnerungsfeier dafür verordnet wurde. Gehört er aber zur Heilsbotſchaft, und zwar als integrirender Theil ſo, daß nur der, welcher das im Menſchenherzen liegende Aergerniß des Kreuzes überwunden hat, die Weisheit und Tiefe des Evangeliums zu faſſen vermag 1 Kor. 2, 6; ſo wird ſein Andenken und zwar noch vollkommener durch die Predigt erhalten, als durch eine bloße Erinnerungsfeier, da er in der Predigt in ſeiner Wichtigkeit und ewigen Vollgültigkeit dargeſtellt wird, während er im Abendmahl nach dem Review bloß als eine denkwürdige Begebenheit zu betrachten wäre. Daß das Andenken an ſeinen Tod durch das Evangelium erhalten werden würde, ſpricht auch der Herr Matth. 26, 13. Mark. 14, 9 ſo beſtimmt und auf ſo bedeutſame Weiſe aus, daß ſchon dadurch die Anordnung einer Todtenfeier von ihm ſelbſt völlig unwahrſcheinlich wird, noch mehr aber dadurch, daß die Apoſtel nie von einer todten glaubensleeren Erinnerung an den Tod Jeſu ſprechen, oder an der Erhaltung des Andenkens daran im Fortgang der Zeit zweifeln. Wir können uns daher obige ſonderbare Wendung kaum anders erklären, als aus der Bemerkung Lockes (Ess. IV, 16.) daß nach den engliſchen Geſetzen ein Zeugniß immer ſchwächer werde, je weiter es von der Thatſache, für die es ſpreche, der Zeit nach entfernt ſei, eine Bemerkung, die Hume (mor. pol. und lit. Verſuche) in der Abhandlung von den Wundern mit gelegentlicher Anwendung auf die reale Gegenwart wiederholt, und

die vermuthlich von Unitariern oder engl. Rationaliſten, welche noch ſo viel Formalismus hatten, ihr σκάνδαλοι τοῦ σταυροῦ nicht rein ausſprechen zu wollen, auf den Tod Jeſu angewendet wurde. Allein bei Locke iſt von der Glaubwürdigkeit des Zeugniſſes, nicht von der Erhaltung des Andenkens an eine Begebenheit die Rede, und da auch S. 63. überſetzt wird: thut dieß, um das Andenken an mich (nicht bloß an meinen Tod) zu pflegen, ſo läßt ſich obige Bemerkung auf keine Weiſe mit dem Inhalt der übrigen Abhandlung vereinigen.

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit den Einwendungen gegen die Lehre von der Perſon Chriſti und der Ubiquität, wo die ſymb. Bücher gar nicht richtig gefaßt ſind, wir brechen aber hier ab, um dieß, wenn es verlangt wird, in einem Anhang von der Perſon Chriſti nach unſeren ſymb. Schriften zu zeigen. Aus dem Bisherigen dürfte klar ſein einerſeits, daß es große Kühnheit iſt, die Verfaſſer der Symbole, die an Sprach- und exegetiſcher Kenntniß, an Scharfſinn und Conſequenz ſo überlegen ſind, anzugreifen, ohne zuvor genau zu prüfen, quid valeant numeri, quid ferre recusent, andererſeits, daß an den, der einzig die Bibel als Glaubensnorm anerkennt, ſehr hohe Forderungen in Rückſicht auf Sprachkenntniß und tiefer Forſchung des Zuſammenhangs der einzelnen Stellen, ſo wie der ganzen Schrift, gemacht werden, welche wir in der Abhandlung des Review auf keine Weiſe befriedigt ſehen. Dieß Prinzip führte ohnehin ganz natürlich auf die fleißigſte Bearbeitung der Exegeſe, für welche jedoch in der langen Reihe von Schriften, die im Luth. Alm. 1851 aufgeführt werden, nur zwei über die Apokalypſe und über den Brief an Hebräer ſich vorfinden, von welchen die erſte eine bloße Bearbeitung von Bengels Werk iſt, welches dadurch keineswegs verbeſſert wurde. Aber eben dieß Prinzip geſtattet auch nicht, die Bibel geradehin nach unſerem Gutdünken (after our own judgment) zu erklären, ſondern legt uns vielmehr die Pflicht auf, ein Buch, das ſeit mehr als dreitauſend Jahren ſich als göttliche Offenbarung bewährt hat, mit tiefer Hochachtung zu behandeln, und mit der gewiſſenhafteſten und ſorgfältigſten Sprachforſchung die beſtändige Rückſicht auf die analogia scripturae et fidei zu verbinden. Wer aber dieſen Forderungen nachkommt, dem werden gewiß unſere ſymboliſchen Bücher nicht mehr ſo anſtößig vorkommen, und er wird ſich vielmehr derſelben gerne als eines trefflichen Hülfsmittels zur tieferen Erkenntniß der Schrift bedienen.

Die neuſte deutſche Literatur

über das

Princip und die Geſchichte des Proteſtantismus.

Correſpondenz aus der Schweiz.

Dieſer lehrreiche und intereſſante Brief erſetzt den Mangel an wichtigen politiſchen und kirchlichen Neuigkeiten, an welchen Europa gegenwärtig ſehr arm iſt, durch eine überſichtliche Darſtellung und Beurtheilung der neuſten deutſchen Literatur über Kirchengeſchichte, insbeſondere über das Princip und die Entwicklung des Proteſtantismus, weßwegen wir ihm den obigen Titel vorgeſetzt haben. Die Anſpielungen auf unſere eigenen Producte hätten wir natürlich lieber weggelaſſen, wenn ſie nicht in den ganzen Zuſammenhang des Briefes eng verweben wären. Ohnedieß iſt es unſer Grundſatz, an den Mittheilungen unſerer regelmäßigen Correſpondenten wo möglich nichts zu ändern. Aus demſelben Grunde können wir das ungünſtige Urtheil über die hiſtoriſchen Arbeiten des Dr. Merle d'Aubigné nicht wohl ſtreichen, obwohl es ohne Zweifel denjenigen unter ſeinen unbedingten Verehrern Anſtoß geben wird, welche zwar in vornehmthuender Ignoranz die deutſche Originalliteratur mit Stumpf und Stiel verdammen, franzöſiſche oder engliſche Copieen und Verarbeitungen derſelben aber bis zum Himmel erheben, und welche ſich über unſeren viel milderen Tadel im Princip des Proteſtantismus (S. 147 der deutſchen und S. 166 der engl. Ausgabe) höchlich gewundert, ihn aber niemals zu widerlegen auch nur verſucht haben. Dr. Merle bleibt übrigens deſſen ungeachtet ein ſehr begabter Schriftſteller, der ſich um die Genfer Kirche und um die Verbreitung der Kenntniß der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformationsgeſchichte im Gebiete der franzöſiſchen und engliſchen Zunge mannigfache Verdienſte erworben hat, welche noch größer wären, wenn er in der Vorrede einfach und ehrlich ſeine deutſchen Quellen angegeben hätte.

Wir laſſen bei dieſer Gelegenheit unſere transatlantiſchen Correſpondenten wiſſen, daß ähnliche kurz zuſammenfaſſende und beurtheilende Ueberſichten über die neuſten theologiſchen Erſcheinungen der alten Welt unſeren Leſern von Zeit zu Zeit ebenſo willkommen ſind, als politiſche und kirchliche Neuigkeiten.

D. Red.

Baſel, den 18ten Sept. 1852.

Verehrter Freund!

Zuvörderſt ſchönen Dank für die dem genannten Freunde mitgegebenen Exemplare Ihrer in Amerika erſchienenen Schriften, ſie waren uns bis dahin nicht zu Geſicht gekommen. Dem erſten Bande Ihrer ausführlichen Kirchengeſchichte wird hoffentlich bald von competenter Seite die verdiente Anerkennung zu Theil werden. Es erſcheint uns dieſes Werk, zu deſſen Fortſetzung der Herr Ihnen auch ferner die Weihe Seines Geiſtes verleihen möge, in jeder Beziehung epochemachend nicht nur für die deutſche, ſondern für die geſammte prote-

ſtantiſche Kirche Amerika's. Deutſcher Fleiß und Gründlichkeit im gefälligen Gewand ſchlagfertiger, treffender Rede, praktiſche Tendenz bei wiſſenſchaftlicher Behandlung des Gegenſtandes ſind Vorzüge, die ihm die Verbreitung in größeren Kreiſen durch Ueberſetzung in's Engliſche, und durch dieſes in's Franzöſiſche, ſichern. Beide Sprachen beſitzen meines Wiſſens außer einzelnen Uebertragungen von Neander und Gieſeler nichts Aehnliches; ſodann eignet ſich auch Ihre Darſtellung des anglodeutſchen Charakters d. h. der ſteten Berückſichtigung angloamerikaniſcher Vorſtellungen und Zuſtände wegen gewiß viel beſſer zur Mittheilung in dieſen Sprachen, als ſpecifiſch deutſche Werke. Die neuere franzöſiſche Literatur iſt bekanntlich ganz abhängig von der engliſchen und der deutſchen. Wirkliche Originalarbeiten giebt es überhaupt ſehr wenige. In letzter Zeit kamen einige wenige exegetiſche und iſagogiſche Schriften vor, die nur dann für die Wiſſenſchaft werthvoll waren, wenn ihre Verfaſſer Kenntniß der deutſchen Theologie hatten. Die Straßburger Theologen Bruch, Reuß, Schmidt und A. ſchreiben in der Regel deutſch und kommen hier alſo nicht in Betracht. Von franzöſiſchen kirchengeſchichtlichen Werken kenne ich nur die Ueberſetzung von Neander's Geſchichte der Pflanzung der Kirche durch die Apoſtel, und die Arbeiten Matter's und Merle's. Der Elſäßer Matter lieferte eine allgemeine Geſchichte der Kirche, 4 Bände, eine Geſchichte des Gnoſticismus und eine ſolche der alexandriniſchen Schule, je 2 Bände, ſämmtlich rationaliſtiſch appretirte Compilationen deutſcher Arbeiten. Ob der Genfer Profeſſor, deſſen Urgroßmutter eine d'Aubigné war — ſein Vater nannte ſich immer ſchlechtweg Merle! —, nicht beſſer gethan, in aller Beſcheidenheit Marheinecke's und Hagenbach's Bücher, ſeine Hauptquellen, einfach zu überſetzen, als eine eigene histoire de la réformation zu ſchreiben, bei welcher gerade ſein Eigenes, die unwahre, nach Effect haſchende dramatiſche Darſtellung vom Uebel iſt, — kann für den Freund der Kirche und ihrer wahren Geſchichte, trotz ein- bis zweimalhunderttauſend engliſcher Abdrücke nicht zweifelhaft ſein! *)

---

*) Noch ein Wort über Merle. Dieſer anmaaßende, reſp. unverſchämte Menſch, der anderer Leute Arbeit ſo trefflich für ſich auszubeuten weiß, ſollte einmal recht an den Pranger geſtellt und das Handwerk ihm gelegt werden. Vor ſeinen unwiſſenden franzöſiſchen Studenten ſchmückt er ſich noch weit plumper mit fremden Federn. So begegnete mir, als ich im Jahre 1836 in Genf war, Folgendes, das ich ihnen zu beliebigem Gebrauch mittheile. Er hatte einen Curs über Ethik mit ſchriftlichen Uebungen angekündigt. Um der franzöſiſchen Compoſition willen beſchloß, ich ihn mitzunehmen. Zu Anfang der Stunde laſen die Studenten abwechſelnd ihre Arbeiten vor, die zuerſt von Commilitonen, dann von Merle ſelbſt eine Critik erfuhren. Merle legte ſeine Weisheit und Ueberlegenheit ganz beſonders an den Tag, was mir ſchon höchſt ärgerlich war. Zum Schluſſe gab er dann ein Diktat über die Compoſition. Aber wie erſtaunte, ich als ich alsbald inne ward, daß dieſe mit ſo viel assurance und Salbung vorgetragene, eigene Arbeit, auf die er ſich durch Blick, Ton und Miene augenſcheinlich nicht wenig zu Gute that, und über deren Vortrefflichkeit die franzöſiſchen Studenten nicht genug Rühmens machen konnten, nichts anderes war, als eine franzöſiſche rhetoriſch declamatoriſche Amplification der betreffenden Paragraphen von Nitzſch's „Syſtem der chriſtl. Lehre.“ Voll Indignation deckte ich den Betrug meinen franzöſiſchen Freunden auf; aber dieſe wollten nichts davon hören und ich wurde augenſcheinlich verdächtig, als ein Verläumder. Dieß wollte ich nicht auf mir ſitzen laſſen und beſchloß ihnen zu zeigen, daß ich die Wahrheit geſagt, und zugleich Merle eine Lection zu geben. Als die Reihe an mich kam, und er mir richtig das Thema des bei Nitzſch folgenden §. gab, das ich meinen Freunden vor-

Mit nicht geringem Intereſſe habe ich auch Ihre weiter ausgeführte Inauguralrede über das „Princip des Proteſtantismus“ geleſen. Sie behandelt wirklich ein „überaus wichtiges und durchaus zeitgemäßes Thema“, und es hat mich um ſo mehr angezogen, als mir in dieſen Tagen auch die Schlußabhandlung des Schenkelſchen Werkes über das „Weſen des Proteſtantismus“ zugekommen iſt. Sie haben Ihre Aufgabe etwas weiter gefaßt, als Schenkel, den kirchengeſchichtlichen Standpunkt, der dem Lehrer der hiſtoriſchen Theologie wohl ziemte, eingenommen, und dabei rückwärts ſowohl, als vorwärts geſchaut. Es war Ihnen vor Allem darum zu thun, auf hiſtoriſch-genetiſchem Wege den Zuſammenhang des Proteſtantismus mit der alten Kirche darzulegen, und zu zeigen, wie die Kirche der Reformation aus der katholiſchen (nicht der römiſchen) Kirche gleichſam herausgewachſen, ihr „ächtes Kind“ iſt; wie ſie ihrem Lebensprincip „Chriſtus Alles in Allem“ nach ſeiner materialen und formalen Seite römiſcher Werkheiligkeit und Ueberlieferung gegenüber Geltung verſchafft, und ſich eben dadurch auch vor den Abwegen fälſchlich proteſtantiſcher „ſchwarmgeiſtiſcher Innerlichkeit“ und „ſtarrer, geiſt- und lebloſer Buchſtabenabgötterei“ bewahrt hat. Im zweiten Theil vindiciren Sie dem Proteſtantismus — nachdem Sie freilich etwas gar zu raſch über deſſen dreihundertjährige Geſchichte, „ſeinem kurzen, aber vielbewegten, thatenreichen Leben“, hinweggeeilt — ſeinen wahrhaft katholiſchen Charakter, nnd weiſen zugleich allen einſeitig theoretiſchen Subjectivismus, den deutſchen Rationalismus, und einſeitig praktiſchen, das engliſch-amerikaniſche Sectenweſen, ebenſo wie den rückwärts Rom zuſteuernden Puſeyismus als „Krankheit und Carricatur“ des wahren proteſtantiſchen Princips zurück. Sodann fühlen Sie gleichſam dem deutſchen Proteſtantismus den Puls, ob er auch noch Lebensfähigkeit für die Gegenwart und Zukunft beſitze, und finden, daß ſeine Zukunft die der Kirche iſt, und der Fortſchritt der deutſchen Theologie „mit dem Fortſchritt der Kirche Hand in Hand geht.“ Ihre Schlußbetrachtungen ſind ſchöne Bilder proteſtantiſcher Hoffnung, in denen Ihr Adoptivland die ihm gebührende Stelle einnimmt.

Schenkel's Standpunkt iſt dagegen enger umgrenzt; er blickt weder rückwärts auf die alte Kirche, noch ſeitwärts auf die Betrachtung der verſchiedenen Denominationen franzöſiſcher und engliſcher Zunge. Er ſteht ganz auf dem Boden des deutſchen Proteſtantismus und der Union der beiden Schweſterkirchen. Erſteren ſeinem wahren Weſen nach darzuſtellen, und letztere im kirchlichen Leben praktiſch, in der Theologie durch allmählige Ausgleichung der Differenzen

---

ausſagte, machte ich es accurate wie er. Aus 10 Zeilen bei Nitzſch machte ich zwei Seiten franzöſiſches Gewäſch und ſchwatzte, wie er, ſalbungsvoll über den Gegenſtand. Aber köſtlich war die Wirkung, die dieß auf Merle hervorbrachte. Zuerſt hörte er aufmerkſam zu, dann fuhr eine Unruhe in ihn auf dem Katheder, die allen auffällig war. Nachdem ich geendet, begehrte er mein Concept zu ſehen, das noch hie und da deutſche Worte, die Stichworte Nitzſch's, angemerkt enthielt, mußte natürlich die Arbeit loben, da er nichts Anderes ſelber zu geben hatte, ließ ſie nach der ſehr kurzen Kritik nochmals leſen, fügte nur noch was Weniges bei, und bemerkte ausdrücklich, die Studenten möchten ſich doch die Hauptgedanken meiner Arbeit notiren — und brach den Curſus unter einem nichtigen Vorwand mitten im Semeſter ab!!! Sapienti sat. Wer Merle zum erſten Male ſieht und nur einmal ſieht, dem imponirt ſeine ſtattliche Figur, ſeine ſalbungsvolle Rede ꝛc., wer aber einige Zeit mit ihm umgeht, durchſieht bald ſeine Hohlheit. Sämmtliche deutſche Profeſſoren in Genf, ſeine Colligen, die leider zu frühe verſtorbenen Steiger und Hävernick und mein väterlicher jetzt hier lebender Freund Preiswerk (Pfarrer und Profeſſor der hieſigen Hochſchule) machten daraus nie ein Hehl!

und Aufſuchen einer „höheren wiſſenſchaftlichen Darſtellungsform des Proteſtantismus“ herbeizuführen, iſt der Zweck ſeines größeren Werkes und deſſen Schlußabhandlung. In dieſer, welcher das „*Princip des Proteſtantismus*“ überſchrieben iſt, lehnt er zuerſt jede Verwandtſchaft des ächten Proteſtantismus mit dem älteren und neueren und neuſten Rationalismus, Humanismus und Naturalismus, die ſich fälſchlich für die „wahren Conſequenzen des Proteſtantismus“ auszugeben bemühen, von vorneherein ab, und zeichnet ſie als „Abarten des proteſtantiſchen Princips“, die höchſtens „eine negative Berechtigung, nicht als Princip, ſondern als Carricatur“ anſprechen können, da nämlich, wo der Proteſtantismus ſo weit ging, alle rationelle Kritik auf dem religiöſen Gebiet zu verwerfen, und alle menſchliche Freiheit für Illuſion zu erklären.“ Es iſt in dieſem Abſchnitt viel Treffendes geſagt, doch findet ſich hierüber in Ihrer Broſchüre S. 77—85, 130—134, 144—146 Tiefer- und Höhergehendes. Der zweite Paragraph, worin nun Sch. ſeine eigenthümliche Anſicht entwickelt, lautet: „Princip des Proteſtantismus iſt weder das ſogenannt *formale* der heil. Schrift, noch das ſogenannt *materiale* der Rechtfertigung durch den Glauben, noch iſt es die Zuſammenfaſſung dieſer beiden. Es kann überhaupt nur *ein* wirkliches, tiefſtes Princip des Proteſtantismus gegeben, aus welchem heraus die Geſammterſcheinung deſſelben begreiflich werden muß. Dieſes eine Princip iſt weder einſeitig theologiſcher, noch einſeitig anthropologiſcher Natur, ſondern es iſt ein theanthropologiſches, d. h. es liegt ihm die Idee der *Wiederherſtellung der Menſchheit durch den Glauben an Jeſum Chriſtum, den Gottmenſchen, zu einer ſittlich vollendeten Lebensgemeinſchaft mit Gott* zu Grunde. — Von dieſem Princip aus ſind die höchſt lehrreichen Verſuche *Dorner's*, *Bauer's*, *Hundeshagen's*, *Rothe's*, *Klee's*, *Thierſch's*, das Princip des Proteſtantismus auszumitteln, zu beurtheilen und als ebenſo viele verdankenswerthe Beiträge zur Löſung der Frage (wenn auch nicht als die wirkliche Löſung) zu betrachten.“ Auf die Ausführung und Begründung dieſes §. iſt von S. der größte Fleiß verwendet, und zwar beginnt er mit der Beſprechung der Anſicht obiger Gelehrten, mit deren Reſultaten er ſich eben nicht beruhigen kann.

Es würde zu weit führen, in das Einzelne dieſer intereſſanten Discuſſion einzutreten; hier nur Andeutungen. S. findet, daß nach der Anſchauung *Dorner's* (dem auch der Lutheraner *Martenſen* in ſeiner „tiefſinnigen und in köſtlicher Glaubenskraft doch wieder ſo friſchen und freien chriſtlichen Dogmatik“ — ein ſchönes, wohlthuendes Wort der Anerkennung im Munde des reformirten heidelberger Profeſſors — noch folgt und die neueren über das Weſen des Proteſt. angeſtellten Forſchungen nicht genug berückſichtigt) im Proteſtantismus ein objectives (fälſchlich formal genanntes) ebenſo ſehr als ein ſubjectives (fälſchlich material genanntes) Element enthalten iſt; das ſind aber nicht zwei Principien, die ſich als ſolche gegenſeitig aufheben müßten, ſondern zwei Momente, eines und deſſelben Princips, das die tiefere Zuſammenfaſſung beider iſt. Für dieſes haben aber D. und M. keinen genügenden Ausdruck gefunden, daher die künftige Löſung nur angedeutet, nicht vollzogen. *Bauer's* Unterſuchungen, nach denen ſich das Princip des Proteſtantismus (wenn der hegel'ſche Wortſchwall in gemeinverſtändliches Deutſch überſetzt wird) auf „Denkfreiheit im ausgedehnteſten Sinne“ reducirt, muß man auf ſich beruhen laſſen. Bei *Hundeshagen* bemerkt S. den poſitiven Fortſchritt, daß er das Princip des Proteſt. „nicht nur als ein anthropologiſches faßt, ſondern, daß es in letzter Inſtanz ebenfalls kirchenbildender Natur iſt, und ſich nur in der Neubegründung der wahren religiöſen Gemeinſchaft realiſiren

kann." Nach Schleiermacher iſt das Princip des Proteſt. nicht mehr ausſchließlich die Rechtfertigung durch den Glauben, ſondern die religiöſe Wiederherſtellung der Menſchheit in der kirchlichen Gemeinſchaft. S. vermißt nach dieſer Auffaſſung die „Anerkennung und Hervorhebung des theologiſchen (objectiven) und ethiſchen Elements; die objective Gottesoffenbarung in Chriſto und dem Worte und das Streben nach ſubjectiver Heilsaneignung und Heilsgewißheit tritt zurück vor dem kirchenbildenden Proceſſe in der werdenden chriſtlichen Gemeinſchaft." Doch betont S. den weſentlichen Fortſchritt in dieſer Anſchauung. Das Princip des Proteſt. kann weder ein bloß objectives formales, noch ein bloß ſubjectives materiales, noch auch die bloße Verknüpfung dieſer beiden ſein, die Wiederherſtellung der Gemeinſchaft, die Reform der Kirche, muß der tiefſte principielle Gedanke des Proteſtantismus ſein. Daß hier angekommen, S. ſich weder mit Rothe, der die Kirche im „Humanitätsſtaat" aufgehen laſſen will, daher das Princip des Proteſt. ein „kirchenauflöſendes" nennt, noch mit Klee verſtändigen kann, der, obwohl mit Rothe im entſchiedenen Widerſpruche, die Kirche neben dem Staate fortbeſtehen läßt, aber in der organiſchen Verbindung beider das Princip des Proteſt. ſucht, liegt auf der Hand. Aber auch die Anſicht Thierſch's kann unſerem Verfaſſer nicht genügen. Dieſer Gelehrte ſieht eben „in der conſequenten Rückkehr zum Zuſtande des Anfangs, wie ſie den Reformatoren ahnungsvoll vorſchwebte, den einzigen Weg, um das wahre Princip des Proteſt. zu verwirklichen." Wohin dieſe eigenmächtige Rückkehr und die Repriſtination altkatholiſcher Formen führt, zeigt die kurze Geſchichte der ſich ſo nennenden „apoſtoliſchen Kirche", in deren Dienſt Prof. Thierſch nach Niederlegung ſeines Amtes getreten iſt. Nachdem S. ſich nun ſo den Weg geebnet und die Elemente ſeiner Anſicht theilweiſe bei ſeinen Vorgängern gefunden, ſucht er dieſelbe im Weſen des Proteſtantismus zu begründen. Das theologiſche Moment iſt ihm da das Urſprüngliche im Princip des Proteſt.; in Gott hat dieſer ſeinen Lebensquell, ſein Grundtrieb geht immer wieder auf Gott und das göttliche Weſen, das in Chriſto geoffenbaret iſt. Das anthropologiſche Moment iſt ihm inſofern ein ſecundäres, als es ſich dabei um ſubjective Aneignung der von aller ſubjectiven Beſtimmtheit unabhängigen in ſich ſelbſt ewigen und abſoluten göttlichen Wahrheit handelt. Aber weder innerhalb der theologiſchen, noch innerhalb der anthropologiſchen Sphäre ſchließt ſich das Princip des Proteſt. ſeinem tiefſten Weſen nach ab. „Der Proteſtantismus iſt weder eine bloße Lehrform objectiv-chriſtlicher Wahrheit, noch eine bloße Glaubensform ſubjectiv-chriſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, ſondern eine Lebensform kirchlich-chriſtlicher Heilsgemeinſchaft; er will die (nicht eine) Kirche, die thatſächliche Wiederherſtellung der ſündigen Menſchheit zur Lebensgemeinſchaft mit Gott durch den lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum, den Sohn Gottes." Dieß nennt S. das theanthropologiſche Princip des Proteſtantismus.

Die Frage, wie der Proteſtantismus dieſes ſein Princip verwirklichen ſoll, wird in den beiden letzten Abſchnitten der S.'ſchen Schrift beantwortet. Die denſelben vorgeſetzten §§. lauten: „Die Verſchiedenheit der proteſtantiſchen Bekenntniſſe, namentlich die Differenz zwiſchen lutheriſchem und reformirtem Proteſtantismus, hat ihren Grund nicht in einer Verſchiedenheit des proteſt. Princips. Sie beruht auf einer wiſſenſchaftlich zwar erheblichen, praktiſch aber unerheblichen verſchiedenen Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen Unendlichem und Endlichem, zwiſchen Göttlichem und Menſchlichem, und fällt daher der freien

Digitized by Google

wiſſenſchaftlichen Verhandlung auf Grund des einen kirchlichen Lebensprincips anheim. Hienach ſind einestheils die neueſten wiſſenſchaftlichen Erörterungen über die principielle Eigenthümlichkeit der beiden Bekenntniſſe zu würdigen, andererſeits iſt die principielle Berechtigung, ja Verpflichtung zur Union allen Trennungstendenzen gegenüber entſchieden feſtzuhalten. — Die Union der beiden Hauptrichtungen des Proteſtantismus iſt übrigens nicht auf kirchlich-diplomatiſchem Wege, ſondern vielmehr auf dem Wege freiwilliger Verſtändigung und gegenſeitiger brüderlicher Anerkennung zu erreichen und zu vollziehen. Die wiſſenſchaftlichen Differenzen ſind eben ſo offen einzugeſtehen, als in freier Erörterung allmählig zu überwinden. In wiſſenſchaftlicher Beziehung dienen beide Syſteme für einmal zu gegenſeitiger Ergänzung, bis ſie ihre Einſeitigkeit abgelegt und eine höhere wiſſenſchaftliche Darſtellungsform des Proteſtantismus wieder herbeigeführt haben. Dieſer höheren Form wird es dann gelingen, die nicht anthropologiſchen Ideen des Proteſtantismus in der wahren Kirche der wiedergebornen Menſchheit zu verwirklichen und den Zeitpunkt herbeiführen zu helfen, wo nur noch **Eine Kirche** unter dem Einen Haupte, Chriſto, ſein, und die Menſchheit als der Leib Chriſti, als ein freier ſittlicher Lebensorganismus, in die völlige Lebensgemeinſchaft mit Gott durch den lebendigen Glauben an Chriſtum Jeſum zurückgekehrt ſein wird."

Ich enthalte mich des näheren Eintretens in die gründlichen und klaren Auseinanderſetzungen der confeſſionellen Differenzen und die Beſprechungen über die endlich herbeizuführende, ſo ſehr wünſchenswerthe Union, obſchon bei allem Schönen und Wahren, das S. ſagt, doch mancher Orten manches Fragezeichen zu ſetzen, und manche triftige Einwendung zu erheben wäre. Doch iſt nicht zu verkennen, daß S. in der beregten Frage über das Princip des Proteſtantismus einen Schritt vorwärts gethan und Vieles zur gerechten Würdigung des Proteſtantismus beigetragen hat. Deßhalb begrüßen wir auch dieſe Broſchüre, die ſein größeres Werk abſchließt, um ſo freudiger, und haben keinen Anſtand genommen, ſie der Ihrigen nicht entgegen, wohl aber an die Seite zu ſetzen. Beide ergänzen einander; *Sie*, vom freieren höheren Standpunkte, gewähren Ihrem Leſer einen weiteren umfaſſenderen Blick, und verhelfen ihm zu einer geſchichtlich begründeten Totalanſchauung des Proteſtantismus, aus der ſich das wahre Princip deſſelben gleichſam von ſelbſt ergibt. *Schenkel* ſtellt mehr das Weſen der deutſch proteſtantiſchen Beſtrebungen unſerer Theologen dar, und will in ſeinem Theil die dem deutſchen Proteſtantismus zugefallene kirchliche Aufgabe löſen helfen.

Zum Schluſſe dieſer ziemlich lange gerathenen Skizze des S.'ſchen Büchleins erlauben Sie mir noch eine Stelle aus der Einleitung ſeines größeren Werkes hier anzuführen; ſie wird geeignet ſein auf die ganze obige Darſtellung Licht zu werfen. Er ſagt dort S. 6: „Es zeugt für ein befangenes Urtheil, wenn manche meinen, es hätte im ſechszehnten Jahrhundert eine ſogenannte „ſtille Reform", ohne durchgreifende, die endliche Trennung herbeiführende, Erſchütterung vorgenommen werden ſollen. Die ſtille Reform haben die Concilien von Coſtnitz und Baſel auf die Bahn zu bringen geſucht, und die Reform iſt in der That ſtill geblieben. Es fehlte der Kirche nicht nur da und dort, es fehlte ihr allenthalben. *Sie hatte den Beweis geliefert, daß ſie nicht im Stande war, das große Schickſalsproblem des Chriſtenthums zu löſen.* Anſtatt die Gegenſätze der chriſtlichen Idee zu überwinden, hatte ſie ſich von ihnen überwinden laſſen. Es war nicht aus der Luft gegriffen, wenn Papſtthum und Antichriſtenthum identificirt wurde. Eine zweite verbeſſerte Auflage des Chriſtenthums

war dringende Nothwendigkeit geworden. Die chriſtliche Idee hat mit von innen treibender Naturnothwendigkeit einen Totalumſchwung des religiöſen Geiſtes bewirkt, der nur darum noch nicht alle chriſtlichen Völker ergriffen hat, weil die Macht der religiöſen Wahrheit eine eben ſo langſam als ſicher wirkende iſt. Darum iſt das Weſen der Reformation, oder allgemeiner ausgedrückt, ihrer religiöſen Erſcheinungsform, des Proteſtantismus — das wahre Weſen der chriſtlichen Idee ſelbſt. In der Reformation iſt das Chriſtenthum nochmals auf ſeine Wurzel zurückgegangen. Die chriſtliche Idee taucht abermals in das erſte Geheimniß ihres Urſprungs hinab, nicht um denſelben Häutungsproceß noch einmal durchzumachen, oder in dem Pfahlwerk einer apoſtoliſchen Urform zu erſtarren — ſondern um das große Problem der Verſöhnung des Menſchen mit Gott, deſſen Löſung ihr auf dem erſten Wege nicht genügend gelungen war, auf einem zweiten zu Ende zu bringen. Der Proteſtantismus übernimmt von dieſem Augenblicke an dieſe unermeßliche Aufgabe des religiöſen Geiſtes, und überläßt die römiſche Kirche ihrer inneren Auflöſung oder Erſtarrung."

Die Beſprechung der Schenkel'ſchen Schrift ruft mir noch ein anderes neuerſchienenes Werk in Erinnerung, deſſen ich hier nur kurz gedenken will, weil es zur Beleuchtung der Entwicklungsgeſchichte des Proteſtantismus von großer Bedeutung iſt. Es iſt dieß der I. Band einer Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus in den Jahren 1555—1581 von Heppe, von deſſen Geſchichte der heſſiſchen Generalſynoden Sie im Kirchenfreund auch Erwähnnug gethan haben. Der vorliegende Band behandelt die Jahre 55—62. Der Geſchichte voran geht eine ſehr lehrreiche Einleitung, die zuerſt die Gegenſätze des Proteſtantismus und Katholicismus überhaupt, dann die Grundſätze des Calviniſchen und deutſchen Proteſtantismus beſpricht. Sehr ſchön führt H. hier aus, wie „Calvin und Melanchthon, wenn auch von weſentlich verſchiedenen Grundanſchauungen ausgehend, theilweiſe in den bedeutendſten Reſultaten ihrer theologiſchen Speculation entweder völlig, oder doch ſo weit dieſe das praktiſche Intereſſe berührten, übereinſtimmten." Von dem Präceptor der Deutſchen rühmt er, daß er den deutſchen Proteſtantismus faſt bis zur erſchöpfenden Darſtellung ſeiner Idee und zur allſeitigen Löſung ſeiner Aufgabe geführt habe; mit dem ganzen Ernſte eines in ſeinen tiefſten Tiefen erregten Gewiſſens habe Luther das Schwert der göttlichen Wahrheit gegen die Lüge der Hierarchie erhoben, aber dogmatiſch und theoretiſch habe erſt Melanchthon den Sieg des Proteſtantismus vollendet. Daß doch die ſo bald gegen die geſammten Melanchthoniſche Entwicklung ſich erhebende retrograde Bewegung die „Union Calvin's und Melanchthon's nicht zu einer Union der ſchweizeriſchen und deutſchen Kirche werden ließ! Die übrigen ſchweizeriſchen Theologen folgten, wenn auch theilweiſe widerſtrebend. Den Schluß der Einleitung bildet eine Schilderung der dogmatiſchen Gegenſätze innerhalb des deutſchen Proteſtantismus und der inneren Verfaſſungszuſtände und politiſchen Lage deſſelben um 1555. Dieſe ſchöne Auseinanderſetzung iſt grundlegend für die nun folgende Geſchichte oder vielmehr „Entwicklung des deutſchen Proteſtantismus," wie H. in der Vorrede ſein Werk charakteriſirt. Seine Quellen ſind die bis dahin faſt ganz unbenützten, für die Geſchichte der ev. Kirche im 16ten Jahrhundert ſo überaus reichhaltigen Actenſammlungen in den Archiven zu Kaſſel, durch deren Studien er ſich von der argen Lückenhaftigkeit und theilweiſen Unrichtigkeit der bisherigen Geſchichtsdarſtellung der hier behandelten Periode überzeugt hat. Den Beruf als Hiſtoriker der proteſtantiſchen Kirche beurkundet aber H. in folgenden Worten, ſeinem hiſtoriſchen Glaubensbekenntniß:

„Ich ſah in der Geſchichte des Proteſtantismus bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte hin eine innere Triebkraft des verborgenen Lebens, einen rothen Faden der Entwicklung, an den die Gegenwart nothwendig anknüpfen muß, wenn der kirchliche Proteſtantismus auch in Zukunft da ſein Banner entfalten will, wo die weitherzigen Transactionen eines antichriſtlichen Liberalismus eben ſo wenig helfen werden, als die Fauſtſchläge einer in ſich ſelbſt verkrochenen und ſich gar ſicher fühlenden ſtolzen Abgeſchloſſenheit. Nur die freudige heilige Hingabe an die reine evangeliſch-proteſtantiſche Idee hat ein Recht zu hoffen, daß ſie den Sieg behalten und die Zukunft der Kirche ererben wird. Ob es mir gelungen iſt, weiß ich nicht; — aber mein Streben war es, jenen ſchaffenden Gedanken der Geſchichte in meiner Geſchichtsdarſtellung mit derſelben Wahrheit und Energie hervortreten zu laſſen, mit welcher ſich derſelbe in den Lebensgeſtaltungen und Ereigniſſen jener Zeit expandirt hat." Ueber dieſe „Geſchichtsdarſtellung" ſelbſt maaße ich mir nun kein Urtheil an (ne sutor supra crepidam!) — Sie werden aber eine Freude daran haben; des Neuen, beſſer Beleuchteten, trefflich Dargeſtellten bietet das Buch in Fülle. Die Hauptdocumente ſind in Beilagen abgedruckt.

Endlich habe ich Ihnen noch eine Schrift anzuzeigen, die Ihrem Bande, Geſchichte des apoſtoliſchen Zeitalters gewiſſermaaßen Concurrenz macht, ich meine das neueſte Werk Dr. Heinrich Thierſch's, die Kirche im apoſtoliſchen Zeitalter und die Entſtehung der neuteſtamentlichen Schriften. Mein Freund ſteht überall für die kirchliche Tradition ein, ſucht ſie aber durch viele neue Gründe und Unterſuchungen zu ſtützen. Daß er wirklich wieder Manches feſtgeſtellt, was die Hyperkritik längſt beſeitigt glaubte, wird jeder Unbefangene gerne zugeben, wenn er ſich auch nicht mit allem Behaupteten einverſtanden erklären kann. Um ſagenhafter Zuſätze willen wurde nur allzu oft auch der geſchichtliche Kern einer Sache verworfen, und ſo gerieth man in's Bodenloſe. Die Evangelienkritik iſt ein ſchlagendes Beiſpiel hievon; ſieht man doch jetzt die Traditionen über das erſte und zweite Evangelium wieder mit ganz anderen Augen an, als früher. Auch der Aufenthalt Petri in Rom und manches Andere, was Thierſch wieder zu Ehren zieht, iſt genau beſehen kaum mehr controvers. Verwunderlich dagegen iſt, wie Th. ſo oft mit den Reſultaten der Tübinger Schule (Baur und ſeinen Stämpern) zuſammengeht, und am Ende doch nicht ſo ſehr zu tadeln. Denn wenn man von den Uebertreibungen derſelben abſieht, ſo hat Th. gewiß recht, den Zwieſpalt zwiſchen Judenchriſten und pauliniſchen Heidenchriſten oder Aehnliches anzuerkennen, was früher in majorem ecclesiae gloriam geläugnet wurde. Neu war für mich, von Th. zu vernehmen, daß Johannes bereits den Episcopat und die Metropolitanverfaſſung als theilweiſen Erſatz für das ausſterbende Apoſtelat nach göttlichem Willen eingeſetzt habe. Dieſes deutet auf bedeutende Modificationen in hierarchiſchem Sinn im Inneren des Irvingismus. Es macht dieſer eben in kürzeſter Friſt dieſelben Phaſen durch, wie die altkatholiſche Kirche, deren Repriſtination er jetzt iſt — er erſtarrt gleich ihr, in den Formen. Im Uebrigen verfährt Th. ſtreng hiſtoriſch, doch iſt ſeine particuläre Auffaſſung der Urkirche nicht zu verkennen. Abſichtliche Täuſchung findet aber durchaus keine ſtatt, Th. wäre dieſer abſolut unfähig. Er ſchreibt mit der Begeiſterung, die ihn wirklich erfüllt, und ſein eleganter Styl iſt der ungeſuchte Ausdruck ſeiner geiſtvollen Auffaſſung und claſſiſchen Darſtellungsgabe. Sein Buch entbehrt, obwohl auch für den Gelehrten vom Fach beſtimmt, alles gelehrten Beiwerks; es ſoll auch „den Nichttheologen genießbar und fördernd ſein." Letzteren Zweck hat

er ſicher erreicht. Eine gute engliſche Ueberſetzung, wofür ſeine Freunde in England gewiß ſorgen werden,*) kann bei den conſervativen Tendenzen des Buches in England und Amerika Glück machen.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich Sie heute nur von Büchern unterhalten habe, Sie hätten gewiß eine Schilderung unſerer kirchlichen und ſocialen Zuſtände für den „Kirchenfreund“ viel lieber in Empfang genommen. Allein einerſeits war Ihre freundliche Zuſendung die Veranlaſſung zu der literariſchen Correſpondenz, und dann vermeide ich gerne von der nackten Wirklichkeit zu reden, nachdem einmal der Ideale der Kirche Erwähnung geſchehen iſt. Die Idee der Union der proteſtantiſchen Kirchen oder vielmehr der Einen evangeliſchen Kirche der Zukunft, die nach obigen Zeugniſſen die evangeliſche Theologie anſtrebt, ſtimmt nicht zum Feldgeſchrei der jetzigen Wortführer der Kirchen. Jener Friedenszeit, wo Ein Hirt und Eine Herde ſein wird, geht noch ein langer Streit voraus, in deſſen Mitte wit ſtehen. Da thut es wohl, ſich zuweilen ſo ganz in die Bücherwelt flüchten zu können, die Wirklichkeit macht ihre Rechte ſchon von ſelbſt wieder geltend. Ueberdieß hoffe ich, ein College aus Norddeutſchland berichtet Ihnen über den jüngſten Kirchentag und den hauptſächlich in Preußen jetzt entbrannten Streit der Confeſſionen. Wir in der Schweiz ſitzen ſo ziemlich ruhig, allerdings aber auch hie und da auf den Hefen. Ein erfreuliches Lebenszeichen war das offene Wort der Berner conſervativen Regierung an die neue gemiſchte Synode, die Lage und die Aufgabe der Kirche in unſerer Zeit beſprechend. Doch Sie ſehen, das Papier geht zu Ende; hievon und Anderem in meinem nächſten Schreiben ein Mehres. Für heute empfangen Sie noch die herzlichſten Grüße

Ihres ergebenſten

C. F. Z.

---

*) Eine ſolche iſt bereits erſchienen bei Bosworth in London.

D. Red.

Die beabſichtigte Liturgie der deutſch-reformirten Kirche der Ver. Staaten.

Unſerem Verſprechen gemäß theilen wir hiermit in deutſcher Überſetzung den Bericht der Committee über die Liturgie mit, welcher der öſtlichen Synode der deutſch reform. Kirche der V St. auf ihrer dießjährigen Sitzung zu Baltimore vorgelegt und von ihr einſtimmig angenommen wurde.

„Die Committee über die Abfaſſung einer neuen Liturgie berichtet achtungsvoll, wie folgt:

Bald nach der letzten Sitzung der Synode zu Lancaſter hat die Committee dem ihrer Pflege anvertrauten Gegenſtande ſo viel Aufmerkſamkeit erwieſen, als Zeit und regelmäßige Berufspflichten geſtatteten. Die in Mercersburg wohnhaften Glieder hielten während des verfloſſenen Sommers wöchentlich berathende Zuſammenkünfte, während die anderen Glieder erſucht wurden, in der Zwiſchenzeit gewiſſe Abſchnitte der beabſichtigten Liturgie auszuarbeiten und ſpäter der geſammten Committee zur Reviſion vorzulegen. Je weiter ſie in dem Werke voranſchritten und je mehr ſie ſich mit der liturgiſchen Literatur der älteren und neueren Zeit bekannt machten, deſto mehr fühlten ſie die Wichtigkeit, Schwierigkeit und Verantwortlichkeit der ihnen übertragenen Aufgabe. Nächſt dem Glaubensbekenntniß gibt es kein Buch, nicht einmal das Geſangbuch ausgenommen, das geeignet wäre, einen ſolchen Einfluß auf die Bildung des eigenthümlichen religiöſen Charakters einer Kirche auszuüben, als eine das ganze Leben ihrer Andacht in ſich faſſende Liturgie. Die Schwierigkeiten vermehren ſich in unſerem Falle einmal durch die große Zahl und Mannigfaltigkeit der uns offen ſtehenden Werke dieſer Art aus den Zeiten vor und nach der Reformation, wodurch die Auswahl zuweilen mehr erſchwert wird, als die urſprüngliche Production; ſodann durch den herrſchenden Ton der Frömmigkeit in den proteſtantiſchen Benennungen dieſes Landes, die mit wenigen Ausnahmen mehr oder weniger gegen das ganze Syſtem des liturgiſchen Gottesdienſtes, obwohl mit Unrecht, eingenommen ſind in der Meinung, daß es nothwendig zu Formalismus und Mechanismus führe; endlich durch die eigenthümliche Lage unſerer eigenen Gemeinſchaft, welche gerade jetzt in einem Uebergangszuſtand zu ſein ſcheint. Angeſichts dieſer Betrachtungen möchte es weiſe ſcheinen, wenn die Synode das Werk un-

beſtimmt hinausſchöbe, bis die liturgiſchen Reformen, welche gerade gegenwärtig in verſchiedenen evangeliſchen, ſowohl reformirten als lutheriſchen Kirchen Deutſchlands in Anregung gebracht ſind, zu beſtimmten Reſultaten gekommen ſein, und bis vielleicht ähnliche Bewegungen in anderen Sectionen unſeres amerikaniſchen Proteſtantismus, die man in nicht gar ferner Zeit erwarten darf, die Ausführung deſſelben erleichtern werden.

Allein auf der anderen Seite kann es keinem Zweifel unterliegen, daß unſere Kirche, die in Gemeinſchaft mit allen Kirchen der Reformation zu allen Zeiten in größerem oder geringerem Umfange feſtſtehende Formen des öffentlichen Gottesdienſtes gebilligt hat, ohne damit den rechten Gebrauch des freien Gebetes auszuſchließen, mit ihrer jetzigen Liturgie völlig unzufrieden iſt und laut ein Buch der öffentlichen Andacht verlangt, welches die beſten Theile älterer Werke der Art in ſich faſſe und zugleich den eigenthümlichen Bedürfniſſen ihrer gegenwärtigen Lage angemeſſen ſei. Dazu kommt, daß die Macht der Committee gemäß der Verhandlungen der Synode zu Norristown vom Jahre 1849, welche dieſen Gegenſtand zuerſt in einer beſtimmten Form vorbrachte, ſich einſtweilen nicht weiter erſtreckt, als auf die Abfaſſung eines allgemeinen Plans und einiger Proben liturgiſcher Formulare. Man verlangt daher von uns dießmal bloß vorbereitende Arbeit, und es ſteht zu hoffen, daß der fernere Rath und die beſtimmteren Inſtructionen der Synode die Fortſetzung und endliche Vollendung der Aufgabe, wem ſie auch in Zukunft anvertraut werden möge, bedeutend erleichtern werden.

In dieſer Erwartung legt die Committee Eurem ehrwürdigen Körper Folgendes vor:

I. Plan der beabſichtigten Liturgie.

Das Werk ſoll alles dasjenige umfaſſen, was gewöhnlich zu einer förmlichen und vollſtändigen Liturgie gezählt wird, etwa nach dieſem Schema:

1. Der gewöhnliche Sonntagsgottesdienſt.
2. Die chriſtlichen Feſte, beſonders Weihnachten, Oſtern, Pfingſten und Dreieinigkeitsfeſt.
3. Gebete für verſchiedene Gelegenheiten.
4. Die Taufe der Kinder und der Erwachſenen.
5. Die Confirmation.
6. Das heilige Abendmahl.
7. Der Beſuch und die Communion der Kranken.
8. Der Beſuch der Gefangenen.
9. Die Trauung.
10. Die Ordination und Inſtallation des Geiſtlichen.
11. Die Ordination und Inſtallation der Aelteſten und Diakonen.

12. Die Grundſteinlegung der Kirche.
13. Die Einweihung der Kirche.
14. Das Begräbniß der Todten.
15. Die Familien-Liturgie, oder Gebete zum Gebrauch bei Morgen- und Abendandachten und bei beſonderen Veranlaſſungen.
16. Ein Verzeichniß der Abſchnitte der heil. Schrift, welche in der Kirche das Jahr hindurch geleſen werden ſollen, und ein ähnliches Verzeichniß für den häuslichen Gebrauch der Schrift.

II. Die Grundſätze, wonach die neue Liturgie ausgearbeitet werden ſoll.

1. Der liturgiſche Gottesdienſt der Urkirche, ſo weit er ſich aus der heil. Schrift, den älteſten Kirchenſchriftſtellern und den Liturgieen der griechiſchen und lateiniſchen Kirchen des dritten und vierten Jahrhunderts ermitteln läßt, ſoll ſo viel als möglich die allgemeine Grundlage der beabſichtigten Liturgie bilden, und zwar um ſo mehr, da dieſe älteren Liturgieen in der That auch die Quelle waren, aus welcher die beſten Abſchnitte der verſchiedenen Kirchengebetbücher des 16ten Jahrhunderts, wie die Formulare der Sündenbekenntniſſe und Abſolution, die Litanieen, die Glaubensbekenntniſſe, das Gloria in excelsis, das Te Deum, die Collecten, die Doxologieen ꝛc., abgeleitet wurden. Denn das Verdienſt der Reformation in dem Gebiete des Gottesdienſtes beſteht — wenn wir von dem Kirchenliede abſehen, das vor allem von den evangeliſchen Kirchen Deutſchlands ſehr weſentlich bereichert wurde — nicht ſowohl darin, daß neue Formen der Andacht geſchaffen, ſondern darin, daß die von früheren Zeiten überlieferten Liturgieen aus dem Lateiniſchen in die Volksſprachen überſetzt, von gewiſſen Zuſätzen gereinigt, auf größere Einfachheit reducirt und der Predigt des Evangeliums, als dem hauptſächlichſten Beſtandtheile des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, untergeordnet wurden.

2. Unter den ſpäteren Liturgieen ſoll auf die alte Pfälziſche und andere reformirte Liturgieen des ſechszehnten Jahrh. beſondere Rückſicht genommen werden.

3. Weder die alten katholiſchen, noch die alten reformirten Liturgieen ſollen jedoch ſklaviſch abgeſchrieben, ſondern in einem freien evangeliſchen Geiſte reproducirt und den eigenthümlichen Bedürfniſſen unſerer Zeit und Denomination angepaßt werden; um ſo mehr, da ja dieſe Liturgieen ſelbſt bei aller weſentlichen Einheit eine beträchtliche Mannigfaltigkeit darbieten, und da jedes Zeitalter der Kirche die Verheißung des Geiſtes beſitzt, und eine eigenthümliche Miſſion zu erfüllen hat. Aus demſelben Grunde dürfen auch neue Formulare ausgearbeitet werden, wo es wünſchenswerth ſcheint, nur ſtets im Einklang mit dem Geiſte der Andacht der Kirche in ihren beſten Tagen.

4. Diejenigen Abſchnitte der Liturgie, welche am häufigſten gebraucht werden, wie der regelmäßige Sonntagsgottesdienſt und die Feier des heil. Abendmahls, ſollten mehrere Formulare von verſchiedener Länge, theils mit, theils ohne Reſponſorien enthalten, um Monotonie zu vermeiden und um dieſelben den verſchiedenen Lagen und Bedürfniſſen unſerer Geiſtlichen und Gemeinden, welche offenbar für völlige Einförmigkeit nicht vorbereitet ſind, leichter anzupaſſen.

5. Die Sprache und der Styl muß durchaus ſo viel als möglich ſchriftgemäß, d. h. einfach, erhaben und erbaulich ſein, wie wir ihn z. B. in den Pſalmen und im Gebete des Herrn bewundern. Der dogmatiſche oder lehrhafte Ton, der in den calviniſtiſchen Liturgieen zu ſehr überwiegt, darf nur mit großer Einſchränkung angewandt werden.

6. Die Beifügung einer Familien-Liturgie, welche eine hinreichende Anzahl von Gebeten für den häuslichen Gottesdienſt enthalten ſoll, erſcheint als wünſchenswerth nicht bloß wegen ihres unabhängigen Werthes, ſondern auch insbeſondere als ein Mittel, um die Einführung der geſammten Liturgie unter unſeren Gemeindegliedern zu erleichtern und auf dieſe Weiſe ihren rechten Gebrauch in der Kirche zu befördern. Denn nach der Anſicht der Committee wird eine Liturgie ihrem Zwecke niemals ganz entſprechen und von den Gemeinden hinlänglich gewürdigt werden, wenn ſie auf den Beſitz und Gebrauch des Geiſtlichen beſchränkt bleibt. Wie die Bibel, der Katechismus und das Geſangbuch, ſo ſollte auch das kirchliche Gebetbuch das gemeinſame Eigenthum und Handbuch jedes Gliedes der Gemeinde ſein. Die Laien werden einen weit tieferen Antheil an den liturgiſchen Uebungen nehmen, wenn ſie dem Geiſtlichen mit ihrem Buche folgen und wenigſtens am Ende jedes Gebetes mit einem vernehmlichen Amen antworten können.

7. Endlich darf eine Liturgie den rechten Gebrauch des freien Gebetes nicht verhindern weder in der Kirche, noch im Hauſe, ſondern ſoll ihn vielmehr regeln und befördern. Es ſollte hinlängliche Gelegenheit für ſeine Ausübung in Verbindung mit den Sonntags- Nachmittags- und Abend-Gottesdienſten ſowohl, als in wöchentlichen Bibel- und Betſtunden, im katechetiſchen Unterricht und bei beſonderen Veranlaſſungen gegeben werden.

Durch weiſe und gewiſſenhafte Durchführung dieſer Grundſätze läßt ſich, wie wir hoffen, unter dem Segen Gottes mit der Zeit eine Liturgie zu Stande bringen, die ein Band der Gemeinſchaft ſowohl mit der alt-katholiſchen Kirche, als mit der Reformation bilden, und doch zugleich das Product des religiöſen Lebens unſeres Zweigs der Kirche in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand ſein wird.

III. Schließlich legen wir der Synode ihrem Auftrage gemäß einige

Proben vor, nämlich vier Formulare für den *regelmäßigen Sonntagsgottesdienſt*, ein Formular für die *Kindertaufe*, ein anderes für die *Taufe der Erwachſenen*, und ein Formular für die *Trauung*. Sie ſind nach den oben dargelegten Grundſätzen abgefaßt und von den Mitgliedern der Committee, ſoweit ſie für dieſen Zweck zuſammenkommen konnten, gründlich geprüft worden.

Es ſteht nun bei der Synode, das, was wir ihr hiemit, im tiefſten Gefühl der Verantwortlichkeit des Werkes und unſerer eigenen Untauglichkeit dazu, übergeben, entweder zu billigen, oder zu verwerfen, oder zu modificiren, und zugleich die nöthigen Vorkehrungen für die Fortſetzung und Vollendung deſſelben zu treffen.

Wenn man von uns erwartet, einen Plan zu dieſem Zwecke vorzuſchlagen, ſo beſtände er darin, daß die Synode eine Committee erwähle und anweiſe, eine *Probeliturgie* für die *Prüfung* unſerer Kirche auszuarbeiten und zum *Drucke* zu fördern, ſobald als es die Natur einer ſolchen Arbeit geſtattet.

Mercersburg, den 8ten Sept. 1852. **Philipp Schaff,**
Vorſitzer der Committee."

Das Weihnachtsfeſt und ſeine Stellung im Kirchenjahr.

Das *Weihnachtsfeſt*, oder das *Feſt der Geburt Jeſu Chriſti*, iſt Eines der Hauptfeſte der geſammten chriſtlichen Kirche, und wird deßhalb nicht bloß in der griechiſchen und römiſchen, ſondern auch ganz allgemein in der proteſtantiſchen Kirche, mit Ausnahme der engliſch-puritaniſchen Kirchengemeinſchaften, ſo wie ſolcher Gemeinden und Körperſchaften in Amerika, die hierin, wie in anderen Stücken, dem mächtigen puritaniſchen Einfluſſe erlegen ſind, als ſolches gefeiert.

Das älteſte Feſt in der chriſtlichen Kirche iſt unſtreitig das *Oſterfeſt*, das, ſowie das *Pfingſtfeſt*, ſchon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, wo nicht ſchon früher, *allgemein* gefeiert wurde. Vom Weihnachtsfeſte finden ſich ſchon Spuren im dritten Jahrhundert bei Clemens von Alexandrien; aber allgemeiner war in dieſer Zeit das *Epiphanienfeſt*, oder das Feſt zum Andenken an die Taufe Chriſti im Jordan, und die erſte Offenbarung ſeiner Meſſiaswürde. Dieſes Epiphanienfeſt wurde zuerſt nur im

Morgenlande gefeiert; breitete ſich aber von da bald auch, nur in etwas veränderter Geſtalt, über das Abendland aus. Umgekehrt ging es mit dem Weihnachtsfeſte. Dieſes ſcheint ſich von Weſten nach Oſten ausgebreitet zu haben, und zwar zur Zeit des Auguſtin und Chryſoſtomus, alſo gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, ſchon ganz allgemein; doch zählt es Auguſtin noch nicht zu den Hauptfeſten. Daß das Weihnachtsfeſt damals ſchon am 25ſten December gefeiert wurde, bezeugt ebenfalls Auguſtin; läßt es aber unentſchieden, ob Chriſtus wirklich an dieſem Tage geboren ſei (diem nativitatis Domini octavo Calendarum Januarii die consensus tradit ecclesiae). Chryſoſtomus ſagt in einer am 25ſten December 386 gehaltenen Homilie, daß viele das Weihnachtsfeſt für ein altes von Thracien bis Spanien bekanntes Feſt halten, daß es aber in Antiochien und Syrien erſt ſeit zehn Jahren, alſo im Jahre 376, eingeführt ſei. Aus allen Spuren und Zeugniſſen des chriſtlichen Alterthums iſt nach dem Archäologen Auguſti als Thatſache anzunehmen, daß man ſich im dritten und in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts weder über den Grundſatz, noch den Termin der Weihnachtsfeier vereinigt hatte, und daß im Morgenland wie im Abendland verſchiedene Obſervanzen herrſchten. Die gegen Ende des vierten Jahrhunderts erfolgte Vereinigung der geſammten katholiſchen Kirche zur Feier des 25ſten Decembers als Geburtstagsfeier des Erlöſers, und des 6ten Januar als Erſcheinungsfeſtes, ſollte die verſchiedenen Obſervanzen und Intereſſen, welche zwiſchen dem Morgen- und Abendlande beſtanden, ausgleichen. Es iſt demnach das Weihnachtsfeſt nicht etwa eine ſpätere Erfindung des mittelalterlichen Papſtthums, ſondern Eines der Hauptfeſte der alten morgen- und abendländiſchen, allgemeinen chriſtlichen Kirche, das, wie die anderen Hauptfeſte, aus dem tief chriſtlichen Bedürfniſſe der Kirche, ſich ganz in die großen Erlöſungsthatſachen Gottes hineinzuleben, und dazu auch durch den Kreislauf der Zeiten aufgefordert zu werden, hervorgewachſen iſt. Eine Nichtbeobachtung des heiligen Chriſtfeſtes iſt demnach eine Abweichung nicht bloß von der Kirche des Mittelalters, ſondern auch von dem Sinn und Geiſte der alten chriſtlichen Kirche.

Was die Stellung des Weihnachtsfeſtes im Kirchenjahr betrifft, ſo iſt es als Mittelpunkt und Grund aller übrigen Feſte zu betrachten. Das Weihnachtsfeſt verkündigt uns alljährlich die große Grundthatſache des Chriſtenthums, die Menſchwerdung Gottes in Chriſto, worauf alle anderen Heilsthatſachen Gottes ruhen. Will man Oſtern, d. i. die Auferſtehung Chriſti feiern, was die älteſte Kirche that, ſo muß nothwendiger- und conſequenter Weiſe auch Weihnachten gefeiert werden, ſonſt fehlt dem Oſterfeſte alle hiſtoriſche Grundlage. Gewiß ſah dieß die alte Kirche ein, und nahm das Weihnachtsfeſt mit in den Kreis ihrer Feſte auf. Das Aufkommen des Geburtsfeſtes Jeſu Chriſti aus dem Judenthum (dem Feſte der Tempelweihe), oder dem Heidenthume (den römiſchen Saturnalien, und dem Sonnenfeſte) erklären zu

wollen, genügt auf keine Weiſe; ebenſo wenig die Vermuthung einiger, die Kirche habe im Gegenſatz gegen diejenigen Häretiker, welche die wahre menſchliche Natur Chriſti läugneten, das genannte Feſt angeordnet. Möglich iſt es immerhin, daß äußere Veranlaſſungen dabei mitgewirkt haben, aber der eigentliche Entſtehungsgrund des Weihnachtsfeſtes iſt ohne Zweifel die im Gefühl und Bewußtſein der alten Kirche aufkeimende, im ausgebildeten Kirchenjahre vorliegende Idee einer alljährlichen Erneuerung der großen Thatſachen der Erlöſung in einer Reihe zuſammenhängender chriſtlicher Feſte. Darum ſteht auch das Weihnachtsfeſt nicht iſolirt da, ſondern iſt mit einem ſchönen Blumenkranze untergeordneter Feſte umgeben. Dem Chriſtfeſte voran geht der Advent mit ſeinen vier feſtlichen Sonntagen, und will dem Könige der Ehren einen würdigen Einzug in die Welt und die Menſchenherzen bereiten. Zu dem iſt dieſe Zeit Symbol und Andenken an die den Vätern gegebene Verheißung eines Erlöſers. Sehr ſinnreich iſt es, daß die alte Kirche das Andenken an Adam und Eva gerade auf den Tag vor dem Chriſttag geſetzt hat. Adam und Eva repräſentiren die alte ſündige Menſchheit; mit Chriſto aber, dem zweiten, himmliſchen Adam, fängt eine neue, heilige Generation an, er iſt der Stammvater der neuen geheiligten Menſchheit. Dem Chriſttage folgt der Gedächtnißtag des erſten Märtyrers, des Stephanus, der Gedächtnißtag des Apoſtels Johannes und der Tag der „unſchuldigen Kindlein." In Stephanus ſtellen ſich uns alle Wunder des neuen Lebens ſchon verwirklicht dar, die in dem Kindlein in Mariens Schooß beſchloſſen liegen, — Stephanus verherrlicht durch Leben und Sterben den menſchgewordenen Sohn Gottes. — In Johannes ſtellt ſich das Bild Chriſti in anderer Weiſe dar; Johannes faßt am tiefſten das Geheimniß der Menſchwerdung, weil ſeine Perſönlichkeit ſelbſt am innigſten mit der des Gottmenſchen vereinigt war. Sehr paſſend ſchließt ſich nun hier der Gedächtnißtag der „unſchuldigen Kindlein" an: ſie, die noch nicht ſündigen konnten, ſtarben um deſſetwillen, der nie ſündigte, ſondern ſein heiliges Leben dahingab für die Sünden der ganzen Welt. Das Feſt der Beſchneidung und des Namenstages Jeſu, mit dem die alten Kirchenväter nur ſehr ungerne und ſpät die Feier des bürgerlichen Neujahrs verbanden, ſtellt nun die Perſon des heiligen Kindes dar, als allen nationalen und bürgerlichen Pflichten unterthan, und wie Chriſtus auch in dieſer Hinſicht „alle Gerechtigkeit" erfüllet hat. Den Weihnachtscyclus endlich beſchließt das ſchon beſprochene Epiphanien- oder Erſcheinungsfeſt, das uns Chriſtum darſtellt, wie er nach der Taufe im Jordan mit dem heiligen Geiſte erfüllt als der Meſſias ſein Lehr- und Erlöſeramt antritt. An dieſes Feſt ſchloß man auch noch die Idee der Offenbarung Chriſti unter den Heiden an, ſo daß es auch das Feſt der Erſtlinge unter den Heiden wurde.

So bildet alſo das Weihnachtsfeſt den Mittel- und Ausgangspunkt einer ganzen Reihe chriſtlicher Feſte, welche alle dem Andenken bibliſcher Erlöſungs-

thatſachen gewidmet ſind, und dieſelben dem chriſtlichen Gemüthe vergegenwärtigen. Wie mächtig einſt die alte Kirche von dieſen großen Dingen ergriffen und durchdrungen war, davon ſind ihre Feſttage Zeugen. Auch das religiöſe Bewußtſein der Reformatoren war von den Thatſachen der Erlöſung, der Geburt, dem Leben, Leiden und Sterben, der Auferſtehung und Himmelfahrt unſeres Heilandes Jeſu Chriſti ſo durchdrungen, daß ſie, als ſie vom Papſtthum ſich losſagten, dennoch alle chriſtlichen Hauptfeſte beibehielten, und nur gegen das Uebermaaß der Heiligen- und anderer Feiertage der römiſchen Kirche proteſtirten. Bekannt iſt, daß in lutheriſchen Ländern und in der anglicaniſchen Kirche nicht bloß die Hauptfeſte, ſondern auch mehrere Marienfeſte und die Apoſteltage gefeiert wurden, und zum Theil noch gefeiert werden; während die reformirte Kirche von Anfang an wenigſtens die Hauptfeſte beibehielt und auf dem europäiſchen Continent, beſonders auf deutſchem Boden noch immerfort feiert. Daß ſie dieſes anfangs allgemein gethan hat, geht aus ihren Glaubensbekenntniſſen und Kirchenagenden unwiderſprechlich hervor. So heißt es z. B. in der zweiten helvetiſchen Confeſſion Kap. 24: „Wenn die Gemeinden außerdem (nämlich der Sonntagsfeier) nach chriſtlicher Freiheit das Gedächtniß der Geburt, der Beſchneidung, des Leidens, der Auferſtehung und der Himmelfahrt des Herrn, ſowie der Sendung des heil. Geiſtes auf die Jünger, religiös feiern, ſo billigen wir das ſehr.“ Aehnlich die Thorner Erklärung und gleich im Anfange der Berner Reformation die Berner Synode. Ebrard, der kundige und fleißige Sammler der reformirten Kirchengebete und Formulare, ſagt geradezu in der Vorrede zu ſeinem reformirten Kirchenbuche, daß die reformirte Kirche „das Kirchenjahr mit ſeinem Feſtcyclus“ aufgenommen habe; und zwar „nicht bloß im unwillführlichen Beibehalten des Alten, ſondern nach Kämpfen und mit vollſtem Bewußtſein.“ Es bedarf z. B. nur eines Blickes in die alte pfälziſche Liturgie, um ſich davon in Bezug auf die deutſch reformirte Kirche vollkommen zu überzeugen. Wie vieles in dieſer Hinſicht die proteſtantiſche Kirche Nordamerikas, namentlich der deutſche Theil derſelben zu bewahren aber auch wieder dem unkirchlichen und unhiſtoriſchen Zeitgeiſte abzuringen habe, das leuchtet von ſelbſt ein. Möchten doch alle Freunde des wahren poſitiven Chriſtenthums in Amerika immer mehr und ehe es zu ſpät iſt demgemäß zu handeln, zur Einſicht kommen, daß es, nach der Lehre der Vernunft ſowohl, als der Geſchichte, unendlich leichter iſt niederzureißen, als aufzubauen, alte ehrwürdige Sitten abzuſchaffen, als ſie wieder herzuſtellen. Wir können in dieſer Hinſicht heut zu Tage, wo der Geiſt des wilden revolutionären Freiheitstaumels und antichriſtlichen Unglaubens alle hiſtoriſchen Grundlagen, beſonders die Kirche ſelbſt zu unterwühlen ſich bemüht, nicht conſervativ und gewiſſenhaft genug ſein in der treuen Bewahrung und fruchtbaren Wiederbelebung

des heiligen Erbes der Väter, das Tauſenden und Millionen eine reiche Quelle der Kraft, des Segens und Friedens und eine treffliche Schule zu gottſeligem Leben und Sterben geweſen iſt.

Von den geiſtlichen Segnungen der hohen Feſte des Kirchenjahres und beſonders von den reichen Segnungen des Weihnachtsfeſtes zu reden, iſt hier überflüſſig. Wer das Glück gehabt hat, in einem Lande das Weihnachtsfeſt mitzufeiern, wo es als ein Hauptfeſt gilt, wo das geſammte Chriſtenvolk feſtlich geſchmückt nach dem Hauſe Gottes wallt, darin einmüthig in die herrlichſten Weihnachtsgeſänge mit einſtimmt, und ſich auf's Neue der großen Thatſache freut, daß uns ein Kind geboren, ein Sohn gegeben iſt," der erſt iſt im Stande, ein ſolches Feſt gehörig zu würdigen und den überſchwänglichen Segen wahrzunehmen, den ſolche Feſttage über die ganze Chriſtenheit ausgießen. Fürwahr ein Felſenherz muß erweicht und gerührt werden, wenn am Chriſttage in einer großen, ehrwürdigen Kirche die feierlichen Orgeltöne ſich mit den Stimmen der ganzen Gemeinde zu dem Geſang vereinigen:

„Hallelujah! denn uns iſt heut
Ein göttlich Kind geboren,
Von ihm kommt unſre Seligkeit,
Wir wären ſonſt verloren.
Am Himmel hätten wir nicht Theil,
Wenn nicht zu unſer aller Heil
Dieß Kind geboren wäre.
Liebſter Heiland Jeſu Chriſt,
Der du unſer Bruder biſt,
Dir ſei Lob, Preis und Ehre!"

Was uns ſelbſt betrifft, ſo rechnen wir die Weihnachtstage, die wir im Vaterlande erlebt haben, zu den geſegnetſten und ſeligſten unſeres Leben.
Shanesville, O.

J. G. Z.

Bemerkungen über rhythmiſchen Choralgeſang.

(Aus Reuter's Repertorium für theol. Lit. und kirchl. Statiſt. 1852. Apr.)

1. Geſchichtliches. Das deutſche geiſtliche Lied hat ſich in ſeiner Entſtehung an das weltliche angeſchloſſen; „der gute Oelbaum iſt gepfropt auf den wilden." Zunächſt hat ſich das geiſtliche Volkslied ſo gebildet; darnach das Kirchenlied nach dem geiſtlichen Volksliede, während es daneben auch unmittelbar auf das weltliche Volkslied zurückgeht. Im Anſchluß an die Minnelieder antſtanden die Marienlieder; Schifferlieder, wie: „In Gottes Namen fahren wir" u. ſ. w., wurden als Wallfahrtslieder benützt. Dabei iſt man ſo verfahren, daß man entweder das weltliche Lied umdichtete, und dem Weltlichen, was darin lag, eine geiſtliche Beziehung gab, oder daß man nur die Melodie eines weltlichen Liedes mit einem geiſtlichen Texte verſah, oder daß man ſowohl den Inhalt zur Umbildung, als die Melodie zur unveränderten Beibehaltung adoptirte. So wurde das Volkslied: „Ich weiß eine Frau Fiſcherin" verändert und hieß in der neuen Geſtalt: „Das Lied von der Fiſcherin geiſtlich zu ſingen in dem weltlichen Ton." Auf das weltliche Lied: „Innsbruck, ich muß Dich laſſen" wurde gedichtet das geiſtliche: „O Welt, ich muß dich laſſen", nach deſſen Melodie ſpäter Paul Gerhard ſein Paſſionslied: „O Welt, ſieh hier dein Leben" gedichtet hat. Dieſen Weg ſchlug man ein ſowohl in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation, als auch im Reformationszeitalter und nach demſelben. Luther hat zu ſeinem Liede: „Dieß ſind die heil'gen zehn Gebot!" die Melodie des oben genannten Liedes: „In Gottes Namen fahren wir" benützt. Nicolai hat bei ſeinem um das Jahr 1597 gedichteten Liede: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern", einen weltlichen Liebesgeſang: „Wie ſchön leuchten die Engelein" vor Augen gehabt, von dem er auch die Melodie beibehielt.

2. Der Volksgeſang iſt ſeiner Natur nach rhythmiſch, und bekam auf dieſe Weiſe das geiſtliche Lied einen rhythmiſchen Fall. Dieſe rhythmiſch-bewegte, ſchwungvolle Weiſe paßt auch noch auf einige unſerer Choräle; ja für eine beſtimmte Zahl iſt ſie unbedingt in Anſpruch zu nehmen. Es iſt aber nicht unbedingt richtig, wenn man ſagt, der Choral ſei ſeiner Natur nach, weil ſeinem Urſprunge nach, rythmiſch. Denn wenn auch das geiſt-

liche Lied mit ſeiner Melodie in der erſten Entſtehung rythmiſch geweſen iſt, ſo iſt dieß eben nur der Anfang geweſen; im *Anfang* aber ſehen wir noch nicht die *Vollendung*. Es haben vielmehr die geiſtlichen Liederdichter wohl nur dieſen Weg eingeſchlagen, um dem geiſtlichen Liede beim Volke leichter Eingang zu verſchaffen. Es wäre ſchwer geweſen, dem Volke eine neue Melodie geläufig zu machen, aber leichter war es an eine ſchon bekannte anzuknüpfen. Ein Vergleich liegt hier nahe, nämlich das Beiſpiel *David's* und *Aſſaph's*, welche ſchon in ähnlicher Weiſe einzelnen Pſalmen ſchon vorhandene Melodieen unterlegten, ſo daß Pſ. 22 geſungen werden ſollte nach der Weiſe des Liedes: ajaelath haschachar, Pſ. 58. 59. 75. nach al-thasch'cheth. Auch möchte ich noch auf eine andere Analogie verweiſen. Deutſchlands Apoſtel haben einzelne im Volke wurzelnde Ideen benützt, um dem Reiche Gottes leichter Eingang in des Volkes Herz und Leben zu verſchaffen — ich erinnere nur an die Benennung des *Oſterfeſtes* für das Feſt der Auferſtehung des Herrn — oder in eine frühere Zeit, zu den Römern zurückgehend, weiſe ich in Bezug auf das Weihnachtsfeſt hin auf die Saturnalien, Brumalien und Juvenalien. Da ſehen wir, wie das *Chriſtenthum*, bei dem es doch heißt: „Pflüget ein Neues und ſäet nicht unter die Hecken“, das doch ganz und gar ein *Neues* brachte, doch auch an Beſtehendes anknüpft. So iſt es auch mit dem geiſtlichen, *chriſtlichen* Liede. Es iſt ſeiner Entſtehung nach innig verknüpft mit dem weltlichen, ohne daß man nun in den Merkmalen, die es im Anfange von demſelben überkommen hat, das *Weſen* zu ſuchen hat, was diejenigen thun, welche ſagen, *urſprünglich* ſei der Choral rhythmiſch geweſen, darum ſei es ſein natürliches, unveräußerliches Weſen.

3. Das Weſen des geiſtlichen Liedes iſt heiliger Ernſt, und wie der *ernſte* Mann würdig und gemeſſenen Schrittes einherſchreitet, ſo muß dieß auch bei der Melodie des geiſtlichen Liedes der Fall ſein. Seiner Natur nach muß jeder Choral die Ueberſchrift grave bekommen. Das iſt der Muſik ſo benannte Tempo di chorale iſt auch weſentlich das durch grave bezeichnete Tempo.

4. Lebhafter bewegen ſich von den geiſtlichen Liedern beſonders die *Lob-* und *Danklieder*; für einige derſelben paßt die rhythmiſche Bewegung aber bei weitem nicht für alle, wie Viele meinen. In die Kategorie des Lobliedes gehört jedenfalls das Lied: „Allein Gott in der Höh'“ —; es iſt ein Hymnus auf den dreieinigen Gott. Aber weder das Lied ſelbſt, noch die Melodie vertragen die rhythmiſche Bewegung. Der tiefe, darin ausgeſprochene Sinn, die Summa chriſtlichen Glaubens, verträgt es nicht, daß man ſchnell darüber hingeht; wer das Lied ſingt, kann damit nicht ſo ſchnell fertig werden. Es iſt gerade *unmöglich*, die Worte:

Lamm Gottes, heil'ger Herr und Gott,
Nimm an die Bitt' von unſ'rer Noth,
Erbarm' Dich unſer Aller!

im Rhythmus zu ſingen. So hat auch Mendelsſon — wir müſſen doch annehmen, daß unſere großen geiſtlichen Componiſten auch den Choral zum Gegenſtand ihres Studiums und ihrer Aufmerkſamkeit gemacht haben, und dürfen ihnen vor Allen ein Urtheil über denſelben zutrauen, — ich ſage, ſo hat auch Mendelsſon dieſen Choral in ſeinem Paulus aufgefaßt, indem er ihm ohne weitere Bezeichnung des Tempo die gewöhnliche choralmäßige Bewegung läßt, die auch durch die ſehr gebundene Schreibweiſe angedeutet iſt. Eins unſerer gewöhnlichſten Loblieder iſt: „Nun danket Alle Gott.“ Dieſen Choral hat Mendelsſon in ſeiner Symphonie-Cantate rythmiſch aufgefaßt, aber im zweiten Verſe hält man unwillkührlich zurück, denn die Bitte: „Der ewigreiche Gott ꝛc.“ will ſich nicht ſo ſchnell fügen, und der Bittende muß ſeinen Gedanken und Gefühlen mehr nachgeben. Wer kann das:

„Er woll uns in ſeiner Gnad,
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlöſen hier und dort“

ſo ſchnell und in der ſchwungvollen Weiſe ausſprechen?

5. So können wir nicht allen Lob- und Dankliedern die rhythmiſche Bewegung vindiciren. Wie wird ſich nun das Urtheil über die anderen geſtalten? Es kann kein Zweifel ſein, daß der Choral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme,“ zu denen zu zählen iſt, welche ſich ſchneller bewegen müſſen. So hat ihm auch Mendelsſon im Paulus die Signatur con moto gegeben. Was heißt das aber? Er ſoll bewegter genommen werden, aber von der rhythmiſchen Bewegung iſt er fern, denn er geht im ſtrengen Tacte, und iſt zu bemerken, daß der Componiſt hier in halben Noten geſchrieben hat, während der Choral: „Allein Gott in der Höh'“ ohne beſtimmtere Bezeichnung ſich in Vierteln bewegt. Zu den ſchneller zu nehmenden gehört unbedenklich auch die Melodie: „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern.“ Nach dieſer Melodie hat Graun in ſeiner Paſſion von dem Liede von Ahasverus Fritſch: „Iſt's, oder iſt mein Geiſt entzückt“, den achten Vers:

„Wie herrlich iſt die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält.“

Es iſt aber von ihm nichts geſchehen, um dem Liede eine ſchnellere Bewegung zu geben, er hat in halben Noten geſchrieben, ohne beſtimmtere Angabe des Zeitmaaßes. Es gilt alſo das gewöhnliche Tempo di chorale, das hier freilich wohl von jedem einſichtigen Muſiker etwas ſchneller genommen werden wird.

6. Der evangeliſche Choralgeſang iſt vielfach matt und lahm geworden; er ermüdet durch ſeinen ſchleppenden Gang, anſtatt zu erfriſchen und zu

erheben. Der katholiſche Kirchengeſang (wir ſagen nicht Choralgeſang) iſt munterer und lebhafter, klingt aber oft auch ganz leichtfertig, denn er fliegt und ſchwebt mehr in den Lüften, ohne feſten Halt, und ſchreitet nicht im grave einher. Dieſes Ermatten und Erlahmen unſeres Choralgeſanges hat man faſt ausſchließlich auf die Glaubensloſigkeit und religiöſe Lauheit zurückführen wollen. Wir geben zu, daß der Grund zum großen Theil darin zu ſuchen iſt; es iſt aber die Veranlaſſung auch mit in äußeren Dingen zu ſuchen, namentlich verſchulden es ungeübte und unbeholfene Organiſten, welche auf der Orgel nicht recht fortkommen können, und dabei durch lange und gezwungene Zwiſchenſpiele das Lied ungebührlich ausdehnen und den Zuſammenhang zerreißen. Der Organiſt kann von einer ſchleppenden Gemeinde abhängig ſein, noch mehr aber iſt es die Gemeinde von einem ſchleppenden Organiſten.

7. Es iſt nöthig, daß unſer Choralgeſang, wo er es noch nicht iſt — denn in vielen Kirchen iſt man ſchon auf dem Wege der Beſſerung — lebendiger werde. Einige Lieder mögen rhythmiſch geſungen werden, bei den übrigen richtet ſich die Bewegung nach dem Inhalt.

8. Um dem Chorale in der Kirche die rechte Bewegung zu geben, mache man ihn der Gemeinde vor Allem wieder mehr zur Lebensſache — denn Leben iſt Bewegung — und hiezu iſt wieder der ſicherſte Weg, daß man die Schulgemeinden recht damit befreunde. Man laſſe in der Schule möglichſt viele Lieder auswendig lernen. Was den Kindern in der Schule Eigenthum geworden iſt, was ihnen bekannt und darum ſchon lieb iſt, ſingen ſie noch einmal ſo gern und freudig in der Kirche. Davon hat ſich der Einſender dieſer Bemerkungen in ſeinem Amte vielfach überzeugt.

H. Dr. K.

Kirchenchronik.

Berlin. Die Union. — Dieſe verwickelte Angelegenheit ſcheint in ein neues Stadium eingetreten zu ſein, was aus folgenden Verhandlungen des preußiſchen Oberkirchenraths in ſeiner Sitzung vom 14ten Juli erhellt. Der Wortlaut des Protokolls iſt folgender: „Verhandelt in der Sitzung des evangeliſchen Oberkirchenraths zu Berlin am 14ten Juli 1852. Anweſend: Hr. Präſident v. Uechtritz und die ſämmtlichen Mitglieder, mit Ausnahme der Hrn. Oberkonſiſtorialrath Dr. Ehrenberg und Oberkonſiſtorialrath Dr. Snethlage. — Nachdem zur Vollziehung der allerhöchſten Ordre vom 6ten März 1852 von Seiten des Präſidiums an die Mitglieder die Aufforderung gerichtet worden war, ſich darüber zu erklären: „in welcher der beiden Abtheilungen ſie nach ihrer konfeſſionellen Stellung in den eventuell vorkommenden konfeſſionellen Vorfragen ſtimmen würden," und nachdem die Oberkonſiſtorialräthe Dr. Nitzſch und Stahl aus Veranlaſſung

dieſer Umfrage zu weiterer kollegialiſcher Erwägung Erklärungen abgegeben haben, war eine weitere mündliche Verhandlung eingeleitet worden, welche in der außerordentlichen Sitzung vom heutigen Tage zu ihrem Abſchluſſe gelangte. Der unterzeichnete Referent erſtattete zunächſt über ein von dem Oberkonſiſtorialrath Dr. Stahl eingereichtes Promemoria Vortrag, und es vereinigte ſich hierauf das Kollegium über folgende Grundſätze. Zunächſt kam man erſtens überein, daß jedes Mitglied ſich in folgender Form zu erklären habe: „erklärt ſich als Mitglied des lutheriſchen (reformirten) Bekenntniſſes.“ Dieſer Erklärung innerhalb der kirchenrechtlichen Grenzen einen von ihm zur Gewiſſenswahrung für angemeſſen erachteten Zuſatz zu geben, ſteht jedem Mitglied frei. Ferner wurde zweitens als Grundſatz anerkannt, daß der evangeliſche Oberkirchenrath als ſeine nothwendigen und regelmäßigen Beſtandtheile Mitglieder lutheriſchen und reformirten Bekenntniſſes habe. Hiemit ſei aber die Mitgliedſchaft ſolcher, welche ſich nur zu dem übereinſtimmenden Inhalt beider bekennen, wohl vereinbar. Die Folge einer in dieſem Sinne abgegebenen Erklärung werde aber dieſe ſein, daß ein ſolches Mitglied an der Entſcheidung konfeſſioneller Vorfragen keinen Antheil nehmen könne. In Gemäßheit des unter 1. feſtgeſtellten Grundſatzes wurden nun von den Mitgliedern diejenigen Erklärungen erfordert, auf deren Grunde bei dem Eintritt von Fragen der bezeichneten Art die Vereinigung der Mitglieder zur lutheriſchen, beziehentlich zur reformirten Abtheilung erfolgen ſoll. Demnach erklärten ſich: 1. der Präſident des Kollegiums, 2. der Biſchof Dr. Neander, 3. die Ober-Konſiſtorialräthe Dr. Strauß, 4. Dr. v. Mühler, 5. Dr. Tweſten, 6. Dr. Stahl und 7. der unterzeichnete Referent als Mitglieder lutheriſchen Bekenntniſſes. Hiebei fügten der Präſident, der Biſchof Dr. Neander und die Ober-Konſiſtorialräthe Dr. Strauß, Dr. v. Mühler und Dr. Tweſten, ſowie der Referent hinzu: daß ſie der Union in der durch die allerhöchſte Kabinetsordre vom 28ſten Febr. 1834 bezeugten Auffaſſung beiſtimmten.*) Als Mitglied der reformirten Konfeſſion erklärte ſich mit demſelben Zuſatze der Feldprobſt Bollert; daß die abweſenden Ober-Konſiſtorialräthe Dr. Ehrenberg und Dr. Snethlage demſelben Bekenntniſſe angehören, wurde auf dem Grunde der von ihnen ſchriftlich abgegebenen Erklärungen angenommen, und es wird erwartet, daß ſie dieſe Annahme durch nachträgliche Unterzeichnung des gegenwärtigen Protokolls genehmigen werden. Der Ober-Konſiſtorialrath Dr. Nitzſch ſeinerſeits hatte bereits bei dem ſchriftlichen Umlaufe erklärt, daß er beiden Konfeſſionen, nämlich dem Konſenſus derſelben, angehöre. Das Kollegium vereinigte ſich dahin, daß auf dieſe Erklärung der oben unter 2. feſtgeſtellte Grundſatz anzuwenden, mithin der Ober-Konſiſtorialrath Nitzſch an der Entſcheidung von konfeſſionellen Vorfragen nicht zu betheiligen ſein werde, ſowie er dieß ſelbſt bei dem ſchriftlichen Umlaufe als Wunſch ausgeſprochen hatte. Zugleich aber hielten es die übrigen Mitglieder für erwünſcht, daß dem Ober-Konſiſtorialrath Dr. Nitzſch in den Angelegenheiten ſolcher Gemeinden, für welche kirchenordnungsmäßig der übereinſtimmende Inhalt beider Bekenntniſſe die Grundlage ihrer Vereinigung und die Norm für die Thätigkeit des in ihnen beſtehenden geiſtlichen Amtes geworden iſt, vorzugsweiſe das Referat oder Korreferat zugetheilt werden möge, womit der Präſident des Kollegiums ſich einverſtanden erklärte. — Nach erfolgter Verleſung iſt dieſes Protokoll von Seiten ſämmtlicher Mitglieder genehmigt und unterzeichnet worden. (gez.) v. Uechtritz. Dr. Neander. Dr. Strauß. Bollert. Dr. v Mühler. Dr. Nitzſch. Dr. A. Tweſten. Dr. Stahl. Dr. Richter. In fidem ut s. Richter.“

*) Der Ober-Konſiſtorialrath Dr. Stahl ſcheint dieſe Erklärung nicht abgegeben zu haben und ſomit der lutheriſchen Konfeſſion das Recht zuſprechen zu wollen, ohne jede Verklauſulirung hinſichtlich der Union, im Kirchenregimente vertreten zu werden.

☞ Eine Correſpondenz aus Norddeutſchland, ſowie andere kirchliche Nachrichten müſſen auf die Januar-Nummer des nächſten Jahrgangs verſchoben werden, der in demſelben Geiſte und unter denſelben Bedingungen, wie bisher, erſcheinen wird. Siehe die Anzeige auf dem Umſchlag.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Organ

für

die gemeinſamen Intereſſen

der

Amerikaniſch-deutſchen Kirchen.

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.

Herausgegeben

von

Philipp Schaff,

Profeſſor der Theologie zu Mercersburg, Pa.

Sechster Jahrgang.

Mercersburg, Pa.

Gedruckt bei Y. A. Rice.

1853.

Inhaltsverzeichniß.

(Die anonymen Artikel ſind vom Herausgeber.)

Januar:

Vorwort. Ein Blick in die kirchlich-religiöſe Weltlage. . . . Seite 9
St. Auguſtin's Leben und Wirken . . . . . " 26
Meditationen. No. 9. Die Menſchwerdung Gottes . . . " 36
Das Paradies . . . . " 38
Correſpondenz aus Norddeutſchland. Die Jeſuitenbewegung. Union und Lutherthum in Preußen. Von Prof. H. W. Erbkam . . . . " 39
Der deutſche Kirchentag in Bremen . . . . " 43

Februar:

St. Auguſtin's Leben und Wirken. (Fortſetzung) . . " 49
Der Deutſche Kirchentag in Bremen. (Schluß) . . " 59
Die Deutſche Kirche in Amerika und der Deutſche Kirchentag " 64
Die Deutſchen Flüchtlinge in Nordamerika. (Aus der Allg. Zeitung) . . . . " 72
Nachtviole. Von Meta . . . . " 77
Kirchenchronik:
Der Achilli-Proceß. — Kirchliche Statiſtik der V. Staaten. . . . . . . " 78

März:

Die Deutſche Kirche in Amerika und der Deutſche Kirchentag. (Schluß) . . . . " 81

Ein Blick in die kirchlich-religiöſe Weltlage. (Schluß des Vorworts) . . . . . . Seite 87
Jakob Böhme, der teutoniſche Theoſoph. Von Paſt. W. J. Mann . . . . „ 111
Kirchenchronik:
Die deutſche Auswanderung. Die Jeſuiten-Miſſionen in Deutſchland. Die evangl. Kirchenviſitation in Preußen. Genf. Uebertritte zur röm. Kirche. Dr. Ives . . . . „ 116
Conſtantinopel. Von Paſt. Fr. Liebetrut . . . „ 124

April:

Jakob Böhme. (Fortſetzung) . . . . . . „ 129
Eine Oſterfeier in Jeruſalem. Von Paſt. Fliedner . . „ 142
Ein junger Märtyrer . . . . „ 150
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit. Von Meta . „ 157
Kirchenchronik:
Der Newman-Achilli-Proceß. — Das Franklin und Marſchall-Collegium . . . . „ 158

Mai:

St. Auguſtin's Leben und Wirken. (Fortſetzung) . . „ 161
Jakob Böhme. (Fortſetzung) . . . . . „ 177
Proben anglogermaniſcher Kirchenpoeſie. No. 7. „Nun ruhen alle Wälder“, überſ. von Paſt. E. D. Yeomans . „ 195
Conſtantinopel. (Schluß) . . . . . . „ 197
Kirchenchronik:
Der evangeliſche Bilderverein. Leo's Urtheil über die kath. Kirche. Die römiſche Geiſtlichkeit in Italien. Mad. B. Stowe in England. — Die luther Synode von Pennſylvanien . . . . „ 202

Juni:

St. Auguſtin's Leben und Wirken. (Fortſetzung) . . „ 209
Johann Kaſpar Lavater. Von Paſt. J. G. Zahner . „ 221
Stufen der Offenbarung . . . . . . „ 227
Bücherſchau . . . . „ 228
Aphorismen aus der Philoſophie der Geſchichte. Aus Dr. Bunſen's Hippolytus . . . . . . „ 234
Correſpondenz aus Berlin. Von Paſt. M. . . . „ 237
Kirchenchronik:
Berliner Verein für die deutſche Kirche im Weſten. Holland. London . . . . . . „ 239

Juli:

St. Auguſtin's Leben und Wirken. (Fortſetzung) . Seite 241
Jakob Böhme. (Schluß) . . . . . „ 247
Stellung und Aufgabe der deutſchen Nation und deutſchen Theologie in der Gegenwart. Von Dr. Bunſen „ 257
Troſt der Leidensgemeinſchaft . . . . . „ 267
Dr. Chriſtian Friedr. v. Schmid . . . . „ 272
Die Generalſynode der luther. Kirche der V. Staaten . „ 281
Meditationen. No. 10. Vorbereitung auf das heil. Abendmahl „ 283
Kirchenchronik:
Der Jeruſalemsverein in Berlin. Krummacher gegen Leo. Rom . . . . . „ 285

Auguſt:

Weſen und Organismus der chriſtlichen Predigt . . „ 289
Stellung und Aufgabe der deutſchen Nation und deutſchen Theologie in der Gegenwart. (Schluß) . . „ 300
Calvin's Prädeſtinationslehre . . . . . „ 313
Jenſeits . . . . „ 318
Kirchenchronik:
Die holländiſch reformirte und die deutſch reform. Kirche in den V. St. . . . . „ 318

September:

Liturgie oder freies Gebet beim öffentlichen Gottesdienſt? Von Paſt. W. J. Mann . . . . . „ 321
St. Auguſtin's Leben und Wirken. (Fortſetzung) . . „ 313
Die Jeſuiten. Von Prof. Stahl . . . . „ 347
Die griechiſche Kirche in der Türkei und ihr Verhältniß zur ruſſiſchen. Aus der Berl. Allg. Kztg . . . „ 361
Kirchenchronik:
Eiſenacher Conferenz. Der evang. Kirchenverein des Weſtens. Dr. Naſt . . . . „ 367

October:

St. Auguſtin's Leben und Wirken. (Schluß) . . . „ 369
Die Beurtheilung der Zeichen der Zeit. Von Prof. Gelzer . „ 376
Die im N. Teſtamente bekämpften Irrlehren . . „ 385
Kirchenchronik:
Wohlthätige Geſellſchaften in Amerika. Sandwichsinſeln. Lancaſter . . . . . „ 393

November:

Die im N. Teſt. bekämpften Irrlehren. (Schluß) . „ 401
Die Offenbarung der Herrlichkeit Jeſu Chriſti in ſeinen Gliedern. Von Paſt. Kaſt . . . . . „ 412
Das Abendmahl der reformirten Kirche in ſeiner Beziehung zu dem der lutheriſchen Kirche. Von Pf. Kindler . „ 418
Bücherſchau . . . . „ 426
Bengel's Gnomon in's Deutſche überſetzt. Von Paſt. Steimle „ 431
Die ſieben Gemeinden der Apokalypſe . . . . „ 433
Troſt im Gefühle der Vergänglichkeit . . . . „ 437
Kirchenchronik:
Der Marienkultus in Aragonien. — Columbus, O. — Neu-York . . . . . „ 438

December:

Liturgie oder freies Gebet beim öffentlichen Gottesdienſt? (Schluß) . . . . . . „ 441
Aphorismen . . . . „ 461
Abſchied von den Leſern des „Kirchenfreundes“ . . „ 469

Der Deutſche Kirchenfreund.

I. **Zweck** dieſes Journals, welches ſeit Januar 1848 regelmäßig in monatlichen Heften von 32—48 Seiten erſcheint, iſt, ein Centralorgan für die theologiſchen und praktiſch-religiöſen Intereſſen der amerikaniſch-deutſchen Kirchen lutheriſchen, reformirten und unirten Bekenntniſſes zu ſein.

II. Der **Inhalt** wird beſonders folgende Materieen umfaſſen:

a) Leitende Artikel über die theologiſchen und kirchlichen Zeitfragen mit beſonderer Rückſicht auf die Bedürfniſſe der amerikaniſch-deutſchen Kirchen;

b) Kirchliche Nachrichten aus der alten und neuen Welt;

c) Mittheilungen aus dem Gebiete der deutſchen Miſſion, beſonders im Weſten Amerika's;

d) Beurtheilende Anzeigen der wichtigſten Erſcheinungen der deutſchen und anglogermaniſchen Theologie;

e) Erbauliches aus alten und neuen Schätzen.

III. **Bedingungen:**

a) Der Preis iſt **zwei Thaler** für den Jahrgang, ſtets in Vorausbezahlung, $2 50 nach Empfang der ſechsten Nummer. Wer **drei neue** Abonnenten und $6 einſendet, erhält Ein Freiexemplar für Ein Jahr. **Zehn** Exemplare werden für $15 verabfolgt.

b) Alle Prediger der lutheriſchen, reformirten und unirten Kirche und der Brüdergemeinde ſind berechtigt, als Agenten zu wirken. Die Agentſchaft für **Deutſchland** und die **Schweiz** hat die Buchhandlung von **Ernſt Schäfer** in **Leipzig** übernommen, welche auch Bücher und Zeitſchriften an die Redaction des Kirchenfreundes beſorgen wird.

c) Alle Geſchäftsbriefe und Gelder ſind portofrei zu adreſſiren an den verantwortlichen Herausgeber:

PHILIPP SCHAFF, Mercersburg, Pa.

Digitized by Google

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. Januar, 1853. Nro. 1.

Vorwort.

Ein Blick in die kirchlich-religiöſe Weltlage.

Jede Periode der chriſtlichen Kirche hat eine beſondere Lehre zu entwickeln und zugleich eine eigenthümliche praktiſche Aufgabe zu löſen. Zwar bedarf das Chriſtenthum an ſich durchaus keiner Verbeſſerung und Vervollkommnung, wohl aber deſſen Verſtändniß und Anerkennung von Seiten der Menſchen; zwar ſind alle Glaubensartikel von Anfang an im Leben und in der Erfahrung der Kirche enthalten, aber die klare, wiſſenſchaftliche Erkenntniß und Darſtellung, ſowie die allſeitige praktiſche Ausprägung derſelben iſt ein allmähliger, ſtetig fortſchreitender Proceß, ſo gut als die äußere Ausbreitung des Evangeliums über die Länder der Erde. Darum wird das Himmelreich, obwohl es in Chriſto ſelbſt vollendet iſt, doch in ſeinem Verhältniß zu der zu erlöſenden Menſchheit mit einem Senfkorn, das von dem kleinſten, unſcheinbarſten Anfang zu einem weltbeſchattenden Baume heranwächst, ſowie mit einem Sauerteige verglichen, der unvermerkt und von innen heraus die ganze Maſſe der Welt mit allen ihren Verhältniſſen, die Familie, den Staat, die Wiſſenſchaft und Kunſt, durchſäuern und umbilden ſoll. Darum ſpricht auch Paulus ſo oft von einem Wachſen des Leibes Chriſti bis zum vollen reifen Mannesalter in Ihm, dem Anfänger und Vollender des Glaubens.

Dieſer ganze vielhundertjährige Entfaltungsproceß des Reiches Gottes auf Erden, welcher zugleich ein ununterbrochener Kampf der Wahrheit gegen den Irrthum, der Heiligkeit gegen die Sünde, des Geheimniſſes der Gottſeligkeit gegen das Geheimniß der Bosheit iſt, wird zwar erſt mit der letzten Wiederkunft Chriſti und mit der allgemeinen Auferſtehung ſeinen herrlichen, alle Räthſel löſenden Abſchluß finden, iſt aber bereits in dem unerſchöpflich reichen apoſtoliſchen Zeitalter, ſeiner Arbeit, ſeinen Kämpfen

und Siegen typiſch und prophetiſch vorgebildet. In den drei, auch chronologiſch auf einander folgenden Abſchnitten deſſelben, dem petriniſchen Judenchriſtenthum, dem pauliniſchen Heidenchriſtenthum und der johanneiſchen Zuſammenfaſſung und Verſchmelzung beider, haben wir ſchon die ſchöpferiſchen tonangebenden Grundzüge der Geſchichte des geſetzlichen Katholicismus, des evangeliſchen Proteſtantismus und der evangeliſch-katholiſchen Kirche der Zukunft, welcher die tiefſten Lebenselemente der Chriſtenheit ſehnſüchtig zuſtreben, obwohl wir gegenwärtig offenbar noch im pauliniſchen Zeitalter des Kampfes und des gewaltigen Zuſammenſtoßes der Gegenſätze begriffen ſind. Natürlich iſt dieſe Vergleichung nicht ſo einſeitig und unlebendig aufzufaſſen, als ob die Eine Entwicklungsreihe die andere geradezu ausſchlöſſe; ſondern wie wir ſchon in dem erſten Stadium der judenchriſtlichen Gemeinde einen Stephanus und Barnabas, die Vorläufer Pauli, finden, und wie neben der Wirkſamkeit des Heidenapoſtels die Wirkſamkeit des Petrus in brüderlicher Ergänzung bis zu ihrem faſt gleichzeitigen Märtyrertode in Rom fortgeht: ſo ſind die Apoſtel durch ihren Geiſt und ihre Schriften auch in allen ſpäteren Zeitaltern der Kirche zugleich gegenwärtig und lebendig thätig. Die alte griechiſche Kirche z. B. knüpfte zunächſt an Johannes, den letzten unter den Trägern des Urchriſtenthums, an und entwickelte beſonders ſeine Lehre vom Logos, von der Menſchwerdung und von der Perſon Chriſti; die lateiniſche Kirche trägt neben der überwiegenden Geſetzlichkeit doch auch das troſtreiche Evangelium in ihrem Schooße, das ja in der Form der Verheißung ſelbſt ſchon im A. Teſtament das ſtrenge Geſetz begleitete; die evangeliſch proteſtantiſche Kirche endlich kann bei aller Vorliebe für die pauliniſche Freiheit doch die Zucht des Geſetzes, die Bergpredigt Jeſu und den Brief Jakobi niemals entbehren und nimmt in manchen Zweigen, beſonders der reformirten Kirche, ſogar wieder einen A. Teſtamentlichen oder judenchriſtlichen Charakter, obwohl in eigenthümlicher, von der römiſch-katholiſchen Frömmigkeit ſehr verſchiedenen Modification, an. Das bibliſche Chriſtenthum iſt alſo in allen Perioden ganz, nur das Eine Mal überwiegend in dieſer, das andere Mal überwiegend in jener Geſtaltung und Ausprägung. Ein ähnliches Verhältniß findet in der Geſchichte der jüdiſchen Theokratie zwiſchen dem patriarchalen, dem moſaiſchen und dem prophetiſchen Zeitalter Statt.

Die Zeit in der wir leben, iſt in manchen Punkten der letzten Periode des Mittelalters unmittelbar vor der Reformation auffallend ähnlich. Beides ſind eigentlich keine ſchöpferiſche Epochen, ſondern kritiſche Übergangsperioden, als ſolche aber ungemein bewegt und regſam, vor allem die unſrige. Wie damals die mittelalterlichen Zuſtände zu wanken anfingen und die moderne Zeit ſich anbahnte, ſo will auch jetzt das Alte vergehen und alles neu werden. Wie im 15ten Jahrhundert ein gewaltiger Reforma-

tionstrieb nicht nur durch einzelne Individuen, ſondern mehr oder weniger durch die ganze Kirche ging und auf den großen Concilien zu Piſa, Conſtanz und Baſel ſich verkörperte, ohne jedoch ſein Ziel zu erreichen, ſo iſt auch das 19te Jahrhundert voll von Reformplänen und Reformverſuchen, die ebenſo wenig zu einem feſten Reſultate gekommen ſind und darum bloß vorübergehende und vorbereitende Bedeutung haben. Wie damals großartige Erfindungen, wie die der Buchdruckerkunſt, und Entdeckungen, wie die von Amerika, prophetiſch auf große Veränderungen in der Geiſterwelt und auf ein neues Zeitalter der Welt- und Kirchengeſchichte hinwieſen, ſo deuten auch die außerordentlichen Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und ihrer praktiſchen Anwendung, die Entdeckungen und mechaniſchen Erfindungen unſerer Tage auf eine bevorſtehende Umwandlung der geſellſchaftlichen Zuſtände hin. In beiden Fällen begegnen wir einem merkwürdigen Zuſammenſtoß und Durcheinandergähren negativer und poſitiver Kräfte, heidniſch ungläubiger und tief chriſtlicher Lebenselemente, in beiden einem Kampf des durch blühenden Handel und neu entdeckte Goldgruben mächtig genährten Materialismus mit den höheren geiſtig ſittlichen Intereſſen, in beiden einer Unzufriedenheit mit der Gegenwart und einem kühnen, raſtloſen Streben in die Ferne und in die Zukunft hinaus.

Freilich ſind auch die beiden Zeiten in anderer Hinſicht wieder ſehr verſchieden. Damals war, um uns auf das religiöſe Gebiet zu beſchränken, die abendländiſche Chriſtenheit noch eine compacte, großartig organiſirte, um ein gemeinſames Centrum ſich bewegende Maſſe; jetzt iſt ſie in zwei feindliche Heerlager geſpalten, denen dann wieder als gemeinſamer Gegner die furchtbare dämoniſche Macht des modernen Heidenthums und Antichriſtenthums, zwar in dieſem Augenblick gebunden, aber unterirdiſch fortwühlend und die Kirche wie die Geſellſchaft mit vandaliſcher Zerſtörung bedrohend, unheilſchwanger gegenüber ſteht. Der umfaſſende Gegenſatz von Katholicismus und Proteſtantismus iſt in unſeren Tagen mit erneuerter Schärfe und Energie erwacht und dieſer Gegenſatz, ſowie das Verhältniß zwiſchen der Kirche und Welt ſcheint die eigentliche religiöſe Centralfrage der Gegenwart zu ſein. Dieß iſt eben die *Kirchenfrage* in ihrem weiteſten Umfang, welche die europäiſche und nordamerikaniſche Chriſtenheit in ihren innerſten Tiefen bewegt und deren Löſung die ſpecifiſche Aufgabe unſerer Zeit genannt werden kann. In der Reformation des 16ten Jahrhunderts handelte es ſich um einzelne ſoteriologiſche Lehren, beſonders von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der Erkenntnißquelle des Heils, und die Controverſe über die Kirche kam mehr als Vorausſetzung oder als Conſequenz in Betracht. Jetzt aber tritt die letztere in den Vordergrund und die Entſcheidung der übrigen Differenzen wird von ihr abhängig gemacht. Gibt man einmal die Anſprüche der römiſchen Kirche auf Infallibilität und alleinſeligmachender

Kraft zu, ſo ſind im Grunde auch ſchon alle Differenzpunkte beider Syſteme gelöſt; kann ſie aber dieſen Anſpruch nicht durchführen und auf eine die Gewiſſen überzeugende Weiſe geltend machen, ſo kehren ſie mit erneuerter Kraft wieder. Neben dieſer Frage gibt es natürlich noch eine Menge anderer, welche die Zeit bewegen, z. B. über die Union, über die Stellung der lutheriſchen zur reformirten Kirche, über die Autorität der ſymboliſchen Bücher, über Kirchenverfaſſung, über die Reform des Gottesdienſtes, u. ſ. w.; aber ſo wichtig ſie an ihrem Platze ſein mögen, ſo ſind ſie doch nicht ſo allgemein und umfaſſend, wie die über Katholicismus und Proteſtantismus, und zugleich meiſtens mehr oder weniger mit dieſer verknüpft. Der Streit über die Autorität der Augsburger Confeſſion oder irgend eines anderen proteſtantiſchen Symbols z. B. weist auf die allgemeinere Frage über das Verhältniß der Autorität zur Freiheit, der Tradition zur Schrift, alſo auf einen Controverspunkt der beiden Kirchen zurück. Der Amtsſtreit unter den Altlutheranern hängt von der richtigen Auffaſſung des Prieſterthums ab, wo wieder jene beiden Syſteme im Conflict ſtehen. Die Bewegungen in der anglicaniſchen Kirche, der Puſeyismus und ſeine Gegner, haben noch mehr eine directe Beziehung auf dieſen großen Gegenſatz. Jedermann fühlt es, daß dem Proteſtantismus vor allem daran gelegen ſein muß, ſich dem Katholicismus gegenüber zu behaupten; denn wenn je der letztere ſiegen ſollte, ſo verlieren die inneren Differenzen des erſteren zwiſchen Lutherthum und Reform, Epiſkopalismus und Presbyterianismus, Calvinismus und Methodismus u. ſ. w., alle weitere Bedeutung. Darum nehmen auch alle Abtheilungen des Proteſtantismus, ſo gleichgültig ſie gegen untergeordnete proteſtantiſche Streitigkeiten ſein mögen, doch an dieſem Capitalſtreit mit der römiſchen Kirche mehr oder weniger Intereſſe, weil von dem Ausgang deſſelben ihr gemeinſames Schickſal abhängt.

Aber gerade über die Mittel und die Art und Weiſe, wie ſich der Proteſtantismus ſeinem gemeinſamen Gegner gegenüber verhalten ſoll, um das Feld zu behaupten, herrſcht eine große Verſchiedenheit der Anſichten. Während die Einen die ſchärfſten Maaßregeln einer unerbittlichen Oppoſition anempfehlen, glauben andere ebenſo aufrichtige Proteſtanten, daß durch weiſe Liberalität und ſuchende Liebe ihrer eigenen Sache weit beſſer geholfen ſei; während die Einen es für Pflicht erachten, an dem urſprünglichen Gegenſatz, wie er ſich in der Reformation gebildet hat, mit Stumpf und Stiel feſtzuhalten und Rom nicht die mindeſten Conceſſionen zu machen, ſehen andere nur in einem Hinausgehen des Proteſtantismus über ſeine gegenwärtige Lage auf einen höheren Standpunkt und in einer neuen Reformation Heil und Rettung; und während endlich Viele von den ferneren Bewegungen des Proteſtantismus alles weitere Heil erwarten und die griechiſche und römiſche Kirche hoffnungsloſer Stagnation anheimgeſunken glauben, blicken andere mit

demſelben Intereſſe auf eine Wiederbelebung und Reformation des Katholicismus hin und halten dafür, daß die lebendig chriſtlichen Kräfte beider Confeſſionen zur weiteren Geſtaltung und Vollendung der Kirche zuſammenwirken müſſen, und daß inſofern gerade der neuerwachte Kampf derſelben ein erfreuliches Zeichen der Zeit ſei, da es ohne Kampf keinen Sieg und ohne gründliche Durchführung der Gegenſätze keine wahrhafte Verſöhnung gebe.

Wie man aber auch darüber denken mag, ſo iſt es jedenfalls von großer Wichtigkeit, daß man zu einer klaren Einſicht in die kirchlich religiöſe Lage und Bedürfniſſe der Zeit grlange und demgemäß ſeine Wirkſamkeit beſtimme. Dieß gilt nicht nur von den eigentlichen Leitern der öffentlichen Meinung, ſondern von allen, die am Reiche Gottes zu arbeiten berufen ſind. Die Kirchenfrage reicht in dieſer oder jener Form in den praktiſchen Wirkungskreis eines jeden Predigers des Evangeliums hinein, und jeder hat einen, wenn auch noch ſo beſcheidenen, Beitrag zu ihrer Löſung zu liefern, zumal in einem Lande, wo der Entfaltung und dem Einfluß individueller Kräfte ein ſo freier Spielraum gegeben iſt, wie in unſerem Amerika.

Faſſen wir zuerſt die römiſche Kirche mit ihren gegenwärtigen Anſtrengungen und Ausſichten in's Auge.

Trotz des furchtbaren Schlages, den dieſe Kirche im 16ten Jahrhundert von einem einfachen Mönche und Lehrer der Theologie im Norden Deutſchlands und von ſeinen Mitarbeitern erhalten hat, lebt ſie immer noch und hat ſich neuerdings mit Rieſengewalt, mit dem Entſchluſſe und in der Hoffnung aufgerafft, die verlorenen Beſitzungen wieder zu erobern und über kurz oder lang ihren glänzendſten Triumph in der Bekehrung ihres größten und gefährlichſten Gegners zu feiern. Dieſe Thatſache iſt manchen ohne Zweifel höchſt unangenehm und ſtört ſie in ihren liebſten Plänen und ſchönſten Hoffnunzen. Aber läugnen läßt ſie ſich wohl nicht, und wir können ſicherlich als Proteſtanten nichts gewinnen, wenn wir uns gegen die Zeichen der Zeit und die uns drohenden Gefahren eigenſinnig verſchließen und uns einem voreiligen Gefühle fleiſchlicher Sicherheit und Behaglichkeit hingeben. Man kann die römiſche Kirche haſſen oder verabſcheuen, aber mit dem Stillſchweigen der Verachtung behandeln kann man ſie nicht, dazu iſt ſie eine zu wichtige und zu einflußreiche Erſcheinung. Denn man bedenke nur, daß dieſe religiöſe Macht, welche dereinſt fünfzehn Jahrhunderte die ganze abendländiſche Chriſtenheit beherrſchte, die germaniſchen Völker von der Barbarei des Heidenthums zum Chriſtenthum bekehrte und den Grund zu ihrer Civiliſation legte, noch heutzutage 150 Millionen Seelen umfaßt, über die ganze Erde verzweigt und wunderbar organiſirt, von einem Centralwillen geleitet, mit allen möglichen Mitteln zur äußeren und inneren Thätigkeit ausgerüſtet iſt und bei aller Einheit in Dogma, Verfaſſung und Cultus ſelbſt bis auf die

gottesdienſtliche Sprache, dennoch eine merkwürdige Accomodationsfähigkeit beſitzt, ſich in das freie republikaniſche Amerika ebenſo gut, wie in das deſpotiſch monarchiſche Oeſtreich fügen, das gebildete Frankreich ebenſo wohl, wie die ſemibarbariſchen Völker von Südamerika zu beherrſchen weiß. Im Jahre 1546 mag die Weltlage ſo ausgeſehen haben, daß ſie den großen deutſchen Reformator dazu berechtigte, ſich die Worte als Grabſchrift zu wünſchen:

Pestis eram vivus, moriens tua mors ero Papa.

Peſt war ich, lebend, o Papſt, dir, ſterbend werd' ich dein Tod ſein.

Wir wiſſen aber aus dreihundertjähriger Erfahrung, daß dieſe Prophezeiung nicht in Erfüllung gegangen iſt. Während der Proteſtantismus in der alten Welt faſt ganz auf das Ländergebiet beſchränkt blieb, das er gleich in dem erſten Sturmlauf ſeiner ſchöpferiſchen Periode in Beſitz nahm; ſo hat dagegen der Katholicismus durch ſeine der Reformation auf dem Fuße folgenden jeſuitiſchen Miſſionen das eingebüßte Terrain durch neue Eroberungen in Aſien und Amerika einigermaaßen wenigſtens numeriſch zu erſetzen gewußt und ſich auch in Europa ſo gewaltig gewehrt, daß er im 17ten Jahrhundert beſonders in Frankreich zu neuer Macht emporſtieg und eine Zeit lang während des dreißigjährigen Krieges ſelbſt Deutſchland wieder in Beſitz zu nehmen drohte. Im 18ten Jahrhundert erwuchs in ſeinem Schooße ein neuer Feind, der Unglaube, der auch die proteſtantiſchen Länder ſchrecklich verwüſtete, und in den Ruinen der franzöſiſchen Revolution ſchien das Chriſtenthum ſelbſt begraben und Gott von ſeinem Thron entſetzt zu ſein. Aber auf die Revolution folgte eine Reſtauration nicht nur in politiſcher, ſondern auch in religiöſer Hinſicht. Doch brannte der Vulkan unterirdiſch fort und im Jahre 1848 kam es zu einer neuen, faſt ganz Europa erſchütternden Eruption, die es hauptſächlich auf die Zerſtörung der römiſchen Kirche, als der ſtärkſten und zäheſten conſervativen Macht abgeſehen hatte, und der es in der That gelang, den Papſt ſelbſt zur Flucht zu nöthigen und den Kirchenſtaat für eine Zeit lang in eine Republik zu verwandeln. Aber auch dieſer Sturm iſt vorübergezogen, und merkwürdiger Weiſe mußte gerade diejenige Nation, aus deren Schooße alle neueren Revolutionen hervorgegangen ſind, in der Hand der Vorſehung das Werkzeug zum Sturz der römiſchen Republik und zur Wiedereinführung des Papſtes in ſeine weltliche Macht werden. Die politiſch-monarchiſche Reſtauration in Frankreich, Italien und Oeſtreich ging Hand in Hand mit einer Reſtauration des Katholicismus, und es iſt jetzt allgemein anerkannt, daß die römiſche Kirche aus den Revolutionen des Jahres 1848 den meiſten religiöſen, wie Rußland den meiſten politiſchen Gewinn gezogen hat. Die Abſichten der Revolutionärs ſind ſo weit alle zu Schanden geworden, und ihr negatives Werk hat einen ihren Wünſchen direct entgegengeſetzten Erfolg gehabt. Man muß blind ſein, wenn man darin nicht das Walten einer höheren Hand in der

Geſchichte, der die Menſchen oft wider Willen als Werkzeuge dienen müſſen, erkennen will. Ueber dieſe neuſte Reſtauration des Katholicismus in Europa ſeit dem Jahre 1850 ziehen wir vor, zuerſt ein deutſches proteſtantiſches Blatt reden zu laſſen, ohne darum den darin enthaltenen indirecten Conceſſionen ohne Weiteres beizuſtimmen. Das „Halliſche Volksblatt für Stadt und Land" gab darüber neulich, wie wir aus einem anderen Journale erfahren, folgende ſehr beachtenswerthe Schilderung:

„In's öffentliche Bewußtſein iſt dieſer Aufſchwung (der römiſchen Kirche) in Deutſchland zuerſt getreten ſeit der Gefangennehmung des Erzbiſchofs Clemens Auguſt von Köln. Einſichtige Proteſtanten, unſeres jetzigen Königs Majeſtät an der Spitze, ſahen gleich damals voraus, wohin ein ſolches Zuſammentreffen ausſchlagen müſſe, weil die Kirche, die auf den Namen einer chriſtlichen noch irgend einen Anſpruch hat, Waffen beſitzt, an denen die Waffen der beſten Gendarmerie ſtumpf werden. Wenige Jahre darauf rief der falſche Prophet ſein: „Rom muß fallen!" und von da an gewann der Aufſchwung erſt rechte Kraft. Und als endlich das Jahr 1848 mit allen ſeinen Mächten der Finſterniß hereinbrach, als Rom wirklich fiel vor Menſchenaugen, da ſahen wir, daß Rom auch ohne Rom leben kann. Die römiſche Kirche entfaltete in den verſchiedenen Theilen der Welt ihre lebhafte Thätigkeit, während im Vatican die rothe Republik thronte und der Papſt ein verbannter Flüchtling war. Eine in ſich einige, geſchloſſene Macht, die weiß, was ſie will, — Staatsmänner und Könige ſollten von ihr das Regieren lernen — macht die römiſche Kirche gerade in den Zuſtänden der Auflöſung um ſich her ihre größten Eroberungen. Alle Zeitſtrömungen kommen ihr zu gute. Auf den deutſchen Einheitsſchwindel baut ſie den Kölner Dom. In den ephemeren conſtituirenden Verſammlungen greift ſie mit ſicherer Hand nach den bleibenden Gütern, nach Kirchen- und Unterrichtsfreiheit. Mit den Errungenſchaften ziehen, des Verbots ledig, ihre Miſſionen durch die Länder. Von allem Aſſociationsweſen der tollen Jahre iſt der feſte Zuſammenſchluß des deutſchen Episcopats, mit dem großen Umkreis der „katholiſchen Vereine", der ſich an ihn anlehnt, faſt das einzige übrig gebliebene ſolide Reſultat. Das herrenloſe Belgien hat die römiſche Kirche zu einem Hauptquartier für ſich in Beſchlag genommen. Aus den ungewiſſen Geburtswehen und der Rathloſigkeit Alt-Englands gehen neue feſte Stellungen für ſie hervor. Auf die Trümmer Frankreichs pflanzt ſie ihr ſchimmerndes Banner. Aus den mecklenburgiſchen Verfaſſungswirren tauchen ihre Anfangspunkte auf in dieſem altlutheriſchen Lande. Mit der Reaction in Oeſterreich nimmt ſie einen neuen Flug, und trägt dort wie in Frankreich — ſie allein — Freiheit für ſich davon aus der allgemeinen Knebelung, die nothwendig auf die wüſte Zerrüttung folgen mußte. In ihrem Mittelpunkte auf einem Vulkan ſitzend, und nur durch fremde Waffengewalt ſich behauptend, bietet ſie fernen mächtigen Reichen als geſuchte Stütze ſich dar. In England, wo ſie nur geduldet iſt, tritt ſie als Herrſcherin auf. Wo man ſie drückt und mißhandelt, erkämpft ſie Sieg auf Sieg und verlangt nur freie Hand und Gleichſtellung, um noch entſchiednerer Erfolge gewiß zu ſein. In einem katholiſchen Lande nach dem anderen ihrer äußeren Macht und ihrer Reichthümer beraubt, gewinnt ſie eben aus der Armuth und aus der bürgerlichen Zurückſetzung neue Stärke, ſo daß nichts ihrer inneren Entfaltung dienlicher erſcheint, als eben dieſe Seculariſationen, die ſie, außer Italien, nachgerade faſt überall

getroffen haben. Wo ſie eben ausgezogen worden iſt bis auf's Hemd, an Geld und Mitteln fehlt es ihr nie zu neuen Schöpfungen, und auch an Herzen und Händen nicht, die ihr in allen Entbehrungen dienen. Soll man ſagen: ſie ſtrebt zum alterthümlichſten Alterthum zurück, — oder: ſie folgt dem neueſten Fortſchritte der Zeit? Während ſie in ihren erſchlafften Mönchorden die ſtrengſten, älteſten Regeln mit Enegie wieder herſtellt, und zu der äußeren Zucht, — wenn wir proteſtantiſchen Nachrichten aus Flandern und Weſtphalen Glauben beimeſſen — auch die inwendige Inbrunſt der alten Zeit ſich neu geſtaltet, geht ſie eben ſo willig in die modernſte Form des Vereinsweſens ein. Unter die ſtaunenden Yankees, vor den Bruder Jonathan der neuen Welt tritt ihr ſtummer Mönch von la Trappe mit dem memento mori, dem einzigen Lebenszeichen, das über ſeine Lippen kommt. Und in den Städten und Dörfern Schleſiens hängt ſie, den Demokraten nachahmend, ihren Zettelkaſten aus, und beantwortet dreiſt in öffentlicher Verſammlung, wo Jedermann Zutritt und Wort hat, jede hineingeworfene Frage der Zeit und der Kirche. Ueberall iſt ſie mit dabei. Ihr Erzbiſchof von Paris fällt auf den Barrikaden, wo er ſein Hirtenwort den Kugeln entgegenſetzt. Und kaum ſind die Meuterer geknebelt, ſo erbietet ſich eine ganz fromme Brüderſchaft, ihnen, als die Freunde und Hüter der Unglücklichen, in die Deportation zu folgen, wohin es ſei. Während bei uns alle Berge von Kirchenverfaſſungsprojecten kreißen, und, wenn eine Maus zu Tage kommt, Proteſte von rechts den Proteſten von links her begegnen, bis die arme Maus wieder todt proteſtirt iſt, zieht die römiſche Kirche mit ſicherer Hand, ohne ein Wort zu verlieren, aus dem alten Schatze ihrer Traditionen das Provinzialconzil der Biſchöfe und die Diözeſanſynode jedes Biſchofs mit ſeinen Pfarrern wieder hervor. Während bei uns auf allen Verſammlungen die Frage nach dem gegenſeitigen Verhältniſſe des Amts und der freien Vereinsthätigkeit bis in alle Winkel der Theorie hinein prinzipiell diskutirt wird, und man alle dieſe Skrupel, wenn man auf das, was wirklich von Thätigkeit exiſtirt, ſieht, faſt „viel Lärmen um nichts" zu nennen verſucht wird, wirft die römiſche Kirche ohne Theorie und Diskuſſion ihr großes zuſammenhängendes Netz freier Vereine über die Länder, Vincenz-Vereine für männliche, Hedwigs- für weibliche Krankenpflege, Franz Regis- für Sittigung wilder Ehen, Maria-Herz- für das Gebet um Bekehrung der Unbußfertigen, Franz-Xaver- für Heidenmiſſionen, Bonifazius-Vereine (zurückgewandte Guſtav-Adolph-Vereine) für die Kirche in Deutſchland, endlich die „katholiſchen oder Pius-Vereine", deren Generalverſammlung gleich unſerem Kirchentage, aber mit ganz anderer Einheit und Einigkeit, von Jahr zu Jahr durch Deutſchland wandert. In Frankreich wimmelt es ſeit der Unterrichtsfreiheit von Lehrbrüdern und Lehrſchweſtern, wie das Jagdrevier von Schützen, wenn die Jagd aufgeht. Die Staatsſchulen veröden, die kirchlichen füllen ſich, eben ſo wie bei uns die improviſirte Fakultät Mainz in einem Momente die Gießner Profeſſoren ſchülerlos zurückgelaſſen hat. In Belgien haben die Liberalen bei der Unterrichtsfreiheit ſo ſehr den Kürzeren gezogen, daß ſie es ſind, die durch ihre Kammermajorität nach lebhafter Gegenwehr der Katholiken den Staatszwang hergeſtellt haben. In Hannover wird der römiſchen Kirche ein zweites Biſthum zugeſtanden. Auf ein Biſthum Hamburg ſind ihre ſtillen Wünſche, wie man ſagt, gerichtet. In Nordamerika wächst, mitten unter dem hundertfachen Sectenweſen, Biſthum aus Biſthum hervor. In England etablirt die römiſche Kirche kühn ihre geſammte Hierarchie. Pöbeldemonſtrationen und Parlamentsbeſchlüſſe prallen gleich wirkungslos daran ab. Kirche auf Kirche,

Kloſter auf Kloſter wird gebaut und mit gelehrten Zöglingen des proteſtantiſchen Oxford, mit begeiſterten Convertiten, bevölkert. Mitten in London erſteht eine erzbiſchöfliche Kathedrale, und in Berlin wetteifert ihr Krankenhaus für alle Confeſſionen mit dem königlichen Bethanien. Der glänzenden Reihen ihrer norddeutſchen Convertiten, eröffnet zu Anfange des Jahrhunderts durch den Grafen Friedrich von Stolberg, ſchließen ſich die neueſten in Mecklenburg an. Als der letzte unter etwa ſechs Edelleuten ſoll daſelbſt kürzlich ein junger Mann aus alter Familie in den Jeſuitenorden eingetreten ſein und ihm ſein Vermögen zugebracht haben. Charakteriſtiſch für dieſen Aufſchwung iſt, daß alle Eiferſucht auf Rom, aller Gallicanismus, Anglicanismus, Germanicismus verſchwunden zu ſein ſcheint, wogegen Rom ſeine Cardinäle, wahrhaft katholiſch, unter den beſten Männern aller Länder ſucht."

Die Hauptſtützen des Katholicismus auf dem europäiſchen Continente ſind Oeſtreich und Frankreich, welche ſich in den letzten Jahren mit Hülfe deſſelben vom politiſchen Untergang gerettet und in kurzer Zeit ungemein conſolidirt haben. Der junge Kaiſer hat die römiſche Kirche ſeines Landes aus den Feſſeln des joſephiniſchen Cäſaropapismus befreit und ihr den ungehemmten directen Verkehr mit ihrem Centrum zurückgegeben, und die Regierung von Spanien, die ſie ebenfalls lange unter den weltlichen Armen gefangen gehalten und ihre Schätze geplündert hatte, iſt dem Beiſpiele des Habsburgers gefolgt. Oeſtreich beſitzt wieder den Haupteinfluß auf dem reſtaurirten deutſchen Bundestag und hat Preußen, die einzige proteſtantiſche Hauptmacht des Continents, ſchwer gedemüthigt. Sollte es je zu einem offenen Kriege beider Mächte kommen, wozu vielleicht die Verwickelungen der Zollvereinsangelegenheit Veranlaſſung geben können, ſo wird es von jener Seite zugleich auf möglichſte Unterdrückung des Proteſtantismus abgeſehen werden. Neben dieſen politiſchen Intriguen geht der ſtill, aber tiefwirkende theologiſche Einfluß der Möhlerſchen Schule einher, welcher auf die Gelehrten wirkt, während zu gleicher Zeit die jeſuitiſchen Miſſionen das deutſche Volk mit großem ſyſtematiſchem Eifer bearbeiten und nach authentiſchen Berichten dem Papſtthum, beſonders in Norddeutſchland viele Proſelyten zuführen. Louis Napoleon verdankt ſeinen glänzenden Erfolg einerſeits der geſchickten Nachäffung ſeines Onkels und der Wiederbelebung der dem franzöſiſchen Ehrgeiz ſchmeichelnden Erinnerungen des Kaiſerreichs, theils ſeiner Begünſtigung der römiſchen Kirche, und in wenig Monaten wird die Welt wahrſcheinlich das merkwürdige Schauſpiel ſeiner feierlichen Kaiſerkrönung durch Pius IX gewahren, freilich mit dem immerhin beachtenswerthen Unterſchied, daß der alte Papſt nach Paris ſich bequemen wird, während im Mittelalter der deutſche König nach Rom pilgern mußte, um die Kaiſerkrone des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation aus den Händen des heiligen Vaters der Chriſtenheit zu empfangen. Unter dem Schutze dieſer überaus günſtigen äußeren Umſtände entfaltet die jeſu-

itiſche Partei in Frankreich eine außerordentliche Thätigkeit und ſucht vor allem die Erziehung der Jugend in ihre Hände zu bekommen und ſich dadurch die ganze zukünftige Generation zu ſichern. Dieſe Bewegung zu Gunſten kirchlich religiöſer Erziehung iſt aber nicht bloß auf jenes Land beſchränkt, ſondern zeigt ſich auch gegenwärtig in Deutſchland, in Irland und in den Vereinigten Staaten, wo beſonders die katholiſche Partei in Neu-York einen hartnäckigen Kampf gegen die alle poſitive Religion ausſchließenden Staatsſchulen führt, und iſt in der That von der größten Wichtigkeit, um ſo mehr, da ihr eine tiefe Wahrheit und ein göttliches Recht zu Grunde liegt. Denn die Trennung von Kirche und Schule, von Geiſtesbildung und ſittlich religiöſer Herzensbildung muß auch vom ächt evangeliſchen Standpunkte aus als unnatürlich und höchſt gefahrvoll verworfen werden. Alle wahre Bildung muß auf ſittlicher und religiöſer Grundlage ruhen und kann nur als ſolche ein Segen werden, denn der Menſch iſt nicht allein für dieſe Welt, ſondern für die Ewigkeit geſchaffen. Bildung ohne Religion iſt vielmehr ein Fluch für ein Volk, wie man das an der Voltaireſchen Richtung und ihrem zerſtörenden Einfluß auf Frankreich, ſowie an der rationaliſtiſchen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts in Deutſchland ſehen kann. Die Kirche iſt ohne alle Frage die treuſte und ſicherſte Pflegerin der Jugend, ſie allein kann den Menſchen in ſeiner Tiefe und Totalität erfaſſen, ſie allein ihm jene harmoniſche Bildung geben, die ihn nicht bloß einflußreich, ſondern auch glücklich und für das Himmelreich geſchickt macht. In dieſer Hinſicht können wir von dem Eifer der katholiſchen Kirche für religiöſe Jugendbildung viel lernen, und wir freuen uns daher, daß auch mehrere proteſtantiſche Benennungen unſeres Landes neuerdings auf die Gebrechen unſerer wo nicht antichriſtlichen, ſo doch jedenfalls gegen allen poſitiven Glauben gänzlich gleichgültigen Staatsſchulen aufmerkſam geworden und die Einrichtung von Parochialſchulen in ernſtliche Berathung gezogen haben. Es iſt dieß nichts Romaniſirendes, denn auch unſere frommen proteſtantiſchen Väter gingen durchaus von dem Grundſatz aus, daß das Chriſtenthum vor allem die Schule und das Familienleben ſauerteigartig durchdringen müſſe. Vom Haus in die Schule, von der Schule in die Kirche, von der Kirche in den Himmel.

Noch bedeutungsvoller und zukunftſchwangerer, als das Wachsthum der römiſchen Kirche auf dem europäiſchen Continent, iſt ihr neulicher kühner Eroberungszug in die anglo-amerikaniſche Welt, von welcher die Zukunft des Proteſtantismus hauptſächlich abhängt. Jedermann erinnert ſich noch, wie die Bulle des kaum von ſeinem Exile zurückgekehrten und auf einem Vulkan ſitzenden Papſtes, welche mit völliger Uebergehung der anglicaniſchen Staatskirche in ihrem Gebiete, als einem Heidenlande, eine katho-

liſche Hierarchie organiſirte, den engliſchen Löwen zittern machte, und wie das liberal ſein wollende Ruſſelſche Miniſterium ſich alle Mühe gab, die drohende Gefahr durch die Wiederbelebung jener gehäſſigen und höchſt intoleranten Strafgeſetze gegen die Diſſenters abzuwehren, welche doch mit der berühmten Emancipationsacte, zu deren Durchſetzung derſelbe Lord John Ruſſel bedeutend beigetragen hat, für immer abgeſchafft zu ſein ſchienen. (Das Inconſequenteſt: dabei iſt übrigens nicht, daß das engliſche Parlament, das zugleich der Wächter über die Intereſſen der proteſtantiſchen Epiſkopalkirche iſt, ein ſolches Geſetz, wie die kirchliche Titelbill, paſſirte, ſondern daß amerikaniſche Zeitungen, welche die ausgedehnteſte Gewiſſensfreiheit ſtets im Munde führen und als die ſchönſte Frucht des Proteſtantismus rühmen, einen ſolchen offenbaren Eingriff in die Gewiſſensfreiheit nicht im mindeſten gemißbilligt, ſondern ſich im Herzen darüber gefreut haben, als hätten die Katholiken nicht auch ein Gewiſſen und nicht daſſelbe Recht, wie Univerſaliſten und Deiſten, Shäker und Mormonen, Gott nach ihrer Weiſe anzubeten, — ein deutliches Zeichen, daß manche proteſtantiſche Secte, **wenn ſie die Macht hätte**, ſofort alle katholiſchen Pfaffen zur angeblichen Rettung der Gewiſſensfreiheit aus dieſem freien Lande jagen, oder gar ad majorem Dei gloriam ein neues Inquiſitionstribunal in Waſhington errichten würde!) Allein die Zeit für gewaltſame Staatsmaaßregeln in Sachen der Religion iſt nun wenigſtens in proteſtantiſchen Ländern vorüber; die ecclesiastical titles' bill iſt um zwei Jahrhunderte zu ſpät gekommen; die katholiſche Hierarchie exiſtirt ihr zum Trotze dennoch in England, und Wiſeman bleibt, aller Parlamentsbeſchlüſſe und Volksdemonſtrationen ungeachtet, Cardinal und Erzbiſchof von Weſtminſter und wird auch ungeſtraft in allen öffentlichen Blättern ſo genannt, Eine Kirche, Ein Kloſter entſteht nach dem anderen, ja, was das Bedenklichſte iſt, wenigſtens die Hälfte der Geiſtlichkeit der anglicaniſchen Nationalkirche iſt von dem durch und durch romaniſirenden Sauerteig des Puſeyismus, Einer der merkwürdigſten und einflußreichſten religiöſen Bewegungen ſeit der Reformation, angeſteckt. Bereits ſind ſeit dem Jahre 1845 mehrere hundert Engländer, darunter viele Männer von gründlicher Gelehrſamkeit, tiefem ſittlich religiöſem Ernſte, hervorragender Stellung und weitgreifendem Einfluß, trotz der tiefgewurzelten Vorurtheile der öffentlichen Meinung gegen die römiſche Kirche und trotz des abſtoßenden Bildes, das ſie gerade in ihrer unmittelbaren Nähe, nämlich in Irland darbietet, zu ihr übergetreten und dienen ihr mit dem Feuer, der Energie und der Aufopferung, welche ehrlichen Proſelyten eigen zu ſein pflegt. Dieſe puſeyitiſche Bewegung hat ſich bekanntlich auch ſchon längſt der proteſtantiſch biſchöflichen Kirche in den Vereinigten Staaten bemächtigt und macht trotz der auf dem ſittlichen Charakter einiger ihrer biſchöflichen Häupter, wie Onderdonk und Doane, laſtenden ſcandalöſen Anklagen unaufhalt-

ſame Fortſchritte. Bereits ſind auch von ihr viele Geiſtliche und angeſehene Laien übergetreten. Dazu kommt, daß die katholiſche Bevölkerung unter uns durch die enorme Einwanderung von Irland und Deutſchland mit jedem Tage zunimmt, wenn ſie gleich mit dieſer nicht völlig Schritt zu halten im Stande iſt. Ueberall und gerade in unſeren größten und einflußreichſten Städten erheben ſich neue Biſchofsſitze, prachtvolle Kathedralen, männliche und weibliche Erziehungsanſtalten, Kranken- und Waiſenhäuſer. Während im Jahre 1776 auf 100 Bewohner der Vereinigten Staaten bloß 1 Katholik kam, ſo rechnet man jetzt bereits Einen Katholiken auf 15 Proteſtanten, und wenn das ſo fortgeht, ſo wird die römiſche Kirche in wenigen Decennien vielleicht numeriſch ſo ſtark ſein, als alle proteſtantiſchen Denominationen zuſammengenommen. Mit der Zahl wächst aber zugleich offenbar auch ihr Einfluß. Bereits iſt die römiſche Preſſe in Amerika eine Macht, welche ſelbſt unſere Staatsmänner und Demagogen bedeutend reſpectiren und für ihre Zwecke zu gewinnen ſuchen, wie die letzte Präſidentenwahl gezeigt hat. Man muß ſich mit den Schriften Wiſeman's, Newman's, Manning's und der anderen anglicaniſchen Convertiten, die hier gewöhnlich nachgedruckt werden, ferner mit den inländiſchen Journalen, wie Brownſon's Review von Boſton, dem Freeman's Journal von Neu-York, dem Catholic Herald von Philadelphia, dem Pittsburg Catholic, dem Shephard of the Valley von St. Louis, ꝛc. (— faſt jede Diöceſe hat ihr eigenes Organ —) bekannt machen, um eine klare Idee von der dialektiſchen Gewandtheit, Friſche, Energie und Kühnheit der vor unſeren Augen auftauchenden und mit jedem Jahre anſchwellenden anglo-katholiſchen Literatur zu bekommen. Es iſt dabei eine merkwürdige Erſcheinung, die ebenſowohl zu Gunſten, als gegen die römiſche Kirche gedeutet werden kann, daß faſt alle Redacteure dieſer Journale (Brownſon, McMaſter, Major, Bakewell ꝛc.) ehemalige Proteſtanten ſind und die moderne Geiſtescultur ihrem neuen Poſten dienſtbar zu machen wiſſen.

Aus allen dieſen Thatſachen erklärt es ſich ſehr natürlich, daß eifrige Katholiken jetzt ſo muthig und hoffnungsreich ihr Haupt erheben und zuverſichtlich erwarten, daß der Proteſtantismus ſich bald auflöſen und ihrer Kirche als eine Siegesbeute zufallen werde.

Indeß ſind keineswegs alle ſo ſanguiniſch, vom Papſte ſelbſt vernahmen wir neulich Klagen über die der römiſchen Kirche drohenden Gefahren, und allerdings hat das Gemälde auch eine andere Seite, welche wir nicht übergehen dürfen.

Zunächſt iſt es ſchon ſehr bedenklich, daß die römiſche Kirche in Rom ſelbſt, ihrem Mittelpunkte, wo ſie doch am tiefſten gewurzelt und am meiſten geachtet und geliebt ſein ſollte, auf ſo ſchwankenden Füßen ſteht, — ein Bedenken, welches man wohl ſchwerlich durch die Anwendung des be-

kannten Wortes: Kein Prophet wird in ſeinem Vaterlande geſchätzt, beſeitigen kann. Bekanntlich verdankt der Papſt, deſſen Macht, wenn irgend Eine, vor Allem auf ſittlich religiöſer Grundlage ruhen ſollte, ſeine Reſtauration der Intervention franzöſiſcher Bajonette, und die Rückkehr in ſeine Reſidenz ging über das Blut und die Leichen ſeiner eigenen Unterthanen. Dazu finden ſich zwar Analogieen in der früheren Geſchichte des Papſtthums, — man denke z. B. an die Protection Gregors VII durch die Normannen, — aber unſeres Wiſſens keine im Neuen Teſtamente. Es wird uns nicht berichtet, daß Chriſtus je den Arm der weltlichen Gewalt zu Hülfe gerufen habe, und als Petrus im fleiſchlichen Eifer dem Malchus das rechte Ohr abhieb, ward ihm zur Antwort: „Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, der ſoll durch's Schwert umkommen." Ein Papſt, der geduldig in Armuth und Verbannung lebt, wie Urban II, Pius VI und Pius VII, oder als Märtyrer ſtirbt, wie das die Tradition von den meiſten römiſchen Biſchöfen der erſten drei Jahrhunderte erzählt, iſt viel ehrwürdiger und übt einen viel größeren moraliſchen Einfluß, als ein Nachfolger Petri, der durch militäriſchen Deſpotismus ſeine Unterthanen zum Gehorſam zwingt. Zwar wäre es ungerecht, die neulichen Vorgänge und Zuſtände in Rom der Perſon Pius IX zuzuſchreiben, der nach allen Nachrichten ein milder, liebenswürdiger Mann iſt und Krieg und Blutvergießen verabſcheut; aber um ſo mehr iſt man dann zur Vermuthung berechtigt, daß das Papſtthum ſelbſt und ſein ſittlicher Einfluß in Italien tief unterminirt ſein müſſe, wenn es ſich bloß durch ſolche gewaltſame Mittel erhalten kann. Dieß wird auch anderweitig beſtätigt. Die neuliche Einkerkerung eines betagten und wie es ſcheint ſonſt ganz harmloſen, frommen Ehepaars aus dem einfachen Bürgerſtande in Florenz, aus keinem anderen Grunde, als weil ſie eine proteſtantiſche Bibel geleſen und dadurch von der Landesreligion abwendig wurden, iſt nicht geeignet, eine hohe Vorſtellung von der Feſtigkeit und Sicherheit des Katholicismus in Toscana zu geben, und ſchadet ihm ungeheuer in der öffentlichen Meinung der Proteſtanten, die ohnedieß ſo geneigt ſind, ihn mit religiöſem und politiſchem Deſpotismus zu identificiren und ihm einen grauſamen Verfolgungsgeiſt ſchuld zu geben.

Weiter aber ſcheint es uns, als ob die Katholiken in Frankreich und auch ein Theil der engliſch ultramontanen Preſſe, z. B. das Freeman's Journal in Neu-York, das neulich allen Ernſtes in einem fieberhaften Anfall des Jähzorns zu einer franzöſiſchen Invaſion Englands und Entthronung der Victoria aufforderte, zu große Hoffnungen auf den neuen Kaiſer Napoleon ſetzen und ſich zu voreilig an ſeine Macht anſchließen. Wehe dem, der Fleiſch für ſeinen Arm hält! Wie hoch man auch das unläugbare Regierungstalent, den Tact, die Klugheit und die Verdienſte Louis

Napoleons um die Wiederherſtellung der Ordnung und des Friedens in Frankreich und um die Begünſtigung des Katholicismus anſchlagen mag: ſo bildet das doch noch durchaus keine ſichere Garantie für ſeine zukünftige Stellung zur Kirche. Timeo Danaos, et dona ferentes! Seine ganze Macht iſt offenbar hauptſächlich auf den Namen und die Nachahmung ſeines Onkels und auf den der franzöſiſchen Eitelkeit ſchmeichelnden Waffenruhm des Kaiſerreichs gegründet; er hat ſich den alten Napoleon überall zum Muſter und Vorbild genommen. Dieſer war aber bekanntlich im Voltaireſchen Unglauben aufgewachſen und betrachtete die Religion höchſtens als eine Poilzeianſtalt, um die Maſſe des Volkes im Zügel zu halten, als ein bloßes Mittel für politiſche Zwecke, für die Befriedigung ſeiner alles beherrſchenden Leidenſchaft der Ruhmſucht. Auch er begünſtigte eine Zeit lang den römiſchen Katholicismus, nicht um ſeiner ſelbſt willen — denn alle Confeſſionen galten ihm gleich viel und gleich wenig — ſondern als die Religion der Majorität der franzöſiſchen Nation, ſtellte ihn aus den Ruinen der Revolution wieder her und ließ ſich von Pius VI krönen, um dadurch ſeiner politiſchen Macht eine ſichere Grundlage im Volksglauben zu geben. Im Herzen aber verachtete oder haßte er den Katholicismus ſammt dem Papſt, nahm ihn gefangen, hob ſeine weltliche Herrſchaft auf und ſuchte ihn zu einem willfährigen Werkzeug ſeiner ehrgeizigen Pläne zu machen. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht ſeine Unterredung, die er einſt mit Pius VII gehalten haben ſoll. Mit ſchmeichelnder Beredtſamkeit ſchlug er ihm vor, ſeine Reſidenz permanent in Paris aufzuſchlagen und von da aus als ſein beſoldeter Diener die Gewiſſen der Welt zu regieren. Der Papſt hörte dem Heuchler aufmerkſam zu und antwortete kurz, aber treffend: Commediante! Darauf griff der Kaiſer erzürnt nach einem auf dem Tiſche liegenden Modell der St. Peterskirche, zertrümmerte es, trat es mit Füßen und drohte, ihn zur Annahme des Vorſchlags zu zwingen, wenn er ſich demſelben nicht freiwillig füge. Der Papſt antwortete lächelnd: Tragediante! und verließ ruhig das Audienzzimmer. Läßt ſich vom dritten Napoleon mehr erwarten? Haben wir die mindeſte Garantie, etwa in ſeinem Privatcharakter, der nach zuverläſſigen Nachrichten ſehr unmoraliſch ſein ſoll, daß er dem Chriſtenthum innerlich um ein Haar näher ſteht, als ſein angebeteter Onkel? Wird er nicht früher oder ſpäter den mephiſtopheliſchen Pferdefuß zeigen? Iſt die unnatürliche Allianz zwiſchen Voltaireianismus, Napoleonismus und Kirche nicht auch ein Kommödienſpiel, das ſich zuletzt in eine Tragödie umwandeln muß? Der Papſt ſollte ſich daher ſehr wohl beſinnen, ehe er ſich zur Krönung des neuen Kaiſers verſteht, denn er möchte vielleicht in wenig Jahren genöthigt ſein, eine Bannbulle gegen ihn zu ſchleudern, wie ſein Vorgänger Pius VII

gegen den erſten Napoleon, und damit ſein früheres Werk zu verurtheilen. Hütet euch vor den Wölfen in Schaafskleidern!

Sodann während der Katholicismus in Ländern von gemiſchter Bevölkerung wächſt und zwar überwiegend in der Form des Ultramontanismus oder päpſtlichen Abſolutismus, der die verſchiedenen Formen des Epiſcopalismus (Gallicanismus, Germanismus, Anglicanismus ꝛc.) für den Augenblick immer mehr zu verdrängen ſcheint: ſo geſchieht ihm andererſeits in ausſchließlich katholiſchen Ländern bedeutender Abbruch. In Sardinien, wo der Geiſt des kürzlich verſtorbenen Gioberti, d. h. eine antijeſuitiſche Aufklärung die Regierung beherrſcht, iſt der Ultramontanismus und Jeſuitismus neulich geſtürzt, der ſtreng päpſtlich geſinnte Erzbiſchof Franzoni verbannt, die Civilehe eingeführt, und das Kirchengut der Staatsverwaltung unterworfen, vielleicht theilweiſe bereits ſeculariſirt worden. Noch ſchlimmer ſteht es, wie es ſcheint, in den ſüdamerikaniſchen Republiken, wo der Unglaube unter dem Namen des Katholicismus auf Unterwerfung der Kirche unter die Staatsgewalt, auf die Plünderung ihrer Reichthümer und auf die Emancipation der Schule losgeht. Beſonders gilt das von Neu-Granada, wo die Regierung ganz kürzlich den Erzbiſchof Mosquera von Bogota verbannt hat, weil er gegen ihre Eingriffe in die Rechte der Kirche mit männlichem Muthe und in einem Geiſte, der beinahe an Anſelm in ſeinem Verhältniß zu Wilhelm dem Rothen von England erinnert, proteſtirt hat. Er lebt jetzt in Neu-York als Gaſt des Erzbiſchofs Hughes. Freilich dürfen wir uns als Chriſten über ſolche Angriffe gegen die römiſche Kirche nicht freuen, da ſie offenbar nicht von einem evangeliſchen Proteſtantismus, ſondern von voltaireſchem Unglauben, oder doch von einer falſchen weltlichen Aufklärung und von jenem heuchleriſchen Liberalismus ausgehen, der gegen alles liberal iſt, nur nicht gegen die Kirche und lebendiges Chriſtenthum. Aber ſie zeigen doch jedenfalls, daß der Katholicismus unter den gebildeten Ständen und leitenden Intelligenzen dieſer Republiken keinen oder einen ſehr geringen Halt hat.

Endlich dürfen doch auch die Fortſchritte der römiſchen Kirche in überwiegend proteſtantiſchen Ländern nicht überſchätzt werden. In Deutſchland erlebte ſie im Jahr 1844 in Folge der Rongeſchen Revolte einen bedeutenden Abbruch an Prieſtern und Laien, welcher durch die neuſten Acquiſitionen numeriſch wohl noch nicht zur Hälfte erſetzt iſt. Allerdings iſt das Rongethum, wie ſich von ſeinem rein negativen Charakter von vorneherein erwarten ließ, längſt zu Schanden geworden und hat ſich in die ſchmutzigen Waſſer des politiſchen Radicalismus verloren. Aber es liefert doch immerhin den Beweis, wie viel Unglaube und Lüderlichkeit ſich unter dem Mantel des Romanismus verſteckt, und ſo traurig dieſes Factum an und für ſich für jeden Chriſten ſein muß, ſo bricht es doch dem

ſo oft wiederholten Vorwurf der ultramontanen Preſſe, die ſo gerne den Proteſtantismus zur Quelle und Behauſung alles Unglaubens und Rationalismus machen möchte, die Spitze. Von Frankreich gilt das in noch viel höherem Maaße, als von den katholiſchen Ländern Deutſchlands, und wenn dort, wie man von einer ſo ſanguiniſchen und veränderlichen Nation und nach den Erfahrungen des letzten halben Jahrhunderts kaum anders erwarten kann, über kurz oder lang wieder eine Revolution ausbricht, ſo wird ſich abermals herausſtellen, daß das Triumphgeſchrei der Jeſuiten zu voreilig war. In Irland iſt die katholiſche Bevölkerung theils durch die enorme Auswanderung nach Amerika und Auſtralien, welche die aller anderen europäiſchen Länder zuſammengenommen überſteigt, theils durch maſſenhafte Uebertritte zum Proteſtantismus, welche in den letzten Paar Jahren Statt gefunden haben und in engliſch proteſtantiſchen Blättern auf 50,000 angegeben werden, vielleicht um zwei bis drei Millionen vermindert worden, ſo daß der Zuwachs, den ſie durch die Bekehrung der Puſeyiten in England erhalten hat, numeriſch nur einen ſchwachen Erſatz bietet. Und was die nach den Vereinigten Staaten eingewanderten Irländer und ihre Deſcendenten betrifft, ſo ſollen davon nach der Klage irländiſcher Prieſter, die kürzlich als Agenten für die neugegründete Univerſität in Dublin das Land durchzogen, ſeit den letzten 50 Jahren zwei Millionen von dem Glauben ihrer Väter abgefallen ſein, ſo daß die Zunahme der römiſchen Kirche in Nord-Amerika, obwohl ohne Zweifel ſehr bedeutend, bis dahin eben doch keineswegs Schritt gehalten hat mit der Einwanderung ihrer Söhne aus der alten Welt (vgl. Kirchenfreund 1852. S. 286). Dieß können auch die amerikaniſch katholiſchen Blätter nicht läugnen, obwohl ſie die Zahlenangabe ihrer transatlantiſchen Glaubensgenoſſen für übertrieben erklären. Aber ſelbſt wenn man die zwei Millionen der angeblichen Apoſtaten auf Eine reducirt, ſo bleibt der Verluſt immerhin bedeutend genug und überwiegt an Zahl alle gleichzeitigen Uebertritte zum Katholicismus in Europa und Amerika.

Dieſe Thatſachen können indeß allerdings das Gewicht unſerer früheren Bemerkungen nicht aufheben. Es bleibt dennoch unbeſtritten, daß der Katholicismus in den letzten Paar Jahren in den intelligenteſten und einflußreichſten Ländern der Erde, in Frankreich, Deutſchland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, jedenfalls an Thätigkeit, Eifer und Einfluß beträchtlich zugenommen hat und mit großen Hoffnungen in die Zukunft blickt. Andererſeits iſt der Abbruch, welcher ihm gleichzeitig in Sardinien, Irland, Südamerika und unter den Einwanderern unſeres Landes geſchehen, keineswegs zugleich ein Gewinn für den Proteſtantismus, ſondern meiſt für den Unglauben, ähnlich wie die Rongeſchen Apoſtaten, welche mit den Lichtfreunden, Freigemeindlern und anderen Gegnern der evangeliſchen Kir-

chen Deutſchlands gemeinſame Sache gemacht haben. Der Radicalismus iſt ein Feind alles poſitiven Chriſtenthums. In Italien und Spanien beſonders ſcheint die Frage nicht zu ſein zwiſchen römiſchem Katholicismus und evangeliſchem Proteſtantismus, für welchen dieſe Nationen, wie auch die Majorität der Franzoſen und der Irländer, gar keinen Sinn und keine Empfänglichkeit zeigen, ſondern zwiſchen Katholicismus und Unglaube, und unter dieſen iſt der erſtere unendlich vorzuziehen. Nichts könnte gefährlicher ſein für den Proteſtantismus, als wenn er, wozu leider einige Sectionen deſſelben nur gar zu bereitwillig ſind, mit jeder Opoſition gegen die römiſche Kirche, ſelbſt wenn ſie direct vom Teufel ausginge, gemeinſame Sache machen würde; denn das wäre der gewiſſeſte Weg, zuletzt allen poſitiven religiöſen Gehalt zu verlieren und ſich in Welt und Unglauben aufzulöſen. Wir hoffen aber zuverſichtlich Beſſeres von ihm.

Dieß führt uns nun zur Betrachtung des gegenwärtigen Zuſtandes der *proteſtantiſchen* Kirche, ihrer Ausſichten und Gefahren, und zur Beantwortung der Frage, ob ſie in ſich hinlängliche Kraft und Mittel habe, den Fortſchritten und erneuten Angriffen ſeiner alten und wieder verjüngten Erz- und Erbfeindin erfolgreichen Widerſtand zu leiſten. Um aber für andere Materieen Raum zu gewinnen, müſſen wir dieſen zweiten Theil unſers Vorwortes, der uns vielleicht unter der Feder zu beträchtlicher Länge anſchwellen wird, für die nächſte Nummer aufſchieben.

(Schluß folgt.)

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

§. 1. Seine Jugendjahre.

Aurelius Auguſtinus, der originellſte, geiſtvollſte, tiefſinnigſte und einflußreichſte aller Kirchenväter, wurde geboren den 13ten November 353 zu Thagaſte in Numidien. Sein Vater war Mitglied des Stadtrathes und ein reizbarer, ſinnlicher, aber dabei gutmüthiger Mann. Er blieb bis kurz vor ſeinem Tode Heide, obwohl er dem chriſtlichen Streben ſeiner Gattin, wie es ſcheint, keine Hinderniſſe in den Weg legte. Seine Mutter Mo-nica gehört zu den edelſten und frömmiſten Frauen, welche den Tempel der Kirchengeſchichte ſchmücken. Sie hatte reiche Anlagen des Geiſtes und Gemüthes, die durch gute chriſtliche Erziehung entfaltet und dem Erlöſer geheiligt waren. Dem aufbrauſenden Temperament ihres Gatten hielt ſie eine himmliſche Sanftmuth entgegen; wenn die Aufwallung vorüber war, machte ſie ihm zarte Vorwürfe, die nun beſchämend wirkten, während ſie früher nur das unlautere Feuer genährt haben würden. Seine eheliche Untreue trug ſie mit Geduld und vergebender Liebe. Ihr höchſtes Streben war, ihn für den Glauben zu gewinnen, nicht ſowohl durch Worte, als durch einen wahrhaft demüthigen und gottſeligen Wandel und durch die gewiſſenhafteſte Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. Wirklich gelang es ihr auch, daß er ein Jahr vor ſeinem Tode ſich unter die Katechumenen aufnehmen und taufen ließ. Es war ihr nicht nur Bedürfniß, ſondern auch die größte Freude, fleißig die heilige Schrift zu leſen und regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend die Kirche zu beſuchen, „nicht“ — wie Auguſtin ſagt — „um leere Fabeln, ſondern um den Herrn zu hören in den Predigten Seiner Diener und um ſich von Ihm hören zu laſſen in ihren Gebeten;“ ſie hielt es für ein köſtliches Vorrecht, täglich eine Liebesgabe auf den Altar zu legen, den Armen Almoſen zu ſpenden und den Fremden, beſonders den Glaubensgenoſſen Gaſtfreundſchaft zu erweiſen. Ihre Kinder erzog ſie in der Furcht und Ermahnung zum Herrn. Dreißig Jahre hat ſie für die Bekehrung ihres großen Sohnes gebeten, bis ſie endlich kurz vor ihrem Tode nach vielen Sor-

gen und heißen Thränen, unter denen ſie doch nie wider Gott murrte, noch die Hoffnung verlor, ihre Bitten über Verſtehen in Erfüllung gehen ſah. Sie iſt ein hohes Vorbild der Mütter geworden, die, wie Auguſtin von ihr rühmt, ihre Kinder mit größeren Schmerzen geiſtlich gebären, als ſie dieſelben leiblich zur Welt gebracht. *)

Von ſolchen Eltern ſtammt unſer Kirchenlehrer. Er erbte von ſeinem Vater die ſinnliche Leidenſchaft, von ſeiner Mutter die herrlichen Geiſtes- und Gemüthsanlagen, die freilich lange in der Irre gingen, aber endlich durch die wiedergebärende Gnade Gottes zu einem unermeßlichen Segen für die Kirche aller Zeiten verwandelt wurden. Er hatte noch einen Bruder Namens Navigius, und eine Schweſter, die als Wittwe bis zu ihrem Tode einem Vereine frommer Frauen vorſtand.

Auguſtin ſagt, daß ſein Herz ſchon mit der Muttermilch den Namen ſeines Erlöſers eingeſogen und tief in ſich aufgenommen habe, und daß nichts, was ganz ohne dieſen Namen geweſen, wie gelehrt und anziehend es auch ſein mochte, ihn jemals völlig hinreißen konnte. Frühzeitig ſtammelte er Gebete zu Gott, deſſen allgegenwärtige Liebe ſich in ſeinem kindlichen Gemüthe offenbarte. Zwar wurden dieſe frommen Keime von dem Unkraut jugendlicher Unarten und unreiner Lüſte überwuchert, aber nie ganz erſtickt. Selbſt durch ſeine tiefſten theoretiſchen und praktiſchen Verirrungen hindurch vernahm er das leiſe ſchwermüthige Echo ſeiner frommen Jugendeindrücke, begegnete ihm der ſchützende Genius ſeiner fürbittenden Mutter und fühlte er in der Tiefe ſeines edlen herrlichen Gemüths den Pulsſchlag jenes heiligen Heimwehs nach Gott, das er gleich im Eingang ſeiner Bekenntniſſe in den unvergleichlichen Worten ausſpricht: „Du, Gott, haſt uns zu Dir geſchaffen, und unſer Herz iſt unruhig, bis es ruhet in Dir.“ †)

Er wurde frühe in die Schule geſchickt, von ſeinem Vater, damit er einſt ein angeſehener Mann in der Welt werde, von ſeiner Mutter, „weil ſie die gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Studien nicht nur für unſchädlich, ſondern einigermaaßen für förderlich hielt, um künftig zu Gott zu gelangen.“ Allein der Elementarunterricht und die Mathematik waren dem Knaben zu trocken, und er wurde deßhalb hart von ſeinen Lehrern beſtraft. Seine Freude war das Spiel. Um als der Erſte zu glänzen, hinterging er auch wohl ſeine Gefährten; um ſich Spielzeug anzuſchaffen, oder auch ſeine Ge-

*) Confess. l. V, c. 9: Non enim satis eloquor, quid erga me habebat animi, et quanto majore sollicitudine me parturiebat spiritu, quam carne pepererat. Aehnlich l. IX, c. 8: quae me parturivit, et carne, ut in hanc temporalem, et corde, ut in aeternam lucem nascerer.

†) Confess. l. I, c. 1: Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.

nußluſt zu befriedigen, entwendete er etwas aus der Vorrathskammer und von dem Tiſche der Eltern. Leidenſchaftlich drängte er ſich bei öffentlichen Schauſpielen in die Reihen der Zuſchauer. Doch machte ihm darüber ſein Gewiſſen Vorwürfe. Als er eines Tages von heftigen Magenkrämpfen ergriffen, ſich dem Tode nahe glaubte, verlangte er ſehnlich nach der Taufe. Schon machte die Mutter die nöthigen Anſtalten, als er wieder genas, und die Taufe nach dem Vorurtheile der Zeit verſchoben wurde, damit dieſes köſtliche Mittel zur Abwaſchung vergangener Sünden bei der Gefahr neuer Verſchuldungen nicht vergeblich angewandt und dann kein neues Heilmittel mehr vorhanden ſei. Später kam er zur Einſicht, daß es weit beſſer für ihn geweſen wäre, durch die Taufe frühzeitig in die Gemeinſchaft der Kirche aufgenommen und damit unter die bewahrende Obhut derſelben geſtellt zu werden.

Die Abneigung gegen das Lernen hörte auf, als Auguſtin über die Elemente hinaus und in die Schule der Grammatiker, d. h. in die Schule der Claſſiker eintrat. Der Dichter Virgil beſonders entzündete ſeine Phantaſie und füllte ihn mit friſcher Begeiſterung. Mit dem tiefſten Intereſſe begleitete er den Aeneas auf ſeinen Irrfahrten und vergoß Thränen über den Tod der Dido, die ſich aus Liebe ermordete, während er doch, wie er ſagt, vor allem ſich ſelbſt in dem Tode ſeiner Gottentfremdung hätte beweinen ſollen. *) Das hölzerne Pferd voll bewaffneter Krieger, Trojas Brand und Kreuſa's Schatten waren ſtets vor ſeiner Seele. An den griechiſchen Claſſikern fand er nicht ſo viel Geſchmack, weil ihn ſeine mangelhafte Kenntniß der Sprache, die zu erlernen er keine Geduld hatte, am Genuſſe des Inhalts hinderte. Durch ſeine lebendige Darſtellungsgabe und glänzendes Rednertalent machte er Aufſehen in der Schule und füllte ſeine Eltern mit ſchönen Hoffnungen. Sein Vater beſtimmte ihn zu dem damals ſehr angeſehenen und einflußreichen Amte eines Rhetor, d. h. eines öffentlichen Lehrers der Beredtſamkeit. Er ſchickte ihn zur weiteren Ausbildung nach der größeren benachbarten Stadt Madaura, wo das Heidenthum noch faſt ausſchließlich herrſchte. Wahrſcheinlich war der dortige Aufenthalt für ihn in ſittlicher Hinſicht nachtheilig.

Im ſechszehnten Lebensjahre kehrte er in ſein elterliches Haus zurück, um ſich auf möglichſt billige Weiſe für die Univerſität der Hauptſtadt Nordafricas vorzubereiten. Statt ſich aber zu beſſern, ſchritt er auf der Bahn des

*) Conf. I, 13: Quid enim miserius misero non miserante seipsum, et flente Didonis mortem, quae fiebat amando Aeneam, non flente autem mortem suam, quae fiebat non amando Te, Deus lumen cordis mei, et panis oris intus animae meae, et virtus maritans mentem meam, et sinum cogitationis meae.

Digitized by Google

Leichtſinns fort und verfiel in die Ausſchweifungen der Sinnlichkeit. Seine Mutter ermahnte ihn dringend, keuſch zu leben; er aber ſchämte ſich, der Ermahnung eines Weibes zu folgen. Dieſe falſche Schaam trieb ihn ſogar, manchmal Vergehungen anzugeben, die er nicht begangen hatte, um nicht hinter ſeinen Kammeraden zurückzuſtehen. „Der Liebe heitere Klarheit“, bekennt er ſelbſt, „vermochte ich nicht zu unterſcheiden vom Dunkel der Wolluſt. In Verwirrung gährte beides durcheinander; das ſchwache Alter zum Abgrund der Begierde hingeriſſen, verſank in dem Pfuhl der Laſter.“ Allein in dieſem wüſten Treiben war es ihm nicht wohl. Jenes tief in ſeiner Seele gewurzelte Heimweh nach Gott machte ſich je und je geltend. Er wurde immer unzufriedener mit ſich ſelbſt und empfand Eckel nach dem Genuß. Die leitende Hand des Herrn miſchte in ſeine Genüſſe „die heilſame Bitterkeit, dadurch ſie uns zurückführt von der verderblichen Ergötzung, durch die wir gewichen ſind von Gott.“

In ſeinem ſiebzehnten Jahre, in welchem ſein Vater ſtarb, ging er von ſeiner Mutter und von dem reichſten Bürger Thagaſte's, Romanianus, einem entfernten Verwandten, unterſtützt, auf die Hochſchule nach Carthago. Gewiß ſah ihn die Monica nicht ohne Zittern und Beben in die große üppige Stadt ziehen, aber ſie wollte nun einmal die Laufbahn des Sohnes nicht unterbrechen und ſie kannte den, der ſtäeker iſt als alle Verſuchung und das Gebet des Gerechten erhört. In Carthago ſtudirte Auguſtin die Beredtſamkeit und andere Wiſſenſchaften, ſelbſt Sterndeuterei und nahm durch ſeine Talente eine der erſten Stellen ein. Das vermehrte ſeinen Ehrgeiz und nährte ſeinen Stolz. Mit ſeiner Sittlichkeit ſtand es ſchlimm. Er ging mit einer Klaſſe von Studenten um, die ihre Ehre in der Verhöhnung guter Sitten ſuchten und ſich „Zerſtörer“ nannten. Obgleich ihr rohes und gemeines Treiben ſeiner von Natur edlen Seele eigentlich zuwider war, ſo mußte doch ihr Umgang einen nachtheiligen Einfluß auf ihn üben. In jener falſchen Schaam ſcheute er ſich vor ihnen, weil er es ihnen nicht gleich thun konnte. Daneben beſuchte er häufig die tragiſche Bühne, denn ſie war ja, ſagt er, „angefüllt mit Bildern meines Elends und Zunder für meine Brunſt.“ Im achtzehnten Jahre nahm er ein Weib zu ſich, mit der ee, ohne verheirathet zu ſein, 13 Jahre lang lebte und der er treu war. Sie gebar ihm einen Sohn Adeodatus, dee dem Vater durch ſeine Gaben viel Freude machte, aber frühzeitig ſtarb.

Hinter dieſem rauſchenden äußeren Treiben ſeufzte indeß die Seele Auguſtins nach Erlöſung. Sein heißer Durſt nach etwas Idealem und Bleibendem brach zunächſt wieder hervor durch das Studium des Hortenſius von Cieero, der im Lehreurſus gerade an die Reihe kam. Dieſes verloeen gegangene Buch enthielt eine Ermunterung zur wahren Philoſcphie und gab die Weiſung, bei ihrem Studium bloß die Wahrheit zum Ziele zu haben

und ihre Spuren überall ohne alles Parteiintereſſe mit Begeiſterung zu begrüßen. Das entflammte in dem Jüngling ein Streben nach Wahrheit. „Dieß Buch", ſagt er, „wandelte meine Neigung und wandte zu Dir, o Herr, meine Bitten und veränderte meine Wünſche und mein Verlangen. Alle eitle Hoffnung ward mir plötzlich zum Eckel und mit unglaublichem Herzensdrang ſehnte ich mich nach der Weisheit Unſterblichkeit; ich begann ſchon mich zu erheben, um zu Dir zurückzukehren. Nicht um meine Sprache zu verfeinern, ſtudirte ich wiederholt dieß Buch, auch nicht für die Redekunſt, ſondern für das, was es ausſprach, ſchöpfte ich überzeugende Lehre. Wie brannte ich, mein Gott, wie brannte ich, vom Irdiſchen zu Dir zurückzufliegen; ich wußte nicht, was Du mit mir vorhatteſt. Denn bei Dir iſt Weisheit, und zur Liebe, zur Weisheit, zur Philoſophie feuerte mich dieſe Schrift an. Und das vorzüglich freute mich, daß ich darin nicht aufgefordert ward, dieſe oder jene Schule, ſondern die Weisheit ſelber, wie ſie ſich auch zeigen möchte, zu lieben, zu ſuchen, zu erreichen und feſt umarmt zu halten. Ich ward entzündet und entbrannt." Eines aber verletzte ihn in dieſer Schrift, daß Chriſti Namen nicht in ihr war. Solch eine geheime Macht übte doch dieſer ſeiner zarten Jugendſeele eingeprägte Name ſelbſt während ſeiner Verirrungen auf ihn aus.

In dieſem Durſte nach Wahrheit griff er nach der Urkunde der Offenbarung, nach jenem heil. Buche, an dem ſeine Mutter mit anbetender Ehrfurcht hing. Allein es war noch eine große Kluft zwiſchen ihm und der Bibel befeſtigt. Zu ihrem Verſtändniß gehört ein kindlich demüthiger Sinn. Dem Hoffährtigen iſt ſie ein Buch mit ſieben Siegeln. Der natürliche Menſch vernimmt nichts vom Geiſte Gottes, es iſt ihm eine Thorheit, denn es will geiſtlich gerichtet ſein. Auguſtin kannte noch nicht den Abgrund ſeines Verderbens, den die Schrift ihm auf jeder Seite aufdeckte. „Sie iſt es", ſagt er ſehr ſchön, „die mit den Kleinen wächst; ich aber verwarf es, ein Kleiner zu ſein, und dünkte mich groß in meinem Uebermuthe." Er wollte nicht die Wahrheit in ihrer einfachen Schönheit, ſondern in prunkendem rhethoriſchem Gewande, das ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte; er wollte nicht die keuſche Jungfrau, ſondern die Buhldirne. Daher wandte er ſich nun zu der Secte der Manichäer, welche das Wort Wahrheit immer im Munde führte, dabei aber ihre Jünger dennoch ſtets im Kreiſe der Natur gefangen hielt.

§. 2. Auguſtin unter den Manichäern.

Die Manichäer, ſo genannt von ihrem Stifter, dem Perſer Mani oder Manichäus († 277), waren eine den Gnoſtikern verwandte Secte, die das Heidenthum mit dem Chriſtenthum zu einem phantaſtiſchen Syſteme vermiſchten, und dieſes in ſchroffen Gegenſatz zum Judenthum und zur

katholiſchen Kirche ſetzten. Die Grundlage ihrer Lehre iſt die altperſiſche Religion, der Zoroaſtrismus, auf den einige chriſtliche Elemente in verzerrter Geſtalt aufgetragen ſind. Sie waren mithin Dualiſten; ſie lehrten, wie Zoroaſter, einen urſprünglichen Gegenſatz zwiſchen Gott und der Materie, zwiſchen dem Lichtreich und dem Reich der Finſterniß, zwiſchen Gutem und Böſem. Der Menſch ſteht in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Reichen, er hat einen Lichtfunken in ſich, der ſich nach Erlöſung ſehnt, aber auch einen urſprünglich und ſubſtanziell böſen Leib und eine ihm entſprechende böſe Seele, welche allmählig vernichtet werden ſoll. Chriſtum erkannten ſie gewiſſermaaßen als den Heiland an, verwechſelten ihn aber mit der Sonne, wie ſie überhaupt die geiſtigen Ideen des Evangeliums in das Gebiet des Naturlebens herabzogen und ihnen damit eine ganz andere Bedeutung unterlegten. In der ganzen Natur, die neben dem Blüthenduft den Peſthauch ſendet, und auf den heiteren Tag die unheimliche Nacht folgen läßt, ſahen ſie einen Kampf zwiſchen jenen zwei Reichen, in jeder Pflanze einen gekreuzigten Chriſtus, einen gebundenen Lichtgeiſt, der ſich aus dem dunklen Schooße der Erde emporarbeitet und der Sonne entgegenſtrebt. Die Klaſſe der Vollkommenen unter ihnen durfte daher auch kein Thier tödten oder verwunden, keine Blume pflücken, keinen Grashalm brechen, aus Furcht, den ihm inwohnenden höheren Geiſt zu verletzen. Die ganze katholiſche Kirche hielten ſie für ausgeartet durch jüdiſche Elemente. Mani iſt der von Chriſtus verheißene Paraklet, welcher die wahre Kirche wieder herſtellt. Auch warfen ſie den katholiſchen Chriſten vor, daß ſie bloß blindlings auf Autorität hin glauben und ſich nicht auf den Standpunkt des Wiſſens erheben. Sie, die Manichäer, dagegen dünkten ſich im Beſitze der vollkommenen Erkenntniß, der Wahrheit in ihrer unverhüllten reinen Geſtalt. Wahrheit, Wiſſenſchaft, Vernunft führten ſie immer im Munde und hielten es anderen als eine Lockſpeiſe vor.

Dieſe hohen Anſprüche und Verheißungen der Löſung aller Räthſel des Daſeins, die das Syſtem charakteriſirende Sehnſucht nach Erlöſung, die innige Sympathie mit dem Leben der Natur, das Blendwerk ihrer ſcharfſinnigen Dialektik und Polemik gegen die Kirchenlehre, und die aſketiſche Strenge ihres Lebenswandels erklären die Anziehungskraft, welche dieſe Secte ſelbſt auf manche tiefere Gemüther ausübte, und die weite Verbreitung, die ſie auch im Abendlande fand. Wir begreifen, daß Auguſtin voll Strebens nach Wahrheit, aber zugleich voll wiſſenſchaftlichen Stolzes, wie er damals war, durch die reizenden Vorſpiegelungen gewonnen wurde. Er ließ ſich in die Klaſſe der Auditoren, oder Katechumenen aufnehmen. Seine Mutter trauerte tief über dieſe neue Verirrung, wurde aber durch einen Traum getröſtet, in dem ein heiterer Jüngling ihr ſagte, ihr Sohn ſtehe da, wo ſie ſtehe. Als ſie ihrem Sohne davon erzählte, deutete er den Traum auf den

bevorſtehenden Uebertritt der Mutter auf ſeine Seite. „Nein, nein“, erwiederte ſie, „mir iſt nicht geſagt: wo er, da biſt auch du, ſondern: wo du biſt, iſt auch er.“ Auguſtin bekennt, daß dieſe blitzſchnelle Antwort ihn noch mehr betroffen habe, als der Traum ſelbſt. Auch durch einen Biſchof, der ſelbſt früher Manichäer geweſen, wurde ſie getröſtet. Sie bat ihn, ihren Sohn von ſeinem Irrthum zu überzeugen. Er aber meinte, eine Disputation würde noch nichts nützen. Sie ſolle nur fortfahren, für ihn zu beten, und er werde allmählig ſelbſt durch eigenes Studium und Erfahrung zu beſſerer Einſicht kommen. „So wahr du lebſt“, fügte er hinzu, „es iſt unmöglich, daß der Sohn ſolcher Thränen verloren gehe.“ Dieſe Worte ergriff Monica als eine prophetiſche Himmelsſtimme.

Neun Jahre bis zum 28ſten ſeines Lebens blieb Auguſtin in Verbindung mit dieſen Häretikern, irre geführt und Andere irrend führend. Die Aufdeckung der ſcheinbaren Widerſprüche in der Kirchenlehre, die Polemik gegen das Alte Teſtament, die Speculationen über den Urſprung des Böſen, deſſen Zurückführung auf ein Urprincip neben Gott ſagten ſeinem Verſtande, die ſymboliſche Naturanſchauung ſeiner lebendigen Phantaſie zu. Doch blieb das tiefſte Bedürfniß ſeiner nach Einheit ſtrebenden Vernunft und ſeines ahnungsvollen Gemüthes unbefriedigt. Zur Zeit der hohen Kirchenfeſte beſonders, wenn alle Chriſten in den Gottesdienſt ſtrömten, um am Charfreitag mit dem Herrn zu ſterben und am Oſtermorgen mit Ihm aufzuſtehen, wandelte ihn ein Durſt nach ihrer Gemeinſchaft an. Er that keinen Schritt, um in die höhere Klaſſe der Eingeweihten oder Auserwählten zu kommen, und ſetzte daneben die Studien, die in ſeinen ihm vorſchwebenden Beruf als Rhetor einſchlugen, eifrig fort.

Nach Beendigung ſeiner Studienzeit kehrte er nach Thagaſte zurück, um ſich daſelbſt als Lehrer der Rhetorik niederzulaſſen. Er beſaß alle Gaben, um ſeine Schüler zu begeiſtern, und viele von ihnen, beſonders Alypius, blieben ihm lebenslänglich mit der innigſten Dankbarkeit zugethan.

Um jene Zeit verlor er einen überaus theuren Freund, der mit faſt weiblicher Empfänglichkeit ſich ſeinem imponirenden productiven Geiſte hingegeben hatte und ihm auch in die Irrgänge des Manichäismus gefolgt war. Plötzlich erkrankte er an einem Fieber. Man reichte ihm ohne ſein Wiſſen die Taufe. Auguſtin, der Tag und Nacht um ihn war, ſpottete darüber. Allein ſein Freund, als er wieder zum Bewußtſein kam, widerſtand ihm mit einer Selbſtſtändigkeit, die er früher nie gezeigt hatte. Ein bloßes Scheinbild Chriſti, Sonne, Mond und Luft und worauf ſonſt der Manichäismus die erlöſungsbedürftige Seele hingewieſen, konnte ihm nun keine Befriedigung mehr gewähren, ſondern allein der einfache, kindliche Glaube der katholiſchen Kirche. In dieſem Glauben verſchied er, als das Fieber verſtärkt zurückkehrte. Der Tod dieſes Freundes erfüllte den Augu-

ſtin mit einem unerhörten Schmerz. Er hatte ſo ſehr in ihm gelebt, daß ſein eigenes Leben mit ihm begraben ſchien. Weder der Glanz des Lichtes, noch die ſtille Unſchuld der Blumenwelt, weder die Freude der Gaſtmähler, noch die Genüſſe der Sinnlichkeit konnten ihn jetzt anſprechen, ſelbſt ſeine Bücher verloren eine Zeit lang allen Reiz für ihn. „Alles, was ich erblickte, war Tod. Mein Vaterland ward mir zur Qual, zum tiefſten Leiden mein Vaterhaus. Ueberall ſuchten meine Augen nach ihm; aber er ward mir nicht wieder gegeben. Ich haßte alles, weil er nicht dabei war. Ein großes Räthſel war ich mir ſelbſt geworden.“ Später ſah er das Verkehrte einer ſolchen grenzenloſen Anhänglichkeit an die Creatur ein. „O des Wahnſinns, klagt er, der die Menſchen nicht menſchlich zu lieben weiß; des thörichten Menſchen, welcher Menſchliches ohne Mäßigung erträgt, wie ich damals that!“ „Selig der“, ſagt er ſo unvergleichlich ſchön, „der Dich liebt, o Herr, und den Freund in Dir, und den Feind um Deinetwillen. Der allein verliert keinen Theuren, dem ſie alle theuer ſind in Dem, der uns nie verloren gehen kann. Und wer iſt der anders, als unſer Gott, der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat und alles erfüllt! Dich verliert niemand, als wer Dich verläßt.“ *) Wir ſehen aber doch an dieſem unbändigen Schmerz, welch ein tiefer Born der Liebe, welche reiche Fülle des Gemüths in ihm ſprudelte. Hatte dieſe Liebe einmal den rechten Gegenſtand gefunden und war ſie vom Geiſte Gottes geläutert, ſo mußte ſie eine reiche Zierde und Segensſpenderin der Kirche werden. Zugleich zeigt dieſer ungemeſſene Schmerz die innere Ohnmacht des manichäiſchen Syſtems und der bloß menſchlichen Weisheit. Ihr Troſt reicht nicht in die dunklen Stunden der Trübſal hinein, ihre Verheißungen werden Angeſichts des Grabes Lügen geſtraft. Zwar ging dieſe Heimſuchung an ſeiner Seele vorüber, ohne ihn von ſeinem Sündenſchlafe aufzuwecken. Doch hat gewiß das Sterbelager ſeines Freundes, das er nicht aus ſeiner Erinnerung verbannen konnte, dazu beigetragen, ſeinen Glauben an das manichäiſche Syſtem zu untergraben.

In Folge dieſes Verluſtes, der ihm das Leben in der Vaterſtadt entleidete, und zugleich von dem ehrgeizigen Wunſche nach einer glänzenden Laufbahn getrieben, ging Auguſtin wieder nach Carthago zurück und eröffnete dort eine Schule der gerichtlichen Beredtſamkeit. Unter den neuen

*) Conf. IV, 9: Beatus qui amat Te, et amicum in Te, et inimicum propter Te. Solus enim nullum carum amittit, cui omnes in illo cari sunt, qui non amittitur. Et quis est iste, nisi Deus noster, Deus qui fecit coelum et terram, et implet ea, quia implendo ea fecit ea? Te nemo amittit, nisi qui dimittit; et qui dimittit, quo it, aut quo fugit, nisi a Te placido ad Te iratum!

Verhältniſſen und im Umgang neuer Freunde, beſonders des Nebridius, vernarbte allmählig die Wunde. Er ging in ſeiner gewohnten Bahn mit Erfolg vorwärts. Doch hatte er von der Zügelloſigkeit der Studenten manches zu leiden. Auch als Schriftſteller wollte er wirken. Er verfaßte ein ausführliches philoſophiſches Werk über das Angemeſſene und Schöne (de apto et pulchro). Am Manichäismus hielt er noch einige Zeit feſt, bis endlich im 29ſten Jahre ein Wendepunkt eintrat. Es hatten ſich allmählig manche Zweifel an dem Syſtem in ihm feſtgeſetzt. Sein Vertrauen in die gerühmte Heiligkeit der manichäiſchen Prieſterkaſte, der Klaſſe der Auserwählten, war durch das nicht unbegründete Gerücht von geheimen Laſtern, die unter ihnen unter dem heuchleriſchen Scheine einer abſonderlichen asketiſchen Heiligkeit im Schwange gingen, erſchüttert. Durch gründliches Studium der Philoſophen war er auch zur Einſicht in die vielen Widerſprüche und grundloſen Behauptungen der manichäiſchen Speculationen gekommen. Die Anſicht von dem Böſen, als einer Subſtanz, welche gleich ewig mit Gott ſei, konnte ſeinen nach Einheit ſtrebenden Geiſt nicht befriedigen. Die Manichäer ſelbſt konnten ſeine Bedenklichkeiten nicht löſen; ſtatt deſſen vertröſteten ſie ihn auf die Bekanntſchaft mit ihrem berühmten Biſchof Fauſtus von Mileve, einer Stadt im nordweſtlichen Theile Numidiens, der damals für ihr Orakel galt. Auguſtin war ſelbſt ſehr begierig, ihn kennen zu lernen. Endlich wurde ihm dieſe Ehre zu Theil. Er traf mit ihm in Carthago zuſammen. Zwar fand er an ihm einen glänzenden Redner und gewandten Dialektiker, aber einen Mann von mittelmäßiger Bildung und ohne Tiefe des Geiſtes. Er vergleicht ihn einem Mundſchenken, der mit zierlichem Anſtande koſtbare Becher ohne Inhalt kredenze. „Von ſolchen Sachen", ſagt er von ſeinen Vorträgen, „waren meine Ohren ſchon geſättigt. Es ſchien mir nicht deßhalb beſſer zu ſein, weil es ſchön ausgeſprochen wurde, noch deßhalb wahr, weil es beredt, noch deßhalb der Geiſt weiſe, weil die Miene entſprechend und der Vortrag gewählt war. Du, mein Gott, hatteſt mich ſchon auf wunderbare, verborgene Weiſe gelehrt, daß nicht deßhalb etwas als wahr erſcheinen müſſe, weil es mit Beredtſamkeit dargeſtellt ſei, noch deßhalb falſch, weil die Hauche der Lippen nicht kunſtgemäß tönten; wiederum daß nicht deßhalb etwas wahr ſei, weil es in ungebildeter, noch deßhalb etwas falſch, weil es in glänzender Rede vorgetragen werde; ſondern Weisheit und Thorheit ſeien den zuträglichen und ſchädlichen Speiſen gleich, die beide in ſchmuckvollen und ſchmuckloſen Worten, ähnlich wie in feingearbeiteten und rohen Gefäßen gereicht werden könnten." In den Privatunterredungen, die er mit Fauſtus hatte, konnte dieſer ihm nicht einmal ſolche Fragen beantworten, die für die Wahrheit des manichäiſchen Syſtems von entſcheidender Wichtigkeit waren, und mußte das ſokratiſche Bekenntniß des Nichtswiſſens ablegen.

Das paßte aber ſchlimm zu dem wiſſenſchaftlichen Hochmuthe dieſer Secte. Nun, nachdem der geprieſenſte Vertreter derſelben ſeine Erwartungen ſo ſehr getäuſcht hatte, war für Auguſtin der Bruch mit dieſer Irrlehre entſchieden, obwohl er ſich äußerlich noch nicht von ihren Anhängern losſagte.

Bevor wir unſeren Kirchenvater weiter begleiten, wollen wir einen Blick auf das Verhältniß ſeiner Verirrungen zu ſeiner ſpäteren kirchlichen Wirkſamkeit werfen. Gottes wunderbare Weisheit zeigt ſich auch beſonders darin, daß er ſelbſt aus dem Böſen Gutes zu machen weiß und die Sünden und Irrthümer ſeiner Knechte zu ihrer eigenen Läuterung und zu einer Erhöhung ihrer Wirkſamkeit ausſchlagen läßt. Dadurch wird natürlich das Böſe in keiner Weiſe entſchuldigt. Auf die Frage: „Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf daß die Gnade deſto mächtiger werde?“ antwortet der Apoſtel Paulus mit Abſcheu: „Das ſei ferne!“ (Röm. 6, 1). Das ausgelaſſene wüſte Leben des Auguſtin ließ ihn nachher im Lichte der Gnade einen tiefen Blick in den Abgrund der Sünde, in die Grundverdorbenheit und Undankbarkeit des menſchlichen Herzens thun. Der bloße Gedanke daran mußte ihn tief demüthigen, die Demuth aber, die mit Paulus ſagen kann: Ich bin der Vornehmſte der Sünder, iſt eine der ſchönſten Perlen in der Krone des chriſtlichen Charakters, während geiſtlicher Hochmuth und Selbſtgerechtigkeit wie ein Wurm an der Wurzel der Frömmigkeit nagen. Es gibt kaum einen Kirchenlehrer, der in jener tiefen ungeheuchelten Demuth dem großen Apoſtel, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit hat, ſo nahe ſteht, als Auguſtin. Er offenbart in allen ſeinen Schriften eine großartige Wegwerfung des eigenen Selbſt im Angeſicht des Allerheiligſten und geht ganz auf in glühender Dankbarkeit gegen die überſchwängliche Gnade, die ihn trotz ſeiner Unwürdigkeit aus der Tiefe des Verderbens gezogen und mit Barmherzigkeit überſchüttet hat. Durch eigene ſchmerzvolle Erfahrung war er auch befähigt, die Lehre von der Sünde mit einem ſo ſeltenen Tiefſinn und Scharfſinn zu entwickeln, die oberflächliche Theorie des Pelagius gründlich zu widerlegen, und dadurch der Theologie und Kirche einen unſchätzbaren Dienſt zu thun. Ferner ſeine theoretiſche Verirrung in den Manichäismus befähigte ihn, dieſes grundfalſche und gefährliche Syſtem vollſtändig zu widerlegen und an einem ſchlagenden Beiſpiele nachzuweiſen, wie fruchtlos es ſei, die Wahrheit außerhalb dem einfachen, demüthigen Glauben der Kirche zu ſuchen. So war ja auch Paulus durch ſeine gelehrte phariſäiſche Bildung mehr denn ein anderer Apoſtel geeignet und berufen, die falſche Schriftauslegung und die Werkgerechtigkeit ſeiner jüdiſchen Gegner ſiegreich zu bekämpfen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Meditationen.

N. 9.

Die Menſchwerdung Gottes.

„Und das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns, und wir ſahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Joh. 1, 14.

Erhebe dich, o Seele, zur anbetenden Betrachtung des größten Wunders der ewigen Liebe, des heiligen Geheimniſſes der Gottſeligkeit, in das auch die Engel gelüſtet zu ſchauen. „Gott geoffenbaret im Fleiſch": das iſt die Lebensſonne im Mittelpunkt der Weltgeſchichte, von welcher Strahlen voll Licht und Wärme nach allen Seiten hin ausſtrömen. Das Wort, das von Uranfang, von Ewigkeit her in des Vaters Schooße, ja ſeinem Weſen nach Gott ſelber war, durch das die Welt geſchaffen und alle Offenbarungen und Mittheilungen Gottes an die Menſchheit vermittelt wurden, dieſes lebendige perſönliche Wort, der Eingeborne vom Vater, vermählte ſich aus unendlicher Liebe mit unſerer armen menſchlichen Natur, nahm unſeren Leib, Seele und Geiſt in perſönliche Einheit mit Seiner göttlichen Natur auf, ward uns in Allem gleich, mit Ausnahme der Sünde, und iſt nicht nur Einmal Menſch geweſen, ſondern bleibt Menſch immerdar, und doch zugleich Gott über Alles, hochgelobet in Ewigkeit. Welche Herablaſſung! Der Schöpfer des Weltalls wird ein hülfloſes Kind, der Herr der Herrſchaaren ein Zimmermannsſohn. Er, den Himmel und Erde nicht faſſen, ſteigt in eine enge Krippe herab; Er, der die Quelle alles Lebens der Creatur iſt, nährt ſich an der jungfräulichen Mutter Bruſt. Er, dem die Engel und Erzengel gehorchen, wird Eltern unterthan; Er, dem aller Kniee ſich beugen, wird ein Diener, der Seinen Jüngern die Füße waſcht. Der Ewige nimmt zu an Alter, der Allwiſſende an Weisheit, der Allbarmherzige an Gnade bei Gott und den Menſchen. Der Allmächtige hat nicht, wo Er Sein Haupt hinlegt, das Himmelsmanna hungert, das Lebenswaſſer dürſtet, der Weg wird müde, die göttliche Majeſtät läßt ſich beſchimpfen, das Leben gibt ſich in den Tod dahin, und der Heiligſte der Heiligen ſtirbt wie ein Verbrecher am Kreuze. Wer iſt im Stande, dieſe coloſſalen Gegenſätze zu verſöhnen, dieſe maaßloſe Liebe zu meſſen! „Was kein Verſtand der Ver-

ſtändigen ſieht, Das glaubet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Hier iſt unerſchöpflicher Stoff zu glaubensvoller Betrachtung und ſeliger Anbetung für die Weiſeſten der Weiſen, hier ein unergründliches Thema für die erhabenſte Poeſie und für die nimmer endenden Lobgeſänge der Engel und vollendeten Gerechten.

Und das alles, o Seele, geſchah für dein zeitliches und ewiges Heil. Der Gottesſohn ward Menſchenſohn, um dich zur Gotteskindſchaft und Erbſchaft des ewigen Lebens zu erheben; Er nahm deine menſchliche Natur an, um dich Seiner göttlichen Natur theilhaftig zu machen. Seine Erdenfahrt iſt deine Himmelfahrt, Seine Armuth dein Reichthum, Sein Tod die Quelle deines Lebens. Nun verſtehen wir das tiefe dunkle Räthſel der Sünde, und während wir ſie ſelbſt tief verabſcheuen und uns ihrethalben verdammen müſſen, dürfen wir doch Gott dafür preiſen, daß Er ſie mit Rückſicht auf die Erlöſung zugelaſſen hat, und mögen ohne Läſterung ausrufen: O glücklicher Fall Adams, der uns die Auferſtehung Chriſti gebracht hat! Denn durch den zweiten Adam haben wir unendlich mehr gewonnen, als uns durch den erſten verloren ging. Das irdiſche Paradies ward uns entriſſen, und ſtatt deſſen das himmliſche Paradies erſtritten. Die kindliche Unſchuld, die noch der Prüfung bedurfte und ihr unterlag, iſt verſchwunden, und die vollkommene Gerechtigkeit Chriſti, die über alle Verſuchung und Mächte der Finſterniß einen ewigen Sieg errungen uns zugänglich geworden. Die Erkenntniß der Sünde hat zugleich zu einer tieferen Erkenntniß der Gnade geführt, und die Unſeligkeit der Trennung von Gott wird weit überwogen durch die Seligkeit der Wiedervereinigung mit Ihm durch Jeſum Chriſtum unſeren Herrn. O welche Tiefe der Weisheit und der Liebe Gottes, Der aus allem Böſen Gutes bereitet und ſelbſt den Zorn der Menſchen zum Preiſe Seines Namens lenkt!

Oeffne, o Seele, deine verborgenen Tiefen und laß den Gottesſohn in dich, wie einſt in die Krippe Bethlehems, hinabſteigen, damit ſich das heilige Geheimniß der Menſchwerdung auch in dir wiederhole und die Idee der Religion, d. h. der Wiedervereinigung des Menſchen mit Gott, immer vollſtändiger verwirkliche. Laß das Jeſuskindlein in dir geboren werden, wachſen und zunehmen bis zum vollen Mannesalter. Gib dich ſo völlig an den Heiland hin, wie Er Sich dir hingegeben und mit deiner Natur vereinigt hat. Trage willig und freudig Seine Knechtsgeſtalt auf Erden, damit Er dich im Himmel mit dem Strahlengewande Seiner göttlichen Herrlichkeit ſchmücke. Kämpfe, leide und ſtirb mit Ihm der gottloſen Welt, damit Du dereinſt mit Ihm und allen Heiligen herrſcheſt als König und Prieſter in Ewigkeit.

Digitized by Google

Das Paradies.

(Stuttgart, a. 1837.)

O ſüßes Land, wo milde Lüfte weh'n,
Am Lebensſtrom die Friedenspalmen ſteh'n,
Der Engel Chor in heitrer Höhe ſchwebt,
Kein Weh' und Ach das arme Herz durchbebt, —

Einſt grünteſt du in dieſem Thränenland,
Als noch der Menſch in Gott ſein Alles fand.
Da lag er ſelig an des Vaters Bruſt
Und fühlte Frieden nur und Heimathluſt.

Doch als der Unſchuld Lilie er zerknickt,
Wardſt du in ferne Himmelshöh'n entrückt,
Den Eingang ſchloß des Cherubs Flammenſchwert,
Und Adams Frühlingsglück lag wild zerſtört, —

Bis Juda's Held den Schlangenkopf zertrat
Und zu dem Schächer, der um Gnade bat,
So troſtvoll ſprach in heißer Todespein:
Du ſollſt mit mir im Paradieſe ſein!

Und ſeither blickſt du uns ſo freundlich an,
Zu dir zu lenken unſers Lebens Kahn.
Wer wollte dieſen ſüßen Ruf verſchmäh'n,
Wer nicht auf deinen Roſenhügeln ſteh'n?

Wolan, zu deiner Auen friſchem Grün
Will ich mit ſtillen Zionspilgern zieh'n!
Fahr't hin, ihr flücht'gen Freuden, eitler Tand,
Dort oben blüht mein wahres Vaterland!

Correſpondenz aus Norddeutſchland.

Die Jeſuiten-Bewegung. Union und Lutherthum in Preußen.

K. den 19ten October. 1852.

Sie werden, theurer Freund, ohne Zweifel ſchon lange auf eine fernere Mittheilung von mir gewartet haben, um ſo mehr, als Sie mit treuem Eifer mir jeden Monat Ihren Kirchenfreund zugeſchickt haben, der ſo viel Theilnahme für deutſche Kirchenangelegenheiten bekundet, daß er ſich faſt mehr mit Deutſchland, als mit Amerika beſchäftigt. Ohne mich lange bei den Gründen aufzuhalten, die ich zur Entſchuldigung für mein langes Stillſchweigen anführen könnte, will ich nur gleich diejenigen Punkte namhaft machen, die unſere gegenwärtige kirchliche Lage am entſchiedenſten berühren. Es ſind dieß drei: die Jeſuitenfrage, die Frage über Lutherthum und Union in der preußiſchen Landeskirche, und der Bremer Kirchentag.

Ueber die Bedeutung der Jeſuiten und ihrer Miſſionen habe ich Ihnen ſchon früher einmal geſchrieben und ich kann nur wiederholen, was ich damals ſagte, nämlich daß die ganze Erſcheinung nicht des Aufhebens werth iſt, das man davon macht. Die Jeſuiten des 19ten Jahrhunderts ſind nicht die des 16ten und 17ten; damals ſtanden ſie auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, zahlreiche Geiſteskräfte widmeten ſich ihrem Dienſte und daher haben ſie Außerordentliches geleiſtet. Noch zehrt die katholiſche Theologie in vielen Ländern von den Früchten, die der Fleiß der Jeſuiten früherer Zeit ihnen hinterlaſſen hat. Ihre Wirkſamkeit in proteſtantiſchen Ländern war darum ſo nachhaltig, weil dieſe zum großen Theil verſäumt hatten, was die Jeſuiten mit richtigem Takt und in großem Maaßſtab in die Hand nahmen, nämlich die Jugenderziehung in Verbindung mit den Mitteln weltlicher Bildung und kirchlicher Diſziplin. Die Bildung jener Zeit war weſentlich noch eine ſcholaſtiſche, und in dieſer, die den Geiſt nur zu einer formellen Dreſſur entwickelt, ſind die Jeſuiten Meiſter. Zu einer die höheren Bedürfniſſe des Strebens nach Wahrheit und tieferer Ueberzeugung befriedigenden Bildung und Erziehung haben es die Jeſuiten niemals gebracht, alle Begeiſterung, alles Trachten nach höheren Idealen, als für die Zwecke des directen Nutzens erforderlich iſt, wird ertödtet unter einer geiſtloſen Asceſe und mechaniſchen Abrichtung zu willenloſen Werkzeugen kirchlicher Diſziplin. Ebenſo ſind die Jeſuiten von heute. Die Bildung der neueren Zeit haben ſie ſich nur von ihrer äußeren Seite angeeignet, in die tieferen Bewegungen, die den deutſchen Geiſt ſeit einem Jahrhundert ergriffen, ſind ſie nicht eingedrungen, ſie kennen davon nichts. Dieß zeigt ſich am deutlichſten in ihren Predigten, die nichts als eine geſchickte Anwendung der längſt bekannten jeſuitiſchen Caſuiſtik auf die Vorfälle des gewöhnlichen Lebens ſind. Es iſt wahr, ſie machen, wo ſie hinkommen, großen Eindruck, ſie haben ſtets gefüllte Kirchen, aber nachhaltigen Einfluß haben ſie nicht. Wenn die römiſche Kirche wirklich noch meint, mit dieſen Miſ-

ſionaren die proteſtantiſche Chriſtenheit zu bekehren, ſo iſt ihre Verblendung nicht minder groß, als wenn ſie in Napoleon Bonaparte den Geſandten Gottes ſieht, der die gefallene Welt wieder in die glänzenden Bahnen des Mittelalters zurückführen wird. Ich glaube aber weder das eine, noch das andere, ſondern beides iſt nur ein geſchicktes Manöver, um zu erfahren, wie weit die katholiſche Reaktion ſchon vorgedrungen iſt, um neue Forderungen zu ſtellen. Dieß hat man in Preußen geſehen. Die Regierung hat ſich in dieſer Jeſuitenfrage ſehr unparteiiſch benommen; ſie hat den Miſſionen kein Hinderniß in den Weg geſtellt, und nur in überwiegend proteſtantiſchen Ländern ihnen eine gewiſſe Beſchränkung geſetzt, die man im Intereſſe des leicht zu fanatiſchen Uebergriffen geneigten niederen Volkes nur billigen kann, obwohl es im Intereſſe der evangeliſchen Kirche durchaus nicht nothwendig wäre. Dagegen hat ſie aber der Anſtellung von Jeſuiten oder in jeſuitiſchen Anſtalten, wie dem Collegium Romanum in Rom, gebildeten Geiſtlichen mit Berufung auf ältere nicht aufgehobene Geſetze einen Damm entgegengeſetzt. Dieß iſt nun ein Schritt, der der ultramontanen Partei, deren Vorkämpfer die Jeſuiten ſind, neuen Stoff zu Agitationen an die Hand gegeben hat. Sofort wurden alle Pius-, Borromäus- und Bonifacius-Vereine zu einer großen Verſammlung in Münſter zuſammengetrommelt und hier einmüthig der Beſchluß gefaßt, daß jene Beſchränkung der Jeſuiten eine ſchreiende Verletzung der katholiſchen Kirche enthalte. Adreſſen an den König, an die Miniſter, an die Landſtände beſiegelten dieß Votum. Zu gleicher Zeit haben die Landtage von Weſtphalen und den Rheinlanden, in denen die Katholiken überwiegend ſind, die Sache zur ihrigen gemacht und gleiche Vorſtellungen an den König gerichtet. Ich glaube, die Regierung wird ſich durch dieſe Demonſtrationen zu keiner Zurücknahme jener Schritte bewegen laſſen, wiewohl auch hier ohne Zweifel die Hand Oeſtreichs mit im Spiel iſt. Indeß die 10 Millionen Proteſtanten im preuß. Staate ſind doch ein ſchwereres Gewicht, als die Drohungen und Leckungen des „Europäiſchen Mittelreichs", wie jetzt Oeſtreich ſich zu nennen liebt.

Doch genug von den Jeſuiten; ſie ſind ja doch nur die Wellen, die auf der Oberfläche kräuſeln, während in der Tiefe ganz andere Kräfte ſich regen.

Die tief verwickelte Angelegenheit der Union und des Lutherthums in Preußen iſt in neueſter Zeit in neue Bewegung gekommen, ohne daß man ſagen könnte, daß ein Schritt zur endlichen Löſung dieſer Angelegenheit geſchehen wäre. Die Neulutheraner, — ſo nennen wir die innerhalb der Landeskirche gebliebene Partei der ſtrengen Lutheraner im Unterſchied von den ſeparirten, jenen ſchroff gegenüberſtehenden Altlutheranern — waren ſchon längſt mit der Zuſammenſetzung der Kirchenbehörde unzufrieden, weil ſie behaupteten, das Recht der lutheriſchen Kirche werde durch die Nichtberückſichtigung der Confeſſion (ob lutheriſch oder reformirt) bei Beſetzung der kirchlichen Behörden beeinträchtigt. Hierin haben ſie unzweifelhaft Recht, wenn ihre Vorausſetzung richtig iſt, daß ſeit der Union von 1817 es in Preußen noch eine förmlich conſtituirte lutheriſche Kirche gibt. Dieſe Vorausſetzung iſt aber nicht richtig, wie die ſeit 35 Jahren in allgemeiner Geltung ſtehende Praxis bezeugt. Denn danach iſt mit einzelnen Ausnahmen niemals nach der Confeſſion des Superintendenten, Konſiſtorialraths oder Oberkirchenraths gefragt, ſondern alle ſind unter dem allgemeinen Namen „evangeliſch" als Organe der evangeliſchen Landeskirche angeſtellt worden. Da nun aber die ſymboliſch-lutheriſche Richtung unter dem Hebel mancher anderer Triebfedern immer ſtärkere Fortſchritte machte, und auch die jetzige Zuſammenſetzung des

Oberkirchenraths günſtige Ausſichten darbot, ſo drangen die Neulutheraner mit immer neuen Forderungen zur Sprengung der Union vor.

Dieſe ſind auch in ſo weit erfüllt worden, als ſich der König auf Vorſtellung des Oberkirchenraths bewogen fand, am Anfang dieſes Jahrs eine Kabinetsordre vom 6ten März zu erlaſſen, in welcher beſtimmt wurde, daß der Oberkirchenrath aus Gliedern beider Konfeſſionen beſtehen ſolle, doch nur aus ſolchen, welche das Zuſammenwirken von Gliedern beider Konfeſſionen im Regimente mit ihrem Gewiſſen vereinbar finden. Konfeſſionelle Angelegenheiten ſollten dann von den Konfeſſionsangehörigen separatim vorbereitet, im plenum aber darüber abgeſtimmt werden. Uebrigens ſoll der Oberkirchenrath ebenſowohl die Landeskirche in ihrer Geſammtheit, wie das Recht jeder beſonderen Confeſſion, verwalten. Man ſieht leicht, daß dieſe Entſcheidung im Grunde gar keine iſt; denn es hängt alles von der ſubjektiven Auffaſſung der Mitglieder des Oberkirchenraths ab. Denn wenn dieſe meinen, wie das oft genug von den Lutheranern behauptet wird, daß die Spaltung der beiden Confeſſionen ſich auf alle Glieder der Kirche erſtrecke, und gleichmäßig Lehre, Kultus, wie Verfaſſung durchdringen müſſe, ſo kann es eine Einheit der Landeskirche gar nicht mehr geben, und damit hört ein Zuſammenwirken beider Confeſſionen von ſelbſt auf. Wenn man dagegen annimmt, die Spaltung der Confeſſionen betreffe nur den einen Punkt vom Abendmahl, ſo wird das Zuſammenwirken Regel und die beſondere Vertretung der lutheriſchen Kirche ein ſehr überflüſſiger Luxus.

Zu jener Kabinetsordre iſt nun aber noch eine Inſtruktion des Oberkirchenraths gekommen, die von weit praktiſcherer Bedeutung iſt. Sie beſtimmt nämlich den Geſchäftsgang, den die kirchlichen Behörden d. h. die Konſiſtorien auf Grund jener Kabinetsordre zu befolgen haben. Dieſer iſt der, daß die kollegialiſche Behandlung aller kirchlichen Angelegenheiten die Regel bilden ſoll, nur in den Fällen, wo die Rechte einer beſtehenden Confeſſion in Frage kommen, ſoll nach konfeſſionell geſonderten Abtheilungen abgeſtimmt werden, und auch da die Entſcheidung nicht über die Grenzen der konfeſſionellen Berechtigung hinausgreifen; außerdem ſollen auch die eigentlich unirten Gemeinden dadurch nicht in ihrem bisherigen Beſitzſtande getroffen werden. Man ſieht hier zwar die wohlgemeinte Tendenz, die konfeſſionelle Bewegung in beſtimmte Grenzen einzuſchließen; aber wie viel iſt auch hier dem ſubjektiven Belieben anheimgeſtellt! Denn wie weit geht die konfeſſionelle Berechtigung? Gelten die alten Kirchenordnungen und Sonderſymbole noch unbedingt, ſo iſt ſie unberechenbar, und die Einheit der Landeskirche iſt abermals auf null reduzirt. Es kommt auch hier, wie bei ähnlichen Maaßregeln auf die Perſönlichkeiten an, die ſie in Ausführung bringen. Vorläufig wird nun wohl Alles beim Alten bleiben und ſeinen gewohnten Gang fortgehen. Denn man kann nun einmal nicht alle Unirten todtſchlagen oder aus ihren Aemtern treiben. Dieß hat ſogleich ein eclatantes Beiſpiel gezeigt. Um jene Inſtruktion in's Leben zu rufen, iſt eine Umfrage bei ſämmtlichen Mitgliedern des Oberkirchenraths gehalten worden, daß ſie ſich entſcheiden ſollen, zu welcher Konfeſſion ſie gezählt ſein wollen. Da hat ſich nun ergeben, daß 8 Mitglieder lutheriſch ſind, 3 reformirt und 1 unirt, nämlich Nitzſch. Dieſer Eine ſollte nun eigentlich im Oberkirchenrath keine Stelle haben, nichts deſto weniger ſitzt er nach wie vor darin, wenngleich ſein Wirkungskreis ihm ſehr beſchränkt iſt. Bei den Konſiſtorien hat man eine ähnliche Umfrage gehalten und man wird da wohl auch einige geſunden haben — (denn bekannt iſt davon nichts ge-

werden) — die ſo kühn geweſen ſind, ſich für Unirte zu halten. Bis jetzt hat man ſie aber ruhig in ihren Aemtern gelaſſen. So wenig nun dadurch, daß dieſe Kirchenbeamten, von denen Viele gewiß das Lutherthum nur dem Namen nach kennen, ſich plötzlich für Lutheraner ausgegeben haben, dieſelben auf einmal mit lutheriſchem Bekenntnißeifer werden geſalbt worden ſein, ſo wenig wird in ihrer Amtsführung ein bemerkbarer Unterſchied gegen früher, wo ſie für unirt galten, hervortreten. Im Grunde alſo bleibt zunächſt Alles beim Alten, und nur wenn eine neue Beſetzung nöthig wird, kann man erwarten, daß der ſpezifiſche Lutheranismus gebührende Berückſichtigung finde.

Dazu machen nun die Lutheraner ihrerſeits die möglichſten Anſtalten. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie dieſelben die neueſte Kabinetsordre aufgenommen haben. Sobald ſie bekannt wurde, trommelte das commité directeur in Berlin, Herr Göſchel an der Spitze, alle lutheriſchen Vereine zuſammen, ſie ſandten ihre Deputirten, hielten eine feierliche Sitzung und genehmigten eine von Göſchel aufgeſetzte Erklärung, in welcher mit höchſt-langweiliger Hegel'ſcher Dialektik zuerſt im Namen der lutheriſchen Kirche dem allergnädigſten, unirten oder urſprünglich reformirten König der ehrerbietigſte Dank für jene Kabinetsordre erſtattet wird, und ſodann demüthigſt bemerkt wird, daß zwar das Prinzip des Rechts der lutheriſchen Kirche anerkannt ſei, aber doch noch viel fehle, daß die Conſequenz des Prinzips in aller Reinheit durchgeführt ſei. Dazu gehöre vor Allem, daß im Oberkirchenrath wie in den Konſiſtorien zwei von einander unabhängige Senate gebildet werden, die beide Kirchen jede für ſich regieren. Die letzte Konſequenz des Prinzips, nämlich, daß der König feierlich zur lutheriſchen Kirche übertrete, wagen ſie noch nicht auszuſprechen, vielmehr wollen ſie, daß er, als der einzige Unirte im Lande, die Einheit beider Kirchen in ſeiner Perſon ideal und real darſtelle. — Um dieſer Forderung mehr Nachdruck zu verſchaffen, unterlaſſen es dieſe Lutheraner auch nicht, bei geeigneter Gelegenheit ihre ungeheuren Verdienſte um den preuſiſchen Staat gebührend herauszuſtreichen. Sie müſſen nämlich wiſſen, wenn es noch nicht zu Ihren Ohren gedrungen ſein ſollte, daß die lutheriſchen Prediger in Sachſen, der Mark, Schleſien, vorzüglich aber in Pommern es geweſen ſind, die allein dem Sturm der Revolution ſtandhaft widerſtanden haben; ihr Gebet, ihre Predigten haben die armen verführten Seelen wieder auf die rechte Bahn gebracht, und nun der Staat gerettet iſt, will man immer noch nicht der armen verfolgten lutheriſchen Kirche, der reinen Magd des Herrn, ihr heilig verbrieftes Recht geben. Welch eine ſchreiende Undankbarkeit!

Während ſo auf lutheriſcher Seite agitirt ward, haben die Unirten auch nicht geſchwiegen, wiewohl ihre Stimme in dem lauten Chorus der Lutheraner kaum zu vernehmen iſt. Es ſind beſonders die Univerſitäten, die ſich der viel geſchmähten Sache der Union angenommen haben. Die theologiſchen Fakultäten von Bonn, Greifswald, Königsberg und Halle, letztere in Verbindung mit namhaften Männern der Stadt Halle haben Vorſtellungen an den Oberkirchenrath geſchickt, worin ſie um Vertretung der Union in den Kirchenbehörden gebeten; keine einzige Fakultät hat ſich für das Lutherthum erhoben. Dieſe Proteſte haben doch großen Eindruck gemacht, die todt geglaubte oder todt geſchrieene Union lebt alſo immer noch. Man merkt dieß an den gehäſſigen und wüthenden Angriffen, die jetzt von den Lutheranern gegen dieſelbe gerichtet werden. Einige der Eifrigſten gehen ſo weit, daß ſie ſämmtliche Profeſſoren, die

nicht Lutheraner ſeien, ſofort fortgejagt wiſſen wollen; die Lehrſtühle ſollen mit treueifrigen Mitarbeitern der Rudelbach'ſchen Zeitſchrift beſetzt werden.

Sie ſehen, wie es hier bei uns gährt, ohne daß aus dieſem Kampf irgend ein erfreulicher Ausgang zu entdecken wäre. Die Angelegenheit der Verfaſſung, die ſo dringend noth thut, um aus dem leeren ſubjektiven Meinen zu einer objektiven Baſis des Geſetzes und der Ordnung zu kommen, ruht dabei völlig, und das iſt auch gut, da ohne Glauben auch auf dieſem Gebiete nichts Gutes und Segensreiches gebaut werden kann. Dieſer Glaube fehlt aber bei allen leitenden Kräften in der gegenwärtigen Bewegung. Wie es bei den Neu-Lutheranern in dieſer Hinſicht ausſieht, können Sie aus obiger Schilderung entnehmen. Sie ſetzen ihre ganze Hoffnung auf die Kabinetsordre eines reformirten Königs und auf ihre hohen Patrone! Das iſt wenigſtens nicht Luthers Glaube geweſen, als er die Wartburg verließ.

Leben Sie wohl. Den Bremer Kirchentag erlaſſen Sie mir wohl für heute. Ich werde bald wieder ſchreiben und dann ſollen Sie davon hören.

In herzlicher unveränderter Liebe

Ihr

H. W. C.

Der deutſche Kirchentag in Bremen.

Die fünfte Verſammlung des deutſchen evangeliſchen Kirchentags, der bekanntlich n. 1848 in's Leben trat und ſich in Wittenberg, der Geburtsſtadt der deutſchen Reformation, organiſirte, wurde vom 14—16ten September des verfloſſenen Jahrs zu Bremen gehalten und war, wie gewöhnlich, ſehr zahlreich aus allen Gegenden Deutſchlands beſucht. Der Herr von Bethmann-Hollweg erſtattete zuerſt Bericht über den Fortgang der beabſichtigten Bildung eines deutſchen evangeliſchen Kirchenbundes, der im vorigen Jahre einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen iſt, indem ſich zu Eiſenburg bei der Wartburg eine faſt aus allen evangeliſchen Ländern Deutſchlands beſchickte Conferenz zur freien Beſprechung allgemeiner kirchlicher Fragen, beſonders über die Einführung eines gemeinſamen deutſchen evangeliſchen Kirchengeſangbuchs und einer Liturgie verſammelt hat, worüber wir unſeren Leſern bereits das Wichtigſte mitgetheilt haben (Kirchenfreund 1852 S. 364 ff.) Dann kamen folgende wichtige Gegenſtände zur Beſprechung.

1) Der evangeliſche *Hauptgottesdienſt* und deſſen Reorganiſation, worüber man dießmal zu keinem entſcheidenden Reſultate kam.

2) Das *Beichtweſen*, beſonders die *Privatbeichte*. Dr. *Ackermann* vertheidigte in ſeinem einleitenden Vortrage mit Berufung auf die deutſchen Reformatoren und auf die Bedürfniſſe der Zeit die Wiederbelebung des Inſtituts der Privatbeichte und Abſolution, jedoch ohne Zwang, und wurde darin von Dr. Müller, Dr. Wichern, den Paſtoren Schwarz, Steffens und Kunſemüller unterſtützt, fand aber andererſeits Widerſpruch von Seiten einiger reformirten Geiſtlichen (Treviranus, Ball und Mallet), ſo daß gar kein Beſchluß darüber gefaßt wurde.

3) Das *Verhalten der evangeliſchen Kirche in Hinſicht der römiſch katholiſchen Miſſionen*, d. h. der meiſt von Jeſuiten geleiteten Reiſepredigten in Verbindung mit der Wirkſamkeit des Beichtſtuhls in Gegenden von gemiſchter proteſtantiſcher und katholiſcher Bevölkerung. Dieſer Gegenſtand führte zu einer ſehr lebhaften Controverſe, welche, wie es ſcheint, das Intereſſe der Verſammlung am meiſten in Anſpruch nahm. Die Profeſſoren *Hengſtenberg*, *Stahl* und Andere vertraten die gemäßigte Anſicht, welche im Katholicismus bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit doch im Weſentlichen einen Bundesgenoſſen des gläubigen Proteſtantismus gegen den gemeinſamen Feind des modernen Unglaubens und Antichriſtenthums ſieht, während die Paſtoren *Sander* und *Ledderhoſe* zum unerbittlichen Kampfe gegen Rom, als eine Feindin der evangeliſchen Wahrheit, aufforderten. Die letztere Anſicht ging zwar nicht durch, ſondern wurde entſchieden zurückgewieſen, aber doch kam man auch hier zu keinem recht befriedigenden Abſchluß, und wahrſcheinlich ſind dieſe Verhandlungen nur ein Vorſpiel einer längeren Controverſe über den betreffenden Gegenſtand. Denn der Kampf zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus iſt in Deutſchland, wie in England, neuerdings ſehr lebhaft wieder erwacht und nimmt eine immer ernſtere Geſtalt an.

4) Das Verhalten der evangeliſchen Kirche bezüglich der *gemiſchten Ehen*. Hierüber wurde beſchloſſen, daß die Prediger im Allgemeinen von ſolchen Ehen wegen des häufig eintretenden Unfriedens abrathen und die Trauung nur dann vollziehen ſollen, wenn die evangeliſche Erziehung der Kinder wenigſtens des proteſtantiſchen Theils zugeſichert werde.

5) Betreffs der neulichen Einkerkerung des *Franceſco* und der *Roſa Madiai* im Großherzogthum Toscana wegen des Bibelleſens und der Proſelytenmacherei ſprach die Verſammlung ihren Abſcheu über das gegen dieſe proteſtantiſchen Chriſten befolgte Verfahren, ihre innige Theilnahme mit ihrem Schickſal aus und beauftragte den Ausſchuß, alle erlaubten Schritte zu thun, um ihnen wo möglich zur Freiheit zu verhelfen.

6) Gegen den rationaliſtiſchen Katechismus des Herzogthums *Naſſau*

wurde ein ernſter Proteſt eingelegt und eine achtungsvolle, aber entſchiedene Petition Dr. Krummachers an den Herzog von Naſſau um baldige Abſchaffung deſſelben angenommen.

7) Dr. Wackernagel, Director der Realſchule zu Elberfeld, hielt einen ausgezeichneten Vortrag über die höchſt wünſchenswerthe und zeitgemäße Abfaſſung eines allgemeinen deutſch evangeliſchen Kirchengeſangbuchs, welches, nach allen Anzeichen zu urtheilen, ohne Zweifel in wenigen Jahren zu Stande kommen wird, da eine ſehr ſachkundige und entſchieden evangeliſch kirchlich geſinnte Commiſſion bereits mit der Ausarbeitung deſſelben beauftragt iſt. Hoffentlich wird dann die heilloſe Geſangbuchsconfuſion, die bekanntlich ſich auch in die deutſchen Kirchen Amerika's erſtreckt, aufhören.

Zuletzt wurde beſchloſſen, die nächſte Verſammlung des Kirchentages zu Berlin zu halten. Die beiden folgenden Tage wurden den Verhandlungen des Congreſſes für innere Miſſion gewidmet.

Wir theilen nun zum Schluſſe noch einen ausführlichen Bericht über die Verhandlungen in Betreff der katholiſchen Frage mit, da dieſe wahrſcheinlich unſere Leſer am meiſten intereſſiren werden. Wir entnehmen ihn dem „Stader Sonntagsblatt“ vom 10ten Oct, das uns ein Freund aus Norddeutſchland zugeſchickt hat, nebſt einigen Zuſätzen aus anderen Blättern.

„Wenn Viele durch das, was ſie am erſten Tage empfangen hatten, nicht ſonderlich befriedigt waren, ſo wurden ſie nun am zweiten, — es war Mittwoch, der 15te September — reichlich entſchädigt, und das unbehagliche Gefühl getäuſchter Erwartung wieder getilgt. Ich habe von Manchen gehört, daß dieſer Tag ihnen den meiſten Genuß geboten habe, und wenn man einmal ſo ein durchſchnittliches Urtheil fällen will, ſo mag das wohl ganz richtig ſein. Nachdem die Verſammlung wieder mit Geſang und Gebet eröffnet war, hielten zunächſt Abgeordnete von verſchiedenen Vereinen Anſprachen an die Verſammlung, in welchen ſie die Theilnahme derſelben an den Beſtrebungen des Kirchentags ausdrückten, und Worte des Danks, der Bitte, der Ermunterung an denſelben richteten. So Paſtor Boſt aus Rheims in Frankreich; Paſtor Reichel, Namens der Brüdergemeinde zu Herenhut; Superintendent Ball aus Rade vor'm Wald; Dr. Krummacher aus Berlin, als Abgeordneter des evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke; Paſtor Heldring aus Holland; Superintendent Westermeier aus Biere bei Magdeburg, für den chriſtlichen Verein im nördlichen Deutſchland; Paſtor Wall aus St. Louis in Nord-Amerika, als Abgeordneter des evangeliſchen Kirchen-Vereins des Weſtens; Candidat Oniſtorp, Vorſteher des Rettungshauſes zu Züllchow in Pommern, im Auftrage des Pommerſchen Provinzial-Vereins für innere Miſſion; Paſtor Friſins aus Toſſens in Oldenburg, der einen Dank an den Central-Ausſchuß für deſſen Verwendung beim Großherzoge wegen Abänderung der oldenburgiſchen ſogenannten Kirchenverfaſſung vom Jahre 1849 ausſprach; u. A. —

Es begann ſodann, gegen 10 Uhr Morgens, die Verhandlung über das Verhalten der evangeliſchen Kirche in Hinſicht der römiſch-katholiſchen Miſſionen; (unter dieſen Miſſionen verſteht man die beſonders in

neueſter Zeit aufgekommenen, von katholiſchen Prieſtern, meiſtens Jeſuiten, gehaltenen Gaſtpredigten mit der ſich daran ſchließenden Wirkſamkeit im Beichtſtuhle, in ſolchen Gemeinden, wo ſich eine gemiſchte evangeliſche und katholiſche Bevölkerung findet; ihr Zweck iſt, die durch den eingeriſſenen Nationalismus ihrem Glauben und ihrer Kirche entfremdeten und ſo des religiöſen Halts beraubten Evangeliſchen in den Schooß der angeblich alleinſeligmachenden Kirche hinüberzuziehen.) Es hatte dieſer Gegenſtand ſchon am vorigen Tage zur Beſprechung kommen ſollen; man hatte ihn aber, da es an Zeit gefehlt, nicht mehr erledigen können. Der zum Referenten erwählte Profeſſor Hengſtenberg aus Berlin betrat die Rednerbühne. Ich freute mich, bei dieſer Gelegenheit zugleich den Mann näher kennen zu lernen, der ſich ſeit langen Jahren als einen der wackerſten Streiter für das Wort vom Kreuze bewährt hat, der ſeit einem Vierteljahrhundert durch ſeine „Evangeliſche Kirchenzeitung" überaus viel Segen geſtiftet hat, und, ſowie er ſich der Liebe und Achtung aller derer erfreut, die an dem Evangelium halten, ſo auch von Gott gewürdigt iſt, von jeher und beſonders in den letzten Jahren um des Bekenntniſſes der Wahrheit willen geſchmäht und verläſtert zu werden, wie wenige Andere. Beſonders erfreulich war es mir dabei, zu ſehen, daß er noch in den Jahren rüſtiger Kraft daſteht, und ſo Gott ihm Gnade und Geſundheit verleiht, noch lange wird ſeinem Berufe dienen können; wie es denn überhaupt eine erfreuliche Wahrnehmung war, daß ſo Manche der in dieſen Zeiten oft genannten Zeugen des Evangeliums noch im beſten Mannes-Alter ſtehen.

Der ungemein feſſelnde Vortrag Hengſtenbergs ſprach ungefähr folgende Gedanken aus. „Die evangeliſche Kirche darf dem Treiben der Jeſuiten nicht müſſig zuſehen; Viele legen indeſſen demſelben eine zu große Bedeutung bei, Viele ſind aus ihrer Feſtung entfallen, haben kein feſtes Herz und fallen, da ſie Niemand jagt. Die Jeſuiten ſind das nicht mehr, was ſie in früheren Zeiten waren; ſie ſind zu Kapuzinern geworden; ſind nur noch im Stande auf das niedere Volk einzuwirken. Es fehlt ihnen an ächter Bildung, an Wiſſenſchaft; als Beweis dafür mag gelten, daß nicht einmal eine einzige Broſchüre oder Flugſchrift von Geiſt und Scharfſinn in neuerer Zeit aus ihren Kreiſen hervorgegangen. Ihren Predigten mangelt alles wahrhaft Geweihte und Prieſterliche, alle edle Myſtik, die Salbung eines mit Gott vereinten Gemüthes; ſie ſind nichts als Machwerke, berechnet auf die Unwiſſenheit des rohen Haufens. (Dieſem Urtheil wurde nachher von Wackernagel aus eigener Erfahrung entſchieden widerſprochen.) Trotzdem aber dürfen wir ihre Wirkſamkeit nicht verachten. Wir würden ihnen Unrecht thun, wenn wir ihnen Schuld geben wollten, daß ſie nur um äußerlicher Zwecke willen, um Macht und Einfluß zu erlangen, arbeiteten. Nein, ihre Anſtrengungen bezeugen es, ſie eifern um Gott, wenn auch mit Unverſtand. Sodann dürfen wir auch nicht zu gering von den Gefahren, welche unſerer Kirche durch ſie drohen, halten, weil ſie ſehr gut wiſſen, was ſie wollen, und demgemäß ſehr entſchieden und determinirt predigen. Eine ſolche Predigtweiſe, zumal wenn wie hier eine populäre, auch dem ſogenannten gemeinen Manne verſtändliche Darſtellung hinzukommt, macht aber Eindruck, macht Eindruck beſonders bei denen, welche, wie heutigen Tages ſo Viele aus höheren und niederen Ständen, nur Anſichten, keine Ueberzeugungen haben. Die evangeliſchen Geiſtlichen aber haben vielfach nicht die rechte Waffenrüſtung, um ſolchen Angriffen zu begegnen. Sie haben nicht den Schild des Glaubens und können das Schwert

des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes, nicht in der rechten Weiſe führen. Ihre Theologie iſt vielfach eine erbärmliche Ja- und Nein-Theologie, ein Quodlibet, ein Gemengſel verſchiedenartiger, hier und da zuſammengeſtoppelter Meinungen. Der Jeſuitismus unſerer Tage iſt ein ungeſchlachter Goliath; der kann wohl mit der Schleuder des göttlichen Wortes, nicht aber mit einer Hand voll loſer Spreu erſchlagen werden. Dazu kommt, daß unſeren Geiſtlichen ſo oft die Gabe volksthümlicher Beredtſamkeit fehlt.

„Was ſollen wir thun, um ſolchen Gefahren zu begegnen? Viele haben gemeint — und namentlich ſind aus Schleſien in unſeren Tagen viele faſt ungeſtüm mahnende Stimmen laut geworden — daß die Regierung, die weltliche Macht, gegen die Jeſuiten einſchreiten müſſe. Dieſe Anſicht können wir durchaus nicht theilen. Wir würden fürchten durch Anwendung ſolcher äußeren Mittel den Abſichten, welche Gott mit unſerer Kirche hat, in den Weg zu treten. Es muß Verſuchung im chriſtlichen Leben da ſein. Gott verſuchte den Abraham. Was an dem Vater der Gläubigen geſchah, hat ſeine vorbildliche Bedeutung für alle Gläubigen aller Zeiten. Die rechte Hülfe im Kampf gegen die Verſuchung kommt aus der Höhe; Gebet, Verſuchung und Betrachtung machen den Theologen, ſind der Kirche unentbehrlich. Der Satan, der die Verſuchung heranführt, muß auch Gottes Abſichten dienen; auf die Beantwortung der Frage, welche einſt ein namhafter Philologe aufwarf, warum Gott denn den Satan nicht todt ſchlage? braucht ſich der gläubige Chriſt keinen Augenblick zu beſinnen. „Selig iſt der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn, nachdem er bewährt iſt, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieben." Unſere Kirche hat geiſtliche Mittel genug, die Angriffe zurückzuweiſen. Darum mag ſie den Kampf nur durchkämpfen, und die Wächter in Kirche und Staat mögen die Verſuchung nur an die Kinder herantreten laſſen, uns iſt nicht bange. Wollen aber die Jeſuiten in unſere Kirche hereinbrechen, drängen ſie ſich in unſere Gemeinden ein: da iſt's ein Anderes, da iſt der Staat berechtigt, einzuſchreiten. Wir müſſen auch wohl vor Augen behalten, daß durch ein Gottes-Urtheil in dreißigjährigem Kampfe es entſchieden iſt, daß beide Kirchen in Deutſchland neben einander beſtehen ſollen, bis die Zeit erfüllt iſt. Beide bedürfen einander: die katholiſche Kirche würde ohne die evangeliſche in Erſtarrung und Fäulniß verfallen; die evangeliſche ſoll durch den Aeußerlichkeitsgeiſt, der in der katholiſchen herrſcht, durch die äußeren Mittel, welche dieſe in Bewegung ſetzt, ſich dahin treiben laſſen, ſich immer mehr in ihr inneres Leben zu vertiefen, ſich auf den Grund des Wortes zu erbauen und in der Kraft des heil. Geiſtes mit den Waffen der Wahrheit und Gerechtigkeit ſich zu rüſten. Die unbedingte Hingabe an die heil. Schrift thut uns noth; das kräftige Zeugniß von Chriſto, welches freilich nur von Solchen ausgehen kann, die ſelbſt im lebendigen Glauben ſtehen, nicht äußere Gewalt, weckt Kinder in Chriſto, und darauf kommt's an." —

„Man hat zwiſchen der jeſuitiſchen und katholiſchen Miſſion unterſcheiden wollen. Allein das geht nicht an; denn die katholiſche Kirche ſendet die jeſuitiſchen Miſſionen aus und zeigt eben damit, daß ſie ſelbſt jeſuitiſch iſt. Von directen Beſtrebungen gegen die katholiſche Kirche iſt wenig zu erwarten. Iſt unſere Kirche eine Behauſung Gottes im Geiſte, ſo hat ſie nicht nöthig anzugreifen, braucht keine Polemik zu beginnen, die um ſo gefährlicher für ſie iſt, als ſie dadurch in eine Gemeinſchaft mit dem, beiden Kirchen gemeinſamen Feinde, dem

Unglauben geräth. Dieſer iſt der gefährlichſte Gegner unſerer Kirche; nicht Rom mit ſeinen Jeſuiten. Dem Unglauben iſt es ſehr willkommen, wenn die römiſche und die evangeliſche Kirche ſich gegenſeitig anfeinden; dagegen kann ihm nichts Schwereres geſchehen, als wenn dieſelben, die doch noch die drei allgemeinen Glaubensbekenntniſſe gemein haben, miteinander gegen ihn ankämpfen. Die jeſuitiſche Miſſion, indem ſie den Unglauben bekämpft, oder indem ſie die Leute nöthigt, ſich ihrer mit haltbaren Waffen zu erwehren, treibt das Wild in die Kirche des Wortes hinein.

„Laſſen wir darum ab von der directen Polemik, von geradezu auf den Katholicismus gerichteten Angriffen! Dagegen aber haben wir alle Mittel eifrig zu gebrauchen, wodurch unſere Kirche in ſich geſtärkt werden kann.

„Als ein ſolches Mittel erkennen wir die gegenwärtig in Preußen angeordnete Kirchen-Viſitation, die wir um deßwillen mit Freuden begrüßen. Das Vorbild ſolcher Viſitationen iſt ſchon im A. T. gegeben; Luther und Melanchthon haben ſie zur Zeit der Reformation zum größten Segen der Kirche vorgenommen. Das Kirchenregiment hat die Hirten bisher gar zu frei ſchalten und walten laſſen. Es muß ſich ſorgfältig um die Art, wie das geiſtliche Amt geführt wird, kümmern und muß Anregung und Anweiſung zur rechten Führung deſſelben geben. Die Hauptſache iſt dabei freilich, daß das Kirchenregiment ſelbſt von dem rechten Geiſte aus Gott durchdrungen und belebt ſei. Die Geheimen Räthe nutzen nichts: wahrhafte geiſtliche müſſen es ſein. — Auch die Reiſepredigt erſcheint als ein ſehr wirkſames Mittel, um den erſtorbenen kirchlichen Sinn zu wecken. Sie muß aber gleichmäßiger als bislang durch's ganze Land gehen. Bei den Methodiſten findet eine jährliche Verſetzung der Prediger ſtatt; in der Brüdergemeinde bleiben dieſelben wenigſtens nie lange an einer Stelle; es hat das auch Manches für ſich. Die Aufforderung der Reiſepredigt muß aber von der kirchlichen Obrigkeit ausgehen, welche im Namen Gottes befehlen kann; ſie hat zugleich die Reiſepredigt zu organiſiren und zu leiten und allen Uebergriffen zu wehren.

„Ueberall aber kommts darauf an, daß der Geiſt aus Gott die kirchlichen Behörden, wie die Gemeinden durchdringe; ſonſt würde es bald von der Kirche heißen: wo ein Aas iſt, da ſammeln ſich die Adler!"

Zum Schluſſe ſtellte Hengſtenberg folgende Anträge:

1) Die Verſammlung begrüßt mit herzlicher Freude das edle, durch das Beiſpiel der heiligen Schrift und der Reformation empfohlene Werk einer allgemeinen Kirchen-Viſitation, welches der preußiſche Oberkirchenrath in die Hand genommen. Sie erfleht für daſſelbe den reichen Segen des Herrn der Kirche, und wünſcht, daß aller Orten der Geiſt der kirchlichen Oberen zu gleichem Werke erweckt werde.

2) Die Verſammlung erkennt die von der kirchlichen Behörde zu organiſirende Reiſepredigt als ein dringendes Bedürfniß der Kirche an.

3) Und die Verſammlung wünſcht dem Werke der Reiſepredigt, das von freien Vereinen unternommen wird, die auf dem Grunde des kirchlichen Bekenntniſſes ſtehen, ein kräftiges Gedeihen.

(Schluß folgt.)

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. Februar, 1853. Nro. 2.

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

(Fortſetzung.)

§. 3. Auguſtinus in Rom. Sein Skepticismus.

Nachdem Auguſtin das Vertrauen in den Manichäismus aufgegeben hatte, befand er ſich in einer ähnlichen Lage, wie zehn Jahre zuvor. Dieſelbe Sehnſucht nach Wahrheit, aber nun noch zugleich mit dem Gefühl der Verödung, der bitteren Enttäuſchung und einer guten Doſis von Skepticismus gepaart. Es war ihm fortan nicht mehr wohl in Carthago. Er verlangte nach neuen Verbindungen, neuen Scenen, neuen Quellen, aus denen er das heißerſehnte Gut trinken könne.

Dieſe Gemüthsſtimmung in Verbindung mit ſeinem Eckel an den Rohheiten der carthagiſchen Studenten und der Aufforderung von Freunden beſtimmten ihn, nach Rom zu reiſen, wo er noch eine glänzendere und einträglichere Carriere als Rhetor ſich verſprechen durfte. Damit kam er zugleich dem Orte näher, wo ſeine innere Umwandlung entſchieden werden ſollte. Er ſuchte ſeinen Entſchluß vor ſeiner Mutter, die unterdeß zu ihm gezogen war, zu verbergen. Sie erfuhr aber doch etwas davon und wollte ihn entweder zurückhalten, oder mit ihm gehen. Auguſtin wollte keines von beiden und erlaubte ſich eine Unredlichkeit, um ſeinen Plan durchzuſetzen. Eines Abends a. 383 ging er an das Ufer des Meeres, um ſich einzuſchiffen nahe an dem Orte, wo zwei Capellen dem Andenken des großen Kirchenvaters und Märtyrers Cyprian geweiht waren. Seine Mutter, die etwas ahnte, folgte ihm. Er gab vor, er wolle bloß einen Freund auf dem Schiffe beſuchen und bis zur Abfahrt bei ihm bleiben. Als ſie

damit ſich nicht beruhigen ließ und nicht allein zurückkehren wollte, drang er in ſie, doch wenigſtens die Eine Nacht in der Grabeskirche des Märtyrers zu verweilen, bis er ſie abhole. Während ſie dort mit Gott im Gebete unter Thränen rang, daß er die Reiſe verhindern möge, ſegelte Auguſtin den Küſten Italiens zu, und ſeine betrogene Mutter ſah ſich am anderen Morgen allein am Meeresufer. Doch ſie hatte die Kunſt gelernt, zu vergeben und auch da zu glauben, wo nichts zu ſehen war. Mit ſtiller Ergebung kehrte ſie nach der Stadt zurück und fuhr fort, für das Heil ihres Sohnes zu beten, der Zeit harrend, wo die Hand des Allweiſen das dunkle Räthſel löſen werde. Sie hatte ſich dießmal in ihrer Bitte wohlmeinend geirrt. Denn die Reiſe war zu Auguſtins Heil. Ebendarum war die Abweiſung der Bitte im Grunde eine Erhörung. Gott traf ſtatt der Schaale vielmehr den K e r n ihres Gebetes um des Sohnes Bekehrung. „Darum“, ſagt dieſer, „darum haſt Du, o Gott, das Z i e l und W e ſ e n ihrer Wünſche erhört und haſt nicht gethan, was ſie d a m a l s bat, damit Du an mir thäteſt, was ſie ſ t e t s erbat.“

Nach glücklich zurückgelegter Reiſe kehrte Auguſtin bei einem manichäiſchen Gaſtfreunde aus der Klaſſe der Auditoren in der Weltſtadt ein und ging auch mit Auserwählten um. Bald aber befiel ihn im Hauſe dieſes Häretikers eine Krankheit, zu der wohl auch das Ringen ſeiner Seele, die Unzufriedenheit mit ſeinem Leben, der Schmerz über die Enttäuſchung der guten Mutter und das Heimweh nach ihr beigetragen haben mochte. Das Fieber ſtieg ſo hoch, daß bereits die Anzeichen des Todes eintraten, doch die Vorſehung hatte ihm noch ein langes thätiges Leben zugedacht. „Du, o Gott, ließeſt mich von jener Krankheit geneſen und machteſt den Sohn deiner Magd geſund, für's Erſte am Leibe, damit er Einer würde, dem Du eine beſſere und gewiſſere Geſundheit verleihen möchteſt.“

Wieder geſund geworden, fing er an, vom Manichäismus, für den er früher ſo eifrig Anhänger geworben hatte, abzurathen. Doch leitete er nicht zur Wahrheit hin. Er hatte vielmehr eine Abneigung gegen die Kirche, beſonders war ihm, wie allen Gnoſtikern und Manichäern, die Lehre von der Menſchwerdung des Sohnes Gottes anſtößig. Er verzweifelte, die Wahrheit in der Kirche finden zu können. Freilich konnte ihn der Skepticismus auch nicht befriedigen und ſo ſchwankte er friedelos zwiſchen zwei Waſſern, die ſich nicht vereinigen wollten. „Je ernſthafter und anhaltender ich mir die Lebhaftigkeit, die Schärfe und den Tiefſinn der menſchlichen Seele zu Gemüthe führte, um ſo weniger konnte ich glauben, daß die Wahrheit eine für den Menſchen unerforſchliche Sache ſei, ſondern verfiel auf den Gedanken, man habe den rechten Weg, zu ihrer Erkenntniß zu gelangen, bisher noch nicht gefunden, und dieſer Weg ſei durch eine göttliche Autorität für alle vorgezeichnet worden. Nun blieb

nur noch die Frage, welches dieſe göttliche Autorität ſei, da unter ſo vielen einander widerſprechenden Secten jede behauptete, im Namen und Sinne derſelben zu lehren. Ein Wald voll Irrwegen ſtund ſchon wieder vor meinen Augen, den betreten zu müſſen mir bange machte und in dem ich herum getrieben wurde.“

In dieſer ſchwankenden Gemüthslage fühlte er ſich zu den Lehren der neueren Akademie hingezogen, welche dazu gerade paßte. *) Denn dieſes Syſtem, deſſen Repräſentanten Arkeſilaus und Karneades waren, läugnete im entſchiedenſten Gegenſatze gegen den Stoicismus die Möglichkeit einer untrüglichen Erkenntniß der Objecte; nur zu einer ſubjectiven Wahrſcheinlichkeit, nicht Wahrheit, könne es der Weiſe bringen. Natürlich konnte aber eine ſolche ſkeptiſche Philoſophie unſeren Kirchenvater unmöglich befriedigen, vielmehr nur dazu dienen, ihn ſeine Leerheit empfindlicher fühlen zu laſſen und inſofern negativ den Weg für etwas Beſſeres anzubahnen. Bald kam er auch in eine äußere Lage, die den großen Wendepunkt ſeines Lebens beſchleunigte.

Nachdem er noch nicht ein Jahr in Rom verweilt hatte, wurde der römiſche Präfect Symmachus, der beredte Fürſprecher des untergehenden Heidenthums, erſucht, einen tüchtigen Lehrer der Rhetorik nach Mailand, der zweiten Hauptſtadt Italiens und öfteren Reſidenz des Kaiſers, zu ſenden. Seine Wahl fiel auf Auguſtin. Die Empfehlung manichäiſcher Gönner und noch mehr ſeine Prüfungsrede hatten ihm zu dem ehrenvollen und einträglichen Poſten verholfen. Er verließ Rom um ſo lieber, da ihm die Sitten der Studenten in Rom auch nicht gefielen. Sie verließen nämlich einen Lehrer mitten im Curſus, ohne das Honorar zu bezahlen, und gingen zu einem anderen. Mit dieſer Ueberſiedelung nach Mailand näherten wir uns dem großen Wendepunkte in dem Leben Auguſtin's, wo er von den Feſſeln des Manichäismus und Skepticismus auf immer befreit und ein glänzendes, nie erlöſchendes Licht der Kirche Jeſu Chriſti wurde.

§. 4. Auguſtinus in Mailand. Ambroſius und die Kirche. Monica's Ankunft.

Im Frühling des Jahrs 384 reiſte Auguſtin, von ſeinem alten Freunde Alypius begleitet, nach Mailand. Dort ſaß damals auf dem biſchöflichen Stuhl Einer der ehrwürdigſten lateiniſchen Väter, der nicht nur um die

*) Conf. V, 10: Etenim suborta est etiam mihi cogitatio, prudentiores caeteris fuisse illos philosophos, quos Academicos appellant, quod de omnibus dubitandum esse censuerant, nec aliquid veri ab homine comprehendi posse decreverant.

Theologie, ſondern auch um das Kirchenlied und den Kirchengeſang ſich bleibende Verdienſte erwarb und am allermeiſten als Kirchenfürſt durch die energiſche und weiſe Leitung ſeines Sprengels und ſein furchtloſes Auftreten im Intereſſe der Kirche, ſelbſt gegenüber den Kaiſern, ſich auszeichnete. Ambroſius, ſo heißt dieſer Mann, wurde a. 340 zu Trier aus einer der älteſten und vornehmſten römiſchen Familien geboren. Sein Vater war Oberſtatthalter Galliens, einer der drei großen Diöceſen des abendländiſch römiſchen Reichs. Als einſt das Knäblein ſchlafend mit geöffnetem Munde in der Wiege lag, kam ein Bienenſchwarm, umſummte es, flog in ſeinen Mund und ohne es zu verletzen wieder heraus. Der Vater, erſtaunt über die unerwartete Abwendung der Gefahr, rief ahnungsvoll aus: „Wahrlich, aus dieſem Kinde wird, ſo es am Leben bleibt, dereinſt etwas Großes werden.“ Eine ähnliche Sage geht auch von Plato. Nach dem frühen Tode des Präfecten zog ſeine fromme Wittwe mit ihren drei Kindern nach Rom und gab ihnen eine ſorgfältige Erziehung. Ambroſius war für eine glänzende weltliche Laufbahn beſtimmt, von Menſchen, aber nicht von Gott. Nach Vollendung ſeiner Studien trat er als Sachwalter auf und that ſich durch ſeine beredten Vorträge ſo ſehr hervor, daß ihn Probus, der Oberſtatthalter Italiens, zu ſeinem Conſiliarius ernannte. Bald darauf übergab er ihm die Prätur oder Statthalterſchaft der Provinzen Ligurien und Aemilien in Oberitalien, mit den merkwürdigen, nachher als unwillkührliche Weiſſagung gedeuteten Worten: „Gehe hin und handle nicht als Richter, ſondern als Biſchof.“ Ambroſius verwaltete ſein Amt mit Würde, Gerechtigkeit und Milde und erwarb ſich allgemeine Achtung.

Die mailändiſche Kirche war damals in den großen Kampf des Arianismus, der die Gottheit Chriſti läugnete, und der nicäniſchen Orthodoxie, welche die Weſensgleichheit des Sohnes mit dem Vater behauptete, hineingeriſſen. Einem Arianer, Auxentius, war es gelungen, den katholiſchen Biſchof Dionyſius zu exiliren und ſich des biſchöflichen Stuhls zu bemächtigen. Er ſtarb aber a. 374. Bei der neuen Biſchofswahl waren blutige Auftritte zu befürchten. Ambroſius hielt es als Statthalter für ſeine Pflicht, in die Kirche zu gehen und den Aufruhr der Parteien zu beſchwichtigen. Seine Rede an das verſammelte Volk wurde plötzlich unterbrochen durch den Ruf eines Kindes: „Ambroſius ſei Biſchof!“ Die Kindesſtimme wurde mit Blitzesſchnelle zur Volksſtimme, die einſtimmig ihn und keinen anderen zum Oberhirten haben wollte. Ambroſius erſchrack. Er war damals noch in der Klaſſe der Katechumenen, alſo noch nicht einmal getauft und hatte eine ſo hohe Vorſtellung von der Würde und Verantwortlichkeit des biſchöflichen Amtes, daß er ſich deſſen ganz unwürdig und unfähig hielt. Er wandte Flucht, Liſt und die wunderlichſten Mittel an, um dem Rufe zu entgehen. Aber es half nichts, und als

nun auch die kaiserliche Beſtätigung der Wahl eintraf, fügte er ſich dem Willen Gottes, der ſo mächtig aus dieſen Umſtänden an ihn erging. Nachdem er von einem rechtgläubigen Biſchofe getauft worden und die verſchiedenen klerikaliſchen Stufen ſchnell durchlaufen hatte, erhielt er am achten Tage die biſchöfliche Ordination.

Sein Freund Baſilius von Cäſarea war darüber hocherfreut. „Wir preiſen Gott“, ſchrieb er, „daß er zu allen Zeiten diejenigen erwählt, die ihm gefallen. Er erwählte einſt einen Hirten und ſetzte ihn zum Herrſcher über ſein Volk. Moſes wurde, als er die Ziegen hütete, vom Geiſte Gottes erfüllt und zur Würde eines Propheten erhoben. In unſeren Tagen aber ſandte er aus der königlichen Stadt, aus der Hauptſtadt der Welt, einen Mann erhabenen Gemüthes, ausgezeichnet durch edle Geburt und Glanz des Reichthums und durch eine Beredtſamkeit, worüber die Welt erſtaunt, und der alle dieſe irdiſchen Herrlichkeiten verſchmäht und ſie als Schaden verachtet, damit er Chriſtum gewinne, und der das Steuerruder eines großen, durch ſeinen Glauben berühmten Schiffes der Kirche zu leiten übernimmt. So faſſe denn Muth, o Mann Gottes!“

Ambroſius ſtellte von nun an bis zu ſeinem Tode am Charfreitag des Jahres 397 das Muſter eines ächten Biſchofs dar: er war Hirte der Gemeinde, Beſchützer der Bedrückten, Wächter der Kirche, Lehrer der Völker, Rathgeber und Ermahner von Königen im höchſten Sinne des Wortes. Er fing damit an, daß er ſeine bedeutenden Ländereien, ſein Gold und Silber den Armen verſchenkte. Sein Leben war äußerſt ſtreng und einfach. Er nahm kein Mittagsmahl, ausgenommen an Sonnabenden, Sonntagen und an den Feſten berühmter Märtyrer. Einladungen zu Gaſtmählern ſchlug er aus, außer wo ſein Amt die Anweſenheit erforderte, und dann gab er ein Muſter der Mäßigkeit. Den Tag widmete er ſeinen Berufsgeſchäften, den größten Theil der Nacht dem Gebete, der Betrachtung göttlicher Dinge, dem Studium der Bibel und der griechiſchen Kirchenväter, und theologiſcher Schriftſtellerei. Alle Sonntage predigte er, je nach Bedürfniß auch in der Woche, bisweilen zwei Mal des Tages. Mit beſonderer Sorgfalt widmete er ſich den Katechumenen. Für einen größeren Kreis wirkte er durch ſeine Schriften, in denen ſich altrömiſche Kraft, Würde und Sententioſität mit einem tiefen und innigen praktiſchen Chriſtenthum vereinigen. Allen war er ohne Anmeldung zugänglich, den Geringſten, wie den Vornehmſten. Seine Einkünfte gab er den Nothleidenden, die er deßhalb ſeine Verwalter und Schatzmeiſter nannte. Die arianiſche Irrlehre bekämpfte er mit unerſchütterlicher Conſequenz und verhalf der nicäniſchen Rechtgläubigkeit, als ein Athanaſius des Abendlandes, in Oberitalien zum Siege.

Ein ſolcher Mann war Ambroſius. Wenn Einer, ſo war er geeignet, den wahrheitsdurſtigen, hochbegabten Jüngling, der jetzt in ſeine Nähe kam,

für die Kirche zu gewinnen. Auguſtin beſuchte den Biſchof, nicht als Chriſten, ſondern als einen berühmten und trefflichen Mann. Er wurde von ihm mit väterlichem Wohlwollen aufgenommen und fühlte ſich deshalb in Liebe zu ihm hingezogen. „Unwiſſend ward ich zu ihm von Dir, mein Gott, geleitet, um wiſſend durch ihn, zu Dir geleitet zu werden.“ Auch ſeinen Predigten wohnte er häufig bei, nicht ſowohl, um von ihm bekehrt zu werden und Nahrung für ſein Herz zu holen, ſondern um eine ſchöne Rede zu hören. Die Perſönlichkeit und der Ruf des Ambroſius zog ihn hin. Das Intereſſe der Neugierde war das Ueberwiegende. Allein es konnte nicht fehlen, daß auch der Inhalt der Vorträge bald auf ihn unwillkührlich einen Eindruck machte. „Ich begann ihn zu lieben“, ſagt er, „zuvörderſt zwar nicht als einen Lehrer der Wahrheit, an welcher ich gänzlich in Deiner Kirche verzweifelte, ſondern als einen mir liebreich geſinnten Mann. Ich hörte auch öfters ſeine öffentlichen Vorträge, zwar nicht in der rechten Abſicht, ſondern gleichſam nur, um ſeine Beredtſamkeit zu prüfen, ob dieſelbe ſeinem Ruhme entſpreche. Ich merkte aufmerkſam auf ſeine Worte, während ich an dem Inhalt kein Intereſſe hatte oder ihn verachtete. Ich freute mich der Anmuth ſeiner Rede, welche gelehrter, gehaltreicher, aber in Bezug auf Vortrag minder erheiternd und ſchmeichelnd war, als die des Fauſtus; in Bezug auf den Inhalt ließen ſie ſich gar nicht vergleichen, denn während der letztere zu den manichäiſchen Irrthümern führte, lehrte der erſtere das Heil auf das Heilſamſte. Von Sündern, wie ich damals Einer war, iſt freilich das Heil noch weit entfernt; doch näherte ich ihm mich allmählig und unbewußt. Denn obwohl es mir nicht darum zu thun war, zu lernen, *was* er ſagte, ſondern nur zu hören, *wie* er es ſagte — dieſes leere Intereſſe war in mir, der ich an der Wahrheit verzweifelte, zurückgeblieben — kamen doch mit den Worten, welche ich liebte, zugleich auch die Sachen, woran mir nichts gelegen war, in meinen Geiſt. Denn ich konnte beides nicht ſcheiden. Und indem ich mein Herz öffnete, um es in mich aufzunehmen, wie beredt er ſpräche, prägte es ſich zugleich, obwohl ſtufenweiſe, mir ein, wie wahr er ſpräche.“ *)

Ueber das Alte Teſtament ging dem Auguſtin durch dieſe Predigten ein neues Licht auf. Er hatte von den Manichäern eine Abneigung gegen daſſelbe eingeſogen. Er hielt es für nichts, als für einen tödtenden Buchſtaben. Ambroſius entwickelte daraus den lebendigmachenden Geiſt vermittelſt der allegoriſchen Auslegung, die unter den Kirchenvätern, beſonders in der alexandriniſchen Schule, ſo beliebt war und überall darauf ausging, die geſchichtlichen Theile der Bibel zu vergeiſtigen und die ſinnliche Hülle in allge-

*) Conf. V, 13. 14.

meine Ideen aufzulöſen. Es wurde dabei dem Buchſtaben oft ſchreiende Gewalt angethan und Dinge in die Bibel hineingetragen, die nach einer unbefangenen Auffaſſung nicht darin lagen, wenigſtens nicht gerade in der Stelle, wo man ſie ſuchte. Allein die Auslegungsmethode war doch von dem Geiſte des Glaubens, von dem Geiſte der Ehrfurcht, die vor dem Worte Gottes als einer unerſchöpflichen Quelle der tiefſten Wahrheiten ſich beugte, getragen, und inſofern faſt immer erbaulich. Dem Auguſtin, der ſie ſelbſt vielfach in ſeinen Schriften handhabt und dabei oft in Willkührlichkeiten verfällt, obwohl er ſpäter mehr zu einer umſichtigen, grammatiſch hiſtoriſchen Auffaſſung der Schrift ſich hinneigte, ſagte ſie damals ſehr zu und hatte den guten Erfolg, ihn vom Manichäismus noch entſchiedener loszureißen. Er warf ihn jetzt ganz über Bord. Aber auch den platoniſchen Philoſophen, die er ihnen vorzog, wollte er ſich nicht blindlings anvertrauen, „weil ihnen der heilſame Name Chriſti fehlte", von dem er ſich nach jenem unauslöſchlichen Eindruck der frommen Kindheit die Erkenntniß der Wahrheit nicht losgetrennt denken konnte.

Man ſollte nun meinen, daß er ſich der Kirche, die in einem ſo würdigen und hochbegabten Repräſentanten ihm nahe getreten war, in die Arme warf. Aber ſo weit war er noch nicht. Es ſtanden noch allerlei Schwierigkeiten im Wege. Beſondere Mühe machte es ihm, Gott als rein geiſtige Subſtanz zu denken. Der Manichäismus, der den geiſtigen Begriff Gottes verſinnlichte, wirkte hier noch unwillkührlich nach. Doch that er einen bedeutenden Schritt weiter. Er ließ ſich wieder in die Klaſſe der Katechumenen der Kirche aufnehmen, zu der er ſchon als Knabe gehört hatte, und entſchloß ſich, ſo lange darin zu verweilen, bis es in ſeinem Inneren zu einer Entſcheidung kommen würde*) Er ſagt von ſeinem damaligen Zuſtande, ſo weit ſei er bereits geweſen, daß jeder tüchtige Lehrer an ihm den ergebenſten und gelehrigſten Schüler gefunden hätte.

So hatte alſo unſer Kirchenvater ſich der mütterlichen Obhut der Gemeinſchaft anvertraut, in welcher er ſeine erſten unvergeßlichen Jugendeindrücke empfangen hatte. Es konnte nicht fehlen, daß er nach redlichem Forſchen endlich die überirdiſche Herrlichkeit derſelben gewahren mußte, die unter ihrer dem fleiſchlichen Sinne anſtößigen Knechtsgeſtalt verborgen war. Ein Mann von ſeinem tiefen Heimweh nach Gott, von ſeinem quälenden Durſte nach Wahrheit und Frieden des Gemüths konnte nur in der von Gott ſelbſt geſtifteten Heilsanſtalt zur Ruhe kommen, mußte aber auch da alle ſeine Erwartungen über Bitten und Verſtehen erfüllt ſehen.

*) Conf. V, 14: **Statui ergo tamdiu esse catechumenus in catholica ecclesia, mihi a parentibus commendata, donec aliquid certi eluceret, quo cursum dirigerem.**

Die Kirche kam damals friſch von dem blutigen Felde jener Zeugen her, die ihr Leben freudig geopfert hatten, um dem Herrn, der für ſie geſtorben war, ihre Dankbarkeit und Treue darzulegen. Sie war noch voll von den Erinnerungen an ihren Heldenglauben, der die Welt überwand, ihre Liebe, die ſtärker war, als der Tod, ihre Geduld, welche unter den unnatürlichſten Martern ohne Murren aushielt, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, ihre Hoffnung, die auf dem Scheiterhaufen und am Kreuze Loblieder ſang. Ueberall waren Altäre und Kapellen errichtet, die zu ihren Tugenden ermahnten. Im Gefühl der Dankbarkeit für den durch ihren Tod ſo theuer erkämpften Sieg und im Bewußtſein der ununterbrochenen Gemeinſchaft mit den vollendeten Streitern feierte man ihre himmliſchen Geburtstage. *) Während das Heidenthum mit ſeiner ſtolzen Kraft, ſeiner Literatur und Kunſt in ſchnellen Schritten dem Grabe zuwankte, ſchritt die junge Kirche, ihrer Verheißung auf ewige Dauer gewiß, ſiegesmuthig vorwärts in eine neue Aera, um auch von den wilden Horden der hereinbrechenden Völkerwanderung, welche das römiſche Weltreich vollends zertrümmerte, Beſitz zu nehmen und ihnen mit dem Glauben an den Erlöſer Civiliſation, Geſittung und alle höheren Güter des Lebens mitzutheilen. Die edelſten und tiefſten Geiſter flüchteten ſich in ihre Gemeinſchaft, in der ſie allein Ruhe für ihre Seele, Befriedigung ihres Durſtes nach Wahrheit finden konnten. Den Fürſten und Gewaltigen dieſer Erde trat ſie furchtlos gegenüber und erinnerte ſie an Gerechtigkeit und Gericht. Den Verfolgten gewährte ſie in jenen ſtürmiſchen, deſpotiſchen Zeiten Schutz, den Armen, Wittwen und Waiſen war ſie eine liebreiche mildthätige Mutter, ihre reichen Vermächtniſſe waren allen Hülfsbedürftigen geöffnet. Die Lebensmüden fanden in den ſtillen Räumen ihrer Klöſter, in der Gemeinſchaft mit gleichgeſinnten Zionspilgern eine ungeſtörte Heimath, in der ſie unter ſpärlicher Koſt und unter anderen Entbehrungen um ſo ungetheilter der Betrachtung heiliger Dinge leben konnten. So ſorgte ſie für alle Stände und brachte Troſt und Erquickung in alle Lagen des Lebens. Sie hielt eifrig an im Predigen und Ermahnen, im Erziehen der Jugend für eine beſſere Welt, im Gebet und in der Fürbitte ſelbſt für die bitterſten Feinde, im Lobpreiſen der heil. Dreieinigkeit. Ihre Andacht concentrirte ſich an den jährlich wiederkehrenden Feſten zur Feier der großen Thatſachen des Evangeliums, beſonders an Oſtern und Pfingſten, wo ſie Schaaren von Katechumenen aller Altersſtufen und beider Geſchlechter in weißen Kleidern, dem Symbole der Reinheit, unter feurigen Gebeten und ergreifenden Lob-

*) So nannte man die Todestage der Märtyrer.

gefangen in die Reihen der Streiter Chriſti aufnahm. Wie erhebend mußte es ſein, wenn man da unter den Täuflingen neben den Geringſten auch die Vornehmſten ſich vor dem gemeinſamen Herrn beugen, den berühmten Gelehrten dem unmündigen Kinde gleichwerden ſah und blühende Jungfrauen, „dieſe Lilien Chriſti“, wie Ambroſius ſie nennt, vor dem Altar das Gelübde ablegen hörte, der Welt und der Sünde abzuſagen, und ihrem himmliſchen Bräutigam zu leben. Die Thätigkeit des Ambroſius war in dieſer Hinſicht mit dem reichſten Erfolge begleitet. Er ſoll oft in der feierlichen Nacht vor Oſtern ſo viele Täuflinge der Gemeinſchaft der Kirche einverleibt haben, als fünf Biſchöfe zuſammengenommen.

Dazu kam, daß die Kirche damals noch im Großen und Ganzen genommen Eine ungetheilte Einheit war, ohne die größte Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte auszuſchließen, und dadurch alle Ketzereien und Spaltungen, alle Verfolgungen und zuletzt das mächtige Heidenthum ſelbſt ſo ſiegreich überwand. Ein Leib und Ein Geiſt, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, — dieſes apoſtoliſche Wort fand in den erſten Jahrhunderten der Kirche mehr, als in irgend einem anderen, ſeine Anwendung. Der Bewohner des Rheins fand an der Grenze der africaniſchen Wüſte, der Syrer an den Ufern der Rhone daſſelbe Bekenntniß des Glaubens, dieſelbe Kraft der Heiligung, denſelben feierlichen Gottesdienſt. Der Chriſt des vierten Jahrhunderts wußte ſich in lebendiger Gemeinſchaft mit all den großen Todten, welche im Dienſte deſſelben Herrn längſt heimgegangen waren. Jene Zeit hatte keinen Begriff von einer Unterbrechung der Geſchichte des Reiches Gottes, von einem Verſiegen des Lebensſtroms Chriſti. Aus dem Herzen Gottes und ſeines Sohnes ergoß er ſich von den Tagen der Apoſtel durch die Adern der katholiſchen Kirche unter gewiſſen untrüglichen Kennzeichen in ununterbrechenem Laufe in die Gegenwart herab, um allmählig den ganzen Erdkreis zu befruchten und in den Ocean der Ewigkeit einzumünden.

Freilich darf man ſich die Kirche jener Tage ſo wenig, als in irgend einer anderen Periode, frei von allerlei Mängeln und Gebrechen denken. Manche träumen zwar von einem goldenen Zeitalter ungetrübter Reinheit. Allein ein ſolches hat es nie gegeben und wird erſt nach der allgemeinen Auferſtehung eintreten. Selbſt die apoſtoliſche Kirche war in Bezug auf ihre Gliederſchaft keineswegs abſolut rein und heilig; man leſe nur aufmerkſam und unbefangen irgend einen Brief des N. T.'s oder die ſieben apokalyptiſchen Sendſchreiben, um ſich ſofort zu überzeugen, daß ſie ſämmtlich an den Gemeinden, für die ſie zunächſt beſtimmt ſind, allerlei Mängel, Auswüchſe und Verkehrtheiten zu tadeln und vor allerlei Gefahren und Verſuchungen zu warnen haben. Als vollends durch Conſtantin's Uebertritt zum Chriſtenthum die große Menge der römiſchen Heidenwelt in die Staatskirche

ſich eindrängte, da ſchleppte ſie zugleich eine Maſſe ihres früheren Verderbens mit, das unmöglich in kurzer Zeit bewältigt werden konnte. Man kann aus den Schriften der Kirchenväter des vierten Jahrh., z. B. des Gregor von Nazianz, ein höchſt trauriges und niederſchlagendes Gemälde von der Chriſtenheit der nicäniſchen Periode entwerfen, ſo daß die ſpätere römiſche Kirche im Vergleiche dazu in mancher Hinſicht als ein Fortſchritt erſcheint. Allein dieſem Verderben gegenüber fand ſich zugleich das Heilmittel und Salz genug, die Maſſe vor Fäulniß zu bewahren. Gerade im fortwährenden Conflicte mit einer ſündigen Welt ſoll die ſtreitende Kirche die Kraft ächter Heiligkeit bewähren und entwickeln, und das hat ſie auch in der nicäniſchen Periode gethan. Wer kann das Walten des göttlichen Geiſtes verkennen, der mitten in den ſtürmiſchen und wild leidenſchaftlichen Kämpfen mit dem Arianismus und Semiarianismus doch endlich dem nicäniſchen Glauben zum Siege verhalf? Wer wagt es, jenen großen Heroen des vierten Jahrhunderts ſeine aufrichtige Bewunderung zu verſagen, einem Athanaſius, Baſilius, Gregor von Nyſſa, Gregor von Nazianz, Chryſoſtomus, Ambroſius, welche ebenſo ſehr durch Ernſt und Würde des Charakters, Tiefe und Stärke der Frömmigkeit, als durch hohe Geiſtesbildung und Gelehrſamkeit glänzten und noch heut zu Tage von der griechiſchen, römiſchen und proteſtantiſchen Kirche als eigentliche Kirchenväter dankbar verehrt werden? Trotz aller Corruption in ihrem Schooße war doch die katholiſche Kirche der damaligen Zeit unendlich erhaben über das rettungslos ſinkende Heidenthum und die aufgeblaſenen und anmaaßenden Schulen der Gnoſtiker und Manichäer; ſie und ſie allein war die Trägerin der gottmenſchlichen Lebenskräfte der Erlöſung, die Haushälterin über die himmliſchen Geheimniſſe und die Hoffnung der Welt.

So war die Kirche zu der Zeit, als Auguſtin in die Klaſſe ihrer Katechumenen trat und aufmerkſam ihren Lehren lauſchte. Gerade damals kam, wie von Gott geſandt, ſein guter Genius, die Monica nach Mailand. Sie hatte es ohne ihren Sohn in Afrika nicht länger aushalten können und ſich eingeſchifft. Unterwegs erhob ſich ein Sturm, der ſelbſt die erfahrne Schiffsmannſchaft beben machte. Sie aber, ſich ſicher und ſtark fühlend unter der Obhut des Allmächtigen, ermuthigte Alle und verhieß zuverſichtlich eine glückliche Ueberfahrt; Gott habe ihr dieß in einem Geſichte verheißen. In Mailand fand ſie ihren Sohn zwar der Lüge des Manichäismus entriſſen, aber doch noch nicht unter den gläubigen Bekennern. Sie war hocherfreut und nahm die theilweiſe Erhörung ihrer thränenreichen Gebete für ein Angebinde der bald zu erwartenden vollſtändigen Erhörung. „Mein Sohn“, ſagte ſie mit feſter Zuverſicht, „ich glaube in Chriſto, daß ich dich, bevor ich aus dieſem Leben ſcheide, als einen gläubi-

gen katholiſchen Chriſten ſehen werde.“ *) Auch ſie gewann den Ambroſius ſehr lieb, der oft von ihr mit großer Achtung ſprach und den Sohn glücklich ſchätzte, der eine ſolche Mutter beſaß. Regelmäßig beſuchte ſie ſeinen Gottesdienſt und gab willig einige Kirchengebräuche auf, die ſie in ihrer Heimath zu beobachten pflegte, in Mailand aber nicht vorfand, z. B. das Faſten am Sonnabend und die Agapen auf den Gräbern der Märtyrer. Mit erhöhter Inbrunſt und Zuverſicht betete ſie nun zu Gott, der den Liebling ihres Herzens bereits an die Pforten des Heiligthums geführt hatte. Bald ſollte ſie die Erfüllung ihres Wunſches ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Deutſche Kirchentag in Bremen.

(Schluß.)

Es begann nunmehr eine ſehr lebendig geführte Verhandlung über den vorliegenden Gegenſtand. Zuerſt trat Superintendent Sander aus Elberfeld auf, ein Mann, deſſen Wort und ganzes Weſen den Eindruck eines gewaltigen tiefen Ernſtes machte. Er ſprach in längerer Rede ungefähr ſo: Ich bin mit Hengſtenberg darin einverſtanden, daß wir den Jeſuiten nicht müſſig zuſehen dürfen, ſo wie daß die Macht der römiſchen Kirche vielfach überſchätzt wird. Darin aber bin ich nicht mit ihm einverſtanden, daß die Jeſuiten nicht mehr dieſelben wären, wie früher. Broſchüren ſind überhaupt nicht ihre Waffen; ſie führen andere Waffen; ihre Waffen rauchten vom Blut der Proteſtanten in der Pariſer Bluthochzeit. Geſtattet ihnen, daß ſie zu Fürſten und Miniſtern reden, und wer fühlt nicht, was ſie für Macht, was ſie für Waffen haben? Was ſollen wir thun? Es wurde geſagt, die Jeſuiten haben keine edle Myſtik. Das iſt eben ihre Kraft. Sie waren nie Auguſtiner, die an die freie Gnade Gottes glauben. Sie ſtehen auf dem rationaliſtiſchen Boden des Palagius und haben den Auguſtinus verworfen. Was? Wir ſollen Gott nicht verſuchen?

*) Conf. VI, 1: Placicissime et pectore pleno fiduciae respondit mihi, credere se in Christo, quod priusquam de hac vita emigraret, me visura esset fidelem catholicum.

Sollen wir behülflich ſein, daß die Schwachen, die Ohnmächtigen unter uns preisgegeben werden? Es iſt geſagt, es ſei ein Gottesurtheil, daß die Katholiken und Evangeliſchen zuſammen leben müſſen. Aus dieſem Satze beweiſe ich, daß den Jeſuiten nicht geſtattet werden darf, frei zu lehren, ſie, die nicht einmal den weſtphäliſchen Frieden anerkannt haben. Ich fordere als Mitglied der evangeliſchen Kirche, daß ſie nicht in die Hände der Katholiken falle! Was will der Jeſuitismus? Auf ſeiner Fahne ſteht: Vertilgung der Ketzer, Beichtſtuhl der Fürſten und Erziehung der Jugend! Und die ſollten wir ruhig gewähren laſſen? Ich fürchte mich auch nicht; aber wenn der Staat nicht will die Geiſter ſich frei bewegen laſſen, ſo muß er einſchreiten. Es kommt eine Zeit, wo nicht mit Dialektik und Wiſſenſchaft, ſondern mit Guillotine und Scheiterhaufen wird gekämpft werden. Robespierre, dieſer flache Menſch, bedurfte keiner Wiſſenſchaft; er wußte den Danten, der ſo viel bedeutender war als er, und ſeine übrigen Opfer mit anderen Mitteln zu vernichten. Ja, die Hauptwaffe iſt und bleibt das Evangelium. Aber wir erwarten Gleichſtellung und Gleichberechtigung vom Staate. Aber wo ſolche Geſellſchaft zugelaſſen wird, da iſt keine. Sehen ſie über den Rhein, was da vorbereitet wird! Wollen wir warten, bis man uns zertrete! Unſere Waffen bleiben dann die: Sie haben überwunden durch das Blut des Lammes. Wir wiſſen Glauben zu halten und für unſeren Glauben zu ſterben. Die Schickſale der evangeliſchen Blutzeugen ſtehen vor unſeren Augen. Wo waren die Evangeliſchen in Frankreich? Wo ſind die Evangeliſchen in Spanien, in Böhmen? Wo in Italien? (Der vorſitzende Stahl tritt an den Redner. In der Kirche vielſtimmiger Ruf: „Weiter! weiter!“ Der Vorſitzende: Meine Abſicht war nur, die parlamentariſche Ordnung zu beobachten und die Verſammlung zu fragen, ob ſie geſtatte, daß der Redner über das ſchon doppelt überſchrittene Zeitmaaß weiter ſprechen könne? „Weiter! weiter!“) Paſtor Sander ſieht im Geiſte den Jammer voraus, der der Evangeliſchen harrt, und ſchließt unter ſtiller aber tiefer Bewegung der Verſammlung.

Nach ihm trat der als Verfaſſer mehrerer Lebensbeſchreibungen evangeliſcher Männer bekannte Pfarrer Ledderhoſe aus Brombach in Baden auf. Er ſprach, wie faſt alle Diejenigen, welche in unmittelbare Berührung mit dem Katholicismus und den Jeſuiten gekommen waren, mit großer Schärfe und ſehr merkbarer Bewegung. „Der Grundfehler, ſagte er, in dem Hengſtenberg'ſchen Vortrage iſt, daß er nicht anerkannt hat, daß Rom nichts anderes iſt als Babel, daß die römiſche Kirche eine Ausgeburt der Hölle iſt.“ — Wegen dieſer Ausdrücke wurde er nachher ſtark angefaßt und von einigen Rednern ſogar indirect der Gottesläſterung beſchuldigt, doch, wie es ſchient, ohne hinlänglichen Grund. Er meinte damit, wenn ich recht verſtanden habe, bloß die Menſchenſatzungen in der katholiſchen Kirche, die ja vom Teufel ſind, wie Luther das auch in vielen Stellen ausſpricht, z. B. in den Schmalkaldiſchen Artikeln, am Ende des zweiten Theils, wo es heißt: „Zuletzt iſt nichts denn eitel Teufel, da er (der Papſt) ſeine Lügen von Meſſen, Fegfeuer, Klöſterei, eigen Werk und Gottesdienſt (welches denn das rechte Papſtthum iſt) treibet, über und wider Gott, verdammet, tödtet und plaget alle Chriſten, ſo ſolchen ſeinen Gräuel nicht über Alles heben und ehren. Darum, ſo wenig wir den Teufel ſelbſt für einen Herrn oder Gott anbeten können, ſo wenig können wir auch ſeinen Apoſtel den Papſt oder Antichriſt in ſeinem Regiment zum Haupt und Herrn leiden. Denn Lügen und Mord, Leib und Seele zu verderben ewiglich, das iſt ſein päpſtliches Regiment eigentlich, wie ich daſſelbe in vielen Büchern

bewieſen habe." — Wäre es Ledderhoſe's Meinung geweſen, daß die katholiſche Kirche als ſolche vom Teufel ſei, ſo wäre er ja freilich viel zu weit gegangen und hätte die Wahrheit und die Liebe zugleich grob verletzt.

Paſtor Emil Krummacher aus Duisburg in den Rheinlanden: Man hat in rein evangeliſchen Ländern keine Vorſtellung von dem widerlichen Götzendienſt, der in der katholiſchen Kirche mit den Heiligen getrieben wird; kann ſich auch keinen Begriff machen von den feindſeligen Machinationen, den Kniffen und Künſten, durch welche die Jeſuiten die Seelen irre zu leiten und unſerer Kirche Abbruch zu thun ſuchen. Es thut noth, daß Lutheraner und Reformirte gegen dieſen gemeinſamen Feind zuſammenhalten. Merkt ihr die Liſt des Teufels nicht, der Zwietracht zwiſchen uns ſäen will, damit er deſto beſſer herrſchen könne?

Profeſſor Piper aus Berlin (Herausgeber des evangeliſchen Volkskalenders): Es iſt wohl zu beachten, daß die Jeſuiten ihre Miſſionen immer in ſolche Gegenden richten, wo eine aus Evangeliſchen und Römiſchen gemiſchte Bevölkerung iſt. In Italien, Spanien ꝛc. Miſſionen zu halten, fällt ihnen nicht einmal ein. Weiter iſt zu beachten, wie ſie, um ihr Ziel, Ausrottung der Ketzer, zu erreichen, ſich nicht ſcheuen, jegliche Fahne aufzupflanzen. In Belgien ſchloſſen ſie ſich der demokratiſchen Partei an; in Deutſchland kommen ſie mit dem Vorgeben conſervativer Tendenzen, als wollten ſie die beſtehende ſtaatliche Ordnung ſtützen. Im Grunde iſt's ihnen ganz gleichgültig, ob die Revolution oder die Ordnung Gottes die Oberhand behält, wenn nur die evangeliſche Kirche vom Erdboden vertilgt wird. Derſelben thut es allerdings im Kampfe gegen die Jeſuiten beſonders noth, ſich in ſich ſelbſt zu ſtärken und auf dem Grunde der Schrift zu erbauen; aber da das Auftreten der Jeſuiten einen Landfriedensbruch von Seiten der katholiſchen Kirche in ſich ſchließt, ſo müſſen die deutſchen Regierungen aufgefordert werden, ein Einſehen zu thun. —

Oberconſiſtorialrath Nitzſch aus Berlin: Ich kann dem Referenten (Hengſtenberg) nur in zwei Punkten nicht beiſtimmen, nämlich über die Pflichten des Staats unter dieſen Verhältniſſen und über die Polemik (die Kampfesweiſe) gegen die Jeſuiten. Zuerſt: die Aufrechthaltung des öffentlichen Rechts iſt eine ſittliche Nothwendigkeit für den Staat. Die ſittliche Ehre Deutſchlands verlangt es, daß ſeine Regierungen gegen ein ſolches Gebahren der Jeſuiten auftreten. Es liegt darin auch kein Angriff gegen die katholiſche Kirche. Die letztere iſt nicht eins mit dem Jeſuitismus; der Papſt hat ſelbſt einſt den Jeſuiten-Orden aufgehoben. — Sodann iſt eine gründliche, ſolide, ehrenhafte, von aller Entſtellung und Liebloſigkeit ſich fern haltende Polemik mit den Waffen der Wahrheit, wie die Erfahrung zeigt, von gutem Erfolge.

Paſtor Kuntze aus Berlin (Herausgeber der Zeitſchrift „der Kirche des Herrn"). Ich bin eben aus Irland zurückgekehrt. Da habe ich mit großer Freude die Triumphe geſehen, welche die evangeliſche Wahrheit feiert. Vor 22 Jahren war ich auch in Irland. Der religiöſe Zuſtand des Volkes hat ſich ſeitdem ganz unverkennbar gehoben. In den letzten paar Jahren ſind über 50,000 Katholiken zur evangeliſchen Kirche übergegangen, und 30,000 Kinder katholiſcher Eltern werden in evangeliſchen Schulen unterrichtet. Dieſe Erfolge ſind dadurch erreicht, daß die evangeliſchen Gemeinden mit vereinten Kräften daran gegangen ſind, dem Worte Gottes Bahn zu brechen. Es werden dort öffentliche Predigten gehalten, zu welchen ſich zahlreiche, ſehr aufmerkſame Zuhörer einfinden; in den Schulen wird fleißig die Bibel erklärt; auf den mannigfachſten Wegen wird ſie verbrei-

tet. Ueberreicher Segen hat dieſe Beſtrebungen gekrönt. Blicket auf Irland hin; ſitzet nicht müſſig! Verbreitet tie heilige Schrift, ſie iſt die beſte Waffe; darum ſuchen auch die Jeſuiten aus allen Kräften das Volk von der Bibel fern zu halten.

Gymnaſialdirector Wackernagel aus Elberfeld: Ich kann ein Zeugniß über die katholiſchen Miſſionspredigten abgeben. Ich habe eine größere Anzahl derſelben, um auch daraus die Bewegungen unſerer Zeit kennen zu lernen, angehört. Es iſt mir das zwar von evangeliſchen Glaubensgenoſſen zum Vorwurf gemacht. „Was haſt Du da zu thu; man wird gleich ſagen, daß Du auch Dich ihnen anſchließen wolleſt“ Indeſſen ich glaubte, das könne ich darauf wagen. Ich kann nun nicht ſagen, daß die Miſſionspredigten im Allgemeinen roh, nur auf das niedere Volk berechnet ſeien. Ich gedenke hier beſonders zweier Predigten, die ich in Köln gehört habe. Die eine wurde im Dom gehalten vor ungefähr 10,000 Zuhörern aus allen Ständen. Sie war außerordentlich fein, reich an Scharfſinn, Witz, ſchönen Gedanken, in ſehr gebildeter Sprache abgefaßt, mit einem außerordentlichen Aufwande redneriſcher Kunſt vorgetragen und offenbar darauf berechnet, die ſehr tüchtige Predigt, welche man in der evangeliſchen Kirche zu Köln hören kann, zu verdunkeln. Die andere Predigt wurde in der St. Severinkirche gehalten; ſie war allerdings mehr auf die fleiſchliche Natur des gemeinen Mannes berechnet, aber ganz angemeſſen der Zuhörerſchaft. — Deſſen ungeachtet muß ich mich dem ſtärkſten Bekenntniß gegen die katholiſche Kirche anſchließen; ich habe eine ſehr ungünſtige Ueberzeugung von ihr. Die wahrhaft frommen Katholiken in dieſer Kirche machen nicht die Kirche ſelbſt aus. In ihnen findet ſich nur dasjenige vom Glauben, was ſich noch nicht in die evangeliſche Kirche zurückgezogen hat, aber bereits auf dem Rückzuge dahin begriffen iſt. Ich bin daher auch der Meinung, daß die evangeliſche Kirche nicht eher eine Gemeinſchaft mit der katholiſchen zu irgend einem Zwecke eingehen kann, als bis der Papſt ſelbſt evangeliſch geworden iſt.

Die Verhandlung wurde nun bei vorgerückter Zeit abgebrochen, und nur dem Referenten, Profeſſor Hengſtenberg, noch einmal das Wort gegeben. Er wies darauf hin, was auch dem ruhig folgenden Zuhörer ſchon nicht hatte entgehen können, daß er mit den meiſten Rednern vor ihm einerlei Meinung ſei; weſentliche Verſchiedenheiten walteten nicht ob; die meiſten hätten nur, was ihm ſehr lieb ſei, einzelne Seiten ſeines Vortrags ſchärfer herhorgehoben. Gegen eine Aeußerung müſſe er ſich aber auf's allerentſcheidenſte erklären, daß nämlich die katholiſche Kirche eine Ausgeburt der Hölle ſei. Dafür habe auch Luther ſie nicht erklärt, ſondern nur die Auswüchſe daran als Teufelswerk bezeichnet. Das Papſtthum habe noch die 10 Gebote, habe noch die heilige Schrift und die drei allgemeinen Glaubensbekenntniſſe; das Buch des Thomas a Kempis von der Nachfolge Chriſti habe innerhalb der katholiſchen Kirche 1800 Auflagen erlebt. Eine ſolche Kirche könne man nicht im Ernſte ſchlechtweg als ein Babel, als eine Ausgeburt der Hölle bezeichnen: das würde eine Gotteslängnung ſein. (Wir haben bereits bemerkt, daß Ledderhoſe den Ausdruck auch wahrſcheinlich nicht ſo gemeint hat.) — Leid thue ihm, daß ſeine Anträge gar nicht beſprochen ſeien; er ſchließe aber eben aus dem Schweigen darüber, daß ſeine Vorredner dieſelben billigten; — eine Vorausſetzung, die ſich denn auch als wohlbegründet auswies.

Endlich ergriff noch der Oberconſiſtorialrath Stahl, welcher bei der Verhand-

lung das Präſidium führte, das Wort. Er gab eine gedrängte wohlgeordnete Ueberſicht über die einzelnen Punkte, welche durch die Debatte in Anregung gebracht waren. Es trat Einem auch hier gleich die außerordentliche Geiſtes-Schärfe und Klarheit, Schnelligkeit und Sicherheit in der Auffaſſung, die Beſtimmtheit und Gewandtheit im Ausdruck, welche dieſem berühmten Führer der chriſtlich-conſervativen Partei eigen iſt, entgegen. Nachdem er den Gang der Verhandlungen dargelegt, hob er hervor, daß zwei Punkte da ſeien, in welchen die Anſichten von einander abwichen. Der eine betreffe das Weſen der katholiſchen Kirche, die den Einen als eine noch immerhin chriſtliche Kirche, den Anderen als eine Ausgeburt der Hölle erſcheine. Zu dieſer letzteren Anſicht könne er ſich durchaus nicht bekennen. Gerechtigkeit und Wahrheit im Urtheile thäten vor Allem noth. Unſer lutheriſches Bekenntniß habe es nicht als einen Glaubensartikel aufgeſtellt, daß die katholiſche Kirche eine Ausgeburt der Hölle ſei. Er würde den Antichriſt heute ganz anderswo ſuchen. Er halte mit Zinzendorf dafür, daß der Papſt nicht der Antichriſt, ſondern das rechtmäßige Oberhaupt der römiſchen Kirche ſei, und dieſe ſtimme in den wichtigſten Glaubensartikeln mit der evangeliſchen Kirche überein, während der Unglaube der gemeinſame Feind beider ſei. — Der andere Punkt betreffe die Art und Weiſe des Kampfes. Die Einen wollen den Kampf bloß mit geiſtigen Mitteln geführt wiſſen; die Anderen verlangten äußere, die Hülfe des Staates. Er ſei der Anſicht, daß ein Einſchreiten des Staates nicht bloß dann gerechtfertigt ſei, wenn die Jeſuiten in evangeliſche Gemeinden einzudringen verſuchten, ſondern auch dann, wenn die katholiſchen Miſſionen über die Gränzen einer gemäßigten Polemik hinausgingen und den Fanatismus entflammten. Der Jeſuitismus ſei vom Katholicismus zu unterſcheiden; er ſei die Reaction des Katholicismus gegen den Proteſtantismus, und lege das größte Gewicht gerade auf die Irrlehren, welche die evangeliſche Kirche bekämpfe.

Der eigentliche Schutz gegen die Jeſuiten, das hätten Alle, die da geſprochen, anerkannt, ſei das Wort Gottes. „Wo die Rationaliſten gewirthſchaftet haben, da iſt der Acker gepflügt für die Ausſaat der Jeſuiten. Das treue Feſthalten am lauteren Worte Gottes, aufrichtige Gottesfurcht, Nachfolge Chriſti iſt die beſte und wirkſamſte Polemik gegen die Jeſuiten." —

Schließlich ſtellte er den Antrag, zu erklären, daß die bürgerliche Obrigkeit in den deutſchen Staaten das Oberaufſichtsrecht über die katholiſche Kirche überhaupt und beſonders in Betreff der gegenwärtigen Miſſionen feſthalten, und da, wo es für die Erhaltung des religiöſen Friedens noth ſei, zum Schutz der evangeliſchen Kirche kräftig handhaben möge. Dieſer Antrag wurde, ſammt den drei von Hengſtenberg geſtellten, einſtimmig angenommen, und damit die ganze Verhandlung über dieſen Gegenſtand etwa um 2 Uhr Nachmittags geſchloſſen.

Die Deutſche Kirche in Amerika und der Deutſche Kirchentag.

Der nachfolgende Aufſatz wurde im letzten Auguſt auf die Bitte eines Mitgliedes des Centralausſchuſſes des deutſchen Vereins für innere Miſſion ausgearbeitet, um dieſem Ausſchuß einen Einblick in die Bedürfniſſe der deutſchen Kirche Amerika's zu gewähren und ihn dadurch bei der Beſprechung der Auswanderungsangelegenheit zu unterſtützen, welche auf der letzten Jahresſitzung des Congreſſes für innere Miſſion in Verbindung mit dem Deutſchen Kirchentag in Bremen in ernſtliche Berathung gezogen werden ſollte. Da dieſe Auswanderungsangelegenheit von großer Wichtigkeit iſt, und da auch das Verhältniß des Deutſchen Kirchentages und des damit eng verbundenen Vereins für innere Miſſion zu den deutſchen Kirchen Amerika's eine Beſprechung wohl verdient, ſo theilen wir dieſen Aufſatz mit Auslaſſung der brieflichen Einleitung in dieſem Blatte mit, obwohl der erſte Theil manches enthält, was ſeinen amerikaniſchen Leſern bereits bekannt iſt und für Deutſchland geſchrieben war.

* * * *

Ich will Ihnen zuerſt eine kurze Schilderung der kirchlich religiöſen Zuſtände und Bedürfniſſe der deutſchen Bevölkerung Amerika's mitzutheilen verſuchen, und dann auf die Frage eingehen, was ſich von Deutſchland aus für dieſelbe thun laſſe.

I. Kurze Charakteriſtik der kirchlich religiöſen Zuſtände und Bedürfniſſe der Deutſchen in Amerika.

1) Die deutſche Auswanderung nach Amerika begann zu Penn's Zeit gegen Ende des 17ten Jahrh. und zog ſich beſonders nach der Colonie Pennſylvanien, welche daher noch heut zu Tage der Hauptſchauplatz der amerikaniſch deutſchen Kirche iſt. A. 1742 gab es in Pennſylvanien allein etwa 100,000 Deutſche. Gegen Ende des vorigen Jahrh. nahm die Auswanderung ab, erhielt aber einen neuen Aufſchwung ſeit der Beendigung der napoleoniſchen Kriege und ſchwillt in neuſter Zeit immer mehr zu einer friedlichen Völkerwanderung an, die ſich über faſt alle Staaten der Union, beſonders über den fernen Weſten ergießt. Von a. 1815—1830 zogen jährlich im Durchſchnitt 12,000, von a. 1830—1845 jährlich 40,000, in den Jahren 1846 und 1847 nahe an 100,000 Deutſche nach dem Gebiete der Vereinigten Staaten. Nach den Berichten der deutſchen Geſellſchaft der

Stadt Neu=York landeten allein im Hafen dieſer Stadt a. 1844 über 17,000, a. 1845 über 30,000, a. 1846 über 52,000, a. 1847 70,735, a. 1848 52,620, a. 1849 55,625, a. 1850 45,768, a. 1851 70,540 Deutſche (darunter 21,173 von Havre aus, 18,621 von Bremen, 8,141 von Hamburg, 7,064 von Antwerpen, 6,522 von London, 5,797 von Liverpool, 2,454 von Rotterdam.) Nimmt man dazu die anderen Häfen von Boſton, Philadelphia, Baltimore und Neu=Orleans, ſo mag ſich gegenwärtig die durchſchnittliche Zahl der deutſchen Auswanderer nach Nordamerika jährlich auf 100,000 belaufen. Bloß Irland ſendet eine noch größere Anzahl ſeiner Söhne und Töchter in die neue Welt. Die Geſammtzahl der Deutſchen in den Vereinigten Staaten mit Einſchluß ihrer engliſchen Deſcendenten muß ſich jetzt auf nahe an 4 Millionen, d. h. auf beinahe den ſechsten Theil der Geſammtbevölkerung dieſes Landes belaufen. Dazu kommen denn noch etwa 100,000 Deutſche auf Canada. Der Einfluß dieſer Bevölkerung iſt nun freilich nicht ſo groß, als man nach der Zahl erwarten ſollte, da ſie über alle Staaten zerſtreut wohnen und im Allgemeinen ſehr ſchnell vom angloamerikaniſchen Nationalgeiſte angezogen und ihm aſſimilirt werden, jedoch offenbar in jährlicher Zunahme begriffen und bedeutend genug, um die Aufmerkſamkeit auch der Politiker immer mehr auf ſich zu ziehen. Doch über dieſen Punkt, ſowie über die allgemeinen ſocialen und ſittlichen Verhältniſſe der Einwanderer in den großen Seeſtädten, wo ſie zu Tauſenden ſich niederlaſſen, wird Ihnen, wie ſchon bemerkt, Herr Conſul Bierwirth ohne Zweifel nähere und zuverläßige Auskunft geben. Laſſen Sie mich daher ſogleich

2) zur *religiöſen* Seite, und zwar zunächſt zu einer kurzen Darſtelung der bereits *organiſirten kirchlichen Körperſchaften* übergehen. Nachdem die religiöſen Verhältniſſe der erſten deutſchen Einwanderer theils wegen ihrer eigenen Beſchaffenheit, theils wegen der Theilnahmloſigkeit der deutſchen Kirchenbehörden ein halbes Jahrhundert hindurch in einem höchſt chaotiſchen und verwahrloſten Zuſtande geweſen waren, begann die kirchliche Organiſation der zerſtreuten Schaafe um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beſonders durch die aufopfernde und erfolgreiche Thätigkeit der Prediger *Mühlenberg* und *Schlatter* und des Grafen *Zinzendorf*, welche ungefähr gleichzeitig in Pennſylvanien den Grund zur lutheriſchen, zur deutſch reformirten Kirche und zur Brüdergemeinde in Amerika legten und daher von dieſen Gemeinſchaften mit Recht als Väter geehrt und in dankbarem Andenken gehalten werden. Anfangs nahm dieſes innere Miſſionswerk, wie man es wohl mit Recht nennen kann, einen erfreulichen Fortgang, beſonders ſo lange das Franke'ſche Waiſenhaus in Halle, das ſich um die lutheriſche Kirche Amerikas die größten Verdienſte erworben hat und gewiſſermaaßen die Mutter ihrer älteſten und

zahlreichſten Synode, der ſogenannten pennſylvaniſchen, genannt werden kann, fortfuhr, tüchtige Prediger herüberzuſenden. Allein gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erſchlaffte bekanntlich das kirchliche und religiöſe Leben in Deutſchland immer mehr, und der Rationalismus begann ſeinen verwüſtenden Zug durch das Mutterland der Reformation. Die deutſche Miſſionskirche in Amerika war noch zu ſchwach, um ſich ſelbſt zu helfen, und außerdem von den religiöſen Fortſchritten und Bildungsmitteln dieſes Landes durch die Nichtkenntniß der engliſchen Sprache abgeſchnitten. Dazu kam die Revolution und der Freiheitskrieg, welche die Thätigkeit und das Intereſſe des Volkes längere Zeit faſt ausſchließlich auf das politiſche Gebiet lenkten. Aus dieſen und anderen Urſachen erfolgte eine Erſchlaffung und Verſteinerung der deutſchen Kirchen, die indeß doch nicht ſo ſchlimm war, als ein Uebergang zum Rationalismus, indem ſich gewiſſe kirchliche Traditionen fortpflanzten, an die ſich ſpäter leichter ein neues Leben anknüpfen konnte. Auf dieſe zweite Periode, die man die amerikaniſch deutſche im engeren Sinne nennen kann, trat etwa ſeit dem Jahre 1820 theils durch den Einfluß der engliſch amerikaniſchen Kirchengemeinſchaften, theils durch den ſtark anſchwellenden Strom der neuen Einwanderung ſeit 1815 wieder Leben und Bewegung in die todten Maſſen. Die erſte und bedeutendſte Frucht dieſer Erweckung war die Gründung von Predigerſeminarien, die nun mit jedem Jahre neue Kräfte ausſandten und der mütterliche Heerd und Quellpunkt aller weiteren Fortſchritte wurden. Zwar hatte dieſes neu erwachte Leben anfangs und zum Theil noch immer wegen der Umgebungen, in welche die deutſchen Kirchen hier hineingeſtellt ſind, und wegen des unaufhaltſamen Fortſchritts, den die engliſche Sprache ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts auch unter ihnen machte, einen überwiegend engliſch religiöſen, theils puritaniſchen, theils methodiſtiſchen Charakter und drohte eine Zeit lang die Eigenthümlichkeit, beſonders die kirchlichen Elemente des deutſchen Kirchenweſens zu verſchlingen. Allein in neuſter Zeit, etwa ſeit dem Jahre 1840 machte ſich auch hier der Einfluß der evangeliſchen Theologie Deutſchlands geltend und hat bereits ſehr viel dazu beigetragen, in den deutſchen Kirchen das geſchichtliche Bewußtſein zu wecken und ihre Entwicklung auf eine ihrem urſprünglichen Genius angemeſſene Bahn zu lenken. Seit etwa 20 Jahren haben ſie nun ohne alle Frage bedeutende Fortſchritte gemacht, und während ſie beim Beginn der dritten Periode in engliſchen Kreiſen kaum dem Namen nach und auch dann faſt nur auf eine ſehr unvortheilhafte Weiſe bekannt waren, ſo nehmen ſie jetzt im Ganzen eine reſpectable und mehr oder weniger einflußreiche Stellung unter den verſchiedenen Denominationen dieſes großen und zukunftſchwangren Landes ein, und zwar nicht nur durch das Medium der deutſchen, ſondern noch mehr durch das Medium der engliſchen Sprache, die nun einmal die herrſchende Sprache

der Vereinigten Staaten und allein geeignet iſt, die Aufmerkſamkeit der leitenden religiöſen Körperſchaften derſelben in Anſpruch zu nehmen. Ich ſpreche damit hier natürlich bloß eine Thatſache aus, und enthalte mich jedes Urtheils über den Conflict der beiden Sprachen, der zu den hervorragendſten Eigenthümlichkeiten und zu den größten Schwierigkeiten des deutſchen Kirchenweſens in Amerika gehört.

An dieſe allgemeinen Bemerkungen will ich nun noch eine kurze ſtatiſtiſche Ueberſicht über die einzelnen Zweige der deutſch amerikaniſchen Kirche proteſtantiſchen Bekenntniſſes knüpfen.

a) Voran ſteht ſchon wegen ihres numeriſchen Uebergewichtes die lutheriſche Kirche, welche, wie bereits bemerkt, ihre erſte Gründung vorzugsweiſe den Sendlingen des Halleſchen Waiſenhauſes verdankt. Sie zählt nach den neuſten ſtatiſtiſchen Berichten gegenwärtig nahe an 850 Prediger, und ihre communicirenden Glieder, worüber die Angaben ſehr verſchieden ſind, mögen ſich wohl ungefähr auf 250,000 Seelen belaufen. Sie hat 8 Predigerſeminare, nämlich zu Gettysburg in Pennſylvanien, zu Hartwick in Neu-York, zu Lexington in Süd-Carolina, zu Columbus und zu Springfield in Ohio, zu St. Louis in Miſſouri zu Fort Wayne in Indiana und zu Springfield in Illinois, wovon 4 (Gettysburg, Columbus, Springfield, O. und St. Louis) mit Collegien oder Gymnaſien verbunden, die anderen einſtweilen mehr als bloße Miſſionsanſtalten zur ſchnellen Heranbildung für den praktiſchen Kirchendienſt zu betrachten ſind. Unter ihrem Namen und in ihrem Intereſſe kommen 9 theils wöchentliche, theils halbmonatliche, theils vierteljährliche religiöſe Journale, 4 in engliſcher und 5 in deutſcher Sprache heraus. Zwar bildet die lutheriſche Kirche in Amerika eigentlich bloß dem Namen nach eine Einheit; im Grunde beſteht ſie aus einer großen Zahl von Synoden, welche durchaus unabhängig von einander ſind und zum Theil einer ganz entgegengeſetzten dogmatiſchen Richtung angehören. Die altlutheriſche Synode von Miſſouri z. B. ſteht zu faſt allen anderen lutheriſchen Synoden in einem eben ſo ſchroffen Gegenſatze, als ihre ſeparirten Glaubensbrüder in Preußen zur unirten Landeskirche. Allein in neuſter Zeit iſt offenbar ein wachſendes Streben nach Conſolidation und Union bemerkbar, und es wird gegenwärtig ernſtlich der Plan beſprochen, die alte pennſylvaniſche und die Ohioſynode, welche zwiſchen den Altlutheranern und Neulutheranern gewiſſermaaßen in der Mitte ſtehen (die letztere mit ſtärkerer Hinneigung zum ſtreng ſymboliſchen Lutherthum,) mit der ſogenannten Generalſynode zu vereinigen, welche bisher faſt ausſchließlich das puritaniſch-methodiſtiſche Neulutherthum, oder das ſogenannte amerikaniſche Lutherthum repräſentirt hat und daher den äußerſten Gegenſatz gegen die altlutheriſche Miſſouri- und noch mehr gegen die ganz iſolirt daſtehende

Buffaloer oder Grabauer Synode bildet. Dieſen Unionsplänen, gegen welche ſich übrigens bereits heftige Oppoſition erhoben hat, kann man nur Gedeihen wünſchen, vorausgeſetzt, daß ſie ohne Aufopferung der Intereſſen der Wahrheit ſich realiſiren laſſen. Es wäre im Intereſſe der lutheriſchen Kirche dieſes Landes an und für ſich gewiß ſehr wünſchenswerth und förderlich, wenn ihre verſchiedenen Synoden ſich mit der Zeit in theologiſcher und religiöſer Hinſicht näher verſtändigen, enger zu einer Generalſynode verbinden und wenigſtens ihre inländiſchen und ausländiſchen Miſſionsoperationen gemeinſchaftlich mit einander betreiben würden. Wie ſehr man aber auch an dieſer Kirche ihren gegenwärtigen Mangel an Conſolidation und conpacter Einheit beklagen mag, ſo hat ſie doch jedenfalls ſchon durch ihren Namen und ihre Geſchichte am meiſten Halt an der neueinwandernden deutſchen Bevölkerung und inſofern das ausgedehnteſte Miſſionsfeld. Ihr liegt daher am meiſten die Pflege der deutſch-kirchlichen Intereſſen ob, und auf ihr laſtet in dieſer Hinſicht die größte Verantwortlichkeit.

b) Die deutſch reformirte Kirche, deren ſynodale Organiſation ebenfalls in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht, zählt gegenwärtig nahe an 300 Prediger und etwa 100,000 communicirende Glieder, theilt ſich in zwei mit einander verbundene Synoden, eine öſtliche und weſtliche, mit geſetzgebender (nicht bloß rathgebender) Gewalt, beſitzt drei Predigerſeminarien in Verbindung mit eben ſo vielen Gymnaſien zu Mercersburg in Pennſylvanien, zu Tiffin in Ohio und zu Newton in Nord-Carolina, und iſt vor dem Forum der öffentlichen Meinung durch 4 engliſche und 2 deutſche, theils populäre, theils wiſſenſchaftlich theologiſche Zeitſchriften vertreten. Sie iſt in ihrer Verfaſſung und ihren Operationen mehr conpact und concentrirt, als die lutheriſche Kirche, und übt deßhalb nach dem Urtheil unbefangener Zuſchauer als Synodal-Körper (— wir reden nicht von Individuen —) verhältnißmäßig mehr Einfluß auf ihre Glieder und auf andere Denominationen aus, hat aber bei weitem kein ſo ausgedehntes Miſſionsfeld, jedoch groß genug, um ihre einheimiſchen Kräfte zu überſteigen und die Einwanderung tüchtiger Prediger von Deutſchland und der Schweiz wünſchenswerth zu machen. Ihre hauptſächlichſte Bedeutung und Verantwortlichkeit liegt wohl gegenwärtig in der eigenthümlichen theologiſchen Stellung, welche ſie ungefähr ſeit dem Jahre 1840 dem ganzen amerikaniſchen Proteſtantismus gegenüber in Bezug auf die Kirchenfrage und was damit zuſammenhängt eingenommen und bis dahin mit großer Einſtimmigkeit trotz heftiger Oppoſition von außen her behauptet hat. Das Nähere darüber gehört aber nicht in das Bereich dieſes Aufſatzes.

c) Die evangeliſch-unirte Kirche iſt erſt noch in ihren Anfängen

begriffen. Wie in Deutſchland, ſo iſt auch in Amerika der urſprüngliche Zweck der Union inſofern noch nicht erreicht worden, als darneben die lutheriſche und reformirte Kirche in ihrer abgeſonderten confeſſionellen Exiſtenz noch immer fortbeſtehen. Ja während z. B. in Preußen, in Württemberg und Baden die geſammte proteſtantiſche Bevölkerung der Union beigetreten iſt, ſo daß die Altlutheraner im erſt genannten Staate als kleine ſeparirte Partei außerhalb der Landeskirche ſtehen: ſo hat dagegen in Amerika die Union noch gar keinen Einfluß auf die lutheriſche und reformirte Kirche geübt, ſie ging nicht von ihnen aus, ſondern kam mit einem Theil der neuſten Einwanderung von Deutſchland herüber und ſtatt aus zweien Eins zu machen, beſteht ſie hier als eine dritte Partei neben den beiden älteren Confeſſionen. Als ſolche hat ſie aber ein offenbares hiſtoriſches Recht in der in den meiſten deutſchen Ländern kirchenrechtlich vollzogenen und beſtehenden, wenn gleich dogmatiſch und religiös noch nicht vollſtändig durchgeführten Union, und ein weites Wirkungsfeld an einer großen Maſſe der neueren Einwanderer, welche bereits unirte Traditionen mit herüberbringen und ſich in die confeſſionelle Abſonderung nicht mehr finden können und wollen. Unter den Evangeliſchen oder Unirten muß man nun aber wohl unterſcheiden 1) die independenten Gemeinden, (meiſt lockere Haufen zuſammengelaufenen Volkes,) welche gewöhnlich die Union bloß zum Deckmantel der Bekenntniß- und Zuchtloſigkeit, des Indifferentismus und Rationalismus machen und daher der wahren Union nur hinderlich im Wege ſtehen;*) 2) die evangeliſchen Vereine, welche den Conſenſus der beiden Confeſſionen für ihr Bekenntniß erklären und als die Träger und Fortſetzer der gläubig unirten Richtung Deutſchlands angeſehen werden können. Unter dieſen Vereinen, welche zunächſt bloß Predigeraſſociationen mit rathgebender Gewalt ſind, iſt der „Evangeliſche Kirchenverein des Weſtens" der älteſte und zahlreichſte. Er bildete ſich a. 1841 zu St. Charles in Miſſouri, beſteht jetzt aus etwa 30 Predigern, die großentheils im Basler Miſſionshaus gebildet oder vom Langenberger Verein ausgeſandt wurden, hat einen evangeliſchen Katechismus herausgegeben, vor ein Paar Jahren ein Predigerſeminar in Marthasville, Miſſouri, gegründet und iſt jetzt auch durch ein gut redigirtes erbauliches Monatsblatt öffentlich vertreten. Ein anderer

*) Dahin gehören z. B. einige Gemeinden in Cincinnati, deren ſogenannte Prediger, oder vielmehr gedungenen Redner, ein geiſtloſes vulgär rationaliſtiſches Blatt publiciren und darin den deutſchen Namen wöchentlich der Verachtung oder dem Mitleid der Amerikaner preisgeben, ſo weit dieſe ſich um dergleichen unſaubere Winkelangelegenheiten und um die chronique scandaleuse des deutſchen Unglaubens bekümmern.

Verein der Art hat ſich auf der nämlichen Baſis a. 1850 in Ohio gebildet und beſteht aus etwa 10 Predigern.

d) Neben dieſen drei Kirchen gibt es unter den Deutſchen in Amerika noch eine ziemliche Anzahl kleinerer Parteien und Secten, welche theils aus Deutſchland ſtammen und gleichzeitig mit den Lutheranern und Reformirten einwanderten, nämlich die Brüdergemeinde, (deren Stifter, Zinzendorf, eigentlich während ſeines Aufenthalts in Pennſylvanien a. 1742 eine Union aller frommen Proteſtanten zu einer „freien Gemeinde des Geiſtes“ beabſichtigte, aber nicht zu Stande bringen konnte,) die Mennoniten, die Tunker und die Schwenkfelder; theils auf amerikaniſchem Boden durch engliſchen und zwar meiſt methodiſtiſchen Einfluß entſtanden ſind, nämlich die Vereinigten Brüder in Chriſto, (Otterbeinerianer,) die evangeliſche Gemeinſchaft, (bekannter unter dem Namen Albrechtsbrüder,) die Kirche Gottes, (d. h. Weinbrennerianer,) die Deutſchen Methodiſten in regelmäßiger Verbindung mit der biſchöflichen Methodiſtenkirche, und die neueren Baptiſten, welche aber bis jetzt unter den Deutſchen nur wenige Gemeinden zählen. Für den Zweck, den Sie im Auge haben, iſt es unnöthig, auf dieſe Gemeinſchaften näher einzugehen. Doch glaubte ich, dieſelben in einer Aufzählung der bereits vorhandenen religiöſen Kräfte nicht ganz übergehen zu können, da beſonders die methodiſtiſchen Aſſociationen eine ziemlich ausgedehnte und eifrige Miſſionsthätigkeit unter den Deutſchen entfalten. Zwar haben auch die Presbyterianer, Epiſkopaliſten und andere engliſche Denominationen (— der hier gangbare Ausdruck für Confeſſionen —) nach dem Vorbilde der Methodiſten, welche ſehr erfolgreich waren, Miſſionen unter den Deutſchen zu errichten geſucht, bisher aber beim beſten Willen und Eifer nichts zu Stande gebracht, das auch nur der Erwähnung werth wäre.

3) Es fragt ſich nun, ob dieſe Kirchen und Secten im Stande ſeien, für die religiöſen Bedürfniſſe der Einwanderer hinlänglich zu ſorgen? Dieſe Frage muß entſchieden verneint werden. Die Zahl der Einwanderer iſt gegenwärtig ſo enorm, daß ſie ſelbſt in Einem Jahre die Geſammtzahl der communicirenden Glieder jeder dieſer obengenannten Kirchen mit Ausnahme der lutheriſchen überſteigt. Von den faſt 4 Millionen Deutſchen und Anglogermanen in den Vereinigten Staaten ſind kaum 600,000 als communicirende Glieder*) zu betrachten, und dann muß man noch alle Secten und kleineren Parteien mit einſchließen. Sämmtliche Predigerſeminare der deutſch amerikaniſchen Kirchen

*) d. h. von deutſchen Kirchen; denn eine beträchtliche Anzahl deutſcher Abkömmlinge haben ſich mit der presbyterianiſchen, biſchöflichen, methodiſtiſchen und anderen engliſchen Denominationen verbunden.

ſenden jährlich höchſtens 40—50 Prediger aus, und ſo viele ſind kaum hinreichend, um nur mit dem natürlichen Zuwachs der eingebornen deutſchen und engliſch deutſchen Bevölkerung Schritt zu halten. Wie ſoll nun daneben noch für die hundert Tauſende geſorgt werden, die von Jahr zu Jahr an unſeren Küſten landen? Mehr als zwei Drittheile dieſer Einwanderer ſind proteſtantiſch und gehören wenigſtens dem Namen nach entweder der lutheriſchen, oder der reformirten, oder der evangeliſch unirten Kirche an. Allerdings iſt leider eine große Maſſe davon, beſonders von denjenigen, welche die letzten Revolutionen zu uns herübergetrieben haben, allem religiöſen und höheren ſittlichen Leben entfremdet und bildet einen traurigen Beleg zu den ungeheuren Verwüſtungen, welche der Unglaube im deutſchen Volke ſeit den letzten Decennien angerichtet hat. Allein dieſer beklagenswerthe ſittlich religiöſe Zuſtand, der Schmach und Schande auf den deutſchen Namen bringt, macht Hülfe von außen her nur um ſo nöthiger und gibt dem macedoniſchen Ruf: Komm herüber und hilf uns! doppelten Nachdruck. Sodann muß hier bemerkt werden, daß die amerikaniſch deutſchen Predigerſeminare, ſelbſt wenn ſie jährlich eine weit größere Anzahl von Candidaten für das geiſtliche Amt erzögen, als dieß gegenwärtig der Fall iſt, doch nicht ganz geeignet ſind, für die Bedürfniſſe der neuen Einwanderer hinlänglich zu ſorgen, weil ſie nothwendig auch auf die engliſchen Gemeinden Rückſicht nehmen und ihren ganzen Studienplan der Landesſprache und Landesſitte anbequemen müſſen, um mit ähnlichen Anſtalten Schritt halten zu können. Davon machen bloß die beiden altlutheriſchen Seminare von St. Louis und Fort Wayne und das evangeliſch unirte Seminar von Marthasville eine Ausnahme, welche einſtweilen noch ganz deutſch ſind und faſt ausſchließlich die eingewanderte europäiſche Bevölkerung im Auge haben. Die übrigen ſind alle entweder halb, oder überwiegend, oder ganz engliſch. Alſo ſtellt ſich auch von dieſer Seite her die Nothwendigkeit fremder Hülfe klar vor Augen.

Dieß führt mich nun zur Beſprechung des zweiten Punktes.

(Schluß folgt.)

Die deutſchen Flüchtlinge in Nordamerika.

(Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 29ſten October 1852.)

Es liegt viel Lehrreiches darin zu beobachten, welchen Verlauf das Schickſal der meiſten namhaſten Männer der deutſchen Bewegung von 1848 nimmt, welche nach Amerika hinüberpilgerten. In der Regel gingen ſie zuerſt nach London, halfen dort die Uneinigkeit unter den Flüchtlingen ſchüren und haßten einander als Communiſten oder politiſche Radicale auf das Allergründlichſte. An Erwerb der Lebensnothdurft wurde nicht gedacht, denn er war durch Declamationen nicht zu beſchaffen, und für praktiſche Beſchäftigungen ging dieſen Bürgern zumeiſt die Geſchicklichkeit ab So klopfte denn der Hunger mahnend an die Thür und zwang viele, in den Vereinigten Staaten ein Aſyl zu ſuchen. Dort ließ ſich möglicher Weiſe wirken. Gab es hier doch mehrere Millionen Deutſche im Lande, von denen, es läßt ſich nicht läugnen, Hunderttauſende den bitterſten Groll gegen die alte Heimath im Herzen hegen und für dieſelbe allzeit Flüche auf den Lippen tragen. Von dieſen haben viele an den Aufſtänden während der unruhigen Jahre theilgenommen, und ſind nun vom Hudſen bis an den Miſſouri zerſtreut. So fanden ſich überall Anknüpfungspunkte und es mußte leicht ſein einen Hacken einzuſchlagen. Hecker war der Vorläufer; als geſcheidter Mann begriff er aber ſehr bald, auf welchem Boden er in Amerika ſtand; nachdem er ſich Land, Leute und Verhältniſſe näher angeſehen, beſchloß er wohlweislich die Dinge zu nehmen, wie ſie waren, ſich um weitere Agitation nicht mehr zu kümmern, alle Romantik abzuſtreifen, Kanonenſtiefel und Heckerhut abzulegen und ſeine Farm zu bauen. Auch Guſtav Struve lebt ein wenig beachtetes ruhiges Daſein; der wilde Schlöffel fängt an ſeiner Beefſteaks wegen einen Namen zu erwerben; Heinrich Hoff verſchied in einem Spitale; andere politiſche Flüchtlinge bequemten ſich zu angeſtrengter Arbeit und fanden ein Unterkommen; manche halten ſich ſo ſehr in der Verborgenheit, daß man gar nichts mehr von ihnen hört.

Das härteſte Loos betraf allemal jene, welche ſich durch Herausgabe von Tag- oder Wochenblättern Geld und Geltung verſchaffen zu können meint.n. Nicht eine einzige von den vielen Zeitungen, welche von deutſchen Flüchtlingen gegründet wurden, hat ſich auch nur nothdürftig über dem Waſſer halten können, und nicht Eine ernährt ihren Mann. Der Unternehmer mußte entweder mit aufgeborgten Summen für ſeine Privatrechnung anfangen, und gerieth dann allemal ſehr bald in finanzielle Bedrängniß; oder der Redacteur wurde an die Spitze eines auf Actien gegründeten Blattes geſtellt, das gleichfalls keinen Erfolg hatte und zu ſeinen Vätern entſchlief, ſobald ein Theil der unterzeichneten Gelder aufgebracht war; wegen weiterer Leiſtungen erhob ſich dann jedesmal „Krakehl“ und damit

war über die Zeitung der Stab gebrochen. — Niemand hat in dieſer Beziehung gründlichere Erfahrungen gemacht, als Herr Karl *Heinzen*, der in Europa eine ſo brutale Rolle ſpielte und dort ein gefürchteter Mann war. Der ehemalige holländiſche Rekrut und nachheriger Schriftſteller hatte in Deutſchland an Grobheit und Zankſucht ſeines Gleichen nicht; in Neu-York hoffte er durch ſeinen obligaten maſſiven Ton Reſpect zu erlangen, er war aber in einer kläglichen Täuſchung befangen. Vom erſten Tage an fand er gerade unter den Demokraten ſeine Meiſter, die ihn wie einen Schulknaben auf wahrhaft entſetzliche Weiſe geißelten und die derbſten Züchtigungen ſpielend an ihm verrichteten. (Dieſe Arbeit war um ſo leichter, als ſelbſt ehemalige Genoſſen Heinzens [Struve] ihm Dinge vorwarfen wie Veruntreuung von Flüchtlingsgeldern ꝛc.) Der „*Heinzen* mit den langen Fortſchrittsbeinen“ gehört zu den Leuten, welche an ihrem Wiſſen nicht ſchwer zu tragen haben und eben deßhalb meinen, ſie verſtänden Alles und könnten über alles mitreden. Nun ſind aber die amerikaniſchen Staatseinrichtungen und die ſehr verwickelten, in den verſchiedenartigſten Intereſſen wurzelnden Parteiverhältniſſe des Landes gar nicht leicht zu verſtehen und ſetzen eine Menge von Einzelkenntniſſen voraus, die dem neuen Ankömmlinge völlig abgehen und in welche er ſich erſt nach Jahren hineinfindet. Er wird in das praktiſche Leben der Amerikaner mitten hineingeworfen, geſchüttelt und getrieben, muß hart arbeiten, um ſich ein Fortkommen zu ſichern; dabei gehen dann nach und nach die europäiſchen Phantaſieen und Theorieen verloren und machen der äußerſten Nüchternheit Platz. — Das politiſche Treiben Amerika's, dem Niemand ſich entziehen kann, abſorbirt auch den Eingewanderten, der einmal feſten Fuß gewonnen und in das Geſchäftsleben getreten iſt, vollſtändig; er wird Amerikaner mit allen ſeinen Intereſſen, denen ſich dann die Anſchauungen bald bequemen. Man kann ſagen, daß der Deutſche, wenn er zehn Jahre im Lande wohnt, ein durchaus anderer Menſch geworden iſt. Nun kommen die „Grünlinge“, welche nagelneu das Schiff verließen und wollen ihn über ſeine Handlungsweiſe, ſeine politiſchen Pflichten, ſein Thun und Treiben in der Partei belehren, denn Partei iſt Alles und Jedes; neutrale, ſogenannte ruhige Bürger ſind hier ein unbekannter Begriff. — Dieſes Schulmeiſtern läßt man ſich nicht gefallen; die Parteiblätter rügen es, der Grünling wird empfindlich oder grob, und das Ende vom Liede iſt allemal, daß er nach höchſtens einem halben Jahre todtgeſchlagen iſt und keine Feder mehr rühren kann. Er hat Anhang nur unter Solchen, die ebenſo „grün“ ſind, wie er ſelbſt und den Europäer noch nicht abgeſtreift haben; ſie ſind aber nicht ſo zahlreich, daß ſie viel bedeuten könnten, haben auch erſt nach fünf Jahren Stimmrecht und ſind dann Amerikaner geworden, wenn ſie das Bürgerrecht erhalten.

Herr Heinzen, der lauteſte unter den eingewanderten Schreiern, verdarb es gleich anfangs mit den Demokraten, welche er als Genoſſen der ſüdlichen Sklaventreiber ſchalt. Dieſes vorlaute Weſen mußte zu ſeinem Verderben ausſchlagen; auch war es in der That komiſch einen ſolchen Mann den Philanthropen ſpielen und mit einem Neger oder Mulatten Arm in Arm zu ſehen. Die Fortſchrittsbeine trugen nur noch einen Mann, an welchem der Fluch der Lächerlichkeit haftet. Es iſt entſetzlich, wie dieſer Heinzen von den demokratiſchen Blättern behandelt worden iſt; die vielen Menſchen, welche er einſt in Europa mißhandelte, haben die genügendſte Satisfaction erhalten. In Neu-York war ſeines Bleibens nicht länger; nachdem ſein Teller herumgegangen war, auf welchen einige

Dollars fielen, ging er nach dem Weſten, wo er namentlich in Chicago in Illinois Vorträge über amerikaniſches Parteiweſen hielt, und gleichfalls kein Glück machte.

Der weiland Reichskanarienvogel Röſler von Oels, der als Schulmann in New-York keinen Erfolg gewann, iſt nicht unter die Mormonen gegangen, hat alſo nicht der Vielweiberei ſich zugewandt, wie eine Zeit lang ihm nachgeredet wurde, ſondern iſt plötzlich im Nordweſten in Wisconſin wieder zum Vorſchein gekommen, wo er ſich in Rede und Schrift abmüht, unter den Deutſchen Stimmen für einen Whighcandidaten zur Präſidentſchaft, den Gen. Scott, zu werben. Die Demokraten nehmen ihm das natürlich ſehr übel; aus einem ihrer Blätter mag hier eine polemiſche Stylprobe Platz finden: „Der hinten und vorne bezopfte Pädagog glaubt, daß, wenn er Kinder mensa decliniren lehren kann, ihm auch die Erwachſenen nachconjugiren müſſen: scotto ich bin Scottit, scottis du biſt Scottit, scottit er iſt Scottit. Für die unſägliche Mühe erhält er wahrſcheinlich Das, was ein deutſcher Schulmeiſter zu beanſpruchen wagt, und wir wollen ihm den kärglichen Lohn nicht verkümmern. Aber ach! in Deutſchland ein Reichskanarienvogel und in Amerika ein — Schöps! Fuimus Troes, fuit Ilium!" Herr Röſler gibt nämlich auch eine Feldzugszeitung in Milwaukie für die Whigs heraus, in welcher er das Uebergewicht der Sklavenmacht und der mit ihr verbündeten Aemterjägerei, die ſich den Namen Demokratie angemaaßt, hart bekämpft.

Es iſt gerade die Sklavenfrage, über welche alle dieſe deutſchen Theoretiker ſtraucheln; in ihrer wirklich bornirten Philanthropie begreifen ſie nicht, daß die philanthropiſche Frage hier nur eine ſehr untergeordnete ſein kann, ſo lange es ſich für den Süden um Sein oder Nichtſein und außerdem noch um den Fortbeſtand der Union handelt. Dieſe Phantaſten treten nur den ebenſo fanatiſchen Abolitioniſten die Brücke. Die wenigſten Europäer verſtehen die Sklavenfrage, die meiſten laſſen ſich von den eigennützigen Engländern bethören, das Urtheil gefangen nehmen, und ſollten doch an Männern wie Clay und Webſter lernen, wie die Sache aufgefaßt werden muß, und daß ſie nicht mit Redensarten abgethan werden kann. (Aber mit Redensarten denken auch amerikaniſche Politiker wie Webſter die europäiſchen Verhältniſſe abzumachen!) Da iſt Frau Mathilde Franciska Anneke, verehelicht geweſene Giesler, uns als weiland Fräulein von Tabouillot, Dichterin frommkatholiſcher geiſtlicher Lieder, die bei Marcus Dumont-Schauberg in Köln die Preſſe verließen, doch viel modeſter und klüger. Dieſe Dame, Herausgeberin einer deutſchen Frauen-Zeitung zu Milwaukie, hat ſich dem wilden Emancipationstreiben der Yankee-Ladies, die neulich wieder in Ohio ſo großen Lärmen machten, nicht angeſchloſſen. Sie macht auf eigene Hand Propaganda für die Emancipation, wie ſie dieſelbe verſteht, und möchte ihre Theorie gemüthlich und philoſophiſch begründen. Vor einigen Wochen trat ſie eine Reiſe an, um in den größeren Städten Vorträge über freie und ſittliche Erhebung des weiblichen Geſchlechts zu halten und durch Gründung von Vereinen auf die Verbeſſerung der Lage der Frauen hinzuwirken. Frau Anneke faßt allerdings ihre Sache tiefer auf, als ihre amerikaniſchen Schweſtern; es wird an ihr gerühmt, daß ſie mit Würde und ſittlichem Ernſte auftrete und von Leichtſinn und Frivolität bei ihr keine Rede ſei.

Gottfried Kinkel iſt nun längſt wieder in England, wie Koſſuth auch. Der große ungariſche Agitator wird ſich ſelbſt ſagen, daß er ſeine ſechshundert lan-

Digitized by Google

gen Reden eigentlich in den Wind gehalten hat.*) Die Amerikaner benützten ihn in ihrem Partei-Intereſſe, er war nur Werkzeug; nachher, als er hinlänglich gebraucht worden war und ſich abgenützt hatte, gerieth er in Vergeſſenheit ſo völlig, daß er zuletzt gar nicht mehr beachtet wurde und unter fremdem Namen abſegelte. Sicherlich iſt dieſer körperſchwächliche, aber wahrhaft unermüdliche Mann um eine Erfahrung reicher. Auch Kinkel wird ohne Zweifel eingeſehen haben, daß alle Hoffnung, von Amerika her eine deutſche Revolution in Gang zu bringen, eine trügeriſche iſt. Die Beiträge ſind doch nur ſehr dürftig ausgefallen; ſie würden nicht einmal hinreichen, um Torniſterriemen auch nur für den Vortrab einer Revolutionsarmee zu liefern. Der „Unionsvertrag zwiſchen dem amerikaniſchen Revolutionsbunde für Europa und den Contribuenten und Garanten der deutſchen Nationalanleihe", welchen Goegg, Kinkel und Willich zu London am 11ten Auguſt entwarfen, erſcheint nach ſolchen Vorgängen nur lächerlich. Gerade in Amerika hätte ein ſo genialer Mann wie Kinkel ſeine Romantik ablegen können; es iſt aber nicht geſchehen.†) Die Amerikaner nehmen von dieſem ganzen Treiben ebenſo wenig Notiz, wie die ſeit längeren Jahren anſäßigen Deutſchen; nur die Grünen betheiligten ſich in gutem Glauben. Man konnte von vornherein wiſſen, daß der ſogenannte deutſche Revolutionscongreß, welcher zu Wheeling am Ohio am 19ten September begann, die Schwäche dieſer Partei völlig bloßlegen werde. Nur aus 11 Städten (Troy, Albany, Boſton, Charlestown, Cleveland, Cincinnati, Indianapolis, Pittsburg Wheeling, Newark und Philadelphia) waren Delegaten erſchienen; Städte wie Baltimore, Buffalo, Milwaukee, St. Louis ꝛc. fehlten, ebenſo Neu-York, wo man von dem Revolutionsbunde am allerwenigſten Notiz nimmt. Die Delegaten ſtießen gleich dadurch bei den Amerikanern an, daß ſie ihren Congreß an einem Sonntage eröffneten. Die Neu-Yorker Zeitungen ſchickten nicht einmal Berichterſtatter. Ein alter politiſcher Drathzieher (wire puller), der ſich auch an Koſſuth gehängt, Namens Merkler, nebenbei auch Arzt, Apotheker, Geiſtlicher und Advokat, wollte politiſches Capital machen, und betrieb den Revolutionscongreß mit Eifer. Koſſuth hatte ſich, ehe er von den Amerikanern vernachläſſigt wurde, wenig um das deutſche Element bekümmert, ja es im Grunde ſeines Herzens verachtet, obwohl unſere Landsleute mit hergebrachter Tactloſigkeit und in revolutionär kosmopoliti-

*) Das hat er ſeitdem in der That gethan. Als Louis Koſſuth, alias Alexander Schmidt, neulich in London zum erſten und auch wohl zum letzten Mal ſeit ſeiner Rückkehr von Amerika öffentlich in dem italieniſchen Patriotenverein auftrat, that er es nur, um zu erklären, daß er keine Rede halten werde. Die 600 Reden, erklärte er, welche er ſeit ſeiner Abreiſe von der Türkei gehalten, haben nichts gefruchtet und bloß die europäiſchen Fürſten mit den Plänen der Revolutionäre genauer bekannt gemacht. Er werde daher nie wieder als Redner auftreten, als bis die Stunde der Befreiung für Ungarn geſchlagen und er die praktiſchen Worte an die Soldaten richten könne: Get at, boys, come and follow me! Dazu ſind aber freilich jetzt weniger Ausſichten, als je. D. Red.

†) Kinkel hat neulich veröffentlichen laſſen, daß die deutſche Revolutionsanleihe gänzlich fehlgeſchlagen habe und iſt ehrenhaft genug, ſich zur Rückbezahlung der hier geſammelten Gelder mit Abzug der Unkoſten zu erbieten. Er iſt jetzt ſo vernünftig geworden, ſeine ſchönen Talente nützlicher zu verwenden, indem er nach den neuſten Nachrichten in engliſchen Städten Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Literatur hält. D. Red.

ſchem Schwindel an ihm hingen, und in gutem Glauben ihn prätoniſiren halfen, während die Amerikaner ihn bloß für ihre Parteipläne benützten. In Cincinnati hatten ſie ihn in einer der Tauſenden von Logen gleich zum Meiſter improviſirt; die Laien mußten aber die Koſten decken, und ſo wurden zunächſt 2000 Stück Dollarsbillette abgeſetzt. Die Deutſchen waren einmal mit Koſſuths Hülfe warm gemacht worden; ihre Führer gaben jedoch dem, was Anfangs auf eine Demonſtration nach Europa hin berechnet war, eine amerikaniſche Schwenkung und benützten die Aufregung, um ſie für den demokratiſchen Wahlcandidaten Franklin Pierce auszubeuten. Daneben tauchte auch der Gedanke eines deutſch-amerikaniſchen Revolutionsbundes auf, der vorzugsweiſe in New-York wirkſam ſein ſollte. In einigen wenigen Wards, d. h. Stadtvierteln, kam man auch mit dergleichen Vereinen zu Stande, aber gleich vorneherein geriethen die betrogenen Elemente hart auseinander, und es zeigte ſich bald, daß die Kopfzahl der Grünen von den ſchon im amerikaniſchen Parteiweſen feſtgewurzelten Grauen ausgebeutet werden ſollte, namentlich um ihrer Stellenjägerei zu dienen. Die Grauen ſind exprobte Taktiker, und die Grünen wurden „behumbugt", ſie konnten mit ihren Revolutionsplänen nichts ausrichten. Die Vereine geriethen in's Stocken, und für einen New-Yorker Delegaten zum Wheelinger Congreſſe wurden — 7 Dollars 50 Cents unterzeichnet! Das war freilich eine gar zu geringe Summe, und ſie iſt dann wohl der deutſchen und ungariſchen Anleihe zu gute gekommen. In Wheeling hat man inzwiſchen Committees für amerikaniſche und auswärtige Angelegenheiten, für Anleihen, für militäriſche Organiſation, für Agitations- und Organiſationsbundeszwecke und noch einen Publicationsausſchuß niedergeſetzt. Im Unionsvertrage verpflichtet ſich „Bürger Amand Goegg dem Revolutionsbunde die Anerkennung der deutſchen Anleihe zu empfehlen; dieſer Bund übernimmt dagegen die Verpflichtung Alles aufzubieten, daß in und nach der Revolution die Beiträge nebſt Zinſen wieder erſtattet werden. Die „Bürger Kinkel und Willich" empfehlen einen einheitlichen Ausſchuß zur Verwaltung der von beiden Verbindungen, den Anleihe-Committee's und dem Revolutionsbunde, aufgebrachten Revolutionsgelder. — Kommt die Union zu Stande, ſo werden die Bürger Kinkel und Willich den bisher mit ihnen verbündeten Mitgliedern der Emigration den Beitritt zum Revolutionsbunde empfehlen.

Offenbar hat es mit allen dieſen Sachen nicht viel auf ſich. Alle dieſe Leute ſind ohne revolutionäre Taktik und da es im Weſen der von ihnen betriebenen Angelegenheiten liegt, daß ſie mit dem größten Aufwande von Oeffentlichkeit, unter den Augen der deutſchen Geſandten, ſodann in hundert Blättern verhandelt wird, ſo bricht ſie ſich von vorneherein ſelber die Spitze ab. Aber als Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Emigration behält ſie immer einiges Intereſſe.

Nachtviole.

Schweige ſtill,
Herz, in deines Kummers Nächten!
Beuge dich, anſtatt zu rechten!
Geht dir's doch, wie Gott es will.
Schweige ſtill!

Schweige ſtill!
Deine Worte ſind vergebens,
Bis zum Räthſel deines Lebens
Gottes Wort ertönen will.
Schweige ſtill!

Halte ſtill!
Thut des Vaters Zucht dir wehe,
Schließ dich feſt an ſeine Nähe,
Der dich richtend retten will.
Halte ſtill!

Halte ſtill!
Schneidet manche blut'ge Wunde
Dir dein Arzt, auf daß geſunde,
Was vernarbend ſterben will,
Halte ſtill!

Herr, mein Gott!
Gib mir Gnade, ſtill zu ſchweigen,
Still zu halten, mich zu beugen
Deiner Führung Machtgebot,
Herr, mein Gott!

Herr, mein Hirt,
Reiche mir aus deiner Fülle
Glaubenskräfte, Glaubensſtille,
Bis die Nacht zum Tage wird, —
Herr, mein Hirt!

Meta.

Kirchenchronik.

1. Europa.

Der Achilli-Proceß. London, 27. Nov. '52. — Dieſer famoſe Proceß, welcher von der engliſchen Jury zu Gunſten, von den intelligenteſten und einflußreichſten Organen der öffentlichen Meinung aber gegen Achilli entſchieden worden iſt, hat im letzten November plötzlich eine neue Wendung genommen. Als nämlich Dr. Newman ſein Urtheil hören ſollte, trug ſein Advocat auf eine erneute Unterſuchung an, welche auch in der That von dem Oberrichter aus dem Grunde geſtattet wurde, weil das Verdict der Jury gegen die Evidenz ſei. Das Nähere geben folgende Auszüge aus engliſchen Blättern.

Bei Injurien-Klagen muß in England bei der Voruntersuchung der Kläger ſchwören, daß die gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen unwahr ſind, dann tritt der Kron-Anwalt (Attorney-General) im Namen der Königin als Kläger auf. So war auch in dem Newman'ſchen Proceß formell der Kron-Anwalt, Sir F. Theſiger, der Kläger. In der vorigen Seſſion wurde nun von der Jury Newman für ſchuldig erklärt, und in der gegenwärtigen Seſſion begannen die Verhandlungen damit, daß der Kron-Anwalt beim Gerichtshofe mit Berufung auf das Verdict der Jury die Feſtſetzung der Strafe beantragte. Der Advocat des Angeklagten nimmt dann in der Regel das Wort, um die mildernden Umſtände hervorzuheben und mit Berufung darauf eine Milderung der Strafe zu beantragen. Dieſe wird dann vom Gerichtshofe feſtgeſetzt und beſteht in Gefängniß oder einer Geldſtrafe oder einer bloß nominellen Strafe (gewöhnlich ein Heller.) Newman's Advocat, Sir Alex. Cockburn, ein ausgezeichneter Juriſt und ein Proteſtant, benützte aber ein ihm zuſtehendes Recht und beantragte „a new trial", die Caſſirung des Verdicts der Jury auf den Grund hin, daß der Präſident des Gerichtshofes, Lord Campell, 1) Beweisſtücke widerrechtlich zurückgewieſen, 2) die Jury durch ſein parteiiſches Reſume irre geleitet und daß 3) die Jury ein Verdict ausgeſprochen habe, welches mit den durch die Zeugen erwieſenen Thatſachen in Widerſpruch ſtehe. Das Benehmen Lord Campell's bei dieſer ihn ſehr nahe angehenden Beſchuldigung war auffallend. Bei den beiden erſten Punkten, die ihn allein trafen, ließ er Newman's Advocaten kaum zu Worte kommen und unterbrach ihn faſt bei jedem Satze durch Zwiſchenfragen, Einwendungen, Abläugnen von Thatſachen u. ſ. w. Ueber den dritten Punkt, der mehr die Jury, als den Richter betrifft, ließ er ihn ſich ausführlich erklären und Cockburn ſetzte nun mit meiſterhafter Klarheit auseinander, wie die Jury alle Ausſagen der 22 Zeugen Newman's, unter welchen auch mehrere angeſehene proteſtantiſche Geiſtliche und Laien ſind, ignorirt und nur auf Achilli's Ausſage ihr Urtheil baſirt habe, mit

der er ſelbſt noch dazu bei dem Verhöre in Widerſpruch gerathen ſei. Die Rede war ſo klar und überzeugend, ja überwältigend, daß die anweſende Menge lauten Beifall äußerte und daß ſelbſt Lord Campbell endlich ſchwieg und keine Vertheidigung der von ihm irregeleiteten Geſchworenen verſuchte. Der Gerichtshof entſchied nach einer Berathung von einigen Secunden für eine rule nisi, aber, wie Lord Campbell ſagte, um ſeine eigene Ehre zu retten, nur auf den letzten, von Cockburn entwickelten Grund hin: nur weil die Jury falſch geurtheilt, nicht weil der Richter gefehlt habe, ſolle das Verdict vorläufig caſſirt werden. Wenn wir nun das Kauderwelſch der engliſchen Gerichtsſprache richtig enträthſeln, ſteht die Sache jetzt ſo: die „rule nisi" iſt eine Entſcheidung des Gerichtshofes, daß dem Verdict der Jury keine Folge gegeben werden ſoll, **wenn** nicht gegneriſcherſeits alſo hier oon Seiten der Krone, der Beweis geliefert wird, daß das Verdict gültig iſt. In der nächſten Quartal-Seſſion des Gerichtshofs wird darum der Kron-Anwalt citirt, „to show cause", d. h. die Gründe zu entwickeln, weßhalb dem Verdicte Folge zu geben ſei. Erſcheint der Kronanwalt und gelingt es ihm, den geforderten Beweis zur Zufriedenheit des Gerichtshofes zu führen, ſo wird jene „rule nisi" „discharged", wieder aufgehoben, und die Sache ſteht dann wieder auf dem Punkte, wo ſie vor der jetzt gefällten Entſcheidung ſtand. Newman nämlich wird citirt, um die Feſtſetzung der Strafe zu oernehmen, und ſein Advocat hat dann nur noch das Recht, auf Milderung der Strafe anzutragen. Erſcheint dagegen in der nächſten Seſſion der Kronanwalt nicht oder findet das Gericht ſeinen Beweis für die Gültigkeit des Verdicts und gegen die „rule nisi" ungenügend, ſo wird die „rule", die Entſcheidung des Gerichtshofs, „abſolut gemacht", d. h. das Verdict der Jury **definitiv caſſirt.** Das iſt aber noch keine oöllige Freiſprechung Newman's, ſondern es ſteht dann Achilli frei, ſeine Klage nochmals einzureichen, und der Proceß wird dann vor einer neuen Jury oerhandelt. Erſt nach einem Vierteljahr wird alſo dieſe Sache endgültig entſchieden werden.

Wir halten es für ſehr wahrſcheinlich, daß ein erneuter Proceß, wenn es wirklich dazu kommen ſollte, zu Gunſten Newman's und gegen Achilli ausfallen wird, da alle unbefangenen Proteſtanten Englands bereits von der Nichtsnutzigkeit dieſes engliſchen Leahey überzeugt ſind. Wer noch den geringſten Zweifel daran hat, der leſe die unterdeß in einem eicenen Buche erſchienenen Proceßacten, wo eine Maſſe von Zeugen aus Viterbo, Rom, Neapel, Corfu, Zante, Malta, Genf, England, und zwar Proteſtanten ebenſowohl als Katholiken, die handgreiflichſten und unwiderleglichſten Beweiſe für Achilli's Lüderlichkeit niederlegen, während dieſer unglückliche Menſch ſeinerſeits nichts verbringen kann, als ſeine freche Läugnung, d. h. ſeinen Meineid. Im Intereſſe des Proteſtantismus und der engliſchen Gerechtigkeit iſt natürlich eine Verurtheilung Achilli's, deſſen Verbrechen nicht nur während ſeiner katholiſchen Periode begangen, ſondern ſeit ſeinem Uebertritt zum Proteſtantismus in Corfu, Malta und London mit unerhörter Schamloſigkeit fortgeſetzt wurden, ſehr zu wünſchen. Denn mit Recht ſagt die London Times in Bezug auf die letzte Entſcheidung der Jury: We consider that a great blow has been givea to the administration of justice in the country, and that Roman Catholics will have henceforth only too good reason for asserting that there is no justice for them in cases tending to arouse the Protestant feelings of judges and juries

2. Amerika.

Kirchliche Statiſtik der Vereinigten Staaten. — Die nachfolgende ſtatiſtiſche Tabelle iſt dem letzten Cenſusberichte der Vereinigten Staaten entnommen. Wir müſſen aber bemerken, daß derſelbe trotz der darauf verwendeten Mühe und Auslage allem Anſcheine nach leider ſehr ungenau ausgefallen iſt. So ſollen z. B. die römiſchen Katholiken nach dieſer Tabelle bloß 1,112 Kirchen und 620,950 Glieder beſitzen, während ſie nach dem Catholic Almanac von 1852 in den Ver. St. 1,411 Kirchen nebſt 681 Stationen und 1,600,000 Glieder haben. Den Deutſch Reformirten werden 327 Kirchen im ganzen Gebiete der Union angewieſen, während ſie nach den gewiß viel zuverläſſigeren Angaben ihrer Synodalverhandlungen allein im Staate Pennſylvanien 500 Kirchen beſitzen. Die durchſchnittliche Größe der lutheriſchen Kirchen wird auf 441, die der deutſch reformirten auf 479 Perſonen berechnet, während doch umgekehrt die lutheriſchen Gemeinden faſt überall zahlreicher ſind, als die reformirten, mithin auch größere Gebäude nöthig machen. Bei den mähriſchen Brüdern (Herrnhutern) ſcheinen die Vereinigten Brüder und Albrechtsbrüder mitgezählt zu ſein, da ihnen 331 Kirchen und 112,184 Glieder zugewieſen werden, während ſie nach ihren eigenen Angaben bloß 22 Gemeinden und 6,000 Glieder haben. Aehnliche Fehler laſſen ſich gewiß auch hinſichtlich der anderen Denominationen nachweiſen. Die Politiker verſtehen eben blutwenig von kirchlichen Angelegenheiten.

Benennungen.	Zahl der Kirchen	Geſamtzahl der Mitglieder	Durchſchnittliche Zahl der Mitglieder	Geſammtwerth des Eigenthums	Durchſchnittlicher Werth des Eigenthums
Baptiſten	8,791	3,130,878	360	$10,931,382	$1224
Chriſtianer	812	966,050	365	345 810	1041
Congregationaliſten	1,674	795,177	475	7,973,662	4763
Holländ. Reformirte	324	131,986	561	4,095,730	12614
Episcopaliſten	1,422	625,213	440	11,261,970	7919
Freie	361	108,605	300	252,255	698
Freunde (Quäcker)	714	282,823	396	1,709,867	2396
Deutſch-Reformirte	327	156,682	479	965,880	2953
Juden	31	16,570	534	371,600	11987
Lutheraner	1,208	531,100	441	2,867,886	2383
Menneniten	110	29,900	272	94,245	856
Methodiſten	12,467	4,209,333	337	14,626,674	1174
Mähriſche Brüder	331	112,184	336	413,347	1339
Presbyterianer	4,584	2,040,034	445	14,359,889	3135
Römiſche Katholiken	1,112	620,950	558	8,973,838	8069
Schwedenborgianer	15	5,070	338	108,100	7206
Tunkers	52	35,075	674	46,025	885
Unieniten	619	213,561	340	690,065	1114
Unitarier	243	136,367	565	268,522	13443
Univerſaliſten	494	205,462	415	1,867,015	3576
Kleinere Secten	326	115,347	354	741,980	2286
Total	36,011	13,849,896	384	$86,416,630	$2400

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. März, 1853. Nro. 3.

Die Deutſche Kirche in Amerika und der Deutſche Kirchentag.

(Schluß.)

II. Was kann und ſollte von Deutſchland aus für die Beförderung des Chriſtenthums und der Kirche unter den Deutſchen in Amerika gethan werden?

Aus dem Obigen ergibt ſich das Reſultat, daß die vorhandenen kirchlichen Kräfte Amerikas mit der rieſenhaften Einwanderung aus Deutſchland unmöglich Schritt halten können. Die Folge davon iſt, daß der Deutſchen Kirche von Jahr zu Jahr Tauſende, die ihr nach Geburt und Taufe von Rechtswegen zugehören, verloren gehen und entweder engliſchen Religionsgemeinſchaften, oder bei weitem in den meiſten Fällen dem religiöſen Indifferentismus und Nihilismus anheimfallen. Im letzteren Falle vermehren ſie die Reihen der gefährlichſten Gegner der Ordnung und wahren Wohlfahrt dieſes Landes und bedrohen deſſen Zukunft mit ſchwarzen Wolken. In einer ähnlichen Lage befindet ſich die römiſch katholiſche Kirche. Sie wächſt zwar unverkennbar ſehr ſtark in den Vereinigten Stanten, aber doch nicht ſo ſtark, um mit der Einwanderung von Irland, welche die von Deutſchland noch überſteigt, gleichen Schritt halten zu können. Nach neuſten zuverläſſigen Berichten ſind derſelben in den letzten 25 Jahren gegen 2 Millionen Irländer verloren gegangen. Dieſer Abfall von dem Glauben ihrer Väter iſt in den meiſten Fällen kein Gewinn für eine andere Confeſſion, ſondern ein Verluſt für Religion und Kirche überhaupt und darum ein Gegenſtand der Klage und Trauer für alle wahren Freunde des Chriſtenthums. Dieſes Land der Freiheit und Zukunft, das in einem halben Jahrhundert von 3 Millionen zu 25 Millionen angeſchwollen und ein Aſyl und Sammelplatz für alle guten und ſchlimmen Kräfte der alten Welt iſt, muß vermöge ſeiner geographiſchen Lage

und Ausdehnung, ſeiner unerſchöpflichen Hülfsquellen und ſeiner raſtlos thätigen Bevölkerung von der größten Wichtigkeit für die ganze zukünftige Geſchichte des Reiches Gottes werden, und daher kann auch Deutſchland, das jährlich eine ſolche Maſſe ſeiner Kinder herüberſendet, die dann wieder auf daſſelbe wohlthätig oder nachtheilig, direct oder indirect zurückwirken, unmöglich gleichgültig zuſehen, wenn der Unglaube hier überhand nimmt, ſondern wird in ſeinem eigenen höheren Intereſſe und vor allem aus Liebe zum Herrn und zur Kirche die dargebotene Gelegenheit gerne benützen, edlen Saamen des Glaubens, der Frömmigkeit und der Tugend auszuſäen.

Das Bewußtſein dieſer Pflicht iſt nicht erſt zu wecken. Schon ſeit vielen Jahren hat es in Deutſchland Vereine gegeben, die ſich das geiſtliche Wachsthum ihrer Stamm-, Sprach- und Glaubensgenoſſen in der neuen Welt ernſtlich angelegen ſein ließen und mit geringen Mitteln ſehr viel Segen geſtiftet haben. Beſonders haben das Basler Miſſionshaus, der Bremer, der Langenberger Verein und Paſtor Löhe aus Bayern ſchon eine bedeutende Anzahl tüchtiger Männer herübergeſandt, die nun, über faſt alle mittleren und weſtlichen Staaten zerſtreut, mit größerem oder geringerem Eifer und Erfolg an der ſittlich religiöſen Rettung und Veredlung der deutſchen Bevölkerung arbeiten. Wie viel von drüben her in kurzer Zeit geſchehen könne, davon liefert das raſche Aufblühen der altlutheriſchen Synode von Miſſouri und anderen Staaten einen ſchlagenden Beweis, da dieſes großentheils auf die unermüdliche Thätigkeit des Paſtor Löhe zurückzuführen iſt, was ich um ſo eher ſagen darf, da ich hier, als Glied einer anderen Confeſſion, von keinem religiöſen Parteiinterſſe geleitet ſein kann. Was man auch von ſeinem kirchlichen Standpunkt halten mag, um die Förderung der ſymboliſch lutheriſchen Kirche in Amerika hat er ſich große und bleibende Verdienſte erworben.

Allein bei der enormen und ſtets wachſenden Maſſe der Einwanderung iſt offenbar noch viel Raum für eine bedeutende Vermehrung der deutſch amerikaniſchen Miſſionskräfte vorhanden, und kein freier Verein könnte nach meiner Anſicht mehr in dieſer wichtigen Angelegenheit thun, als der Deutſche Kirchentag und der mit ihm verbundene Verein für die innere Miſſion. Schon bei der erſten Kunde von der Bildung dieſes Kirchentags im Herbſte 1848 dachte ich gleich und erlaubte mir, es auch öffentlich auszuſprechen, daß die Deutſche Auswanderung recht eigentlich in den Bereich der inneren Miſſion gehöre, und daß der beſagte Verein unendlich viel Gutes ſtiften könnte, wenn er ſich dieſer Sache mit der ſuchenden und rettenden Liebe des großen Sünderfreundes annehmen würde. Erlauben Sie mir nun in der Kürze die verſchiedenen Wege anzudeuten, auf welchen nach meiner unmaaßgeblichen Anſicht, die ſich mir aus einer achtjährigen Wirkſamkeit in Amerika und perſönlicher oder ſchriftlicher Verbindung mit faſt allen

Zweigen des deutſch amerikaniſchen Kirchenweſens gebildet hat, dieſer edle Zweck erreicht werden kann.

1) Sehr viel kann ſchon in Deutſchland an den Auswanderern gethan werden, noch ehe ſie ihre Heimath verlaſſen, indem ſie theils durch perſönliche Anſprache und Ermahnung, theils durch geeignete Bücher und Tractate über die Bedeutung ihres Vorhabens, über die Gefahren, denen ſie entgegengehen, über die ſocialen und kirchlichen Verhältniſſe der neuen Welt, belehrt und wo möglich bewogen werden, entweder Prediger oder Schullehrer mitzunehmen, oder wo dieß nicht möglich iſt, ſich doch gleich an die reſpectiven Kirchen ihrer Väter in Amerika anzuſchließen und dadurch für ihr und ihrer Kinder geiſtliches Wohl zu ſorgen. Zu dieſem Zwecke wäre es der Mühe werth, in den deutſchen Hafenſtädten Bremen und Hamburg, wo möglich aber auch in Antwerpen, Havre, London und Liverpool Depoſitorien von geeigneten Büchern, Tractaten und Zeitungen anzulegen und Miſſionare anzuſtellen, deren beſonderes Geſchäft es ſein ſollte, die Auswandererzüge zu bewachen und durch alle erlaubten Mittel, durch Predigt, Privatgeſpräch und Austheilung von Bibeln, Geſang- und Erbauungsbüchern und nützlichen Wegweiſern für neue Anſiedler, dieſelben zu bearbeiten, damit ſie der Kirche nicht verloren gehen und dem deutſchen Namen in der neuen Welt in jeder Hinſicht Ehre machen. Beſonders müßten ſie auch gewarnt werden vor dem verderblichen Einfluß der deutſchen politiſchen Preſſe Amerika's, die wenigſtens in den großen Städten meiſt unter dem Einfluß eines antichriſtlichen Geiſtes iſt und von Woche zu Woche, von Tag zu Tag unausſprechlichen Schaden anrichtet. Es iſt eine traurige Wahrheit, daß ein anſtändiges und gebildetes politiſches Blatt, das nicht alle gekrönten Häupter als Räuber und Tyrannen behandelt, jeden principloſen Revolutionär zu einem Helden der Freiheit und Wohlthäter der Menſchheit ſtempelt, die ungerechteſte Rebellion in Schutz nimmt und von Zeit zu Zeit das Chriſtenthum und die Kirche mit Koth bewirft, unter den eingewanderten Deutſchen ſich nicht halten kann. Die Gründung einer guten politiſchen Zeitung, die zwar nicht direct, aber indirect der Sache chriſtlicher Frömmigkeit und Tugend in die Hände arbeitete, wäre für die Deutſchen Einwanderer von unberechenbarer Wichtigkeit und könnte Tauſende erreichen, welche zunächſt einem religiöſen und kirchlichen Blatt — woran es hier zu Lande keineswegs fehlt — unzugänglich ſind. Ein ſolches Unternehmen wird zwar wohl von Amerika ſelbſt ausgehen und in einer unſerer großen Städte, wie Neu-York, ausgeführt werden müſſen. Indeß wenn Deutſchland ſeinen Auswanderern eine tüchtige moraliſche und religiöſe Ausſtattung mitgibt, ſo wird dieß natürlich auch mächtig dazu beitragen, das heilloſe Unweſen der deutſchen politiſchen Preſſe zu hemmen und etwas Beſſeres an

deren Stelle zu ſetzen. Denn Sie wiſſen wohl, daß die Deutſchen den Unglauben und verdorbenen Geſchmack nicht erſt hier lernen, ſondern von der alten Welt mit herüberbringen.

2) Sodann ſollte aber das gute Werk fortgeſetzt werden, nachdem die Auswanderer ihre neue Heimath betreten haben. Da iſt es zunächſt von großer Wichtigkeit, daß mehr Prediger des Evangeliums herübergeſandt werden, und zwar Männer von der rechten Art, die mit tüchtiger theologiſcher Bildung — welche zwar nicht in allen Fällen durchaus nöthig, aber doch wegen des amerikaniſchen Sectengewirres immer ſehr wünſchenswerth iſt — geſunde kirchliche Grundſätze, ſelbſtverläugnenden Miſſionseifer, populäres Rednertalent, praktiſche Klugheit und ein gewiſſes Geſchick, ſich in republicaniſche und demokratiſche Verhältniſſe hineinzufinden, vereinigen. Wie viele deutſche Candidaten ſtehen drüben müßig am Markte, während ſich ihnen hier ein unermeßliches Arbeitsfeld eröffnet. Freilich diejenigen, welche drüben zu träge ſind, um zu arbeiten, werden auch hier nichts ausrichten können, und die beſten finden jetzt bei dem neuerwachten Eifer für innere Miſſion und kirchliches Leben auch in Deutſchland Beſchäftigung genug. Allein viele von ihnen könnten wenigſtens einige Jahre im Dienſte der inneren Miſſion auf dem deutſch amerikaniſchen Felde wirken und würden da ſich einen reichen Schatz von praktiſchen Erfahrungen ſammeln, welche ihnen nach der Rückkehr in das Vaterland von ſehr großem Nutzen ſein würden. In der That könnten ſie kaum eine beſſere praktiſche Vorbereitungsſchule für den Dienſt der vaterländiſchen Kirche durchmachen, als ein Triennium miſſionirender Wirkſamkeit unter den Deutſchen Einwanderern des Weſtens, wobei man aber allerdings von vorneherein bedenken müßte, daß viele ſich gänzlich acclimatiſiren und es vorziehen würden, ſich permanent hier niederzulaſſen.

3) Mit der Ausſendung von Candidaten, die eine regelmäßige Univerſitätsbildung erhalten haben, ſollte zugleich Hand in Hand gehen die ſpecielle Heranbildung von Jünglingen für den deutſch amerikaniſchen Kirchendienſt mit durchgehender Rückſicht auf die eigenthümlichen Zuſtände und Bedürfniſſe dieſes Landes, welche einem auf dem gewöhnlichen Wege gebildeten Candidaten gar häufig gänzlich unbekannt ſind, ſo daß mancher tüchtige deutſche Prediger hier beinahe Jahre verſchwendet, ehe er ſich auch nur einigermaaßen frei und heimiſch in dieſer durchaus eigenthümlichen Lage der Dinge bewegen und mit Erfolg wirken kann. Dieß kann nun wieder auf verſchiedene Weiſe geſchehen:

a) in Verbindung mit den deutſchen Miſſionsanſtalten, wie denn ſchon ſeit geraumer Zeit in Baſel und Barmen Prediger für die deutſchen Kirchen Amerika's gebildet worden ſind.

b) in Verbindung mit den amerikaniſch deutſchen Prediger-

ſeminarien, indem fromme deutſche Jünglinge mit mehr oder weniger Vorbildung ihnen zugeſandt und theilweiſe von Deutſchland aus erhalten werden, bis ſie ihren Curſus vollendet haben.

c) durch Errichtung eines eigenen amerikaniſch deutſchen Predigers- und Schullehrerſeminars unter der Leitung des Deutſchen Kirchentags und des Vereins für innere Miſſion. Der geeignetſte Ort für die Gründung einer ſolchen Anſtalt, die, wenn gehörig geleitet, in kurzer Zeit wenigſtens ebenſo viel Segen ſtiften könnte, als irgend eine deutſche Heidenmiſſionsanſtalt bisher geſtiftet hat, wäre eine deutſche, oder amerikaniſche Hafenſtadt, oder eine Stadt im Weſten der Union.

Es iſt übrigens leicht einzuſehen, daß dieſe drei Methoden ſich gegenſeitig nicht ausſchließen, ſondern mit einander verbunden werden können, wenn hinlängliches Intereſſe dafür vorhanden iſt. Ebenſo wenig treten ſie mit den bereits beſtehenden Hülfsvereinen für Amerika in Conflict, die nach wie vor ihre Wirkſamkeit fortſetzen können. Indeß möchte es vielleicht gut ſein, ein Einverſtändniß unter ihnen zu Stande zu bringen und ihnen einen gemeinſamen Mittelpunkt zu geben.

4) Endlich ſei es erlaubt noch auf einen Punkt aufmerſam zu machen, der wohl verdient, von dem Deutſchen Kirchentag früher oder ſpäter in ernſte Berathung gezogen zu werden, nämlich ob die Idee der Conföderation, deren Verwirklichung der urſprüngliche Zweck des Kirchentags war, ſich nicht auch auf die Tochterkirchen deutſchen Urſprungs und evangeliſchen Bekenntniſſes in Amerika ausdehnen und dadurch eine engere Verbindung ſowohl unter ihnen ſelbſt, als zwiſchen ihnen und den evangeliſch proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands zu Stande bringen laſſe. Die kirchliche Conſolidation und engere Vereinigung der verſchiedenen Zweige des orthodoxen Proteſtantismus ſcheint mir eine Aufgabe von der größten Wichtigkeit zu ſein, von deren glücklicher Löſung vielleicht das zukünftige Schickſal des Proteſtantismus ſelbſt gegenüber dem mit Macht wieder erwachenden römiſchen Katholicismus einerſeits und dem modernen pſeudoproteſtantiſchen Antichriſtenthum andererſeits abhängt. Wird es endlich dahin kommen, daß alle wahren evangeliſchen Chriſten ſich innerlich und äußerlich vereinigen werden? Und wenn nicht, muß dann nicht auch an unſeren Parteiungen und Spaltungen früher oder ſpäter das Wort des Herrn in Erfüllung gehen: „Ein jegliches Reich, ſo es mit ſich ſelbſt uneins wird, das wird wüſte, und eine jegliche Stadt oder Haus, ſo es mit ſich uneins wird, kann es nicht beſtehen?“ (Matth. 12, 25.) Mir ſind die Schwierigkeiten, die allen kirchlichen Unions- und Conföderationsplänen anhängen, ſowie die Vorurtheile, welche gerade auch in den deutſchen Kirchen Amerikas dagegen beſtehen, wohl bekannt; auch habe ich mich viel zu viel mit dem Studium

Digitized by Google

der Kirchengeſchichte beſchäftigt, um irgend etwas Unreifes, Voreiliges und Utopiſches in dieſer wichtigen Sache zu billigen. Aber das darf wohl behauptet werden, daß auch hier, wo die Zerſplitterung der proteſtantiſchen Chriſtenheit am weiteſten gediehen iſt und wo alle Sectionen derſelben, wie in einer bunten Muſterkarte vertreten ſind, gerade unter den tiefſten und edelſten Geiſtern der Jammer dieſer Spaltungen unter den Kindern Gottes immer mehr zum Bewußtſein kommt, und die Sehnſucht nach der Verwirklichung wahrer Einheit und der hohenprieſterlichen Bitte unſeres gemeinſamen Herrn und Heilandes zunimmt. Sollte zunächſt eine Conföderation der europäiſchen und amerikaniſchen Zweige der Deutſchen Kirche in irgend einer Weiſe zu Stande kommen, ſo wäre es wohl das Natürlichſte und Angemeſſenſte, wenn die Initiative dazu von der Mutterkirche ausginge. Wenn die Deutſche Kirche aber ihren Beruf ganz verſteht, ſo wird ſie die Idee der Conföderation und durch ſie der Union nicht bloß auf Deutſchland beſchränken, ſondern allmählig auch auf den evangeliſchen Proteſtantismus anderer Länder ausdehnen, und durch nichts könnte ſie ſich ſo leicht einen Einfluß auf die anglo-amerikaniſche Chriſtenheit ſichern, als durch ihre Tochterkirchen in den Vereinigten Staaten, die ſelbſt ſchon halb engliſch ſind. Möge es dem hochgelobten Herrn der Kirche, die da iſt ſein Leib, die Fülle deſſen, der alles in allem erfüllt, nach ſeiner Weisheit und Gnade gefallen, den Deutſchen Kirchentag zu Einem der Hauptwerkzeuge zu machen, um die Wunden der proteſtantiſchen Chriſtenheit zu heilen und die große That der Reformation des 16ten Jahrhunderts durch eine noch größere That der Einheit zu ergänzen und zu vollenden, oder wenigſtens eine ſolche Einheit in ſeinem Theile anzubahnen.

Das iſt der Wunſch und das Gebet

Ihres achtungsvoll ergebenen ꝛc.

Mercersburg, Pa. den 6ten Aug. 1852.

Digitized by Google

Ein Blick in die kirchlich-religiöſe Weltlage.*)

(Schluß des Vorwerts.)

Wir haben im erſten Artikel die gegenwärtige Lage, Fortſchritte und Hemmungen der römiſchen Kirche betrachtet und ſind zu dem Reſultate gekommen, daß ſie bei allen Gefahren und Schwierigkeiten, die ihr entgegenſtehen, ſeit dem Revolutionsjahre 1848 mit neuer Energie ſich erhoben hat und mit ſiegesgewiſſen Schritten in das Lager der germaniſchen und anglo-amerikaniſchen Völker vordringt, welche bisher die Hauptträger des Proteſtantismus waren und von denen ſeine Zukunft hauptſächlich, wo nicht ausſchließlich abhängt. Dieſe Thatſache iſt an ſich erfreulich, theils weil der Katholicismus immerhin Chriſtenthum, wenn auch in unvollkommener Geſtalt, und deßhalb dem ungläubigen Radicalismus, der a. 1848 den europäiſchen Continent beherrſchte, und dem denkfaulen Indifferentismus unendlich vorzuziehen iſt, theils weil ſich davon ein heilſamer Einfluß auf den Proteſtantismus erwarten läßt. Denn Leben zündet Leben, Oppoſition weckt die ſchlummernde Kraft, der nahende Feind zwingt zu Vertheidigungsmaaßregeln. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß der Katholicismus durch die proteſtantiſche Reformation bedeutend gewonnen hat und durch ſie genöthigt worden iſt, manche ſchreiende Mißbräuche abzuſchaffen, welche ſelbſt Univerſalconcilien im 15ten Jahrh. nicht aufzuheben im Stande waren. Daß ihm der Einfluß des Proteſtantismus noch immer ſehr wohlthätig iſt, geht aus dem

*) Die Verſpätung dieſes Schluſſes, der eigentlich ſchon im Februarhefte hätte folgen ſollen, ſowie die ſehr mangelhafte Ausführung deſſelben, mit der wir ſelbſt gar nicht zufrieden ſind, bittet der Verfaſſer gefälligſt durch die fortwährenden Unterbrechungen einer ſchweren häuslichen Trübſal zu entſchuldigen, welche ihn ſchon ſeit mehreren Wochen zu allen literariſchen Arbeiten faſt unfähig gemacht hat und noch immer in ſtündlicher Erwartung des Todes eines überaus theuren Sohnes und in Beſorgniß um die durch viele Nachtwachen und die Schmerzen der Sympathie tief erſchütterte Geſundheit anderer Glieder ſeiner Familie erhält. In ſolchen Zeiten göttlicher Heimſuchung fühlt man die Eitelkeit menſchlicher Gelehrſamkeit und wird auf die einfachſten Grundelemente des praktiſchen Chriſtenthums zurückgeworfen.

von allen unbefangenen Beobachtern beſtätigten Factum hervor, daß er in überwiegend oder doch theilweiſe proteſtantiſchen Ländern, wie Deutſchland, Frankreich, England, Nordamerika, weit mehr Leben und Thätigkeit, Achtung und Einfluß beſitzt, als in rein katholiſchen Ländern, wie Italien, Spanien, Portugal, Südamerika. Wird nun der Proteſtantismus einen ähnlichen Nutzen aus der Wiederbelebung des Katholicismus ziehen, ſich auf das Bewußtſein ſeiner Mängel und Gebrechen hinleiten und zu heilſamen Reformen bewegen laſſen? Wir hoffen und wünſchen es von ganzem Herzen und deßhalb freuen wir uns über den neuerwachten Kirchenſtreit.

Werfen wir nun einen Blick in die gegenwärtige Lage und Ausſichten des Proteſtantismus in der alten und neuen Welt. Auch dieſes Gemälde bietet eine Licht- und Schattenſeite dar, die wir beide in's Auge faſſen müſſen. Zwar gibt es viele wohlmeinende, aber beſchränkte, oder furchtſame und glaubensſchwache Gemüther, welche in jeder Aufdeckung der Gebrechen des Proteſtantismus ſogleich Feindſchaft und Verrath gegen denſelben wittern. Aber Beſchönigung der Fehler und Schmeichelei ſind wahrlich ſchlechte Freundſchaftsdienſte, und der iſt ein gewiſſenloſer Prediger, der ſeine Gemeinde in den eitlen Träumen der Selbſtgerechtigkeit und fleiſchlichen Sicherheit wiegt. Der Tadel iſt ein nothwendiges Erziehungsmittel und eine heilige Chriſtenpflicht; aber freilich ſoll er nie aus Tadelſucht, ſondern aus der aufrichtigen Abſicht der Beſſerung hervorgehen und ſtets von einem theilnehmenden Schmerzgefühl begleitet ſein. Viele machen ſich kein Gewiſſen daraus, die katholiſche Kirche in den ſchwärzeſten Farben zu ſchildern und ihr alle möglichen Sünden und Irrthümer zur Laſt zu legen, ja ſie geradezu ein Meiſterſtück des Satans und eine Ausgeburt der Hölle (horribile dictu!) zu nennen, können aber nicht das geringſte ungünſtige Wort gegen den Proteſtantismus vertragen. Wir glauben gerade umgekehrt, daß wir Proteſtanten ein viel ſchärferes Auge für unſere eigenen, als für fremde Fehler haben ſollten, nach dem bekannten Worte des Herrn: „Was ſieheſt du den Splitter in deines Bruders Auge, und wirſt nicht gewahr den Balken in deinem Auge? Du Heuchler, ziehe am erſten den Balken aus deinem Auge, darnach ſiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge zieheſt.“ „So wir uns ſelbſt richteten“, ſagt der Apoſtel zu den Korinthern, „ſo würden wir nicht gerichtet.“

Man hat dem Proteſtantismus vorgeworfen, daß er, der ohne Anſtrengung und eigenes Verdienſt in das Erbe der Väter eingetreten ſei, und zahlloſe katholiſche Kirchen, Schulen und Univerſitäten des verläſterten Mittelalters mit Hülfe fürſtlicher Gewaltmaaßregeln an ſich geriſſen, trotz ſeiner großen materiellen Mittel und ſeines politiſchen Einfluſſes, trotz der Blüthe des Handels und der Herrſchaft Hollands, Englands und der Ver. Staaten über die Meere, noch keine einzige Nation zum Chriſtenthum be-

kehrt und nicht einmal mit dem natürlichen Wachsthum ſeiner eigenen Bevölkerung Schritt gehalten habe, womit er auf das unentbehrliche Kennzeichen der wahren Kirche, nämlich ſtets wachſende Allgemeinheit, von ſelbſt verzichte. Cardinal Wiſeman entwirft in ſeinen Lectures on the principal Doctrines and Practices of the Catholic Church (lect. VI und VII) ein höchſt niederſchlagendes Bild von der behaupteten Erfolgloſigkeit der proteſtantiſchen Heiden-Miſſionen, und zwar aus authentiſchen, aber freilich einſeitig ausgewählten Berichten proteſtantiſcher, meiſt engliſcher Miſſionäre; und was die alte Chriſtenheit ſelbſt betrifft, ſo iſt die „Abnahme“ und die „herannahende Selbſtauflöſung“ des Proteſtantismus ſeit einigen Jahren bereits eine faſt ſtereotype Phraſe unter den Romaniſten geworden. Allerdings iſt der bisherige Erfolg der proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaften im Vergleich mit den ungeheuren darauf verwendeten Geldſummen — wenn wir uns nicht irren, ſo liefert England allein mehr jährliche Beiträge für das Werk der Heidenbekehrung, als die ganze römiſche Kirche — äußerſt gering geweſen und inſofern niederſchlagend. Allein man bedenke, daß dieſer Miſſionseifer erſt ſeit 50 Jahren ernſtlich erwacht iſt, und daß die Bekehrung einer Nation und die Gründung chriſtlicher Civiliſation nur das Reſultat der mühſamſten und anhaltendſten Anſtrengungen ſein kann. Chriſtus und die Apoſtel haben auch keine Nation im eigentlichen Sinne, nicht einmal die Juden bekehrt, wohl aber an allen Hauptorten des römiſchen Reichs edlen Saamen ausgeſtreut, der erſt durch die Bluttaufe einer dreihundertjährigen Verfolgung getränkt werden mußte, ehe er zu einem Baume heranwuchs, der das römiſche Reich beſchattete. Die Bekehrung und Civiliſation der germaniſchen Völker des Mittelalters war ebenfalls das Werk nicht Eines Jahrhunderts, ſondern mehrerer Jahrhunderte. Wer weiß, was aus den zahlreichen proteſtantiſchen Miſſionsſtationen und Schulen noch werden wird? Es ſind ebenſo viele in die verſchiedenen Gebiete der Heidenwelt hinausgeſchobene Vorpoſten proteſtantiſcher Religion und Bildung, deren wahre Bedeutung ſich erſt wird bemeſſen laſſen, wenn einmal durch ein Zuſammenwirken äußerer und innerer Umſtände der Götzendienſt in den betreffenden Ländern fallen und eine nationale Umgeſtaltung vorgehen wird. Die größten Dinge haben kleine, unſcheinbare Anfänge, beſonders im Reiche Gottes, und es ziemt dem Theologen am wenigſten, dieſelben zu verachten. Zwar hält man uns die angeblich viel glänzenderen Erfolge der katholiſchen Miſſionen ſeit der Reformation, die außerordentliche Wirkſamkeit eines Xavier und anderer Jeſuiten in Oſtindien und China, und vor allem die Bekehrung der central- und ſüdamerikaniſchen Völker vor. Allein nach allen Reiſebrichten iſt es gerade bei dieſen letzteren Nationen bis dahin höchſtens zu einer Waſſertaufe, aber nicht zu einer Geiſtes- und Feuertaufe gekommen, und der ſittlich religi-

ſe Zuſtand, in dem ſie ſich befinden, iſt, wenn man die Einflüſſe der eingebürgerten ſpaniſchen und portugieſiſchen Bevölkerung abrechnet, kaum beſſer, als das Heidenthum, dem ſie äußerlich und dem Namen nach entriſſen wurden. Sodann können wir dieſen Miſſionen mit vollem Rechte die Vereinigten Staaten gegenüber ſtellen, welche überwiegend das Product proteſtantiſcher Coloniſation und unläugbar von weit größerer Bedeutung für die Welt- und Kirchengeſchichte ſind, als alle central- und ſüdamerikaniſchen Republiken und das Kaiſerthum Braſilien zuſammengenommen. Auch dürfen wir wohl auf die von England coloniſirte und beherrſchte neuſte Welt von Auſtralien, auf die Miſſionen der Südſee-Inſeln und auf die durch amerikaniſch-proteſtantiſchen Einfluß gegründete und geleitete Neger-Republik Liberia, als auf ein Land der Zukunft, als auf eine grüne Hoffnungs-Oaſe für die dereinſtige Chriſtianiſirung und Civiliſirung der wilden afrikaniſchen Völkerſtämme, hinweiſen. Wenn der evangeliſche Proteſtantismus mit dem Gang der Weltgeſchichte von Oſten nach Weſten Schritt halten kann, ja mit dieſem zuſammenfällt, ſo braucht uns wahrlich um ſein dereinſtiges Schickſal nicht bange zu ſein. „Give us the West," ſagt ſelbſt ein römiſch-katholiſcher Biſchof mit Bezug zunächſt auf die Vereinigten Staaten, „give us the West, and we shall soon take care of the East."

Ueber dieſen Punkt alſo können wir uns beruhigen und, beſonders Angeſichts des wachſenden anglo-amerikaniſchen, alſo weſentlich proteſtantiſchen Einfluſſes auf Handel, Gewerbe, Politik und Civiliſation der entlegenſten Völker des Erdenrundes, getroſt und hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

Wichtiger und, wenn wahr, viel bedenklicher iſt der zweite Haupteinwurf, auf welchen ſich die meiſten Argumente gegen den Proteſtantismus zurückführen laſſen, nämlich der, daß er gegenwärtig in ſeinen Mutterſitzen theils vom Unglauben, theils von romaniſirenden Tendenzen untergraben ſei, und überhaupt keine wahrhaft conſervative, zuſammenhängende Kraft habe, ſondern, wie alle Secten und Häreſien, je weiter er ſich entwickle, deſto mehr aus ſeinen Fugen gerathe, in feindſelige Parteien und Privatmeinungen ſich zerſplittere und zuletzt ſich ſelbſt erſchöpfen und in Atome auseinanderfahren oder zur Einheit der in aller Lebensfülle unveränderlichen katholiſchen Kirche zurückkehren müſſe. Die gelehrteren Polemiker verweiſen uns zur Beſtätigung auf das Schickſal der gnoſtiſchen und manichäiſchen Secten, der Montaniſten, Novatianer, Donatiſten, Arianer, Semiarianer, Pelagianer, Neſtorianer, Monophyſiten, Paulicianer, Bogomilen, Katharer, Albigenſer und anderer häretiſcher Parteien des Alterthums und Mittelalters mit ihren zahlloſen Verzweigungen, welche ſich ebenfalls, theils vermöge der noch geretteten katholiſchen Wahrheitselemente, theils durch das Intereſſe der Oppoſition gegen den gemeinſamen Gegner, mehrere Jahrhunderte hindurch in reger Thätigkeit erhielten, zuletzt aber

doch durch die Conſequenz des eigenen Princips der Negation, der Spaltung und Parteiung ſich in ſich auflösten und wie die Ströme der Wüſte ohne Hoffnung der Wiederbelebung vertrockneten oder zu regungsloſen Petrefacten erſtarrten, während die von ihnen bekämpfte katholiſche Kirche noch heut zu Tage unverändert und unerſchüttert daſteht. Solche Analogieen aus der Vergangenheit haben allerdings auf den einfachen und ungelehrten Chriſten zu ſeinem Glücke wenig Einfluß, weil er ſie nicht gehörig verſtehen kann, ſind aber für den Kenner der Geſchichte von ſehr großem Gewicht und wohl werth, von ihm in die ernſteſte Berathung gezogen und gründlich beleuchtet zu werden. Ließe es ſich zur Genüge nachweiſen, daß der Proteſtantismus im Weſentlichen in dieſelbe Kategorie mit den älteren antikatholiſchen Häreſieen und Secten gehöre, und daß die Negation, das Proteſtiren, und nicht die poſitive Schriftwahrheit ſein Princip und Grundcharakter ſei; dann könnte er ſich allerdings nicht auf die Dauer halten, ſondern müßte ſich zuletzt erſchöpfen und am Ende nur dazu dienen, dem Katholicismus den glänzendſten Triumph zu bereiten, den er je gefeiert hat. Denn die geiſtige Beſiegung des Proteſtantismus und die katholiſche Wiedereroberung der germaniſchen Nationen wäre eine größere That, als ſelbſt der Sieg über das alt-römiſche Kaiſerreich.

Allein dieſe Vorausſetzung müſſen wir eben entſchieden läugnen, der Proteſtantismus iſt nicht, wenigſtens nicht allein und nicht hauptſächlich eine Empörung des Privaturtheils gegen die Autorität der Kirche und das hiſtoriſche Chriſtenthum, ſondern eine neue, Jahrhunderte lang vorbereitete und mit hiſtoriſcher Nothwendigkeit eingetretene Entwicklungsphaſe des apoſtoliſchen Chriſtenthums ſelbſt, und zwar nach ſeinem pauliniſchen, heidenchriſtlichen Typus. Zwar hat er ſich allerdings in einen feindlichen und, wir können wohl ſagen, überſpannten, vielfach ungerechten und undankbaren Gegenſatz zum damaligen päpſtlichen Kirchenorganismus geſetzt, war aber in dieſer Polemik von einem poſitiven ſchöpferiſchen Princip, nämlich vom begeiſterten Glauben an Chriſtum, als den alleinigen und abſoluten Grund alles Heils, und an Sein Wort, als die lautere und infallible Quelle der religiöſen Erkenntniß, geleitet, ſo daß ſein Verhältniß zum mittelalterlichen Katholicismus gewiſſermaaßen dem Verhältniß des Chriſtenthums zum Judenthum analog iſt. Nur dieſes poſitiv chriſtliche Glaubensprincip und Glaubensleben erklärt uns die dreihundertjährige Geſchichte des Proteſtantismus, die ununterbrochene Reihenfolge von wiſſenſchaftlich theologiſcher und praktiſch erbaulicher Literatur, von Tugend und Frömmigkeit, von Eifer und Aufopferung, die er aus ſich erzeugt hat und den verhältnißmäßig blühenden, ſocialen und ſittlich religiöſen Zuſtand, den er heut zu Tage, trotz aller Auswüchſe und Verkehrtheiten, in Deutſchland, der Schweiz, Holland, England, Schottland und den Vereinigten Staaten, im Vergleich

mit den Gebieten der griechiſchen oder römiſchen Kirche, aufweist. Eine ſolche inhaltreiche Geſchichte, ein ſo weit- und tiefgreifender Einfluß kann ſchlechterdings keiner Häreſie und Secte des Alterthums oder Mittelalters nachgerühmt werden. Ja alle Secten vor der Reformation zuſammengenommen bis hinauf zum Cerinth und Simon Magus haben keine Männer aufzuweiſen, wie die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts, wie Arndt, Gerhart, Spener, Franke, Zinzendorf, Hooker, Leighton, Jeremy Taylor, Baxter, Milton, Wesley, Whitefield, Martyn, Chalmers, Edwards, und ſo viele andere ausgezeichnete Gelehrte, Erbauungsſchriftſteller, Prediger, Kirchenliederdichter, Miſſionäre, Philanthropen aller Art und bis auf unſere Tage herab, die wie eine lichte Zeugenwolke die verſchiedenen evangeliſchen Kirchen umlagern und ein bleibender Schmuck des Chriſtenthums ſelber ſind.

Wir müſſen allerdings zugeben, daß dem Proteſtantismus eine gewiſſe Veränderlichkeit einwohnt und daß er, weil er das Princip kirchlicher Infallibilität im römiſchen Sinne, d. h. in der Anwendung auf einen beſtimmten ſichtbaren Körper und ſeine Lehrrepräſentanten verwirft, keine Garantie für die permanente Autorität ſeiner eigenen Glaubensbekenntniſſe darbietet, daß das ſubjective und ſtets wechſelnde Meinen und Belieben des Individuums, die Caprice der Willkühr und des Augenblicks ſelbſt in Sachen, die das ewige Seelenheil betreffen, bei ihm einen viel freieren Spielraum haben, als beim Katholicismus, wo alles auf autoritative und unveränderliche Weiſe feſtgeſetzt iſt. Boſſuets berühmtes Werk über die Veränderungen des proteſtantiſchen Lehrbegriffs kommt auf das Argument hinaus: Der Proteſtantismus hat ſich von Anfang an ſchon bei den Reformatoren als ein ſtets wechſelndes, veränderliches und nicht ſelten ſich in ſeinen verſchiedenen Aeußerungen und Entwicklungsphaſen direct widerſprechendes Princip erwieſen, die Veränderlichkeit aber iſt immer ein untrügliches Kennzeichen des Irrthums und der Häreſie; folglich iſt der Proteſtantismus eine Häreſie, während der ſich immer gleichbleibende Katholicismus die allein wahre Kirche iſt. Allein einmal iſt Unveränderlichkeit keineswegs ſchon an ſich ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit, man denke nur an die chineſiſche Civiliſation, welche ſchon ſeit faſt zwei tauſend Jahren dieſelbe geblieben iſt, und an die griechiſche Kirche, die über den Standpunkt des ſechsten Jahrhunderts nicht hinausgegangen und viel ſtabiler iſt, als die römiſche Kirche, die in ihren kräftigſten Zeiten keineswegs ſtabil, ſondern progreſſiv war, wie alles Leben. Sodann iſt die römiſche Kirche durch ihre Lehre von der Infallibilität dazu verurtheilt, mit ihren Wahrheiten zugleich ihre Irrthümer und Corruptionen fortzuſchleppen, oder wenigſtens deren Reformation ungemein zu erſchweren. Auf der anderen Seite iſt die Veränderlichkeit noch an ſich kein ſicheres

Kennzeichen des Irrthums, ſondern wohnt auch jedem Fortſchritt der Wahrheit inne. Denn alles, was da lebt, unſer Leib, unſere Seele, unſer intellectuelles, ſittliches und religiöſes Daſein iſt fortwährende Bewegung, Fortſchritt, alſo auch Veränderung. Es kommt nur darauf an, daß in dieſem Fortſchritt zugleich das Weſen bewahrt bleibe und daß er nicht aus dem naturgemäßen Geleiſe hinausgehe. Unveränderlichkeit ohne Bewegung und Wechſel iſt Stagnation und Tod; Veränderlichkeit ohne Bewahrung der Subſtanz iſt Degeneration und Diſſolution; Unveränderlichkeit in der Bewegung, Erhaltung des Weſens bei ſteter Vervollkommnung der Form iſt das wahre Geſetz alles Lebens und alles Fortſchritts.

Wie nun aber einmal die Menſchheit iſt ſeit der Einführung der Sünde und des Irrthums, ſo gibt es keine Entwicklung ohne Extreme, Krankheiten und Corruptionen. Es müſſen Aergerniſſe kommen nach dem Worte des Herrn. Dieſe ſetzen ſich in jeder, auch in der römiſchen Kirche, und gerade bei ihr gewiß nicht in geringem Grade, an und daraus entſteht die Nothwendigkeit einer immer wiederkehrenden Reformation. Eine wahre Kirche, wie ein geſunder Organismus, wird ſich nun immer auch darin bewähren, daß ſie im Stande iſt, die Krankheitsſtoffe zu überwinden und zu neuem Leben und zu höherer Thätigkeit ſich zu erheben. Dieß findet, wie wir glauben, auch auf den Proteſtantismus ſeine Anwendung, was wir nun in der Kürze zu zeigen ſuchen wollen.

Wenn wir die dreihundertjährige Geſchichte des Proteſtantismus und ſeinen gegenwärtigen Zuſtand unbefangen überblicken, ſo werden wir zugeben müſſen, daß er von Haus aus beſonders zwei Hauptgefahren und Hauptkrankheiten ausgeſetzt und auch in der That zum Theil wenigſtens für eine Zeit lang unterlegen iſt, nämlich dem Rationalismus, oder dem Mangel an Glauben, und der damit eng zuſammenhängenden Zerſplitterung, oder dem Mangel an Einheit, während die Gefahren des Katholicismus gerade in der entgegengeſetzten Richtung des Aberglaubens und der tyranniſchen Uniformität liegen. Dieß ergibt ſich ſehr einfach aus dem Princip und Standpunkt beider Syſteme. Denn der Katholicismus iſt die Kirche der Objectivität, des Geſetzes und der Autorität, der Proteſtantismus die Kirche der Subjectivität, des Evangeliums und der Freiheit. Geſetz ohne Freiheit artet in Deſpotismus, Freiheit ohne Geſetz in Zuchtloſigkeit aus. Jener iſt centripetal und auf größtmögliche Conſolidation aller Kräfte gerichtet; dieſer centrifugal und geht auf größtmögliche Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Nationen und Individuen, womit dann die Gefahr des Auseinanderfahrens und der atomiſtiſchen Zerſplitterung von ſelbſt gegeben iſt.

Zwar gibt es auch im Schooße des Katholicismus Rationalismus und Unglaube genug, beſonders in Frankreich, und auch in Deutſchland, wie

noch vor wenigen Jahren die Rongeſche Seceſſion factiſch bewieſen hat. Allein derſelbe ſteht zu ihm im Verhältniß der Reaction, die durch die Forderung einer unbedingten, blinden Unterwerfung unter die Autorität hervorgerufen wird, ebenſo wie die Revolution auf politiſchem Gebiete; denn auch dieſe geht nicht auf dem Wege conſequenter, naturgemäßer Entwicklung aus der katholiſchen Kirche hervor, die ja gerade umgekehrt das conſervative Princip in ſeiner äußerſten Strenge und Unnachgiebigkeit repräſentirt, ſondern iſt ein gewaltſamer Bruch mit ihr und wendet ſich daher immer auch zerſtörend gegen ſie ſelbſt, wie man das beſonders an der erſten franzöſiſchen Revolution ſieht. Der Proteſtantismus dagegen kann den Rationalismus naturgemäß aus ſeinem Schooße erzeugen, als eine weitere Fortführung des Proteſtes gegen das objective kirchliche Chriſtenthum, die freilich dem Willen und der Abſicht der Reformatoren ganz zuwiderläuft, aber doch unläugbar in der negativen, zerſtörenden Seite ihres Werkes einen Anknüpfungspunkt und eine gewiſſe Berechtigung hat. Daher finden wir die Erſcheinung, daß der Rationalismus die Kanzeln und Katheder der proteſtantiſchen Kirchen beſetzen konnte und zum Theil noch unangefochten beſitzt, und daß alle Rationaliſten, ſowohl die älteren vulgären, wie Semler, Henke, Paulus, Wegſcheider, Röhr, Bretſchneider, als die neueren ſpeculativen, wie Baur, Strauß, Zeller, Schwegler, ſich für ihre Tendenz einſtimmig auf die Reformation als den erſten Act der Emancipation des menſchlichen Geiſtes von dem Joche der Tyrannei und des Aberglaubens berufen und ſich für die conſequenten Proteſtanten ausgeben, welche das von Luther, Calvin und Zwingli nur halb vollbrachte Werk fortgeführt haben, indem ſie in demſelben Geiſte der Freiheit und mit demſelben Rechte des Proteſtes von der Kritik der Scholaſtiker zur Kritik der Kirchenväter, von der Kritik der Väter zur Kritik der Apoſtel, von der Kritik der Apoſtel zur Kritik Chriſti, mit Einem Worte von der Kritik der katholiſchen Tradition zur Kritik der durch dieſelbe überlieferten und bezeugten Bibel, wovon ja ſchon Luther einzelne Theile höchſt freiſinnig beurtheilt habe, übergegangen ſeien, und die Vernunft nicht bloß factiſch, ſondern auch formell zur Richterin über das Wort Gottes gemacht haben. Alle rationaliſtiſchen Hiſtoriker ſind Feinde des Katholicismus, beſonders des Mittelalters und Lobredner der Reformation, und was ſie an dieſer auszuſetzen haben, iſt bloß dieß, daß ſie auf halbem Wege ſtehen geblieben und durch die Abfaſſung und Einführung proteſtantiſcher Glaubensbekenntniſſe den Grund zu einem neuen, nämlich papierenen Papſtthume gelegt habe.

Wie nun aber auch dem ſein mag, das iſt unläugbare geſchichtliche Thatſache, daß der Rationalismus, der Chriſtum zu einem bloßen Menſchen herabſetzt und folglich auch das Chriſtenthum ſeines göttlichen und überna-

Digitized by Google

türlichen Gehaltes entkleidet, mithin den ganzen Grund unſeres Heils zerſtört und uns im Weſentlichen auf den Standpunkt des Heidenthums zurückführt, innerhalb der proteſtantiſchen Kirche eine weite Verbreitung und traurige Herrſchaft gewonnen hat. Am meiſten gilt das von Deutſchland und der deutſchen Schweiz, und zwar gerade von den Wiegenländern der Reformation, wo noch vor kurzer Zeit die Mehrzahl der theologiſchen Lehrſtühle und der Predigerſtellen von Anhängern dieſes Syſtems in ſeinen verſchiedenen Formen und Verzweigungen beſetzt war. Der Rationalismus blieb nicht dabei ſtehen, das Bekenntniß der Kirche, die ökumeniſchen und alt-proteſtantiſchen Symbole entweder ganz zu verdrängen, oder wo das nicht gehen wollte oder nicht klug ſchien, zu einer todten Form herabzuſetzen, ſondern er hat auch die Geſangbücher und Liturgieen entſetzlich verwäſſert und ſo den ganzen Gottesdienſt verwüſtet und ſo weit ſein Einfluß reicht, zu einer kalten und herzloſen, kraft- und ſaftloſen moraliſchen Redeanſtalt herabgewürdigt. Von den Kathedern ging er auf die Kanzeln, von da auf die Bänke der Zuhörer über und hat ſo nach und nach einen großen Theil des deutſchen Volkes ſeines köſtlichſten Schatzes und herrlichſten Ruhmes, des chriſtlichen Glaubens und Lebens beraubt, ohne welchen das ganze irdiſche Daſein trotz alles vergänglichen Glanzes und täuſchenden Genuſſes ſchlimmer iſt, als der Tod. Die praktiſchen Folgen dieſes Abfalls vom Glauben kann man an den wilden, rein zerſtörenden, nichts aufbauenden und zuletzt an ihrem eigenen Bankerott erſterbenden Revolutionsſtürmen des Jahres 1848, ſowie an der ſchrecklichen ſittlichen Verkommenheit eines beträchtlichen Theils der deutſchen Einwanderer in unſeren großen Städten wahrnehmen. — Der Rationalismus iſt indeß keineswegs bloß auf die Länder deutſcher Zunge beſchränkt. Er begann ſchon im 17ten Jahrh. in Holland als Arminianismus und zeigte ſich dann in England unter der gefährlicheren Form des Deismus, ehe er in Deutſchland einwanderte und ſich wiſſenſchaftlich zu ſeinen neueren Geſtalten ausbildete. Bekanntlich iſt die reformirte Staatskirche von Genf, das man nicht mit Unrecht das proteſtantiſche Rom genannt hat, vom orthodoxen Calvinismus längſt abgefallen, ſo daß Männer, wie Malan, Gauſſen, Merle d'Aubigné, Pilet, La Harpe, von ihr ausgetreten ſind und eine ſeparatiſtiſche Partei bilden. Eine größere Seceſſion hat bekanntlich vor einigen Jahren im Kanton Waadt wegen der tyranniſchen Maaßregeln des Staatskirchenregiments Statt gefunden. Der Proteſtantismus in Frankreich iſt ebenfalls vom ſocinianiſchen und rationaliſtiſchen Sauerteig durchdrungen und iſt jetzt überhaupt, obwohl er vollkommene Freiheit genießt und vom Staate unterſtützt wird, viel ohnmächtiger, als gegen Ende des 16ten Jahrh. Denn während er bei der Thronbeſteigung Heinrich IV, des Anführers der Hugenotten, eine Zeit lang ſogar das politiſche Uebergewicht hatte, ſo zählt er jetzt, trotz der ſpäteren Annexa-

tion des theilweiſe lutheriſchen Elſaß in einer Bevölkerung von beinahe 40 Millionen kaum 2 Millionen Anhänger, und von dieſen weigerte ſich die a 1848 in Paris verſammelte reformirte Nationalſynode, ihr altes Glaubensbekenntniß von Rochelle auf's Neue als das ihrige anzuerkennen und ſich offen und unzweideutig zum Dogma von der Gottheit Chriſti zu bekennen. Natürlich gibt es aber deſſen ungeachtet auch in ihr noch treue und kräftige Zeugen der evangeliſchen Wahrheit, theils unter den jüngeren Geiſtlichen, die etwas liberaler und von dem Geiſte der deutſchen Theologie angeregt ſind und wahrſcheinlich die Zukunft am meiſten für ſich haben, theils unter den älteren mehr ſtreng reformirten, unter denen unſer theurer Freund, der ebenſo fromme, als beredte Adolph Monod, ehemals Profeſſor in Montauban, jetzt Paſtor in Paris und College des berühmten rationaliſtiſchen Redners Coquerel, wohl der ausgezeichnetſte und einflußreichſte iſt. Er zog es mit Recht vor, als ein guter Sauerteig und in glaubensvoller Hoffnung beſſerer Zeiten in der Nationalkirche zu bleiben, ſtatt, wie ſein Bruder Friederich Monod, der Graf Agenor von Gasparin und Andere, in ungeduldiger Eile aus ihr auszutreten und die ohnehin ſchon ſo große Maſſe proteſtantiſcher Secten und Spaltungen durch eine neue zu vermehren. In England iſt in neuerer Zeit zum Theil unter dem Einfluß der pantheiſtiſchen Philoſophie Deutſchlands eine Literatur des raffinirten Unglaubens aufgetaucht; doch glauben wir, daß dieſes Land, wenigſtens die Epiſkopalkirche weit mehr in Gefahr ſteht, durch das Medium des Puſeyismus dem Papſtthum, als dem Rationalismus in die Hände zu fallen. *) Dagegen aber hat man allerdings guten Grund, die gegenwärtige Theologie der low-church-Partei unter den Epiſkopalen, ſämmtlicher Diſſenters in England und der meiſten proteſtantiſchen Denominationen der Vereinigten Staaten einer rationaliſirenden Tendenz oder eines gewiſſen Semirationalismus zu beſchuldigen, der ebenfalls in ſeinen wahrſcheinlichen Folgen ſehr bedenklich iſt. Wir finden nämlich in der populären engliſchen und amerikaniſchen Theologie zwar einerſeits ein traditionelles Feſthalten an den meiſten Grundlehren des Evangeliums z. B. von der Dreieinigkeit, der Gottheit Chriſti, der Verſöhnung, der Wiedergeburt und Bekehrung, und einen regen Eifer für praktiſche Frömmigkeit, für Miſſions- und Tractatweſen und allerlei wohlthätige Unternehmungen, aber in Verbindung damit zugleich ſo niedrige

*) Ein kürzlich erſchienenes engliſches Werk: The Eclipse of Faith, or a visit to a religious Sceptic, 1852. äußert indeß die entgegengeſetzte Befürchtung und erklärt S. 9: „The principal peril for England is from a subtle *unbelief*, which, in various forms, is sapping the religion of our people, and which, if not checked, will by and by give the Romish bishops a better title to be called bishops in *partibus infidelium*, than has always been the case."

Anſichten über andere wichtige Dogmen, beſonders über die Kirche und die Sacramente, die dem eigentlichen Rationalismus wenigſtens ſehr nahe kommen, und überhaupt eine Tendenz, das Chriſtenthum ſeines myſtiſchen Gehaltes, ſeiner unendlichen Tiefe zu entleeren, es auf den Standpunkt des alltäglichen geſunden Menſchenverſtandes herabzuziehen und immer mehr dem Geiſte der Welt zu accommodiren. Dieſe kühle, verſtändige, unkirchliche Theologie hat manches Verwandte mit der ſogenannten ſupranaturaliſtiſchen Schule, welche in Deutſchland im vorigen Jahrhundert den letzten Ausläufer der lutheriſchen Orthodoxie und zugleich die Brücke zunächſt zum rationalen Supranaturalismus, dann zum ſupranaturalen Rationalismus und endlich zum vollen und conſequenten Rationalismus bildete. Die Zeit wird zeigen, ob der praktiſche Geiſt, welcher dem anglo-amerikaniſchen Proteſtantismus innewohnt, im Stande ſein wird, ihn vor dieſer Conſequenz zu bewahren.

Dieß iſt nun freilich ein niederſchlagendes Gemälde, und wenn das das Einzige wäre, ſo hätten wir allerdings alle Urſache, für das endliche Schickſal des Proteſtantismus ſehr beſorgt zu ſein. Allein glücklicher Weiſe iſt es auf der anderen Seite eine ebenſo unbeſtreitbare Thatſache, daß er in ſich die Kraft hat, den Rationalismus zu überwinden. Dieß iſt wenigſtens in Deutſchland großentheils ſeit den letzten dreißig oder vierzig Jahren in ſteigendem Maaße geſchehen. Dort hat der Herr eine große Anzahl ebenſo frommer und gottesfürchtiger, als hochbegabter und gelehrter Theologen erweckt, wie Neander, Olshauſen, Tholuck, Hengſtenberg, Gerlach, Müller, Nitzſch, Tweſten, Ullmann, Umbreit, Schmid, Rothe, Dorner, Lange, Harleß, Ebrard, Thierſch u. ſ. w., welche den Rationalismus in ſeinen verſchiedenen Formen tapfer und unermüdlich bekämpft, auf dem Felde der Exegeſe, Kritik, Kirchen- und Dogmengeſchichte, Dogmatik und Moral auf's kahle Haupt geſchlagen und jene evangeliſche Theologie gegründet oder fortgebildet haben, welche, während ſie die Subſtanz des alten Glaubens treu bewahrt und lebendig reproducirt, doch zugleich die Forderungen der Wiſſenſchaft in höherem Grade befriedigt, als die ältere proteſtantiſche Orthodoxie, und welche ſich, als die gelehrteſte, geiſtvollſte und lebenskräftigſte Theologie der Gegenwart, trotz aller ihr noch anklebenden Mängel und Unvollkommenheiten, immer mehr auch außerhalb Deutſchlands, in Frankreich, Holland, England, Schottland und Nordamerika Eingang verſchafft. Wir brauchen darauf um ſo weniger näher einzugehen, als wir uns darüber erſt kürzlich in einer Reihe von Aufſätzen über die deutſche Theologie, beſonders auch im Septemberheft 1852 S. 321—338 ausführlich ausgeſprochen haben, worauf wir hiemit zurückzuweiſen uns erlauben. Wenn man alſo dem deutſchen Proteſtantismus nicht mit Unrecht vorwerfen muß, daß er die gefährlichſten Syſteme des wiſſenſchaftlichen Unglaubens aus ſeinem Schooße erzeugt habe, ſo darf ihm

andererſeits auch der Ruhm nicht geſchmälert werden, dieſelben mit den ehrenwerthen und rein geiſtigen Waffen einer Gott und Chriſto geweihten Gelehrſamkeit glaubensmuthig bekämpft und die heil. Schrift und die Kirche gegen ihre neuſten Feinde ſiegreich vertheidigt zu haben. Die römiſche Kirche hat während derſelben Periode bei weitem keine ſo große Thätigkeit auf dem Gebiete der Theologie entfaltet, als die evangeliſche Kirche in Deutſchland, und die wiedererwachte deutſche katholiſche Literatur von Möhler, Hefele, Hug, Drey, Hirſcher, Staudenmeier ꝛc., trägt überall die deutlichen Spuren des anregenden Anſtoßes und Einfluſſes, den ſie von ihrer proteſtantiſchen Nachbarin erhalten hat.

Wir haben mithin alle Urſache, uns über dieſen Punkt zu beruhigen und die wiedererwachte gläubige evangeliſche Theologie innerhalb des Proteſtantismus für ein ſicheres Unterpfand dafür anzuſehen, daß der Herr noch nicht von ihm geſchieden iſt und noch große Dinge mit ihm vorhat. Im Vergleich mit den miſerablen Zuſtänden, mit der faſt allgemeinen geiſtlichen Dürre und Stagnation gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, hat der gegenwärtige Proteſtantismus unendlich mehr theoretiſches und praktiſches Leben, Eifer und Thätigkeit für alle Gebiete des Reiches Gottes. Wo aber Leben iſt, und zwar Leben aus Gott in Chriſto, da iſt immer auch Hoffnung, Zukunft, Fortſchritt, da kann nur der Kleinglaube oder die Melancholie verzagen und verzweifeln.

Wie ſteht es nun aber mit dem zweiten Hauptübel, an welchem der Proteſtantismus gegenwärtig krank darniederliegt, nämlich mit der Zerſplitterung? Schon die Zwiſtigkeiten unter den Reformatoren und die wüthenden dogmatiſchen Parteikämpfe in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gaben nur zu deutlich einen dem Princip der Auflehnung des Privaturtheils gegen die kirchliche Autorität inhärirenden Mangel an Einheit zu erkennen. Jetzt vollends exiſtirt der Proteſtantismus bekanntlich nicht als ein einheitlicher Körper, ſondern als eine an ſich unbeſtimmbare und im Zunehmen begriffene Anzahl von Confeſſionen, oder Denominationen und Secten, von welchen jede ihr eigenes Glaubensbekenntniß, ihre eigene Verfaſſung und ihren eigenen Cultus hat. Zwar unterhalten wenigſtens einige Denominationen in Amerika einen freundſchaftlichen Delegaten-Wechſel. Allein wer hinter den äußeren Vorhang zu ſchauen weiß, der muß geſtehen, daß derſelbe meiſt auf eine pure Formalität, wo nicht gar auf eine heuchleriſche Farce hinauskommt, daß jede Denomination im Ganzen doch ſelbſtſüchtig das Ihre ſucht, ſich auf Koſten der anderen aufzubauen ſtrebt und leider durch das Geſetz der Selbſterhaltung manchmal zu einem excluſiven und parteiiſchen Verfahren gezwungen wird, welches die beſſere Ueberzeugung und das chriſtliche Herz im Grunde verdammen muß. Sodann ſind dieſelben Denominationen wieder in ſich geſpalten oder doch

bloß äußerlich durch einen entweder von einem Menſchen hergenommenen oder eine bloß untergeordnete Differenz bezeichnenden Namen zuſammengehalten, wie lutheriſch, arminianiſch, wesleyiſch, biſchöflich, presbyterianiſch, methodiſtiſch, baptiſtiſch, — lauter Namen, die, beiläufig geſagt, in ſolcher Anwendung, als charakteriſtiſche und unterſcheidende Taufnamen religiöſer Geſellſchaften, noch weit weniger aus der Schrift vertheidigt werden können, als die von inſpirirten Apoſteln hergenommenen und von Paulus deſſenungeachtet ſo entſchieden verworfenen und verurtheilten Benennungen pauliſch, kephiſch, apolliſch. So herrſcht z. B. keine organiſche, geregelte Verbindung zwiſchen den proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands und ihren entſprechenden Töchtern in Amerika, zwiſchen der biſchöflichen Staatskirche Englands und derſelben Denomination in den Vereinigten Staaten, zwiſchen der ſchottiſch presbyterianiſchen und der amerikaniſch presbyterianiſchen Kirche, während die römiſche Kirche in allen Ländern dieſelbe Lehre, Verfaſſung und Cultus hat und von einem und demſelben Centralwillen, dem römiſchen Biſchofe geleitet wird. Ja die Feindſchaft zwiſchen den verſchiedenen Parteien oder Sectionen in einer und derſelben Benennung, z. B. zwiſchen der high- und low-church party in der biſchöflichen Kirche, zwiſchen der etablirten und der freien Kirche Schottlands, zwiſchen der alten und neuen Schule der Presbyterianer Amerikas, zwiſchen dem Methodismus des Nordens und des Südens, der ſich bekanntlich bloß wegen der Sklaverei getrennt hat, zwiſchen den calviniſtiſchen und campbelliſtiſchen Baptiſten, zwiſchen den Altlutheranern und den mehr gemäßigten lutheriſchen Synoden unſeres Landes und unter den erſteren wieder zwiſchen den Miſſouriern und der noch bigotteren Grabauiſchen Synode, — iſt nicht ſelten viel bitterer und leidenſchaftlicher, als die Feindſchaft der verſchiedenen Denominationen. Dieſes oft äußerſt widerwärtige und ekelhafte Secten- und Parteigezänke kennen freilich zum Glücke nur diejenigen in ſeinem ganzen Umfange, denen die unangenehme Pflicht zufällt, wie z. B. dem Schreiber dieß, von Woche zu Woche und von Tag zu Tag die ganze denominationelle Zeitungsliteratur des Landes zu beobachten. Eine allgemeine Kunde deſſelben unter den Gemeindegliedern würde den Intereſſen des Chriſtenthums äußerſt nachtheilig ſein und dem Skepticismus und Unglauben einerſeits und der römiſchen Kirche andererſeits gewiß mächtig in die Hände arbeiten.

In Europa iſt zwar allerdings das Sectenweſen bei weitem nicht ſo weit gediehen, als in Amerika. In Deutſchland, in der Schweiz, in Frankreich, in Holland z. B. gibt es eigentlich, wenn man von ein Paar an Zahl und Einfluß ſehr geringen Secten abſieht, bloß drei chriſtliche Religionsparteien, Katholiken, Lutheraner und Reformirte, und in mehreren deutſchen Ländern, wie in Preußen, Württemberg und Baden, ſind

Digitized by Google

auch die beiden letzteren zu Einer evangeliſchen Kirche, wenigſtens äußerlich, verſchmolzen. Allein der Grund davon iſt nicht in der größeren inneren Cohäſionskraft des europäiſchen Proteſtantismus, ſondern faſt lediglich in der Verbindung des Staates mit der Kirche zu ſuchen und weiſt uns auf ein anderes Uebel im Proteſtantismus, nämlich ſeine unſelbſtſtändige Stellung gegenüber dem Staate, hin. Das allein angemeſſene und würdige Verhältniß der Kirche zum Staate iſt entweder gänzliche Trennung, wie in den Zeiten vor Conſtantin und in den Ver. Staaten, oder Herrſchaft der erſten über den zweiten, wie im Alten Teſtament und im Mittelalter; die Herrſchaft des Staates über die Kirche aber, das Syſtem des Territorialismus, Cäſareopapismus, oder wie es in England gewöhnlich genannt wird, des Eraſtianismus iſt eine Umkehr der göttlichen Ordnung, eine Ueberordnung des Weltlichen über das Geiſtliche, des Zeitlichen über das Ewige, des Leibes über die Seele, der Politik über die Religion. Bekanntlich haben leider ſchon die deutſchen Reformatoren den ſie beſchützenden Fürſten, die ſchweizeriſchen Reformatoren den Magiſtraten von Zürich, Bern, Baſel und Genf die biſchöflichen Rechte übertragen, und Cranmer gab ſich vollends zu einem ganz willfährigen Werkzeug des deſpotiſchen, wollüſtigen und launiſchen Heinrich VIII hin, welcher der engliſchen Hierarchie den päpſtlichen Kopf abſchlug, um ſein eigenes Haupt auf den blutigen Rumpf zu ſetzen. Was zunächſt bloß als ein interimiſtiſcher Nothſtand angeſehen und z. B. von Melanchthon ſchon nach kurzer Erfahrung als der Anfang großer Confuſion und einer allmähligen Knechtung der Kirche unter weltliche und politiſche Intereſſen aufrichtig beklagt wurde, ſo daß er ſich in der Unterſchrift der ſchmalkaldiſchen Artikel ſogar zur Anerkennung des Primates des Papſtes unter Vorbehalt der Freiheit des Evangeliums bereit erklärte, das wurde nur zu bald ein geſetzlicher Rechtszuſtand und eine neue Theorie des Kirchenregiments, welche die älteren proteſtantiſchen, beſonders lutheriſche und biſchöfliche Theologen ſich die vergebliche Mühe gaben, aus dem alten Teſtamente als ſchriftmäßig zu erweiſen. Der Landesfürſt iſt in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands, in Dänemark, Schweden und Norwegen der oberſte Biſchof (summus episcopus) und die Spitze des ganzen Kirchenregiments, von ihm gehen in höchſter Inſtanz die Ernennungen zu geiſtlichen Stellen, die disciplinariſchen und gottesdienſtlichen Anordnungen, die Einführung neuer Geſangbücher und Liturgieen, ja wenn es nöthig iſt, ſelbſt neuer Glaubensbekenntniſſe aus. Welch eine Anomalie, ein Biſchof ohne theologiſche Erziehung, ohne Ordination, alſo auch unfähig, das Predigtamt und die Sacramente, dieſe eigentlich biſchöflichen Functionen, zu verwalten, und dennoch mit der höchſten kirchlichen Gewalt über die ganze Landeskirche bekleidet! Am auffallendſten aber tritt dieſes abnorme und unnatürliche Verhältniß zu Tage in Sachſen und Bay-

ern, wo der mit dem Primat über die evangeliſche Landeskirche betraute Fürſt ein römiſcher Katholik iſt, und in England, wo der „supreme governor of all causes spiritual as well as temporal" ſchon mehrmals ein Weib war und gegenwärtig iſt, als wäre dort die alte Fabel von der Päpſtin Johanna zur hiſtoriſchen Wirklichkeit geworden! In all dieſen Ländern iſt die Kirche, die Braut Jeſu Chriſti, ihrer Selbſtſtändigkeit beraubt und muß ſich als Werkzeug von der Staatsmaſchine gebrauchen laſſen, alle Geiſtlichen ſind Staatsdiener und hängen inſofern mehr oder weniger von der Gnade und von den Launen eines weltlichen Fürſten oder ſeiner Räthe und Diener, jedenfalls von dem Nationalwillen ab, über welchen doch die Kirche, als die wahrhaft katholiſche, ſo gut als über alle anderen particulären Schranken, erhaben ſein ſollte.

Dieß gilt ſelbſt von der anglicaniſchen Kirche, welche ſonſt wegen ihrer Reichthümer und ſocialen Stellung mehr Macht und Einfluß auf das Nationalleben übt, als irgend eine andere proteſtantiſche Landeskirche. Die Convocation oder die Synode darf ſich dort ſchon ſeit mehr als einem Jahrhundert nicht mehr verſammeln, und die Episkopalkirche muß ſich von einem Parlamente regieren laſſen, in welchem jetzt ſeit der Emancipationsacte ihre geſchworenen Feinde, die einſt von ihr mit grauſamen Strafgeſetzen verfolgten römiſchen Katholiken und proteſtantiſchen Diſſenters, Sitz und Stimme haben, ja in der neulichen Gorham-Controverſe hatte ein meiſt aus Laien und zwar zum Theil ſogar aus nicht-biſchöflichen Laien beſtehender Geheimer Rath (privy council) im Namen der Königin zu entſcheiden, was die Lehre dieſer Kirche von der Taufe und von der Wiedergeburt ſei! Ohne Zweifel iſt dieſer jetzt ſo fühlbar hervortretende gänzliche Mangel einer Lehrautorität, eines rein kirchlichen Tribunals zur Beilegung doctrineller und disciplinariſcher Streitigkeiten, dieſe völlige Abhängigkeit der biſchöflichen Kirche von dem Nationalwillen, wie er ſich gerade in dem einem ſteten Wechſel unterworfenen Parlamente und Miniſter-Cabinete ausſpricht, ein Hauptgrund, der manche Puſeyiten zum Uebertritt nach Rom veranlaßt hat und noch viele andere denſelben Weg führen wird, es ſei denn, daß, was nach einigen Anzeichen gar nicht unwahrſcheinlich iſt, die ganze puſeyitiſche Partei in Maſſe aus dem Eſtabliſhment (der Staatskirche) austritt und ſich auf ſelbſtſtändiger Baſis, ähnlich der vom Staate getrennten biſchöflichen Kirche von Schottland und wohl in enger Verbindung mit dieſer organiſirt. Das wäre ein intereſſantes Seitenſtück zu der Bildung der freien presbyterianiſchen Kirche in Schottland, welche ihre Entſtehung bekanntlich ebenfalls der Oppoſition gegen den Eraſtianismus verdankt. Um ſo mehr iſt es zu verwundern, daß die Biſchöfe und Geiſtlichen der Provinz Canterbury in ihrer neulichen Petition an die Königin um Wiederherſtellung der Convocation, die anſtößige Häreſie des Eraſtianismus ausdrücklich auf's

Neue ſanctioniren und der Krone die oberſte Gewalt in allen kirchlichen ſowohl, als weltlichen Angelegenheiten Englands zugeſtehen.

Dieſe Herrſchaft des Staates über die Kirche in den proteſtantiſchen Ländern Europas iſt nun, wie geſagt, der Hauptgrund, warum das Sectenweſen daſelbſt nicht ſo weit entwickelt iſt, wie in unſerem Amerika, wo beide Mächte gänzlich von einander getrennt ſind und vollkommene Religions- und Gewiſſensfreiheit herrſcht. Denn der Staat liebt immer Uniformität, weil dieſe die Regierungsmaſchine erleichtert. Sobald aber das Band zwiſchen Staat und Kirche in Europa gelöst und allgemeine Religionsfreiheit geſtattet würde, ſo würde auch der Proteſtantismus daſelbſt in ebenſo viele Parteien und Secten zerfallen, wie in den Vereinigten Staaten. Das iſt ja bereits in demſelben Grade der Fall, in welchem dieſe Freiheit herrſcht. Schweden z. B. iſt noch immer ganz lutheriſch, aber bloß deßhalb, weil die Staatsgeſetze den Uebertritt zu einer anderen Kirche bei Strafe der Verbannung und der Confiscation aller Güter verbieten, während in England, wo in Folge der puritaniſchen Bürgerkriege die Diſſenters, wenn gleich nicht dieſelben Privilegien, wie die Epiſkopaliſten, ſo doch vollkommene Duldung und ungeſtörte Ausübung ihres Cultus genießen, neben der biſchöflichen Staatskirche faſt eben ſo viele proteſtantiſche Denominationen und Secten exiſtiren, als in Nordamerika, und ebenſo wenig einen Trieb und eine Fähigkeit kundgeben, ſich mit einander zu vereinigen, außer wo ein ganz negativer Zweck, die Polemik gegen das Papſtthum, eine temporäre Zuſammenwirkung zu Stande bringt, wie in der neulichen Demonſtration gegen das deſpotiſche Verfahren der toscaniſchen Regierung in der Madiai-Angelegenheit. Derſelbe Zuſtand der Dinge würde bei gleicher Toleranz in Deutſchland eintreten, ja wenn alle theologiſchen Schulen und Syſteme dieſes geiſtig ſo ungemein regſamen Landes ſich in ebenſo viele Denominationen und Secten verkörpern würden, wozu es indeß freilich den meiſten an hinlänglichem praktiſchen Intereſſen gebräche: ſo würde die Zahl derſelben den langen Katalog der Ruppiſchen Sectengeſchichte der Vereinigten Staaten weit überſteigen.

Das Sectenweſen iſt alſo, kann man wohl ſagen, eine Naturkrankheit des Proteſtantismus, es klebt ihm von Hauſe aus eine Neigung zur Spaltung und Trennung an, und die geringſte Differenz der Lehre oder Disciplin ſcheint ihm ſchon eine Seceſſion zu rechtfertigen. Allerdings gibt es in der römiſchen Kirche auch Streitigkeiten und Zänkereien genug, z. B. unter den verſchiedenen Mönchsorden; allein dieſe ſind entweder perſönlicher Art, gehen aus Neid und Eiferſucht hervor, oder ſie beziehen ſich auf ſolche Punkte, worüber die kirchliche Autorität nicht entſchieden hat, während die einmal feſtgeſtellte Lehre, Verfaſſung und Gottesdienſt unberührt bleiben, alſo die Idee der kirchlichen Einheit objectiv bewahrt wird. Auch

thut man ihr Unrecht, wenn man dieſe Einheit bloß aus Prieſterzwang und Gewiſſenstyrannei ableitet. Denn warum würden in dieſem Falle z. B. die Katholiken der Vereinigten Staaten, wo Kirche und Staat gänzlich getrennt, wo demokratiſche Unabhängigkeitsideen an der Tagesordnung ſind und der Papſt nicht den mindeſten politiſchen, ſondern bloß einen moraliſchen Einfluß hat, ſich nicht von dem römiſchen Stuhl emancipiren und einen ſelbſtſtändigen amerikaniſchen Nationalkatholicismus aufrichten? Vielmehr aber ſind ſie ſo eifrig, ja eifriger papiſtiſch, als die Italiener, die unter katholiſchen Regierungen leben und durch die Staatsgeſetze vom Uebertritt zu einer anderen Religion verhindert ſind. Das läßt ſich doch wohl bloß aus dem inneren Einheits- und Uniformitätstrieb dieſer Kirche ſelbſt erklären.

Nun kann und muß man zwar allerdings ſagen, daß die Spaltung des Proteſtantismus in verſchiedene von einander unabhängige Confeſſionen und Denominationen die Einheit der Kirche nicht durchaus aufhebt, da ja die evangeliſchen Symbole in den weſentlichſten Punkten der Glaubenslehre mit einander übereinſtimmen, und die verſchiedenen Glieder derſelben, wenn ſie anders wahre Chriſten ſind, ſich bei näherer perſönlicher Bekanntſchaft doch als Brüder anerkennen und lieben. Auch in der korinthiſchen Gemeinde gab es Parteiungen, Petriner, Pauliner und Apollonier, und ſelbſt zwiſchen Paulus und Petrus trat eine temporäre Spannung in Antiochien ein, ja die ganze apoſtoliſche Kirche beſtand bei all ihrer weſentlichen Einheit aus den beiden auf einer entgegengeſetzten nationalen Baſis ruhenden Abtheilungen des Juden- und Heidenchriſtenthums, es dauerte geraume Zeit, bis dieſelben zu einem organiſchen Ganzen zuſammenwuchſen, und der Hauptzweck des Apoſtel-Concils zu Jeruſalem war, eine förmliche Spaltung derſelben wegen der Frage über die Geltung des Geſetzes zu vermeiden. Ein Körper kann krank ſein und hört darum doch nicht auf, ein Körper zu ſein. Aehnlich verhält es ſich ja auch mit dem Prädicate der Heiligkeit, das der Kirche ebenfalls weſentlich zukommt, obwohl es in ihrem Schooße, wenn man auf ihre Mitgliedſchaft ſieht, zu allen Zeiten, ſelbſt in der apoſtoliſchen Periode, eine Maſſe von Sünde und Laſter gab. Allein jeder, der die Bibel aufmerkſam geleſen und den Geiſt des Chriſtenthums an ſich erfahren hat, der muß zugeben, daß Spaltungen und Trennungen aus dem ſündigen Fleiſche kommen und daß das Sectenweſen die Schönheit der Kirche verdunkelt, ihre Kraft und Wirkſamkeit hemmt und ſeinem innerſten Weſen nach antichriſtlich iſt. So gewiß es nur Einen Gott und Einen Heiland, ſo gewiß es nur Eine Taufe, Einen Glauben, Eine Wahrheit gibt, ſo gewiß kann es auch nur Eine Kirche geben. Der Herr hat nur Ein Reich, nicht ein halb Dutzend, oder gar hundert und fünfzig Denominationen und Secten geſtiftet; der Apoſtel Paulus ſpricht immer nur von

Einem Leibe Jeſu Chriſti, wie er die Kirche ſo gerne nennt, und würde die Vorſtellung von mehreren Leibern Chriſti als eine Monſtroſität verworfen haben. Das Hauptgebot, das der ſcheidende Heiland ſeinen Jüngern gab und deſſen Beobachtung er als das ſichere Kennzeichen ſeiner Jüngerſchaft hinſtellte, iſt das Gebot der Bruderliebe, und ſein letztes, ſein hoheprieſterliches Gebet erflehte die vollkommene, und zwar nicht eine bloß unſichtbare, ſondern eine der Welt erkennbare und auf ſie einwirkende Einheit aller Gläubigen, in welcher ſich die ewige und ſelige Harmonie zwiſchen Vater und Sohn abſpiegeln ſollte. Unter den Ermahnungen der apoſtoliſchen Briefe nimmt die Ermahnung zur Eintracht und Liebe und die Warnung vor Spaltung, Zank und Streit Eine der allererſten Stellen ein und kehrt beinahe in jedem Kapitel wieder. Man leſe nur z. B. den Epheſerbrief, der recht eigentlich von der Gemeinde Jeſu Chriſti, ihrer inneren und äußeren Einheit und Einigkeit handelt. Eine bloß innere, geiſtige, unſichtbare Einheit genügt hier offenbar nicht. „Ein Leib und Ein Geiſt“, ſagt der Apoſtel (Eph. 4, 4.) Schon die fortwährende Bezeichnung der Kirche als des Leibes Chriſti ſchließt die Erkennbarkeit aller ihrer Eigenſchaften in ſich. Sie iſt gleich einer Stadt Gottes auf dem Berge, die von allen Seiten her geſehen und bewundert werden kann (vgl. Matth. 5, 14—16.) Jede geiſtige Kraft muß ſich auch äußern und wirkſam erweiſen. So gewiß als der Glaube, um ein wahrer, rechtfertigender und ſeligmachender zu ſein, nicht bloß im Kopfe und in der Vorſtellung bleiben darf, ſondern in der Liebe, in guten Werken, in einem gottgeheiligten Lebenswandel ſich thätig erweiſen muß: ſo gewiß muß auch die kirchliche Einheit, Heiligkeit und Allgemeinheit, um der Idee der Kirche und den Forderungen der heil. Schrift zu entſprechen, aus der Innerlichkeit und Unſichtbarkeit hervortreten und ſich objectiv verwirklichen und kundgeben, damit auch die Welt durch die Gewahrung dieſer Einheit zum Glauben an den Sohn Gottes geführt werden möge (vgl. Joh. 17, 21.)

Es fragt ſich nun, ob der Proteſtantismus genug Lebenskraft in ſich habe, dieſe ihm anhaftende Krankheit der Zerſplitterung und des Secten- und Denominationenweſens zu überwinden und ſich kirchlich zu conſolidiren und zu concentriren. Wenn er im Stande war, den Rationalismus auf theoretiſchem Gebiete ſiegreich zu bekämpfen, ſo ſollte man von vorneherein erwarten, daß es ihm gelingen werde, auch das praktiſch kirchliche und religiöſe Leben wieder zu erneuern. Und ſicherlich wird jeder unbefangene Kenner zugeben müſſen, daß der Proteſtantismus neben jenen centrifugalen, ſchismatiſchen und ſectireriſchen Tendenzen auch kräftige conſervative und kirchliche Elemente in ſich ſchließt, und daß dieſe letzteren gerade in der neuſten Zeit im Gegenſatz gegen den religiöſen Subjectivismus und Rationalismus im Wachſen begriffen ſind. Dieß beweiſen

einmal zwei eng verwandte, wenn gleich in anderer Hinſicht auch wiederum ſehr verſchiedene Erſcheinungen, welche in den zwei letzten Decennien ſehr raſche Fortſchritte gemacht haben, und denen man jedenfalls eine große Bedeutung für die Gegenwart zugeſtehen muß, wie ſehr man auch von ihren Grundſätzen abweichen mag, nämlich der Puſeyismus und das ſymboliſche Lutherthum. Der erſtere hat ſeit dem Jahre 1833 die ganze engliſch biſchöfliche Kirche in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten in Bewegung geſetzt und ſauerteigartig durchdrungen; das letztere iſt, nachdem es längere Zeit bloß als ſeparatiſtiſche Bewegung ſich fortpflanzte, neuerdings auch in die evangeliſche Landeskirche von Preußen eingedrungen und macht auch in anderen deutſchen Ländern, beſonders in Hannover, Bayern und Sachſen Fortſchritte. Beide ſind zwar retrograde, aber durch den modernen Subjectivismus und Indifferentismus als Reactionen vollkommen berechtigte Richtungen, mit dem Unterſchiede, daß der Puſeyismus auf die alt-katholiſche, das Lutherthum auf die alt-lutheriſche Orthodoxie und Kirchenordnung zurückgeht und ſie wieder zu beleben ſucht, während beide in der Hochſtellung des objectiven, ſacramentalen und liturgiſchen Elementes der chriſtlichen Religion zuſammentreffen. Aber freilich nehmen beide einen pedantiſchen, engbegrenzten und excluſiven Standpunkt ein, und während der erſtere die nichtbiſchöflichen Sectionen des Proteſtantismus von ſeinem äußerlichen und mechaniſchen Begriffe der Kirche ausſchließt und noch dazu entſchieden romaniſirend iſt, weßhalb auch die conſequenteſten Puſeyiten bereits zum Papſtthum übergetreten ſind, oder noch übertreten werden: ſo iſt das letztere ganz und gar nicht geeignet, auf die reformirte Kirche einen Eindruck zu machen, da es derſelben ſchreiendes Unrecht anthut und ihre eigenthümlichen Gaben und Miſſion für das Reich Gottes gänzlich verkennt.

Einen liberaleren und umfaſſenderen Standpunkt nimmt die deutſche Union ein, welche von Preußen a. 1817 ausging und in kurzer Zeit in den meiſten deutſchen Ländern eingeführt wurde. Ihre Abſicht iſt bekanntlich, die lutheriſche und reformirte Kirche, dieſe beiden Hauptzweige des urſprünglichen rechtgläubigen Proteſtantismus, zu Einem Ganzen zu verſchmelzen, und als ein ernſter Verſuch, dieſes Reſultat zu Stande zu bringen, iſt ſie jedenfalls Eine der wichtigſten Thatſachen der neueren Kirchengeſchichte. Allerdings iſt dabei im Anfange gar viel confeſſionelle und dogmatiſche Gleichgültigkeit mit untergelaufen, auch hat ſich der Staat dabei nach unſerem Geſchmacke viel zu ſehr betheiligt. Denn wir haben nun einmal ſchon ſeit unſeren Studentenjahren eine unüberwindliche Abneigung gegen den Cäſaropapismus und jede Verfaſſungsform, welche die Würde und Selbſtſtändigkeit der Kirche beeinträchtigt. Deßhalb haben wir auch trotz des evangeliſch-unirten Standpunktes unſerer Theologie der

Union, ſofern ſie auf einer königlichen Cabinetsordre ruht und eine preußiſche Staatscreatur iſt, noch niemals das Wort geredet, obwohl wir ganz gut wiſſen, daß auch die Einführung der Reformation faſt in allen Ländern, ja des Chriſtenthums ſelbſt unter den germaniſchen Völkern im Anfange des Mittelalters nicht ohne Mitwirkung der weltlichen Fürſten und Regierungen zu Stande gekommen iſt. Hat ja z. B. ſogar ein ſonſt ſo erleuchteter Fürſt, wie Karl der Große, die heidniſchen Sachſen förmlich zur Taufe gezwungen, indem er ſie wider ihren Willen durch ſeine Soldaten durch die Flüſſe jagen ließ, während die Prieſter an den Ufern und auf Flößen die Taufgebete herſagen mußten! Allein die preußiſche, württembergiſche und badenſche Regierungen hätten die Union nie und nimmer einführen können, wenn wenigſtens nicht die Majorität des Volkes dazu reif und der alten confeſſionellen Scheidung herzlich müde geweſen wäre. Dazu kommt, daß die ganze moderne wiſſenſchaftliche Theologie Deutſchlands mit ſehr wenigen Ausnahmen dem Princip und Standpunkte nach unirt iſt, die lutheriſchen und reformirten Wahrheitselemente zu einem höheren Dritten zu verarbeiten ſucht, zugleich eine gerechtere und tiefere Auffaſſung und Würdigung des Katholicismus angebahnt hat, und offenbar die Keime einer neuen Zukunft der proteſtantiſchen Kirche in ſich trägt. Endlich iſt ſeit dem Jahre 1848 ohne allen Einfluß der Fürſten und weltlichen Regierungen, rein aus dem inneren religiöſen Triebe des beſten Theils der deutſchen Chriſtenheit heraus und als die ſchönſte praktiſche Frucht der unirten evangeliſchen Theologie eine Bewegung entſtanden, die gewiſſermaaßen noch viel wichtiger und umfaſſender iſt, als die ſtaatskirchliche Union, und ſeitdem von Jahr zu Jahr die edelſten Kräfte deutſcher Theologie, Frömmigkeit und Kirchlichkeit aus allen Ländern verſammelt. Wir meinen den Deutſchen Kirchentag, deſſen praktiſcher Zweck auf die Bildung einer Conföderation ſämmtlicher evangeliſcher Landeskirchen deutſcher Zunge und zugleich auf die Förderung des chriſtlichen und kirchlichen Lebens in all ſeinen Formen und Verzweigungen gerichtet iſt. In enger Verbindung mit ihm ſteht der Verein für das große Werk der inneren Miſſion, deſſen leitender Genius der Francke unſeres Jahrhunderts, Dr. Wichern von Horn bei Hamburg iſt, und der bereits ungemein viel Gutes unter den verwahrlosten Volksklaſſen gethan hat. Kurz das Werk der Regeneration der evangeliſchen Kirche hat kräftig und erfolgreich begonnen, und bereits iſt auch in Preußen nach dem Vorgange der Reformation eine förmliche Kirchenviſitation, ſowie in Folge der ſehr erfolgreichen Jeſuitenmiſſionen, die Reiſe- und Evangeliſten-Predigt in Bewegung geſetzt, überall ſcheint ein neues Leben und ein neuer Eifer zu erwachen. Ein gemeinſames Geſangbuch, Eine Kirchenagende für die evangeliſchen Lande Deutſchlands

ſteht in Ausſicht, um der entſetzlichen Confuſion und Willkühr im Gottesdienſt ein Ende zu machen, und von all dieſen erfreulichen Erſcheinungen und Bewegungen iſt dieſer Deutſche Kirchentag, der erſt fünf Jahre exiſtirt, aber bereits von 6 bis 800 der angeſehenſten und frömmſten Geiſtlichen aus allen deutſchen Provinzen beſucht wird, der lebendige, einigende, treibende und fördernde Mittelpunkt.

Nun wiſſen wir zwar wohl, daß eine Conföderation aller deutſchen proteſtantiſchen Kirchen, auch wenn ſie wirklich nach der urſprünglichen Abſicht des Kirchentags zu Stande kommt, an und für ſich der Idee kirchlicher Einheit noch keineswegs vollkommen entſpricht, und ſodann, daß es ſich ja zuletzt nicht bloß um die Unirung der lutheriſchen und reformirten Kirchen Deutſchlands, ſondern auch der übrigen ebenſo wichtigen Sectionen des Proteſtantismus in Frankreich, Holland, England, Schottland und Nordamerika, ja aller wahren Kinder Gottes auf Erden, handelt. Allein dieſes Werk iſt ſo groß und ſo umfaſſend, daß mehrere Generationen zu deſſen Ausführung erfordert werden, und wahrſcheinlich wird es erſt bei der Wiederkunft Chriſti vollſtändig in's Leben treten. Jedenfalls iſt ein Anfang dazu gemacht, ein großer Theil der Kirche iſt der Spaltung und Trennung von Herzen müde, betet und ringt nach Vereinigung im Geiſt und in der Wahrheit. Auch durch die engliſche und amerikaniſche Chriſtenheit zieht ſich eine ſolche Sehnſucht nach Union hin. Einen ſchlagenden Beweis dafür liefert die im Jahre 1846 zu London gehaltene und faſt von allen proteſtantiſchen Benennungen beſchickte ſogenannte Weltsconvention, die indeß freilich gänzlich fehlſchlagen mußte, und zwar hauptſächlich deßhalb, weil ſie die Union nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um eines polemiſchen Zweckes willen, nämlich zu deſto kräftigerer Bekämpfung der römiſchen Kirche ſuchte. Die Beſchränkung des Reiches Chriſti auf den Proteſtantismus iſt eine bodenloſe Vernirtheit, die vor jedem unbefangenen Blick in die Gegenwart und in die Vergangenheit, beſonders die Zeit vor der Reformation bis hinauf zum zweiten Jahrhundert zu Schanden wird. Iſt die römiſche Kirche als ſolche nicht der Antichriſt, wie die meiſten Redner der Londoner Weltsconvention vorauszuſetzen ſcheinen, ſondern wie jeder unbefangene Beobachter und Kenner der Geſchichte zugeben muß, ein weſentlicher und ſehr wichtiger Theil des Reiches Gottes, womit die Anſicht ſehr wohl vereinbar iſt, daß ſie viele antichriſtliche Elemente in ſich enthält, von denen ja auch kein Zweig des Proteſtantismus freigeſprochen werden kann: ſo muß ſich die Idee der wahren Union nothwendig auch auf die römiſche und die mit ihr in allen weſentlichen Punkten übereinſtimmende griechiſche und griechiſch-ruſſiſche Kirche erſtrecken, damit das Wort von dem Einen Hirten und der Einen Heerde in ſeinem vollſten Sinne in Erfüllung gehe.

Damit kommen wir auf den Anfang unſeres Aufſatzes zurück und ſchließen mit einem hoffnungsvollen Ausblick in ein johanneiſches Zeitalter der Kirche, wo ſich ihre bisherigen Gegenſätze und Disharmonieen in die höhere Harmonie vollkommener Erkenntniß und heiliger Liebe auflöſen werden. Hier lächelt freilich der Unglaube und Kleinglaube und ſchüttelt ſpöttelnd das Haupt. Er hält es für ſchlechterdings unmöglich, daß Katholicismus und Proteſtantismus je ſich vereinigen laſſen. Aber was Menſchen unmöglich iſt, das iſt Gott möglich. Wer hätte es je gedacht, daß Juden und Heiden, die zur Zeit Chriſti in tödtlicher Feindſchaft und ſtolzer Verachtung ſich gegenüber ſtanden, je ſich zur gemeinſchaftlichen Anbetung Gottes und in brüderlicher Liebe vereinigen würden? Und doch iſt das wenige Jahre nach der Gründung der Kirche geſchehen in den griechiſchen Gemeinden des Apoſtels Paulus durch die wunderwirkende Kraft des verſöhnenden Todes Chriſti und ſeines heiligen Geiſtes. Und pflanzte ſich auch die nationale Feindſchaft ſelbſt geraume Zeit in der Kirche fort, hegten auch die Gläubigen aus Iſrael noch allerlei Vorurtheile gegen die unbeſchnittenen Chriſten, wie wir beſonders aus dem 15ten Kapitel der Apoſtelgeſchichte, aus den Briefen an die Galater, Römer und Korinther ſehen: ſo wurden doch im Zeitalter des Johannes, des Apoſtels der Liebe und der Vollendung, das Judenchriſtenthum und Heidenchriſtenthum zu völliger organiſcher Einheit verſchmolzen. Sollte nicht eine neue Ausgießung des heil. Geiſtes daſſelbe Reſultat in unſerer Zeit, oder in der Zukunft zu Stande bringen können? Wir wiſſen wohl, daß die Zeit für eine ſolche Union noch nicht gekommen iſt, daß wir noch mitten in der Periode des pauliniſchen Kampfes und Gegenſatzes ſtehen, *) und wir haben

*) Ja wir würden uns nicht wundern, wenn es bei unſeren Lebzeiten noch zu einem neuen Religionskriege käme, der ſich möglicher Weiſe an die zu erwartende Colliſion zwiſchen Frankreich und England anſchließen möchte. Der neue Kaiſer Napoleon vertritt, wie er ſelbſt geſagt haben ſoll, nicht nur ein Princip, nämlich die Souveränität des Volkes im Gegenſatz gegen die Legitimität der Bourbonen und Orleaniſten, und eine Sache, nämlich die Glorie des Kaiſerreichs, ſondern auch eine Niederlage, nämlich Waterloo, und iſt deßhalb gebunden, ſie früher oder ſpäter zu rächen und die That Wilhelms des Eroberers in glänzenderem Maaßſtabe zu wiederholen. Allerdings iſt gegenwärtig der Friede die einzig vernünftige Politik für ihn, und das berühmte Wort, das er im letzten Herbſt zu Bordeaux äußerte, L'empire c'est la paix, iſt für die nächſte Zeit ohne Zweifel ganz ehrlich gemeint. Allein früher oder ſpäter wird er aller Wahrſcheinlichkeit nach den Manen ſeines Onkels den Frieden zum Opfer bringen und dem Durſt der Armee nach neuen Siegeslorbeeren nachgeben müſſen, es ſei denn, daß die Verſehung dem Gange der Dinge in Frankreich abermals eine unerwartete Wendung gibt, wie im Febr. 1848 und im December 1851. Der Ausbruch eines Krieges zwiſchen Frank-

nicht das mindeſte Vertrauen in alle voreiligen, unreifen, imaginären, eigenmächtigen Unionspläne. Hier läßt ſich mit menſchlichen Berechnungen und diplomatiſcher Klugheit ſchlechterdings nichts ausrichten, hier kann nur Gott ſelbſt durch die übernatürlichen Kräfte ſeines Geiſtes und durch den objectiven Gang geſchichtlicher Ereigniſſe helfen, die nicht in des Menſchen Hand liegen, obwohl er dabei natürlich der Vorſehung als Werkzeug dienen muß. Wir wiſſen auch gar wohl, daß die römiſche Kirche unſerer Anſicht ſcheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenſtellt, da ſie, ähnlich wie einſt die bigotten Juden auf die götzendieneriſchen Heiden, mit ſtolzer Selbſtgerechtigkeit auf den Proteſtantismus als einen gottloſen Abfall von der Kirche, als ein Conglomerat häretiſcher, ſich ſelbſt widerſprechender Secten, herabblickt, die in ihm ſo handgreiflich waltende Macht der Gnade und des Lebens Chriſti verkennt, an ihren alten Anſprüchen auf Einheit, Allgemeinheit, Heiligkeit, Apoſtolicität, Unfehlbarkeit und allein ſeligmachende Kraft, an all ihren anſtößigen Lehren und Gebräuchen mit unbeugſamer Beharrlichkeit und Conſequenz feſthält und nicht zu den geringſten Conceſſionen weder gegen die griechiſche, noch gegen die evangeliſche Kirche geneigt iſt. Allein wer weiß, ob der Herr nicht ein ähnliches Gericht über ſie vorbehalten hat, wie einſt über ſein Volk im alten Bunde, das er in die babyloniſche Gefangenſchaft führte, um es zu demüthigen? Wer weiß, ob die Zerſtörung Jeruſalems nicht ein Vorbild der Zerſtörung Roms durch den modernen Unglauben und Radicalismus iſt, der in Italien unterirdiſch wühlt und nur auf eine günſtige Gelegenheit wartet, um ſeine diaboliſchen Pläne auszuführen? Es ſcheint kaum möglich zu ſein, dem 18ten Kapitel der Offenbarung Johannis vollkommenes Genüge zu thun, wenn man es auf das heidniſche Rom beſchränkt, da dieſes nie völlig zerſtört worden iſt, es ſei denn, daß man die Stadt bloß für das Symbol des heidniſchen Römerreichs anſieht, und ſelbſt dann iſt der Sinn dieſer merkwürdigen Weiſſagung kaum völlig erſchöpft. Zwar glauben wir durchaus nicht an eine Zerſtörung des Katholicismus, weil ja das eine theilweiſe Zerſtörung des Chriſtenthums ſelbſt wäre; wohl aber an eine Regeneration und Modification deſſelben in Folge einer ſchweren Demüthigung und Heimſuchung, zu welcher vielleicht eine völlige Einäſcherung Roms, ſeines ſichtbaren Mittelpunktes,

---

reich und England aber würde bei der gegenwärtigen religiöſen Stimmung beider Nationen mehr oder weniger den Charakter eines Kampfes zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus annehmen, deſſen Ausgang ſich ſchwer vorausſehen läßt, da er vielfach theils von dem Benehmen der katholiſchen Irländer, theils von der Stellung der anderen europäiſchen Mächte, beſonders Rußlands abhängen wird, das ein feindlicher Rivale ſowohl Roms als Frankreichs, aber freilich auch weder dem Proteſtantismus, noch England günſtig iſt.

Digitized by Google

und eine neue Vertreibung des Papſtes erforderlich ſein möchte. Wenn man bedenkt, daß ſelbſt die blühendſten Sitze des apoſtoliſchen Urchriſtenthums in Paläſtina, Syrien, Kleinaſien und Griechenland dem göttlichen Strafgerichte erlegen ſind, daß Aegypten, wo einſt ein Marcus, Clemens, Origenes, Athanaſius, daß Nordafrika, wo Tertullian, Cyprian, Auguſtin ihre geſegnete Thätigkeit für chriſtliche Wiſſenſchaft und chriſtliches Leben entfalteten, dem Vandalismus und Muhammedanismus anheimfielen, daß der ungläubige Radicalismus a. 1848 und '49 von Rom eine Zeit lang wirklich Beſitz nahm, den Paſt zur Flucht nöth'gte und nur durch Einmiſchung franzöſiſcher Waffengewalt geſtürzt werden konnte: ſo wird man die obige Vermuthung nicht als eine ſo ganz unmögliche von vorne herein verwerſen. Jedenfalls ſteht uns ſo viel feſt, daß, wie auch der ſelige Möhler in ſeiner Symbolik ſagt, eine gründliche Buße der Katholiken und Proteſtanten und das beiderſeitige aufrichtige Bekenntniß der gemeinſamen ſchweren Schuld den Freuden des Verſöhnungsfeſtes vorangehen muß.

Wie übrigens dieſe Vereinigung näher zu denken ſei, als eine Auflöſung des Katholicismus in den Proteſtantismus, oder als eine Auflöſung des Proteſtantismus in den Katholicismus und eine dadurch bedingte Regeneration des letzteren, oder endlich als eine Aufhebung beider in ein höheres Drittes: das iſt eine intereſſante Frage, deren Beantwortung uns aber zu weit führen würde. Wir wollen bloß bemerken, daß uns die letzte Anſicht die wahrſcheinlichſte ſcheint und an den geſchichtlichen Analogieen, beſonders an der Verſöhnung des Geſetzes und der Propheten in der Perſon des Täufers, des unmittelbaren Vorläufers Chriſti, und noch mehr an der Verſchmelzung des petriniſchen Judenchriſtenthums (des Typus der katholiſchen Kirche) und des pauliniſchen Heidenchriſtenthums (des Typus der evangeliſchen Kirche) zur Zeit und durch die Wirkſamkeit des Johannes, eine bedeutende Stütze hat. Ueber das endliche Ziel darf uns in keinem Falle bange ſein. Denn Jeſus Chriſtus iſt Derſelbe, geſtern, heute und in alle Ewigkeit, und alle ſeine Verheißungen ſind Ja und Amen!

Jakob Böhme,

der teutoniſche Theoſoph.

1. Jakob Böhme und das Urtheil der Nachwelt.

Bei dem großen Wechſel, dem alles Menſchliche unterworfen iſt, kann man ſich auch darüber nicht wundern, daß Namen, welche auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft lange vergeſſen waren, endlich nach langer Verkennung wieder zu Ehren kommen durch die Wiſſenſchaft. Manchem Geiſte, den ſeine Zeit nicht verſtand, weil er vereinzelt in ihr ſtand, iſt der Proceß gemacht worden und Haß und Verachtung hatten ihn in's Grab gelegt; aber ein folgendes Geſchlecht, das zwiſchen ſich und dem Todten Sympathieen fand, rief ihn wieder in's Leben zurück.

Auch an dem Manne, von dem dieſe Zeilen reden, und an ihm beſonders iſt dieß in reichem Maaße wahr geworden. Beinahe zwei Jahrhunderte waren hingegangen, ſeit der geniale Görlitzer Schuſter Jakob Böhme, der philosophus oder eigentlich richtiger der theosophus teutonicus, (geb. 1575, geſt. 1624) ſein nach dem Licht der Ewigkeit ſchmachtendes Auge im Tode geſchloſſen. Die Wiſſenſchaft ſchien längſt mit ihm fertig zu ſein; Theologie, Metaphyſik und Naturwiſſenſchaft, zu denen er in unmittelbarer Beziehung ſtand, ſchienen einſtimmig den Stab über ihn gebrochen zu haben; das Urtheil, daß er ein unklarer, ſich ſelbſt nicht verſtehender Schwärmer ſei, war ſo ziemlich in die weiteſten Kreiſe übergegangen; die Schwierigkeit und Dunkelheit ſeiner Sprache ſtieß Jeden ab, der mit ihm in Bekanntſchaft treten wollte und wahren Gewinn oder gar Genuß mochte Niemand beim Studium ſeiner Schriften ſich verſprechen. Da geſchah vor einem halben Jahrhundert das Unerwartete, daß die tiefſten Denker der neueren Zeit den lange verkannten Namen wieder mit Hochachtung nannten; daß ſie von Böhmes Werken zu reden anfingen, als von einer reichen Goldader in den in den Tiefen der Vergangenheit angelegten Bergwerken der Philoſophie; es ſchien, als ob der Lichtſtrahl aus dieſem hellen Sterne jetzt erſt in das Auge klarſehender Leute gefallen ſei und wirklich es iſt in den letzten fünfzig Jahren kaum ein bedeutendes deutſches Werk über metaphyſiſche Gegenſtände oder über die Geſchichte der Philoſophie erſchienen, in welchem

der Name des Schuſters von Görlitz nicht ſeine hervorragende Stelle gehabt hätte.

So ganz verſchollen war übrigens Jakob Böhme nicht in den zwei Jahrhunderten nach ſeinem Tode, wenn man ſchon ſeiner auf der breiten Heerſtraße der herrſchenden Richtung der Wiſſenſchaft damals nicht oft erwähnen hörte. Im Stillen hatte er immer eine Schaar auserleſener Freunde gehabt, und wie vortreffliche Gönner ihm bei ſeinen Lebzeiten dankbar huldigten, ſo fehlte es nicht an Einzelnen, welche an ſeinem Grabe Wache hielten, ob der große Todte nicht wieder erſtehen werde. Und fürwahr, es waren nicht die Aermſten, welche mit dem Geiſte des Geſchiedenen Umgang pflegten. Sie vertieften ſich um ſo lieber in ihn, je weniger eine armſelige Zeitphiloſophie, die Chriſtum ſo wenig als Böhme anerkennen wollte, ihnen Befriedigung geben konnte. Sie ſcheuten nicht das Dunkel, das um Böhmes Gedanken herlag; wie aus Wolkennacht warf er doch helle, leuchtende Blitze herab gegen ſie und ſie erfuhren die mächtige magnetiſche Kraft, die der Geiſt des Genius auf verwandte Geiſter auszuüben vermag. Kein Wunder, daß der tiefſinnige Oetinger, der Magus des Südens, der ſein Leben daran ſetzte, als Weſenheit und Leben darzuthun, was der Scheintheologie ſeines Jahrhunderts in der Bibel nur als flaches Bild, als leere Abſtraction galt, bei Böhme in die Tiefe blicken konnte, ohne daß er brauchte „ſein Nachäffer“ zu werden. Waren aber ſo nach einer Seite hin Männer der Gelehrſamkeit da oder dort im Stillen Freunde der eigenthümlichen Theoſophie Böhmes, ſo hatte er einen viel weiteren Kreis der Verehrer bei denen, die aus unmittelbar religiöſem, erbaulichem Intereſſe ſich zu ſeinen Füßen ſetzten. Viele, die mit der Kirche und beſonders mit dem ſtarren orthodoxſeinwollenden Dogmatismus des vorletzten und ebenſo mit der rationaliſirenden Wäſſerigkeit und Flachheit des letzten Jahrhunderts ſich nicht abfinden konnten, die irgend eine Spur davon gefunden hatten, daß noch viele Geheimniſſe ſeien, die nicht auf die Kanzel gebracht werden, griffen gerne nach Jakob Böhme, und, ohne klar zu wiſſen, was er eigentlich meine, mußten ſie doch den Eindruck von ihm bekommen, daß er der Geheimniſſe viele wiſſe, und bei wie Vielen hat der ſchon voraus gewonnen, der nicht Räthſel wahrhaft löſen, aber in reicher Fülle ſie darlegen kann. Auch weht durch Böhmes Schriften der Geiſt heiliger Andacht, ein Anbeten des großen Myſteriums der Offenbarung, eine von flammender Gottesliebe getragene Betrachtung aller Dinge im Jenſeits und Dießſeits, daß alle diejenigen, die beſonders damals eine ſtärkere Speiſe vertragen zu können glaubten, von ihm leicht ergriffen wurden, und heutzutage fehlt es noch nicht an ſolchen, die Jedem, der die unbedingte Bewunderung Böhmes mit ihnen nicht theilen mag, gar bald den rechten Geiſt der Einſicht und Erkenntniß in religiöſen Dingen abſprechen. So iſt auch in die Literatur, die dieſen Kreiſen angehört, vieles aus Böhmes Schriften übergegangen, wie wir denn manches, was ihm entnommen iſt, gar ſeltſam neben die Ausdrücke kindlich einfältiger Herzensfrömmigkeit in

Digitized by Google

den Werken des frommen ſchwäbiſchen Landmannes Michael Hahn hingeſtellt ſehen, ſo wie wir auch bei vielen ſchlichten Freunden ſeiner frommen Richtung in der gewöhnlich kleinen Hausbibliothek neben Bibel, Geſangbuch, Katechismus und Arndt's wahrem Chriſtenthum auch Jakob Böhmes koſtſpielige Werke aufgeſtellt finden können. Sehen wir das als nicht ganz gleichgültig und zufällig an und bedenken wir, daß Jakob Böhme ſchon zu ſeinen Zeiten von ſeinem Freunde Dr. Balthaſar Walther geradezu philosophus teutonicus genannt wurde, als ob dieſer damit hätte ausdrücken wollen, daß Böhme ſo recht grunddeutſch ſei und alſo auch das deutſche Volk ein ſonderlich Recht an ihn habe (ſ. Wullen, J. Böhmes Leben und Lehre p. 37).

Da ſteht es denn nun auch heutzutage gar ſonderbar mit dem Urtheil über dieſes deutſchen Philoſophen Werth und Bedeutung. Niemand wagt ihm das Lob zu verweigern, daß er eine fromme gottliebende Seele geweſen, daß nicht müſſige Träumerei oder eitle Sucht des großen Namens der Sporn ſeines literariſchen Arbeitens oder ſeines Forſchens war. Wer ihn nur mit dem Namen eines Schwärmers bezeichnen mag, der vergeſſe nicht, daß eine herzliche, lebendige Frömmigkeit, die tadellos das Leben Böhmes begleitete und die Tugend der Demuth und geduldigen Tragens zum beſonderen Stempel hatte, nicht leicht das Attribut der ſchwärmeriſchen Richtung iſt und daß dieß Urtheil nicht von einer gründlichen Kenntniß der Sache zeugt. Darin treffen wohl Alle zuſammen, die näher mit Böhmes Geiſt vertraut wurden, daß er ein Mann war von außerordentlicher Begabung, der nicht irgend einer Schulbildung, nicht angelerntem Wiſſen, ſondern dem ſchöpferiſchen Bilden Gottes unmittelbar, der außerordentlichen Geſtaltung ſeiner ganzen Natur verdankte, was er war und was er Anderen wurde. Darum nennt ihn Hegel einen „gewaltigen Geiſt.“

Aber das Ungewöhnliche bei ihm iſt eben das, daß er nach ganz entgegengeſetzten Seiten hin noch heute und eben heute Bedeutung hat. Die Einen kommen zu ihm und wollen mit ſeinem in die Dunkel ſchauenden Auge ſelbſt tiefer ſchauen und die Geheimniſſe einer zukünftigen Welt wie in großen Umriſſen erblicken; ſie wollen bei ihm die Freuden des Schauens im Jenſeits antieipiren, und er iſt ihnen als den Eingeweihten Schlüſſel und Commentar zum Bibeltext; es iſt als ob ihr Glaube ſtärker würde, wenn ſie bei Böhme blicken in die „Tiefen des Ungrundes“, in die „Weisheit, in der der Ungrund ſich ſelbſt anſchaut“, in die „ſieben Geſtalten der ewigen Natur“; da ſchwelgt der Geiſt in Ahnungen der ewigen Geheimniſſe und oft geht ihm dieß Schwelgen weit über den einfachen Ernſt, mit dem die kriſtallhellen, und doch zugleich unerſchöpflich tiefen Worte des Herrn ſelbſt das kindlich gläubige Gemüth überwältigen. — Darum zweifeln Andere zwar nicht an der Herzenslauterkeit des reichbegabten, für den gewöhnlichen Maaßſtab gar nicht angelegten Mannes; ſie glauben, daß, der ſo geſchaffen war, auch Außerordentliches erfuhr und erlebte;

aber ſie wiſſen auch, daß eben da die Schwierigkeit für Böhme lag, das, was ihm innerlich als Schauen, als inneres Erkenntniß, als Bild der tiefen, erſehnten Wahrheit ſich darbot, zu faſſen in klaren, nüchternen Gedanken, und eben weil die tiefſte Wahrheit, die höchſte Erkenntniß an Gottes Wort die einfache, Allen zugängliche Norm hat, und weil ihnen dieß Wort Norm bleiben muß, daran zu prüfen, ob etwas göttliche oder menſchliche Lehre iſt, ſo ſchenken ſie Böhmes Worten weder Unglauben noch Glauben; ſie lieben an ihm, nach der Weiſung Alles zu prüfen, das Gute zu behalten, was bibliſcher Lehre, reiner Herzensfrömmigkeit entſpricht, aber ſie ſind auch darin ihrer Sache gewiß, was bei Böhme darüber hinausgeht, ſo lockend es ſein mag, nicht der Offenbarung des Geiſtes reinzuzuſchreiben, der in der Bibel zu uns redet; und eben darum, weil Böhme mit dem Flug ſeiner Gedanken oft ſchon ſchwebt über den Tiefen der Ewigkeit, für die uns hier noch keine Flügel gegeben ſind, weil er in den unermeßlichen Grund der göttlichen Natur blicken will, wohin unſere Augen nicht tragen, wohin auch das Licht der heiligen Schrift uns jetzt noch nicht leuchtet, darum müſſen ſie es bedenklich finden, wenn Seelen, die ſuchend und wohlmeinend durch der Schrift Wort auf den Weg der Erkenntniß in Einfalt des Glaubens geſtellt wurden, durch Böhmes Wort ſich den Weg ferner wollen weiſen laſſen und je und je durch Böhmes Gedanken und lockende Speiſe dem einfachen täglichen Brote des göttlichen Wortes entwöhnt wurden.

Noch Andere, und das ſind eben die tonangebenden Geiſter der letzten fünfzig Jahre geweſen, machen den Theoſophen Böhme zu einem der Ihrigen; auch ſie leſen ſich leicht aus ihm heraus; ſie finden ihre Ideen ſchon von ihm mit überraſchender Gewalt ausgedrückt und darum iſt er in unſerem Jahrhundert wieder groß geworden, der lange verachtet war. Da ſcheint denn freilich ſeine Chriſtlichkeit in ein ſehr bedenkliches Licht zu kommen; er muß die Sünden auch der modernen Wiſſenſchaft des Unglaubens mittragen; ihm wird zugemuthet, daß er in pantheiſtiſcher Weiſe die ewige Natureinheit Gottes und der Welt lehre; daß er ſomit zwiſchen Gott und der Welt gar keinen rechten Unterſchied anerkenne, daß er den in der Welt vorhandenen Zwieſpalt, die Sünde, nicht als einen zeitlichen Abfall von Gott anſehe, ſondern vielmehr als einen ewigen Gegenſatz, eine ewige Entzweiung in Gott ſelbſt, daß ſomit die Sünde etwas, weil in Gottes Natur ſelbſt Begründetes, alſo auch Nothwendiges ſei; daß das Factum der Erlöſung an ſich nur den Werth einer Vorſtellungsform von der Verſöhnung, die der Gottesgeiſt im Menſchengeiſt feiert, habe, und dergleichen mehr. Wir ſehen leicht, in welche ſchlimme Geſellſchaft der gute fromme Böhme da gerathen iſt; es wird ihm eine Ehre erwieſen, für die er ſich zeitlebens beſtens bedankt hätte. Freilich wird zugegeben, daß Böhme das nicht gerade ſo gemeint habe, daß er nicht zu der vollen klaren Erkenntniß dieſer Geheimniſſe des Univerſums durchgedrungen ſei, daß er noch in kindlicher Frömmigkeit befangen war, die ſich bei ihm noch nicht von den Schlacken der bloßen

Vorſtellung gereinigt und zum lauteren Wiſſen verklärt habe; er habe aber Lichtblicke genug gehabt, welche ihn durch den Riß des brechenden Gebäudes des Kirchenglaubens in den offenen Himmel der ſtrengen, wiſſenſchaftlichen Erkenntniß haben ſchauen laſſen; er ſei ein Vorläufer der Zeit des ächten philoſophiſchen Wiſſens geweſen. Der arme Mann! Aber ob er wohl aus ſich je hätte machen laſſen, was dieſe Geiſter unſerer Zeit aus ihm machen? ob er wohl die Conſequenzen zugegeben hätte, die ſie aus ſeinen Worten ziehen? Das jedoch muß uns auch einleuchten, daß eben dieſe ſeine Worte zu ſolchen Conſequenzen nicht hätten führen können, wenn ſie ſich nicht ſo leicht dazu hätten gebrauchen laſſen. Er iſt das einleuchtendſte Beiſpiel von der Gefahr, in welche diejenigen ſich begeben, die über die Grenzmarken der göttlichen Offenbarung in der heil. Schrift hinübergehen, und doch war all' ſein Denken, ja ſein ganzes Leben von der lauterſten, herzlichſten Frömmigkeit durchdrungen und getragen.

Indem wir ſo die verſchiedenartigen Beurtheilungen, die auch in unſerer Zeit über Böhmes Werke ſich hören laſſen, zuſammenſtellen, wollten wir dem Urtheil unſerer Leſer über ihn gerade am wenigſten vorgreifen. Eben daß ſo Entgegengeſetztes an ihn ſich hält oder gegen ihn auftritt, ſtellt ſeine Bedeutung, das Außerordentliche ſeines Weſens und Geiſtes in das hellſte Licht. Unſer Intereſſe kann überhaupt nicht ſein, ihn zu beurtheilen; vielmehr kann es uns nur darum zu thun ſein, ſo viel wie möglich zu erkennen, welche Stellung dieſer außerordentliche Mann zu den Erſcheinungen der Kirchengeſchichte überhaupt einnehme, wo wir und bei wem wir ihm im Reiche Gottes auf Erden ſeinen Ort anweiſen ſollen.

(Fortſetzung folgt.)

Kirchenchronik.

Bremen. Die Deutſche Auswanderung. — Der Deutſche Congreß für innere Miſſion, welcher ſich in Verbindung mit dem deutſchen Kirchentag alljährlich verſammelt, hat auf ſeiner letzten Sitzung in Bremen nachfolgenden Bericht über die deutſche Auswanderung angenommen. (Ob dabei die von Amerika erbetenen und eingeſandten Berichte berückſichtigt wurden, oder was überhaupt aus dieſen geworden ſei, haben wir noch nicht erfahren.)

„Nun kam es an das letzte Thema der Verhandlung, nämlich an die Auswanderung. Referent Paſtor Dreyer in Bremerhafen leitete den Gegenſtand damit ein, daß er ſagte, wie man von der wandernden Bevölkerung (den Handwerksgeſellen) nunmehr zu der auswandernden gekommen ſei, und faßte namentlich die beiden Fragen in's Auge: Welcher Rath den Auswandrern zu ertheilen ſei 1. bis zu ihrer Landung im fremden Welttheile, und 2. nach ihrer Einwanderung? — 40 bis 50,000 Auswanderer aus Europa befinden ſich gegenwärtig beſtändig unterwegs, bei weitem die meiſten auf dem Wege nach Amerika; in den erſten ſechs Monaten des Jahres 1852 ſeien in Neu-York allein 163,600 Perſonen gelandet; Deutſche im verfloſſenen Jahre 70,000, und heuer nur in den beiden Monaten Mai und Juni allein in New-York 36,000. Auf die Frage: Welche Seehäfen ſind unſeren Auswanderern am meiſten zu empfehlen? antwortete Referent: am wenigſten die engliſchen, wegen der doppelten Einſchiffung; gleichfalls nicht Amſterdam und Rotterdam, wegen der ſich ſo oft verzögernden Ausfuhr auf die hohe See, dagegen am meiſten Bremen und Hamburg, unter welchen beiden wieder das erſtere den Vorzug verdiene. In Bremen geſchehe in geiſtiger Beziehung beſonders viel für die Auswanderer. In Bremerhafen ſei ſeit zwei Jahren ein Auswandererhaus gebaut und mit einer Kapelle, in welcher, ſo oft ein Schiff abgehen wolle, noch gepredigt und das heil. Abendmahl ausgetheilt werde, und wenn dann nach vollbrachtem Gottesdienſt das Schiff die Anker lichte, ſo ſtehe er, der Prediger, da, wie eine Henne, welche Enteneier ausgebrütet habe. Das Auswandererhaus in Bremerhafen (Eigenthum eines Bremiſchen Kaufmanns, Herrn Clauſen) biete Räumlichkeiten zur Wohnung für 2200 Perſonen, und eine Küche, welche täglich 4000 Perſonen beköſtigen könne; ein Prediger, eben der Referent, Paſtor Dreyer, mehrere evangeliſche Kolporteure, auch ein Kolporteur der engliſchen biſchöflichen Methodiſtengeſellſchaft fei.n fortwährend darin thätig; die Zahl der Bibeln und Traktate, die hier noch, theils gegen Bezahlung, theils ganz unentgeltlich, den Auswanderern übergeben werden, ſei unglaublich groß; auch die amerikaniſche Traktatgeſellſchaft laſſe ſchon in Bremen ihre Traktate an die Auswanderer vertheilen, weil ſie während der Ueberfahrt ſo viel Zeit und Muſe haben, dieſelben zu leſen. Als fernere Aufgabe, für deren Realiſirung Auswanderungsvereine zu wirken hätten, bezeichnet Referent 1. womöglich eine Theilung der Geſchlechter auf den

Schiffen; in dieſer Beziehung liege das Schiffsleben dermalen noch ſehr im Argen; doch ſeien auf beſſeren Schiffen jetzt zu jedem Zwiſchendecke wenigſtens zwei Eingänge vorhanden; 2. es ſollte ein eigener Traktat für Auswanderer geſchrieben werden, der ihrer leiblichen und geiſtlichen Noth mit geeigneter Belehrung entgegentrete; Dr. Marriott habe auf einen ſolchen Traktat einen Preis von 20 Dukaten geſetzt; 3. es ſollten regelmäßige Gottesdienſte an Bord der Schiffe gehalten werden. Daran fehle es bis jetzt noch, und dieſe wichtige Sache ſei eben von der zufälligen Anweſenheit eines chriſtlichen Predigers oder Schullehrers abhängig. 4. Die allergrößeſte Noth bereiteten aber die ehelichen Verhältniſſe der Auswanderer. Leute, welche oft viele Jahre lang in wilder Ehe mit einander gelebt haben, wünſchen bei ihrer Auswanderung ſehr häufig noch Angeſichts der bevorſtehenden Seereiſe und ihrer großen Gefahren aus dieſem ſündlichen Verhältniſſe erlöst und auf eine chriſtliche und ordnungsmäßige Weiſe mit einander getraut zu werden. Es ſei dieß um ſo wünſchenswerther, je größer bei der Vermiſchung der Geſchlechter auf dem Zwiſchendeck eines Schiffes und bei dem Mangel an Beſchäftigung die Verführung zur Sünde ſei. Dem Seelſorger in Bremerhafen blute das Herz ſehr oft, wenn er jedes derartige Verlangen um eine chriſtliche Trauung ohne Weiteres abſchlagen müſſe, weil die Leute im Augenblicke ihrer Auswanderung, da ſie die alte Heimath verlaſſen und in die neue noch nicht aufgenommen ſeien, die nöthigen Dokumente nicht haben, und die Geſetzgebung Bremens jede derartige Trauung auf's Beſtimmteſte unterſage. (An dem Tage, an welchem ich ſpäter bei Paſtor Dreyer in Bremerhafen war, wurde von einem unſerer Landsleute, einem Stuttgarter Seckler, Namens N., eine Bitte um eine ſolche Tauung vorgebracht, der aber nicht entſprochen werden konnte.) Der amerikaniſche Conſul in Bremen, dem ſehr daran liege, daß die Einwanderer nicht in einem ſolchen ſündlichen Verhältniß verſtrickt den Boden der neuen Heimath betreten, habe nun gethan, was er in ſeiner Lage thun konnte, und einen Civilakt eingeführt, durch welchen er die Leute proviſoriſch, bürgerlich, traue; dieſe Trauung ſei aber nur für ein Jahr nach der amerikaniſchen Geſetzgebung gültig, demungeachtet habe er in den letzten paar Jahren 357 ſolcher Ehepaare in ſein Verzeichniß einregiſtirt. Referent ſchließt nun mit dem Antrag: Der Congreß für innere Miſſion möge nun Mittel ergreifen, um allen den angeführten Uebelſtänden durch Rückſprache mit den deutſchen Regierungen möglichſt entgegen zu wirken. — Ganz übereinſtimmend mit dieſem Referat lautete das Korreferat des Paſtor Treviranus. In Bremen ſei der erſte Verein für Auswanderer entſtanden, und hier werde ihnen auch die meiſte Fürſorge zu Theil. Ein Sechstheil der amerikaniſchen Bevölkerung beſtehe bereits aus Deutſchen, und in Amerika ſelbſt ſei das größte Bedürfniß nach theologiſch gebildeten deutſchen Candidaten vorhanden, weßhalb ſich doch ihrer mehrere entſchließen ſollten, hinüber zu gehen. Auch er ſchloß mit dem Antrag: Der Congreß für innere Miſſion möge doch an die deutſchen Regierungen und Kirchenregimenter ein Wort der Fürſprache Behufs der Fürſorge für die Auswanderer richten, was das Präſidium zuſagt. — In Folge dieſer Erörterung wurden folgende Beſchlüſſe gefaßt: 1. Der Congreß wünſcht, der Centralausſchuß möge höheren Orts die ehelichen Verhältniſſe der Auswanderer zur Sprache bringen, in der gewiſſen Vorausſetzung, daß die Obrigkeiten dem gegenwärtigen in dieſer Beziehung beſtehenden Uebel gern abhelfen werden, mit der Bitte, daß ſpäteſtens bei der Reviſion des erſt kürzlich zwiſchen mehreren deutſchen Regierungen vereinbarten Heimathsgeſetzes im Jahr 1854 Mit-

tel und Wege gefunden werden möchten, wodurch die in wilder Ehe lebenden Auswanderer zu einer Einſegnung der Ehe gelangen könnten. 2. Der Congreß ſpricht aus: Die Vernachläſſigung der ausgewanderten Glieder der deutſchen evangeliſchen Kirche iſt eine ſchwere Schuld derſelben. 3. Es iſt entſchieden Pflicht, ſich ſowohl der Ausgewanderten als der Auswandernden anzunehmen; namentlich ſollte keiner auswandern, ohne den Segen der Kirche, die er entläßt, und ferner ſollte keiner entlaſſen werden ohne eine Bibel. — Unter den zum Schluß folgenden Anſprachen verſchiedener Mitglieder heben wir die des Revd. Mr. Jones hervor, welcher als Deputirter der Londoner Traktatgeſellſchaft (in engliſcher Sprache, mit Hülfe eines Dolmetſchers) der Verſammlung ſeine Freude ausdrückt, die Verbindung der engliſchen Geſellſchaften mit denen Deutſchlands zu dem Werke der inneren Miſſion immer inniger werden zu ſehen, und über die einflußreiche und ausgebreitete Wirkſamkeit der Londoner Geſellſchaft intereſſante Mittheilungen machte. — Paſt. Wall von St. Louis in Amerika bittet dringend um Zuſendung theologiſch gebildeter Candidaten nach Amerika, und ebenſo um Bücher, welche irgend zur Bildung evangeliſcher Prediger dienlich ſein könnten. Im Staate Miſſouri ſei eben jetzt ein evangeliſches Predigerſeminar gegründet werden, das jetzt 9 Seminariſten zähle. Er kollektirt noch auf dem Kirchentage für dieſes Seminar, und wird in dieſer Abſicht Deutſchland durchreiſen. Zum Schluſſe richtet er an die Verſammlung noch die Bitte: die deutſche Kirche möge doch keinen Auswanderer entlaſſen, ohne ihm noch auf eine feierliche Weiſe in der verſammelten Gemeinde ihren Segen und eine Bibel mitzugeben."

Die Jeſuiten-Miſſionen in Deutſchland. — Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher aus der preußiſchen Rheinprovinz entwirft aus eigener Anſchauung folgende Schilderung der Jeſuiten-Miſſionen, welche in allen Gegenden Deutſchlands, wohin ſie ausgedehnt werden, eine ſteigende Aufmerkſamkeit erregen und ohne Zweifel nicht nur viel zur Wiedererweckung des chriſtlichen Lebens in der römiſch katholiſchen Bevölkerung, wofür ſie zunächſt beſtimmt ſind, beitragen, ſondern auch einen ſehr heilſamen Einfluß auf den Proteſtantismus ausüben, ſeine ſchlummernde Kraft wecken und ihn zum Wetteifer in guten Werken auffordern.

„Wenn die Miſſionare ſich an einem Orte niedergelaſſen haben, ſo wird derſelbe der Zielpunkt zahlloſer Wallfahrten, wie ein Wallfahrtsort mit einem wunderthätigen Marienbilde zur Zeit des Wunderthums. Auf allen Straßen ſieht man zu allen Tageszeiten zwei bis drei, ja ich ſah ſechs bis acht Stunden weit aus den Bergen durch den Schnee die Wanderer in kleinern und größeren Trupps ziehen. Auf den Wegen, auf den Poſten, in den Gaſthäuſern hört man von Nichts reden als von den Miſſionaren. Der Miſſionsort iſt überfüllt mit Fremden; die größten Kirchen ſind zu klein die Maſſen zu faſſen, obgleich dreimal Morgens die Meſſe geleſen und dreimal täglich: Morgens, Mittags und Abends, gepredigt wird. In der Zeit zwiſchen den Predigten, die allein von den Jeſuiten gehalten werden, hören ſie Beichte, zu welcher Jedermann Zutritt, der Einwohner der Parochie aber den Vortritt hat. Die ausgedehnten Vollmachten der Jeſuiten zu abſolviren machen dieſe Beichten beſonders beliebt.

Die Predigten, an denen die römiſche Kirche auch hier noch arm iſt, obwohl doch einmal ſonntäglich gepredigt werden ſoll, werden gern und fleißig gehört, um ſo mehr, da ein 3—5 maliger Beſuch der Predigt einen Ablaß von hundert Tagen verdient. Die Miſſionare ſind gewandte Redner, und ziehen die Menge an durch einen Aufwand rhetoriſcher Popularität, gemiſcht mit franzöſiſcher Le-

bendigkeit, die auch in Baredheit à la Abraham a St. Clara überſtreift und Knalleffecte ſucht. Wie z. B. wenn der Prediger, nachdem er die Sünde als Urſache des Todes Chriſti geſchildert, plötzlich ein in der Kanzel verſteckt gehaltenes Kruzifix hervorzieht, und mit Nennung einzelner Sünden auf die blutigen Dornen-, Nägel- und Speerwunden hinzeigt, die dem Herrn durch ſie geſchlagen ſind; oder, nachdem er den Weg des Sünders zur Hölle gezeichnet und ihn mit Donnerſtimme dahinein gewieſen hat, — ohne Schluß und Amen hinter der Kanzel verſchwindet, u. dgl. m. Zugleich wird auch die Picanterie noch erhöht dadurch, daß der Miſſionar ein Ausländer iſt, der nur gebrochen oder mit einer anziehenden Steifigkeit die deutſche Sprache redet. Auch das trägt nicht wenig zum Reiz bei, daß Predigten abgekündigt und gehalten werden, für die verſchiedenen Geſchlechter und Altersſtufen beſonders beſtimmt. Da iſt es für die Männer und Jünglinge ſehr anziehend, die Predigten für die Frauen und Jungfrauen zu hören, und umgekehrt. — Das Thema der einzelnen Predigten iſt meiſt ohne beſonderen Text ein Satz aus der Dogmatik oder Ethik, der mit einer oder mehreren Schriftſtellen geſtützt und erläutert und dann thetiſch und antithetiſch angewandt wird. (Ich bemerke hierbei, daß die jetzige röm. katholiſche Predigtweiſe, ſo weit ich ſie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ſich die Eintheilung der Themata in dogmatiſche und ethiſche in einer an unſere verlebte rationaliſtiſche Theologie erinnernden und in ſcharfe Trennung ausartenden Weiſe überhaupt angeeignet hat, wie ſich denn auch in den Bibliotheken der Mehrzahl der kath. Pfarrer außer den berühmteſten franzöſiſchen Predigern auch die Predigtliteratur von Jeruſalem, Reinhardt und Conſorten gut vertreten findet.) Die Predigtthemata bilden für die ganze Zeit der Miſſion, d. i. für 8—14 Tage, in der Regel ein in ſich geſchloſſenes Ganzes und zwar ſo, daß jeder einzelne der Miſſionare ſein eigenes abgegrenztes Gebiet hat und auch immer um dieſelbe Stunde predigt. Der Inhalt und Geiſt dieſer Predigten iſt an ſich in der Regel weder antievangeliſch noch ſo viel bis jetzt bekannt geworden poſitiv polemiſch, gelegentliche Warnungen und Seitenhiebe abgerechnet. Eine dieſer Predigtreihen iſt gewöhnlich rein apologetiſch, auf Lehre und Vertheidigung der chriſtlichen Grundwahrheiten und Thatſachen gegen den theoretiſchen und praktiſchen Unglauben der Zeit und der natürlichen Vernunft gerichtet. Man vermißt dabei nicht Witz, Scharfſinn und theologiſche Bildung, wohl aber häufig, wie natürlich, bibliſche Begründung und findet den Rationalismus unſerer weiland Supernaturaliſten aufgewärmt. Meiſtens aber ſind es Bußpredigten, d. h. Nachweiſe der in der Zeit und ihren Gewohnheiten vorhandenen Unſittlichkeit und Irreligioſität nebſt Nachweis der Nothwendigkeit der Beſſerung. Da fehlts nicht an Eingehen in alle menſchlichen Lebens-Verhältniſſe, auch nicht an Schärfe und Eindringen von der Schale der äußeren That- und Gewohnheits-Sünden auf den Kern der böſen Geſinnung. Beſonders aber werden die Folgen der Sünde mit hellen und grellen Farben in nackten Geſtalten al fresco gemalt und dieſe Folgen bis in die Ewigkeit der Hölle hinein auf's Speciellſte als die peinigenden und ſtrafenden Furien nachgewieſen. Manche dieſer Predigten ſind von erſchütternder Wirkung, und ſelbſt gläubige evangeliſche Chriſten konnten dadurch ergriffen werden, wie mir z. B. von jener oben erwähnten, in welcher der Sünde jedes Einzelnen der Tod Chriſti Schuld gegeben und auf überzeugende Weiſe einem Jeden das: „Ihr habt den Fürſten des Lebens getödtet“ inſinuirt ward, bezeugt wurde. Freilich iſt dabei nicht außer Augen zu laſſen, daß, je einfältiger der Hörer, um ſo leichter er ſich von einzelnen

Digitized by Google

Momenten der Wahrheit hinreißen läßt, indem er, ohne es ſich bewußt zu werden, auch aus ſich ſelbſt das fehlende Moment ergänzt. Ich will auf die Thatſache, als doch eines eigenen Maaßſtabes bedürftig, kein beſonderes Gewicht legen, nämlich, daß ſich nachweislich unter den in der letzten Zeit in die Provinzial-Irrenheilanſtalt aufgenommenen Kranken auch eine namhafte Zahl befindet, deren Geiſtesſtörung ſich an die Jeſuitenpredigten anknüpfte; wie auch unmittelbar in meiner Nachbarſchaft der Selbſtmord eines jungen Menſchen ſeiner Verzweiflung an der Möglichkeit, daß ihm ſeine aus den Jeſuitenpredigten klar gewordenen Sünden vergeben werden könnten, zuzuſchreiben iſt. So viel aber ſteht feſt, der Kern des Evangeliums: Chriſtus für uns geſterben und auferſtanden, fehlt den Predigten — und muß ihnen, ſo lange ſie auf dem Tridentiner Dogma ſtehen, fehlen. Auch dieſe gewaltigen Bußprediger kommen nicht über die römiſche geſetzliche Chriſtlichkeit hinaus, indem ſie einmal die Beſſerung aus eigener Kraft unabläſſig fordern — oder nur auf Menſchenhülfe dazu verweiſen, und zweitens, ſobald nun die Gemüther tief erſchüttert zur Beichte kommen, auf die brennenden Wunden das römiſche Pflaſter, anſtatt des Balſams aus Gilead auflegen."

Die evangeliſche Kirchenviſitation in Preußen. — Die Jeſuitenmiſſionen haben den guten Einfluß, daß ſie nicht nur die römiſch katholiſche Bevölkerung, für welche ſie eigentlich ausſchließlich berechnet ſind, aus dem Schlafe der Gleichgültigkeit zu neuem Eifer für Tugend und Frömmigkeit wecken, ſondern auch die evangeliſche Kirche zu ähnlichen Maaßregeln in ihrem eigenen Gebiete veranlaſſen. Der evang. Oberkirchenrath von Preußen hat im vorigen Jahre nach dem Vorgang der deutſchen Reformation und um den Jeſuitenmiſſionen ohne Polemik ein poſitives Gegengewicht zu halten, eine allgemeine Kirchenviſitation verordnet, welche vom Bremer Kirchentag als zeitgemäß und heilſam begrüßt worden iſt. Folgendes iſt ein Bericht des ſchleſiſchen „Kirchenblattes" über den Anfang dieſer Viſitation in der Provinz Schleſien.

„Die Commiſſion beſtand aus dem General-Superintendenten Dr. Hahn, Ober-Conſiſtorialrath v. Mühler, Mitglied des Oberkirchenrathes, Conſiſtorialrath Wachler und den vier Paſtoren Knak, Müller, Mandern, Spieker, zu denen ſich in Jordansmühl noch Graf Stolberg, Kreisrichter aus Reichenbach, hinzugeſellte. Als wir an die Grenze des Nimptiſch-Frankenſteiner Kirchenkreiſes kamen, war uns ein feierlicher Empfang bereitet durch den theueren Bruder Richter aus Rankau, der mit zwei anderen Amtsbrüdern aus der Nähe, mit einer großen Anzahl Schulkindern, mehreren Lehrern und Gemeindegliedern unter einer Ehrenpforte uns empfing. Gegen Abend trafen wir in Jordansmühl ein, wo ebenfalls ein feierlicher Empfang bereitet war. Superintendent Dr. Schwarts begrüßte den General-Superintendenten Dr. Hahn theils mit einer Anrede, theils durch einen Geſang der verſammelten Lehrer, theils mit einer lateiniſchen Ode. Der General-Superintendent ſchloß in würdigſter Weiſe mit Ertheilung des Segens an die verſammelte Menge. — Am anderen Tage begann die Commiſſion ihre eigentliche Thätigkeit. Dieſelbe verſammelte ſich auf dem Schloſſe des Gutsherrn in Jordansmühl mit den ſämmtlichen Amtsbrüdern der Diözeſe, auch hatten ſich die Landräthe v. Goldfuß des Nimptſcher und Greſchke des Frankenſteiner Kreiſes, ſo wie viele Patrone aus der Nähe und Ferne eingefunden. In feierlichem Zuge unter dem Geſange des Liedes: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott rc.", welches die voranſchreitenden Lehrer anſtimmten, begab ſich die Verſammlung in die freundliche, geſchmückte und ganz volle Kirche und nahm vor

Digitized by Google

dem Altar Platz. Der Ortspfarrer, Superintendent Dr. Schwarts, hielt die Liturgie, an welche ſich eine Kirchenmuſik anſchloß. Conſiſtorialrath Wachler predigte über Matthäus 24, 42—47. Den Ruf des Herrn: Wachet! ließ er mit Kraft und Entſchiedenheit an unſere Herzen ergehen. Daran ſchloß ſich denn noch eine Anſprache des General-Superintendenten, welche Veranlaſſung und Zweck dieſer außerordentlichen Kirchenviſitation klar in's Licht ſetzte und aus den vorhandenen Zuſtänden unſerer Kirche die Nothwendigkeit derſelben deutlich nachwies. Bei aller Milde ein tief einſchneidendes Wort. Derſelbe ſchloß mit Collekte und Segen. — Am Nachmittage fand zunächſt eine Conferenz der ganzen Synode Statt, an welcher die Landräthe und einzelne der Kirchenpatrone Theil nahmen. Hier übergab zunächſt der General-Superintendent wegen körperlicher Leiden die fernere Leitung des Viſitatienswerkes an Conſiſtorialrath Wachler, der nun Plan und Diſpoſition für Ausführung des Werkes der Verſammlung mittheilte. Zuvor jedoch richtete Oberkonſiſtorialrath v. Mühler im Namen des Oberkirchenraths herzliche Worte der Begüßung an die verſammelte Synode, verſicherte derſelben, wie dieſe hochwürdige Behörde mit der lebendigſten Theilnahme und mit ihrem Gebete auf das hochwichtige Unternehmen hinſehe, daß wir im Begriffe ſtünden zu beginnen und wünſchte dazu den Segen des Herrn. Es wurden nun einzelne Anträge und Beſchwerden zur Sprache gebracht, deren Entledigung theils der örtlichen Unterſuchung, theils der Schlußkonferenz überlaſſen wurde. — Die Verſammlung begab ſich nun in die Kirche, wo die Kinder der Jordansmühler Schule unter Aufſicht ihrer Lehrer ſich eingefunden hatten, während P. Müller nach Jeſeritz zur Viſitation der dortigen Schule und Abhaltung einer Erbauungsſtunde abgeſendet war. Paſtor Spieker war die Viſitation der Schule in Jordansmühl übertragen worden. Nach Gebet und Anſprache ſeiner Seits katechiſirte der Lehrer mit den Kindern, woran ſich dann eine weitere Unterredung mit denſelben und eine Anſprache an Eltern, Lehrer und Kinder anknüpfte. Zum Schluſſe wurden hier, wie in allen anderen Schulen, kleine Schriften an die Kinder vertheilt, die mit Freuden von ihnen in Empfang genommen wurden. Es hat dieſe Schriftenvertheilung in allen übrigen Schulen Statt gefunden, ſo daß gegen 17,000 Schriften in die Hände der Kinder und Erwachſenen gekommen ſind. — Inzwiſchen war die Zeit ſo weit vorgerückt daß ſich der Abendgottesdienſt ſogleich anſchließen konnte. Nach dem Geſange des Liedes: „Jeſus nimmt die Sünder an 2c." betrat der theure Bruder Knak die Kanzel. Ein Gebet, das die Herzen unwiderſtehlich vor den Herrn hinzog und in den Staub beugte, leitete das kurze Textwort Lukas 15, 1 und 2 ein, und nun folgte eine Predigt, die kein Herz in der ganzen vollen Kirche kann unerſchüttert gelaſſen haben. Der Geiſt Gottes ſelber legte ſein Wort aus. Es war ein ächt evangeliſches Zeugniß, denn es zerſchlug die Herzen, indem es ihnen in dem Spiegel des Geſetzes ihre Sünden zeigte und zog ſie dann mit unwiderſtehlicher Liebe zu dem Sünderfreunde Jeſu hin. Wer dieſe Predigt gehört hat, wird ſie nicht wieder vergeſſen. — Damit war der erſte Viſitationstag geſchloſſen. — Am anderen Morgen theilte ſich nun die Commiſſion in zwei Abtheilungen. Die erſte Abtheilung leitete Conſiſtorialrath Wachler, ihr war zugetheilt Knak und Froſch nebſt dem Grafen Stollberg; die zweite leitete der Superintendent Dr. Schwarts und bei ihr befand ſich Müller, Spieker und v. Mühler, der aber auch öfters zur anderen Abtheilung ſich begab, um von dem Verlauf des Werkes recht vielſeitiger Augen- und Ohrenzeuge zu ſein. Jeder von

beiden Abtheilungen war noch eine Anzahl der lieben Brüder aus der Diözeſe ſelbſt mitgetheilt, welche mit uns gemeinſam das Viſitationswerk ausführen ſollten. Die Chauſſée, welche ſich ziemlich mitten durch den Nimptſch-Frankenſteiner Kirchenkreis in ſeiner längſten Ausdehnung durchzieht, bildete gewiſſermaaßen die Scheidelinie für die Thätigkeit der beiden Abtheilungen, ſo daß die eine zur Rechten, die andere zur Linken von Kirche zu Kirche, von Dorf zu Dorf, von Schule zu Schule zog. Es war feſtgeſetzt, daß in jeder Kirche wenigſtens einmal gepredigt, und jede Schule beſucht werden ſollte. — Am ſiebenten Tage verſammelten ſich beide Abtheilungen in Nimptſch und am zehnten Tage wieder zu Frankenſtein zu einem ſehr feierlichen und von Geiſtlichen und Gemeindegliedern ſehr zahlreich beſuchten Gottesdienſte, bei welchem auch der General-Superintendent ſich wieder eingefunden hatte. Hierauf begab ſich die geſammte Commiſſion und ſämmtliche Amtsbrüder der Diözeſe nach Jordansmühl, dem Sitze der Superintendentur, um hier am folgenden Tage einen feierlichen Schlußgottesdienſt abzuhalten. An dem Abendmahl nahmen ſämmtliche Paſtoren und Lehrer, ſehr viele Mitglieder der in allen Parochieen der dortigen Diözeſe eingeführten Kirchenräthe, mehrere der Kirchenpatrone, ſo wie ſonſtige Gemeindeglieder Theil. Mit einer kräftigen Anſprache, Collekte und Segen ſchloß der General-Superintendent. Nachdem noch am ſpäten Nachmittage die Schlußkonferenz der geſammten Viſitationskommiſſion abgehalten worden war, in welcher die etwa gleich zu erledigenden Punkte beſprochen, andere aber der weiteren Erwägung anheim gegeben wurden, trennte ſich die Commiſſion, tief durchdrungen von aufrichtigem Danke gegen den Herrn, der ſo Großes in dieſen geſegneten Tagen uns gezeigt hatte."

Genf. — So eben iſt in Genf, der Hauptſtadt des Calvin, das erſte Heft der „Annales catholiques de Genève" erſchienen! Dieſe Zeitſchrift wird durch den gelehrten Mermillod, katholiſchen Vicar von Genf, redigirt und erſcheint unter der Protection der Biſchöfe von Genf, Lauſanne und Annecy, welche beide Prälaten als Nachfolger des heil. Biſchofs Franz v. Sales durch eigenhändige Schreiben dieſe Zeitſchrift empfehlen. Die Stadt Genf, welche vor einigen Jahren nur eine kleine Zahl Katholiken hatte, zählt nun 12,000 katholiſche Bewohner; die Landſchaft des Kantons Genf aber iſt in der Mehrheit katholiſch. Genf iſt ſo zu ſagen der einzige Punkt in der Schweiz, wo die Katholiken durch die neueren Zeitereigniſſe und politiſchen Umgeſtaltungen gewonnen haben; in allen übrigen Kantonen ſind ſie durch das Uebergewicht des Proteſtantismus und des Radikalismus in Verluſt gerathen. [K. Kchzg.]

Uebertritte zur römiſchen Kirche. — Der altlutheriſche Geiſtliche R. Hafert aus Bunzlau in Schleſien iſt im October des vorigen Jahres ganz gegen ſein irdiſches Intereſſe, da er Weib und Kinder hat und eine gute Stelle verließ, zur römiſchen Kirche übergetreten und hat an ſeine ehemalige Gemeinde ein längeres Abſchiedsſchreiben gerichtet (S. Berl. Allg. Kztg Oct. 30. 1852), welches ganz frei iſt von den bitteren Invectiven, welche ſich ſo viele Convertiten gegen ihre ehemaligen Glaubensgenoſſen, keineswegs zu ihrem Credit und zu Gunſten ihrer Sache, erlauben. Es heißt darin unter anderem: „Das weiß ich, das glaubt Ihr wohl von mir, daß kein irdiſches Intereſſe mich verlockt habe. Ich bringe Gott mein ſicheres Brot zum Opfer dar, ich bringe Gott ein Amt zum Opfer, in welchem ich völlig eingeübt, mit Luſt arbeitete, und das ich ſo nie wieder haben kann. Saget mir: glaubet ihr, daß ich aufrichtig ſuche ſelig zu werden? Glaubet ihr, daß ich mit gutem Gewiſſen meinem Gotte dienen will? Ich glaube

von den meiſten unter Euch, die ich kenne, daß ſie aufrichtig nach dem Reiche Gottes trachten und ſuchen, und es iſt gerade auf dem Standpunkte, den ich jetzt erſtiegen, eine Kraft und Macht mir gegeben, Euch alle in herzlicher Liebe zu umfaſſen, Keinen zu verwerfen, Keinen zu richten." . . . . . .

„Die Juden ſagen von uns Chriſten: wir ließen von einem falſchen Propheten ihrer Nation am Narrenſeil uns führen; während wir wiſſen, daß vor ihren Augen die Decke Moſis hängt: ſo nun ſehen wir Proteſtanten die katholiſche Kirche an; wir können und vermögen nicht anders. Wir wundern uns, wir Lutheraner, über ſo viele gelehrte und fromme Männer in der Landeskirche, daß ihre Augen nicht ſehen, daß ſie ſchuldig ſeien, das Erbe ihrer Väter treu zu bewahren, und zur lutheriſchen Kirche zurückzutreten; aber geliebte Brüder, die ihr bisher mit mir das Erbe unſerer Väter treu zu bewahren ſuchtet, — o möchte Euch Allen als Lohn Eurer Treue Gott mehr geben, möcht' er Euch das volle Erbe geben! Das wahre volle Erbe wird durch Gottes Fürſorge von Geſchlecht zu Geſchlecht unfehlbar übergeben; die Pforten der Hölle haben nie, Finſterniß und Irrthum haben nie Seine Kirche überwältigt; es hat ſie in aller Wahrheit der heil. Geiſt erhalten. Die aber, welche das nicht glauben wollten, und als Menſchen ſelbſt zu erhalten ſich herausnahmen, was Gott geſchaffen hatte, und ſelbſt ihr Heil verſorgen wollten, dieſe ſind in Irrthum und Finſterniß gerathen; ſie haben die Schrift als Conſtitution ausgerufen. Da ſoll nun in Chriſti Reiche jeder Unterthan auf der Schrift ſtehen, nicht mehr auf den Geſandten Chriſti, nicht mehr auf Gottes Obrigkeit, auf lebendigen Perſonen. Aber die Schrift redet doch nicht ſelbſt, ſie ſelbſt gibt keine Antwort, ſie iſt kein lebendiger Lehrer, kein Richter, der einen Ausſpruch thäte; ſondern ein Jeder nimmt ſelbſt ſich an der Schrift die Antwort und den Spruch, Luther nach ſeiner Art, jede Secte nach ihrer Art; jede meint und denkt: ſie hätte das reine lautere Wort Gottes, und damit wären ſie Gottes Geſandte; aber das Geſandtſein fehlt. Römer 10, 15. Johannes 20, 21—22. Jeremias 23, 21—32. Heſ. 13, 6—23. Solch' einer war auch Euer Paſtor. Ich habe es unwiſſend gethan; nun aber weiß ich es." u. ſ. w.

Das Sendſchreiben, welches die Generalſynode der Altlutheraner in Preußen am 9ten October erlaſſen hat und von dem bekannten Profeſſor der Rechte in Breslau, E. Huſchke unterzeichnet iſt, beklagt ſich darüber, daß bei vielen Lutheranern das Chriſtenthum im „Nichtunirtſein" beſtehe, erwartet eine große Verſuchung von Seiten der römiſchen Kirche und macht über den Uebertritt Haſert's folgende Bemerkung:

„Namentlich gereicht es uns zur tiefſten Demüthigung, daß gerade am heutigen Tage, an welchem wir dieß Bußſchreiben an euch beſchließen, der längſt vorbereitete Abfall eines unſerer Amtsbrüder von der Lehre und Kirche unſers Herrn Jeſu Chriſti offenbar geworden iſt und unſer aller Herzen erfüllt hat mit Schaam und Traurigkeit. Es iſt ſeit dem Unionskampfe der erſte Fall, daß einer unſerer Paſtoren in das Lager unſerer Erbfeindin, der römiſch katholiſchen Kirche übergeht und dadurch dem Vertrauen einen empfindlichen Stoß verſetzt. An dieſem Einen erkennen wir mit Schrecken, wohin es mit uns kommen kann, wenn der Herr die Hand von uns zieht, ſo wir nicht in Einfalt bleiben bei den heilſamen Worten unſeres Herrn Jeſu Chriſti, ſondern ſeuchtig werden in Fragen, Wortkriegen und Schulgezänken. Möge der Herr, welcher dem ſinkenden Petrus die Hand gereicht hat, auch unſeren gefallenen Bruder wieder aufrichten und nüchtern werden laſſen aus des Teufels Strick ꝛc."

Dr. Jves. — In dieſer Verbindung erwähnen wir zugleich die längere Zeit zweifelhafte, nun aber entſchiedene Bekehrung des proteſtantiſchen Biſchofs der Diözeſe von Nord-Carolina, Dr. Jves, der ſchon in Neu-York vorläufig — für den Fall, daß er auf der Seereiſe ſterben ſollte, — ſich mit der römiſchen Kirche verſöhnte, dann in Rom förmlich übertrat und am 26ten Dec. des vorigen Jahres vom Papſt eigenhändig in ſeiner Privatkapelle im Vatican confirmirt (nicht wiedergetauft) wurde. Dieß iſt unſeres Wiſſens der erſte anglicaniſche Biſchof, der in unſerem Jahrhundert übergetreten iſt, und dieſe officielle Stellung gibt der Bekehrung mehr Gewicht und Einfluß, als die perſönliche Tüchtigkeit des Bekehrten ſelbſt, der zwar ſittlich ein ganz unbeſcholtener Mann, aber geiſtig ſchwach und ſogar bisweilen geiſteskrank ſein ſoll. Das Letztere behaupten wenigſtens — freilich erſt jetzt nachdem der Uebertritt entſchieden iſt — die biſchöflichen Blätter, z. B. der hochkirchliche N. York Churchman, der von ihm ſagt, er wiſſe nicht, was er thut. Uebrigens haben die Puſeyiten die ſehr feige und unedle, ja gemeine Gewohnheit, alle Convertiten aus ihrem eigenen Schooße, ſelbſt diejenigen, welche ſie früher in den Himmel erhoben haben, und denen ſie ihre eigenthümlichen Anſichten am meiſten verdanken, wie Dr. Newman, entweder für verrückt zu erklären oder den Schritt aus unreinen weltlichen Motiven abzuleiten, während doch dieſer Uebertritt in den meiſten Fällen nichts anderes als die letzte logiſche und gewiſſenhafte Conſequenz ihrer puſeyitiſchen Grundſätze iſt, von welchen aus die Reformation, zumal die des tyranniſchen Wüſtlings Heinrich VIII und der Päpſtin Eliſabeth, ſich nie nimmer und vertheidigen läßt. Beſonders gefällt ſich auch der N. York Churchman, ſelbſt unter der neuen Redaction von Hudſon, dem Erklärer Shakspeare's, von dem wir Beſſeres erwartet hätten, in dem verächtlichen Geſchäft, mit römiſch katholiſchen Argumenten alle nicht biſchöflichen Proteſtanten, und mit proteſtantiſchen Waffen die römiſchen Katholiken zu verketzern.

Conſtantinopel.

(Aus den Mittheilungen über das Morgenland von Paſt. Fr. Liebetrut, in der Ev. Kztg 1852. N, 28.)

Gewiß ſind es die Namen nur einiger weniger Städte, welche in gleichem Maaße, wie jener der Stadt Conſtantins des Großen, das tiefſte Innere bewegen, ſobald ſie nur ertönen, und die Bilder der unermeßlichen Lebensſtröme wach rufen, die an ſie ſich knüpfen. Und wenn das Bild ihrer Gegenwart, und ſeit wie vielen Jahrhunderten! nicht minder mit tiefſter Wehmuth erfüllt, als jenes der Tochter Zions, als das der beiden Städte Aegyptens, und in anderer Weiſe auch das von Athen und Rom, ſo hat das Conſtantinopel der Gegenwart doch das vor allen dieſen Städten voraus, daß noch immer Ströme unermeßlichen Völkerlebens durch ſeine weiten Mau-

ern brauſen. Nur Alexandrien und mehr noch Kairo ſind ihm in dieſer Hinſicht einigermaaßen zu vergleichen. Aber in Alexandrien iſt es mehr der Verkehr der Schifffahrt und der Kaufleute, der ſeine, von ſtundenweiten Feldern des Schuttes und der Trümmer umgebenen, Straßen belebt, und in Kairo iſt es die faſt ausſchließlich afrikaniſche Bevölkerung, die durch ſeine Thore und Straßen wogt. Hier dagegen fluthet abendländiſches und morgenländiſches Leben der verſchiedenſten europäiſchen und aſiatiſchen Völker mit der unermeßlichen einheimiſchen Bevölkerung unaufhörlich zuſammen. Dieſe überwiegend türkiſche Bevölkerung von unzweifelhaft über eine Million Seelen umfaßt zugleich in ſeinen ungeheuren Vorſtädten zunächſt 200,000 eingeborne Griechen und demnach eine ſehr große Anzahl fränkiſcher Einwohner der verſchiedenſten romaniſchen, germaniſchen und ſlaviſchen Nationalitäten; auch viele Juden, ſelbſt ein ganzes Quartier ſpaniſcher Juden. Die Frankenſtadt Pera iſt fortgehend in unglaublichem Wachsthum begriffen. Seit wenigen Jahrzehnten iſt der Werth der Bauplätze hier um das Mehrhundertfache geſtiegen, und vielleicht nur in Paris und London bezahlt man die Quadratruthe mit dem gleich hohen Preiſe.

Nun aber iſt Conſtantinopel ſeit lange der Centralpunkt des Muhamedanismus, die Reſidenz des Sultans, der das Scepter ſeines Reichs über große Ländergebiete dreier Welttheile erhebt, und eben als erſter Beherrſcher der Moslemin noch weithin über ſeines Reiches Grenzen ſeinen Einfluß übt, es ſei nun in Kraft oder in Schwachheit. Unglaublich groß iſt daher das Ab- und Zunehmen einer ungeheuren Menſchenmenge aus Abendland und Morgenland, die ſich hier im Gewühl der Rieſenſtadt begegnet. Hat man den Tag über leicht 6—8 verſchiedene morgenländiſche Sprachen auf den Baſaren von Stambul gehört, wo mit den maleriſchen Arabern und Beduinen der Wüſte der gravitätiſche Perſer, mit den geſchmückteren Syrern der Turkomann, mit dem ſanfteren Inder die kräftigen Söhne der Barbareskenſtaaten — unter Türken und Armeniern einherſchreiten: ſo ſieht man an den wunderſchönen Abenden und Nächten auf den Plätzen von Pera wo möglich eine noch größere Fülle abendländiſcher Nationalitäten durch einander wogen. Man kann vor einem Kaffeehauſe am Saume des großen Cypreſſen- und Todtenfeldes ſitzend binnen Kurzem vernehmen, daß von den Auf- und Abwandelnden wie griechiſch und italieniſch, ſerbiſch und romaniſch, polniſch und ruſſiſch, ſo deutſch und in allen möglichen Sprachen des ferneren Abendlandes von Eingebornen und Fremden durch einander geredet wird. Dieſer Zuſammenfluß der verſchiedenſten Nationalitäten wird ja durch die Lage der Stadt und des Reiches wie vielleicht nirgend ſonſt in der Welt begünſtigt.

Wie ungeheuer muß nun unter allen Umſtänden der Einfluß der in dieſer Stadt ſich nicht bloß berührenden, ſondern in großen Maſſen angeſeſſenen, ſonſt ſich ſo fremdartigen Nationalitäten und Kirchengenoſſenſchaften

auf einander ſein! Welch eine mächtige, ja in der Gegenwart unvergleichliche Quelle des Einfluſſes würde der chriſtlichen Kirche hier auf das ganze weſtliche Aſien, und ſelbſt auf den ganzen Umfang des türkiſchen Reiches ſich öffnen, ſchon in der Gegenwart, und wie viel mehr in der nahen Zukunft dieſes Reiches — wenn die chriſtliche Kirche ſich hier als die Stadt auf dem Berge erwieſe, die das Licht ihres Königes weithin leuchten läſſet vor den Leuten!

Faſſen wir die hiemit ſchon angedeutete Weltſtellung Conſtantinopels etwas näher in's Auge, vergleichen wir damit die Lage der chriſtlichen Kirche in der Reſidenz des türkiſchen Reiches überhaupt, und der evangeliſchen insonderheit, fragen wir nach dem Berufe und der Bedeutung, welche die evangeliſche Kirche hier haben könnte und ſollte, und welche Obliegenheiten das evangeliſche Deutſchland für ſeine dortigen Glaubenskinder anzuerkennen haben möchte.

Aus dem Vorigen geht bereits der weltgeſchichtliche Beruf Conſtantinopels hervor, abendländiſches und morgenländiſches Leben zu vermitteln, die lebendigen Ströme des erſteren in die erſtorbenen Bäche des Morgenlandes hinüberzuleiten. Wie aber kann dieß eine Wahrheit ſein, und was kann das chriſtliche Europa, was das evangeliſche Deutſchland den Wiegenländern ſeiner Kultur, deren Leben nun durch den wüſten Muhamedanismus vergiftet oder in den todten Formen der alten Kirchen erſtorben iſt, darbieten, als ſeinen Glauben an das Evangelium und das lautere Evangelium ſelbſt, und die Zeugniſſe ſeines geſegneten Lebens in dieſem Glauben? Hierzu dürfte aber Conſtantinopel und der Muhamedanismus überhaupt ſeine Thore bald weit aufthun, und hat ſie bereits vielfach aufgethan.

Allgemein iſt die Annahme, daß die Macht des türkiſchen Reiches, und damit im nahen Zuſammenhange auch die des Muhamedanismus, in ſich ſelbſt gebrochen ſei. Der türkiſche Name hat nicht allein völlig aufgehört, ein Name des Schreckens zu ſein, ſondern das Reich beſteht nur noch, ja nur mit Mühe noch, indem es ſich auf die europäiſchen Mächte ſtützt. Ein Reich aber, welches ſich begierig an diejenigen anklammert, die es bisher als Ungläubige verachtete, ja die ihm, ſofern es nicht mit dem Muhamedanismus ſich ſelbſt verloren hätte, noch immer ein Gräuel ſein müßten, kann ſein Leben nicht weiter friſten. Das türkiſche Reich hat in dem Muhamedanismus ſein Leben, wie dieſer das ſeine im fanatiſchen Gegenſatz wider das Chriſtenthum. Mit dem einen muß ſomit nothwendig das andere fallen.

Wollend oder nicht wollend hat aber die türkiſche Regierung ſelbſt ein Bollwerk nach dem anderen abgetragen, was ſie bis dahin in Sitte und Leben von den Chriſten ſchied, nur um durch fremde Lebenskräfte das eigene Beſtehen wo möglich zu friſten. Man erwartet, daß auch die letzte mächtige Scheidewand, welche den Nichtmuhamedanern bisher den Eintritt in das

ſtehende Heer verſchloß, demnächſt fallen müſſe, weil die Bevölkerung des Landes fortgehend im Abnehmen begriffen iſt, und es dem durch natürliche Laſter entnervten Volke, welches ſich überdieß durch ungeſtrafte Abtreibung der Leibesfrucht und Tödtung der Neugebornen der Familienſorgen überhebt, beſonders an wahrhaften Jünglingen und Männern fehlt. Dann wird auch die Heeresmacht unvermeidlich dem fremdländiſchen Einfluß unterliegen, während längſt die zudringliche Diplomatie die freie Bewegung der hohen Pforte hindert, um ſo mehr, als die eigene Machtloſigkeit keinen Widerſtand entgegenzuſetzen vermag.

Unglaublich iſt ſchon jetzt der Einfluß des abendländiſchen Lebens, dem die Ohnmacht des türkiſchen Fanatismus nichts mehr entgegenzuſtellen wagt. Selbſt bis in die entlegenſten Partieen des unermeßlichen Stambul, wo noch vor 10—15 Jahren der Franke ſich nicht ohne große Gefahr hätte ſehen laſſen dürfen, bewegt man ſich jetzt frei, ohne alle Begleitung ungefährdet. Zweimal beſtieg ich, ganz allein, den höchſten Punkt der Stadt, den Thurm der neuen Feuerwache. Die wachhabenden Soldaten begegneten mir freundlich, das eine Mal ließen mir die Officiere in jener zaubervollen Höhe Kaffee anbieten. Als nachher unten am Hofe des Seraskiers meine ungeübte Hand die prächtige Moſchee Sultan Bajaſid's zu zeichnen ſich bemühte, wehrten Soldaten unaufgefordert das Hinzudrängen Neugieriger ab. Der Muhamedanismus, der ſonſt den Ungläubigen gegenüber ſo viel möglich alles als ein unnahbares Heiligthum betrachtete, ſieht ſich hier, und überall im klaſſiſchen Orient, kaum noch irgend ein Heiligthum übrig gelaſſen. Selbſt die Moſcheen, auch die heiligſt gehaltene Hagia Sophia! ſind dem Fremden zugänglich, wenngleich nicht ohne Ferman, der aber niemand verſagt wird, der bezahlt. So reflektirt ſich die politiſche Ohnmacht des türkiſchen Reiches in dem Erlöſchen der fanatiſchen Abgeſchloſſenheit des Muhamedanismus, ohne die er aber der urſprünglichen Kraft der chriſtlichen Kirche, deren phantaſtiſches Schattenbild er iſt, nicht widerſtehen kann. Wenn ſo der Muhamedanismus ſich ſelbſt überlebt hat, und eine Regeneration deſſelben ſo wenig denkbar iſt, als die Wiederherſtellung des in ſchneller Selbſtauflöſung begriffenen türkiſchen Reiches, ſo mag vielfach über die Frage geſtritten werden können, was an die Stelle des Beſtehenden treten werde, wenn die letzte Stunde dieſes Reiches ſchlägt. Was aber außer aller Frage liegt, iſt, daß ſich hier der Kirche des Herrn eine Thür aufthun würde, oder vielmehr ſchon aufgethan habe, wie vielleicht ſeit jener Zeit nicht geſchehen iſt, da die ſpätere Reſidenz des Großſultans den Namen des erſten chriſtlichen Kaiſers annahm, und das chriſtliche Bekenntniß des weltherrſchenden Fürſten weithin an die Stelle des heidniſchen trat.

Fragen wir nun, *in welcher Lage ſich hier die chriſtliche Kirche unter dieſen Umſtänden befindet*, und wie ſie gerüſtet iſt, den Verfall des Muhamedanismus zum Heil des armen, ſo lange irre geführ-

ten Volkes ſich zu Nutze zu machen? ſo iſt die Antwort leider wenig zufriedenſtellend.

Die Hunderttauſende der chriſtlichen Bevölkerung Conſtantinopels theilen weit überwiegend das Bekenntniß der morgenländiſchen Kirchen. Obenan ſteht die griechiſche Kirche. Der ſittliche Werth der Griechen wird aber leider auch hier am geringſten geſchätzt, und die, welche den nächſten Beruf hätten, ihre politiſchen Unterdrücker geiſtig zu überwinden, daß ſie das Panier des Herrn aus ihren Händen anſtatt der zerbrochenen Fahne des falſchen Propheten empfingen, erſcheinen am wenigſten befähigt dazu. Unter den übrigen orientaliſchen Kirchen iſt es die armeniſche, in welcher ſich eine lebendige evangeliſche Bewegung kundgibt. Wenn aber in jenen Kirchen das neue Leben längſt in todten Formen erſtarrt iſt: ſo würde doch viel Zeit erforderlich ſein, bevor dieſe freiere, von den evangeliſchen Miſſionen angeregte Bewegung dieſe Kirchen ſo weit durchdränge, daß ſie die hinſterbenden Glaubenskräfte der Bekenner Muhameds durch die Kraft des Evangeliums zu erneuern vermöchten. Die römiſch-katholiſche Kirche kann hier nicht weſentlich anders als ſonſt überall erſcheinen, jedenfalls dem ſittlich entnervten Volke nicht die Kräfte des Heils darbieten, ohne welche es bei einem äußeren Chriſtenthum eben ſowohl untergehen würde, als unter der Fahne Muhameds. Ihre tiefen Schäden ſich verläugnend, unbußfertig, hochfahrend, iſt ſie wohl auf Glanz und äußere Ausbreitung, nicht aber auf Ausheilung jener Schäden durch das Wort Gottes bedacht, und dieß allein wäre es ja, was die zum Tode kranken Völker Muhameds heilen könnte. Ich wohnte der Beerdigung eines Römiſch-Katholiſchen auf dem großen Todtenfelde nordöſtlich von Pera bei. Das Grab war dicht am Wege der nebenhin zu den nahen Kaffeehäuſern fluthenden Menge gegraben, wie denn überall in und um Conſtantinopel die Wohnplätze der Todten — in ungeheuren Räumen für Hunderttauſende! — durch die der Lebenden hingelegt ſind. Das flache Grab war zu kurz gerathen, weßhalb, als der uneingeſargte, nur in ein Tuch gewickelte Todte eingelegt werden ſollte, zuvor noch eine Spalte für das Haupt eingehauen werden mußte, und der Beſtattete jetzt um ſo leichter den in ganzen Schaaren auf den Todtenäckern herumſchweifenden Hunden erreichbar war. Das alles war unausſprechlich wehmüthig, fiel jedoch nicht gerade der katholiſchen Kirche als ſolcher zur Laſt. Inzwiſchen aber las der katholiſche Prieſter die gewiß ſchönen kirchlichen Gebete ſo todt und mechaniſch vor, als dieß nur irgend wo geſchehen kann, und die intonirenden Chorknaben lachten und ſcherzten während deß am offenen Grabe. Man konnte ſich bei der Anſchauung dieſer Unwürdigkeit des Gedankens nicht erwehren, daß bei einer muhamedaniſchen Todtenfeier nicht leicht der Anſtand in ſolchem Maaße verletzt werden würde.

(Schluß folgt.)

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. April, 1853. Nro. 4.

Jakob Böhme,

der teutoniſche Theoſoph.

(Fortſetzung.)

A. Jakob Böhme und ſeine Vorläufer.

„Das Unglück der Zeiten war die Urſache ſeines Irrthums, aber die Kraft ſeines Geiſtes ließ ihn mit Glanz daraus hervorgehen.“ Dieß urſprünglich franzöſiſche Wort hat auch ſeine Anwendung auf den philosophus teutonicus. Und Jeder iſt ja doch am Ende nur recht aus ſeiner Zeit zu begreifen. Mag Einer auch über ſeine Zeit weit hinauswachſen, ſo darf er nie vergeſſen, daß er aus ihr hervorgewachſen iſt. Die Eiche, die ihre Krone über das niedrige Laubdach des elenden Buſchwerkes hinaustreibt, ſteht mit dem ſchlechteren Gehölz auf demſelben Boden. Wir Menſchen vollends — von uns ſteht keiner losgeriſſen vom Zuſammenhang mit den Anderen da; an uns bildet der Geiſt des mitlebenden Geſchlechtes unaufhörlich; wir wachſen in die Ketten vorhandener Sitte, geltender Grundſätze hinein und die Freiheit, um welche der Einzelne kämpft und einer neuen Weltanſchauung vorkämpft, wird nur durch das gewaltſame Sprengen der mit ſchwerer Unruhe getragenen Feſſeln. Auch Jakob Böhme müſſen wir im Zuſammenhang mit ſeiner Zeit aufzufaſſen ſuchen.

Kaum konnte irgend eine Periode der Weltgeſchichte geeigneter ſein, ernſte Geiſter in ein ſtilles Forſchen und Sinnen zu führen und ſie anzureizen über die Welt und ihre Räthſel zu forſchen. Die Zeit war recht trübſelig und düſter. Durch die Reformation war beſonders Deutſchland politiſch zerſpalten. Zwar ſchien der Friede durch den Vertrag von Augsburg vom Jahre

1555 geſichert; wohl wüthete in Frankreich die Flamme des Krieges zwiſchen Katholiken und Hugenotten und in Spanien forderte die Inquiſition ihre Opfer. Doch war der Friede in Deutſchland wenigſtens äußerlich erhalten worden. Allein es ließ ſich nicht verbergen, daß vielfache gegenſeitige Reibungen im Kleinen da und dort einen Ausbruch der verhaltenen Feindſeligkeit einmal herbeiführen müſſen, die Luft war ſchwühl wie vor Gewittern. Auch ſchloſſen die Proteſtanten Angeſichts herannahender Stürme einen Bund um 1608 und zwei Jahre nachher traten die katholiſchen Fürſten in eine Liga zuſammen. Endlich brach das drohende Gewitter los und die letzten Lebensjahre J. Böhmes fallen in die erſten Jahre des unſeligen dreißigjährigen Krieges. Was die Abſichten der römiſchen Partei waren, das hatte Böhme, deſſen Leben ganz an die Wahrheit des Glaubens und an ihre tiefere Erforſchung hingegeben war, wohl empfunden und er, der ſonſt ſo milde, ruhige Mann, ließ ſich in den jener Zeit ganz eigenen leidenſchaftlichen Ton der Streitſucht reißen und zog wider die Katholiken heftig zu Felde, da er in bitterem Spotte ſie „Sachwalter Lucifers“ nennt. Freilich ſpielte damals der unheimliche Geiſt des Jeſuitenthums bereits in allen Kreiſen der chriſtlichen Welt ſeine mächtige Rolle; er ſah es recht als ſeine Aufgabe an, die Proteſtanten mit allen ſeinen Mitteln wieder zur römiſchen Kirche zurückzuführen und je mehr er in der Stille wirkte und aus verbergendem Dunkel heraus in Politik und Kirche, im Oeffentlichen wie im Heiligthum des Hauſes, unter allen Formen operirte, deſto bedenklicher mußte die der proteſtantiſchen Sache drohende Gefahr erſcheinen. Zudem wandelten noch andere unheimliche Geiſter gerade auch in proteſtantiſchen Ländern umher. Vor Allem ſchien ſich durch die damals ſo gewöhnlichen, ſchauderhaften Hexenproceſſe ein Grauen über die chriſtliche Menſchheit zu lagern. Die Annalen jener Zeit ſind voll der kläglichſten Mittheilungen über die unter dem Einfluß finſterer Gedanken, teufliſchen Verdachtes an zahlloſen Unglücklichen verübten Greuel der Folter und furchtbarer Todesqualen. Mit der Reformation ſchien eine beſſere Zeit, ein heller freundlicher Tag angebrochen zu ſein und nun — unter welchem Banne ſchmachteten die Seelen? Die Schrift war dem Volke wieder gegeben, aber ſie ſchien nicht Erkenntniß, ſondern Verwirrung und Verirrung gebracht zu haben. Die evangeliſche Predigt, gegen die todten Werke, die falſche Ruhe des Gewiſſens kämpfend, hatte das Bewußtſein der Sünde geweckt. Sie, deren ſchreckliches Gewicht zuvor vergeſſen war, erſchien wieder in ihrer ganzen verabſcheuungswürdigen Geſtalt. Es war das Böſe, von dem der Menſch los werden mußte; es erſchien ihm auch nicht nur als finſtere Macht in der Tiefe der Seele, ſondern als das Princip einer außer ihr feienden Macht, die den Kampf der Empörung führe gegen Gott und ſich den armen Seelen unter zauberiſchen Lockungen darbiete zum ſataniſchen Bunde und ihnen hölliſche Kräfte und Künſte verleihe. In den Hexenproceſſen trat die Bekämpfung der Sünde heraus aus dem Gebiete

des Geiſtes, der von Sünde gefeſſelt iſt, in das Gebiet böſer Geiſter und die aufgeregte Phantaſie, die überall das Walten und Wirken dieſer ausfinden wollte, überwältigte den ruhigen Verſtand und auch die einfache, von ſolcher Abirrung bewahrende Erkenntniß der heil. Schrift. Von dem Allem iſt ein Wiederhall in J. Böhmes Geiſt und Schriften. Das Böſe, der Urſprung der Sünde, die Form, unter der es auftritt im weiten Univerſum, ſich als Princip der Entzweiung durch Alles hindurch in der ſichtbaren und unſichtbaren Welt kundgibt, wie es ſich mit den Elementen verbindet, nach Perſonification und Individualiſation ſtrebt, dieſe Fragen haben unaufhörlich ſeinen Geiſt beſchäftigt und ſeine Gedanken hierüber ziehen ſich durch alle ſeine Schriften hin. —

Schon an dieſen Verhältniſſen kommt ein bedenklicher Zuſtand der herrſchenden Theologie eben auch der proteſtantiſchen Kirche jener Zeit an's Licht. Und wahrlich, es war mit ihr ſchlimm beſtellt und ſie eben, ſo wie ſie ihm gegenüber vertreten war, hat Böhme das Leben ſauer gemacht. Mit den Theologen war er zerfallen, mit der ächten Theologie der Offenbarung wollte er immer vertrauter werden. Neunundzwanzig Jahre waren verfloſſen ſeit Luthers Tode, als J. Böhme das Licht der Welt erblickte. Was war indeſſen aus der Sache der Reformation geworden?

Die große kirchliche Bewegung in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts trug die herrlichſten Spuren einer inneren Geſundheit an ſich. Sie war eine Nationalſache, nicht bloß ein Product einſeitigen Theoretiſirens oder ein einſeitiger, ſchnell vorübergehender Fanatismus. Elemente dieſer Art hat die deutſche Reformation ſchnell von ſich auszuſcheiden gewußt. Vielmehr war ſie ein rechter Wiedergeburtsproceß, der eben an ſeiner ſittlichen Seite ſeine größte Kraft hatte. Die Reformatoren wollten den Zuſtand der apoſtoliſchen Kirche wieder herſtellen. Dabei war es ihnen aber durchaus nicht um ein geiſtloſes oder affectives Nachäffen der einzelnen Formen und Zuſtände der erſten Kirche zu thun. Was aber ſie wollten, war die Wiederherſtellung der Friſche des apoſtoliſchen Zeitalters der Kirche. Was ihnen im Neuen Teſtament entgegentrat als die Summa und Hauptſache der Lehre, die Mittelpunkte der apoſtoliſchen Predigt, die Quellen des lebendigen chriſtlichen Lebens, das Werk und die Perſon Chriſti, kurz, Alles, was römiſcher Abfall von der heilſamen Erkenntniß unter den Scheffel geſtellt, in den Hintergrund gedrängt hatte, das wollten ſie dem chriſtlichen Volke wieder geben. Sie gaben es ihm aber nicht in der Form eines neuen Dogmas, im Gegentheil die nie aufhörende Berufung auf's Wort in all' ſeiner Fülle, Mannigfaltigkeit, Unverletztheit ſollte den Damm bilden gegen allen ſeelenloſen Dogmatismus. Sie gaben die Lehre der Schrift nicht als im Syſtem bereits verarbeitet, ſondern ſie gaben ſie aus der unmittelbaren Erfahrung des eigenen Herzens von ihrer Gotteskraft. Sie ließen das lautere Schriftwort unmittelbar auf ſich wirken und was ihnen dadurch im Inneren kund wurde, das gaben ſie dem Volke. Es war alſo gar nicht das Sy-

ſtem der Theologie, mit dem ſie ſich gewiſſermaaßen eine Schule bildeten, ſondern es war die Theologie des Herzen, wie ſie unmittelbar die innerlich vernommene Predigt der heil. Schrift gibt, mit der ſie wirkten. Daher hat denn auch Luther beſonders dem deutſchen Volke keine Dogmatik, wohl aber die deutſche Bibel gegeben. Es war ein friſches Leben aus friſchem Glauben; der Unterſchied zwiſchen Glaubenslehre und Sittenlehre als geſonderter Syſteme trat in den Hintergrund und die Katechismen jener Zeit beweiſen, wie eng man Beides aufeinander bezog. Da ſtand denn Gottes Wort unendlich hoch, aber nicht als eine todte äußere Regel, ſondern weil ſein Kern und ſeine Centralwahrheit innerlich angeeignet und neues Leben, eine neue Schöpfung durch das Wort geworden war. Das theoretiſche Intereſſe des theologiſchen Wiſſens und das praktiſche Intereſſe lebendiger Frömmigkeit ſtanden in einem Gleichgewicht. Eben deßhalb war denn auch die Theologie der Reformatoren recht im eigentlichen Sinne bibliſche Theologie und was ſie darin leiſteten, iſt das Unſterblichſte, was ſie der Welt ſchenkten im Gebiet der Wiſſenſchaft. Abgeſehen von ihren herrlichen exegetiſchen Arbeiten zählt man gewiß mit Recht auch die Loci des Melanchthon, die institutiones des Calvin und die fidei ratio von Zwingli zur bibliſchen Theologie (S. Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. Die Antrittsrede von Dr. Schenkel 1852, 1. Heft). Da trat denn aber Werk und Perſon des Erlöſers ganz in den Vordergrund, wie denn auch Luther das ganze Geheimniß der Reformation, ja, der ganzen Theologie der proteſtantiſchen Kirche mit den Worten ausſprach: Man muß die Schrift alſo führen, daß man Alles ziehe auf den Herrn Chriſtum! Und auch hierin beurkundete ſich der erſte friſche Pulsſchlag der Reformation geſund und kräftig, ſofern Beides nebeneinander in ſeinem Rechte war: der Chriſtus, der einſt die Erlöſung vollbrachte in den Tagen ſeines Fleiſches und der, der ewig bei den Seinen iſt; der Chriſtus für uns und der Chriſtus in uns, wie das auch ein franzöſiſcher Proteſtant unſerer Zeit kurz ausdrückt. Die Schrift galt da nicht nur als ein äußerer, fertiger Kanon, als ein Codex von Dogmen, ſondern als die Führerin zu dem Chriſtus ſelbſt, zu ſeiner Perſon, in der die Fülle des Lebens iſt und von dem ſie nur ein Abbild geben konnte und wollte. Nur das, was unmittelbar ſich belebend, ſittlich anregend erweiſen konnte im ganzen Gebiet der chriſtlichen Lehrbegriffe, wurde recht in die Erörterung hineingezogen, daher die Artikel von dem Geſetz, der Sünde, Erlöſung, Gnade, Glauben u. ſ. f.; vorherrſchend theoretiſche Punkte boten nur ein einſeitig ſpeculatives Intereſſe dar und wurden vernachläſſigt (ſ. Der deutſche Proteſtantismus v. Hundeshagen 1847, 1. Ausg. p. 41).

Das aber war nun eben der Jammer, daß dieß friſche Leben erſtarb, dieſe vom Bibelgeiſt geleitete und beſeelte Richtung nicht bleibend eingehalten wurde. Laſſen wir die Urſache dieſes Abfalls und Zerfalles hier auf der Seite. Genug — was zuvor friſche Bewegung, vielfach regſames Leben geweſen war, das begann zu erſtarren. Die Reformatoren hatten in der Bibel das Individuelle der ein-

zelnen Schriftſteller anerkannt und glaubten ſelbſt mit ihrer eigenen Individualität jeder in ſeinem guten Rechte zu ſtehen; da war Freiheit im heiligen Kreiſe der Bibelwahrheit und wenn ſie ſich in weſentlichen Punken untereinander gegenüberſtanden, ſo vergeſſe man nicht, daß derſelbe Luther, der im Punkte des Abendmahls ſo feſt und unbeugſam war, doch ein andermal die herrlichen Worte ſchreibt: Sehe ich, daß ſie Chriſtum predigen und bekennen, als von Gott dem Vater geſandt, daß er uns durch ſeinen Tod gegen ihn verſöhnen und Gnade erlangen ſoll, ſo ſind wir der Sache eins und halte ſie für meine lieben Brüder in Chriſto und Glieder der chriſtlichen Kirche; wie dennoch auch unter dem Paſtthum dieſe Predigt iſt blieben nach dem Text, ſammt der Taufe und Sacament Chriſti und Artikeln des Glaubens u. ſ. f. — (Erklärung z. Ev. S. Joh. c. 16, 1). Dieſer Geiſt aber, der des Geſetzes ſowohl wie der Freiheit innerhalb der Schranke ewiger Regeln ſich klar bewußt blieb, er verſchwand; an die Stelle des auch urſprünglich aus dem Inneren gläubig belebter Seelen gefloſſenen, für gläubige Seelen ewig lebendigen Schriftwortes traten ſtarre Dogmen; an die Stelle jener ächt proteſtantiſchen, der individuellen Auffaſſung ihr Recht laſſenden Katholicität trat engherziger Excluſivismus; an die Stelle des Lebens und Lebenlaſſens im Glauben an Chriſtus trat der Tod des Trauens und Bauens auf dogmatiſche Spitzfindigkeiten und das für das praktiſche Chriſtenthum nutzloſe künſtelnde Conſequenzenziehen aus Dogmen und dem zur Seite ging das mörderiſche Richten und Verdammen der Einen gegen die Anderen. Die Religion der Liebe war zur eiteln Streittheologie, die nicht beſſert, geworden und ſtatt daß das Schriftwort, einfach und heilig ernſt, durchaus dem praktiſchen Bedürfniſſe Aller angemeſſen, als ſolches in ſeiner Fülle verkündigt wurde, ſo mußte die Bibel ſich zum Dogmenecompendium ſtempeln laſſen und in atomiſtiſcher Weiſe ſie zerreißend, den Unterſchied des Alten und Neuen Teſtaments verkennend, argumentirte man Dogmen und Streitſätze, nach Belieben einzelne Worte und Sätze herausreißend, bald in ſie hinein, bald aus ihr heraus. Man kam durch die Predigt vielweniger zu Chriſtum, dem ewig lebendigen, als vielmehr zu einer orthodoxen lutheriſchen oder reformirten Dogmatik. Man ſtritt und zankte ſich in Büchern, Hörſälen und Kanzeln; die Politik miſchte ſich wie immer ungeſchickt in kirchliche Polemik und auch die wohlmeinendſte Frömmigkeit in dieſem ſtachlichten Gewande der Rechtgläubigkeit war eine unerquickliche Erſcheinung. Die freie Forſchung ſelbſt, ein wirklicher materialer Fortſchritt der Theologie, der Wiſſenſchaft überhaupt war unter ſolcher Beſchränkung und Verketzerungsſucht gar nicht zu fördern. Was wurde da heilsbegierigen Seelen von der Kanzel, was fragenden, Erkenntniß ſuchenden Geiſtern in den Producten der Literatur geboten? Und eben als dieſer Eifer der Rechtgläubigkeit, dieß wilde Feuer liebloſer Streitſucht im kräftigſten Anzuge war, ward Jakob Böhme geboren.—Ueberſehen wir aber nicht, daß es auch unter den Theologen ſelbſt nicht

an Männern fehlte, welche bald mehr nach der Seite des chriſtlichen Lebens bald mehr im Intereſſe der chriſtlichen Theologie und Wiſſenſchaft dem herrſchenden Uebel entgegenzuarbeiten ſuchten. In letzter Hinſicht zeichnete ſich der vielſeitig gebildete Calixtus, Profeſſor zu Helmſtädt aus, ein Zeitgenoſſe Böhmes. Für die Erneuerung wahrer, lebendiger Herzensfrömmigkeit hat aber Keiner ſegensreicher gewirkt, als Joh. Arndt, der durch ſeine erfahrungsmäßige, aus dem Bibelwort erwachſene Herzensfrömmigkeit in jenen trockenen Zeiten und ſeither Tauſenden ein Führer zum „Wahren Chriſtenthum“ geworden iſt, wie er denn auch in der Vorrede zu ſeinem von erbaulichen Gedanken überfließenden Werke mit Beziehung auf jene Zeit ſagt: „Viele meinen, die Theologie ſei nur eine bloße Wiſſenſchaft und Wortkunſt, da ſie doch eine lebendige Erfahrung und Uebung iſt. Jedermann ſtudirt jetzt, wie er hoch und berühmt in der Welt werden möge; aber fromm ſein will Niemand lernen. Jedermann ſucht jetzt hochgelehrte Leute, von denen er Kunſt, Sprache und Weisheit lernen möge; aber von unſerem einigen Doctoren Jeſu Chriſto will Niemand lernen Sanftmuth und herzliche Demuth, da doch ſein heiliges lebendiges Beiſpiel die rechte Regel und Richtſchnur unſers Lebens iſt, ja die höchſte Weisheit und Kunſt, daß wir ja billig ſagen können: das Leben Chriſti kann uns Alles lehren.“ (S. Wahr. Chriſtenthum, Vorrede zum 1. Buch. Berliner Ausgabe 1831) Kindern dieſes Geiſtes konnte freilich die Verfolgung damals nicht fehlen.

War aber Jakob Böhme in einen ſchroffen Gegenſatz gegen die herrſchende Richtung in Theologie und Kirchengewalt ſeiner Zeit gekommen, ohne mit der Lehre der Kirche zerfallen zu wollen, ſo fanden ſich noch andere wiſſenſchaftliche Richtungen, die auf die Entwicklung ſeines Weſens von bedeutendem Einfluſſe ſein mußten. Dieß war die Theoſophie und Naturphiloſophie zunächſt des 16ten Jahrhunderts. Man hat beide Richtungen nicht unpaſſend mit dem Namen Myſticismus bezeichnet. Aber man irrt, wenn man ſie mit der Myſtik des Mittelalters zuſammenſtellen oder ſie gar als deren naturgemäße Fortentwicklung betrachtet wiſſen will. Die mittelalterliche Myſtik iſt im Werk der Reformation ſelbſt aus ihrer poetiſch lyriſchen, allzuſubjectiven Verengung befreit worden und ihr Geiſt war beſonders anregend und fruchtbar geweſen in Luthers tiefem Gemüthe, wie er denn einem Tauler viel verdankte und die „Teutſche Theologie“ ſelbſt 1516 mit einer lobenden Vorrede herausgab. Die Reformation war aber nicht nur eine Umgeſtaltung der Theologie und des kirchlichen Lebens, ſondern es fand damals auch eine Revolution in allen Gebieten der Wiſſenſchaft ſtatt. Die außerordentlichen geographiſchen Entdeckungen jener Zeit erweiterten den Geſichtskreis; man hörte von Wundern neuer Welten und man ſah ſie. So wurde nun der Geiſt auf die Erforſchung der Natur und ihres Waltens und Schaffens geleitet. Die ſprachlichen Studien eröffneten neue Schätze der alten klaſſiſchen Literatur; es war ein un-

Digitized by Google

nützer Verſuch, den mittelalterlichen Ariſtotelismus wieder, nachdem er verblichen war, auffriſchen zu wollen, obwohl auch ein Petrus Pomponatius, der mit Ariſtoteles dem Philoſophen die Unſterblichkeit leugnete, aber klugerweiſe mit dem orthodoxen Kirchenthum ſie feſthielt, ſeinen Anhang fand (ſ. Gräße, allg. Literatur-Geſch. 4. Band p. 1204). Ganz beſonders aber war die Thätigkeit des Geiſtes auf die Wahrheiten der Religion, die Geheimniſſe des Glaubens gerichtet worden und es bildete ſich eine vom Dogma emancipirte Religionsphiloſophie aus. Da fehlte es denn unter ſo mächtigen Anregungen, bei den Verſuchen, neues Licht zu finden, von neuen Standpunkten aus das Univerſum, das Sichtbare und Unſichtbare, Natur und Geiſt, Dieſſeits und Jenſeits zu begreifen, nicht an ſeltſamen, abenteuerlichen Erſcheinungen auf dem Gebiet des Naturwiſſens und der Philoſophie des Uebernatürlichen.

Dieſen verſchiedenartigen Einflüſſen konnte ein Mann wie Jakob Böhme ſich nicht entziehen. Auch ſehen wir getrennte Richtungen, die vor ihm nebeneinander hinliefen, in ihm ſich vereinen. Der erwachte Geiſt der Forſchung einerſeits hatte ſich auf die Geheimniſſe der Natur geworfen. Es war ein Streben da im Jahrhundert der Reformation, ſich von einer zauberiſchen Betrachtung der Natur loszumachen. Aber wie weit war man noch von einer Erkenntniß nur auch der einfachſten Elemente und der Geſetzmäßigkeit ihres Wirkens! Vielleicht man kann ſagen, daß man über die Bewegung der Sterne des Himmels richtiger dachte, als über die Dinge auf Erden, denn Copernicus hatte den tragenden Punkt der Weltenuhr nachgewieſen und auch Keppler, Tycho, Baco von Verulam und Gallilei lebten noch in jenem Jahrhundert. Und doch war auch der klare Blick in die Räume der Sternwelt und die richtige Erkenntniß ihrer Bewegungen noch vielfach gehemmt ſelbſt bei tiefforſchenden Männern jener Zeit durch aſtrologiſche Träumereien, denen auch auf die Heilkunde ein höchſt ſchädlicher Einfluß vergönnt war (z. B. Johannes Wierdung von Haßfurt l. IV. de cognoscendis et medendis morbis ex corporum coelestium positione), der bis auf den heutigen Tag in allerlei volksthümlichen Formen noch fortwirkt. Zudem ſtand noch die Kabbala im alten Anſehen, und hielt ſich in demſelben um ſo länger, da ſie der werthvolle geheime Beſitz einer auserleſenen Klaſſe, einer Kaſte der Eingeweihen zu ſein ſchien. Galt ſie doch, wie auch der Name ſelbſt beſagt, für eine durch Tradition ſeit Adam empfangene neben dem geſchriebenen Worte fortgepflanzte Offenbarung göttlicher Weisheit, der reinen Erkenntniß Gottes und der Welt; ſie erſchloß in Buchſtaben und Worten der heil. Schrift einen tiefen, geheimnißvollen Sinn und ſie wollte zugleich eine Anweiſung werden, dieſe Erkenntniß praktiſch anzuwenden; ſie iſt magiſche Kunſt, beſonders die heiligen Namen Gottes, welche die beſonderen Beziehungen Gottes zur Schöpfung auszudrücken, zu beſtimmten Abſichten, zu Wirkungen auf die Gegenſtände der Natur zu gebrauchen, ſo daß dabei eine innere, ewige Beziehung zwiſchen den Worten und Namen und zwiſchen den

Naturobjecten vorausgeſetzt iſt. Suchten die Einen auf dieſem Wege den Durſt nach Wiſſen zu befriedigen, ſo ſtrebten Andere bald an der Hand gewiſſer theoſophiſcher Principien oder auch auf dem ſichereren Wege der Erfahrung oder des Experimentirens, d. h. des willkührlichen Hervorrufens beſtimmter Naturerſcheinungen in die Geheimniſſe und Geſetze der Welt einzudringen. Aber alte Irrthümer, aus früherer Zeit herübergeerbt, welche Dogmen der Naturwiſſenſchaft geworden waren, ſtanden dem Fortſchritt der wahren Wiſſenſchaft nicht mehr im Wege, als die naturphiloſophiſchen Träumereien des 16ten Jahrhunderts ſelbſt. Noch Luther vertheidigt beredt die Alchymie, die er aber offenbar mit der Chemie verwechſelt; Gegenſtimmen, wie die des Hanz Sachs, der jene betrügeriſche Kunſt dem Spotte preisgab, fanden damals wenig Glauben. Die Hoffnung, aus gemeinem Metall Gold machen zu können, war allzulockend, als daß nicht Viele ihr weniges ächtes Gold darangegeben hätten, daraus den Urgeiſt abzuſondern, um damit neues Gold in beliebiger Quantität zu erzeugen. Es war ein principloſes Verfahren herrſchend, aus den Gegenſtänden des Pflanzen- und Mineral-Reichs den Urgeiſt, die Grundeſſenz auszuziehen zu wollen. Noch herrſcht der alte, orientaliſche Aberglaube an die zauberiſchen Kräfte der Edelſteine; der redlich ſuchende Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheym (1436—1535) hat ſein Leben der Auffindung des Steines der Weiſen gewidmet und doch zuletzt ein Werk „über die Eitelkeit der Philoſophie“ geſchrieben.

Aber eben um jene Zeit begann eine große Umwandlung im Gebiet der Naturwiſſenſchaft überhaupt und beſonders der Chemie und der Heilkunde. Der Mann, dem trotz all' ſeines Charlatanismus große Verdienſte in dieſer Hinſicht nicht abgeſprochen ſind, iſt Theophraſtus Paracelſus (überſ. „von Hohenheim“). Ihm war es bei ſeinen chemiſchen und metallurgiſchen Verſuchen nicht mehr nur um die Transmutation der unedlen Metalle in edle an ſich zu thun, ſondern er ſuchte die Reſultate chemiſcher Verſuche auf die Medicin anzuwenden, weil er die Zuſtände der Geſundheit und Krankheit des Leibes weſentlich auf die Miſchungsverhältniſſe der Säfte im menſchlichen Körper zurückzuführen ſtrebte; der Organismus des Leibes iſt nach ihm durch chemiſche Elemente conſtituirt und die Functionen des Leibes beruhen darauf. So war es ihm denn darum zu thun, ſo viel Erfahrung, als er nur irgend konnte, über die beſtimmte Wirkung chemiſcher Producte auf den menſchlichen Leib zu ſammeln; auch ſchrieb und lehrte er, gegen die damalige Gewohnheit der Aerzte und Naturkundigen, in deutſcher Sprache, weil ſie ihm durch ihre außerordentliche Bildſamkeit zur Erfindung neuer Kunſtausdrücke vortrefflich taugte. Er unterſchied zuerſt ductile und nicht ductile oder eigentliche und Baſtards-Metalle (Ganz- und Halb-Metalle), machte Queckſilber-, Eiſen-, Blei- und andere Metall-Präparate in der Medicin einheimiſch und lehrte den ſpecifiſchen Stoff aus Pflanzen ziehen, wo zuvor nur rohe Decocte gegeben wurden; ja, man will Spuren bei ihm entdecken, daß ihm der Magnetismus nicht unbekannt geweſen

ſei. **Vielleicht hat er aber ſeine Genialität am meiſten kundgegeben dadurch, daß er, über eine nur chemiſche, alſo grob realiſtiſche Auffaſſung des leiblichen** Seins und Lebens hinausgehend, jedes individuelle Leben als eine Einheit von Kräften, als eine für ſich ſeiende Totalität zu faſſen ſuchte und daß ihm der Begriff des Organismus vorſchwebte; auf den naturgemäßen Proceß des organiſchen Lebens ſelbſt führte er die Krankheitserſcheinungen zurück. Eben dadurch riß er ſich von herkömmlichen Schultheorieen los und zeigte eine glückliche Gabe ſelbſtſtändiger Naturbeobachtung. Aber freilich — der Silberblick reinerer Erkenntniß war auch bei Theophraſtus durch ſchwere Schlacken ſeltſamer Irrthümer, haltungsloſer Hypotheſen getrübt und doch ſchienen die letzteren dem Geiſt ſeiner Zeit mehr zu entſprechen, als die Reſultate ſeines ruhigen, unbefangenen Forſchens, weßhalb denn auch von jenen mit ſeiner Sprachweiſe mehr in die myſtiſch naturaliſtiſche Literatur der Folgezeit übergegangen iſt als von dieſen. Zu jenen logiſchen Unbegreiflichkeiten iſt es zu rechnen, daß Theophraſtus neben die Chemie noch folgende Hauptpfeiler der Heilkunde hinſtellte: Geheimniſſe (Kabbala und Magie), Aſtrologie und obenein — Tugend. Auch glaubte er an ein vom Willen des Menſchen gänzlich geſchiedenes ſeeliſches Princip, das aber doch nicht mit dem, was wir Seele nennen, im Unterſchied von Leib und Geiſt, zuſammenfällt, an eine Art Naturgeiſt des Individuums, den Archeus, der im Magen das Nahrhafte in den Speiſen aus dem Schädlichen und Indifferenten ausziehe und ſo den Aſſimilationsproceß leite. Ueberall ſpielen in den einzelnen organiſchen Funetionen nach ihm beſtimmte chemiſche Elemente ihre beſondere Rolle; ſie knüpfen ſich an jede körperliche Subſtanz und ihr Daſein und ihre Quantität bedingt beſonders die Krankheiten. So bringt ein Uebergewicht des Schwefels Fieber und Peſt, des Queckſilbers Schwermuth und Lähmung; die gewöhnlichen Ausſonderungen des Körpers ſind verbunden mit beſtimmten, eigenthümlich modificirten Mineralien; die einzelnen Organe des Leibes ſtehen in geheimem Rapport zu beſtimmten Planeten; herrſchende Krankheiten ſind von der Wirkung gewiſſer Sterne abzuleiten, und beim einzelnen Menſchen iſt der Tartarus, die Verdickung der im geſunden Zuſtand leichtflüſſigen Säfte und der Niederſchlag aus ihnen, die gewöhnliche Krankheitsurſache. — Vorſtellungen dieſer und ähnlicher Art curſiren weit und breit in der hierhergehörigen Literatur des 16 und 17ten Jahrhunderts, und wer ſich mit J. Böhmes Schriften vertraut machen will, wird ſinden, wie oft er ihnen gerade bei dieſem Schriftſteller begegnet, der ungefähr ſiebenzig Jahre nach des Theophraſtus Tode ſeine literariſche Wirkſamkeit begann.

Jedoch nicht nur in naturphilophiſcher, ſondern auch in ſtreng theoſophiſcher Hinſicht hat der philosophus teutonicus ſeine Vorläufer und zwar auch nach dieſer Seite hin in nächſter Nähe gehabt. Das Streben, die Mannigfaltigkeit der Naturerſcheinungen auf einheitliche Principien zurückzuführen, das Vielerlei unter allgemeine Geſichtspunkte zu ſtellen, „eine Geiſtesarbeit be-

ginnt," ſagt Humboldt, „ſobald, von innerer Nothwendigkeit getrieben, das Denken den Stoff ſinnlicher Wahrnehmungen aufnimmt" (Kosmos I. p. 70). Ganz ähnlich verhält es ſich auch auf dem Gebiete des religiöſen Glaubens. Immer macht ſich wieder das Bedürfniß geltend, den von der Lehre der Kirche dargebotenen Stoff geiſtig zu verarbeiten, ihn denkend nach ſeiner inneren Nothwendigkeit und Wahrheit zu begreifen. So ging denn durch die ganze Geſchichte der Kirche das Erkennen neben dem Glauben her. Beſonders aber haben immer größere Bewegungen und Erſchütterungen auf dem Gebiete des Glaubens das Nachdenken über die Glaubenswahrheiten angeregt. So hat die Reformation eine neue Theologie geſchaffen. Vom Standpunkt des materialen und formalen Princips des Proteſtantismus aus hat in der reformirten wie lutheriſchen Kirche eine großartige, combinirende, dogmenbildende Thätigkeit begonnen. Allein das folgerichtige Aufſtellen dogmatiſcher Grundſätze gibt noch kein Verſtändniß der inneren Nothwendigkeit und Wahrheit des Glaubens überhaupt. Auch damals fanden nicht alle beim Dogma als ſolchem ihre Befriedigung. Zudem war das Schulgezänke der Theologen unerbaulich und konnte wohl auch ihre Lehre in den Verdacht der Lebensloſigkeit bringen. Ebenſo konnte eine über das nur atomiſtiſch empiriſche Verfahren hinausgehende Betrachtung des Naturganzen der Berührung mit religiöſen Grundſätzen nicht ausweichen, beſonders in einer Zeit, welche von einer der poſitiven Offenbarung gegenüber ſelbſtſtändigen Speculation noch keine Ahnung hatte. So enthält denn auch Theophraſtus ſelbſt, obwohl hauptſächlich Naturphiloſoph, doch viele weſentlich theoſophiſche Ideen und ſie gingen durch ſeine Schule in weitere Kreiſe über. Alle Erkenntniß, lehrt er, kommt aus Gott. „Der Menſch erfindet nichts, auch der Teufel nichts; Gott im heil. Geiſt zündet in Jedem erſt das Licht der Weisheit an. In Allem bleibt Gott der oberſte Scribent; er iſt auch unſer aller Text. In ſich iſt die Weisheit nur Eins; ſie iſt aber in's Tödtliche gefallen, in's Irdiſche. Daher ſind nun viele Künſte, manigerlei Wiſſen. Zur Weisheit kann der Menſch kommen, unter allen irdiſchen Weſen er allein, denn er iſt Mikrokosmus, eine Welt im Kleinen, die obere und die untere Welt iſt in ihm abgeſpiegelt; alle Weisheit, die in der weiten Welt wirkt, ſelbſt der Verſtand der Engel iſt urſprünglich in ihm. Was dem Menſchen zum Bewußtſein kommt, iſt eigentlich nur Wiedererinnerung an das längſt in ihm Liegende. Dabei iſt er des heil. Geiſtes Schüler; Gott aber betrachtet ihn als ſeinen Sohn. Das Vermittelnde iſt Chriſtus, das Abbild des Urweſens und der parens hominis." Welche Stelle aber Chriſtus nun eigentlich einnimmt zwiſchen Gott und dem Menſchen, da der Menſch ſelbſt ſo hoch geſtellt wird, läßt ſich bei Theophraſtus nicht recht entſcheiden. Er will auf ihn auch alle Weisheit und Erkenntniß gründen; wer in Chriſti Gemeinſchaft ſteht, kann allen Geiſtern gebieten. In Chriſtus hat Alles ſein Ur-

bild; jedem Ding wohnt dieß Urbild auch inne; Chriſtus iſt das rechte, innere Weſen jedes Dinges. Dieſe Gedanken ſind bei Theophraſt nicht ſowohl eine Anſpielung an Joh. 1, 3. als ſie vielmehr Chriſtus als den Inbegriff der Ideeenwelt gegenüber der Veränderlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt des Wirklichen zu bezeichnen ſcheinen. Neben dieß ſtellt ſich bei ihm aber noch eine beſondere Lehre über das Weſen der Körperwelt. Jeder Körper iſt Hülle eines unſichtbaren, ſideriſchen, aſtraliſchen Körpers; daraus erklärt er ſich auch die Nekromantie, daß nämlich der grob elementare Körper nach einiger Zeit verweſt, der ſideriſche Leib aber exiſtirt noch länger und weilt bei Lieblingsgegenſtänden, bis ihn die Sterne, ſeine rechte Heimath, wieder anziehen. Sterblich aber iſt der Menſch, weil er verführt durch des Teufels Neid unrein wurde. Darum wurde Chriſtus Menſch; es war aber nothwendig, daß Maria, von der er geboren wurde, ganz rein war, ſonſt hätte Gottes Geiſt ſie nicht überſchattet. Durch Chriſtus nun wird der Menſch wiedergeboren; doch aber bezieht ſich das weſentlich auf einen leiblichen Umwandlungsproceß, denn die Seele, als aus Gott ſeiend, kann nicht krank werden. Mittel zur Geſundung wird nun beſonders der Genuß des Leibes Chriſti im heil. Abendmahle; daraus kommt die göttliche Kraft, die den neuen Geiſt-Leib des Menſchen ſchafft. Durch Wirkung dieſer Kraft, d. h. des Geiſtes Gottes incarnirt ſich das ewige Leben und Weſen Chriſti in den Gläubigen; er geht in ſie über und ſo können ſie in die Seligkeit eingehen. Aus dem Glauben entſpringt auch die Magie, die er ſeltſamer Weiſe neben imaginatio ſtellt; was die Seele in des Glaubens Allmacht ſich imaginire, das werde dann und entſtehe ſo magiſcher Weiſe.

Freier von naturphiloſophiſchen Gedanken, weſentlich religiöſer Art, iſt der Myſticismus, wie er ſich in den Schriften des Valentin Weigel unmittelbar der Zeit nach Jakob Böhme vorangehend, darſtellt. Doch wurde auch er, da ſeine opera posthuma erſchienen waren, als ein Paracelſiſt von den Gegnern dieſer Schule hart mitgenommen. Wie er ſich zur herrſchenden Richtung der Kirche ſeiner Zeit verhielt, erklärt ſich ſchon aus dem Titel einer der Schriften ſeines Namens, an denen freilich auch fremde Federn betheiligt geweſen ſein ſollen, welcher ſo lautet: „Erweiſung, daß heutzutage faſt allenthalben in Europa in allen Kirchen und Schulen kein einziger Stuhl ſei, darauf nicht ein Pſeudo-Prophet und Pſeudo-Chriſtus ſitze.“ Bei ihm zeigt ſich auch ein gewiſſer Haß gegen die Kirchenlehre, weil er ſie ſo betrachtet, als ob ſie die Geheimniſſe der Offenbarung eigentlich mehr zuſchließe als aufdecke. Die nüchterne Schrifterklärung, wie ſie die Reformatoren forderten, obwohl Luther ſelbſt, dieſem Grundſatz ungetreu, des Allegoriſirens bei der Interpretation viel machte, konnte dem myſtiſchen Spiritualismus eines Valentin Weigel nicht genügen. Laſſen wir dahingeſtellt, ob er mit der Kabbala vertraut geweſen ſei; wenn die Juden, von denen noch in unſerem Jahrhundert Franz von Baader geſagt hat, daß von ihnen nicht nur das Heil der Welt, ſondern auch die Wiſſenſchaft

kommt, aus den Buchſtaben der Geneſis alle Geheimniſſe Gottes und der Welt nach beſtimmten Regeln herausleſen wollten, ſo las auch Weigel ſeine Gedanken aus ihr heraus nach der Regel des Geiſtes, an deſſen Offenbarung in ihm ſelbſt er glaubte (S. ſeine Schrift vom Baum des Wiſſens Gutes und Böſes und Moise tabernaculum cum suis tribus partibus u. ſ. f.). Ja, im Lichte dieſer Offenbarung wurde ihm die Kirchenlehre ſelbſt nur eine grobe Hülle tieferer Gedanken der göttlichen Erkenntniß. Er will hinaus über die Beſchränkung der Creatur und des Buchſtabens zu Gott und zum Geiſt; aber nur wer das innere Licht hat, der ſieht Gott überall und in Allem. Doch — nicht er ſieht dann, ſondern es iſt ſelbſt wieder Gott, der in ihm iſt und durch ſich ſich ſelbſt ſchaut und erkennt. Weigel iſt gewiß weit davon entfernt, darunter ein Zuſichſelbſtkommen Gottes im Menſchen verſtanden wiſſen zu wollen. Aber er hat nach dem bibliſchen Wort vom Ebenbilde eine hohe Vorſtellung von der Natur des Menſchen. Der Menſch iſt auch ihm Mikrokosmus; Alles iſt in ihm, „was funden wird im Himmel und Erden und auch darüber.“ Gott hat ihn nicht aus Nichts geſchaffen, ſondern formirt aus der großen Welt. Der Menſch iſt ein Sohn Gottes, aber auch ein Kind der vergänglichen Welt. Dieſe Doppelſeitigkeit am Weſen des Menſchen wird dann mit den Gedanken des Theophraſt durchgeführt; der Menſch iſt etwas Neues, Beſonderes, als das Product der Miſchung des Göttlichen und der Natur; ſein Leib iſt doppelt, irdiſch greiflich; aber auch ungreiflich, unſichtbar, doch auch natürlich, der Aſtralleib. Auch der Geiſt des Menſchen iſt doppelt, ein Geiſt aus der Natur und ein Geiſt aus Gott. Iſt nun der Menſch in der Erkenntniß, dann iſt ſein natürliches Weſen überwunden von dem Licht des Geiſtes; das Menſchliche iſt das paſſive Organ geworden; es iſt das Wort, das im Menſchen lebt und wirkt. Da iſt der in des Menſchen Natur gelegte Gottesſaame lebendig geworden; es iſt der innere Chriſtus, um welches willen jeder Menſch ein Gottesſohn heißen mag, der aber nur im Neugebornen lebt; der iſt in Allem uranfänglich, er kann nicht hineingepredigt werden. Aber erweckt kann das Wort werden in uns durch die beſondere Gnadenanſtalt des Reiches Gottes, durch die Gnadenmittel. Denn mit dem Paradies haben wir den heil. Geiſt verloren. Durch die Menſchwerdung Gottes aus Maria, beſonders vermittelſt Taufe und Abendmahl, wird nun die neue Geburt im Menſchen bewirkt. Weil aber Weigel auch den Gedanken mit Theophraſt gemein hat, daß die Seele ſelbſt durch die Sünde Nichts verloren habe, „nur der Wille brechlich geworden ſei“, ſo muß auch bei ihm der Segen der Erlöſung weſentlich in der Ueberkleidung der Seele mit einem neuen, heiligen Leibe beſtehen. Man ſieht die bedenklichen Conſequenzen dieſer Vorſtellung leicht ein; denn die Sünde wird da weſentlich nur als etwas an der Materie, am Fleiſche Klebendes angeſehen und ein Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Materie geſetzt, der zum Dua-

lismus führen muß; ebenſo wird dann aber auch das Werk der Erlöſung in eine Art von Naturproceß verwandelt, deſſen nicht zu gedenken, daß Chriſtus bei dieſer Anſicht nur einen Scheinleib gehabt haben müßte und daß er alſo nicht Gottmenſch im kirchlichen Sinne des Wortes ſein konnte. Zwar läßt Weigel Chriſtus auch einen Leib von Maria annehmen; aber der andere unſichtbare Leib Chriſti iſt nicht aus der irdiſchen Maria und Adam, ſondern aus der ewigen Jungfrau — der wir auch bei J. Böhme häufig begegnen —, aus der ewigen Weisheit Gottes, die alles Dinges Urbegriff in ſich faßt, durch den heil. Geiſt. Dieſer göttliche Leib Chriſti, der unſichtbar iſt, wohnt bei uns in ſeinem ſichtbaren Leib auf Erden und er theilt ſich uns mit und dadurch das auch im Tode überwindende Leben. Man ſieht, wie die Thatſache der auf Golgatha geſchehenen Erlöſung bei dieſen Vorſtellungen bedeutungslos wird. Der Chriſtus für uns verſchwindet ganz gegenüber dem Chriſtus in uns. —

Haben wir uns bisher mit dem Ideenkreiſe etwas bekannt zu machen geſucht, der Jakob Böhme nach äußeren und inneren Beziehungen am nächſten ſteht, der auf die Bildung ſeines Denkens über Gott und Welt vom bedeutendſten Einfluß geweſen iſt, ſo wollen wir auch den Verhältniſſen, unter denen der Gang ſeines Lebens ſich geſtaltete und ſeine literariſche Thätigkeit ſich entwickelte, einige Aufmerkſamkeit ſchenken.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Oſterfeier in Jeruſalem.

Paſtor Theodor Fliedner, der Vorſteher der bekannten Diakoniſſenanſtalt in Kaiſerswerth am Rhein, machte im Jahre 1851 eine Reiſe nach Jeruſalem, um vier Diakoniſſen oder Krankenwärterinnen (evangeliſche Schweſtern der Barmherzigkeit) in das neu errichtete Hoſpital des anglo-preußiſchen Biſthums daſelbſt zu bringen. Aus ſeiner Reiſebeſchreibung, die er in ſeiner Monatsſchrift, „dem Armen- und Krankenfreund", veröffentlicht hat, theilen wir die Schilderung des Oſterfeſtes in Jeruſalem auszugsweiſe mit, weil darin die Eindrücke des griechiſchen, römiſch-katholiſchen und evangeliſch-proteſtantiſchen Cultus, welche in der heiligen Mutterſtadt der Chriſtenheit zuſammentreffen, auf eine intereſſante, wenn auch gleich nicht ganz vorurtheilsfreie Weiſe nebeneinander geſtellt ſind. — D. Red.

„Am Gründonnerſtag Abend, gegen 5 Uhr, hatten wir Jeruſalem erreicht, als eben die Dämmerung einbrach. Der uns entgegengeſandte Diener des Conſuls Schulz, zeigte uns den Weg. So ritten wir ſchweigend, von eigenthümlichen, tiefen Gefühlen bewegt, durch das Jaffathor, bogen links in enge Gaſſen, mitten durch Schutt- und Steinhaufen, bis nahe an die Stadtmauer hinauf, wo der alte Tankreds-Thurm noch ſteht. Hier hatte der ritterliche Tankred neben Herzog Gottfried von Bouillion im Jahr 1099 einſt die Mauern geſtürmt.

Ein kleines, einſtöckiges Häuschen hinter einer alten, halbverfallenen Mauer öffnete uns ſein Pförtchen. Wir fielen mehr von den Pferden, als daß wir davon ſtiegen: ſo müde und ſteif waren wir von dem langen, unbequemen Reiten auf den breiten Pferderücken ohne Sättel geworden. Der Conſul empfing uns ſehr freundlich auf dem Hofe, und führte uns in das kleine Zimmer, wo warme Speiſen uns engegendämpften, welche ſeine kleine, arabiſche Haushälterin in der auf dem Hofe befindlichen Duodezküche bereitet hatte. Gar erquicklich war uns das Eſſen nach den Anſtrengungen des Tages, aber noch erquicklicher die Liebe, womit der Conſul in dem fremden Lande uns entgegenkam. Ein Paar Divane waren auch ſchon da, und einige Decken zum Schlafen für die Schweſtern, durch die vorſorgliche Güte der Frau Biſchof Gobat. Denn in dieſem Wohnſtübchen ſollten ſie zugleich ſchlafen. Zwar ſahen wir mit Erſtaunen die Wände noch naß vom Plaſtern und Kälken; — ſie waren in den letzten Tagen vorher erſt zurecht gemacht worden, da der Conſul zu ſpät die Kunde von unſerer Ankunft erhielt; — die Decke war ſo niedrig, daß man kaum aufrecht ſtehen konnte, und die Thür und das Fenſter war über die Maaßen klein. Indeß unſere Schweſtern waren froh, nun einmal ihr eigenes Häuslein zu haben, und erklärten, ſchon zurecht zu kommen. Wo ſollte ich aber bleiben? Auf dem Hofe, gegenüber dem erſten Zimmer, war ein anderes, freilich noch kleiner und dumpfer, aber auch noch viel feuchter, ſo daß das Waſſer an den Wänden heruntertriefte. Ich beſah darauf

das zweite Häuschen dicht am erſten, das auch unſerem theuern Könige gehört, und uns gleichfalls diſponibel geſtellt worden war. Dieß fand ich aber noch näſſer und ungeſunder, ſo daß ich, um dem Fieber zu entgehen, vorzog, deſſelben Abends meinen anderen Reiſegefährten, dem Conſul Weber, dem Miſſionar und den beiden Amtsbrüdern in das Gaſthaus, das ſie bezogen hatten, nachzufolgen. Dieſes lag freilich ziemlich entfernt von den Schweſtern, und gehörte einer Jüdin, Hanna Roſenthal, welche noch Raum genug hatte, da die Hotels an dieſen Feſttagen nicht beſetzt, vielweniger überfüllt waren.

Der Charfreitag Morgen brach an. So waren wir denn aufgewacht in Jeruſalem, des großen Königs Stadt. Es war uns wie ein Traum. So waren wir in der wunderſamen Stadt, feſt gegründet auf den heiligen Bergen, die der Herr liebte über alle Wohnungen Jakobs, in der Stadt, in der ſeit 4000 Jahren, ſeit Melchiſedek's Zeiten, herrliche Dinge gepredigt wurden, in der Stadt, wornach David ſich ſehnte, wenn er auch nur auf Wochen von ihr ferne ſein mußte, wonach die Kinder Iſraels weinten an den Waſſern zu Babel, und ſie nicht vergeſſen konnten ihre höchſte Freude, Jeruſalem. Auch uns war in unſeren Kinderjahren ſchon dieß Jeruſalem unſere Freude, und wir ſehnten uns: O daß wir einmal mit unſeren Augen ſehen könnten dieſen Schauplatz ſo vieler Wunderthaten Gottes! Und ſiehe, was ſo viele beſſere Menſchen, als wir, zu ſehen begehrt, und nicht geſehen haben, das dürfen unſere Augen jetzt von Nahem ſchauen. Welch ein Vorrecht!

Und gerade der Charfreitag-Morgen muß der erſte Morgen ſein, der in dieſen Mauern uns anbricht! So dürfen wir den Todestag unſeres hochgelobten Heilandes an ſeiner Todesſtätte feiern, und an den Orten heute anbeten und danken, von denen wir oft zu Hauſe geſungen:

Wie ſeid ihr mir ſo lieb und theuer,
Gethſemane und Golgatha!
Ihr Stätten, wo die Welt die Feier
Der allergrößten Liebe ſah!
Hier lern' ich jede Tugend üben,
In Noth und Tod gelaſſen ſein;
Hier ſtärkt mein Herz ſich, Gott zu lieben,
Und ſelbſt dem Todtfeind zu verzeih'n.

Daß dieſer Charfreitagsſegen uns zu Theil werde, darum beteten wir, und zogen dann hinauf, nachdem wir die Schweſtern abgeholt, auf den Berg Zion. Hier, wo einſt Davids Burg ſtand, hier, wo Herodes in ſeinem Palaſt einſt am erſten Charfreitage den König aller Könige mit Anziehen eines weißen Kleides verhöhnte, da leuchtete uns die neue evangeliſche Kirche (des anglo-preußiſchen Biſthums) entgegen, von ſchneeweißem Kalkſtein gebaut, weithin im Sonnenglanz leuchtend, als ſollte ſie ein Vorbild des ſchönen Glanzes ſein, der aus Zion angebrochen iſt, und für alle Welt anbrechen ſoll. Vierzig Fuß tief lag der Schutt, durch den man graben mußte, um ein feſtes Fundament für den Bau der Kirche zu erhalten; ein Beweis, wie furchtbar die Verwüſtung der Jahrhunderte hier gehaust hat, in Folge des Fluchs, der auf die Stadt niederkam, die ſie die Propheten tödtete und ſteinigte, die zu ihr geſandt wurden, und nicht bedachte, was zu ihrem Frieden diente.

Da ſtand der neue, evangeliſche Zionsbau, und zwar gegründet im Glauben

auf dem einigen, unerſchütterlichen Felſen Jeſus Chriſtus, geſtern und heute derſelbe, und derſelbe auch in Ewigkeit, und lud uns zu ſich ein, um aus dem Brünnlein Gottes Waſſers die Fülle zu trinken. Ein gothiſcher Bau umſing uns, würdig und einfach, wie der apoſtoliſche Glaube, in Form eines Kreuzes gebaut, ohne Bilder und Bildſäulen, die in anderen Kirchen, namentlich des Orients, ſo ſehr den abgöttiſchen Bilderdienſt fördern.

O wie lieblich ſind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Da haben wir nun in der Fremde eine Heimath gefunden, wo wir uns dürfen niederlaſſen, nämlich deine Altäre, Herr Zebath, mein König und mein Gott! Wo wir jetzt die Pſalmen und Lobgeſänge und geiſtliche, liebliche Lieder anſtimmen dürfen, in ſüßer Gemeinſchaft mit vielen Glaubensgenoſſen, die von Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht hieher gepilgert ſind, mit ihnen unſere Kniee beugen dürfen in deiner Anbetung, du Lamm Gottes, das du die Sünden der Welt trägſt!

Paſtor Nicolayſon, ein ziemlich ſtark hochkirchlicher Anglikaner, las abwechſelnd mit Biſchof Gobat, des Vormittags die engliſche Liturgie, und hielt darauf eine Predigt in engliſcher Sprache über den Gnadenruf am Kreuze: „Es iſt vollbracht!“ Es war eine ächt evangeliſche, gläubige und anſprechende Predigt. Der Geſang war, unter der Leitung eines tüchtigen Vorſängers, gut und erwecklich, obgleich noch keine Orgel vorhanden war. Dieſe kam erſt ein Paar Wochen ſpäter auf 20 Kameelen von Jaffa an. Zwei unſerer Schweſtern verſtanden die engliſche Sprache nur unvollkommen, zwei noch gar nicht. Doch war das Feiern des Charfreitags auf Zion, die Gemeinſchaft mit den Gläubigen, und die feierliche Stille in dem ſchönen Gotteshauſe ihren Seelen erquickend und ſtärkend.

Des Nachmittags hatten wir in der Kirche deutſchen Gottesdienſt. Biſchof Gobat predigte über die Worte Pilati: „Sehet, welch ein Menſch!“ führte uns den heiligen Schmerzensmann vor Augen in all ſeinen bitteren Leiden von Gethſemane bis Golgatha, und legte es uns auf's Gewiſſen, ob nicht auch Jeder von uns mit dem Blick auf ihn zu bekennen habe:

Ich, ich und meine Sünden
Der ſich ſo viele finden,
Wie Körnlein Sand am Meer,
Die haben Dir erreget
Das Elend, das Dich ſchläget,
Und das betrübte Marterheer.

Wir beugten uns bußfertig unter unſerer Schuld, blickten aber auch getröſtet nach dem gekreuzigten Mittler empor, weil ſein Verſöhnungswort vom Vormittag: Es iſt vollbracht! in uns nachklang, als ein feſter Anker im inneren Sturm.

Vor der Predigt hatte der Biſchof die heil. Taufe an einem jüdiſchen Proſelyten, Stern, aus Ungarn, verrichtet. Das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß auf den dreieinigen Gott tönte uns beſonders lieblich hier auf Zion in die Ohren, mitten unter Glaubensgenoſſen ſo verſchiedener Länder, und als ein ſchönes Einigungsband zwiſchen all den verſchiedenen chriſtlichen Confeſſionen, die in Jeruſalem jetzt aus allen Welttheilen verſammelt waren. Nicht bloß, daß Proteſtanten aus Aſien, Europa, Afrika und Amerika ſich in unſerem Gotteshauſe befanden, ſondern auch griechiſche, römiſch-katholiſche, armeniſche, ſyriſche, koptiſche,

jakobitiſche und andere Chriſten waren aus den fernſten Ländern nach Zion gepilgert.

Wir ſahen heute auch noch Biſchof Gobat und ſeine treffliche Gemahlin, die Tochter des ehrwürdigen Inſpektors Zeller von Beuggen, und konnten in ihrem lieblichen Familienkreiſe noch eine kleine, ſtille Nachfeier des Feſtes halten.

Ich hatte den Biſchof ſchon im Jahre 1846, als ich 4 Diakoniſſen nach London gebracht, im Hauſe unſers dortiges Geſandten, Geh. Raths Dr. Bunſen, kennen und verehren gelernt. Durch den vierwöchentlichen Umgong mit ihm in der heil. Stadt wurde er mir aber noch theurer und ehrwürdiger. . . . . . .

Als wir aus dem Hauſe des Biſchofs Gobat traten, ſtürmte uns ſo viel wildes Lärmen und Gewühl auf den Straßen entgegen, daß es ſehr geeignet war, uns aus unſerer andächtigen Feſtſtimmung herauszureißen. Proceſſionen von Muhamedanern kamen uns in dichten Schaaren aus den engen Gaſſen entgegen, welche Fahnen aus einer Moſchee in die andere trugen. Zwei oder drei Derwiſche mit bloßen Schwertern, theils im Munde, theils in der Hand, ſprangen, nackend bis an die Hüſten, unter wilden Sprüngen vor ihnen her, und ſchwenkten das Schwert, in wilder Verzückung brüllend, wie Beſeſſene, bald in die Luft, bald gegen ihren Leib, als wollten ſie ſich durchbohren. Andere zogen neben ihnen, theils laut ſingend, theils mit Handpauken, meſſingenen Caſtagnetten und Tamburinen rauſchende Muſik machend, daß die Erde dröhnte. Denn ſie hatten heute auch einen, ich weiß nicht, welchen Feſttag. Andere Türken kamen jetzt wallfahrend von dem Grabe Moſis zurück, das ſie, nach muhamedaniſchen Traditionen, auf dem Berge Nebi Muſa, (Prophet Moſes), freilich irrthümlich dieſſeits des Jordanthals glauben. Wir ſahen ſpäter auch dieſen Berg zwiſchen dem Kloſter Mar Saba und dem todten Meere, und das auf demſelben Moſi geltende, türkiſche hohe Denkmal in der Ferne.

Zwiſchen den Türken wogten die Tauſende der chriſtlichen Pilger auf den Straßen, Männer, Frauen und Kinder, deren 10—12000 dießmal gekommen waren, und deren Zahl öfters auf 15,000 ſteigt. Sehr intereſſant war das wilde Gewühl mit weißen, ſchwarzen, braunen und gelben Geſichtern der Menſchen aus allerlei Nationen, in den verſchiedenſten Trachten, großentheils ſehr bunt, nach orientaliſcher Sitte, dazwiſchen das Rufen der Verkäufer und Käufer in den Bazaars, und das laute Geſchrei und Getreibe von Kameelen, Pferden und Eſeln; aber ſtärkend für Paſſionsbetrachtungen war es nicht. Unſere Schweſtern flüchteten ſich daher lieber in ihr einſames Häuslein zurück, um ungeſtört ſtiller, heiliger Feſtbetrachtung ſich hinzugeben.

Ich ging des Abends nach einem kurzen Beſuche bei unſerem Conſul, von deſſen türkiſchem Kawaſſen begleitet, nach 7 Uhr zu der Grabeskirche, um zu ſehen, wie hier das Feſt gefeiert werde, und auf Golgatha mitzutrauern, und ſeinem Grabe mich mitzufreuen mit wehmüthiger Freude. Schwerlich hätte ich mich hindurchdrängen können, hätte nicht der Kawaſſe, den man als Polizeidiener reſpektirt, mir Platz verſchafft. Da bewegte ſich eine Maſſe von Tauſenden, Kopf an Kopf ſtehend, liegend, gehend, ſchon vor der Grabeskirche auf dem freien Platze, und ſang, ſchrie, kaufte und verkaufte Roſenkränze, Kreuze, Kerzen u. dgl.; aber noch mehr drängte ſich die Menſchenmaſſe in dem Vorhof und den Hallen des gewaltigen Gotteshauſes. Es war ein Wogen und Wallen, Summen, Murmeln und Toſen, wie an den Ufern des Meeres, wenn die Fluth brandend zurückkehrt und an die Klippen ſchlägt. In merkwürdigem Contraſte

damit lagen die türkiſchen Wachen groſentheils in orientaliſchem Gleichmuth in den Vorhallen auf erhöhtem Lager rauchend und Kaffee trinkend. Als ich in das groſe Schiff der Kirche kam, über welchem die gröſte der beiden Kuppeln ſich majeſtätiſch wölbt, ſah ich es mit tauſend und aber tauſend Lampen und Kerzen von der höchſten Höhe bis zur Erde erleuchtet, daß man faſt geblendet wurde von dem ringsum ſchimmernden Lichtglanz.

Aber ſtatt der Stimme des Betens und Dankens hörte ich zuerſt nur wildes Schreien und Singen, widriges Heulen und Händeklatſchen aus den Seitenhallen mir entgegenſchallen, und Schaaren von Menſchen, beſonders von Knaben, ſo andachtslos umherſchwärmen, als ſeien ſie auf einem Jahrmarkte. Ich drang weiter in die Kirche hinein. Da hörte ich endlich auch andere Stimmen, Lobgeſänge und Gebete durch die heiligen Hallen hindurchtönen. Denn die mächtige Proceſſion war in Bewegung, welche von den Franciskanern an dieſem Abend geleitet wird, für die römiſchen Chriſten der Gipfelpunkt der Paſſionszeit. Der Zug fängt bei der Säule an, an der der Heiland einſt in Pilati Haus von den Heiden gegeißelt wurde, und die jetzt hier gezeigt wird.

Von da geht der Zug zu der Stätte, wo der Herr gebunden ſtand, während die römiſchen Kriegsknechte die Vorbereitung zur Kreuzigung machten. Dann geht es weiter zu der zerbrochenen Säule, die auch vormals im Richthauſe ſtand, und bei welcher der Heiland mit Dornen gekrönt wurde, ſodann zu der Stätte, wo die heidniſchen Soldaten ſeine Kleider theilten, und über ſein Gewand das Loos warfen. Von hier ſtieg der lange Zug der Feiernden auf 21 Stufen hinab in die unter der Erde liegende Kapelle der Kreuzesfindung, wo Helena, Mutter des Kaiſers Conſtantin des Groſen, die drei Kreuze aufgefunden zu haben glaubte, daher auch dieſe Kapelle die Helenen-Kapelle heißt. Iſt der Zug die 21 Stufen wieder hinaufgeſtiegen in das Hauptſchiff der Kirche, ſo ſteigt er nach Zurücklegung eines 110 Fuß langen Weges 18 Stufen hinauf nach Golgatha, das mitten in der Kirche liegend ſelbſt von einer Kapelle überdeckt iſt. Darauf geht's wieder hinab in das Kirchenſchiff zu der auf dem Fußboden deſſelben nahe am Eingang der Kirche liegenden, von einem Gitter umgebenen Marmorplatte, der Salbungsſtein genannt, worauf der Leib des Herrn geſalbt worden ſein ſoll. Will man dieſen Stein in Einklang bringen mit der heil. Geſchichte, nach welcher bekanntlich der Leib des Herrn gar nicht geſalbt worden iſt, ſo könnte der Leichnam auf dieſen Stein gelegt werden ſein, als Joſeph und Nikodemus ihn banden in leinene Tücher mit Spezereien, wie Johannes berichtet Kap. 19, 38—40.

Von da geht's zum heiligen Grabe, worüber eine kleine Kapelle ſich wölbt, die auch den kleinen Raum der Engels-Kapelle einſchließt, wo der Engel ſaß, als der Herr auferſtanden war. Die letzte Station iſt im Hintergrunde der Kirche, die Stätte, wo der auferſtandene Herr der Maria Magdalena erſchien. Eine Kapelle iſt auch darüber erbaut. Hier ſteht die ſchöne Orgel, die ihre herrlichen Töne weithin durch die Kirchenräume erſchallen läßt. An jeder der Hauptſtationen bleibt der Zug ſtehen, neue Lieder werden angeſtimmt, und ſieben Predigten in ſieben verſchiedenen Sprachen, der italieniſchen, ſpaniſchen, arabiſchen, griechiſchen, deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen von Mönchen gehalten.

Ich kam zu dem Zuge, als er ſchon im Wandeln begriffen war. In der

größten Pracht der gold- und ſilberbedeckten Prieſtergewänder ziehen die Geiſtlichen, Biſchöfe und Aebte an der Spitze, einher, viele Franciskaner, weiße Chorhemden über ihre braunen Kutten und Kerzen in der Hand, voran eine Schaar Chorſchüler auch in Chorhemden mit Weihrauchfäſſern und Kerzen, hinter ihnen eine lange Reihe von Pilgern mit Kerzen. Der große Prunk von Gold, Silber und Edelſteinen an den Prieſterröcken und Hüten auf dieſem ernſten Zuge, wo man ſich freuen will des Leidens und Sterbens des Mannes der Schmerzen in der Knechtsgeſtalt, that mir in innerſter Seele weh. Ziemt ſich ſolches weltliche Prunken und Flimmern für die, die Nachfolger des Herrn und ſeiner Apoſtel ſein wollen in ihrer geiſtlichen Macht, aber nicht ihre Nachfolger in der Verläugnung der Welt und ihrer Pracht? (Luk. 22, 24—27).

Tiefe Andacht war denn auch wenig zu ſpüren. Gaffen links und rechts, unruhiges Hin- und Herlaufen, Lärmen und Unfug, beſonders während des Predigens, ſo daß die türkiſchen Soldaten mit Peitſchenhieben bisweilen dreinhauen mußten. Neid, Zank und Streit dabei zwiſchen dieſen und den griechiſchen Geiſtlichen auch am heiligen Charfreitag, und an dieſen heil. Stätten, wo jetzt ihr Mund voll Lobens war; dießmal Streit darüber, wer den Teppich auf einen Altar legen ſolle, ſo daß, wie mir nachher Conſul Schulz erzählte, eine große Schlägerei in der Kirche nur mit Mühe unterdrückt wurde. Jeder von beiden Theilen will eben herrſchen, ſelbſt da, wo ihr Herr gedient hat bis zum Tod am Kreuze. Der Geſang war nicht ſo ſchön, wie ich erwartet. Von den zwei Stationspredigten, die ich hörte, war die engliſche kraft- und ſaftlos, aber theatraliſch nach Effekt haſchend. Dabei war das Engliſche ein miſerables Engliſch. Auch wurde das Gedränge immer furchtbarer, als ſich der Zug zur ſteilen, engen Golgathatreppe hinwandte. Da zog ich vor, das Schaugepränge zu verlaſſen und die letzten Abendſtunden in ungeſtörter Stille der Liebe meines Jeſu nachzudenken, wie er heute auch für mich blutete und ſtarb, und zu einer ruhigeren Zeit die heiligen Stätten wieder zu beſuchen. Dieß gelang mir auch ſpäter auszuführen und in gar lieblicher Stille auf Golgatha und an ſeinem Grabe anzubeten. Weiter unten mehr davon.

So ging ich jetzt gegen 9 Uhr trauernd und ſinnend nach Hauſe.

Und wie dankte ich nachher Gott, daß ich mich dieſen Abend nicht mit hinauf gedrängt hatte auf Golgatha! Denn, obgleich da ein deutſcher Mönch kräftiger und erbaulicher von Chriſti Gottheit gepredigt haben ſoll, ſo wurde doch das lebensgroße, hölzerne Jeſusbild, das ich auch ſchon mit einem Kreuze vor der Proceſſion herausſchleppen ſah, oben auf Golgatha auf die Erde gelegt, wie mir Reiſegefährten als Augenzeugen erzählten, und dann mit Nägeln vor aller Augen an's Kreuz genagelt. — Pfui der Schande! Welch kindiſch-ſinnliches, taktloſes, unzartes, gotteslaͤſterliches Puppenſpiel an dem Ort, wo jedes Chriſten Augen Thränenquellen ſein müßten, zu beweinen ſeine Sünden, die den Herrn der Herrlichkeit an's Kreuz geſchlagen! Da ſeinen heiligen Leib auch nur am Bilde noch mit Nägeln durchbohren und annageln zu können, um den Act der Kreuzigung grobſinnlichen, fleiſchlichen Augen handgreiflich vorzuſtellen! Hat Paulus ſo den fleiſchlichen Galatern Jeſum, den Gekreuzigten vor Augen gemalt? Würde man es wagen wollen, auch den kleinſten Kindern in der Kleinkinderſchule ihres Jeſu Kreuzigung ſo unwürdig begreiflich zu machen? Würde es nicht als eine ſchändliche Entweihung des Heiligſten mit Entrüſtung gebrand-

Digitized by Google

markt werden? Und da nageln chriſtliche Geiſtliche ihren Chriſtum wieder an's Kreuz! — Pfui! — Pfui! —

Dieſer angenagelte Chriſtus wird hernach auch auf den Salbungsſtein gelegt, um ihn herum geräuchert, und dgl. mehr. Ob auch geſalbt, weiß ich nicht. Doch genug hiervon. — . . . ."

Nachdem ſodann Fliedner die merkwürdige Ceremonie, wie die Griechen das ſogenannte heilige Feuer in der Grabeskirche am großen Sabbath erlangen und anzünden, beſchrieben hat, ſchildert er den evangeliſchen Gottesdienſt am Oſterfeſttage.

„Der große Sabbath war vergangen. Der Tag der Auferſtehung brach an. Die Grabeskirche ward ſchon frühe, ehe die Sonne aufging, von vielen Pilgern beſucht; ja ſie war in dieſer ganzen Feſtzeit ſelbſt des Nachts nicht leer. Vor Allem zog es die Herzen nach der Engelskapelle am Grabe, wo der Himmelsbote geſeſſen und zu Maria Jakobi und zu Salome geſprochen: Fürchtet euch nicht! Ich weiß, daß ihr Jeſum, den Gekreuzigten ſuchet. Er iſt nicht hier. Er iſt auferſtanden, wie er geſagt hat. Und dorthin zog es in die Kapelle der Lateiner, wo Maria Magdalena weinte: „Sie haben meinen Herrn weggetragen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben." Wo der Auferſtandene zu ihr ſprach: „Maria!" Und ſie in ſeliger Freude zu ſeinen Füßen niederſank: „Rabbuni!"

Um die Kapelle des Grabes zog eine glänzende Proceſſion von griechiſchen Prieſtern unter laut erſchallenden Hallelujah's und Lobgeſängen auf den Oſterfürſten. „Der Herr iſt auferſtanden!" rief das Volk einander zu. Er iſt wahrhaftig auferſtanden! tönte die Antwort. Ach, daß auch ein Odem der Auferſtehung alle dieſe Feiernden durchſchauert und geiſtlichen Frühling in ihren Herzen erweckt hätte! Aber nach dem fleiſchlichen, wüſten Benehmen der Meiſten gleich nach dieſen Oſtergrüßen und Liedern, und nach dem geiſtlichen Stumpfſinn zu urtheilen, der die große Mehrzahl dieſer pilgernden Griechen charakteriſirt, und womit ſie ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten trachten durch ihre äußeren Pilgrimswerke, wiſſen die Wenigſten unter dieſen Tauſenden, was der Auferſtandene für ſie geworden, und was für einen Oſterſegen ſie bei ihm ſich holen könnten.

O wie freuten wir uns, wieder zu dem Hauſe Gottes auf Zion wallen zu können mit evangeliſchen Glaubensgenoſſen am Oſtermorgen mit Frohlocken und Danken unter dem Haufen, die da feiern! Da durften wir aus dem Munde des theuern Knechtes Gottes, Biſchofs Gobat, wieder voll Salbung und Kraft das reine Evangelium vernehmen von dem, der die Auferſtehung iſt und das Leben, wie er ſich offenbarte ſowohl am erſten Oſtermorgen, als auch noch immer offenbart allen, die nach ihm dürſten, als die unverſiegbare Quelle neuen Lebens und Friedens, himmliſcher Liebe und Kraft, — nach Mark. 16, 1—6. Darauf durften wir mit dem Lebensfürſten ſelbſt in ſelige Lebensgemeinſchaft treten an ſeinem Altare, im Genuſſe ſeines Leibes und Blutes! O, welch unverdiente Ehre! Welch Wunder ſeiner Liebe und Gnade gegen uns Unwürdige und Unreine! An hundert Communikanten traten mit uns zum Altare, auch zum erſten Male der engliſche Conſul zu Jaffa, ein Grieche bisher, der ſeine Kinder in der engliſchen Kirche erziehen läßt, ein ernſter, wohlgeſinnter Mann. Engliſch, deutſch, arabiſch ſagte der Biſchof die heil. Ein-

ſetzungsworte Jedem, nachdem ſeine Mutterſprache war. Heilige Stille durchwehte das Haus. „Der Herr iſt in ſeinem heiligen Tempel!“ Das fühlten die Feiernden. „Ja, ihr ſelbſt ſeid der Tempel des lebendigen Gottes, wie denn Gott ſpricht: Ich will in ihnen wohnen, und in ihnen wandeln, und will ihr Gott ſein, und ſie ſollen mein Volk ſein!“ *) Mit dieſer ſeligen Zuverſicht im Glauben verließen wir die heil. Stätte.

Nachmittags predigte unſer treuer Reiſegefährte, Paſtor Schulz, in deutſcher Sprache.

„Jeſus, meine Zuverſicht und mein Heiland iſt im Leben“, u. ſ. w. Dieß Glaubenslied unſerer frommen Churfürſtin, Luiſe Henriette, ſangen wir zuerſt mit fröhlichem Munde.

Dann nach einem kurzen Eingange über die Worte: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und, ob ſie deſſelben vergäſſe, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen!“ †) predigte er über die Ermahnung Pauli: „Halte im Gedächtniß Jeſum Chriſtum, der auferſtanden iſt von den Todten.“ ‡) Weß das Herz voll iſt, deß geht der Mund über. Das erfuhren wir auch jetzt. Wie ein voller überwallender Strom voll Feuer, Kraft und Liebe brauste ſeine Rede einher und ſchlug an die Herzen der Verſammlung, daß Alle tief ergriffen wurden von der Heiligkeit und Seligkeit der Pflicht, Jeſum Chriſtum, den Auferſtandenen, im Gedächtniß zu halten.

Auch Biſchof Gobat ſagte mir nach der Predigt, ſolche Predigten ſeien gerade, wie er ſie wünſche, die nicht rein verſtandesmäßige Abhandlungen über die Glaubenslehre ſeien, ſondern die ſich zugleich an's Herz wendeten und dieſes ergriffen.

Ich freute mich gar ſehr dieſes einfachen Lobes aus ſo urtheilsfähigem Munde für unſere deutſche evangeliſche Kirche, daß gerade auf Zion, und der bei den Engländern vorherrſchenden Verſtandes-Theologie gegenüber, die Glaubenstiefe und chriſtliche Innigkeit der deutſchen Theologie ſo würdig an heiliger Stätte vertreten war.“

---

*) 2 Kor. 6, 16. †) Jeſ. 49, 15. ‡) 2 Tim. 2, 8.

Ein junger Märtyrer.

Am 11ten Febr. 1853 ſtarb zu Mercersburg in einem Alter von 2 Jahren, 7 Monaten und 27 Tagen Philipp Wilhelm Schaff, der zweite Sohn des Herausgebers dieſer Blätter, ein Knabe von ſeltener Friſche und Schönheit des Leibes und ebenſo ſeltener Begabung und Liebenswürdigkeit des Geiſtes, ein Liebling aller, die ihn kannten, und ein unſchätzbares Kleinod ſeiner Eltern, denen er eine Quelle täglicher Freuden und der reichſten Hoffnungen für die Zukunft war. Der ungewöhnliche Charakter der langwierigen Krankheit, die ſeltene Geduld und Sanftmuth des Patienten und die herzliche Theilnahme naher und ferner Freunde mit ihm und mit den ſchwer geprüften Eltern rechtfertigen eine nähere Mittheilung über die Urſachen und Umſtände dieſes Todesfalls.

Am Morgen des 14ten Decembers 1852 ſpielte der kleine Wilhelm im Beſitze der blühendſten und bis dahin noch nie unterbrochenen Geſundheit mit dem Kindermädchen, in der Stube auf- und ablaufend, lachend und ſcherzend, als er plötzlich von einem heftigen Huſten ergriffen wurde und dem Erſticken nahe kam. Die ängſtlich herbeieilende Mutter befürchtete ſogleich, daß etwas in ſeine Luftröhre gerathen ſei, der Knabe ſelbſt erklärte deutlich und beſtimmt, daß er eine Kaſtanie im Halſe habe, und dieß wurde durch die Ausſage des Mädchens, das ihn eine Kaſtanie eſſen ſah, und der Tante, welche ſie ihm kurz zuvor gegeben hatte, faſt zur Gewißheit erhoben. Solche Fälle, die bei Kindern wegen ihrer Sorgloſigkeit nicht ſehr ſelten vorkommen, enden gewöhnlich in wenigen Stunden oder Tagen mit dem Tode der Erſtickung, es ſei denn, daß die fremde Subſtanz entweder auf dem natürlichen Wege durch Huſten, oder auf künſtliche Weiſe durch eine chirurgiſche Operation am Halſe, Gurgelſchnitt oder Bronchotomie genannt, (welche wiederum Laryngotomie und Tracheotomie in ſich ſchließt,) entfernt wird, ehe ſie eine unheilbare Entzündung in der Luftröhre und den Lungen verurſacht hat. Da aber ein Brechmittel nicht die gehoffte Wirkung hatte, und da der Huſten, das gewöhnliche Kennzeichen der Gegenwart eines fremden Stoffes in der Luftröhre, bald auf-

hörte und in den nächſten Tagen nur nach längeren Zwiſchenräumen wiederkehrte, ſo erklärte der Hausarzt mit vielen anderen Perſonen, deren Urtheil wir zu reſpectiren alle Urſache hatten, die Krankheit zuerſt für Croup und dann für Laryngitis und behandelte ſie demgemäß drei Wochen, gewiſſenhaft alle Mittel anwendend, die Entzündung zu legen. Doch umſonſt. Die Entzündung machte raſche Fortſchritte und erreichte bald die Lungen, der Athem wurde immer mehr beengt und war während des Schlafes mit einem herzdurchſchneidenden Seufzer begleitet, und der Knabe wurde, obwohl er ſich zeitenweiſe etwas zu erholen ſchien, und faſt jeden Morgen ſagte: I feel a great deal better, im Allgemeinen immer ſchwächer, behielt aber das klarſte Bewußtſein, ſprach immer ſehr vernünftig und beſtand unter anderem auch darauf, daß er eine Kaſtanie im Halſe habe, ſo oft er nach der Urſache ſeiner Krankheit gefragt wurde. Unter dieſen Umſtänden kehrten die Eltern ſelbſt wieder zu ihrer urſprünglichen Vermuthung zurück und beriefen den Dr. Maegill aus Hägerstown in Maryland, der beſonders als Chirurg einen ausgedehnten und wohlverdienten Ruf genießt. Dieſer erſchien am Neujahrstage, überzeugte ſich bald, daß der Knabe Recht habe und daß, ſelbſt wenn kein fremder Stoff ſich in der Luftröhre befinden ſollte, eine Operation durch die in der nächſt folgenden Nacht ſtark zunehmende Gefahr der Erſtickung gerechtfertigt ſei.

Am 2ten Januar Morgens um 9 Uhr wurde von Dr. Maegill im Beiſein einiger Freundinnen und ſämmtlicher 6 Aerzte von Mercersburg, welche eine ſehr rege wiſſenſchaftliche und perſönliche Theilnahme an dieſem in hieſiger Gegend beiſpielloſen Krankheitsfall fühlten, mit der größten Vorſicht ein Schnitt in die Trachea (Tracheotomie) gemacht und die Luftröhre nach oben und unten wiederholt durchforſcht, ohne daß er irgendwo einen fremden Stoff entdecken konnte. Die Operation dauerte über 2 Stunden, welche die Eltern und Verwandten in einem benachbarten Zimmer in der peinlichſten Spannung, aber doch auch in der tröſtlichen Hoffnung auf baldige Hülfe betend und ringend zubrachten. Mit dankbarer Rührung hörten ſie von der ſtaunenswerthen Ruhe und Ergebung, mit welcher das unſchuldige Lämmlein auf der Schlachtbank lag und, als verſtünde es vollkommen den Zweck der Operation, in Anticipation des erwarteten glücklichen Erfolgs nach dem erſten Einſchnitt in die obere Haut freudig ausrief: now it is out! (nun iſt die Kaſtanie heraus!) Aber wie bitter war auch die Enttäuſchung, als dieſes gewagte und gefährliche Mittel den unmittelbaren Zweck nicht erreichte, und der letzte Strahl der Hoffnung auf Wiederherſtellung eines ſo überaus theuren Kleinodes erloſchen ſchien! Die Operation war indeß keineswegs vergebens, ſie befreite den Patienten von einer Maſſe von Schleim und verlängerte aller Wahrſcheinlichkeit nach ſein Leben.

Aber welch ein Leben war das! Drei volle Wochen hindurch — ein

unerhörter, oder doch jedenfalls ungemein ſeltener Fall — *) mußte das arme Kind durch dieſe künſtliche Oeffnung mit einem pfeifenden Tone athmen, da der Kehlkopf, oder der Larynx, wie der obere Theil der Luftröhre heißt, gleich nach der Operation ſich völlig ſchloß, ſo daß kein Hauch durch Mund oder Naſe ein- und ausging. Und zwar mußte die Wunde Tag und Nacht durch Hülfe von zwei Inſtrumenten auseinander gehalten werden, damit ſie nicht heile und der Lebensluft den Zugang abſchneide. Oft griff W. ſelbſt, wenn er ſich beengt fühlte, nach den Inſtrumenten und reichte ſie dem Arzte. Eine andere Perſon mußte beſtändig mit einem Schwamme bereit ſein, um die von den Lungen ausgeworfene gelbe und ſehr oft mit Blut vermiſchte Materie aufzufangen und zugleich die Wunde mit Oel zu kühlen. So oft aber dieſe Materie ſich anhäufte und der Knabe ſie nicht herausarbeiten konnte, gerieth er in Krämpfe, wo ſein Geſicht ganz blau wurde, wo er ängſtlich nach Luft ſchnappte und fortwährend am Rande der Erſtickung ſchwebte. Einmal lag er faſt einen ganzen Nachmittag in dieſem ſchrecklichen Zuſtande, wo die Umſtehenden jeden Augenblick ſein Ende erwarteten. Wenigſtens zu ſechs verſchiedenen Malen war er allen Anzeichen nach im eigentlichen Todeskampfe, und ebenſo oft hatten die Eltern durch den ſchmerzvollen Proceß des Abſchiedes hindurchzugehen. Mehrmals hatte der Puls bereits zu ſchlagen aufgehört und der kalte Todesſchweiß ſich auf der Stirne gelagert. Aber auffallend war die zähe Lebenskraft, mit welcher ſeine kerngeſunde Conſtitution einen Anfall nach dem anderen überwand. Seine ſchlimmſte Zeit war immer gegen Mitternacht, während er gegen Morgen gewöhnlich wieder etwas auflebte und zuweilen ſogar ſich an ſeinen Spielſachen erfreute, oder mit lächelndem Munde Süßigkeiten unter die Anweſenden austheilte. Sprechen konnte er zwar nicht mehr, da ſich die Stimme bekanntlich in dem nunmehr völlig geſchloſſenen oberen Theil der Luftröhre bildet; aber er behielt fortwährend ſein volles Bewußtſein, verſtand alles, was um ihn her vorging, und machte ſeine Antworten und Bedürfniſſe durch Blicke, Bewegung der Lippen und Zeichen der Hände verſtändlich. Jeder fühlende Leſer kann ſich ſelbſt wenigſtens eine entfernte Vorſtellung davon machen, was für eine ſchreckliche Prüfungszeit dieß für die Eltern war, denen der Liebling ihres Herzens gerade durch ſeine unverſchuldeten Leiden und die darin bewieſene, für ein ſo zartes Alter in der That höchſt auffallende Geduld und Ergebung mit jeder Stunde theurer wurde. Alles, was der Schreiber dieſer Zeilen in den 34 Jahren ſeines Lebens von körperlicher

*) Das ausführliche Werk von Dr. Frederic Ryland, A Treatise on the Deseases and Injuries of the Larynx and Trachea. erzählt eine Menge Beiſpiele ſolcher Operationen am Halſe, wo aber immer die Wunde ſogleich, oder doch kurz darauf wieder geſchloſſen wurde.

Krankheit und Schmerzen des Mitgefühls erfahren hat, wird weit aufgewogen durch die Erfahrung dieſer dunklen Wochen. Doch durfte er darin auch zugleich in reicherem Maaße, als je zuvor, die liebevolle und wohlthuende Theilnahme ſeiner Nachbarn inne werden. Noch nie hat ein Krankheitsfall in dieſer Gegend eine ſo ausgedehnte Sympathie erweckt. Alle Aerzte des Städtchens, ältere und jüngere Freunde und beſonders auch mehrere Frauen waren abwechſelnd Tag und Nacht um das Krankenlager und verpflegten den Patienten mit einer Liebe und Treue, wie wenn er Fleiſch von ihrem Fleiſch und Bein von ihrem Beine wäre. Selbſt in den Städten der Umgegend, wie Chambersburg, Hägerstown und Frederic, wurden fortwährend Erkundigungen eingezogen, und auch aus weiterer Ferne, wohin die Kunde zufällig gedrungen war, gingen Briefe voll innigen Mitgefühls ein. Möge der Herr, der ſelbſt keinen Trunk friſchen Waſſers, dem Durſtigen gereicht, unvergolten laſſen will, all dieſer theuren Freunde in der Stunde der Noth gnädig gedenken!

Endlich am Samſtag den 22ſten Januar Nachmittags um zwei Uhr, drei Wochen nach der Operation und faſt ſechs Wochen nach der Erkrankung ſpie der liebe Willie zur größten Freude der Eltern und aller Freunde, plötzlich in einem Anfall von Huſten beinahe die Hälfte einer mit Schleim und Blut umhüllten und mit drei ſcharfen Spitzen verſehenen Kaſtanienſchaale zum Munde heraus und begann von dem Augenblicke an wieder zu reden und auf dem natürlichen Wege zu athmen. Nun war das tiefe Geheimniß der Krankheit, die bis dahin aller ärztlichen Erfahrung und Kunſt geſpottet hatte, gelöst, und nur darüber blieb eine Verſchiedenheit der Anſicht, ob die Hülſe in dem Kehlkopf geſteckt habe, wie die meiſten hieſigen Aerzte vermuthen und wofür die Größe und dreieckige Geſtalt der Subſtanz, und beſonders der Umſtand ſpricht, daß der Knabe nach ihrer Expulſion ſofort zum erſten Male wieder durch den Mund athmete, oder ob ſie tiefer unten in einer die Trachea mit den Lungen verbindenden Seitenröhren (bronchi) geweſen ſei, wie Dr. Macgill zuverſichtlich behauptet, weil ſich ohne dieſe Annahme die Entzündung der Lungen und die Schwierigkeit des Athmens durch die künſtliche Oeffnung nicht genügend erklären läßt. Jedenfalls ſchien nun die Haupturſache der Krankheit entfernt zu ſein, und faſt jedermann gab ſich der freudigen Hoffnung hin, daß Willie mit Hülfe ſeiner ſtarken Conſtitution bald ſich wieder erholen werde und vielleicht von der Vorſehung nach einer ſo außerordentlichen Prüfung und wunderbaren Errettung noch zu einem beſonders wichtigen Zwecke beſtimmt ſei. Auch Dr. Macgill, der auf die erſte Nachricht dieſer glücklichen Wendung, die er als einen großen Triumph in ſeiner Praxis betrachtete, ſogleich uns einen Beſuch abſtattete, erklärte auf's Beſtimmteſte, daß er ſchon in zwei Wochen wieder herumlaufen werde, obwohl ſein Körper

durch die Krankheit und die verſchiedenen Arzneien faſt auf lauter Haut und Bein reducirt war.

In der That waren die Symptome in den nächſtfolgenden acht Tagen äußerſt vortheilhaft. Die Wunde war bald ganz geſchloſſen und heilte wenigſtens auswendig ohne Schwierigkeit. Der Knabe zeigte einen ſehr ſtarken Appetit, ſchlief faſt die ganze Nacht, ſchien mit jeder Stunde ſtärker und munterer zu werden, gewann ſeine klare ſonoriſche Stimme wieder, erfreute ſich an ſeinen Spielſachen, beſonders an hübſchen Büchern und Gemälden, unterhielt jeden Beſucher mit ſeinem freundlichen Lächeln, ſeinen kindlichen Einfällen und Plänen und war ſo ungemein liebenswürdig, daß er den Seinen wo möglich noch theurer wurde, als je.

Aber, ach! es war nur ein kurzer Sonnenſchein aus dicht umwölktem Himmel! doch zugleich ein Unterpfand der Nähe Gottes mitten im tiefſten Leiden! Die Kaſtanienhülſe hatte zu große Verwüſtungen in dem Knaben angerichtet, und eine anatomiſche Unterſuchung nach dem Tode zeigte, daß die Luftröhre von einem Ende zum anderen beſchädigt, in einzelnen Theilen ſogar beinahe unkenntlich, und die Lungen faſt ganz zerſtört waren. Ein merkwürdiger, bald trompetenartiger, bald raſſelnder Ton, der ſeinen Athem während des Schlafes begleitete, war das erſte ſchlimme Zeichen und brachte die hieſigen Aerzte auf die feſte Vermuthung, daß noch ein anderes Stück der Kaſtanie oder der Kaſtanienhülſe im oberen Theil der Luftröhre, gerade über dem Einſchnitt ſtecke. Dazu geſellte ſich ein häufig wiederkehrender ſchmerzlicher Huſten, welcher ihn zuletzt kaum eine Stunde ununterbrochen ſchlafen ließ. Der Appetit, die Kraft und Munterkeit nahmen ab, und wir ſahen uns genöthigt, nochmals nach Dr. Meegill zu ſchicken, zumal da Willie ſelbſt mehrmals, wenn er ſich ſehr beklommen fühlte, uns darum bat. Er erſchien am Sonntag den 6ten Febr. und begann auf den Rath der meiſten hieſigen Aerzte, aber mit großem Widerſtreben, eine zweite Operation, und zwar dießmal die Laryngotomie unmittelbar über der früheren Wunde. Dieß war für die Eltern eine wo möglich noch ſchrecklichere Tortur, als die erſte Operation, zumal da der Knabe dießmal ſich dagegen ſträubte, und da der Erfolg noch viel unſicherer war. Bereits hatte der Chirurg durch Haut und Fleiſch bis zum ſogenannten Schildknorpel (thyroid cartilage) geſchnitten, als die einbrechende Dämmerung in Verbindung mit ſeinem gewiſſenhaften Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieſer zweiten Operation ihn veranlaßte, die Vollendung derſelben bis zum folgenden Morgen aufzuſchieben. Ueber Nacht aber kam er zu dem feſten Entſchluſſe, den Knaben nicht weiter auf's Ungewiſſe hin zu quälen und ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen, da die Symptome, welche die Gegenwart eines fremden Stoffes anzukündigen ſchienen, ſich möglicher Weiſe auch anders erklären laſſen, und der Erfolg hat bewieſen, daß er Recht hatte, da bei der Oeffnung nach dem Tode kein Theil der Kaſtanie mehr gefunden werden konnte. Er verließ das Haus mit niedergeſchlagenem Gemüthe und erklärte, daß ihm dieſer Fall jetzt räthſelhafter ſei, als je, und daß ärztliche Kunſt hier nichts mehr ausrichten könne.

Von da an vegetirte der kleine Märtyrer noch mehrere Tage ohne ſehr merkliche Veränderung, doch allmählig immer ſchwächer werdend. In der letzten Nacht ſpie er einen Theil ſeiner Lungen aus, der wie Kaffeeſatz ausſah, und von da an athmete er mit verdoppelter Schnelligkeit, ſo daß wir am Freitag den 11ten Febr. den Tod mit raſchen Schritten heranrücken

ſahen. In meiner Nachmittagsvorleſung über das Evangelium Johannis hatte ich gerade die bedeutungsvollen Worte des Herrn zu erklären: „Wahrlich, wahrlich Ich ſage euch, es ſei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, ſo bleibt es allein; wo es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Frucht. Wer ſein Leben lieb hat, der wird es verlieren; und wer ſein Leben auf dieſer Welt haſſet, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Wenn jemand Mir dienen will, der folge Mir nach; und wo Ich bin, da ſoll mein Diener auch ſein.“ (Joh. 12, 24—26.) Da ich um das Leben meines theuren Kindes bekümmert und ſelbſt gerade ſehr unwohl war, ſo kürzte ich die Lection ab und kehrte um halb vier Uhr nach Hauſe zurück. Es war höchſte Zeit, denn eine Viertelſtunde darauf war Wilhelm eine Leiche! Meine letzten Fragen an ihn waren: „Kennſt du deinen Vater und deine Mutter? Möchteſt du gerne in den Himmel gehen? Zu deinem himmliſchen Vater? Zu Chriſto, deinem Heiland? Zu den lieben Engeln?“ Auf alle dieſe Fragen antwortete er noch mit einem wiederholten vernehmlichen „Yes!“ und blickte mich dabei zum letzten Male mit einem herzinnigen Blicke leidender Liebe und Sehnſucht an, den ich nie vergeſſen werde. Gleich darauf fiel er in die Arme der Mutter zurück, ein kurzer Todeskampf folgte und machte ſeinen faſt neunwöchentlichen unſäglichen Leiden für immer ein Ende. Da lag er nun wie ein ſchlafender Engel, ſelbſt im Tode noch ſo ſchön, ſo rein und ſo reizend! Die Leiche wurde nach Friedrichſtadt in Maryland gebracht und am Sonntag Morgen den 13ten Februar unter dem Beiſein leidtragender Verwandten und Freunde auf dem deutſch reformirten Gottesacker nahe bei ſeinem kürzlich verſtorbenen Großvater und in Einem Grabe mit ſeinem ſchon vor mehreren Jahren heimgegangenen unſchuldigen Schweſterlein Anna Maria, beigelegt, wo ihre Aſche dem großen Auferſtehungsmorgen entgegenharrt. „Ich glaube eine Gemeinſchaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben, Amen!“

Und nun, fahr' wohl! mein theurer, mein unvergeßlicher Sohn! Auf Wiederſehen fahr' wohl! Ich hab: dir den letzten Liebesdienſt mit wehmüthigem Herzen erwieſen und dich höherer und beſſerer Vaterpflege übergeben. Ach, er iſt nur ein ſchwacher Beweis der Dankbarkeit für die ungetrübten Vater- und Mutterfreuden, die du uns in dem lachenden Mai deines jungen Lebens täglich und ſtündlich bereitet haſt, vom frühen Morgen, wo du mit holdem Gruß und Kuß uns zu überraſchen gewohnt warſt, bis zum Abend, wo du mit dem „Unſer Vater“ und mit der kindlich herzlichen Bitte: „God bless Papa, Mama, brother Anselm, and every body, and make me a good boy and a honest man, through Jesus Christ our Lord, Amen!“ dich in's Ruhebettlein legteſt. Du machteſt nur einen kurzen Beſuch in dieſer rauhen, ſturmbewegten Welt. Der himmliſche Gärtner hat die lieblich duftende Lilie deines Lebens bald wieder in ein milderes und reineres Klima verpflanzt. Und damit auch du durch Leiden vollendet würdeſt, ward dir noch zuletzt ein bitterer Kelch gereicht. Du haſt ihn ohne Murren und Klage bis auf die Hefe ausgetrunken, mit einer Geduld, einer Sanftmuth, einer Ausdauer, die den Aerzten und jedem Augenzeugen deiner langen und tiefen Schmerzen Staunen und Bewunderung abnöthigte. Du wußteſt noch nichts von dem furchtbaren Fluch der Sünde und des Todes; du haſt als zartes Lämmlein Chriſti in holder Un-

ſchuld dein Kreuz getragen, wie die Kinder zu Bethlehem, die als Erſtlingsmärtyrer des neugebornen Heilandes vom Tyrannenſchwerte des Herodes erwürget wurden, und denen die alte Kirche einen eigenen Gedenktag am dritten Tage nach Weihnachten geweiht hat, damit erfüllet würde: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hat der Herr Sich Lob zubereitet. Darum weideſt du nun auch mit ihnen und mit ſüßen Engelein, fern von der ſchwülen, niederdrückenden Erden- und Sündenluft, in heitern Himmelshöhen auf den grünen Friedensauen des Paradieſes, geleitet, geſpeiſet und getränkt von dem großen Erzhirten der Schaafe und Lämmer, der Selbſt ein Kindlein geworden iſt, um das unmündige Alter zu heiligen, der in den Tagen Seines Fleiſches die Kleinen an Seinem Buſen herzte und das troſtreiche Wort ſprach: „Laſſet die Kindlein zu Mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes!“ Ihm gehörteſt du an durch die Geburt, Ihm wardſt du geweiht in der heiligen Taufe. Und wie Er deinen ſchönen Leib bereitet, ſo hat Er auch dein zartes Herz frühzeitig mit Seinem Geiſte unſichtbar und dir ſelbſt unbewußt bearbeitet. Denn deine Sanftmuth und Geduld, deine Liebenswürdigkeit und Anmuth, ſie war nicht dein, noch deiner Eltern Verdienſt, ſondern das Werk Seiner freien Gnade. Er hat es dir auch in's Herz gegeben, als du ſchon in den erſten Tagen deiner tödtlichen Krankheit, eine Erinnerung aus deinem Liederbüchlein, das du faſt auswendig wußteſt, mit deinen eigenen kindlichen Gedanken ſinnreich verknüpfend, im Vorgefühl deiner frühzeitigen Vollendung, zur bekümmerten Mutter ſagteſt: „Mutter, Mutter, ich fliege hinauf, hinauf, hinauf zum Himmel, wie ein kleiner Diamant in der Höhe“,*) und als du uns nachher mehrmals, auch ungefragt, mit den Worten überraſchteſt: „Der Himmel iſt ein ſchöner Ort, Gott iſt dort, Chriſtus iſt dort, die Engel ſind dort, alle guten Menſchen ſind dort.“ Ja, du frommes, ahnungsvolles Kind, dort ſind ſie alle, alt und jung, groß und klein, mündig und unmündig, die überwunden haben in des Lammes Blut! Dort blühſt auch du für immer in der unverwelklichen Schöne des liebenswürdigſten Alters! Dorthin hoffen auch dereinſt durch Gottes Gnade deine Eltern zu kommen, wenn ihr Stündlein ſchlägt, und dich, den Liebling ihres Herzens, zu umarmen in verklärter Jugend, um dich nie wieder zu verlieren! O der Freude des Wiederſehens! Kein Auge hat's geſehen, kein Ohr hat es gehöret, in keines Menſchen Herz iſt es gekommen, was Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben!

Du aber, o Gott, Deſſen Wege oft dunkel, aber immer wunderbar und voll Weisheit und Barmherzigkeit ſind, der Du Deine Kinder aus Liebe züchtigeſt und weislich verordnet haſt, daß die Deinigen durch viele Trübſale in Dein Reich eingehen ſollen: lehre uns Deine treue Vaterhand auch in dieſem ſchweren Schlage dankbar küſſen und mit Deinem vielgeprüften Knechte aus grauem Alterthum ausrufen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobet! Verleihe uns den vollen Troſt des unausſprechlich großen Wortes Deines Sohnes, das die Schatten des Todes, des Grabes und der Hölle zerſtreut und alle Dunkelheiten der Zeit in den Lichtglanz der Ewigkeit auflöst: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an Mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe; und wer da lebet und glaubet an Mich, der wird nimmermehr ſterben.“ Ich glaube, hilf, Herr, meinem Unglauben!

*) Ma, Ma, I will fly up, up, up to heaven, like a „little diamond in the sky.“

„Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit."

1 Teſſal. 4, 17.

An M. E. S.

„Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit!"
Du Heimathlaut in fremden Pilgerthalen!
Tiefdunkel iſt die ernſte Ewigkeit,
Doch wie durch Nachtgewölk des Mondes Strahlen,
Glänzt der Verheißung Licht durch Todesleid:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

Bei Ihm daheim! in Seiner Liebe ruht
Die Seele nur von ihrer Irrfahrt Schmerzen.
Der langen Sehnſucht Ziel, das höchſte Gut,
Der Herzen Heimath iſt in Seinem Herzen.
Er ging voran, die Stätte ſteht bereit:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

Bei Ihm verſammelt! Seinem Salem geht
Die Wallfahrt zu. Wie oft in guten Stunden,
Wenn Seiner Nähe Odem uns umweht,
Hat es Sein Volk, vor Ihm vereint, empfunden:
Das iſt die Fülle aller Seligkeit:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

Hier trennt die Welt. Wer heut ſich liebend fand,
Sehnt morgen ſich nach Blick und Wort vergebens;
Es drängt ſich zwiſchen Seelen Meer und Land,
Und ſtarrer noch das Machtgebot des Lebens.
Der Himmel ſammelt, was die Welt zerſtreut:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

Und waren wir hier jemals ganz vereint?
Ach! nur das Reine eint ſich mit dem Reinen:
Die Schuld, die täglich noch das Herz beweint,
Sie ſcheidet es von den geliebten Seinen.
Der Fürſt des Friedens tilgt, was uns entzweit:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

Digitized by Google

Wir irren alle, ſind erlöſt noch nicht
Von aller Sinnverwirrung ſchweren Banden;
Die Sprache, die ein Kind des Hauſes ſpricht,
Wird von dem anderen Kinde nicht verſtanden.
Das Wort des Vaters löſt der Rede Streit:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit.

Du Gotteswort, dem froh der Glaube traut,
Wohl magſt du allen Erdenjammer ſtillen,
Das finſtre Thal, vor dem der Seele graut,
Mit Morgenroth und heil'gem Frieden füllen,
O Heimathlicht aus dunkler Ewigkeit:
Wir werden bei dem Herrn ſein allezeit!

Meta.

Kirchenchronik.

London. Der Newman-Achilli-Proceß — Dieſer famöſe und ſcandalöſe Proceß iſt endlich am 31ſten Januar vor dem königlichen Gerichtshof zu London beendigt worden, und da wir denſelben von Anfang an mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt haben, ſo dürfen wir unſeren Leſern auch das Reſulat nicht verſchweigen. Das Geſuch einer neuen Unterſuchung wurde zwar dem Dr Newman abgeſchlagen und ihm das Urtheil geſprochen, aber unter Umſtänden und Zugeſtändniſſen, welche im Grunde ſeine Unſchuld und die Schuld ſeines Anklägers Achilli deutlich genug anerkennen. Denn 1) beträgt die über Newman verhängte Strafe bloß £100, was offenbar eine bloß nominelle Strafe iſt und auch nicht von ferne als eine Entſchädigung für den Verluſt des ſittlichen Charakters Achilli's angeſehen werden kann. 2) Während früher Newman ziemlich deutlich als ein Verläumder, ja als das Organ einer weit verzweigten Verſchwörung der römiſchen Hierarchie gegen den unglücklichen Achilli angeſchwärzt, und die große aus Proteſtanten ſowohl als aus Katholiken beſtehende Zeugenmaſſe mit dem Verdachte des Meineides belegt wurde: ſo ſprach nun der Richter Coleridge, ein Epiſkopaliſt, der das Urtheil fällte, den Dr. Newman, ſeinen ehemaligen Studiengenoſſen, ausdrücklich von der Schuld einer abſichtlichen Verläumdung frei und gab ihm im Namen des Gerichtshofes das ehrenrettende Zeugniß, daß er von der Wahrheit ſeiner Beſchuldigungen gegen Achilli aufrichtig überzeugt geweſen, daß er unfähig ſei eine Unwahrheit zu ſagen, und deßhalb volles Zutrauen verdiene („the Court is satisfied that you believed that all the statements were

true, and they believe that you are a man incapable of telling a falsehood, and therefore it places implicit confidence in your statement.") Ebenſo nahm Coleridge den Dr. Newman in Schutz gegen den Vorwurf perſönlicher Bitterkeit gegen Achilli, den er nie geſehen hat, und leitete jene Bloßſtellung ſeines wahren Charakters aus reinem Eifer für die katholiſche Religion ab („that you wished to defend the religion which you professed from the vile aspersions which had been cast upon it by Dr. Achilli.") Auch ſeiner Gelehrſamkeit, von welcher er ſelbſt gelernt habe und die er für unſchätzbar halte, ertheilte er Lobſprüche. Das Einzige, was er ihm vorwarf, war, daß er in ſeinem Angriff auf Achilli das Geſetz der Liebe verletzt habe, und daher ertheilte er ihm am Schluſſe den wohlgemeinten Rath: „If you should engage in any controversy, engage in it neither personally nor bitterly. The road to unity is by increase of holiness of life. If you, for the future, sustain, as you may think you ought to do, by your publications, the cause of the Church of Rome, I entreat you to do it in a spirit of charity — in a spirit of humility, in a spirit worthy of your great abilities, of your ardent piety, of your holy life, and of our common Christianity." Das iſt alles ſehr ſchön und gut. Allein die Entlarvung eines Betrügers und Verläumders iſt ja gerade eine Pflicht der Liebe gegen die Betrogenen und Verläumdeten. Was ſollte man ſonſt ſagen von den Strafreden Jeſu gegen die Phariſäer und von den ſchonungsloſen Angriffen der Reformatoren auf die römiſche Kirche? War das auch ein Act der Liebloſigkeit? 3) Endlich erklärte der Richter, daß der Gerichtshof mit dem Urtheil der Geſchwornen nicht ganz zufrieden ſei; deſſen ungeachtet ſei kein hinlänglicher Grund vorhanden, daſſelbe umzuſtoßen und einen ganz neuen Proceß einzuleiten. Der angegebene Grund der Verweigerung eines neuen Proceſſes waren gewiſſe techniſche Gerichtsformalitäten. Der tiefere Grund aber lag ohne Zweifel in der Verlegenheit des proteſtantiſchen Gerichtshofes, der einerſeits ſich vor dem Vorwurf der Inconſequenz möglichſt retten wollte und es nicht wagte, dem Katholicismus in der gegenwärtigen religiöſen Aufregung Englands einen Triumph zu bereiten, andererſeits aber doch zu viel Gerechtigkeitsgefühl hatte, um ſich gegen das überwältigende Gewicht ſo vieler Zeugen zu verſchließen und mit einem ſolchen Subjecte, wie Achilli, gemeinſame Sache zu machen. Daher der eingeſchlagene Mittelweg und die Milderung des früheren Urtheils der Jury durch eine perſönliche Ehrenrettung Newmans und die Auflegung einer nichtsſagenden Strafe von hundert Pfund St.

Wir betrachten daher dieſes Reſultat unter den Umſtänden als eine vollſtändige Rechtfertigung unſerer längſt ausgeſprochenen Anſicht über dieſen Proceß, weßhalb wir von mehreren Seiten theils in wohlmeinender, theils in böswilliger Unwiſſenheit angegriffen worden ſind. „If justice has not been done, ſagt ein engliſches Blatt über dieſes Endreſultat, „the *effect* of justice has been attained, and the nominal penalty shows to the whole world what the judges think of the libel, and of the value of the character which it exposed." Darin hat übrigens der Richter Coleridge Recht, daß dieſes Reſultat weder ein Triumph der katholiſchen, noch der proteſtantiſchen Partei ſei. Das wäre ja traurig, wenigſtens für uns Proteſtanten, wenn dieſe große religiöſe Controverſe an die beiden Perſonen Newman und Achilli geknüpft wäre. Wenn für die Schlechtigkeiten Achilli's irgend jemand außer ihm ſelbſt verantwortlich iſt, ſo ſind es die miſerablen ſittlichen Zuſtände Italiens und die römiſche Kirche, die ihn erzogen und lange geehrt, aber freilich endlich wegen ſeiner Immoralität aus ihrem Schooße ausgeſtoßen hat. Lei-

der war nun aber ein beträchtlicher Theil der Proteſtanten von England und Amerika in ſeinem blinden Eifer gegen das Papſtthum ſofort bereit, ihn als einen Helden der verfolgten Wahrheit mit offenen Armen zu empfangen und gemeinſame Sache mit ihm zu machen. Das iſt wahrhaftig der allerſchlechteſte Dienſt, den man der Sache des Proteſtantismus erweiſen kann, wenn man ſolche unwürdige Apoſtaten, wie Ronge, Achilli, Leahey, Giuſtiniani, in Schutz nimmt und ihren Verläumdungen gegen Rom aufmerkſames Gehör ſchenkt. Deßhalb haben wir, als ein wahrer Freund der evangeliſchen Kirche, von Anfang an unſere Stimme gegen dieſen Achilli erhoben, und jetzt werden wohl wenige ſachkundige Männer mehr daran zweifeln, daß er ſeinem Charakter nach um kein Haar beſſer ſei, als Leahey, der jetzt bekanntlich als Mörder in einem Gefängniß von Wisconſin ſein letztes Urtheil erwartet.

Das Traurigſte aber iſt, daß trotz dieſer wiederholten Warnungen, trotz der vielfachen Exploſionen von allerlei politiſchem und religiöſem Humbug in dieſen letzten Jahren, dennoch ein Theil des proteſtantiſchen Publicums und der proteſtantiſchen Preſſe dieſes Landes ſich immer wieder auf's Neue an der Naſe herumführen läßt. Da wird jetzt in den religiöſen Blättern mit großem Eclat die Nachricht veröffentlicht, daß der ehemalige römiſche Prieſter Gavazzi aus Italien, mit ausgezeichneten Empfehlungen von England verſehen, bald in Neu-York erſcheinen werde, um durch ſeine fulminanten Reden gegen das Papſtthum die amerikaniſche Nation zu elektriſiren. Wir wiſſen zu wenig Perſönliches von „Vater" Gavazzi, um von vorneherein beſtimmt zu urtheilen, aber zu viel von abtrünnigen italieniſchen Pfaffen und von den amerikaniſchen Anti-Popery-humbugs, um wenigſtens einen ſehr ſtarken Verdacht gegen dieſen neuen Löwen des Tages zu hegen und unſere Leſer zu warnen, nicht ſo leichtgläubig hinzunehmen, was ihnen die vorurtheilsvolle populäre Preſſe berichtet, ſondern ſich das ächt proteſtantiſche Recht ſelbſtſtändiger Prüfung und Kritik zu bewahren.

Lancaſter. Franklin-Marſchall-Collegium. — Dieſes neue Collegium, oder vielmehr dieſe Combination und Conſolidation zweier älterer Collegien, wovon wir früher unſeren Leſern das Nöthige mitgetheilt haben, iſt nun endlich, nachdem die Bedingungen der betheiligten Parteien, nämlich die Erhebung von $25,000 zur Errichtung der nöthigen Gebäude, und die Bezahlung von $17,000 von Seiten der Reformirten an die Lutheraner für ihren Antheil an den Fonds des ehemaligen Franklin Collegiums, erfüllt ſind, förmlich organiſirt worden und ſoll im Anfang Mai's in der Stadt Lancaſter in Pennſylvanien eröffnet werden. Die Verwaltungsbehörde, deren Präſident der ehemalige Staatsſecretär James Buchanan iſt, hat auf ihrer letzten Verſammlung im März folgende Facultät erwählt, Dr. John W. Nevin, Präſident und Profeſſor der Pſychologie und Moral-Philoſophie, W. Nevin für die alten Sprachen, Pfr. Porter für die Naturwiſſenſchaften, Pfr. Apple für Mathematik, Dr. Atlee für Anatomie und Phyſiologie, und Ad. Köppen (ein geborner Däne und ehemals Prof. an der Univerſität von Athen) für Deutſche Literatur, Geſchichte und Aeſthetik. Dazu werden wahrſcheinlich mit der Zeit noch mehrere Gehülfslehrer kommen. Die Ausſichten dieſes Collegiums ſind ſehr gut, und wenn Gott ſeinen Segen dazu gibt, an dem freilich alles gelegen iſt, ſo wird daſſelbe ohne Zweifel bald eine ehrenvolle Stelle neben den beſten literariſchen Anſtalten des Landes einnehmen. — Das hieſige theologiſche Seminar bleibt wenigſtens einſtweilen in Mercersburg, und darum wird auch mit der Publication des „Kirchenfreundes" keine Veränderung vorgehen, was uns um ſo lieber iſt, da wir denſelben doch bloß bis zum Ende des gegenwärtigen Jahres fortzuführen gedenken, weil dann unſere Zeit durch anderweitige Geſchäfte und Pläne in Anſpruch genommen ſein wird.

Der
Deutſche Kirchenfreund.
Jahrgang VI. Mai, 1853. Nro. 5.

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

(Fortſetzung.)

§. 5. Auguſtin's Kämpfe, Studium des Plato und der Briefe Pauli.

Auguſtin fuhr fort, die Vorträge des Biſchofs Ambroſius zu hören und ihn auch in ſeinem Hauſe zu beſuchen, obwohl dieſer wegen ſeiner überhäuften Geſchäfte nicht ſo ausführlich auf ſeine Fragen und Zweifel eingehen konnte, als er wünſchte. Er bekam nun eine richtigere Vorſtellung von der Schrift- und Kirchenlehre, als die Manichäer in ihren Verdrehungen ihm beigebracht hatten. Er ſah ein, „daß alle jene Knoten hinterliſtiger Verläumdung, die jene neuſten Betrüger gegen die göttlichen Bücher geſchürzt hatten, gelöſt werden können, und daß er ſo viele Jahre hindurch nicht den ächten Kirchenglauben, ſondern Hirngeſpinſte fleiſchlicher Vorſtellungen angebellt habe.“ Jetzt erſt fing er an, die Bibel einigermaaßen zu würdigen und zu verſtehen, während ſie ihm früher ein ungenießbares und mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch geweſen war und allen denjenigen noch immer iſt, welche ſie von dem lebendigen Chriſtenthum in der Kirche des Herrn willführlich losreißen, vor das Forum ihres natürlichen, fleiſchlichen Verſtandes ziehen, der da „nichts vernimmt vom Geiſte Gottes“, und ſich damit factiſch zu Richtern über ſie aufwerfen, ſtatt ſich ihr in demüthigem Gehorſam hinzugeben.

Er hatte indeß noch viele praktiſche und theoretiſche Kämpfe zu beſtehen, bis es mit ihm zur völligen Entſcheidung kam. Um jene Zeit faßte er

mit ſeinen Freunden, beſonders dem Alypius, der mit ihm nach Mailand gezogen war, und Nebridius, welcher kürzlich Afrika verlaſſen hatte, um mit Auguſtin „im glühendſten Studium der Wahrheit und Weisheit" zuſammen zu leben, den Entſchluß, einen philoſophiſchen Verein zu ſtiften und in ungeſtörter Zurückgezogenheit bei völliger Gütergemeinſchaft ſich ausſchließlich der Erforſchung der Wahrheit zu widmen. In ſolchen ſelbſtgemachten Idealen, die der feurigen und hochfliegenden Phantaſie eines ſo begabten und edlen Jünglings, wie Auguſtin war, ſehr nahe liegen, ſuchte er Erſatz für die Realität des Chriſtenthums und den tieferen Ernſt des praktiſch kirchlichen Lebens und Wirkens. „Vielerlei Gedanken waren ſo in unſeren Herzen, Dein Rathſchluß aber, o Gott, bleibt in Ewigkeit. Dieſem Rathſchluſſe gemäß verlachteſt Du das Unſrige und ſchaffteſt das Deine, um uns Geiſt zu geben zu gelegener Zeit." „Während ſo die Winde hierhin und dorthin wehten und hierhin und dorthin mein Herz trieben, gingen die Zeiten vorüber, und ich zögerte, mich zum Herrn zu bekehren und verſchob es von Tag zu Tage, in Dir zu leben, und verſchob es nicht, täglich in mir ſelbſt zu ſterben. Das glückliche Leben lieb habend, ſcheute ich es dort, wo ſeine Stätte war, und von ihr fliehend, ſuchte ich es." *)

Der romantiſche Plan ſcheiterte beſonders daran, daß ſich die Freunde darüber nicht vereinigen konnten, ob ſie in dieſem philoſophiſchen Einſiedlerleben der Ehe gänzlich entſagen ſollten, wie Alypius in der Weiſe der asketiſchen Frömmigkeit jener Zeit wollte, oder nicht, wie Auguſtinus vorſchlug. Er konnte nämlich damals von der Frauenliebe noch nicht laſſen. „Ich glaubte, ich würde ſehr unglücklich werden, wenn ich der Umarmung der Frauen beraubt würde, und ich bedachte nicht die Medicin Deiner Gnade zur Heilung dieſer Schwachheit, weil ich unerfahren war; ich hielt die Enthaltſamkeit für Sache der natürlichen Kraft, deren ich mir nicht bewußt war, und kannte thörichter Weiſe nicht, was die Schrift ſagt (Weish. 8, 21), es könne niemand enthaltſam ſein, es ſei denn, daß Gott es ihm verleihe. Du würdeſt es ſicherlich mir geben, wenn ich mit innerem Seufzen zu Dir flehte und mit feſtem Glauben meine Sorge auf Dich würfe." †) Auguſtin entſchloß ſich daher, in den förmlichen Eheſtand zu treten, woraus indeß ſpäter nichts wurde. Seine Mutter, welche zwar mit der ganzen Kirche jener Zeit die völlige Enthaltſamkeit für einen höheren Grad der Tugend anſah, erfaßte doch unter den Umſtänden den Plan mit Begeiſterung. Denn im Hafen der Ehe glaubte ſie ihn vor Ausſchweifung geſichert,

*) Conf. VI, 11: Amans beatam vitam timebam illam in sede sua, et ab ea fugiens quaerebam eam.

†) Conf. VI, 11.

und dann war auch das Hinderniß weggeräumt, welches ſeiner Taufe, die ſie ſo ſehr wünſchte, entgegenſtand. Beide ſahen ſich nach einer paſſenden Gefährtin um. Die Wahl war nicht leicht zu treffen. Denn Auguſtin wollte Schönheit, Liebenswürdigkeit, Bildung und einiges Vermögen in Einer Perſon vereinigt wiſſen. Die Mutter berieth ſich auch in dieſer Angelegenheit im Gebete mit Gott. Endlich fand ſich ein den Wünſchen angemeſſenes Frauenzimmer, das auch eine bejahende Antwort gab; aber wegen ihrer Jugend mußte die Vermählung noch zwei Jahre hinausgeſchoben werden. Sofort entließ Auguſtin ſeine Beiſchläferin, die er von Carthago mitgebracht hatte, und die wohl, ſo ſollte man denken, den erſten Anſpruch auf ſeine Wahl beſaß. Die unglückliche Verſtoßene, welche ihn wirklich geliebt zu haben ſcheint und ihm, wie er ihr, während der dreizehn Jahre ihres Umgangs treu geweſen war, kehrte mit trauerndem Herzen nach Afrika zurück und gelobte, von keinem anderen Manne mehr wiſſen zu wollen. Ihren natürlichen Sohn Adeodatus ließ ſie beim Vater. Erſt nach der Trennung fühlte Auguſtin mit blutendem Herzen die Stärke ſeiner unerlaubten Liebe. Allein ſo ſtark war in ihm die Macht der Sinnlichkeit durch Gewohnheit geworden, daß weder die Erinnerung an die Geſchiedene, noch die Rückſicht auf ſeine Braut ihn abhalten konnte, eine neue unſittliche Verbindung für die Zwiſchenzeit einzugehen. Zu dieſer Fleiſchesluſt kam noch die Verſuchung des Ehrgeizes und der Sehnſucht nach einer glänzenden Laufbahn in der Welt. Er fühlte ſich recht elend; er mußte ſich vor ſeinem eigenen beſſeren Selbſt, vor Gott und Menſchen ſchämen. „Aber je elender ich mich fühle, deſto näher kommſt Du mir, o Gott.“ Der Lenker ſeines Lebens hatte auch darin ſeine Hand. „Ich dachte und Du warſt bei mir, ich ſeufzte und Du hörteſt mich; ich fluthete umher, dennoch ſteuerteſt Du; ich wandelte den breiten Weg, doch verſtießeſt Du mich nicht.“

Doch noch heftiger und ſchmerzlicher waren ſeine theoretiſchen Kämpfe, die plagenden Zweifel ſeines philoſophiſchen Geiſtes. Mit doppeltem Gewichte lagerte ſich wieder die Frage nach dem Urſprung des Böſen, die ihn einſt zu den Manichäern gezogen hatte, über ſeine Gedanken. Die Irrlehre, daß das Böſe eine Subſtanz und gleich ewig mit Gott ſei, hatte er über Bord geworfen. Aber woher iſt es denn nun? Die Kirche fand ſeinen Urſprung in dem Willen des Geſchöpfes, der zwar anfangs gut war, aber in freier Wahl von Gott ſich abwandte. Allein da erhob ſich die Frage: Iſt nicht die von Gott dem Willen anerſchaffene Möglichkeit des Böſen ſelbſt ſchon der Keim des Böſen? Oder hätte Gott als der Allmächtige den Willen nicht ſo ſchaffen können, daß der Abfall unmöglich war? Wie kann er dann doch zugleich der vollkommen Gute ſein? Verlegt man den Urſprung des Böſen, wie ebenfalls die Kirche that, über den Anfang des

Menſchengeſchlechts hinaus in den Satan, durch deſſen Verführung Adam fiel, ſo war damit die Schwierigkeit nicht gelöst, ſondern nur hinausgeſchoben. Woher denn der Teufel? Und wenn er erſt durch böſen Willen aus einem guten Engel ein Teufel wurde, woher denn in ihm dieſer böſe Wille? Da trat ihm wieder das Geſpenſt des gnoſtiſchen und manichäiſchen Dualismus entgegen, wurde aber alsbald wieder verſcheucht durch den Gedanken des abſoluten Gottes, den er zum unerſchütterlichen Grundpfeiler ſeines Denkens gemacht hatte, und der die Annahme eines zweiten abſoluten Weſens natürlich nicht vertragen kann. Vielleicht iſt das Böſe ein bloßer Schatten. Aber wie kann etwas Unwirkliches, Leeres dem Gewiſſen ſolche Schrecken und Qualen bereiten? Solche Fragen wälzte er in ſich herum und fand keine Ruhe. „Du mein Gott, Du allein wußteſt, was ich litt, aber niemand unter den Menſchen.“ Selbſt ſeinen vertrauteſten Freunden vermochte er den Aufruhr ſeines Geiſtes nicht vollſtändig mitzutheilen. Aber dieſe Kämpfe hatten das Gute, daß ſie ihn in's Gebet hineintrieben und in ihm die Ueberzeugung beſtärkten, wie wenig das ſich ſelbſt überlaſſene Denken zu einem befriedigenden Reſultate kommen könne.

Um dieſe Zeit, etwa im Anfang des Jahrs 386, fielen ihm einige platoniſche und neuplatoniſche Schriften in der lateiniſchen Ueberſetzung des Rhetor Victorinus, der ſich im ſpäteren Alter zum Chriſtenthum bekehrte, in die Hände. Ohne Zweifel hatte er dieſe Philoſophie ſchon früher im Allgemeinen kennen gelernt. Allein jetzt erſt ſtudirte er ſie ernſtlich aus den Quellen ſelbſt, zu denen ihn ein befreundeter Anhänger derſelben führte. Er ſelbſt ſagt, daß ſie ein unglaubliches Feuer in ihm anzündeten.*) Der Platonismus iſt ohne Zweifel das edelſte Erzeugniß der heidniſchen Speculation und ſteht in einer näheren Berührung mit der Offenbarung, als alle anderen philoſophiſchen Syſteme des Alterthums. Er iſt gewiſſermaaßen eine unbewußte Weiſſagung auf Chriſtum, in welchem ſeine kühnen Ideale erſt Wahrheit und Wirklichkeit werden. Die platoniſche Philoſophie zeichnet ſich im Allgemeinen aus durch einen über das materialiſtiſche Alltagstreiben und die ſinnliche Anſchauungsweiſe erhabenen auf die unſichtbare Welt, auf die Ideale der Wahrheit, Schönheit und Tugend gerichteten Charakter. Sie iſt wirklich Philoſophie, d. h. Liebe zur Weisheit, Heimweh, tiefes Heimweh nach der Wahrheit. Sie erinnert den Menſchen an ſeine urſprüngliche Gottähnlichkeit und läßt ihn darin zugleich das Ziel ſeines Strebens erblicken. Auch nähert ſich der Platonismus in mehreren ſpeciellen

*) contr. Academ. l. II § 5. Etiam mihi ipsi de me ipso incredibile incendium in me concitarunt. Vgl. meine Kirchengeſchichte, Bd I S. 97, wo das Verhältniß des Platonismus zum Chriſtenthum und zu den Kirchenvätern ausführlicher beſprochen wird.

Lehren der Offenbarung, wenigſtens in der Form der dunklen Sehnſucht. Dahin gehört ſeine Ahnung von der Einheit und gewiſſermaaßen der Dreieinigkeit des göttlichen Weſens, die Auffaſſung der Idealwelt als der allein wahrhaften und ewigen, und der Sinnenwelt, als ihrem Abbild, ferner die Lehre, daß die menſchliche Seele vom Zuſtande urſprünglicher Reinheit abgefallen ſei und dadurch ihr gegenwärtiges leidensvolles Daſein im Gefängniß des Körpers verdient habe, daß ſie aber nach ihrer Heimath, der höheren Welt, ſehnſüchtig verlangen, ſich von den Banden der Sinnlichkeit befreien und nach dem ewigen höchſten Gute des Geiſtes ſtreben ſolle. Kein Wunder daher, daß der Platonismus für viele gebildete Heiden, für einige der bedeutendſten Kirchenväter, beſonders aus der griechiſchen Kirche, ein theoretiſcher Zuchtmeiſter auf Chriſtum wurde, wie das Geſetz ein praktiſcher Zuchtmeiſter für die Juden war. Er befreite den Auguſtin vollends von den Banden des manichäiſchen Dualismus und des akademiſchen Skepticismus und richtete ſeinen Blick in ſein Inneres und auf die Idealwelt. Bereits glaubte er in hoher Begeiſterung den verborgenen Quell der Weisheit entdeckt zu haben. Allein er ſollte bald erfahren, daß nicht die abſtracte Erkenntniß der Wahrheit, ſondern nur das Leben in ihr dem Geiſte Frieden verleihen, und daß er dieſes Ziel nur auf dem Wege der Kirche und der praktiſchen Herzenserfahrung erreichen könne.

So viele dem Chriſtenthum verwandte Elemente er auch in der platoniſchen Philoſophie fand, zwei wichtige Punkte fand er doch nicht darin, einmal das große Geheimniß: das Wort ward Fleiſch, und ſodann: die auf dem Grunde der Demuth ruhende Liebe.*) Die platoniſche Philoſophie hielt ihm ſchöne Ideale vor, aber ohne ihm die Kraft zu geben, ſie zu erreichen. Wenn er ſie ergreifen wollte, zogen ihn plötzlich die ungöttlichen Triebe wieder zur Tiefe nieder.

Da erging an ihn abermals und ſtärker, als je, die Mahnung, die heil. Schrift zu ſtudiren. Er machte nun Ernſt damit. Er nahte ſich dem heil. Buche in tiefer Ehrfurcht und wahrer Heilsbegierde. Am meiſten verſenkte er ſich in das Studium der pauliniſchen Briefe†) und las ſie ſämmtlich mit der größten Aufmerkſamkeit und Bewunderung durch. Hier fand er alle jene Wahrheiten, die ihn im Platonismus anſprachen, nicht mehr als dunkle Ahnung bloß, ſondern als Erfüllung, und noch viel mehr. Hier fand er Chriſtum, als den Mittler zwiſchen Gott und dem Menſchen, zwiſchen Himmel und Erde, der allein die Macht verleihen kann, jene

*) Conf. VII, 20: Ubi enim erat illa caritas aedificans a fundamento humilitatis, quod est Christus Jesus! Aut quando illi libri (Platonici) docerent me eam!

†) VII. 21: Itaque avidissime adripui venerabilem stilum Spiritus tui, et prae caeteris Apostolum Paulum, etc.

höchſten Ideale zu erreichen und im Leben auszuprägen. Hier las er jene tiefſinnige Schilderung des Kampfes zwiſchen Geiſt und Fleiſch (Röm. 7,) die er in ſeiner eigenen Erfahrung buchſtäblich beſtätigt fand. Hier lernte er den Abgrund des Verderbens recht kennen und die Unmöglichkeit, aus demſelben ſich durch irgend eine natürliche Weisheit und natürliche Kraft zu befreien; hier aber auch das große Heilmittel, das Gott aus Gnaden in ſeinem fleiſchgewordenen Sohne uns darbietet. Solches Licht, ſolchen Troſt und ſolche Kraft hatten die platoniſchen Schriften nicht. „Auf ihren Blättern", ſagt er ſehr ſchön am Schluſſe des ſiebten Buches ſeiner Bekenntniſſe, „finden ſich nicht die Züge dieſer Frömmigkeit: die Thränen des Bekenntniſſes der Sünde, Dein Opfer, der zerbrochene Geiſt, das zerſchlagene und gedemüthigte Herz, das Heil des Volkes, die Braut, die Gottesſtadt, das Unterpfand des heil. Geiſtes, der Kelch unſerer Erlöſung. Niemand ſingt dort: ‚Meine Seele iſt ſtille zu Gott; denn von Ihm kommt mein Heil, denn Er iſt mein Hort, meine Hülfe, mein Schutz, und ich werde nicht mehr wanken.' (Pſ. 62, 2. 3.) Dort hört keiner den Ruf: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid; Ich will euch erquicken.' (Matth. 11, 28.) Sie (die Platoniker) verſchmähen es, von Ihm zu lernen, daß Er ſanftmüthig iſt und von Herzen demüthig; ſie faſſen Ihn nicht, Demüthige den Demüthigen, noch wiſſen ſie, was für ein Ding ſeine Knechtsgeſtalt uns lehren ſoll. Denn Du haſt das den Klugen und Weiſen verborgen, und es den Unmündigen geoffenbart. Wohl viel ein Anderes iſt es, von des Waldgebirges Gipfel das Vaterland des Friedens zu ſchauen, aber ohne den Pfad dahin zu finden, umſonſt auf Umwegen ſich abzumühen, wo die Löwen und Drachen ſich lagern und im Hinterhalt auf Beute lauern; — und ein Anderes iſt's, zu halten den ſicher dahin führenden Weg, der da geſchirmt iſt durch die Fürſorge des himmliſchen Feldherrn, wo keine Räuber lauern, die das himmliſche Kriegsheer verlaſſen haben. Das prägte ſich wunderbar tief meinem Gemüthe ein, als ich den geringſten Deiner Apoſtel (1 Kor. 15, 9) las und Deine Werke betrachtete, und den Abgrund der Sünde erkannte."

§. 6. Auguſtin's Bekehrung.

Wir ſtehen jetzt an der Schwelle ſeiner Bekehrung. Theoretiſch war er nun ziemlich feſt von der Wahrheit der Kirchenlehre überzeugt. Aber praktiſch mußte er noch den Ausſpruch Pauli: „das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt, und der Geiſt wider das Fleiſch" (Gal. 5, 17) bitter erfahren. Kaum war ſein Gemüth in den reinen Aether des Umgangs mit Gott hinaufgeflogen, ſo zog ihn die Sinnlichkeit wieder in die ſchwüle Atmoſphäre der Erde herab. „Die Welt hatte", ſagt er „ihren Reiz verloren vor Dei-

ner Süßigkeit und vor der Herrlichkeit Deines Hauſes, das ich lieben gelernt, allein noch war ich mit feſten Banden an ein Weib gekettet.“ „Ich hatte die ſchöne Perle gefunden; ich ſollte nun verkaufen, was ich beſaß, um ſie einzuhandeln, und ich zweifelte noch.“ Oft ſehnte er ſich aus dem Gedränge der Welt nach der Einſamkeit. Nach Rath verlangend und unwillig, den vielbeſchäftigten Ambroſius ſo oft zu ſtören, wandte er ſich an den ehrwürdigen Prieſter Simplicianus, der im Dienſte ſeines Meiſters ergraut war. Dieſer erzählte ihm zu ſeiner Aufmunterung die Bekehrung ſeines Freundes Victorinus, jenes ſchon genannten gelehrten Lehrers der Beredtſamkeit in Rom und Ueberſetzers platoniſcher Schriften, welcher ebenfalls von der platoniſchen Philoſophie zu einem eifrigen Studium der Schrift übergegangen war und zuletzt den Heiland unter Verleugnung großer irdiſcher Vortheile lebendig ergriffen hatte. Er glaubte längere Zeit ein Chriſt ſein zu können, ohne ſich der Kirche anzuſchließen, und als Simplicianus ihm entgegnete: „Ich werde dich nicht zu den Chriſten zählen, ehe ich dich in der Kirche Chriſti ſehe;“ ſo fragte Victorinus lächelnd: „Alſo machen die Wände den Chriſten?“ *) Später aber kam er zur Einſicht, daß wer Chriſtum nicht offen bekenne vor der Welt, auch nicht erwarten dürfe, von Ihm erkannt zu werden vor dem himmliſchen Vater (Matth. 10, 32. 33) und unterwarf ſich daher in demüthigem Glauben der heiligen Taufe. Auguſtin wünſchte es ebenſo zu machen, aber der Wille war noch nicht ſtark genug. Er vergleicht ſeinen Zuſtand mit dem eines Schlaftrunkenen, der aufſtehen will, aber nun erſt recht die Süßigkeit des Schlafes empfindet und wieder in ſeine Arme zurückſinkt. Immer mahnender und dringender tönte ihm die Stimme entgegen: „Wache auf, der du ſchläfſt und ſtehe auf von den Todten, ſo wird dich Chriſtus erleuchten“ (Eph. 5, 14;) aber er antwortete träge: „Bald, ja bald! Wart' nur noch ein wenig;“ und das Bald verzog ſich zu Stunden, Tagen und Wochen. Umſonſt erfreute ſich ſein innerer Menſch an dem Geſetze Gottes, da das andere Geſetz in ſeinen Gliedern dem Geſetze des Geiſtes widerſtrebte und ihn unter dem Geſetz der Sünde gefangen hielt (Röm. 7, 22. 23). Seine Unruhe ſtieg höher und höher, ſeine Sehnſucht wurde zum heftigen Ringen. Manchmal raufte er ſein Haar, ballte die Fauſt gegen die Stirn, rang ſeine Hände um ſeine Kniee und rief wie verzweifelnd aus: „Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes?“ (Röm. 7, 24.)

Dieſe Kämpfe in Verbindung mit der Laſt ſeiner literariſchen Arbeiten

*) Conf. VIII, 2: Ergo parietes faciunt Christianos? Dieſe Stelle wird zuweilen aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen und gerade für den entgegengeſetzten Zweck gemißbraucht, als wozu Auguſtin ſie hier anführt, als könne man ein Chriſt ſein, ohne ſich der ſichtbaren Kirche anzuſchließen.

hatten einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit, ſo daß er ernſtlich daran denken mußte, ſeine Rhetorſtelle aufzugeben. Eines Tages ſaß er ſo niedergeſchlagen mit ſeinem Herzensfreunde Alypius, der ſich in ähnlichen Kämpfen befand, zuſammen, als ihr Landsmann Pontitianus, ein hoher Officier der römiſchen Armee und zugleich eifriger Chriſt, in's Zimmer trat. Er war verwundert, ſtatt eines claſſiſchen Autors oder eines manichäiſchen Schriftſtellers die Briefe des Apoſtels Paulus auf dem Tiſche liegen zu ſehen. Er knüpfte ein religiöſes Geſpräch an und kam im Verlaufe desſelben auf den ägyptiſchen Einſiedler Antonius († 356) zu reden, der, in buchſtäblicher Befolgung des Rathes Chriſti an den reichen Jüngling Matth. 19, 21, Habe und Gut und alles verlaſſen hatte, um dem Herrn unbedingt und ungeſtört in der Einſamkeit zu leben und dort das Heil ſeiner Seele zu ſchaffen. Die beiden Freunde hatten von dieſem wunderſamen Heiligen der Wüſte, von dem ehrwürdigen Vater des Mönchsthums noch nicht gehört, ſo wenig als von einem Kloſter außerhalb der Mauern Mailands unter der Leitung des Ambroſius, und waren nun entzückt und beſchämt durch das, was ſie vernahmen. Der Landsmann erzählte weiter, wie einſt während ſeines Aufenthaltes zu Trier zwei ſeiner Freunde, die beide verſprochen waren, auf einem Spaziergang in einer Klauſe die Biographie des Antonius von Athanaſius gefunden und durch das Leſen derſelben ſo für das beſchauliche Leben und die höhere Vollkommenheit begeiſtert worden ſeien, daß ſie ihre Officierſtelle aufgaben und von der Welt für immer Abſchied nahmen. Das Gleiche thaten ihre Bräute. Das war ein Stachel in das Gewiſſen Auguſtin's. Nur einmal war an dieſe der Ruf des Herrn zu ſeiner Nachfolge ergangen, und ſie gaben ihm ſogleich Gehör. Und er? Schon vor mehr als zwölf Jahren hatte der Hortenſius des Cicero ihn zum Suchen der Wahrheit ſo mächtig angeſpornt, und ſeitdem war immer deutlicher und deutlicher die Stimme des guten Hirten in ſeine Seele geklungen. Und dennoch ſträubte ſich ſein Wille, dennoch wollte er nicht ganz der Welt entſagen, ſondern wenigſtens noch an einigen ihrer Genüſſe feſthalten.

Pontitianus verließ das Haus. Da brach der Sturm in der Seele Auguſtin's noch heftiger los und prägte ſich auf ſeinen Geſichtszügen, in ſeinen Blicken und Bewegungen noch mehr als in Worten aus. „Wie geſchieht uns“, ſagte er zu Alypius, „was iſt das? Was haſt du gehört? Ungelehrte ſtehen auf und reißen das Himmelreich an ſich, und wir mit unſerem herzloſen Wiſſen, ſiehe! wie wir uns wälzen in Fleiſch und Blut! Schämen wir uns etwa, ihnen nachzufolgen, weil ſie vorangegangen, und ſchämen wir uns nicht, daß wir ihnen nicht wenigſtens nachfolgen?“ *)

*) Conf. VIII, 8.

Nachdem er dieß und anderes der Art geſprochen, ſtürzte er mit den Briefen Pauli in der Hand in den anliegenden Garten hinaus, wo niemand den Aufruhr ſeines Inneren unterbrechen konnte, bis ihn Gott ſelbſt legte. Denn es war, wie er ſagt, ein Wahnſinn zum Heile, ein Tod zum Leben. Alypius folgte ihm auf dem Fuße nach. „Wir ſetzten uns vom Hauſe möglichſt weit entfernt nieder. Ich knirſchte im Geiſte voll ſtürmiſchen Unwillens, daß ich nicht in den Bund und Verein ging mit Dir, mein Gott, und alle meine Gebeine ſchrieen: da mußt du hin! Allein nicht geht man dahin zu Schiffe, oder zu Wagen, oder zu Fuße, wie wir an den Ort gingen, wo wir ſaßen. Denn Hingehen und Hingelangen iſt da nichts anderes, als hingehen *wollen*, aber wollen mit *ganzer* Kraft, nicht zu wanken und hin und her ſich zu wenden mit zertheiltem Willen, der bald ſich aufrichtet, bald niederſinkt im Kampfe.“ *) Er war zornig über das Widerſtreben ſeines Willens. „Es gebietet der Geiſt dem Körper, und er gehorcht ſogleich: es gebietet der Geiſt ſich ſelbſt, und dieſer widerſteht. Es gebietet der Geiſt der Hand, daß ſie ſich bewege, und ſie thut es ſo ſchnell, daß man den Dienſt und Befehl kaum unterſcheiden kann; es befiehlt der Geiſt, daß der Geiſt wolle, dieſer iſt kein anderer, und doch thut er's nicht. Woher dieß Unglaubliche? Es iſt eine Krankheit des Geiſtes, die ihn hindert, ſich ganz zu erheben; der Wille iſt geſpalten und getheilt; alſo ſind es zwei Willen im Widerſtreite mit einander, ein guter und ein böſer, und ich ſelbſt war es, der da wollte und der da nicht wollte.“ So ward er hin- und hergezerrt, ſich ſchärfer verklagend, als je, und in ſeiner Feſſel wendend und wälzend, bis ſie ganz zerbräche, die ihn zwar nicht mehr *ganz*, aber doch *noch* feſthielt.

Als er ſo aus geheimnißvoller Tiefe all ſein Elend heraufzog und vor den Blicken ſeines Herzens ſammelte, da entſtand ein ungeheurer Sturm, der ſich in einem Strom von Thränen entlud. †) In ſolcher Stimmung wünſchte er allein zu ſein mit ſeinem Gott und entfernte ſich von Alypius in eine verborgene Ecke des Gartens. Da warf ſich Auguſtin, er wußte nicht wie, unter einen Feigenbaum zur Erde nieder und ließ ſeinen Thränen freien Lauf. „Du, mein Herr“, rief er mit ſchluchzender Stimme, „wie lange noch? O wie lange noch wirſt Du, Herr, zürnen? Gedenke nicht weiter unſerer alten Uebertretungen! Wie lange? wie lange? Mor-

---

*) Conf. VIII, 8: Nam non solum ire, verum etiam pervenire illuc, nihil erat *aliud*, quam velle ire, sed velle fortiter et integre, non semisaucium hac atque hac versare et jactare voluntatem, parte adsurgente cum alia parte cadente luctantem.

†) procella ingens, ferens ingentem imbrem lacrymarum, VIII, 12.

Digitized by Google

gen und abermals morgen? Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Warum nicht in dieſer Stunde das Ende meiner Schande?" *) So betete, flehte, ſeufzte, rang er und weinte bitterlich. Es waren dieß die Geburtswehen des neuen Lebens. Von ferne ſah er die heilige Schönheit der Kirche, Es winkten ihm die verklärten Geiſter der Erlösten, die der Allbarmherzige aus dem Abgrund geriſſen und in ſein himmliſches Weſen verſetzt. Immer mächtiger brannte in ihm die Sehnſucht, immer ſchneller und heißer ſchlug der Puls des Heimwehs nach der Umarmung des Erlöſers, wie ein müde gejagter Hirſch nach friſchem Waſſer, ſo dürſtete ſein Herz nach dem lebendigen Gott und nach einem Labetrunk aus dem Becher ſeiner Gnade.

Jetzt hatte die Stunde der Erlöſung geſchlagen. Der Herr hatte bereits die Hand ausgeſtreckt, um die letzten Bande, die den verlornen Sohn noch an die Welt knüpften, zu zerreißen und ihn an's warme treue Vaterherz zu drücken. Als Auguſtin ſo im Staub und in der Aſche der Buße lag und mit ſeinem Gotte im Gebete rang, vernahm er aus dem benachbarten Hauſe plötzlich wie aus überirdiſchen Höhen die ſüße Stimme, er wußte nicht ob eines Knabens oder Mädchens, die wiederholt ihm zurief: „Tolle lege, tolle lege!" d. h. „Nimm und lies!" Es war eine Gottesſtimme, die über ſein Herz und Leben entſchied. „Da drängte ich", ſo erzählt er im letzten Kapitel des achten Buchs der Confeſſionen weiter, „den Thränenguß zurück, erhob mich, indem ich die Worte nicht anders verſtand, denn als ein göttliches Geheiß, die Schrift zu öffnen und das erſte Kapitel, das ich finden würde, zu leſen. Hatte ich doch gehört, wie Antonius beim einſtmaligen Vorleſen des Evangeliums, über welchem er zufällig in die Kirche getreten war, ſich aufgefordert gefühlt habe, als ob das, was geleſen werde, ihm gelte: „„Gehe hin, verkaufe alles, was du haſt und gib es den Armen, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach"" (Matth. 19, 21,) und daß er durch dieſen Ausſpruch ſich ſofort zu Dir, mein Gott, bekehrt habe." Er eilte zu der Stelle, wo er das heil. Buch zurückgelaſſen hatte und wo Alypius ſaß, haſtig ergriff er es, ſchlug auf und las: „Wie am Tage laſſet uns ehrbar wandeln, nicht in Freſſen und Saufen, nicht in Ueppigkeit und Unzucht, nicht in Hader und

*) VIII, 12: Et non quidem his verbis, sed in hac sententia multa dixi tibi: Et tu, Domine, usquequo? Usquequo, Domine, irasceris in finem? Ne memor fueris iniquitatum nostrarum antiquarum! Sentiebam enim eis me teneri. Jactabam voces miserabiles: Quamdiu? Quamdiu? Cras et cras? Quare non modo? Quare non hac hora finis turpitudinis meae? Dicebam haec, et flebam amarissima contritione cordis mei.

Neid, ſondern ziehet an den Herrn Jeſum Chriſtum und pfleget des Fleiſches nicht zur Entzündung von Begierden.“ *)

Dieſe Stelle des Römerbriefs (13, 13) paßte vollkommen auf ſeinen Zuſtand. Sie forderte ihn auf, das alte wüſte Leben abzulegen, und mit Chriſto ein neues Leben zu beginnen. Ja er fand nach dem asketiſchen Geiſte der damaligen Zeit noch mehr darin, und entſchloß ſich, auf alle Ehren und Genüſſe der Welt, ſelbſt auf die beabſichtigte Ehe zu verzichten, um deſto ungetheilter und unbedingter dem Dienſte des Herrn und ſeiner Kirche ſich widmen zu können und wo möglich den höchſten Grad ſittlicher Vollkommenheit zu erreichen. †) Er las nicht weiter. Das Eine Gotteswort war hinlänglich, um über ſeine ganze Zukunft zu entſcheiden. Die düſteren Wolken des Zweifels und der Schwermuth flohen, die Vergebung ſeiner Sünden war ihm verſiegelt, Friede und Freude ſtrömten in ſeine Bruſt. Den Finger an der geleſenen Stelle haltend, ſchloß er das Buch und erzählte dem Alypius, was geſchehen. Dieſer wünſchte die Worte zu leſen und traf auf den nächſtfolgenden Vers (14, 1:) „Den Schwachen im Glauben nehmet auf.“ Er wandte die Mahnung auf ſich an. Beide eilten im erſten Feuer der Bekehrung zur Monica. Die treue Seele mußte zuerſt die frohe Botſchaft hören. Sie jauchzte und frohlockte, und ihr Herz ſtrömte über von Dankbarkeit gegen den Herrn, der ſie endlich nach langem, langem Warten über Bitten und Verſtehen erhört hatte.

Das geſchah im September des Jahres 386 im dreiunddreißigſten Jahre ſeines Lebens. Wir ſtimmen in die Worte Auguſtins ein: „Alle, welche Dich anbeten, müſſen, wenn ſie dieß hören, ausrufen: Gebenedeiet ſei der Herr im Himmel und auf Erden, groß und wunderbar iſt ſein Name!“

---

*) nach dem Grundtert und der Vulgata Röm. 13, 13: et carnis providentiam ne feceritis in concupiscentila, was Auguſtin in ſeiner Lage als eine Aufforderung verſtand, aller Fleiſcheslust gänzlich zu entſagen. Luther dagegen hat überſetzt: „Wartet des Leibes, doch alſo, daß er nicht geil werde“, was einen verſchiedenen Sinn gibt. In dieſem Falle würde aber im Griechiſchen σῶμα ſtatt σάρξ geſetzt ſein, und die Verneinungspartikel μή nach, und nicht vor πρόνοιαν ſtehen.

†) VIII, 12: Convertisti me ad te, ut nec uxorem quaererem, nec aliquam spem saeculi hujus, etc. Ebenſo hatte ja auch Antonius, deſſen Beiſpiel ſo mächtig auf Auguſtin's Bekehrung einwirkte, im wörtlichen Verſtändniß des Wortes Chriſti Matth. 19, 21 alle ſeine Güter verkauft und den Armen gegeben. Nach der Anſchauungsweiſe der alten Kirche, die man bis in's zweite Jahrh. hinauf verfolgen kann, waren freiwillige Armuth, Eheloſigkeit und Märtyrerthum zwar durchaus keine Bedingung zur Seligkeit, aber doch der Weg zu einer buchſtäblichen Nachfolge Chriſti und zu einem höheren Grade ſittlich religiöſer Vollkommenheit.

§. 7. Auguſtin's ländlicher Aufenthalt. Schriftſtelleriſche Thätigkeit. Rückkehr nach Mailand und Taufe.

Auguſtin verharrte noch die wenigen übrigen Wochen bis zu den Herbſtferien in ſeinem Lehramte. Dann aber reichte er ſeine Reſignation ein, theils weil ſeine angegriffene Bruſt ihn dazu nöthigte, theils und hauptſächlich, weil er den feſten Entſchluß gefaßt hatte, ſich fortan ganz und ungetheilt der Beſchäftigung mit geiſtlichen Dingen zu widmen. Mit ſeiner Mutter, ſeinem Sohne, ſeinem Bruder Navigius, mit Alypius und einigen anderen Freunden begab er ſich nun zunächſt auf das nahe bei Mailand gelegene und ſeinem Freunde Verecundus zngehörige Landgut Caſſiciaeum. Dort brachte er mehrere Monate in ſtillen Betrachtungen und in der Vorbereitung auf die Taufe zu. Er hatte den Abroſius um Rath gefragt, welche Theile der heil. Schrift er beſonders in ſeiner damaligen Lage ſtudiren ſolle. Dieſer rieth ihm die Weiſſagungen des Jeſajas an. Allein da Auguſtin ihn nicht recht verſtehen konnte, nahm er die Pſalmen vor und fand da gerade, was er wünſchte, den geheiligten Ausdruck ſeiner tiefſten religiöſen Empfindungen von der ſchwermüthigen Klage der Buße und Zerknirſchung bis zu den begeiſterten Lobpreiſungen der göttlichen Barmherzigkeit. Die Hälfte der Nacht widmete er ihrem Studium und religiöſen Betrachtungen und genoß die ſeligſten Stunden des vertrauten Umgangs mit dem Herrn. Wie tief betrauerte und bemitleidete er nun die Manichäer, daß ſie ſo verblendet über das Alte Teſtament ſein konnten: „Ich wünſchte nur", meinte er einmal, „ſie wären ohne irgend mein Wiſſen in der Nähe geweſen und hätten mein Antlitz geſchauet und meine Stimme gehöret, als ich in jener Muße den vierten Pſalm las und wie dieſer Pſalm auf mich wirkte."

Einen großen Theil des Tages widmete er der Erziehung zweier Jünglinge aus ſeiner Vaterſtadt. Da er einen ſo unüberwindlichen Hang zu ſpeculativen Betrachtungen hatte, begab er ſich mit ſeiner Geſellſchaft, wenn das Wetter es erlaubte, unter einen ſchattenreichen Baum, bei ſchlechtem Wetter in die Hallengänge der Bäder des Landgutes und erging ſich in der freiſten Weiſe in Unterredungen über ſolche philoſophiſche Fragen, die mit den wichtigſten praktiſchen Intereſſen des Herzens in der innigſten Berührung ſtanden, wie über die Erkenntniß der Wahrheit, über den Begriff der ächten Weisheit, über das ſelige Leben und den Weg dazu. Dieſe Unterredungen wurden niedergeſchrieben, und daraus entſtanden die erſten Schriften des großen Theologen, meiſt philoſophiſchen Inhalts. Die wichtigſten ſind einmal die drei Bücher gegen die ſkeptiſche Schule der neueren Akademie (contra Academicos,) welche die Möglichkeit der Erkenntniß der Wahrheit leugne-

te. Dagegen wird gezeigt, daß der Skepticiſmus entweder ſich ſelbſt aufhebe, oder in modificirter Form, als Probabiliſmus, auf die Wahrheit hinweiſe, denn ſelbſt Wahrſcheinliches ſei nicht denkbar ohne Wahrheit. Nicht das bloße Streben nach Wahrheit, ſondern ihr Beſitz mache glücklich. Sie iſt aber bloß in Gott zu finden, alſo iſt nur der glücklich, der in Gott und in dem Gott iſt. Sodann das Büchlein über das ſelige Leben (de beata vita,) worin er den letzteren Gedanken weiter ausführt. Endlich ſeine „Selbſtgeſpräche“ (soliloquia), d. h. Unterredungen mit ſeiner eigenen Seele über Gott, über das höchſte Gut, über ſeine Natur, die Unſterblichkeit u. ſ. f. Wir wollen daraus nur eine Stelle anführen, die uns einen Blick in ſeine damalige Gemüthslage thun läßt. „O Gott, Schöpfer der Welt“, ſo betete er zum Herrn, „verleihe mir zuerſt, daß ich Dir wohlgefällig Dich anrufe, darauf, daß ich ſo wandle, daß Du mich erhören mögeſt, und alsdann ſo hilf mir aus. Du Gott, durch den Alles, was durch ſich ſelbſt nicht ſein würde, zum Sein emporſtrebt; der ſogar das nicht vergehen läßt, was ſich gegenſeitig zerſtört; der nimmer das Böſe wirkt und der Macht des Böſen gebietet; der den Wenigen, welche zu dem wahrhaften Sein ſich heimflüchten, es offenbart, daß das Böſe nichts ſei; Gott, durch den das Weltall auch ungeachtet des Böſen vollkommen iſt; Gott, den liebt, was lieben kann, bewußt oder unbewußt; Gott, in welchem Alles iſt und welchen dennoch weder die Schmach der Creatur ſchmäht, noch die Bosheit derſelben gefährdet, noch der Irrthum derſelben irrt; Gott, der nur dem Reinen das Wiſſen der Wahrheit behalten hat; Vater der Wahrheit, Vater der Weisheit, Vater des wahren und vollkommenſten Lebens, Vater der Seligkeit, Vater des Guten und Schönen, Vater des geiſtigen Lichts, Vater unſrer Erweckung und Erleuchtung, Vater des Unterpfandes, wodurch wir angemahnt werden, heimzukehren zu Dir: Dich rufe ich an, o Wahrheit, in welcher und von welcher und durch welche Alles wahr iſt, was wahr iſt; o Weisheit, in welcher und von welcher und durch welche Alles weiſe iſt, was weiſe iſt; o wahres und vollkommenſtes Leben, in welchem und von welchem und durch welches Alles lebt, was wahr und vollkommen lebt; o Seligkeit, in welcher und von welcher und durch welche Alles ſelig iſt, was ſelig iſt; o Schönes und Gutes, in welchem und von welchem und durch welches Alles gut und ſchön iſt, was gut und ſchön iſt; o geiſtiges Licht, in welchem und von welchem und durch welches Alles geiſtig licht iſt, was geiſtig licht iſt; Gott, von welchem ſich abwenden — fallen, zu welchem ſich hinwenden — aufſtehen, in welchem bleiben — beſtehen iſt; Gott, von welchem ſich entfernen — ſterben, zu welchem zurückkehren — wiederaufleben, in welchem Wohnung haben — leben iſt; o Du Gott, der Du uns reinigeſt und zum ewigen Erbe zubereiteſt, neige Dich zu mir in Erbarmen! Komm mir zu Hülfe, Du einiges, ewiges, wahrhaftiges Weſen, in welchem kein Zwieſpalt iſt, keine Ungeordnetheit, kein Uebergang, keine Bedürftigkeit, kein Tod, ſondern die höchſte Einheit, die höchſte Klarheit, die

Digitized by Google

höchſte Beſtändigkeit, die höchſte Fülle, das höchſte Leben. Erhöre, erhöre, erhöre mich, mein Gott, mein Herr, mein König, mein Vater, mein Schöpfer meine Hoffnung, meine Angelegenheit, mein Ruhm, meine Wohnung, meine Heimath, mein Heil, mein Licht, mein Leben, erhöre, erhöre, erhöre mich nach jener Deiner Weiſe, die Wenigen bekannt iſt! Schon liebe ich Dich allein, folge Dir allein, ſuche Dich allein, bin bereit, Dir allein zu dienen, verlange nur Dir anzugehören, weil Du allein gerecht herrſcheſt. O befiehl und gebiete, was Du willſt, aber heile und öffne meine Ohren, daß ich Deine Worte vernehme, heile und öffne meine Augen, daß ich Deine Winke ſehe, treibe von mir den Wahn, daß ich Dich wiedererkenne. O nimm wieder auf Deinen Flüchtling, gnadenreicher Vater, laß' mich genug geſtraft ſein, genug Deinen Feinden, die Du unter Deinen Füßen haſt, gedient haben, genug ein Spiel des Truges geweſen ſein. Nimm mich an, der vor jenem flieht, Deinen Diener, weil auch jenes mich, da ich von Dir floh, den Fremdling aufnahm. Ich weiß es, daß ich zu Dir heimkehren muß, laß dem Anklopfenden Deine Thür ſich öffnen. Mehre in mir den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, nach Deiner wundervollen und unvergleichlichen Güte. Zu Dir ſuche ich zu gelangen, und wiederum bitte ich das von Dir, wodurch zu Dir gelangt wird. Denn wo Du verläſſeſt, da iſt Untergang, aber Du verläſſeſt nicht, weil Du das höchſte Gut biſt, das jeder, der recht ſucht, auch finden wird. Es ſucht aber recht, wem Du es recht zu ſuchen gegeben haſt. Gib mir, o Vater, daß ich Dich ſuche, behüte mich vor dem Irrthum! Möge mir, wenn ich ſuche, nichts Anderes ſtatt Deiner begegnen. Begehre ich nichts Anderes als Dich, ſo möge ich Dich doch finden, mein Vater. Iſt aber in mir noch eine unnütze Begierde, ſo reinige Du ſelbſt mich und mache mich tüchtig, Dich zu ſchauen. Was übrigens das Wohl meines ſterblichen Leibes betrifft, ſo lege ich es, weiſeſter und beſter Vater, in Deine Hände, ſo lange ich nicht weiß, was mir oder denen, die ich liebe, Gutes daraus hervorgehe, und will Dich darum bitten, je nachdem Du es zur Zeit mir kundgeben wirſt; nur dieſes bitte ich von Deiner großen Barmherzigkeit, daß Du mich ganz zu Dir bekehreſt und mir, indem ich Dich erſtrebe, nichts entgegen ſein laſſeſt, und mir verleihen wolleſt, daß ich, ſo lange ich dieſen Leib habe und trage, rein und hochherzig, gerecht und weiſe ſei, erfüllt von der Liebe und der Erkenntniß Deiner Weisheit und würdig der Ererbung Deines ſeligen Reiches.“

In dieſen Schriften findet ſich noch wenig ſpecifiſch Kirchliches, ſondern ein vom Geiſte des Chriſtenthums ergriffener und geweihter Platonismus voll hoher Gedanken, idealer Anſchauungen und ſcharfſinniger Dialektik. Aber manches nahm er ſpäter in ſeinen Retractationen zurück, z. B. die platoniſche Anſicht, daß die menſchliche Seele ein verirdiſches Bewußtſein habe und daß die Erlernung einer Wiſſenſchaft die Wiedererinnerung derſelben, ſo zu ſagen ein Ausgraben des im Geiſte ſchon vorhandenen, aber überſchüt-

teten Wiſſens ſei. Wie er theoretiſch noch mancher Schritte bedurfte, um zu der Tiefe und Klarheit der chriſtlichen Erkenntniß zu kommen, die ſeine ſpäteren Schriften auszeichnet, ſo hatte er auch praktiſch noch viele, obwohl nicht mehr ſo heftige innere Kämpfe zu beſtehen, bis das neue Leben in ihm zur völligen Herrſchaft gelangte. Den ſündlichen Geſchlechtsumgang hatte er zwar gleich nach ſeiner Bekehrung aufgegeben. Aber nun ſtörten die Bilder ſeiner früheren ſinnlichen Verirrungen nicht ſelten ſeine Phantaſie im Traume. Das ſah er mit Recht auch für Sünde an und machte ſich darüber bittere Vorwürfe. „Bin ich", ruft er aus „bin ich denn im Traum nicht, der ich bin, o Herr, mein Gott? Schlummert auch die Vernunft ein mit den Sinnen des Körpers? Sollte Deine mächtige Hand es nicht vermögen, alle Schwächen meiner Seele zu reinigen und mit reichlicherer Gnade der Träume Lüſternheit zu verſcheuchen? Ja, Du wirſt mir mehr und mehr Deine Gaben reichen, daß mir meine Seele folge zu Dir und ſelbſt im Traume voll Reinheit bei Dir ſei, Du, der Du mehr vermagſt, als wir bitten und verſtehen."

Im Anfang des Jahres 387 kehrte er nach Mailand zurück und ſetzte neben der Vorbereitung zur Taufe ſeine literariſche Thätigkeit fort. Er wollte die verſchiedenen Stufen des menſchlichen Wiſſens, wodurch er ſelbſt allmählig zum abſoluten Wiſſen gelangt war, auch für Andere gleichſam als Vorſtufen zum Heiligthum darſtellen und ſchrieb Schriften über die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Philoſophie, Muſik und über die Unſterblichkeit der Seele, wovon jedoch bloß die beiden letzten vollendet wurden und auf uns gekommen ſind. *)

Unterdeß war die erſehnte Stunde der T a u f e herbeigekommen. Am Oſterſabbath dieſes Jahres empfing er aus den Händen des verehrten Ambroſius dieſes heil. Sacrament; mit ihm ſein Freund Alypius und ſein fünfzehnjähriger Sohn Adeodatus, der, von den Verirrungen des Vaters bewahrt, ſeine jugendliche Seele mit ihren trefflichen Gaben dem Herrn übergeben hatte. Der feierliche Act und das darauf folgende Oſter- und Pfingſtfeſt, an welchem die Kirche ihren geiſtigen Frühling beging und ſich an der Sonne des auferſtandenen und im Geiſte ewig gegenwärtigen Erlöſers erlabte, machte den tiefſten Eindruck auf Auguſtin. Die Feierlichkeit dieſes Feſtes wurde noch durch zwei Umſtände erhöht, da kurz zuvor die lange verborgenen Gebeine der Märtyrer Protaſius und Gervaſius entdeckt, in die ambroſianiſche Baſilika gebracht wurden und

*) Das Buch über die Grammatik und die Principien der Dialektik und Rhetorik im erſten Bande der Benedictiner Ausgabe von Auguſtin's Werken ſind unächt, weil ſie nicht die dialogiſche Form und die höhere Beziehung haben, welche er ſeinen Schriften über dieſe Gegenſtände gab.

auffallende Wunder zum Zeugniß des orthodoxen Glaubens gegen die arianiſche Ketzerei verrichtet haben ſollen, und da Ambroſius die Kirchengeſänge des Orients in ſeine Gemeinde verpflanzt, und durch eigene, in großartig liturgiſchem Styl gehaltene Lieder vermehrt hatte. *) „Ich konnte“, ſagt Auguſtin, „in jenen Tagen mich nicht ſättigen an der wunderbaren Süßigkeit der Betrachtung der Tiefe Deines Rathſchluſſes über das Heil des Menſchengeſchlechtes. Wie habe ich geweint unter Deinen Hymnen und Geſängen, heftig bewegt von der Stimme Deiner lieblich tönenden Kirche! Jene Laute ergoſſen ſich in mein Ohr, die Wahrheit träufelte in mein Herz, und es entzündete ſich daran das Feuer der Andacht; die Thränen rannen, und mir war ſo wohl in ihnen!“ †)

---

*) Conf. IX. 7: Bekanntlich gilt Ambroſius auch für den Verfaſſer des herrlichen Lobgeſangs: Te Deum laudamus, welches ſich würdig an die Dankpſalmen Davids anſchließt. Eine, freilich nicht hinlänglich begründete, und von Auguſtin ſelbſt meines Wiſſens nirgends erwähnte Sage berichtet, daß derſelbe von Ambroſius und Auguſtin gemeinſchaftlich während der Taufe des letzteren, wie durch höhere Eingebung gedichtet worden ſei, indem ſie abwechſelnd Vers für Vers ſangen. Vgl. Knapp's Evang. Liederſchatz, 2te Aufl. S. 1303 sub Ambroſius.

†) IX, 6.

(Fortſetzung folgt.)

Jakob Böhme,

der teutoniſche Theoſoph.

(Fortſetzung.)

8. Jakob Böhmes Leben und Charakter.

Wem Zeit iſt wie Ewigkeit
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der iſt befreit
Von allem Streit!

Das war das Wort, welches Jakob Böhme bisweilen in die Stammbücher ſeiner Freunde ſchrieb. Und keinem von dieſen konnte die Gelaſſenheit, von der es redet, mehr noth thun, als ihm ſelbſt; er bedurfte es beſonders daß ihm in den Stürmen der Zeit die Ruhe der Ewigkeit bewahrt blieb und beim Vorſchmack der Freuden der Ewigkeit, den ſein Gemüth reichlich genoß, mußten ihm auch die Schmerzen der Zeit zum Segen werden. Man hat ſchon längſt (S. Nikolaus Tſcheer, Einleitung zum wahren und gründlichen Erkenntniß des großen Geheimniſſes der Gottſeligkeit u. ſ. f. Amſterdam 1718) jenem Reimſprüchlein, welches für Böhmes Herz bezeichnend iſt, das andere von Tauler an die Seite geſtellt:

Wem Leid iſt wie Freud
Und Freud wie Leid,
Der danke Gott
Für ſolche Gleichheit!

Das Ziel, wonach dieſe in göttlichen Dingen ſich zu Hauſe findenden Gemüther ſtrebten, war in der That ein hohes. Es liegt auch gar nicht in dem „geſchickt ſein zu Beidem, ſatt ſein und hungern, übrig haben und Mangel leiden“ (Phil. 4, 12) eine Abgeſtumpftheit des Gefühles, eine erkünſtelte und erzwungene Empfindungsloſigkeit, ſondern es kommt nur darauf an, daß das Herz bei allem Bewegtwerden von außen ſich aus dem Centrum nicht vertreiben läßt. Der Gedanke iſt auch ſchon ſo ausgedrückt worden:

Erwarte nicht auf dieſer Erden
Von Sorg' und Unruh' los zu werden;
Durch Abgeſchiedenheit allein
Kannſt Du in Unruh ruhig ſein!

Von dieſer Ruhe im Inneren durfte J. Böhme wohl Zeugniß geben unter den vielfachen Angriffen, denen im Gang ſeines Lebens ſein Gemüth ausgeſetzt war.

Leider iſt uns unbekannt, ob die Conſtellation des Himmels in der Geburtsſtunde Jakob Böhmes, als er im Jahre 1575 das Licht der Welt erblickte, auf ein ruhiges oder auf ein ſtürmiſches Temperament und Leben gewieſen, oder ob ſie überhaupt etwas Außerordentliches voraus angekündigt habe. Ihm ſelbſt, wenn er darüber genaueren Bericht hatte, war die Sache keineswegs gleichgültig, wie er denn je und je von Conſtellationen redet, freilich aber das Andeuten der Sternſtellungen mit allgemeineren Gedanken in Verbindung ſetzt. So äußert er ſelbſt über das durch das Geſetz der Conſtellation verhängte Sichzuſammenfinden der Leute zu Ehebündniſſen ſich alſo: „So ſpricht die Vernunft: Füget Gott ſie zuſammen, wie er ſie haben will? Antwort: Ja recht, aber durch ſeinen Fürſatz, welchen er im Wort durch das große Uhrwerk der Natur in ein Regiment gefaſſet hat. Die Conſtellationes in dem Uhrwerk ziehen ſie zuſammen; aber die meiſten werden durch eigenen Willen zuſammengezogen, da ſich der menſchliche Wille, welcher aus dem ewigen Grunde iſt, ſelber conſtelliret, da denn die äußere Conſtellation gebrochen wird. Das ſehen wir an dem, wie ſich die Reichen mit den Reichen conſtelliren, die Adeligen mit den Adeligen; ſonſt, ſo dem Spiritu Mundi ſeine Conſtellation nicht gebrochen würde, ſo würde manche arme Dienſtmagd einem Edelmann zugefügt, welche äußerlich, im Spiritu Mundi, mit einander conſtelliren“ (J. Böhme, von der Verſehung und Gnadenwahl, 8, 48—64 und a. a. O.) Ob nun bei dieſem Verhältniß der Sache Conſtellation nothwendig ſei oder nicht, laſſen wir dahingeſtellt. Gewiß iſt, daß der Grundſatz auch bei den würdigen Eltern unſeres Theoſophen in Anwendung kam, denn da hat ſich „arm mit arm conſtelliret.“ Und das ſcheint denn wirklich ſo in den Sternen geſchrieben geweſen zu ſein, da das Geſetz der Armuth auch ihn durch ſein ganzes Leben hinbegleitete. Als er das Licht der Welt erblickte, da war ſein Vater ein in geringen Verhältniſſen lebender Bauersmann in Alt-Seidenburg (oder — berg), „einem geweſenen Marktflecken, ohngefähr anderthalb Meilen von Görlitz in Oberlauſitz gelegen.“ Für den Namen der Familie gelten längſt zwei Schreibarten, Böhm und Böhme. Auch Namen waren aber weder der ganzen myſtiſchen Richtung, aus der J. B. hervorkam, noch ihm ſelbſt gleichgültig; im Namen hört er einen Wiederhall vom inneren Weſen eines bezeichneten Dinges; es iſt ſeiner inneren Natur nach im Schall abgebildet; ſo ſagt er: „Denn

der Geiſt gebietet jedem Dinge Namen, wie es in der Geburt in ſich ſelber ſtehet und wie es ſich im Anfang hat geformet in der Schöpfung, alſo form's auch unſer Mund, wie es iſt aus dem ewigen Weſen ausgeboren worden und zum Weſen kommen. Alſo gehet auch das menſchliche Wort aus dem centro des Geiſtes in Form, Quall (worüber ſpäter) und Geſtalt herfür und iſt nichts Anderes, als machte der Geiſt ein ſolch' Weſen wie die Schöpfung iſt, wann er die Geſtalten der Schöpfung ausſpricht.“ (cf Vom dreifachen Leben des Menſchen 6, 2—6). Sinnig iſt in dieſen Worten auf das ſchöpferiſche Element der Sprache gewieſen; ja, ſo tief fühlte J. B. das Geheimniß, das die Gabe der Sprache in ſich ſchließt, daß er ſagt: „Ihr ſehet, daß ein Vieh Nichts ausſprechen kann, das mangelt, daß es nicht aus dem Ewigen iſt, wie der Menſch.“ Nach anderer Seite hin war ſein Taufname Jakob ſchon frühe ſeinen Verehrern bedeutungsvoll, denn er trug ihn nach göttlicher Beſtimmung „als ein künftiger Untertreter der Eſauitiſchen Geburt.“ J. B. ſagt ſelbſt: „Das Bild Cains, Ismaels, Eſaus und ihres gleichen, das ſind alle unwiedergeborene Menſchen und ſie ſind der rechte Adam nach dem Fall“ (cf. von der Vorſehung und Gnadenwahl 9, 105. 106). — In ſeinen Knabenjahren mußte J. B. um der Armuth ſeiner Eltern willen mit anderen Altersgenoſſen das Vieh auf dem Felde hüten. Ob nun der Aufenthalt in der freien Natur, vielleicht auch das damit verbundene vielfache Alleinſein von Einfluß auf ſeine Gemüthsart geweſen ſei, ob es ihn zu frühem Nachdenken und Betrachten angeregt habe, das wiſſen wir nicht. Doch mag er oft ſchon in jungen Jahren draußen in der Natur das Nahen und Wandeln ihres Schöpfers und Meiſters geahnt und empfunden haben und ſpäter ſchreibt er: „Der ungründliche Wille des Vaters will nichts Anderes, als ſeinen Sohn und Herz in der Natur gebären, — daß dieſes ſein Herz möchte in der Natur und Creatur offenbar ſein“ (cf. Sechs Punkte 1, 29—33). Nur ein eigenthümliches Ereigniß wird uns aus jener Jugendzeit gemeldet. Er ſoll ſich einmal Mittags allein auf die Lands-Crone, einen in der Gegend wohl bekannten Berg, begeben haben; da habe er eben zwiſchen Felſen einen Eingang entdeckt, ſei hineingeſchritten und habe mit nicht geringem Schreck eine „große Bütte mit Geld“ gefunden, habe davon aber Nichts genommen, ſondern ſei mit Grauſen eilig wieder davon gelaufen; als er nachher mit anderen Jungen öfters wieder gekommen, ließ ſich der offene Eingang niemals wieder finden. Wie ſich's nun auch damit verhalten mag, ob die Phantaſie hiebei im Werke war oder nicht, genug, ſeine Freunde ſahen darin „eine Vorbedeutung auf ſeinen geiſtlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und natürlichen Weisheit und Geheimniſſe.“ Dr. W. L. Wullen in J. B.'s Lebensbeſchreibung (p. 13) bemerkt: „Die Sagen, die ehedem in ſo reicher Fülle unter dem deutſchen Volke lebten, und in ſei-

ner Anſchauung die Mächte der Natur in freundliche und feindliche Geiſter verwandelten, gaben zuerſt, wie es ſcheint, der Einbildungskraft des geiſtſamen Knaben Anregung und Stoff."

Alte Autoren (S. Abraham von Frankenberg in der Einleitung zu J. B.'s Werken) wollen, daß Böhme's Eltern an ihm frühzeitig beſondere Anlagen des Geiſtes und eine eigenthümliche Gemüthsrichtung entdeckt haben. Denn zu erkennen gibt ſich des Geiſtes Anlage und Art bald, wenn ſchon „das allergrößte Wunder, das die Ewigkeit gewürket hat, iſt, daß ſie hat das Ewige zu einem corporaliſchen Geiſt geſchaffen, welches keine Vernunft ergreifet und kein Sinn findet und iſt uns auch nicht ergründlich. Dann kein Geiſt kann ſich ſelber gründen, er ſiehet wohl ſeine Tiefe bis in Abgrund, aber ſeinen Töpfer begreift er nicht —" (J. B. in 40 Fragen 1, 269—271). Immerhin fanden die Eltern unſeres Philoſophen ſich bewogen, ihn zur Schule zu ſchicken, und ſo wenig er auch in der kurzen Schulzeit zu erlernen Gelegenheit hatte, ſo wichtig wurde für ihn ſpäter das Wenige. Er lernte nämlich „nothdürftig leſen und ſchreiben." Freilich iſt es eine Frage, ob J. B. geworden wäre, was er wurde; ob er geſchrieben hätte, was er geſchrieben hat, wenn er etwas mehr Schulgelehrſamkeit gewonnen hätte. Wohl nahm er auf von Anderen und war ſehr geneigt, das Aufgenommene als das reine Licht der Offenbarung bei Anderen und wieder bei ſich anzuſehen; aber von Tinctur und Egeſt, von Salitter und Sulphur, von Mercurius und Saturnus und Aehnlichem, wovon auch bei J. B. gar oft zu leſen, redet der heil. Geiſt doch wohl nicht ſo indirect zu einem Menſchen. Doch ſetzte J. B. zwiſchen ſeinem und anderem Wiſſen den Unterſchied der geoffenbarten und der nur menſchlicher Weiſe erlernten Kenntniſſe. Daher ſagt er: „Sobald aufgehet das Gewächſe des neuen Menſchen, ſo hat es auch ſein Sehen. Sowohl als der äußere Menſch die äußere Welt ſiehet, alſo auch der neue die göttliche Welt, darinnen er wohnet. Dann es ſtehet geſchrieben: der Menſchen Geiſt im Geiſte Chriſti forſchet alle Dinge, auch die Tiefe der Gottheit (!). Und wiewohl es nicht am Forſchen und Hochfahren gelegen iſt, ſo der Menſch in der Vernunft forſchen will, ſondern an demüthiger Einergebung, daß die Seele Nichts begehret als Gottes Liebe, ſo ſie nur dieſelbe erreichet, ſo führet alſobald der freudenreiche Geiſt Gottes der Seelen Bildniß oder die Gleichniß Gottes in die himmliſche göttliche Schule der edeln theuern Erkenntniß ein, da ſie dann mehr gelehret wird, als in der Schule dieſer Welt, dann ſie ſtudirt in der Schule der göttlichen Weisheit. Der heil. Geiſt iſt ihr Schulmeiſter, auch ihr Wiſſen und Verſtand" (Sendbriefe 20, 3—5. 27, 3—5). Doch hätte J. B. wohl nie unterſchrieben, was einer ſeiner Nachtreter, J. G. Gichtel, einmal ſelbſt einem Superintendenten in's Geſicht will geſagt haben: „a parentibus habemus, quod ſimus; a scholis, quod Diaboli ſimus." (Gichtels Briefe in Theosophia Practica, 3 Thl. 28 Br.) —

Indeſſen hörte für J. B. auch die geringe Gelegenheit, Kenntniſſe der Gelehrſamkeit zu ſammeln, bald wieder auf. Er mußte nämlich die Schulbank mit der Schuſterbank vertauſchen, da ſeine Eltern auf dieſem Wege am beſten für ſein ferneres Auskommen zu ſorgen glaubten. Das war nun allerdings in mancher Hinſicht für den zu geiſtiger Arbeit und zum Forſchen angelegten Jüngling eine Schule der Demuth. Aber eben darum war es ihm die rechte Hohe Schule. Denn allerdings von anderen Hohen Schulen hatte auch er keinen ſonderlich günſtigen Begriff. Wie er denn ſagt aus ſeiner Zeit und ihren Zuſtänden heraus: „Schickt ein Mann einen Sohn auf die Hohe Schule, daß er ſoll was Gutes lernen, daß er möge Gott und der Welt nütze ſein, ſo lernet er Ueppigkeit, Hochmuth, Liſtigkeit, wie man einem Einfältigen möge das Seine, ſeinen Schweiß mit Liſt abdringen. Da machet man einen Mantel darum und heißet es jura; aber der Mantel iſt des Teufels und das falſche Herz iſt ſein Diener. Kann er ein wenig fremde Sprachen, ſo iſt ihm ſchon kein einfältiger Mann gut genug; der Hochmuth fähret oben hinaus. — Es ſind Leute, die da können fein thun, bis ſie mancher Mutter Tochter den nagenden Wurm in's Herz oder Gewiſſen ſchieben. Solche ſetzet man den Kirchen und Schulen vor u. ſ. f.“ (S. vom dreifachen Leben 15, 1—13). Da haben wir zugleich eine Probe vom praktiſchen und vom derben Ernſt des Mannes. — Auf der Lehrbank des Schuſters hielt er getreulich aus und ging dann nach alter Gewohnheit auf die Wanderſchaft. Der fromme gläubige Sinn, dieſe theure Mitgabe des Elternhauſes auf den Weg des Lebens, begleitete ihn auch in die Gefahren und Verſuchungen des Wanderlebens. Ihm wäre es ein Greuel geweſen, Gottesdienſt, Predigt und die heil. Sacramente gering zu ſchätzen oder zu verſäumen. Ueberhaupt war der fromme Handwerker- und Bauernſtand des deutſchen Vaterlandes ſtärkſter Halt, reichſter Segensquell, ſchönſter Schmuck in alten Tagen; wie iſt es ſo anders geworden! Beſonders aus dem Handwerksſtand iſt die alte Frömmigkeit, Ehrlichkeit und Biederkeit gewichen; man hat von den Franzoſen Zuchtloſigkeit, Luxus und Leichtſinn gelernt und ſeither iſt ein großer Theil des Segens auch im Zeitlichen vom Volk gewichen. Das Weltliche iſt Alles, das Göttliche nichts mehr und dabei iſt's eben auch im Weltlichen immer ſchlimmer geworden (S. Nothſtände der proteſt. K. und die inn. Miſſ. von J. G. Wichern, 1844. — Der deutſche Proteſtantismus von Hundeshagen, 1847. 1. Ausg. p. 213 ff.) Freilich war an der alten, einſtigen Kirchlichkeit viel Formelles, Todtes, Gewohnheitsmäßiges. Oder es war dabei gar oft — und gerade in J. B.'s Zeit — ein anderes Bedürfniß viel mehr befriedigt, als das ächt religiöſe. Denn eigentlich erbaulich konnten jene Controverspredigten, die man von den meiſten Kanzeln hörte, doch wohl nicht ſein, und wie es zum Theil mit der für die Jugend beſtimmten religiöſen Literatur beſtellt war, muß uns eine Stelle aus einem ſtrenglutheriſchen (und doch ſo *unlutheriſchen!*) Catechismus aus den Anfängen des dreißigjährigen Krieges zeigen

wo es heißt: Fr. Was dünket Dich von der Calviniſten Gott? A. Gott behüte uns vor dieſem Brüllochſen! —

Für einzelne Gemüther wurde das Dogmatiſiren und Diſputiren über die ernſteſten, heiligſten Fragen in den Predigten allerdings wohl anregend zu weiterem Forſchen und Nachdenken. Allein das geſunde Erbauungsbedürfniß konnte dadurch nicht befriedigt werden und ſo kam es denn, daß redliche Seelen, Liebhaber der göttlichen Wahrheit um ſo mehr der Gefahr ausgeſetzt waren, auf anderen Wegen als dem kirchlich geordneten zu ſuchen, was ſie wünſchten und bedurften, und eben dadurch auf Abwege zu gerathen. Ein gedankenloſer Kirchengänger aus bloßer Gewohnheit, der ſich dadurch mit ſeinem Gott abzufinden hoffen würde, konnte J. B. nach ſeiner ganzen Natur gar nicht ſein. Hochachtung gegen die Kirche und ihre Diener war ihm von früheſter Jugend her eingepflanzt. Wie mußte ihm zu Muthe werden, wenn er hörte, wie verſchieden die Lehrer der Kirche ſelbſt über die weſentlichſten Punkte der Lehre dachten, mit welchem Eifer ſie ihre Anſichten vertheidigten, Entgegengeſetztes verfluchten, wie ſie alle dabei doch auf daſſelbe Gotteswort ſich beriefen und ſich gegenſeitig bitter verdammten! Waren auch nicht alle Theologen vom Feuereifer eines Wiegand oder eines Heßhus ergriffen, der die Wiederlegung ſeines Gegners Flacius mit den Worten einleitet, er wiſſe nicht, ob derſelbe „ein vernünftiges Weſen ſei oder nicht gar ein brutum", wirkten damals auch Männer wie J. Arndt und der reichbegabte Prediger und Dichter Valerius Herberger, der nicht nur der Welt, ſondern auch den Schulzänkereien gerne „Valet gegeben" hätte; immer war die herrſchende Richtung auch der kirchlichen Praxis ganz geeignet, Viele, die noch etwas Anderes bedurften, als ſtarre Orthodoxie, zu verleiten, daß ſie nach anderen Quellen einer mehr befriedigenden Erkenntniß zu bohren ſuchten, wobei denn die individuelle Anlage und Neigung wieder von beſonderem Einfluß war. So gerieth denn unſer J. B. auf die damals im Schwange gehenden Geheimwiſſenſchaften. Wer ihn zunächſt auf dieſe Spur gebracht, das iſt wohl nicht genau zu ermitteln. Geſagt aber wird uns, „daß der ſelige Teutonicus diejenigen lateiniſchen terminos und Kunſtwörter, ſo er (ſonderlich in ſeinen letzten Schriften) gebraucht, nicht von ſich ſelber oder einigem Leſen fremder Bücher, ſondern aus gepflogener ſo Schrift- als mündlichen Kundſchaft mit gelehrten Leuten, ſonderlich Medicis, Chymicis und Philosophis erlernet und wie ich von ihnen zum öfteren gehöret, gar ſehnlich gewünſcht, daß er doch zum wenigſten die lateiniſche Sprache gelernet hätte" (Frankenberg, J. B.'s Lebenslauf 20). Aus dieſen Worten geht klar hervor, was auch Jeder gerne glauben mag, daß viele der von J. B. gebrauchten Ausdrücke ihm nicht eigenthümlich ſind, daß er ſie gewann durch Leſen von Schriften, in denen ſie einheimiſch waren, durch Umgang und Unterredung mit Leuten, die ihre Weltbetrachtung darin ausdrückten; daß ſolche Schriften und Leute von Einfluß auf J. B.'s Denkweiſe geweſen ſind

und daß Vieles, was ſich bei ihm findet, eben daraus zu erklären iſt. Dunkel bleibt, ob das „fremde Bücher“ etwa „in fremder Sprache geſchriebene Bücher“ meint; ebenſo, wer jene Leute, welches ihre Schriften waren, die auf J. B. einwirkten, auch, wann, wo, durch wen er mit ihnen in Berührung gekommen ſei. Wir hören von denen, die ſich ſeine Schüler nannten, viel mehr als von denen, die er zu Lehrern gehabt hat. Aber aus ſeinen Schriften geht klar hervor, daß die Ideeen, die Sprache jenes Literaturcirkels, welchem Theophraſtus, ſeine Schule und verwandte Geiſtesrichtungen angehörten, ihn mächtig ergriffen hatten. Mit Staunen ſah er vor ſich eine neue Welt in wunderſamen Geſtaltungen; Geheimniſſe traten vor ſeine Seele, durch den Zauber des Räthſelhaften für immer ſie bannend und feſſelnd; in einen Wunderkreis war er geſtellt und überall ſah er im einfachſten Natürlichen ganze Tiefen einer übernatürlichen Welt aufgeſchloſſen; zurechtlegen konnte er ſich bei dem geringen Umfang ſeiner Kenntniſſe in Natur, Literatur und Geſchichte das Wenigſte und ſeine von den neuen Offenbarungen tief ergriffene Seele ſchwelgte in den ſeligen Gefühlen einer Erleuchtung aus dem ewigen Lichtquelle ſelbſt. Das All in ſeinen unbegreiflichen Gegenſätzen, die Erſcheinungen aus dem Reiche der Natur und des Geiſtes, das Kundthun der erſchaffenden Gotteskräfte in der äußeren wie inneren Welt, die Sichtbarkeit, wie ſie das Unſichtbare umhüllt, das Unſichtbare, wie es der Schlüſſel zum Verſtändniß des Sichtbaren iſt — das Alles reflectirte ſich in ſeinem tiefen Gemüthe und in dieſe Unendlichkeiten ſich verſenkend hatte er Stunden jenes geheimnißvollen Schauens, wo die Seele, vom eigenen Bewußtſein ihrer Selbſt, wie von einer Beſchränkung los, übermannt von mächtigen Gefühlen ſich ſelbſt und die unmittelbare Wirklichkeit vergißt, aber, in das Tageslicht des Bewußtſeins zurückkehrend, auch vergaß, was ſie in jenen Stunden war und was ſie ſchaute. Wie immer man nun auch dieſe außerordentlichen phychologiſchen Zuſtände erklären mag, ſo iſt mit Beziehung auf Betrug und Täuſchung das nicht erklärt, wovon wir reden und was eben auch bei J. B. ſtattfand. Er genoß in den Zeiten dieſes inneren Schauens einen eigenthümlichen Frieden des Gemüth.s, eine von der äußeren Umgebung gänzlich unabhängige Freude der Seele und es gilt da wohl das Wort: „Während das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, der geſchaffenen Seele zunächſt nur in Beziehung auf das Geſchöpf zukommt, iſt in dem Erkennen kein Bewegen noch Suchen, ſondern ein Ruhen und Befriedigtſein, weil daſſelbe ein Theilhaben an einem ewigen Sein, ein Mitſein des menſchlichen Weſens mit Gott iſt“ (Schubert, Lehrbuch der Menſchen- und Seelenkunde, 1838, § 35, p. 129). Hören wir, wie J. B. ſich ſelbſt in ſchöner Rede über dieſe eigenthümlichen Vorgänge in ſeinem Innern ausdrückt. Er hat davon geredet, wo doch wohl der Ort des Himmels ſei; nun fährt er fort: „Zwar ich habe es ſelber vor dieſer meiner Erkenntniß und Offenbarung Gottes dafür gehalten, daß das allein der rechte Himmel ſei, der ſich

mit einem runden Circk ganz leichtblau hoch über den Sternen ſchleußt, in Meinung, Gott habe allein da innen ſein ſonderliches Weſen und regiere nur allein in Kraft ſeines heil. Geiſtes in dieſer Welt. Als mir aber dieſes gar manchen harten Stoß gegeben hat, ohne Zweifel von dem Geiſte, der da Luſt zu mir hat gehabt, bin ich endlich in eine harte Melancholie und Traurigkeit gerathen, als ich anſchauete die große Tiefe dieſer Welt, darzu die Sonne und Sternen, ſo wohl die Wolken, darzu Regen und Schnee und betrachtete in meinem Geiſte die ganze Schöpfung dieſer Welt. Darinnen ich dann in allen Dingen Böſes und Gutes fand, Liebe und Zorn, in den unvernünftigen Creaturen, als in Holz, Steinen, Erden und Elementen ſo wohl, als in Menſchen und Thieren. Dazu betrachtete ich das kleine Fünklein des Menſchen, was er doch gegen dieſem großen Werke Himmels und Erden vor Gott möchte geachtet ſein. Weil ich aber befand, daß in allen Dingen Böſes und Gutes war, in den Elementen ſo wohl, als in den Creaturen — —, ward ich derowegen ganz melancholiſch und hoch betrübet und konnte mich keine Schrift tröſten, welche mir doch faſt wohl bekannt war: darbei dann gewiß der Teufel nicht wird gefeiret haben, welcher mir oft heidniſche Gedanken einbläuete, deren ich allhier verſchweigen will. Als ich aber in ſolcher Trübſal meinen Geiſt (dann ich wenig und nichts verſtund, was er war) ernſtlich in Gott erhub als einem großen Sturme und mein ganz Herz und Gemüthe ſammt allen anderen Gedanken und Willen ſich Alles darein ſchloß ohne Nachlaſſen mit der Liebe und Barmherzigkeit Gottes zu ringen und nicht nachzulaſſen, er ſegnete mich dann, das iſt, er erleuchtete mich dann mit ſeinem heil. Geiſte, damit ich ſeinen Willen möchte verſtehen und meiner Traurigkeit los werden, ſo brach der Geiſt durch. Als ich aber in meinem angeſetzten Eifer alſo hart wider Gott und aller Höllen Pforten ſtürmte, als wären meiner Kräften noch mehr vorhanden, in willens das Leben daran zu ſetzen, welches freilich nicht mein Vermögen wäre geweſen ohne des Geiſtes Gottes Beiſtand, alsbald nach etlichen harten Stürmen iſt mein Geiſt durch der Höllen Pforten durchgebrochen bis in die innerſte Geburt der Gottheit und allda mit Lieb umfangen worden —. Was aber für ein Triumphiren in dem Geiſte geweſen ſei, kann ich nicht ſchreiben noch reden, es läßt ſich auch mit Nichts vergleichen, als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird und vergleicht ſich der Auferſtehung von den Todten. In dieſem Lichte hat mein Geiſt alsbald durch Alles geſehen und an allen Creaturen, ſowohl am Kraut und Gras Gott erkannt, wer der ſei und wie der ſei und was ſein Wille ſei.“ (J. B. Morgenröthe im Aufgang c. 19, 4—12). Nachher ſagt J. B., daß es nach der erſten Erleuchtung wohl noch zwölf Jahre angeſtanden habe, bis er den vollen rechten Verſtand erhalten. Natürlich iſt da nicht von dem die Rede, was man ſonſt Erweckung und Bekehrung nennt, ſondern J. B. ſpricht von ſeiner theoſophiſchen Erleuchtung und von der inneren Geiſtesfreude,

die er mit ihr genoß. Das erſte Mal ſchien J. B. in einem ſolchen Zuſtand des intellectuellen Schauens und einer Art von Entzückung verſetzt worden zu ſein, als er noch auf der Handwerkswanderſchaft ſich befand; nach ſeinen eigenen Aeußerungen ſoll er ſieben Tage lang damals mit göttlichem Lichte umfangen in höchſter göttlicher Beſchaulichkeit und Freude geſtanden haben. Später, nämlich in ſeinem 25ſten Jahre, a. 1600 ward er abermals auf ähnliche Weiſe ergriffen und zwar im Moment, da er den Blick auf ein hellglänzendes zinnenes Gefäß richtete; vergeſſen wir nicht, daß J. B. und jene ganze Schule Metalle nicht betrachteten mit dem praktiſchen nüchternen Blicke unſerer Zeit, ſondern jene Leute ſahen in ihnen Urkräfte der Welt verkörpert und bezogen ſie je nach der Verwandtſchaft des Glanzes und wirklicher oder angenommener Wirkungen auf beſtimmte Sterne, in denen ſie wieder Weltmächte erblickten. Der alte Biograph Frankenberg erinnert deßhalb auch an des Zinnes „lieblichen jovialiſchen Schein“ und glaubt, daß J. B. in ſo fern außer ſich in ſolchen Zuſtänden war, als er „mit ſeinem geſtirnten Seelen-Geiſt“, d. h. wohl, mit jener höheren Leiblichkeit, mit dem Aſtral-Leib „zu dem innerſten Grunde oder Centro der geheimen Natur eingeführt worden ſei“ (S. Lebenslauf 11). Damals habe J. B. ſich ſelbſt von der ſo eigenthümlichen Verfaſſung ſeiner Seele Rechenſchaft zu geben geſucht; habe ſich „ſolche vermeinte Phantaſey aus dem Gemüthe ſchlagen wollen“, ſei deßhalb hinaus in's Freie vor die Stadt gegangen, habe aber jenen empfangenen Blick je länger je klarer empfunden, den Dingen gleichſam in's Herz geſchaut und in die innerſte Natur; dabei war er wieder überſchüttet mit großer Freude, behielt die Sache bei ſich in der Stille und ſei wie ſonſt ſeinen gewohnten Geſchäften nachgegangen. Abermals erfuhr J. B. ein Aehnliches im J. 1610. Bis dahin hatte er noch keinen Verſuch gemacht, ſeine Gedanken dem Papiere anzuvertrauen.

Aus dieſen eigenthümlichen Zuſtänden ſeines Gemüthes geht nun das ganze weitere Intereſſe ſeiner Lebensumſtände hervor. Es iſt ein wohlthuender Gedanke, daß wir überzeugt ſein dürfen, J. B. diente nicht irdiſchen, ſelbſtſüchtigen Rückſichten. War er auch in mancher Unklarheit befangen, überſchätzte er auch manchen ſeiner Gedanken als eingegebene Offenbarung, ſo war er doch weit entfernt von einer Abſicht, ſich oder Andere zu täuſchen. Er zeigte während ſeines ganzen Lebensganges chriſtliche und bürgerliche Tugenden in ſo reichem Maaße, daß man, je genauer man die Quellen prüft, um ſo lieber ihn von eitler Luſt des Aufſehenerregens freiſpricht. Blieb auch durch die wehthuende und unkluge Verfolgung, die ihm widerfuhr, eine je und je heraustretende Bitterkeit in ſeinem Gemüthe, und ſpricht er auch von Dienern der Kirche, wie ſie ihm gegenüber traten, je und je als von „Pfaffen“ und „Zankhirten“ (Drei Princip c. 9, 10. 14), ſo hat doch eben unter der Verfolgung ſeine chriſtliche Perſönlichkeit ſich bewährt.

Schon im J. 1594 war J. Böhme Meiſter geworden und hatte ſich verhei-

Digitized by Google

rathet mit der Tochter eines Bürgers zu Görlitz, mit welcher er hinfort dreißig Jahre lang bis an ſein Ende in einer ſtillen, ruhigen Ehe, die mit vier Söhnen geſegnet war, in Görlitz lebte und ſeinem Handwerk oblag, bis er in den letzteren Jahren ſeines Lebens durch den Willen und die Unterſtützung etlicher Freunde und Gönner veranlaßt ſein Handwerk aufgab und ſich ausſchließlich dem Meditiren und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten widmete. Lehrer im gewöhnlichen Sinne des Wortes iſt er nicht geweſen, er hat nie eine Schule um ſich verſammelt. Aber er verkehrte viel mit Leuten ähnlicher Geiſtesrichtung in der Stille, und der Umgang mit ihnen ſchlug manchen Feuerfunken aus ſeiner Seele. Aufſehen hat er auf keine Weiſe zu machen geſucht; daß er aber Aufmerkſamkeit erregte, das kann bei den ſo außerordentlichen Gaben des Mannes Niemand wundern. Sein Wandel vor aller Welt war der eines einfachen, ſchlichten, an der kirchlichen Ordnung ſtreng feſthaltenden Chriſtenmenſchen, wenn ſchon ſeine Gedanken oft auf ſeltſamen hohen und tiefen Bahnen wandelten. Er hatte auch nichts Aſcetiſches, erkünſtelt Geſetzliches, Uebertriebenes in ſeinem Weſen, wie dergleichen je und je bei ſeinen Geiſtesverwandten heraustrat. So hatte er von der Ehe, obwohl er das jetzige Verhältniß zwiſchen Mann und Weib nicht als den urſprünglichen idealen Zuſtand anſah, eine ſehr hohe Vorſtellung. „Darum hat Gott den Eheſtand ſelber mit Adam und Eva eingeſetzet und ſie feſte mit einer ſtarken Ketten verbunden, indem er ſaget: Es ſoll ein Mann Vater und Mutter verlaſſen —“ (Drei Princip 20, 64). Gegen das excentriſch ſpiritualiſtiſche Weſen des Joſ. Stiefel hat ſich J. B. in einer beſonderen Schrift ausgedrückt, weil er mit richtigem ſittlichem Gefühle wohl erkannte, daß eben daraus die größte Fleiſchlichkeit nothwendig hervorgehen müſſe. Er wollte dem Fleiſche ſeine Ehre anthun, aber eben darum redet er auch ſo viele und ſo ſtarke Worte darüber, daß das Werk des bloß äußeren, fleiſchlichen Menſchen, ohne die Wirkung des inneren Geiſtesmenſchen, ein Greuel iſt, der den Menſchen zum Thier macht (S. Bedenken über Joſ. Stiefel 396—412 u. a. a. O.) Charakteriſtiſch für ſein evangeliſch freies Gemüth iſt auch dieß Wort: „Darum ſoll Niemand den anderen verachten, ob er nicht einhergehet wie er und ob er nicht ſein Gemüthe und Willen führet, auch nicht ſeine höfliche, freundliche Geſtalt und Sitten kann ergreifen und erlernen; denn der natürliche Himmel machet aus einem Jeden, wie ſeine Geſtalt in ſeinen Influentien zu allen Zeiten iſt; alſo bekommt auch jede Creatur ſeine Geberde und Geſtalt, auch ſeinen Trieb und Willen und daſſelbe iſt von dem äußeren Menſchen gar nicht zu nehmen, bis —“ (Drei Princip 25, 2). Als ein Kind des Friedens hatte J. B. eine erklärte Abneigung gegen den Krieg; zwar rechtfertigt er die Kriege im A. T., z. B. Abrahams als „geſchehen im Eifer Gottes“, der dabei ſeine Kinder rettet; dann aber fährt er fort: „daß aber diejenigen, welche wollen Chriſten genannt ſein, welche ſollten in und mit Chriſto dem Zorn und Grimme Gotte in Chriſti Tode ſein abge-

ſtorben, Kriege führen, das thun ſie nicht als Chriſten, ſondern als Heiden, kein Chriſt krieget; — So wir nun unſer Leib und Seele begeben zu Waffen Gottes Zorns, und ſuchen dadurch nur die Selbſtheit und ermorden einander um das Reich dieſer Welt: ich meine ja, wir ſind hierinnen Chriſten mit dem Munde, aber das Herz und Seele iſt ein Heide und nicht aus Chriſti Geiſt geboren" (Myst. Mag. 38, 15—18). Von Obrigkeit auch und Amtleuten hat J. B. würdige, ernſte Gedanken. Zwar ſcheint es, nach ſeiner Anſicht wäre wohl keine Obrigkeit und Fürſten geworden, wenn Alles in des frommen „Habels Kirche" hätte verbleiben wollen. Nun aber, da die Cainitiſche Geburt iſt ausgekommen, iſt „das Regentenamt das allernützlichſte. Aber der Geiſt Gottes klaget über ſie, daß ſie Tyrannen ſind worden, welche mit Gewalt Alles unterdrücken." Doch ſagt er wieder: „— beſchaue dich, du ſchöne Welt, was du in deinen hohen Ständen und Aemtern biſt, alleſammt vom Kaiſer bis auf den Bettler und Geringſten, nur Viehhirten; denn ein Jeder verwaltet nur ein Amt des thieriſchen Menſchen und hat unter ſeiner Botmäßigkeit nur über Thiere zu herrſchen und nicht mehr. Denn über den inneren göttlichen Menſchen kann kein weltlich Amt herrſchen. — Chriſtus iſt allein der Hirt der Seelen" (Myst. Mag. 73, 35 ff.). Schön ſpricht J. B. von frommen Dienern in Staat und Kirche: „O wie wohl geſchieht dem Reichen und Gewaltigen, wenn ihn die geringe Gemeinde Chriſti liebet und Gottes Heil wünſchet! O wie wohl geſchiehet einem Lehrer und Prediger, der ein rechter Diener Chriſti iſt, der ſeinen Schäflein, die ihm vertrauet ſind, Chriſti Speiſe und Trank giebet und ſie damit erquicket, daß ſie ihre Seelen in ſeinen Gehorſam geben und ihn von Herzen lieben und ihm alle Wohlfahrt wünſchen! O wie ſelig und leuchtend iſt der in Chriſto, wie gar ein ſchöner Hirte iſt der, denn ſeine Schäflein folgen ihm, und er führet ſie zum Erzhirten!" (Dreifach Leben 12, 8).

So ſchrieb J. B., nachdem er von Seiten des geiſtlichen Amtes lange zuvor unbillige Behandlung und Verfolgung erfahren hatte. Freilich hatte er dazu ſelbſt durch die, an ihm, dem Schuſter von Görlitz, ſo beſonders auffallende theoſophiſche Richtung, durch ſeine obwohl im Verborgenen getriebene Schriftſtellerei zunächſt Veranlaſſung gegeben. Im J. 1612 hatte nämlich J. B. angefangen, ſein erſtes Buch zu ſchreiben, dem er den Titel gab: „Morgenröthe im Aufgang." Es war aber gar nicht ſeine Abſicht geweſen, damit vor ein Publikum zu treten, ſondern er fing wohl an zu ſchreiben, um ſich über ſeinen eigentlichen Beſitz an Gedanken und Wiſſen klar und dadurch ſeiner Sache gewiß zu werden. Dem der Schulbildung ermangelnden Manne mußte dieſe Schriftſtellerei eine Probe der Kraft und Ausdauer ſeines ſtrebenden Geiſtes werden. Er zerarbeitet ſich auch mit ſeinen Gedanken an dem ganzen Univerſum, an der Welt der Natur und des Geiſtes; Alles will er auf inneren Zuſammenhang, auf die Wirkung kosmiſcher Geſetze oder auf die That der Geiſter zurückführen; in letzter Beziehung iſt aber Alles in Gott beſchloſſen. Man findet wohl überall ange-

Digitized by Google

lernte Kunſtausdrücke, die ſich bei J. B. ſeltſame Deutung gerne gefallen laſſen; darin aber ſchon, wie im Umfang ſeiner Weltbetrachtung, in dem ſo eigenthümlichen Naturſinne, mit dem er die Wirkungen der Elemente, alle Erſcheinungen der Welt betrachtet, wo ihm Alles Wunder wird und doch Alles ſeine Nothwendigkeit hat, zeigt ſich ſeine geiſtige Selbſtſtändigkeit. Leitend und aufſchließend iſt ihm aber bei Allem die Bibel; er will bei ihr mit dem Worte Offenbarung Ernſt machen; ſie iſt der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen; alle Kunſt, alles Wiſſen liegt in ihren Ausdrücken; die rechte Erleuchtung iſt eben das, nicht den Buchſtaben, ſondern den Geiſt, den tieferen theoſophiſchen Sinn aus dem Bibelbuch nicht weniger, als aus dem Buch der Natur herauslesen zu können. In naiver Unbefangenheit iſt ſich J. B. bei ſeinen originellen Gedanken keiner anderen Sache bewußt, als daß er in der Betrachtung der Welt, beim Betrachten der Schrift nur der tiefen, geheimnißvollen Sprache Gottes lauſche; was er auch nach gänzlich ſubjectiven Gefühlen daraus entnehmen mag, er glaubt dabei nicht an den eigenen Geiſt in ihm, an ſeine individuelle Vorſtellungsweiſe, ſondern an die Offenbarung, an den ihm gewordenen Aufſchluß von oben. Darum kann er zürnen auf diejenigen, die nun einmal nicht ſehen und hören, wie er ſieht und hört; er klagt über ſie, daß ihre Ichheit im Fleiſche noch nicht ertödtet iſt, daß ſie vom Geiſt nicht ſich wollen erleuchten laſſen; er eifert gegen ſie, nicht deßhalb, weil ſie etwa nicht an i h n glauben, ſondern weil ſie in ihrer Blindheit Gott ſeine Ehre rauben und ſich nicht anſchicken mögen, in's Licht mit Gewalt und durch harten Kampf eindringen zu wollen, wie er es that. Da liegt nun freilich der Grundirrthum bei J. B., an dieſer Ueberſchätzung ſeiner eigenthümlichen Individualität, den man ſich aber leicht erklären kann und den man ihm um ſo williger vergibt, weil er ſich deſſelben nicht bewußt war. Ebenſo wurde ihm auch die Gefahr nicht deutlich, die für Kirche und Chriſtenthum gerade aus ſeiner ſo wohlgemeinten und doch ſo ganz willkührlichen Bibeldeutung und den daraus ſich ergebenden oder doch damit, wenn auch gewaltſam in Verbindung gebrachten Grundſätzen hervorgehen mußte.

Die Art und Weiſe, wie er ſofort behandelt und verketzert wurde, war auch ganz geeignet, ihn noch mehr in der Anſicht zu beſtärken, daß Recht und Licht auf ſeiner Seite ſei. Das Manuſcript ſeines erſten Werkes, die Morgenröthe im Aufgange, kam zufällig in die Hände eines Adeligen, Karl von Endern. Als er daſſelbe nach langem Bitten endlich von J. B. in ſeine Gewalt zum Durchleſen bekommen hatte, ließ er es ſofort, angeſpornt durch die Neuheit und den beſonderen Reiz des Inhalts, zertheilen und durch verſchiedene Hände ſo ſchnell wie möglich abſchreiben. Bald hatten die Abſchriften einen zweiten Leſerkreis gefunden. So geſchah es denn, daß endlich auch der erſte Prediger zu Görlitz, G r e g o r i u s R i c h t e r bedenklichen Namens, die gelehrte Arbeit des Philoſophen an der Schuſterbank in ſeine Hände bekam und freilich von einem ſonderlichen Geiſte der Offenbarung und der Erleuchtung eben Nichts darin ver-

ſpüren wollte. Vielmehr erkannte er alſobald, daß das Dinge ſeien, die ungebührlich weit über den Leiſten hinausgreifen, ja ſie wollten ihm auch zu ſeinen orthodoxen lutheriſchen Compendien in keiner Weiſe paſſen. Gewiß der geiſtliche Herr war mit Schrecken und Entſetzen gewahr worden, daß ſolche Schaafe unter ſeiner Heerde gehen, und die Sorge, daß das Verderben weiter greiſe, trieb ihn denn ſofort an, von der Kanzel öffentlich vor allem Volk ſein Anathema über den Schuſter und ſeine Schreibereien auszurufen in bitteren Worten und zwar nicht nur einmal, ſondern wieder und wieder kam nun dieß beißende Gewürz als Zuthat in ſeine Predigten, bis endlich der hochweiſe Rath der Stadt den Vielverfolgten im Juli 1613 vor ſich rief und ihm Befehl gab, ſich ferner „an ſeinem Leiſten zu begnügen, das Bücherſchreiben aber unterwegen zu laſſen.“ Das Manuſcript des ketzeriſchen Buches wurde, um weiterem Schaden vorzubeugen, auf dem Rathhaus verwahrt, iſt aber, nach 27 Jahren aus dem Kerker befreit, durch verſchiedene Hände gewandert und endlich an einen Bürger der Stadt Amſterdam gekommen. — Nun wird uns freilich in einem genauen Bericht des HE. Cornelius Weißner M. D. vom Februar 1651, der ſich aber auf im J. 1618 Vernommenes bezieht, gemeldet, daß der eifrige Mann Gregorius Richter, ſchon ehe es zum Anathematiſiren von der Kanzel kam, einmal auf ſeinem Studirzimmer unſerem J. B., der ſich eines Verwandten bei ihm in einer kleinen Geldſache annehmen wollte, und als er ihm zuletzt ganz ziemlich zum Abſchied ein Segenswort gegeben, den Pantoffel nachgeworfen habe, den ihm aber J. B. ganz ruhig und mit ehrerbietiger Entſchuldigung wieder zuſtellte. Den Sonntag darauf ſei nun das Gewitter von der Kanzel erſt recht losgebrochen und auch der Name des hart mitgenommenen Philoſophen nicht verſchwiegen, er ſelbſt als ein „Tumultuant und Reſiſtent des heil. Predigtamtes“, der Ketzer-Bücher ſchreibe, dargeſtellt, der Rath aber an ſein Racheſchwert erinnert worden, „auf daß Gott nicht Urſache habe, über ſie zu zürnen und im Zorn die Stadt verſinken zu laſſen, gleichwie den Aufrührern Corah, Dathan und Abiram, ſo dem Moſe widerſtunden, geſchehen.“ Derſelbe Bericht gibt auch an, daß ein Rathsbeſchluß ſofort Böhme aus der Stadt gewieſen, ein zweiter, etwas nüchternerer Beſchluß ihn, der die Stadt bereits verlaſſen hatte, wieder durch einen beſonderen Boten ehrenvoll in dieſelbe zurückgebracht habe. Auch das ein Schattenbild aus jener Zeit. Erinnern wir hier nur daran, wie es auch dem großen Keppler, dieſem Manne hellen Auges, frommen Herzens ergangen iſt. Als er nach dem Reichstags zu Regensburg vom Jahr 1613 zum Profeſſor der Mathematik am Gymnaſium zu Linz ernannt worden war, da ehrte das ganze gebildete Ausland, beſonders Italien und England den großen Aſtronomen. Aber an welchen Schmerzen litt damals ſein Gemüth! Denn ſeine alte, 70 jährige Mutter ward der Hexerei angeklagt und wurde peinlich verfolgt. Er ſelbſt aber, da er in Linz bei der dortigen lutheriſchen Gemeinde das heil. Abendmahl empfangen wollte, und da ihm der Prediger derſelben, Daniel Hizler, ein geborner Württember-

ger, die „Concordienformel“ zur Unterſchrift vorlegte, wurde excommunicirt, weil ihm ſein Gewiſſen nicht erlaubte, auf anderer Leute Gewiſſen hin die reformirten Glaubensbrüder zu verdammen. Und als er ſich mit einer demüthigen Bittſchrift ſofort an das württembergiſche Landesconſiſtorium wandte, da erhielt er zur Antwort, daß er, dieſer treue, erprobte Bekenner des evangeliſchen Glaubens, ein „Wolf in Schaafskleidern und ein Maulchriſt“ ſei daß er nur bei ſeiner Mathematik bleiben und ſich mit dem Studium der heil. Schrift nicht befaſſen ſolle. Zum Troſt ſchrieb ihm ſofort doch auch einer aus den Theologen, der edle Joh. Valent. Andreä: „Die neue Philoſophie iſt durch ſophiſtiſche Unterſuchungen und nutzloſe Fragen ſo dornig, daß weder Petrus noch Paulus, wenn ſie in's Leben zurückkehrten, bei ihr Eingang finden könnten“ (Joh. Keplers Leben und Wirken, von Breitſchwert 1831).

Den leidenſchaftlichen Angriffen des erſten Predigers und der Handlungsweiſe des Rathes ſeiner Stadt gegenüber hat ſich J. B. mit wahrer chriſtlicher Würde benommen. Er ließ ſich nicht verleiten, die Kirche, deren Repräſentant ihm ſo übel mitgeſpielt hatte, überhaupt gehäſſig zu betrachten; auch ſuchte er in keiner Weiſe, ſich irgend einen Anhang zu gewinnen, um ſicherer trotzen zu können, ſondern er ging ſtille ſeinen Weg hin, ja, er war dem Befehle ſeiner Obrigkeit ſo gehorſam, daß er wirklich eine ganze Reihe von Jahren die Feder zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit nicht wieder ergriff. Gewiß, dieß ſein Benehmen verdient alle Anerkennung. Und leicht war die ihm geſetzte Aufgabe für ſeinen thätigen, productiven Geiſt nicht. Er kam in große Unruhe des Gemüthes hinein. Bald ſchien es ihm, es habe Niemand ein Recht, das von oben in ihm angezündete Feuer zu dämpfen; er glaubte ein Pfund empfangen zu haben, mit dem er wuchern ſolle und Menſchenfurcht dürfe ihn nicht abhalten, wo die innere Stimme ihm zurufe, fortzuſchreiten, fortzuwirken im Lichte der göttlichen Erkenntniß. So ſagt J. B. ſchon in der Morgenröthe (c. 14, 39 ff.): „— Nicht ſchreibe ich mir ſolches zum Ruhm, denn mein Ruhm ſtehet in der Hoffnung des Zukünftigen; ich bin ſowohl ein armer Sünder, wie alle Menſchen und gehöre auch vor dieſen Spiegel: ſondern ich verwundere mich, daß ſich Gott in ſo einem einfältigen Manne will alſo ganz und gar ſich offenbaren und treibet ihn noch dazu, ſolches aufzuſchreiben, da doch viel beſſere Scribenten wären, die es viel höher könnten ſchreiben und ausführen, als ich, der ich nur der Welt Spott und Narr bin. Aber ich kann und will ihm nicht widerſtehen, denn ich bin oft in großer Arbeit gegen ihm geſtanden, ſo es nicht ſein Trieb und Wille ſei, daß er ſolches wolle von mir nehmen; aber ich befinde, daß ich mit meiner Arbeit gegen ihm nur habe Steine zu dieſem Bau zuſammen getragen. — Darum hab ich meine Zuverſicht auf den ſtarken Gott geſetzt und will's wagen und zuſehen, was doch daraus werden

will. Ich hab auch nicht mehr als einen Leib, der iſt ohne das ſterblich und zerſtörlich, den will ich auch gerne dran wagen, ſo mir nur das Licht und die Erkenntniß meines Gottes bleibt, ſo hab ich genug wohl hier und dorten. Auch ſo will ich mit meinem Gott nicht zürnen, ob ich vielleicht um ſeines Namens willen müßte Schmach leiden, welches mir denn alle Tage blühet und bin deß faſt wohl gewohnt.“ In ſpäterer Zeit, a. 1620, als er die Feder wieder ergriffen hatte, ſchreibt er: „Darum dürfen wir wohl das angreifen, das wir heute ſehen und im Lichte Gottes erkennen; und ſoll uns darum Niemand für unwiſſend achten, daß uns Gott zu erkennen gibt ſein eigen Weſen, welches wir nicht können und ſollen verleugnen bei Verlierung des göttlichen Lichts und unſeres ewigen Heils; ſintemal es auch keinem Menſchen möglich iſt zu nehmen, es werde ihm denn aus Gottes Gnaden in ſeiner Liebe gegeben“ (Dreif. Leben 1, 23). So ſpricht er auch in Vierzig Fragen (1. Fr. 229) von ſich: „Mein äußerer Menſch iſt dieſes Myſterii nicht werth, aber Gott hat das alſo zugerichtet, daß er ſich Euch durch Mittel offenbare, daß Ihr ihn durch Mittel ſollt erkennen und nicht ſagen: mein iſt der Witz! Sintemal Ihr eine hochgelehrte Perſon ſeid, ſolltet Ihr erkennen, daß Gott das Alberne und von der Welt Verachtete auch liebt, ſo daſſelbe Gott ſuchet, ſo ich denn gethan, und daß das rechte Finden nicht in Kunſt ſtecke, ſondern in Gottes Geiſt und Willen. Denn dieſe Hand iſt einfältig und vor der Welt närriſch geachtet, als ihr wiſſet, und liegt doch ein ſolch Arcanum darinnen, welches der Welt unergründlich iſt.“ Mit dieſen Grundgedanken kam denn J. B. über die Zweifel hinaus, die oft in ihm aufſtiegen, ob er denn auch wirklich dieſen höheren geiſtigen Beruf habe. Mit ihnen überwand er denn endlich, unter vielfachem Zuſpruch vertrauter Freunde, unter denen wir hier beſonders den D. M. Balthaſar Walther nennen wollen, einen vielgereiſten Mann und großen Verehrer der Geheimwiſſenſchaften, die Bedenken, die ſein Gewiſſen hatte, dem Befehl ſeiner geordneten Obrigkeit zuwider ſich literariſcher Thätigkeit zu widmen und auf's Neue die Feder zu ergreifen. Nur ein ſtarker Glaube an die ihm gegebene Erkenntniß, als eine von oben geſchenkte Erleuchtung vermochten, die ſein Gemüth beunruhigenden Zweifel zu überwältigen. Hier paſſen einige Worte J. B.'s über das Weſen des rechten Propheten: „Er ſoll ſich ſelber wohl prüfen, ob er von Gott wahrhaftig und gründig dazu erboren und berufen ſei und ſo er denſelben Beruf wohl erkannt, thut ihm noth, daß er ja ſeinen eigenen Geiſt nicht dareinführe, ſich darinnen ſuche und erhebe, ſondern ſeine Ichheit und Selbſtheit davon abſcheide und in der Gelaſſenheit und Demuth bleibe. — Denn mit einer Engels-Zungen, mit des heil. Geiſtes Munde zu reden, iſt ein Großes. Es reite ja Keiner ungewaffnet, ſo ihm nicht der Geiſt Gottes ſeine Zunge, Herz und Geiſt waffnet und Gewißheit gibet, ſo ſage er ja nicht: der Herr redet. — Darum iſt es ein gar Subtiles, mit dem äußeren Munde aus göttlichen Zungen reden; der heil. Geiſt muß auf

den Fittigen des Windes fahren und den Verſtand richten, daß es das Gemüth erfähret, denn im Gemüth muß die Gewißheit ſein. Das muß mit dem heil. Geiſte angezündet und erfüllet ſein. Alsdann redet der Mund des Herrn durch den äußeren Mund, nicht als ſein Wort, ſondern als Gottes Wort; allein das edle Bild im Innern ſtehet als zitternd vor dem Angeſicht und großer Macht des Herrn. — Und wenn gleich der Herr hieße Feuer vom Himmel fallen, wie bei dem Elia, ſo kann ſich es nicht enthalten, es ſoll und muß des Herrn Werk im Eifer verrichten. Darum ſage ich in guten Treuen aus meinen Gaben, daß ſich ein Menſch ſoll wohl in Acht nehmen, ſo er ſoll oder will mit des Herrn Mund reden." (Bedenken über Eſ. Stiefel 85 ff. cf. Sendbr. 12, 25 ff.) —

So griff denn J. B. endlich im J. 1618, etwa im 44ſten J. ſeines Alters, nach einem unfreiwilligen langen Sabbath wieder zu ſeiner Feder. Der lang verhaltene Quell ſeines Geiſtes floß nun um ſo reicher und voller. Der Kreis der Freunde und Vertrauten erweiterte ſich und J. B. war nicht ohne die Hoffnung, daß ſein im Namen Gottes, aus der innerſten Tiefe ſeines Gemüthes, mit dem vollſten Ernſte, wie er heiligen Geheimniſſen gebührt, geſprochenes Wort ſeine Bedeutung für die Geſchichte des Reiches Gottes haben müſſe. Schon im Herbſt 1619 war die Schrift von den drei Prinzipien des göttlichen Weſens beendet; ſogleich begann er die vom dreifachen Leben des Menſchen, welches anhebt vom Grund alles Lebens, als ſeiend in Gott und quellend aus ihm; es redet von dem, aus dem Alles wird und vom Gewordenen und gehet dann beſonders über auf den Menſchen, ſeine Stellung zur Welt, auf ſein Werden und Sein nach Natur und Gnade. Dann folgte die Antwort auf die „Vierzig Fragen von der Seelen Verſtand, Eſſenz, Weſen u. ſ. f.", welche der oben genannte Dr. B. Walther an J. B. geſtellt hatte. Von zwei Anhängen dieſes Büchleins ging der zweite „das jüngſte Gericht" verloren; der erſte heißt: „das umgewandte Auge." — Ob die Schrift „von der Menſchwerdung Jeſu Chriſti" im Frühjahr 1620 geſchrieben wurde, ſcheint nicht genau ermittelt werden zu können. Mehrere kleinere Arbeiten fallen in dieß Jahr, worunter wir beſonders „die ſechs theoſophiſchen Punkte" hervorheben wollen; in ſie hat J. B. die Grundgedanken ſeiner ganzen Weltanſchauung concentrirt; vielleicht ſie hat unter allen ſeinen Arbeiten am meiſten dialektiſche Ruhe und geordnete Fortbewegung der Gedanken und die Sprache iſt weniger weitſchweifig und weniger getrübt durch Beimiſchungen aus dem Gebiete des naturwiſſenſchaftlichen Myſticismus. Dagegen verfaßte J. B., nachdem er 1621 mehrere polemiſche Schriften und auch ein kleines Werk von den Haupttemperamenten unter dem Titel "von den vier Complexionen" zum Troſt und zur Belehrung eines bisweilen ſchwermüthigen Freundes geſchrieben hatte, ein im J. 1622 beendetes Buch von „Geburt und Bezeichnung aller Weſen;" dieſes Werk iſt weſentlich naturphiloſophiſch; fühlt man ſich auch

abgeſtoßen durch die ſo unwiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen und phantaſtiſchen Verſchrobenheiten, welche der klaren Erkenntniß des Naturganzen und ſeiner Geſetze im Wege ſtehen, ſo muß man dem Geiſt, der in der Vielheit eine innere Einheit, im ſcheinbar Chaotiſchen Regel und Ordnung zu finden ſuchte und in der Erkenntniß tiefer Analogieen zwiſchen Natur und Geiſt die Ahnung ihrer Einheit kund gab, doch die Bewunderung zollen, die ein ernſtes, nach Licht dürſtendes Sinnen und Forſchen über die Räthſel des Weltganzen ſtets verdient. Hatte aber J. B. dadurch zugleich einer gewiſſen jene Zeit charakteriſirenden Richtung ſeine Huldigung dargebracht, ſo vergaß er darüber nicht die tieferen, heiligeren Bedürfniſſe der Seele, und aus der Natur um uns wandte er tiefe Blicke in das Leben des Gemüthes in uns. Er ſchrieb damals mehrere praktiſch erbauliche Schriften, „von wahrer Buße", „von der neuen Wiedergeburt" u. ſ. f., und ſie haben nicht nur damals eine große und ſchnelle Verbreitung gefunden, ſondern gerade ſie ſichern um ihres unmittelbar religiöſen Inhaltes willen J. B. noch jetzt eine Stelle im Herzen vieler chriſtlicher Leute, welche ſich um ihn als Metaphyſiker oder Naturphiloſophen nicht bekümmern. Hierher können wir auch das „Geſpräch einer unerleuchteten und einer erleuchteten Seele" rechnen, ſo wie auch das unvollendete Büchlein „vom heil. Gebete", welche ſchon dem J. 1624 angehören. Der Einfluß, den ſolche Schriften religiösanregenden Inhaltes hatten, zog ihrem Verfaſſer neuen Haß und neue Angriffe ſeines alten Gegners, des Predigers Gregorius Richter, zu und B. erklärte ſich in einer beſonderen „Apologia" gegen dieſen Mann, von dem er ſagte, daß er „unter dem Purpurmantel Chriſti des Satans Hammer trage." In das Jahr 1623 fällt auch das Buch „von den Teſtamenten Chriſti", ebenfalls eine Streitſchrift gegen die Streitereien der Theologen über die Lehre von den heil. Sacramenten, zugleich aber ein Beweis, daß J. B., obwohl dem Bekenntniß und Wortlaute nach der evang. lutheriſchen Lehre zugethan, doch einen Standpunkt über allen kirchlichen Parteien einzunehmen ſtrebt (De Christi Testamentis, v. h. A. c. 5, 7 und ff.). In daſſelbe Jahr wird auch die theoſophiſche Erklärung des erſten Buches Moſis unter dem Titel Mysterium Magnum geſetzt; beſonders aber iſt hier zu erwähnen das Werk „von der Gnadenwahl", durch den Zwiſt zwiſchen Lutheranern und Calviniſten hervorgerufen, von J. B. abſichtlich (S. die Vorrede) zum Zweck des Friedens und der Vereinigung geſchrieben und die Buchſtabentheologie züchtigend (S. c. 12, 59 ff.). J. B. hat nachher nichts dieſer Schrift an Scharfſinn und Gründlichkeit Gleichkommendes mehr geſchrieben. Bereits war er dem Ziele ſeiner Laufbahn ganz nahe.

Gewiß es iſt kein Geringes, daß ein Mann von einer ſo ganz unzureichenden Schulbildung, von einem ſo geringen Umfang des hiſtoriſchen Wiſſens, unter all den Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, bei dem Haſſe, dem er preisgegeben wurde, eine ſolche Fülle von eigenthümlichen, gnadenreichen Schriften zu Tage fördern konnte. Nur aus einer hochbegabten geiſtigen Natur erklärt ſich

uns bei J. B. dieſe Erſcheinung. Und ſehen wir zunächſt auch vom inneren Werthe ſeiner Werke ab, ſo zeigt uns der beharrliche Fleiß, mit dem er an dieſe Aufgabe hingegeben war, wie tief ſein ganzes Gemüthe vom Ernſt der Gedanken ergriffen war, die ihn beſchäftigten, wie er in dieſer Welt des geiſtigen Fragens, Forſchens, Schauens als in ſeiner rechten Heimath ſich zu Hauſe fand. Auch iſt leicht einzuſehen, daß er nicht ſeine Lebenskraft und den Geiſt der Unterſuchung, der in ihm war, an eine nutzloſe Geheimniß-krämerei, an das Stehenbleiben bei irdiſcher Myſterienkunſt verſchwenden wollte, wie Manche ſeiner Zeit, ihm in einzelnen Zügen verwandt, gethan haben, ſondern es war bei ihm ein tief religiöſer Sinn, es war das lebendige Bedürfniß, ſich innig und tief in Gemeinſchaft zu ſetzen mit dem Quell alles Seins und Lebens und in ſeinem Lichte zu ſchauen das Licht. J. B. ſtand nicht im Dienſte eitler Ehrſucht, und wo ſeine Gedanken Irrpfade einſchlugen, da irrten ſie, aber ſein Herz iſt an ſeinem Gott nicht irre geworden.

Je näher ſeinem Ziele, deſto mehr durfte ſich J. B., obwohl ſeine Mitbürger dem Propheten aus ihrer Mitte die Anerkennung verſagt zu haben ſchienen, doch manigfacher Zeugniſſe und Zeichen der Achtung von Seiten auswärtiger Freunde und angeſehener Gönner erfreuen. Er ſtand mit Gebildeten verſchiedener Stände, mit Predigern, Aerzten, mit Leuten adeligen Standes in einem uns zum Theil erhaltenen Briefwechſel. Ja, wie uns der oben erwähnte D. M. Corn. Weißner genauer berichtet, ſo wurde J. B. ſogar in ſeinem letzten Lebensjahr noch nach Dresden citirt und dort, doch wohl nicht in Gegenwart des Churfürſten (S. A. Tholuck, Deutſche Zeitſchr. für chr. W. und chr. L. 1852. nr. 25. 26.), von verſchiedenen Doctoren und Profeſſoren über ſeine Lehre und Glauben befragt, wobei Alle über des Mannes Geiſt und über ſeine „ziemliche Beſcheidenheit“ ſich verwundert haben, alſo, daß „Churfürſtl. Durchlaucht einen Schluß ihrer Cenſur begehret, die Herren Doctores und Examinatores aber ſich entſchuldigt und gebeten, daß Churfürſtl. Durchlaucht Geduld haben wollen, bis der Geiſt des Mannes ſich deutlicher erklären werde, ſie könnten ihn nicht verſtehen, hofften aber, er würde ſich hinfüro klärer vernehmen laſſen; alsdann wollten und könnten ſie urtheilen, jetzo aber noch nicht.“ Jene Doctoren waren Theologen. Von ihnen iſt J. B. „in pace dimittiret worden“ und haben ihn ihre Churf. Durchlaucht „in allen Gnaden abgefertigt und nach Haus gen Görlitz geſchickt.“

Dieß Jahr der Ehre war auch das Jahr ſeines Todes. Er kehrte (S. Frankenb. 29) nach einem Aufenthalt von einigen Wochen bei Freunden in Schleſien krank nach Görlitz zurück und ſchien ein Vorgefühl ſeines Todes gehabt zu haben. Wenige Tage vor ſeinem Ende beichtete er und empfing das heil. A. M. aus der Hand des dritten Predigers der Stadt, der auch

nachher, weil die beiden Amtsbrüder ſich nicht dazu hergaben, auf Befehl des Stadtrathes die Leichenpredigt unter Anziehung von 5 Moſ. 32, 29 mit der öffentlichen Bemerkung auf der Kanzel hielt, daß er lieber zwanzig Meilen zu Fuß gegangen wäre, aber er ſei gezwungen; er hat durch ſeine Predigt nicht den, dem ſie galt, ſondern den, der ſie hielt, entehrt. Kurze Zeit vor ſeinem Ende glaubte J. B. voll Freuden eine überaus herrliche Muſik zu vernehmen. Er ſtarb am 7ten Nov. (alten Styls) 1624 im fünfzigſten Jahre ſeines Alters. Ruhig hatte er Abſchied von den Seinigen genommen. Sein Scheiden war ein Triumphiren. Er entſchlief mit den Worten: „Nun fahr' ich hin in's Paradies!“

(Fortſetzung folgt.)

Proben anglogermaniſcher Kirchenpoeſie.

No. 7.

„Nun ruhen alle Wälder.“

1. Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menſchen, Städt' und Felder,
Es ſchläft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf auf! ihr ſollt beginnen,
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

2. Wo biſt du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind:
Fahr hin, ein' andre Sonne,
Mein Jeſus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Herzen ſcheint.

3. Der Tag iſt nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelsſaal:
So, ſo werd ich auch ſtehen,
Wenn mich wird heißen gehen
Mein Gott aus dieſem Jammerthal.

1. Now rest beneath night's shadow
Man, beast, and town and meadow;
The world in slumber lies:
Up! up! my drowsy powers,
Amid these silent hours,
Let praise to your Creator rise.

2. O sun! where art thou staying,
The power of night obeying —
Of night, the foe of day?
Begone! for Jesus, nearer,
A brighter sun and dearer,
Shines in my heart with blissful ray.

3. The day has now departed;
The golden lights have started
From out the heavens' blue dome:
Thus, thus will I be standing,
When God shall call, commanding
Me from this vale of tears and gloom.

4. Der Leib, der eilt zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterblichkeit:
Die zieh ich aus, dagegen
Wird Chriſtus mir anlegen
Den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

5. Das Haupt, die Füß und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen ſei:
Herz, freu dich, du ſollſt werden
Vom Elend dieſer Erden
Und von der Sünden Arbeit frei.

6. Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

7. Mein' Augen ſtehn verdroſſen,
Im Hui ſind ſie geſchloſſen,
Wo bleibt dann Leib und Seel?
Nimm ſie zu deinen Gnaden,
Sei gut für allen Schaden,
Du Aug und Wächter Iſrael!

8. Breit aus die Flügel beide,
O Jeſu, meine Freude
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verſchlingen,
So laß die Englein ſingen:
Dieß Kind ſoll unverletzet ſein.

9. Auch euch, ihr meine Lieben,
Soll heute nicht betrüben
Kein Unfall noch Gefahr!
Gott laß euch ruhig ſchlafen,
Stell euch die güldnen Waffen
Ums Bett und ſeiner Helden Schaar!

P. Gerhardt.

4. To rest the body hasteth;
Its garments off it casteth —
Type of mortality;
These I, indeed, strip from me,
But Christ shall put upon me
A robe of glory in the sky.

5. Head, hands, and feet, now loosed,
Their daily labors closed,
Joy in their liberty;
Swell thou, my heart, with gladness
That soon from all earth's sadness
And toil of sin thou wilt be free.

6. Go, then, ye weary members,
Go, get you to your slumbers;
The downy bed ye crave:
But know, the hour is near you,
When other hands shall bear you
To your last, narrow bed, the grave.

7. My eyes e'en now are closing; —
In dreamy sleep reposing,
Where doth the slumb'rer dwell!
I to thy grace betake me;
In danger ne'er forsake me,
O Thou, that keepest Israel!

8. Dangers around me hover;
With thy broad wing O cover,
And save me from alarm:
When Satan would devour me,
May angel-guards float o'er me,
Singing: This child shall meet no harm.

9. Ye, dear ones, too, securely
May take your rest; for surely
No evil need you fear;
God watch you, sweetly sleeping!
His hosts their vigils keeping
Around your bed with tender care.

E. D. Y.

Mercersburg, Apr. 1853.

Digitized by Google

Conſtantinopel.

(Schluß.)

Im Uebrigen iſt die römiſche Kirche nicht weniger als die griechiſche bemüht, ihren Einfluß auszubreiten. Die mächtigſten Anſtrengungen macht diejenige Frankreichs, um bei dem als nahe vorausgeſetzten Fall des türkiſchen Reiches einen mächtigen kirchlich-politiſchen Einfluß zu haben. Ich ſah eine ihrer zahlreichen Kirchen, die, ſo viel ich mich erinnere, erſt neu erbaut war, im Norden von Pera, wohin jetzt der ungeheure Knäuel von Städten in prächtigen Bauten ſich immer weiter fortſpinnt. Sie war ganz mit weißem Marmor bekleidet, ruhend auf ſchönen Marmorſäulen, in edlem Styl und mit reicher Pracht ausgeſtattet. Von gleicher Ausſtattung waren die zugehörigen klerikaliſchen Gebäude, in deren Hof die Kirche geſtellt war, da nach den noch nicht aufgehobenen türkiſchen Geſetzen die chriſtlichen Kirchen nicht öffentlich hervortreten dürfen.

Wie ärmlich erſcheint hiergegen noch die Stellung der *evangeliſchen Kirche*, und namentlich diejenige, welche die evangeliſchen Deutſchen bisher einnahmen, ſeitdem ſie in der Anſchließung an den evang. Geſandtſchaftsprediger Preußens kirchlich verbunden ſind.

Doch bevor wir hierauf näher eingehen, verweilen wir einen Augenblick bei der Frage: *welchen Beruf und welche Bedeutung überhaupt die evangeliſche Kirche hier haben möchte und ſollte?*

Wir wollen die *nationale* Seite in der Entwicklungsgeſchichte der chriſtlichen Kirche nicht überſehen, es gern zugeben, daß für den Bau der evangeliſchen Kirche als *Deutſcher*, oder auch nur in der kirchlichen Eigenthümlichkeit dieſer, zunächſt ſo gut als keine hiſtoriſchen Anknüpfungspunkte vorliegen. Mag vor oder nach dem Fall des türkiſchen Reiches das chriſtliche Bekenntniß in Conſtantinopel und im Morgenlande wieder das herrſchende werden, ſo iſt der hiſtoriſchen Lage der Dinge nach nicht anderes zu erwarten, als daß dieſes das katholiſche ſein werde, hier überwiegend in griechiſcher, dort in römiſcher Form. Wir wollen nicht einmal darauf hinweiſen, daß die Bekehrung der Bekenner Muhameds zu der Kirche des lauteren Evan-

geliums der Idee nach viel näher liegt, als zu der katholiſchen, deren Bilder- und Heiligendienſt ſie als abgöttiſch verabſcheuen; um nicht den Schein zu geben, als ſähen wir von dem göttlich geordneten Lauf der geſchichtlichen Entwicklung ab.

Aber geſetzt nun, daß die geſammte muhamedaniſche Bevölkerung ſich bald der katholiſchen Kirche zuwendete: folgt daraus, daß die evangeliſche Kirche nicht dennoch den Beruf habe, ihr Panier im Morgenlande hoch zu heben, und ſich im Dienſt des reinen Evangeliums als ein Licht und Salz dieſer, ſo großer Finſterniß und Todesſchatten hingegebener, Länder zu erweiſen? Würde nicht ohnedieß unfehlbar zu erwarten ſein, daß die entnervte muhamedaniſche Bevölkerung beim Uebertritt zur griechiſchen und römiſchen Kirche anſtatt des Lebens wieder nur deſſen Schein und den unverhüllten Tod finden werde, der längſt die morgenländiſchen Kirchen gefangen hält? Kann etwas anderes, als das helle Licht des Evangeliums auf dem Leuchter unſerer Kirche dieſer und jener Kraft und Leben geben?

Aber auch hierüber einverſtanden, dürfte man dennoch die Frage aufwerfen, ob es nicht Uebereilung, und nicht mehr, als frommes Wünſchen ſei, wenn man namentlich der evangeliſchen Kirche *Deutſchlands*, die nur eben erſt zum Leben des Evangeliums wieder erwacht iſt, *einen näheren Beruf zur Evangeliſirung des Morgenlandes zuſchreiben wollte?* Wir tragen bei aller Vorſicht dennoch kein Bedenken, dieſe Frage zu verneinen.

Denn was hindert uns, zunächſt nur *die unmittelbaren Bedürfniſſe der Angehörigen unſerer Kirche* in Conſtantinopel in's Auge zu faſſen, unſere Verpflichtungen an dieſen dort, wo ihre und unſere Ehre und Schande in die Augen von mehr als einer Million Angehöriger der verſchiedenſten Bekenntniſſe fällt, in einer würdigen und aufopferungsvollen Weiſe zu erfüllen, ſo zugleich durch die von unſerem Glauben und unſerer Liebe Erhaltenen und Getragenen das Panier unſeres und ihres Bekenntniſſes hochzuhalten, und endlich ferner, nachdem der Herr Gnade und Segen gibt, im Verein mit den Evangeliſchen Englands und anderer Kirchen, im Bunde mit der evangeliſchen *Miſſion* im Morgenlande die Wege aufzuſuchen, auf denen die Kirche des lauteren Evangeliums ſich der dort ab- und zufluthenden Menge der Völker Aſiens und Oſt-Europa's als das Licht der Welt und Salz der Erde bezeugen kann? Wenn namentlich ſchon eine bedeutungsvolle reformatoriſch-evangeliſche Bewegung in der dortigen *armeniſchen* Bevölkerung, als Frucht der Einwirkung der evangeliſchen Miſſion, vorhanden iſt, ſo daß die Zahl der evangeliſch geſinnten Armenier zu Conſtantinopel, die von ihrer Kirche bereits ausgeſtoßen ſind, ſich nach den neueſten Angaben bis auf 1000 beläuft, *ſo iſt kein Grund vorhanden, den Beruf unſerer Kirche, durch die dort bereits geſammelte evangeliſche Gemeinde der Deutſchen zur kirchlichen Wiedergeburt des Morgenlandes mitzuwirken, ſchlechthin abzuläugnen.*

Digitized by Google

Faſſen wir nun aber die Lage der unſerer Kirche bereits angehörigen evangeliſchen Deutſchen und der aus ihnen geſammelten evang. Gemeinde näher in's Auge, ſofern dieſe zunächſt es iſt, an die unſere weiteren Hoffnungen für dieſen Theil des Orients ſich knüpfen mögen.

Zu allen Zeiten hat wohl ein, oft nicht eben tief begründetes, Sehnen, die Wunder des Orients zu ſchauen, eine nicht unbedeutende Anzahl von Deutſchen nach Conſtantinopel geführt. Allermeiſt ſind es wandernde Handwerker, die über Ungarn und die öſtrreichiſchen Donauländer allmählig weiter vordringen, in Conſtantinopel ſo lang verweilen, bis ſie ſo viel erworben, um weiter nach Smyrna, Rhodus, Bairut und Jeruſalem, ja ſelbſt bis nach Aegypten zu gehen, oder in ihr Vaterland zurückzukehren, oder endlich, was oft geſchieht, ſich in der erwerbreichen Stadt anſäßig zu machen.

Bis vor etwa zwanzig Jahren waren die ſo zu Conſtantinopel anweſenden evangeliſchen Deutſchen in kirchlicher Hinſicht völlig verwaist, in Hinſicht der Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe völlig an ſich ſelbſt gewieſen, in zehn Fällen alſo mehr als neun Mal dem gänzlichen Verkommen preisgegeben. Man kann ſich leicht denken, welchem wüſten Treiben die Mehrzahl der evangeliſchen Handwerker ſich hier hingab. Das lange Wanderleben hat ſie an Unordnung gewöhnt, der öftere Aufenthalt in weinreichen Gegenden an den übermäßigen Genuß des Weines. Hier bot ſich ihnen nun ein verhältnißmäßig reicher Verdienſt dar, in dem Ueberfluß des Weins und der Südfrüchte die Gelegenheit, ſich für längere Entbehrungen in ſinnlichen Genüſſen ſchadlos zu halten — von polizeilicher Ordnung kaum beſchränkt, durch keine ſittliche oder kirchliche Anregung irgend gemahnt oder gezügelt! So geriethen viele ſchnell in namenloſes Elend, und ſtarben, bald an Seele und Leib verkommen, unbeweint und ſchnell vergeſſen, ohne Troſt und ohne Hoffnung dahin. Aber auch den Beſſeren war es doch auf die Dauer kaum möglich, bei völliger Vereinzelung in dieſer wüſten Bevölkerung evangeliſches Leben in ſich wach zu halten.

Dann ging in jener Zeit, wo ſich das evangeliſche Leben bei uns wieder regte, die erſte Bemühung zur Sammlung der zerſtreuten evangeliſchen Deutſchen in Conſtantinopel von den dortigen evang. Miſſionaren aus. Der treffliche Schauffler aus Würtemberg, im Dienſte der amerikaniſchen Miſſion unter den Juden zu Conſtantinopel ſtehend, ſammelte eine anfangs ſehr kleine Zahl von evang. Deutſchen zu einem regelmäßigen Sonntagsgottesdienſt, woraus die jetzige evangeliſche Gemeinde wuchs.

Im J. 1844 wurde bekanntlich der eifrige Prediger Major als preußiſcher Geſandtſchaftsprediger nach Conſtantinopel gerufen, der jetzt die Weiterbildung der Gegemeinde mit beſonderem Geſchick und Segen übernahm. Er ſchied jedoch ſchon im folgenden Jahre aus dieſer Stellung, welche leider bis zum Herbſt des J. 1850 nicht wieder beſetzt wurde.

Indeß wirkte Major noch durch den vor ſeinem Abgang geſtifteten Wohlthä-

tigkeitsverein fort, der einem ſchreienden Bedürfniß entſprach. Bisher hatten die ſchon im äußerſten Elende zu Conſtantinopel ankommenden Handwerker nur zufällig eine helfende Hand gefunden; im Sommer 1844 wurden ihrer drei binnen zwei Wochen aufgerieben, und die zur Hülfe berufenen Glaubengenoſſen erlangten wohl größtentheils erſt die Kunde von dieſer Noth, als die Zeit zur Hülfe bereits dahin war. Die Frucht der angeregten Theilnahme und dieſes entſetzlichen Nothfalls war aber die Stiftung jenes Vereins auf Grundlage der evangeliſchen Gemeinde, unter Leitung des preußiſchen Geſandtſchaftspredigers. Schon im J. 1846 ging der Verein mit Eröffnung eines Hospitals vor, nachdem derſelbe die Sammlung einer Collecte in ſämmtlichen evangeliſchen Kirchen Preußens nachgeſucht, und Se. Majeſtät der König außer derſelben ein Gnadengeſchenk bewilligt hatte.

Als aber im J. 1848 die Stürme der Revolution Europa von Weſten her durchbrausten, und aller Augen, die nicht ganz erblindet waren, die Gegenwart eines neuen Heidenthums auch inmitten des evangeliſchen Deutſchlands unzweifelhaft machten: ſollte jenes wüſte dämoniſche Treiben im fernen Oſten ſein getreues, wenn auch ziemlich komiſches Gegenbild finden. Glaubensloſe Evangeliſche vereinigten ſich mit Katholiken, um das ſich in den erſten Anfängen regende Leben unter den Evangeliſchen zu erſticken, und zugleich mit den Flittern abgenutzter liberaler Redensarten ſich einen Namen zu machen. Man verſammelte ſich in Bierhäuſern, ſchimpfte auf Preußen, ließ die deutſche Einigkeit leben, warnte vor den Gefahren des Pietismus und der Pfaffenherrſchaft. Wirklich ſetzte es dieſe Partei durch, daß in den Statuten des Wohlthätigkeitsvereins die Stellung deſſelben als eines „evangeliſch deutſchen“ geändert, und ihm ſo ſein konfeſſioneller Charakter genommen wurde.

Während inzwiſchen die Stelle des evangeliſchen Geſandtſchaftspredigers noch immer unbeſetzt blieb, nahmen ſich die wackeren Miſſionare der ſchottiſchen Judenmiſſion der evangeliſchen Deutſchen treulich an, aber das Bedürfniß derſelben, wieder einen organiſchen Mittelpunkt zu finden, deſſen Kraft die ſämmtlichen Evangeliſchen zu einer Gemeinde verbinde, konnte dadurch nicht befriedigt werden.

Dieß ſollte nun durch die Berufung des Licentiaten Schlottmann als Prediger der preußiſchen Geſandtſchaft und Seelſorger der evangeliſchen Deutſchen geſchehen. Eine glücklichere Wahl hätte für dieſe Stellung, unter den ungewöhnlichen Schwierigkeiten, welchen ſie unterliegt, bei ſo eigenthümlichen Anſprüchen und Hoffnungen, welche an ſie ſich knüpfen, nicht wohl getroffen werden können.

Was den nächſten Geſichtspunkt ſeiner Stellung betrifft, ſo umfaßt S. den geſammten Wirkungskreis bei der evangeliſchen Gemeinde mit einer Hingebung, mit einer Umſicht und Geſchicklichkeit, die kaum etwas zu wünſchen übrig läßt, und dem Einſender wahrhaft Bewunderung abnöthigte. Und der Umfang des

noch mehrere Stunden weit am Bosporus hinauf reichenden Gemeindegebietes, der unendlich gemiſchte, nur durch eine kräftig entſchiedene, ebenſo beſonnene, als in göttlicher Liebe brennende, Perſönlichkeit zuſammen zu haltende Charakter der weithin zerſtreuten Gemeindeglieder bietet hier Schwierigkeiten dar, wie ſie ſonſt nicht leicht vorkommen. Eines Sonntags, als ich ihn zu Conſtantinopel Vormittags vertreten durfte, ſah ich ihn früh Morgens nach dem über eine Stunde entfernten Bujukdere eilen, um den evangeliſchen Mitgliedern des ruſſiſchen Geſandtſchaftsperſonals zu predigen und das heilige Abendmahl zu reichen. Für den Nachmittag ſtand die ſonntägliche Erbauungsſtunde im evangeliſchen Hoſpital an, für welche aber, nach den beſonderen Umſtänden dieſes Tages, außer dem Cantor nur noch auf die Theilnahme e i n e r Perſon zu rechnen war. Deſſen ungeachtet wollte Schlottmann durchaus bis dahin zurückeilen, und nur nach wiederholten Beſprechungen, nach Ermittelung einer gewiß zureichenden Vertretung, und beſonders durch die Erwägung, daß die Evangeliſchen zu Bujukdere wohl auch den Anſpruch hätten, ihn einige Stunden länger unter ſich zu behalten, ließ er ſich zurückhalten. Aber es mußte nun Vor- und Nachmittag den Verſammelten Gelegenheit gegeben werden, ſich zu überzeugen, daß nur andere dringende kirchliche Geſäfte ihn zurückhielten, ſonſt aber auch die Anweſenheit eines Einzigen am Nachmittage hingereicht haben würde, ihm ſeine Kraft zu widmen und ſein Amt auszurichten. In gleicher Weiſe ſah ich ihn jederzeit das Kleinſte wie das Größte mit gleicher Hingebung umfaſſen, und fand ihn zugleich bei der großen Mannigfaltigkeit beſonders von ſeelſorgeriſchen Geſchäften auf dem weiten Gebiete der Stadt jederzeit geſammelt und zugerüſtet.

Aber nicht minder iſt die Berufung dieſes Mannes in Bezug auf den weiteren Geſichtspunkt einer Stellung, welche ihn und ſeine Gemeinde mit Angehörigen der verſchiedenſten Glaubengenoſſen des Morgenlandes in Berührung bringt, eine höchſt glückliche zu nennen. Auch hier befähigen ihn Talent, umfaſſendes Wiſſen und gründliche Kenntniß der klaſſiſchen orientaliſchen Sprachen ebenſo ſehr, als unermüdlicher Eifer, durch ernſtes, geordnetes Studium jede Lücke zu ſchließen, die ihm für den freien Verkehr mit Orientalen noch geblieben iſt. Im Herbſt 1850 trat er ſein Amt an; bevor ein Jahr verging, hatte er ſich des Türkiſchen, hier der nächſten Verkehrsſprache mit den Orientalen, bemächtigt, und ſchon ſah er weiter aus, um ſich nun zunächſt das Perſiſche für die Berührungen mit den zahlreichen Perſern zuzueignen.

Und ſo darf man mit Zuverſicht hoffen, daß mit des Herrn Hülfe, welche noch kürzlich eine ernſtliche Lebensgefahr von dem theuren Manne abgewendet hat, die evangeliſche Gemeinde unter ſeiner Leitung ſich zum Segen ihrer Glieder, und zum Heil der immerhin zuſtrömenden Deutſchen geſtalten werde. Nach dem Maaße, als dieſe Hoffnungen in Erfüllung gehen, werden ſich dann nach dem Willen des Herrn die weiteren Wege öffnen, daß das Bekenntniß des reinen Evangeliums zum Heil der Völker und Kirchen des Orients, die es entbehren,

Kirchenchronik.

Der evangeliſche Bilderverein. — Es iſt merkwürdig, daß der deutſche evangeliſche Proteſtantismus ſich zu einigen Einrichtungen hinwendet, welche die meiſten Reformatoren als Hauptirrthümer und Beiwerke des römiſchen Syſtems verwarfen, und welche der herrſchende Geiſt des amerikaniſchen Proteſtantismus noch heut zu Tage als ſeelenverderblich verabſcheut. Dahin gehört die Privatbeichte, welche von Luther ſehr hoch geſchätzt wurde, in der Augsburgiſchen Confeſſion beibehalten wird, dann faſt ganz in Abnahme kam, jetzt aber von den Lutheranern in Deutſchland eifrig wieder hervorgeſucht wird als ein Hauptmittel, perſönliche Frömmigkeit und Tugend zu befördern. Ein Verſuch zu ihrer Wiedereinführung wurde auch auf dem letzten Deutſchen Kirchentag in Bremen gemacht, ging aber einſtweilen nicht durch. Allgemeinen Anklang dagegen ſchien dort das Streben zu finden, die Kunſt wieder in den Dienſt der Religion und der Kirche zu ziehen und beſonders durch Verbreitung bibliſcher Bilder dem Volk und der Jugend neue Mittel zur Belebung und Förderung der Andacht und der religiöſen Belehrung an die Hand zu geben. Es beſteht nun in Deutſchland ein „Verein für religiöſe Kunſt in der evangeliſchen Kirche", welcher zuerſt vom Stuttgarter Kirchentag angeregt wurde und jährlich zur Zeit der Verſammlung des Kirchentags eine Sitzung hält. Auf ſeiner letzten Zuſammenkunft in Bremen wurde ein günſtiger Bericht über den Fortgang dieſer Angelegenheit verleſen. Der Berliner Zweig-Verein hat beſchloſſen, ein mit bibliſchen Bildern illuſtrirtes Evangelienbuch für das Volk herauszugeben, und dabei den tief frommen und ächt deutſchen Styl Albrecht Dürer's und ſeiner Schule zum Muſter zu nehmen. Dr. Krummacher (der ehemals bekanntlich ſtreng reformirt und als ſolcher wohl ein Gegner religiöſer Bilder wenigſtens für öffentlich kirchlichen Gebrauch war,) erklärte auf jener Spezialconferenz in Bremen, daß der Berliner Verein beabſichtige, „Kirchen, Schulen und Rathhäuſer mit chriſtlichen Bildern zu ſchmücken." Das Merkwürdigſte iſt, daß die Committee beſchloſſen hat, ſelbſt katholiſche Künſtler zur Mitarbeit zuzulaſſen. Auch Dr. Wichern, der Auguſt Hermann Franke des 19ten Jahrhunderts, oder der proteſtantiſche Vincenz von Paula, wie man ihn nennen kann, nimmt lebhaften Antheil an dieſer Bewegung und hat in ſeiner Rettungsanſtalt, dem rauhen Hauſe bei Hamburg, die Herausgabe eines mit religiöſen Bildern verzierten lutheriſchen Katechismus in 30,000 Exemplaren veranſtaltet.

Die meiſten Amerikaner werden in dieſen Thatſachen die handgreiflichſten Beweiſe einer romaniſirenden Tendenz des neueren deutſchen Proteſtantismus ſehen, wie denn auch ein reiſender Yankee neulich dem „Congregationalist" von Boſton (Jan. 28, 1853) ſchrieb, daß ein ſtarker Puſeyismus in Deutſchland ſich raſch verbreite und daß neulich ein ausgezeichneter und einflußreicher Theologe öffentlich die katholiſche Kirche „unſere Mutterkirche" genannt habe, ohne welche der Proteſtantismus nicht

25 Jahre leben könnte. Das ſcheint ihm ſchauderhaft zu ſein, und doch rühmt er in derſelben Correſpondenz die tiefe innige Frömmigkeit der Deutſchen, welche in allen Klaſſen der Geſellſchaft einen neuen Aufſchwung genommen habe. Auf der anderen Seite iſt es aber unläugbar, daß der Kunſtgeſchmack auch in Amerika raſche Fortſchritte macht und einen bedeutenden Einfluß auf die kirchliche Architektur und die Kirchenmuſik der verſchiedenen proteſtantiſchen Benennungen ausübt. Selbſt die puritaniſche Theologie kann dieſer zunehmenden Revolution des Geſchmacks nicht widerſtehen. Dieß zeigt der Fortſchritt der Vorliebe für den gothiſchen Bauſtyl, dieß zeigt unter anderem auch folgende merkwürdige Aeußerung, welche Dr. Stowe, Einer der gelehrteſten und tüchtigſten amerikaniſchen Theologen und Gemahl der weltberühmten Verfaſſerin von Uncle Tom's Cabin, in ſeiner Inauguralrede als Profeſſor des Seminars von Andover in Maſſachuſetts thut: „How wholly unsymbolical, how exlusively utilitarian our mind is in contrast with the Hebrew, may be seen from the simple fact, that we have displaced the cross from our church towers and put in its place a weather cock. The cross is of no particular use for our every-day, worldly business, and a weather cock is very convenient for showing the change and direction of the wind; but viewed as symbols for a Christian Church, how dignified and appropriate the one, how wretchedly inappropriate, what a satire upon Protestantism the other! The Roman Catholics prayed for the dead, and therefore our Puritan fathers were averse to prayers at funerals, and often their dead were buried without this religious service. The Episcopalians read the Scriptures and repeated the Lord's Prayer in their religious service, and therefore our Puritan fathers would do neither; and it was one of the great heresies of the Brattle street church in the year 1700, that the minister was permitted, and even expected to read the Scriptures and repeat the Lord's Prayer, as a part of the public worship."

In ſolchen Zugeſtändniſſen liegt eine Verurtheilung der ganzen puritaniſchen Auffaſſung der bildenden Kunſt im Verhältniß zur Religion und eine principielle Billigung der entgegengeſetzten kirchlichen Anſicht. Wenn die Kunſt ausgezeichnete menſchliche Bücher in prachtvollen illuſtrirten Ausgaben verherrlicht, ſo ſieht man allerdings nicht ein, warum ſie nicht auch noch vielmehr ihre Dienſte dem Buche aller Bücher leihen und ihre ſchönſten Blüthen auf den Altar der Kirche niederlegen ſollte. Wir wollen übrigens hier keine Anſichten vortragen, ſondern bloß auf eine immerhin beachtenswerthe Zeiterſcheinung und Geſchmacksveränderung aufmerkſam machen, welche mit der Kirchenfrage wenigſtens in einem entfernteren Zuſammenhang ſteht.

Leo's Urtheil über die katholiſche Kirche. — Heinrich Leo, Profeſſor der Weltgeſchichte in Halle, Mitarbeiter an der Evangeliſchen Kirchenzeitung Hengſtenbergs, und Einer der geiſtreichſten Hiſtoriker der Gegenwart, der aber freilich für unſeren Geſchmack viel zu monarchiſch und abſolutiſtiſch geſinnt iſt, hat neulich im „Halleſchen Volksblatt" den Bremer Kirchentag wegen der heftigen daſelbſt gefallenen Aeußerungen einiger Mitglieder, beſonders Lebderhoſes, gegen den Katholicismus *) und wegen der an die Staatsgewalt gerichteten Aufforderung zur poli-

*) Lebderhoſe hat übrigens ſeine Erklärung theilweiſe öffentlich im „Chriſtenboten" zurückgenommen oder doch bedeutend modificirt, indem er einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Jeſuitismus und Katholicismus macht und bloß den erſteren verurtheilt.

zeitlichen Ueberwachung der Jeſuitenmiſſionen ſcharf getadelt und ſich deßhalb in eine Controverſe verwickelt, in deren Erfolg er als Hiſtoriker ſich in einer Weiſe über die römiſche Kirche ausſpricht, die mit den unter uns herrſchenden puritaniſchen Anſichten in merkwürdigem Contraſte ſteht, in Deutſchland aber vielfachen Anklang findet, weßhalb wir unſeren Leſern Einiges daraus mittheilen müſſen.

„Meine Entgegnung," ſagt Leo, „beſteht einfach darin, daß ich zu zeigen ſuche, mein Gegner habe mich durchaus nicht verſtanden. Er ſpricht nämlich offenbar von einer ganz anderen römiſch katholiſchen Kirche, als welche ich kenne. Da iſt es natürlich, daß er kreuz haut und ich quer. Er ſpricht von einer römiſch katholiſchen Kirche, in welcher die Autorität des Papſtes mehr gilt als die Autorität Chriſti; während ich nur eine kenne, in welcher die Autorität des Papſtes allein die Beſtimmung hat, dem Lichte Chriſti zu dienen. Daß ſie dieſen Dienſt anders ordnet als wir, verſteht ſich allerdings, deßhalb ſind wir Proteſtanten, — aber ſie hat doch keine andere Abſicht, und man gehorcht dem Papſt nur um Chriſti willen. Er ſpricht von einer römiſch katholiſchen Kirche, in welcher man vor Bildern hinſinkt, ſtatt vor dem einzigen Arzte; während ich nur eine kenne, in welcher an allen Heiligen nur das Kreuz Chriſti verehrt wird, was ſie in Muth und Geduld getragen haben zu der Chriſten Heile und der Kirche Chriſti Verherrlichung. Er ſpricht von einer römiſch katholiſchen Kirche, in der man lieber durch menſchliche Bußmittel die Sünde los werden wolle, als in wahrhaftiger Herzensbuße durch das Blut Chriſti; während ich nur eine kenne, die zwar menſchliche Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich, ohne guten Willen (caritas) und ohne Glauben (fides) geleiſtet wird, als das geringſte helfend anſieht.

Wenn und wo es eine ſolche römiſch katholiſche Kirche gibt, wie er ſie zerrbildet, da ſage ich auch: das wäre der Antichriſt. Aber ich kann nicht anders zeugen als: eine ſolche römiſche Kirche iſt mir noch nicht begegnet; und ich habe doch in meinem Leben viele, viele Gelegenheit gehabt, Katholiken, und zwar im unbefangenſten, langen Umgang kennen zu lernen, unter Umſtänden, wo ich ihr Leben und Meinen ohne alle Spannung beobachten konnte. Meine eigene Familie iſt nicht zu viel über hundert Jahre erſt zum Proteſtantismus übergetreten; zu nahen Seitenverwandten hatte ſie immer Katholiken. . . . . . So habe ich alſo von Kindesbeinen an erwachſene Katholiken und katholiſche Kinder neben mir und um mich gehabt. Ich habe außerdem ſpäter längere Zeit in ganz katholiſchen Umgebungen, ein halbes Jahr in Rom ſelbſt gelebt; habe auch in ſolchen Lagen zum Theil mit Verwandten, durch deren Verhältniſſe ich in Häuſer und Sitten unbefangen hineinſehen konnte, gelebt und viele, viele Katholiken, auch Geiſtliche, auch einige Jeſuiten näher kennen lernen. Aber als Kennzeichen der römiſchen Kirche, die ich kenne, habe ich jene Prädikate, die mein Gegner der römiſch-katholiſchen Kirche gibt, nicht kennen lernen — allerdings genug einfältige, auch ſchlechte Leute auch unter Katholiken, aber verhältnißmäßig nicht mehr als unter uns Proteſtanten — und ſo wenig mein Gegner die Albernheiten und Nichtswürdigkeiten ſchlechter Proteſtanten wird anführen laſſen als Belege gerade für die Lehrmeinungen und Tendenzen unſerer Kirche, ſo wenig wird er ſo ungerecht ſein wollen, die katholiſche Kirche gerade nach den ſchlechteſten Exemplaren ihrer Anhänger zu beurtheilen. Allerdings habe ich in Lehre und Praxis der römiſchen Kirche, die ich kenne, Vieles gefunden, dem ich mich nicht beugen kann: aber abſichtlich Unchriſtliches iſt mir nirgends in ihr begegnet. Der Ka-

techiſmus der römiſchen Kirche, die ich kenne, ſagt nur, daß der Papſt zu verehren ſei als Haupt der Geiſtlichkeit, in welcher Stellung er Statthalter Chriſti ſei; in der Geiſtlichkeit aber verehrt dieſe Kirche deren Weihe zu Gott. Wie kann da dem Begriffe der Kirche nach der Papſt Chriſto entgegengeſetzt ſein? Ueber die Päpſte, ſo weit ſie mit ihrer Perſönlichkeit jene Stellung nicht erfüllt haben, urtheilen Katholiken ſo frei wie wir, und ihre Kirche wehrt es ihnen nicht. Daß wir dabei andere Maaßſtäbe der Beurtheilung anlegen, iſt etwas Anderes, aber etwas Anderes als das Maaß Chriſti zu gebrauchen, beabſichtigen auch ſie keineswegs. Derſelbe Katechismus ſagt ausdrücklich, daß in der Verehrung der Heiligen nur die Verherrlichung Gottes geſucht werde. Derſelbe Katechismus zählt die Buße ausdrücklich nur dann unter die Mittel des Heiles, wenn man die Sünde nicht bloß um ihrer ſelbſt, nicht bloß um ihrer äußeren Folgen willen bereut, ſondern um Gottes willen, und führt dazu die Stelle an Hebr. 9, 6: „aber ohne Glauben iſt's unmöglich, Gott zu gefallen" u. ſ. w.

Die römiſche Kirche, welche ich hier habe kennen lernen, iſt alſo eine ganz andere als die, welche mein Gegner meint, — auf die, welche er meint, zu ſchelten, nehme ich ihm nicht im Mindeſten übel, nur frage ich: wo iſt dieſe? Alles, was er Böſes von ſeiner katholiſchen Kirche ſagt, kann ich auf die, welche ich kenne, durchaus nicht beziehen, ohne ein falſches Zeugniß abzulegen, obwoh ich ja als Proteſtant in gar manchen Dingen noch ſehr abweichender Meinung bin von der römiſch katholiſchen Kirche, welche ich kenne. Auch wenn ſich mein Gegner vorzuſtellen ſcheint, die römiſche Kirche wolle vom Evangelium nichts wiſſen, irrt er ſich ganz entſetzlich; im Gegentheile, ſie iſt bona fide der Meinung, mit dem Evangelium im vollſtändigſten Einklang zu ſein, freilich nicht überall mit Dem, was die evangeliſche Theologie im Evangelio lieſt. Das iſt aber ein Streit über die Auslegung des Evangelii, nicht über deſſen Autorität und wenn wir meinen, die römiſche Kirche irre in ihrer Auslegung, ſo läßt ſich darüber disputiren — aber doch hoffentlich im evangeliſchen Sinne nicht ſchimpfen! — nicht falſch Zeugniß ablegen! — ja nicht! — Als ich einen Vetter in Olevano im römiſchen Gebiete beſuchte und einige Tage in der Familie, bei welcher er lebte, zubrachte — in einer guten römiſch katholiſchen Familie — iſt jeden Abend aus der Bibel, gerade damals aus den Evangelien, mit großer Andacht geleſen worden — manche proteſtantiſche Familie hätte ſich ein Beiſpiel daran nehmen können — und das geſchah nicht etwa heimlich, hinter dem Rücken der Kirche, ſondern mit Bewilligung des Beichtvaters und zuweilen in deſſen Beiſein, und an den Reden, zu denen dieß Leſen Veranlaſſung gab, hätte ſich auch mein Gegner hoffentlich erfreuen können. Es waren aber ſchlichte Bürgersleute, gerade wie ihre Nachbarn auch, die, in deren Mitte das vorging, durchaus nicht etwa ein beſonders erweckter Kreis. Es iſt auch eine von den falſchen Nachreden, daß die römiſche Kirche die Ihrigen von der Bibel abſchließt — wo ſie die chriſtliche Einfachheit und Treue ſieht, thut ſie das nie, — aber naſeweiſem Herumſpüren, vergrübelnder Zweifelſucht, unverdautem Geleſe will ſie vorbauen — über den Umfang, in dem dieſe Sorge getrieben wird, läßt ſich allerdings ſehr ſtreiten; noch mehr über die Art der Ausführung durch die einzelnen Beichtväter — aber, beſonders dem raubvogelartigen, hochmüthigen Wühlen engliſcher Emiſſäre gegenüber, die ohne irgend eine Anlage, Menſchen objectiv zu nehmen, keiner Pietät ſchonen und ihre bornirte engliſche Art ohne Weiteres für die allein wahrhaft menſchliche anſehen, erhält ihre Sorge für die ihr Anbefohlenen

eine gewiſſe Berechtigung, wenn auch nicht unſere Billigung. Ich denke mir, meinem Gegner iſt es ergangen ähnlich wie mir, der ich in meiner Heimath und in Erfurt in jüngeren Jahren Katholiken genug und nahe hatte kennen lernen, und doch nachher auf der Univerſität, als mir von Leuten von Autorität ein ähnliches Zerrbild als katholiſche Kirche vorgemalt ward, wie es mein Gegner wieder malt, aller jener früheren Erfahrungen vergaß oder vielmehr meinte, jene Katholiken, welche ich bis dahin hatte kennen lernen, ſeien durch proteſtantiſchen Umgang gebeſſerte Exemplare geweſen, — und mit der Vorausſetzung: dieß Zerrbild ſei die rechte katholiſche Kirche, ſogar in Italien, in Rom, ſelbſt überall, wo mich nicht Höflichkeitsrückſichten zwangen, katholiſchem Gottesdienſte entgegentrat. Die Hälfte der Schlingeleien, die ich in dieſem Sinne in Florenz und Rom ausgeübt habe, würde, wenn ſie ein Katholik in Berlin gegen proteſtantiſches Weſen ausübte, hinreichen, das ganze proteſtantiſche Norddeutſchland in Zornröthe zu verſetzen, — ich habe hundertfach Zurechtweiſung, einmal im Dome von Florenz von dem im Ornate zum Altar gehenden Prieſter ernſte Zurechtweiſung — aber nie einen Zornesausbruch, nie eine Verfolgung von einem katholiſchen Geiſtlichen erfahren. Die letzten wilden Ranken dieſer Schlingelei ſind noch in mein Sendſchreiben an Görres hineingewachſen, und ich brauche nur die brutale Weiſe, mit der ich damals wegen ſolcher Aeußerungen dieſer Schrift, in denen ich vollkommen im Rechte war, von proteſtantiſcher Seite behandelt worden bin, zu vergleichen mit der Milde und Liebe, mit der katholiſche Freunde zwar den Angriff auf ihre Kirche abwehrten, aber mir perſönlich ſich fortwährend freundlich und zugethan erwieſen, um mein ſchweres Unrecht einzuſehen.

Nochmals alſo: mein Gegner kennt die römiſche Kirche, die ich kenne, offenbar nicht, — die, die er kennt, habe ich lange geſucht, ſo geſucht, daß ich ſie als vorhanden bereits annahm, — ich habe ſie aber nirgends gefunden. Es thut mir leid, daß ich in ſeinen Eifer nicht mehr einſtimmen kann — aber ich kann nichts dazu — einem Geſpenſte, was aus Collegienheften, ſchlechten Zeitungen und anderem Geſchmiere aufſteigt, kann ich nicht mein ganzes Leben nachjagen, und wiſſentlich falſches Zeugniß abzulegen, das wird mir mein Gegner doch auch nicht zumuthen wollen. Ich habe zuweilen jenes Kirchengeſpenſt in beiden Händen zu haben gemeint, — aber wenn ich recht zuſah, war's immer nicht die Kirche, ſondern irgend ein dummer Kerl. Ich dachte, ich hätte es an allen Zipfeln, als ich endlich fand, daß allerdings die katholiſche Kirche auch Büßungen von ſolchen verlangt, deren Herzen noch hart ſind; aber als ich's bei Lichte beſah, trat mir nicht, wie nachgeredet wird, eine Verwechſelung der äußeren Buße mit der wahren Herzensbuße, ſondern nur ein Stück chriſtlicher Erziehung, was auf Joh. 7,17 ruht, entgegen. Ich dachte, ich hätte es an allen Zipfeln, wenn ich Reliquienverehrung und dergleichen ſah, bis ich fand, daß hier doch nur eine wahrhaft chriſtliche Schonung und Uebung vorhandener Pietät gepflegt wird, und daß die Kirche als ſolche von keinem Menſchen den Glauben an beſtimmte Reliquien fordert, — daß alle dieſe Dinge nicht de fide ſind. Kurz, ich habe an der katholiſchen Kirche, die ich kenne und allein kennen zu lernen vermocht habe in dem nun halben Jahrhundert, ſeit ich mich erinnern kann, zwar Vieles gefunden, was ich nicht mitmachen kann, aber auch nichts, was ich antichriſtlich nennen könnte, und will es mir allmählig vorkommen, als wenn zwar wir, die wir einmal von dem Gegenſatze berührt ſind, ihn

auch bei uns um unſerer Seelen willen zu Ende und vollſtändig durchdenken müßten, aber als könne ein Chriſt in naiveren Umgebungen ein ſehr guter Chriſt ſein und zu vollkommen ſeligem Ende kommen, ohne jemals von den Unterſcheidungslehren der beiden ſtreitenden Kirchen auch nur ein Sterbenswörtchen gehört zu haben. Das, was dieſe Kirchen als gemeinſchaftliches Gut haben, iſt das Höhere und Tiefere, iſt die Hauptſache.

Das Uebrige kann ich nun ſehr kurz abmachen. Offenbar hat mein Gegner überall, wo ich von der Kirche geſprochen habe, nur das ſubjective Chriſtenthum und deſſen Leuchten und Wirken vor Augen. Vor dieſen Dingen beuge ich gern mein Haupt und kann nur meine Uebereinſtimmung verſichern. Aber etwas ganz anderes iſt die welthiſtoriſche, die völkerumſpannende Miſſion der Kirche und alſo die Kirche ſelbſt. Dadurch daß Chriſtus unſer Haupt iſt allein hat unſere Kirche noch keine monarchiſche, alſo als Kirche überhaupt noch nicht die Geſtalt, in welcher geſunde Ruhe und Wachsthum iſt. Die römiſche Kirche, welche Chriſtus auch zum Haupte hat, hat aber monarchiſche Grundlage, und iſt daher facultativ, wenn auch für den Augenblick mit vielen Gebrechen behaftet, die uns von ihr trennen, doch die Kirche. Das fühlen ihr auch ihre Feinde (zu denen ich nicht gehöre—ich bin nur nicht ihr Mitglied) an, ſonſt hätten ſie nicht eine kindiſche Furcht vor ihr. Es iſt zwar ſehr unklug von mir, das Alles ſo unumwunden auszuſprechen, da ich ſchon vorher offenbar das Unglück gehabt habe, in Allem, was ich über die Kirche ſagte, vollkommen mißverſtanden worden zu ſein, alſo z. B. auch darin, daß ich vollkommen deutlich auch ſagte, daß gegenwärtig die römiſche Kirche die unſere eben ſo nöthig habe, wie wir ſie; man hat aber nur das Letztere gefunden und jenes überleſen."

Die römiſche Geiſtlichkeit in Italien. — Niccolo Tommaſéo, ein liberaler Italiener, dabei aber ein eifriger Katholik und äußerſt entſchieden in der Durchführung der römiſchen Kirchenlehre, beſonders in den von dem Proteſtantismus abweichenden Punkten, gibt in ſeinem Buche L'Italia folgende ungünſtige Schilderung der italieniſchen Geiſtlichkeit:

„Ein großer Theil der italieniſchen Geiſtlichkeit iſt ohne Wiſſen oder ohne Tugend; ein großer Theil hat weder Wiſſen noch Tugend. . . . Die frommen Prieſter machen ihren Eifer, weil ſie des Wiſſens ermangeln, lächerlich. Ihrer ſind jedoch ſehr wenige, der von Herzen Eifrigen; ſehr wenige können dem heil. Paulus nachſprechen: Unſer Evangelium ſteht nicht in Worten. Es iſt ein Jammer, in welchen ſchmutzigen Müſſiggang ſich Prieſter und Mönche begraben. Ja! würde wenigſtens das Gebet der Gefährte ihrer Einſamkeit! wären ſie, den Pflichten des thätigen Lebens entheben, um ſo bereitwilliger einzutreten für die, welche leiden! . . . . Sie glauben, daß die Weihe allein ſchon ihnen das Recht gibt, von den Gaben des Altars zu leben, zu ſchlafen im Tempel mit Behagen, ohne daß ſie ſich die Mühe gäben, ihn von dem Schmutze zu reinigen, den jeder Tag darin aufhäuft. Prieſter ſind ſie, um aller Pflichten als Menſch und Bürger ſich zu entſchlagen, um mit der Nacktheit des Gekreuzigten ſich zu wärmen, um vom Holze des Kreuzes ſich Blumen und Früchte zu pflücken. Schamloſes Fordern, Bettelei nicht mit Demuth, ſondern mit Aufdringlichkeit, drohende Anmaaßung, rohe Verſunkenheit, ekle Feiſtheit — alles das zeigt ſich und macht ſich breit bei einer nur zu großen Zahl dieſer Diener Gottes, den Gläubigen zum Anſtoß und zum Spott der Glaubensloſen. Manche unter ihnen — und zwar iſt das nicht etwa wohlüberlegte Toleranz oder duldende Liebe, ſondern Mangel an Selbſtach-

Digitized by Google

ung und Mißachtung ihres Berufs — machen ſich gut Freund mit den Ungläubigen und belachen und beklatſchen deren Läſterungen. Und wie viel ſonſtige Schändlichkeiten über ſolche geweihte Lippen kommen, davon iſt keineswegs Gott allein Zeuge, das brave Volk kennt ſie nur zu gut und erröthet darüber an ihrer Statt: und, unwiſſend wie es iſt, wird es durch die Unwürdigkeit derer, die das Amt haben, verleitet, wiewohl mit Schmerz und Widerſtreben, an der Wahrheit des Amtes ſelbſt irre zu werden. — Der größte Theil der Biſchöfe beſteht aus Unwiſſenden, die Seminare ſind Neſter voll vielgeſchäftiger Nichtswiſſerei, die Predigten ſind meiſtens albern, faſt alle Bücher ohne Salz und ohne Kraft. Man ſchmeichelt dem Aberglauben des Volks, die Religion beſteht aus nichts als Formeln, die Beichte wird, in Folge der unglaublichſten Unwiſſenheit, in völlig entſtellter Weiſe gehandhabt."

Madame Beecher Stowe in England. — Aus England wird berichtet, daß die berühmte Verfaſſerin von „Onkel Tom's Cabin" in Schottland, wohin ſie neulich eingeladen wurde, mit Ehrenbezeugungen überhäuſt werde, wie ſie gekrönte Häupter ſelten empfangen. Gratulationen und Feſte werden ihr überall angetragen, Reiche und Arme, Edelleute und Plebejer drängen die Wege, durch welche man ſie erwartet. Britiſche Staatsmänner halten ihre Anſichten über die Sklavenfrage und andere ſociale Uebel des ernſten Studiums würdig. Der Erzbiſchof Whately von Dublin weist ihr den erſten Platz unter den modernen Philanthropen an, und ein leitendes kritiſches Journal von London ſetzt Dickens von ſeinem literariſchen Throne, um die Mrs. Stowe von Amerika darauf zu erheben. Die öffentliche Meinung in Europa ſcheint dieſen extravaganten und in der Geſchichte weiblicher Schriftſtellerei beiſpielloſen Enthuſiasmus zu billigen. Ungefähr 100 Auflagen von Onkel Tom's Cabin, oder eine Million Exemplare ſind allein in England, ungefähr 20 Auflagen mit 300,000 Exemplaren in Frankreich, 30 Auflagen oder 500,000 in Deutſchland, wenigſtens 10 Auflagen oder über 200,000 Exemplaren im übrigen Europa verkauſt worden. Es iſt wohl keine Uebertreibung, wenn wir die Geſammt-Circulation des Werkes in Europa auf 2 Millionen Exemplare ſchätzen. Außerdem iſt es in 10 oder 12 Theatern dramatiſirt worden, und ſeine Perſonen ſind dem Publikum familiärer geworden, als die Heroen der bibliſchen Geſchichte, der Novellen von Walter Scott und der Tragödien von Shakspeare. Weder die vaticaniſche Bibliothek in Rom, noch das britiſche Muſeum enthalten ein Werk, deſſen Popularität im gegenwärtigen Augenblick ſo ausgedehnt iſt, als Onkel Tom's Hütte, und weder die neue Kaiſerin von Frankreich, noch die Königin Victoria, noch irgend eine literariſche Celebrität iſt in den letzten Paar Monaten ſo ſehr der Gegenſtand allgemeinen Intereſſes, Geredes und Geſchreibes geweſen, als dieſe Frau eines theologiſchen Profeſſors in Andover. Wenn alle dieſe Celebrität ihr nicht Kopſ und Herz verrückt, ſo wird ſie dadurch noch mehr als durch ihr merkwürdiges Product beweiſen, daß ſie eine mehr als gewöhnliche Geiſtes- und Charakterkraft beſitzt.

Die lutheriſche Synode von Pennſylvanien. — Dieſer Körper hat ſeine letzte Sitzung im April zu Readiug gehalten. Die Verhandlungen deſſelben waren, wie uns nicht nur von lutheriſchen Gliedern, ſondern auch von den deutſch reformirten Delegaten verſichert wurde, ſehr lebhaft und intereſſant und berechtigen zu der Hoffnung, daß dieſer Synode noch eine förmliche Regeneration bevorſteht und die Löſung wichtiger Aufgaben vorliegt. Ihre theologiſche und kirchliche Richtung und Miſſion liegt wohl darin, zwiſchen dem europäiſchen und amerikaniſchen Elemente ſowohl, als zwiſchen dem ſtreng ſymboliſchen Altlutherthum und dem latitudinariſchen und unkirchlichen Neulutherthum zu vermitteln und dadurch eine Conſolidirung der verſchiedenen Intereſſen der lutheriſcheu Kirche Amerika's anzubahnen. Die wichtigſten Beſchlüſſe der letzten Verſammlung waren die Herausgabe einer neuen Liturgie mit Reſponſorien und der Anſchluß an die Generalſynode, die ſich im Mai in Wincheſter verſammeln wird.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. Juni, 1853. Nro. 6.

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

(Fortſetzung.)

§. 8. Bemerkungen über Auguſtin's Bekehrung und den katholiſch kirchlichen Charakter ſeiner Frömmigkeit.

Ehe wir von dieſem großen Wendepunkte in dem Leben unſeres Kirchenvaters ſcheiden, möchte es nicht unintereſſant ſein, den kirchlich religiöſen Charakter deſſelben und ſein Verhältniß zum Weſen der katholiſchen und proteſtantiſchen Frömmigkeit näher in's Auge zu faſſen, um ſo mehr, da hierüber noch viel Unklarheit und Mißverſtändniß herrſcht und da dieſer Punkt auch in dem neuſten Werke über Auguſtin, der gründlichen Monographie von Bindemann, wovon jedoch bisher unſeres Wiſſens bloß der erſte Theil erſchienen,*) gänzlich unberückſichtigt gelaſſen iſt.

Da Auguſtin bekanntlich von den Reformatoren, die ſich nächſt der Bibel am meiſten an ſeinen Schriften gebildet hatten, beſonders von Luther, allen Kirchenvätern vorgezogen und als der erleuchteſte Zeuge der pauliniſchen Lehren von der Sünde und Gnade geprieſen wurde; ſo hat ſich ſeitdem unter den orthodoxen Proteſtanten ebenſo gut, wie unter den Katholiken, ein großer traditioneller Reſpect vor ihm fortgepflanzt, und die oben beſchriebenen Scenen in Mailand werden in populären Erbauungsbüchern gar häufig als ein auffallendes Muſter ächt evangeliſcher Bekehrung und Wiedergeburt angeführt, ohne zu ahnen, daß ſich darin ein vom Proteſtantismus, zumal vom Puritanismus und Methodismus, ganz verſchiedener Geiſt ausſpricht. An

*) Der heilige Auguſtin dargeſtellt von C. Bindemann, Prof. der Theol. in Greifswald (ein Schüler Neanders.) Erſter Band. Berlin. 1844.

der Tiefe und Gründlichkeit dieſer Bekehrung läßt ſich allerdings keinen Augenblick zweifeln, da das ganze folgende Leben des Kirchenvaters und ſein enormer geſegneter Einfluß auf die Mit- und Nachwelt dafür einen unwiderleglichen Beweis liefern. Auch können wir wohl zugeben, daß dem innerſten *Weſen* nach ſich wenig Unterſchied zwiſchen einer gründlichen katholiſchen und proteſtantiſchen Bekehrung findet, indem es in beiden Fällen eine durch die Gnadenmittel der Kirche gewirkte Losreißung des Herzens vom Dienſte der Sünde und unbedingte Uebergabe deſſelben an Gott iſt, und gerade dieß iſt es ja, was jeder gläubige Proteſtant in Augiſtin's Leben achten und bewundern muß. In der *Form* aber findet dabei ein nicht geringer Unterſchied Statt, welchen man leicht aus jener berühmten Formel ableiten kann, womit Schleiermacher geiſtreich und treffend das Verhältniß beider Confeſſionen zu einander charakteriſirt. Er ſagt nämlich: der Katholicismus macht das Verhältniß des Einzelnen zu Chriſto von ſeinem Verhältniß zur Kirche abhängig, der Proteſtantismus macht das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche von ſeinem Verhältniß zu Chriſto abhängig, d. h. mit anderen Worten, der Katholicismus ſchiebt die Kirche als nothwendige Vermittlerin zwiſchen den Gläubigen und Chriſtum hinein und bemißt die individuelle Frömmigkeit oder Chriſtlichkeit nach dem Grade ihrer Kirchlichkeit, während der Proteſtantismus umgekehrt den Gläubigen in eine unmittelbare Verbindung mit Chriſto und der heil. Schrift ſetzt und die Chriſtlichkeit und Schriftgemäßheit zum Maaßſtabe der Kirchlichkeit macht.

Demgemäß beſteht denn das charakteriſtiſche Kennzeichen der Bekehrung im Sinne der katholiſchen Kirche im Unterſchied von der proteſtantiſchen in einer *völligen und unbedingten Unterwerfung des Privaturtheils und Privatwillens unter die infallible Autorität der Kirche*, als der übernatürlichen Trägerin und Vermittlerin aller Kräfte der Erlöſung, außer deren Schooße Chriſtus und mithin auch das Heil ſchlechterdings nicht gefunden werden kann. Daran knüpft ſich dann ſofort der weitere Unterſchied, daß die ſo entſtandene Frömmigkeit des Katholiken einen überwiegend *geſetzlichen* und *asketiſchen* Charakter hat, demgemäß auf die Tugend des Gehorſams, der Demuth und der völligen Selbſtverläugnung den ſtärkſten Nachdruck legt und in ihren höheren Graden dieſe Selbſtverläugnung bis zur Verzichtleiſtung auf ſolche Genüſſe treibt, die an und für ſich nicht verboten und im Allgemeinen für das geſellige Leben unentbehrlich ſind, nämlich die Ehe und das Eigenthum. In der freiwilligen *Eheloſigkeit*, in der freiwilligen *Armuth* und im *Märtyrerthum* vollendet ſich die katholiſche Frömmigkeit und glaubt darin die Idee der Nachfolge Chriſti im buchſtäblichen und vollkommenen Sinne durchzuführen. Dieß zeigt ſich ſelbſt bei *Luther*. Denn ſeine Bekehrung in Folge des plötzlichen Todes ſeines Buſenfreundes und des dadurch erweck-

ten Eindrucks von der Eitelkeit des menſchlichen Lebens und dem furchtbaren Ernſte der Ewigkeit hat mit ſeiner proteſtantiſchen Ueberzeugung, die damals noch gar nicht exiſtirte, nichts zu thun, ſondern war durchaus katholiſcher Art und äußerte ſich auch ſofort in einer entſprechenden Weiſe, nämlich in einer buchſtäblichen Flucht aus der Welt und aus dem geſelligen Leben in die einſamen Kloſtermauern des Auguſtiner-Convents von Erfurt, wo er als Einer der demüthigſten und gehorſamſten Mönche durch Verrichtung der niedrigſten Dienſte der Selbſtverläugnung mit Furcht und Zittern das Heil ſeiner unſterblichen Seele zu ſchaffen ſuchte, und jene Willensenergie und Charakterſtärke gewann, ohne welche er niemals ein ſittlich religiöſer Reformator hätte werden können. Dieſe ſeine katholiſche und monaſtiſch asketiſche Frömmigkeit, deren Aufrichtigkeit noch kein Hiſtoriker bezweifelt hat, deren vorbereitende Bedeutung aber manche nicht gehörig anerkennen, bildete in der That die unentbehrliche Vorausſetzung und den mütterlichen Boden, aus welchem allmählig ſeine evangeliſch proteſtantiſche Frömmigkeit hervorgewachſen iſt, ähnlich wie das A. Tliche Geſetz ein Zuchtmeiſter auf Chriſtum war. Im Unterſchiede davon zeichnet ſich die proteſtantiſche (wir meinen die wahre poſitiv evangeliſche, nicht die jetzt ſo häufige pſeudo- und negativ proteſtantiſche) Frömmigkeit durch ihren *directen*, vertrauungsvollen, kindlichen Umgang mit Chriſto, durch welchen ihr aller Umgang mit kirchlichen Heiligen vermittelt und bedingt iſt, ſo wie durch ihren mehr *freien*, ſelbſtſtändigen Charakter aus und bethätigt ſich nicht in mönchiſcher Weltflucht, ſondern mitten im geſelligen Leben durch eine ſauerteigartige Umwandlung und Verklärung der von Gott geordneten Verhältniſſe des natürlichen Lebens.

Freilich haben beide Formen der Frömmigkeit, wie eine gemeinſame chriſtliche Grundlage, ſo auch vielfache Berührungspunkte. Der Katholik, indem er ſich der Kirche unterwirft, unterwirft ſich ebenfalls auch Chriſto, ja er glaubt, das letztere nur durch das erſtere thun zu können, da ja Chriſtus allein in der Kirche, ſeinem Leibe, wohnt und ſich darin fortwährend kund gibt, nach ſeiner Verheißung bei ihr zu bleiben alle Tage bis an der Welt Ende. Wer euch aufnimmt, ſagt der Herr zu ſeinen Jüngern, als den Repräſentanten des chriſtlichen Lehrſtandes und Kirchenregiments, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich geſandt hat. Sodann glaubt der Katholik gerade durch dieſe Unterwerfung unter das göttliche Inſtitut zur wahren Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu gelangen nach dem Worte: Deo et ecclesiae servire vera libertas est. Der Proteſtant andererſeits kommt factiſch doch nie zu Chriſto ohne die Vermittlung der Kirche, welche ihm ja Chriſtum verkündigt, ihn durch die Ertheilung der Taufe in ſeinen Bund aufnimmt, ihn an ihrem mütterlichen Buſen ernährt und durch ihre Diener, durch Wort und Sacrament, Zucht und Gemeinſchaft

der Heiligen im geiſtlichen Leben fördert. Der heil. Geiſt wirkt nie magiſch auf den Menſchen, ſondern immer durch ſeeundäre, endliche Urſachen und durch die von Gott geordneten Gnadenmittel, die weder im Heidenthum, noch im Judenthum, noch im Muhamedanismus, ſondern bloß innerhalb der Chriſtenheit, alſo in der Kirche niedergelegt ſind. Es iſt uns kein Fall bekannt, daß je Einer durch das bloße Leſen der Bibel ohne allen und jeden Zuſammenhang mit der lebendigen Chriſtenheit bekehrt worden wäre, und ſelbſt in dieſem Falle könnte doch die Bibel nicht direct vom Himmel gefallen, ſondern müßte durch irgend einen Miſſionar oder ſonſt ein Glied der chriſtlichen Kirche dem ſo Bekehrten in die Hände gekommen ſein. „Wie ſollen ſie glauben an den, von dem ſie nichts gehört haben? Wie ſollen ſie aber hören ohne Predigt? Wie ſollen ſie aber predigen, wo ſie nicht geſandt werden?“ „So kommt denn, ſchließt der Apoſtel, der Glaube aus der Predigt.“ Es iſt ferner Thatſache, daß jeder Proteſtant die heil. Schrift von dem theologiſchen und religiöſen Standpunkt der beſtimmten Partei ausliest und verſteht, welcher er gerade angehört, und daß mithin ſein Privaturtheil bewußt oder unbewußt von traditionellen Einflüſſen beherrſcht oder wenigſtens modificirt iſt. Dem Lutheraner dienen die Augsburgiſche Confeſſion und die lutheriſchen Katechismen, dem deutſchen Reformirten der heidelberger Katechismus, dem Episkopaliſten die 39 Artikel und das Common-Prayer-Book, dem Puritaner die Weſtminſter Confeſſion, dem Methodiſten die Schriften Wesley's zum Leitſtern in ſeiner Auffaſſung des bibliſchen Chriſtenthums, und ſo hat jede, ſelbſt die kleinſte proteſtantiſche Secte entweder ihre geſchriebene, oder ihre mündliche Tradition und Glaubensregel ſelbſt in den Fällen, wo Symbole grundſatzmäßig verworfen werden, wie bei den Quäkern und mehereren Zweigen der Baptiſten.

Aber die Abſicht des Proteſtantismus, wo er ſich ſelbſt verſteht, iſt doch immer die, den Menſchen direct zu Chriſto und zur heil. Schrift hinzuführen, das Problem der Erlöſung in ihm perſönlich und individuell zu verwirklichen und ihn zum Standpunkte evangeliſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit heranzubilden. Inſofern ſteht die proteſtantiſche Frömmigkeit im Princip höher, indem in ihr das neuteſtamentliche, evangeliſche, ſpecifiſch chriſtliche Element ſtärker hervortritt und klarer ausgebildet iſt, als in der katholiſchen, welche mehr altteſtamentlich und geſetzlich iſt, womit ſich übrigens die Anſicht ſehr wohl vertragen kann, daß die letztere es in gewiſſen Tugenden, beſonders auf dem Gebiete der Selbſtverläugnung, weiter gebracht hat, als die erſtere. Der fromme Proteſtant dient dem Herrn als vertrauensvolles Kind, der Katholik als ehrfurchtsvoller Knecht; jener geht in ſeinen Gebeten immer gleich zum himmliſchen König, zum Quell aller Hülfe und alles Troſtes,* dieſer wagt ſich ihm faſt nur durch ſeine Miniſter, durch die mitleidige Jungfrau und die fürbittenden Heiligen zu

nahen; jener iſt ſich ſeines Heils freudig bewußt und ſchöpft aus dem Bewußtſein der geſchehenen Verſöhnung und der empfangenen Gnade ſeine Kraft zu guten Werken, dieſer kommt auf Erden ſelten zur Gewißheit ſeines Gnadenſtandes und quält ſich daher durch allerlei asketiſche Uebungen und Acte der Selbſtverläugnung ab, um ſich erſt der Gnade würdig zu machen und ſich ſo zu ſagen den Himmel ſelbſt zu verdienen. Es gibt freilich viele Ausnahmen, es gibt Proteſtanten, die nie von der Sklaverei des Geſetzes emancipirt werden und ſich nie zum Standpunkte der ſeligen Freiheit der Kinder Gottes erheben, während umgekehrt viele Katholiken zu einem hohen Grade innerer Ruhe und Zufriedenheit gelangen. Der Proteſtantismus hat ſeinen puritaniſchen und pietiſtiſchen Legalismus, der nicht ſelten ſelbſt in phariſäiſche Extreme ausartet; der Katholicismus hat ſeinen evangeliſchen Myſticismus mit ſeiner Gluth gottinniger Begeiſterung und ekſtatiſcher Entzückung. Aber dieſe Ausnahmen heben die Regel nicht auf, ſondern beſtätigen ſie vielmehr. So geht ja auch im A. Teſtament das Evangelium neben dem Geſetze einher, und tritt ſogar in Abraham, David und Jeſajas ſtärker hervor, als das Geſetz, welches ſich beſonders in einem Moſes und Elias mit ſeinem ganzen erſchütternden Ernſte und Feuereifer verkörpert, während Johannes der Täufer das ſtrenge Geſetz und das troſtreiche Prophetenthum als der unmittelbare Vorläufer des Meſſias in ſich vereinigt. Umgekehrt ſagt der Herr im Neuen Teſtament: „Ich bin nicht gekommen das Geſetz aufzuheben, ſondern zu erfüllen“, und wie neben dem Evangelium Johannis das Evangelium Matthäi mit der Bergpredigt, der Geſetzgebung des N. Bundes, ſteht, ſo begegnet uns neben Paulus, dem freien unabhängigen Apoſtel des Glaubens, auch der ernſte Zuchtmeiſter Jakobus, der Apoſtel des „vollkommenen Geſetzes der Freiheit“, mit ſeinem Dringen auf gute Werke und ſeiner Warnung vor todtem Kopfglauben und muthwilligem Mißbrauch der Gnade. Man kann das N. Teſtament und ſo auch die Kirchengeſchichte nur dann vollſtändig verſtehen und würdigen, wenn man ſich ſowohl von römiſcher, als proteſtantiſcher Bigotterie und Excluſivität frei macht und ſich auf einen univerſalen Standpunkt erhebt, wo man jene beiden Formen der chriſtlichen Frömmigkeit in ihren eigenthümlichen Rechten, ihren hohen Vorzügen und Schönheiten, freilich auch in ihren entſprechenden Gefahren und Auswüchſen anerkennt. Die Kirchengeſchichte iſt nicht eine langweilige Monotonie, ſondern ein Gottesgarten mit dem mannigfaltigſten Blumenſchmuck und der bunteſten Farbenpracht, eine Muſik, wo die verſchiedenartigſten Accorde zu dem Preiſe deſſelben göttlichen Hauptes zuſammenklingen.

Wenn wir nun nach dieſen Bemerkungen wieder zum Gegenſtand unſerer Biographie zurückkehren, ſo müſſen wir zunächſt im Allgemeinen ſagen, daß ſämmtliche Kirchenväter, ſowohl die griechiſchen, als die lateiniſchen,

Digitized by Google

von Irenäus bis zu Gregor dem Großen, ſo wie die Scholaſtiker und orthodoxen Myſtiker des Mittelalters in Lehre und Leben von dem katholiſchen, und nicht von dem proteſtantiſchen Princip beherrſcht ſind, wie das von der unbefangenen Forſchung auch proteſtantiſcher Hiſtoriker heut zu Tage immer deutlicher anerkannt wird. Und was Auguſtin insbeſondere betrifft, ſo hat er zwar ein tief myſtiſches und ächt evangeliſches Element in ſich, welches in Anſelm, Bernhard von Clairvaux, Hugo von St. Victor und den meiſten Myſtikern des Mittelalters fortwirkte, dann auf die Reformatoren einen gewaltigen Einfluß übte und ſie zum Kampfe gegen den praktiſchen Pelagianismus ihrer Zeit wappnete; aber der herrſchende Ton und Charakter ſeiner Frömmigkeit wie ſeiner Theologie iſt durchaus katholiſch-kirchlich im guten Sinne des Wortes, und deßhalb wird er von der römiſchen Kirche noch heut zu Tage mit gutem Grunde als Einer ihrer größten Lehrer und Heiligen verehrt. Dieß zeigt ſich ſchon ganz deutlich bei ſeiner Bekehrung. Denn dieſe war nicht etwa ein Uebertritt vom Heidenthum oder von einem reinen Naturzuſtande zu einem ſubjectiven Chriſtenthum, ſondern von der manichäiſchen Secte, die ſich chriſtlich nannte und auch manche chriſtliche Elemente in ſich hatte, zur damaligen katholiſchen Kirche und eine unbedingte Unterwerfung ſeines redlichen, aber bis dahin ſich ſelbſt überlaſſenen Denkens und Strebens unter ihre mütterliche Autorität und Pflege. Daher der große Einfluß, welchen Ambroſius, Einer der treuſten und würdigſten Repräſentanten der biſchöflichen Hierarchie, und die Erzählung von dem Leben des Antonius, dieſes Vaters des Mönchsthums und der asketiſchen Weltflucht, auf jene epochemachende Veränderung in ſeinem Leben ausübte; daher verſtehen wir auch die Bedeutung, welche er dem kurz zuvor geſchehenen Wunder der Reliquien des heil. Protaſius und Gervaſius zuſchrieb, ſowie den Entſchluß des eheloſen Lebens und der freiwilligen Armuth, welchen er bei ſeiner Bekehrung faßte und womit er ſelbſt von den erlaubten Genüſſen der Welt für immer Abſchied nahm, um nach jener höheren Vollkommenheit zu ſtreben, welche die katholiſche Sittenlehre zwar keineswegs allen, aber doch den Eifrigſten ihrer Söhne und Töchter als Ideal hinſtellt. In der katholiſchen Kirche erkannte er fortan das objective, reale, hiſtoriſche Chriſtenthum mit allen Gnadenmitteln und die unentbehrliche Vermittlerin aller Heilsgüter. Daher ſein berühmtes Wort, welches er ſpäter dem manichäiſchen Subjectivismus, in dem er ſelbſt neun Jahre befangen geweſen war, entgegenhielt: „Ich würde ſelbſt dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Autorität der heiligen katholiſchen Kirche dazu bewegte.“ *)

*) contr. epist. Manichaei, §. 6: Ego vero evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas.

In den von ihr getrennten Secten dagegen, deren es ſchon damals eine große Menge gab, wie Gnoſtiker, Manichäer, Arianer, Semiarianer, Montaniſten, Novatianer, Donatiſten u. ſ. w., ſah er bloß ein ſelbſtgemachtes, trügeriſches Schein-Chriſtenthum, das ſich zuletzt durch ſeine eigene negative Dialektik auflöſen müſſe. „Zu dem Heil und dem ewigen Leben", ſagt er, „gelangt keiner, der nicht Chriſtum zum Haupte hat. Keiner aber kann Chriſtum zum Haupte haben, der nicht ſeinem Leibe, der die Kirche iſt, angehört." *) „Der ganze Chriſtus iſt das Haupt und der Leib zuſammengenommen. Das Haupt iſt der eingeborne Sohn Gottes, und ſein Leib iſt die Kirche; der Bräutigam und die Braut, beide in Einem Fleiſche. Wer in der Lehre von dem Haupte mit der Schrift nicht übereinſtimmt, gehört, wenn er auch in der äußerlichen Gemeinſchaft mit der Kirche ſteht, ihr dennoch nicht an. Aber auch, wer alles, was die Schrift von dem Haupte lehrt, feſthält, und ſich doch der Einheit der Kirche nicht anſchließt, gehört ihr nicht an." †)

Dieſer Auffaſſung der Sache ſtimmt im Weſentlichen auch Dr. Neander bei in der Darſtellung der donatiſtiſchen Streitigkeiten, wo er unter Anderem ſagt: „Aus Auguſtin's religiöſem und theologiſchem Entwicklungsgange läßt es ſich leicht erklären, wie ihm jener veräußerlichte Begriff der Kirche ſo wichtig wurde. Er war durch eine fromme Mutter, die Monica, in dem ſeiner Seele frühzeitig eingepflanzten Glauben erzogen worden, daß allein in der katholiſchen Kirche der Weg zum Himmel zu finden ſei. Von ſeinen Jugendjahren an gerieth er in mancherlei theoretiſche und praktiſche Verirrungen und mancherlei heftige Kämpfe. Er verfiel endlich von dem Manichäismus, der ſeine vieljährigen Erwartungen getäuſcht hatte, in den Skepticismus. Während er ſich in dieſem Skepticismus befand und doch ein innerer Drang des Geiſtes und Herzens ihn nöthigte, an eine objective Wahrheit zu glauben, bemächtigte ſich ſeiner Seele der Gedanke: ſollte Gott nicht eine an ſicheren Merkmalen zu erkennende Autorität geſtiftet haben, um den unruhigen, zweifelnden Geiſt des Menſchen zu der Wahrheit zu führen, deren er bedarf? Von dem Skepticismus aus bildete ſich bei ihm, wie ſich dieß häufig in der Geſchichte wiederholte, der Uebergang zu dem Glauben an die Autorität einer durch unverkennbare Merkmale als göttliche Stiftung beurkundeten ſichtbaren Kirche." ‡)

Noch klarer und unbefangener aber hat Dr. Richard Rothe in ſeinem grundgelehrten Werke über die Anfänge der chriſtlichen Kirche und ihrer Verfaſſung Bd I, S. 679 ff. den katholiſch kirchlichen Charakter der Auguſtiniſchen Theologie und Frömmigkeit entwickelt und gewürdigt, ſo daß wir nichts Beſ-

*) de unitate ecclesiae c. 49.

†) ibid. c. 7.

‡) Neander's Kirchengeſchichte, Bd III, S. 404 f. (zweite Auflage.)

Digitized by Google

ſeres thun können, als den betreffenden Abſchnitt mit den reichlichen Belegſtellen hieherzuſetzen, um das Verhältniß unſeres Kirchenvaters zu der ſo wichtigen Lehre von der Kirche vollſtändig zu beleuchten.

„Auch Auguſtin," ſagt Rothe, „nahm die cyprianiſche Vorſtellung (von der Kirche) entſchieden auf, nach allen ihren weſentlichen Momenten. Und nachdem er dieſe in ſich aufnahm, durchdrang er ſie mit ſeinem wunderbar mächtigen und reichen Gemüth in ihrer ganzen Tieſe, und gab ihnen kraft ſeines hellen wiſſenſchaftlichen Geiſtes vollends die ſtrenge und ſcharfe dialektiſche Durchbildung, die ihnen etwa noch abging.

Auf das innigſte war er von dem Gedanken der Ausſchließlichkeit der katholiſchen Kirche erfüllt. Unter den ſchmerzhaften Kämpfen ſeiner individuellen religiöſen Entwicklung hatten ſich in ſeinem Bewußtſein die Ideen des Chriſtenthums und der katholiſchen Kirche ſchlechthin durchdrungen und identificirt. Der Anhalt, an welchem er ſich aus dem Schiffbruch ſeines inneren Lebens rettete, und an den er ſich mit der ganzen Heftigkeit ſeines energiſchen Geiſtes krampfhaft anklammerte, war das vollkräftige Bewußtſein, daß die katholiſche Kirche, und zwar ſie allein, eine geſchichtliche Erſcheinung ſei, in welcher der chriſtliche Geiſt ſich wirklich ausſprechen und realiſiren könne, an der er einen lebendigen kräftigen Organismus für ſeine Wirkſamkeit habe, *) — kurz das Bewußtſein um die ſpecifiſche und ausſchließliche Angemeſſenheit der katholiſchen Kirche zu dem chriſtlichen Leben als Form deſſelben. †) Er war ſich bewußt, daß er nur durch die katholiſche Kirche und in ihr das Chriſtenthum wieder habe ergreifen können, daß er allein in der Gemeinſchaft mit ihr wieder chriſtliches Leben, Heilung ſeiner tief zerrütteten Natur und Befriedigung für alle Bedürfniſſe derſelben gefunden habe. Vor ſeiner Vorſtellung ſtand die katholiſche Kirche als die erbarmende, liebreiche Führerin des ohne ſie ſich ſelbſt und ſeinen Verirrungen rettungslos überlaſſenen gefallenen und in ſeinem Egoismus vereinzelten Menſchen, — als der nie verſiegende Quell, aus dem allein ihm göttliche Gnade und Lebenskraft reichlich zufließt, — als die eigentliche göttliche Gemeinſchaft auf Erden, in der allein es ein wahres Leben heiliger Liebe gibt, — und als das trauliche Vaterhaus, in dem jedem nach ſeinem individuel-

*) Und damals verhielt es ſich auch in Wahrheit ſo.

†) Sehr ſchön und kräftig ſpricht ſich dieſes Bewußtſein Auguſtin's beſonders in der Schrift De moribus Ecclesiae catholicae et de morib. Manichaeor. aus, L. I. § 62—64, p. 527 sq. Tom. I. ed. Bened. Antwerp. und in der Stelle Contra Epistolam Manichaei, § 5. p. 110 sq. Tom. VIII., wo er angibt, was ihm die Wahrheit und Göttlichkeit der katholiſchen Kirche verbürge und ihn an ihr feſthalte. Er ſagt hier ausdrücklich, das im Text angegebene Grundgefühl überwiege bei ihm alle noch zurückbleibenden einzelnen Verſtandesbedenklichkeiten.

len Bedürfniß treue Pflege für ſeine Schwächen und Gebrechen und ein angemeſſener Schauplatz für ſeine chriſtliche Thätigkeit zu Theil wird. Alle dieſe Vorſtellungen fließen für ihn in dem, auch dem Cyprian ſchon ſo geläufigen, allgemeinen Gedanken der Mütterlichkeit der katholiſchen Kirche zuſammen, in den er die ganze Innigkeit und Zartheit ſeiner tiefen Empfindung hineinlegte. Hierin iſt die Ausſchließlichkeit bereits ausgeſprochen. Chriſtus iſt ihm ganz identiſch mit der katholiſchen Kirche, ſein Leben mit dem ihrigen; *) und ohne die Gemeinſchaft mit ihr hält er die Gemeinſchaft mit Chriſto für unmöglich. †) Daher kann ihm zufolge auch nur in der katholiſchen Kirche der heilige Geiſt empfangen werden, und zwar näher deßhalb, weil allein in ihr der Geiſt der Liebe lebt. ‡) Aber

---

*) De Unitate Ecclesiae, § 6. 7, p. 232, Tom. IX: Si autem Christi Ecclesia canonicarum scripturarum divinis et certissimis testimoniis in omnibus gentibus designata est: quidquid adtulerint, et undecunque recitaverint qui dicunt, *Ecce hic est Christus, ecce illic*, audiamus potius, si oves ejus sumus, vocem pastoris nostri dicentis, *Noliti credere*. Illae quippe singulae in multis gentibus, ubi ista est, non inveniuntur, haec autem, quae ubicunque est, etiam ubi illae sunt invenitur. Ergo in scripturis sanctis canonicis eam requiramus. (§ 7.) Totus Christus caput et corpus est. Caput unigenitus Dei filius et corpus ejus Ecclesia, sponsus et sponsa, duo in carne una. Quicunque de ipso capite ab scripturis sanctis dissentiunt, etiamsi in omnibus locis inveniantur, in quibus Ecclesia designata est, non sunt in Ecclesia. Et rursus quicunque de ipso capite scripturis sanctis consentiunt, et unitati Ecclesiae non communicant, non sunt in Ecclesia, quia de Christi corpore, quod est Ecclesia, ab ipsius Christi testificatione dissentiunt. Verbi gratia, qui non credunt, Christum in carne venisse de virgine Maria ex semine David etc. etc. Item quicunque credunt quidem, quod Iesus Christus ita ut dictum est in carne venerit, — — sed tamen ab ejus corpore, quod est Ecclesia, ita dissentiunt, ut eorum communio non sit cum toto quacunque diffunditur, sed in aliqua parte separata inveniatur, manifestum est, eos non esse in catholica Ecclesia. Vgl. auch in Psalm XXX. Enarrat. II, § 3. 4, p. 110 sq. Tom. IV. De Symbolo ad Catech., Sermo IV, § 13, p. 431 sq. Tom. VI.

†) De Unit. Eccl., § 49, p. 253, Tom. IX: Ad ipsam vero salutem ac vitam aeternam nemo pervenit, nisi qui habet caput Christum. Habere autem caput Christum nemo poterit, nisi qui in ejus corpore fuerit, quod est Ecclesia. Vgl. § 2, p. 229.

‡) De Baptismo contra Donatistas, L. III, § 21, p. 78 sq. Tom. IX: *Spiritus* autem *Sanctus* quod *in sola catholica per manus impositionem dari* dicitur, nimirum hoc intelligi majores nostri voluerunt, quod Apostolus ait, *Quoniam caritas Dei diffusa est in cordibus nostris per Spiritum Sanctum, qui datus est nobis*. Ipsa est enim caritas, quam non habent qui ab Ec-

es kann ſich auch kein wirklicher Guter von ihr trennen, ſondern eine ſolche Trennung kann nur ſchlechte Motive haben, *) und ſie macht ſchon als ſolche des Heils verluſtig. †)

clesiae catbolicae communioue praecisi suut; ac per hoc etiamsi linguis hominum et Angelorum loquantur, si sciant omnia sacramenta et omnem scientiam, et si habeant omnem propbetiam, et omnem fidem, ita ut montes transferant, et distribuant omnia bona sua pauperibus, et tradant corpus suum ut ardeant, nibil eis prodest. Non autem habent Dei caritatem, qui Ecclesiae non diligunt unitatem; ac per hoc recte intelligitur dici non accipi nisi in catholica Spiritus Sanctus. Neque enim temporalibus et sensibilibus miraculis adtestantibus per manus impositionem modo datur Spiritus Sanctus, sicut antea dabatur ad commendationem rudis fidei et Ecclesiae primordia dilatanda. Quis enim nunc boc exspectat, ut ii, quibus manus ad accipiendum Spiritum Sanctum imponitur, repente incipiant linguis loqui? Sed invisibiliter et latenter intelligitur propter vinculum pacis eorum cordibus divina caritas inspirari, ut possint dicere, *Quoniam caritas Dei diffusa est in cordibus nostris per Spiritum Sanctum, qui datus est nobis.* Multae autem sunt operationes Spiritus Sancti, quas idem Apostolus cum quodam loco, quantum sufficere arbitratus est, commemorasset, ita conclusit: *Omnia autem haec operatur unus atque idem Spiritus, dividens propria unicuique prout vult.* Cum ergo sit aliud sacramentum, quod habere etiam Simon Magus potuit; aliud operatio Spiritus, quae in malis hominibus etiam fieri solet, sicut Saul habuit propbetiam; aliud operatio ejusdem Spiritus, quam nisi boni habere non possunt, sicut est finis praecepti caritas de corde puro et conscientia bona et fide non ficta: quodlibet baeretici et schismatici accipiant, caritas, quae cooperit multitudinem peccatorum, proprium donum est catbolicae unitatis et pacis; nec ejus in omnibus, quia nec ejus sunt omnes, sicut suo loco videbimus. Praeter ipsam tamen esse illa caritas non potest, sine qua cetera etiam si agnosci et approbari possunt, prodesse tamen et liberare non possunt. Manus autem impositio non sicut baptisma repeti non potest. Quid enim est aliud nisi oratio super hominem?

*) Contra Ep. Parmeniani, L. III. § 28, p. 50. Tom. IX. Inconcussum igitur firmumque teneamus, nullos bonos ab ea se posse dividere, id est, nullos bonos, etiam si cognitos sibi malos patiantur, ubicunque versentur propter eos se a longe positis et incognitis bonis temerario schismatis sacrilegio separare; ut in quacunque parte terrarum vel facta sunt ista vel fiunt vel futura sunt, ceteris terrarum partibus longe positis, et utrum facta sint vel cur facta sint ignorantibus et tamen cum orbe terrarum in unitatis vinculo permanentibus, ea ipsa sit firma securitas, non hoc potuisse facere nisi aut superbiae tumore furiosos, aut invidentiae livore vesanos, aut saeculari commoditate corruptos, aut carnali timore perversos.

†) Ep. 141, ad populum factionis Donatianae, § 5, p. 347. Tom. II: Quis.

Wie feſt Auguſtin an dem Satz von der Ausſchließlichkeit der katholiſchen Kirche hielt, das zeigte ſich am allerevidenteſten bei ſeiner ſcheinbaren Verläugnung deſſelben. Eine ſolche war nämlich allerdings die Anerkennung der Gültigkeit der donatiſtiſchen Taufe. Gleichwohl konnten die Katholiken den Grundſätzen in Anſehung der Taufe der Häretiker zufolge, welche ſich nach Cyprians Zeit in der Kirche allgemein geltend gemacht hatten, der Taufe der Donatiſten die Anerkennung nicht verſagen, ungeachtet die Donatiſten, ganz wie Cyprian auf die Unitas Ecclesiae ſich ſtützend, *) die katholiſche Taufe ſchlechterdings verwarfen. Auch Auguſtin behauptete nachdrücklich die Legitimität der donatiſtiſchen Taufe. Aber damit wollte er doch wirklich nicht das geringſte nachlaſſen von der ſtrengſten Faſſung der Ausſchließlichkeit der katholiſchen Kirche. Sie zu retten brachte er eine Reſtriction an, (denn er war wohl ihr Erfinder,) die in ſeiner Vorſtellung, daß allein in der katholiſchen Kirche der Geiſt der Liebe wohne, eine gewiſſe Begründung fand. Er erklärt nämlich, wenn gleich die donatiſtiſche Taufe allerdings eine wahre und gültige ſei, ſo könne ſie, und überhaupt jede nicht katholiſche übrigens aber rechtskräftig ertheilte, doch nicht zur Seligkeit führen, wofern der ſo Getaufte nicht wenigſtens nachher in die katholiſche Kirche eintrete; und ſo wenig nütze ohne dieſes eine ſolche Taufe dem Getauften zum Heil, daß ſie ihm ſogar ſchade, indem ſie ſein Gericht noch vermehre. †) Hiermit war denn die von der einen Seite in den Schatten geſtellte Ausſchließlichkeit der katholiſchen Kirche nach einer anderen Seite hin vollends auf die äußerſte Spitze getrieben.

Nicht anders nimmt Auguſtin auch die Vorſtellung von der Einheit der katholiſchen Kirche in der eigenthümlichen cyprianiſchen Form auf. Auch ihm beruht dieſelbe weſentlich auf der Einheit des Episkopats, welche wieder in der cathedra Petri, d. i. in dem römiſchen Biſchof, als ihrem organiſchen Einheits- und Communicationspunkte ihre Realiſirung hat. ‡)

---

quis ergo ab hac catholica Ecclesia fuerit separatus, quantumlibet laudabiliter se vivere existimet, hoc solo scelere, quod a Christi unitate disjunctus est, non habebit vitam, sed ira Dei manet super eum.

*) S. z. B. den Parmenianus bei Optat. v. Mileve, L. I. c. 5, p. 6. c. 6, p. 7. u. ſ. w.

†) De unico Baptismo c. Petilian., § 8. p. 360 sq. (T. IX) et passim. De Baptismo c. Donatistas, L. I. § 14—16, p. 58 sq. L. VI. § 23. 24, p. 114 sq. § 66, p. 122. § 78, p. 123. L. VII. § 33, p. 130. Tom. IX.

‡) Nach De utilitate credendi, § 35, p. 50. Tom. VIII beſitzt die katholiſche Kirche ihre unbedingte Autorität (culmen auctoritatis obtinuit) ab Apostolica sede per successiones Episcoporum. Nach Contra Ep. Manichaei § 5, p. 110. Tom. VIII hält den Auguſtin im Schooß der katholiſchen Kirche

Durch dieſe lebendige Reproduction in dem Auguſtinus erhielt die cyprianiſche Vorſtellung von der Kirche eine doppelt ſtarke Gewalt über die damalige Chriſtenheit; ja nicht bloß über dieſe, ſondern, bei dem durchgreifenden Einfluß, den Auguſtin überhaupt auf die Kirche gewann, auch über die Chriſtenheit aller folgenden Jahrhunderte. Auguſtin's Faſſung der Lehre von der Kirche wurde für die Folgezeit beinahe ſymboliſch. Schon von dem Fulgentius von Ruspe werden die auguſtiniſchen Beſtimmungen dieſes Lehrſtücks unverändert wiederholt als allgemeine Kirchenlehre."

So weit Rothe. Wenn nun aber die gründlichſte und unbefangenſte proteſtantiſche Geſchichtsforſchung auf das überaus wichtige Reſultat führt, daß die ganze Theologie und Frömmigkeit der Kirchenväter, ſelbſt derer, die wir am meiſten zu achten und uns als am nächſten ſtehend zu betrachten gewohnt ſind, im Weſentlichen katholiſch, und nicht proteſtantiſch war: ſo iſt leicht einzuſehen, daß die ultraiſtiſche puritaniſche Auffaſſung und Polemik gegen den Katholicismus, welche unter uns in Amerika jetzt überall an der Tagesordnung iſt und mit jedem Jahre heftiger wird, im Grunde auf eine Verurtheilung der ganzen alten Kirche hinauskommt, ebendamit die Idee eines ununterbrochenen geſchichtlichen Chriſtenthums zerſtört, mithin ganz und gar nicht geeignet iſt, die Kirchenfrage auf eine den Intereſſen des Glaubens und der Frömmigkeit genügende Weiſe zu löſen. Es iſt darum hohe Zeit, ſich nach einer ſolchen Vertheidigung des Proteſtantismus umzuſehen, welche auf der Anerkennung und Würdigung hiſtoriſcher Thatſachen beruht und einer ſo coloſſalen Erſcheinung, wie der Katholicismus iſt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Die billigſte und gerechteſte Polemik iſt immer auch die ehrenvollſte und ſiegreichſte. Doch darauf näher einzugehen, gehört nicht hieher, und wir müſſen nun den Lebensfaden unſeres großen Kirchenvaters bei ſeiner Taufe wieder aufnehmen und bis zu Ende führen, wobei wir uns indeß viel kürzer als bisher faſſen werden, um dieſe Artikel nicht gar zu weit auszudehnen.

(Fortſetzung folgt.)

---

nächſt anderem ab ipsa sede Petri Apostoli, cui pascendas oves suas post resurrectionem Dominus commendavit, usque ad praesentem episcopatum successio sacerdotum. Ep. 43, § 7, p. 69. Tom. II ſagt er von der römiſchen Kirche: in qua semper Apostolicae cathedrae viguit principatus. Contra duas Epp. Pelagianor. L. I. § 1. p. 272. Tom. X ſchreibt er an den römiſchen Biſchof Bonifacius: Communis nobis omnibus, qui fungimur episcopatus officio (quamvis ipse in ea emineas celsiore fastigio,) specula pastoralis. Ep. 53. § 2. 3, p. 91 Tom, II erklärt er den Donatiſten kurzweg, ſie könnten nicht die wahre Kirche ſein, weil ſie außer der Gemeinſchaft ſtänden mit dem von dem Petrus (cui totius Ecclesiae figuram gerenti Dominus ait: *Super hanc petram aedificabo Ecclesiam meam, et portae inferorum non vincent eam,*) ausgehenden römiſchen Episkopat, u. ſ. w.

Johann Kaſpar Lavater.

Unter den Zeugen der Wahrheit, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Gegenſatz gegen den herrſchenden Denkunglauben an den Grundwahrheiten der chriſtlichen Kirche feſthielten und dieſelben muthig vertheidigten, nimmt unſtreitig der a. 1741 zu Zürich in der Schweiz geborne und als Chriſt und Prediger, als Erbauungsſchriftſteller, Menſchenfreund und Patriot rühmlich bekannte J. K. Lavater eine der erſten Stellen ein. Sein Vater, Heinrich Lavater, Arzt und Mitglied der Zürcheriſchen Regierung, war ein Mann von „anerkannter Redlichkeit, unermüdetem Fleiße und frommem Herzen“; ſeine Mutter, Regula Eſcher, eine Frau von „großem Verſtande, reichem Erfindungsgeiſte, unternehmendem Weſen und bis an Verſchwendung grenzender Gutthätigkeit.“ Ungeachtet aller jugendlichen Lebhaftigkeit ſchien der junge Lavater nicht beſonders begabt zu ſein, und neben großer Gutmüthigkeit wurde er zuweilen ſehr heftig und blieb jugendlichem Lügen, Schwören, Zürnen und Verwünſchen nicht ganz fremde. Doch bei alle dem erwachte ſchon in ſeinem zarten Knabenalter ein höheres Streben in ſeiner Seele, und von ſeinem ſiebenten Jahre an ſtand er in einem bewußten Gegetsumgange mit Gott. Er ſagt ſelbſt von ſeinen Jugendjahren: „Mann kann ſich von meiner Glaubensſtärke in dieſen Jahren, wenn Angſt und Noth da war, kaum einen Begriff machen. Konnte ich beten, ſo war mir, als wenn ich, warum ich bat, ſchon hätte.“ Mit unerſättlicher Begierde las er auch frühe ſchon das Lieblingsbuch ſeines Vaters, die heil. Schrift, vor allem das Alte Teſtament, deſſen Geſchichten ihn beſonders anſprachen. In dieſer Zeit ſtand ihm Chriſtus freilich noch ferne; das Bewußtſein ſeiner Sünden war ihm noch nicht aufgegangen, und deßhalb bedurfte er mehr eines gebeterhörenden, als eines erlöſenden Gottes. Verſchiedene innere und äußere Umſtände und Ereigniſſe ſeines Lebens ließen ihn jedoch „in ſteigendem Grade die vielfache Befleckung ſeines Herzens, ſeine Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit“ erkennen, und als neunzehnjähriger Jüngling ſchrieb er folgende ergreifende Worte: „Ach wie bin ich ein Sünder! Ach, daß alle Erſchaffenen für mich zu Gott weinten! Doch dieſer wären noch zu wenige, wenn ſie ſchon unzählbar ſind. Nein, nein, der Unerſchaffene — verzage nicht Seele! — der Unerſchaffene weint für dich. — Wer iſt jener, der in der Nacht dort Blut weint, auf die Erde hin, daß ſie ſeine Thränen, ſein Blut trinke, ſein Altar, ſein Grab werde? Die Erde, worauf

mein Fuß ſteht, trank die Thränen des Sohnes, die Thränen für mich, ſie reden ewig. Schaue, Gott! auf Gethſemane und die Thänen des Sohnes, die er für mich — ach! die er auch für mich geweint hat." — Von Golgatha redend, ſagt er im gleichen Briefe unter anderem; „Du ſelbſt (ich kann den Gedanken kaum denken) pflanzteſt den Baum, daß er einſt vom Weltgerichte belaſtet, deinem ſchwankenden Rücken eine gottverſöhnende Laſt werde; und deine Hand goß in die finſtern Eingeweide der Berge das fürchterliche Eiſen, das deinen Leib durchgraben ſollte. Du Liebe! du Liebe! ich denke dieſen Gedanken nach, ich zerfließe in dankſagender Wehmuth."

Von ſeinem zehnten Jahre an war es ſein feſter Entſchluß, ein Diener des Wortes Gottes zu werden; und mit welchen Geſinnungen er nach zurückgelegter Studienzeit in das heilige Predigtamt trat, zeigt uns unter vielen anderen folgende Stelle eines ſeiner Briefe aus jener Zeit: „Ach, denke, was es ſei, in Gottes Namen mit unſterblichen Weſen reden. Immer ſei Paulus Grundſatz auch der deinige: Wir predigen nicht uns ſelber, ſondern Jeſum Chriſtum, daß er der Herr, wir aber um Chriſti willen Knechte ſeien."

Um in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit zu wachſen und ſich zu befeſtigen, machte Lavater im Jahr 1763 mit einigen Buſenfreunden eine Reiſe durch die Schweiz und Deutſchland, beſuchte unter anderen ausgezeichneten Männern namentlich Erneſti, Gellert, Zollikofer, Klopſtock und Spalding, bei welch letzterem er ungefähr dreiviertel Jahre zubrachte, um in ſeinem Umgange und an ſeinem Vorbilde ſich auf die Führung des geiſtlichen Amtes vorzubereiten. Schon in dieſer Zeit ſchrieb Lavater Brauchbares für wiſſenſchaftliche Zeitſchriften, dichtete treffliche Lieder, und ließ etwas ſpäter 1765 —68 eine gereimte Ueberſetzung der Pſalmen im Druck erſcheinen.

Im Jahr 1766 fand er in Anna Schinz eine treue Lebensgefährtin. Mit Gott hatte er geſucht, und Gott ließ ihn finden, was ſein Herz bedurfte. Welche Eigenſchaften ſeine zukünftige Gattin unbedingt haben müßte, hatte er ſchon vorher in einem Briefe an einen ſeiner Freunde ausgeſprochen: „Sie muß ein gutes Herz haben, ſanftmüthig, friedſam, beſcheiden ſein. Eitelkeit und Pracht muß ſo ferne von ihr ſein, daß ſie nur die Geſetze des Wohlſtandes und der Ehrbarkeit nicht verletzt. Sie muß nicht nur aus Geſchmack, ſondern aus Gottesfurcht tugendhaft ſein. Schönheit darf ſie eben nicht haben, wenn ſie nur angenehm, freundlich, geſund, reinlich, ſanft iſt. Ich fordere keinen Amazonenmuth, nichts weniger, — aber ſie ſoll auch keine Tändlerin und kein gnädiges Fräulein ſein. Sie muß keine verderblichen Romanen leſen, gute Begriffe von der Erziehung haben, mit mir im Plane der Erziehung übereinſtimmen wollen," u. ſ. f. Lavaters Familienkreis war durch Liebe und herzliche Vertraulichkeit ausgezeichnet. Die Weihe ſeines häuslichen Lebens war die tägliche gemeinſame Hausandacht und der alle Verhältniſſe des Hauſes durchdringende Geiſt chriſtlicher Frömmigkeit. Doch war Lavaters Frömmigkeit keine finſtere; vielmehr war

er die Munterkeit ſelbſt, ſo daß Viele, die in ſeinem Hauſe oder im Kreiſe ſeiner Freunde Zeugen ſeiner Heiterkeit waren, nicht begreifen konnten, daß er derſelbe ſei, in deſſen Predigten und Schriften ein ſolcher Ernſt und Eifer ſich ausſprach. Auch in Betreff der Erziehung ſeiner Kinder war es ſein Grundſatz, „ſeinen Kindern nicht bloß eine fromme, ſondern auch eine ſolche Erziehung zu geben, wie ſie derſelben in der Gemeinſchaft mit andern Menſchen bedurften.“ — „Sie müſſen lernen“, ſagt Lavater, „und ſich üben, unter Schlimmen gut zu ſein, weil es unmöglich zu vermeiden iſt, daß ſie nicht unter Slimme gerathen.“

Was ſeine amtliche Wirkſamkeit als Geiſtlicher der Zürcherkirche betrifft, ſo entwickelte Lavater zuerſt als Diakon von 1769—75, und dann als Pfarrer bis 1778 an der Waiſenhauskirche eine ungemeine Thätigkeit. Im letzteren Jahre wurde er ohne ſeine Bewerbung von der St. Petersgemeinde in Zürich zum Diakon gewählt; und nachdem er einen Ruf von der St. Ansgariigemeinde zu Bremen abgelehnt, wurde er noch zu Ende deſſelben Jahres (1786) durch einmüthige Wahl der Gemeinde an die Pfarrſtelle zu St. Peter befördert, und wurde damit zugleich auch Mitglied des Zürcheriſchen Kirchenraths.

Mit beſonderer Vorliebe widmete ſich Lavater während ſeiner paſtoralen Wirkſamkeit dem Jugendunterrichte. Als ausgezeichneter Katechet und großer Kinderfreund gewann er in hohem Maaße die Liebe und Anhänglichkeit der Jugend, und Tauſende verdanken ſeinen Worten und Mahnungen, ſeinen Fragen und Segenswünſchen die erſte Anregung zur wahren Gottesfurcht. Nicht minder gewiſſenhaft und aufopfernd war er im Beſuchen der Kranken. „Noch an jenem verhängnißvollen Tage, an welchem im Jahr 1799 die franzöſiſchen Kriegsheere in Zürich einzogen, hatte Lavater den ganzen Morgen durch unter dem Donner der Kanonen Kranke beſucht, und einige Stunden nachher warf ihn der Herr durch jene ſchwere Verwundung (die er durch den Schuß eines Grenadiers, den er vorher mit Brot und Wein erquickt hatte, erhalten) ſelbſt auf's heiße Leidenslager nieder. Aber auch inzwiſchen ſeiner eigenen Leidenszeit ließ er zuweilen ſich zu Kranken hintragen. Am 2ten Jan. 1800, gerade ein Jahr vor ſeinem eigenen Tode, wünſchte ein in Militärhaft befindlicher zum Tode Verurtheilter Lavatern zu ſprechen, ja von ihm zu dem Platze, da er erſchoſſen wurde, hinbegleitet zu werden, und ungeachtet der Kälte entſprach der leidende Lavater der Bitte des armen Verurtheilten.“

Lavaters Predigtweiſe wird von Burk in ſeiner Paſtoraltheologie folgendermaaßen charakteriſirt: „Er predigte mit einfältigen Worten und doch gewaltig, mit einem Erguß des Herzens, mit einer Innigkeit, mit einem ſo mittheilenden Gefühle, daß man nur vorſätzlich dem Ergriffenwerden widerſtehen konnte. Seine Zunge war ein Schwert gegen das Laſter, aber ſanft gegen die Fehlenden, ſanft für jede Meinung in der chriſtlichen Religion, welche nicht aus Kälte, nicht aus verborgenem Groll gegen das Chriſtenthum ſtammte. Aber wenn er von den Lehren der falſchen Schriftgelehrten redete, welche die Stirne hatten,

ſich Chriſten zu nennen, aber die Grundlehren des Chriſtenthums untergruben oder läugneten, da waffnete ſich ſeine Rede mit der Kraft einer Lehre, die vom Himmel ſtammt, da zerſtörte er Schlag auf Schlag die luftigen Syſteme dieſer Halbchriſten, und rief Feuer vom Himmel auf die Altäre des Unglaubens und betete — für die Ungläubigen.“

Was Lavater ſeinem Nachfolger im Diakonate an's Herz legte, bezeichnet kurz aber trefflich den Geiſt ſeines eigenen Wirkens: „Sei täglich demüthiger um deiner ſelbſt und täglich muthiger um Gottes und Chriſti willen. Arbeite an dir ſelbſt mehr, als an irgend einem deiner Gemeindsgenoſſen; du arbeiteſt an Tauſenden, wenn du immer zuerſt und zuletzt an dir ſelbſt arbeiteſt.“ Und was ſein Verhältniß zu ſeinen Amtsbrüdern war, iſt aus folgender Anrede an denſelben erſichtlich: „Laß uns Einer des Anderen Aug und Hand und Fuß ſein, Einer den Anderen zu rechter Zeit und ohne Furcht wie ein Bruder den anderen warnen, Einer für den Anderen und Beide mit Einem Munde und Herzen für die Gemeinde beten, ſo einander forthelfen und ermahnen, ermuntern, ſtärken, tröſten, ſo Hand in Hand und Schulter an Schulter, als Ein Herz und Eine Seele vor dem Herrn und in dem Herrn unſere ſchöne, obgleich nicht dornenfreie Laufbahn antreten, fortſetzen und vollenden, daß Gott im Himmel und alle guten Menſchen auf Erden und beſonders unſere Gemeinde unſer und unſeres Lehrens, Ermahnens, Warnens, Tröſtens, unſeres Herzens und Lebens, unſeres Glaubens und unſerer Hoffnung, unſerer Verſchiedenheit und unſerer Einigkeit jeden Tag froher werden!“

Kein Wunder, daß die Predigten eines ſolchen Mannes ſo begierig gehört wurden, daß die Kirchenvorſteher Verfügung treffen mußten, um den Gliedern der eigenen Gemeinde vor denen anderer Gemeinden den Zugang nicht ganz zu verſperren, und daß unter ſolchen Umſtänden die Eiferſucht unter den Pfarrern Zürichs rege wurde, die nicht alle die Ehre des Herrn allein ſuchten, läßt ſich leicht denken. Ließ ſich doch einer derſelben ſo weit hinreißen, von der Kanzel über Lavater zu ſagen: „Er predigt nur immer das Evangelium, nicht die Moral; er ſetzt den ganzen Werth der Religion in das Gefühl; ſeine Andächtelei zieht die Menge nach ſich, und Weiber ſind ſeine Kunſtrichter.“ In einer trockenen und moraliſirenden Zeit, wie die war, in welcher Lavater lebte und wirkte, war ein ſolches Urtheil aus dem Munde eines Neiders das ſchönſte Zeugniß für einen Diener des Evangeliums.

Daß Lavater auch als Schriftſteller nicht ſeine Ehre, ſondern nur Gottes Ehre und Chriſti Reich zu fördern trachtete, dafür bürgt ſeine ganze Erſcheinung. Von den außerordentlich vielen im Druck erſchienenen größeren und kleineren Lavater'ſchen Schriften nennen wir nur einige der wichtigſten, nämlich: unter den poetiſchen ſeine Schweizerlieder, 1767, ſeinen „Jeſus Meſſias“, 1780, ſeine geiſtlichen Lieder, 1776 und 1780; unter den proſaiſchen ſein „chriſtliches Handbüchlein für Kinder“, 1771, ſeine „Phyſiognomik“, 1775—79, ſeinen

Digitized by Google

„Pontius Pilatus", 1782—85, ſeine „Betrachtungen über die wichtigſten Stellen der Evangelien", ſeine köſtliche „Handbibel für Leidende", 1788, ſeine vielen Predigten (eine zweckmäßige Sammlung der wichtigſten derſelben auf alle Sonn- und Feſttage des Jahres erſchien 1845 in Zürich bei Hanke zum „Sekular-Andenken an J. K. Lavaters hundertjährigen Geburtstag") und trefflichen Gebetbücher. In ſeinen „nachgelaſſenen Schriften", 5 Bände, 1801 von Geßner herausgegeben, ſind uns köſtliche Reliquien von Lavater aufbewahrt; eine Auswahl aber „des Geiſtreichſten, Originellſten, Ergreifendſten, Anmuthigſten" ſeiner Schriften erſchien bei J. K. Orelli in acht Bändchen unter dem Titel: „Johann Kaspar Lavaters ausgewählte Schriften."

Auch als Patriot und guter Bürger erſcheint uns Lavater in allen ſeinen Reden und Handlungen. Schon in ſeiner Jugend wußte er in Gemeinſchaft ſeines theuren Freundes H. Füßli unſchuldig unterdrückten Mitbürgern gegen einen ungerechten Zürcheriſchen Landvogt Gerechtigkeit zu verſchaffen. Als Mann wurde er Mitglied der „helvetiſchen Geſellſchaft", die damals die edelſten Patrioten ſeines Vaterlandes einſchloß. Des Freiheitsdranges in Frankreich, ſo lange derſelbe noch einigermaaßen in Schranken blieb, freute er ſich anfänglich, wie viele edle und große Männer ſeiner Zeit; als aber die Bahn des Rechtes verlaſſen, Zügelloſigkeit mit Freiheit verwechſelt, die Religion geſchändet, und Ehrbarkeit und gute Sitten untertreten wurden, da war keiner, der lauter und kräftiger dagegen zeugte, als Lavater. In einer den 28ſten October 1792 gehaltenen Predigt über Sprüchwörter 25, 11 ſagt er uuter anderem: „Irrreligion herrſcht ſichtbarer als ſichtbar in Frankreich; Irrreligion iſt der Anfang, das Mittel und das Ende. Keine Nation, auch keine heidniſche hat je ſo öffentlich, ſo entſcheidend, ſo frech der Religion Hohn geſprochen wie dieſe. Ohne Prophet zu ſein, ſage ich mit Gewißheit, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, wo Irrreligion herrſcht, muß Geſetzloſigkeit, Sittenloſigkeit, Jammer und Zerrüttung herrſchen. Bis Frankreich zur Gottesverehrung und zum Glauben an vergeltende Zukunft, zum Glauben an Vorſehung und unſichtbare Welt zurückkehrt, wird Ruhe und Ordnung, Friede und Freiheit nicht zurückkehren. O Frankreich! Frankreich! Beiſpiel ohne Beiſpiel! willſt du uns nicht warnen, uns nicht lehren, zu welchen Unmenſchlichkeiten eine Nation herabſinkt, die auf dem höchſten Gipfel der Aufklärung zu ſein glaubte, wenn ſie mit Eid, Gewiſſen und Religion ein unſinniges Geſpött treibt. O Frankreich! Frankreich! verſage nur alle deine Prieſter! Zerſtöre und verkaufe nur deine Tempel! Verwandle deine chriſtlichen Feiertage nur in Schauſpiele und deine heiligen Altäre in Altäre der Freiheit! Rathſchlage, ob man das Wort Vorſehung noch dulden ſoll und predige die Religion der Epikuräer: „Laſſet uns eſſen und trinken; denn morgen ſterben wir!" — auf deinen noch übrigen Kanzeln, und dann laß uns ſehen, was endlich aus dir werden wird!"

Als in Zürich ſelbſt bürgerliche Unruhen ausgebrochen waren, that er ſein Möglichſtes, die erbitterten Gemüther zu beſänftigen. „Brüder in der Stadt und Brüder auf dem Lande!“ ſprach er damals in ſeiner Predigt, „o daß ich zwiſchen euch Alle hintreten, euch alle als Kinder meines Vaters umarmen und als würdige, gute, arglose, redliche Brüder an mein Herz drücken und jedem in die Seele rufen könnte: Tretet näher zuſammen! Vergeſſet alles, was euch trennte und noch trennt. Verlanget nicht Unvernünftiges; ſchlaget nicht Billiges ab. Umarmet Euch als Brüder!„ Auch ſchriftlich zeugte er gegen jede Art von Ungerechtigkeit. So ſchrieb er unter anderem: „Bürger, Geſetzgeber! wollet ihr Freiheit, ſo ſeid gerecht, und wollet ihr Ruhe des Vaterlandes, ſo treibet kein Machtſpiel mit dem Eigenthum. Ungerechtigkeit iſt die furchtbarſte Gegenrevolution gegen die allgemein angenommene Freiheit und Gleichheit. Ihr habt keine zu fürchten, wenn ihr gerecht ſeid, — aber ſeid ihr ungerecht, ſo erwartet das Schlimmſte!“ — Noch ſtärker ſprach er, als die Franzoſen widerrechtlich in die Schweiz eingedrungen waren, in dem Wort eines freien Schweizers an die große Nation. „Frankreich“, ſagt er hier unter anderem, „hatte kein Recht, als das Tyrannenrecht des Stärkern, in Helvetien einzudringen. Ihr Franken kamet als Räuber und Tyrannen in die Schweiz. Ihr führtet Krieg wider ein Land, das Euch nicht beleidigte — eure Räthe waren Deſpatenbefehle. So ward uns nie geboten, da wir, eurer unwahrhaften Sage nach, Sklaven waren. So mußten wir nie blindlings gehorchen, wir, da wir nun, eurer Sage nach, frei ſind. Man zwang uns nur die Freiheit auf, uns alle Freiheit rauben zu laſſen.“

An Lavaters Beiſpiel ſehen wir deutlich, wie das Evangelium auch gute Bürger macht; und die Geſchichte beſtätigt ſeinen Grundſatz, daß ohne Religion und Gottesfurcht kein wahres Erdenglück, kein moraliſcher Staat von Menſchen, keine politiſche Staatsverfaſſung beſtehen könne.

Was Lavater zu ſeiner Zeit war und leiſtete, das war und leiſtete er allein vermöge eines demüthigen, innigen Glaubens an Chriſtum. Der Glaube an Jeſum als einen göttlichen Erlöſer war der Grundton ſeines Chriſtenglaubens. Das Evangelium von Jeſu Chriſto war ihm das Theuerſte auf Erden. „Nehmet mir alles in der Welt“, ſagte er einmal zu ſeiner Gemeinde, „nehmet mir alle Schriften der gelehrteſten und frömmſten Menſchen und laſſet mir nur das Evangelium, und ihr laſſet mir genug. Sei das Evangelium noch ſo verachtet, noch ſo angefeindet, ſo verſpottet, es bleibt dennoch meine Ehre, meine Freude, mein Leben; ich werde dennoch bei dieſer Wahrheitsquelle ſtehen bleiben, ſchöpfen und mich in jedem Durſt nach Licht und Kraft und Ruhe daraus erquicken; denn je mehr ich daraus ſchöpfe, deſto froher, deſto überzeugter, deſto anbetender rufe ich aus: Herr! zu wem ſollt' ich ſonſt gehen? Du allein haſt die Worte des ewigen Lebens!“ —

So ergreifend ſein Glaube war, ſo rührend war ſeine Demuth. Schon als Jüngling ſchrieb er an einen Freund: „Nicht Eine meiner Handlungen wird ſein, die nicht eines demüthigen: „ „Herr erbarme dich" " bedürfte." Und am letzten Tage ſeines 59ſten Lebensjahres ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Herr! vergib mir meine 59 Jahre."

Zuweit würde es uns führen, noch beſchreiben zu wollen, wie großmüthig er war gegen Feinde, wie treu gegen Freunde, wie mildthätig gegen Arme, wie voller Mitleiden gegen Kranke und wie geduldig in den langweiligen großen Leiden, die ſeinem Ende vorangingen.

Wir ſchließen dieſen kurzen Abriß ſeines reichen Lebens mit den Worten Schuur's, aus deſſen Schrift „das geiſtliche Strafamt", (Königsberg 1843) S. 55: In neuern Zeiten iſt nach meinem Dafürhalten Lavater gewiß der Geiſtliche, der durch ſeine Worte von der Kanzel das meiſte wirkte, in alle Angelegenheiten ſeines Zürichs mit Macht hineingriff, keine Macht, keine Gewalt, keine Herrſchaft fürchtete und ſeine Vaterſtadt durch ſein Wort mehr als einmal vom Verderben rettete. Wie eine heilige Reliquie aus wunderbaren Zeiten ſteht er da, von der Mitwelt oft verkannt und von der Nachwelt noch nicht ganz erkannt."

Shanesville, O.

J. G. Z.

Stufen der Offenbarung.

Nur nach und nach hat Gott ſich ſeiner Welt enthüllet,
Erſt angedeutet bloß, und herrlich dann erfüllet.
Wie in der Mitternacht uns Mond und Sterne funkeln,
So leuchtet matter Schein der Heidenwelt im Dunkeln.
Wie Morgendämmrung ruht auf ſtillen Erdenthalen,
So ſiehſt du Iſrael im Glanz Jehova's ſtrahlen.
Doch wie die Sonne kommt und Leben weckt und Segen,
So lacht in Chriſtus uns das volle Licht entgegen.

Bücherſchau.

Die chriſtliche Kirche der drei erſten Jahrhunderte. Vorleſungen von Dr. K. R. **Hagenbach**, Prof. der Theol. in Baſel. Leipzig, 1853.

Dieß Buch enthält keine neuen gelehrten Forſchungen, iſt aber eine auf tüchtiger Kenntniß ruhende und ſehr empfehlenswerthe populäre Bearbeitung des wichtigſten Zeitalters der chriſtlichen Kirche in der Form von Vorleſungen an ein allgemeineres gebildetes Publikum und ſchließt ſich würdig an die Vorleſungen deſſelben Verfaſſers über die Geſchichte des Proteſtantismus an. Prof. Hagenbach gehört der Schleiermacher-Neanderſchen Schule an, iſt dabei Einer der klarſten, anziehendſten und geſchmackvollſten Schriftſteller unter den deutſchen Theologen und ein Mann von edler, chriſtlicher und zugleich ſehr milder, verſöhnlicher und liebenswürdiger Geſinnung, ähnlich wie Ullmann. Durch ſolche in edler Popularität geſchriebene Werke, wie das eben genannte von Hagenbach, gehen die Reſultate der neueren deutſchen Kirchengeſchichtsforſchung immer mehr in das Allgemein-Bewußtſein der Zeit über, was für den Aufbau des chriſtlichen Lebens von der größten Wichtigkeit iſt.

Handbuch der allgemeinen Kirchengeſchichte von **Joh. Heinrich Kurtz**, Dr. und Prof. der Theologie zu Dorpat. Dritte neu ausgearbeitete Auflage. Erſten Bandes erſte Abtheilung. Mitau, 1853.

Dr. Kurtz hat ſich ſchon durch mehrere Compendien und durch verſchiedene Abhandlungen über A. Tliche Theologie ſehr vortheilhaft ausgezeichnet und nimmt unter den evangeliſchen Theologen der jüngeren Generation eine der erſten Stellen ein. Das Handbuch der Kirchengeſchichte in dieſer neuſten bedeutend erweiterten Forn iſt auf zwei Bände, jeder in zwei Abtheilungen, berechnet und verſpricht in hohem Grade popular zu werden, da es ganz orthodox iſt und in klarem gefälligen Styl und bequemer Ordnung den wichtigſten Stoff für das Bedürfniß angehender Studenten zuſammendrängt. Wir halten dafür, daß dieſes Lehrbuch, ſowie das etwas weitläufiger angelegte von Lindner, mit der Zeit das Werk von Guericke verdrängen wird, da es deſſen Vorzüge ohne deſſen Schattenſeiten beſitzt. Denn während Kurtz ſeiner dogmatiſchen Richtung nach ſich ebenfalls ziemlich entſchieden zum orthodox lutheriſchen Lehrtypus hinneigt, ähnlich wie Lindner, Sartorius, Martenſen, Liebner und andere, ſo iſt er doch ganz frei von der eckigen Schroffheit und engherzigen Polemik gegen die reformirte und unirte

Kirche und von jenem endlos verſchlungenen, ſchwerfälligen Periodenbau, welche die Guerickeſchen Schriften entſtellen und dem liberalen, gerechtigkeitsliebenden Sinne und guten Geſchmacke ſo anſtößig machen. Wir möchten daher dieſes Lehrbuch von Kurtz auch deutſchen Predigern in Amerika, beſonders in der lutheriſchen Kirche empfehlen.

Ueber den alt- und neuteſtamentlichen Cultus, insbeſondere Sabbath, Prieſterthum, Sacrament und Opfer von **Ernſt Sartorius**, Dr. der Theol., Generalſuperintendent, Conſiſterialdirector und Oberhofprediger zu Königsberg in Preußen. Stuttgart, 1852.

Eine ſehr ſchöne und geiſtvolle, lehrreiche und erbauliche Entwicklung der im Titel angegebenen Ideen mit beſonderer Rückſicht auf die Sonntagsheiligung und die Neugeſtaltung des liturgiſchen Gottesdienſtes, welche jetzt im evangeliſchen Deutſchland ſo vielfache Theilnahme erregt. Die Ausſtattung iſt ſehr anſprechend und geſchmackvoll, was von allen Verlagswerken Lieſchings in Stuttgart gerühmt werden muß.

Das Hohelied Salomonis, ausgelegt von **E. W. Hengſtenberg**, Dr. und Prof. der Theologie zu Berlin. Berlin, 1853.

Seit dem Eindringen des Rationalismus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſind alle Mittel der Gelehrſamkeit und des Scharfſinns aufgeboten worden, um die kirchliche Anſicht vom Lied der Lieder, welche darin eine allegoriſche Schilderung der myſtiſchen Lebensgemeinſchaft Chriſti mit der Kirche, ſeiner Braut, erkennt, zu erſchüttern und es in die Kategorie erotiſcher Dichtung herabzuziehen. Hengſtenberg nimmt in dieſem Buche mit ſeinem bekannten Scharfſinn und ſeiner ungemeinen Schriftkenntniß die typiſch allegoriſche Auslegung wieder in Schutz, aber auf einer nüchterneren hiſtoriſchen Grundlage, als die älteren orthodoxen Ausleger, und mit Benützung der neuern Forſchungen, die ebenfalls das Ihrige zur Förderung des Verſtändniſſes beigetragen haben, ſo daß auch „das Alte hier wieder neu geworden iſt.“ Er tritt dabei bei aller ſonſtigen Glaubensgemeinſchaft in Conflict mit Dr. Delitzſch von Erlangen, welcher neulich ebenfalls einen werthvollen Commentar über daſſelbe Buch veröffentlicht hat, darin aber die allegoriſche Auffaſſung preis gibt und in dem Salomoniſchen Liede eine poetiſche Darſtellung und göttliche Weihe der Idee der Ehe ſieht.

Real-Encyklopädie für proteſtantiſche Theologie und Kirche. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Gieſeler in Göttingen, Prof. Dr. Hagenbach in Baſel, Oberconſiſterialrath Dr. Höfling in München, Prof. Dr. Hundeshagen in Heidelberg, Prof. Dr. Lücke in Göttingen, Prof. Dr. Jul. Müller in Halle, Prof. Dr. Nitzſch in Berlin, Prof. Dr. Schenkel in Heidelberg, Prof. Dr. Thilo in Halle, Prof. Dr. Tholuk in Halle, Prof. Dr. Tweſten in Berlin, Prof. Dr. Ullmann in Heidelberg, Prof. Dr. Umbreit in Heidelberg und Anderen, herausgegeben von Dr. Herzog, ordentlichem Profeſſor der Theologie in Halle. Stuttgart 1853 (Zu beziehen durch die Buchhandlung von Schäfer und Koradi in Philadelphia zu

25 Cents das Heft mit Einſchluß des Portos für die Abonnenten in den Vereinigten Staaten).

Eine allgemeine theologiſche Real=Encyklopädie in alphabetiſcher Ordnung, wo man das Nöthigſte über jeden Gegenſtand aus der Exegeſe, Kirchen- und Dogmengeſchichte, Apologetik, Dogmatik, Moral, Statiſtik, Homiletik, Katechetik, Liturgik, Paſtoraltheologie beiſammen hat und bei jeder Gelegenheit bequem nachſchlagen kann, iſt ſchon ſeit langer Zeit ein ſehr weſentliches Deſideratum in der deutſchen theologiſchen Literatur geweſen. Die katholiſche Kirche Deutſchlands hat daſſelbe ebenfalls gefühlt und neuerdings dem Bedürfniſſe durch zwei große Werke, das Allgemeine Kirchenlexicon, herausgegeben von Aſchbach, und das noch nicht vollendete Kirchenlexicon von Wetzer und Welte abgeholfen, welche beide in ihrer Art ſehr werthvoll und lehrreich, aber eben doch zu ſehr vom katholiſch confeſſionellen Standpunkte beherrſcht ſind, um dem proteſtantiſchen Bedürfniſſe zu genügen. Daher kann man ſich nur freuen, daß das ſchon a. 1847 angekündigte Werk von Dr. Herzog endlich ſo weit gediehen iſt, daß wenigſtens das erſte Heft gedruckt vorliegt. Für die Gediegenheit deſſelben bürgt ſchon die reiche Zahl der Mitarbeiter, deren der Proſpectus 70 aufführt und darunter manche der tüchtigſten und angeſehenſten Theologen Deutſchlands. Der theologiſche Standpunkt der Encyklopädie iſt der evangeliſch=unirte, welcher in der ganzen Geſchichte und den tiefſten Bedürfniſſen der deutſchen Kirche zu tief begründet iſt, um durch die neuliche confeſſionell=lutheriſche Bewegung, die übrigens auch ihr gutes Recht hat, bewältigt, oder auch nur aufgehalten werden zu können. Das erſte Heft enthält einen Theil des Buchſtabens A bis Abraxas und umfaßt 5 Bogen oder 80 Octavſeiten mit ſchönem Papier und Druck. Intereſſant war uns in dem Artikel: „Abendmahl" von Dr. Jul. Müller, und „Abendmahlsſtreitigkeiten" von Dr. Schenkel eine Anſicht vom heil. Abendmahl ausgeſprochen zu ſehen, welche im Weſentlichen ganz auf dieſelbe hinauskommt, welche Dr. Nevin a. 1846 in ſeiner Mystical Presence vorgetragen hat, obwohl jene Theologen dieſes Buch wohl nie geſehen haben. Dieſe Anſicht iſt nämlich im Weſentlichen die calviniſtiſche, oder eigentlich genauer zwiſchen der lutheriſchen und calviniſtiſchen Theorie in der Mitte und in der Tiefe liegend. Sie lehrt mit Calvin einen geiſtigen, durch den Glauben vermittelten Genuß des ganzen Chriſtus; ſtatt aber den Herrn in ein unbekanntes Jenſeits zu ſchieben und eine Erhebung der Seele zu ihm als Bedingung des Genuſſes zu verlangen, wie der Genfer Theologe, nimmt ſie eine reale, obwohl myſtiſche und darum nicht verſtandesmäßig zu explicirende Gegenwart des Herrn im Sacrament des Altars an, was der lutheriſchen Theorie näher kommt. „Das heil. Abendmahl", ſagt Müller, „iſt unendlich mehr, als ein bloßes Mal der Erinnerung an den Tod

des Herrn, es iſt die reale Selbſtmittheilung des ewigen und gegenwärtigen Mittlers zwiſchen Gottheit und Menſchheit an unſer Weſen vermittelſt des Glaubens." „Kernpunkt der Abendmahlslehre", ſagt Schenkel S. 40, „iſt und bleibt, daß eine wirkliche objectiv-reale Mittheilung Chriſti, des ganzen Chriſtus, alſo nicht nur einſeitig ſeiner Leiblichkeit, ſondern ſeiner gottmenſchlichen Perſönlichkeit im Abendmahl Statt findet, die unſeren inneren Menſchen erneuert und heiligt. Die Art und Weiſe dieſer Mittheilung iſt freilich ein Geheimniß (Sacrament), wie im Grunde jede reale Lebensbezeugung und Mittheilung Gottes an die Menſchen ein Geheimniß iſt." Als Probe der hiſtoriſchen Artikel theilen wir einen der kürzeren Artikel von Herzog über Abraham a. St. Clara mit.

„**Abraham a St. Clara** nach ſeinem Kloſternamen, Ulrich Megerle nach ſeinem Familiennamen genannt, geboren 4. Juni 1642 in Krähenheimſtetten, einem Dorfe des jetzigen Großherzogthums Baden, trat 1662 in den Orden der Auguſtiner Baarfüßer, in welchem er bis zu ſeinem Tode mehrere Würden bekleidete. Da er ſich bald als Kanzelredner einen bedeutenden Ruf verſchaffte, wurde er 1669 als Hofprediger nach Wien berufen und ſtarb daſelbſt 1. Dec. 1709. Er wirkte nicht bloß als Prediger, ſondern auch als erbaulicher Schriftſteller. Er iſt ein ächter Volksprediger und Volksſchriftſteller. Seine ganze Art und Weiſe ſetzt eine ſehr niedrige Stufe der Bildung voraus; aber gerade darin, daß er die ungebildete Sprache des Volkes redete, in die noch ſo groben Vorſtellungen deſſelben einging und daran ſeine treffenden Ermahnungen und Belehrungen knüpfte, liegt großentheils das Geheimniß der gewaltigen Anziehung, die er ausübte. Es iſt der katholiſchen Volksfrömmigkeit eigenthümlich, das Heilige in ein burleskes Gewand zu kleiden, den Ernſt durch muthwilligen Scherz zu verdecken und denſelben in dieſem das Lachen erregenden Gegenſatze doch wieder bis auf einen gewiſſen Punkt als Ernſt zu fühlen und zu behandeln. Die katholiſche Volksfrömmigkeit iſt immer mehr oder weniger von jenem Geiſte angehaucht, der die Esels- und Narrenfeſte in's Leben rief, und in den erhabenſten Denkmälern der chriſtlichen Baukunſt, wo der leblaſe Stein als Verkörperung der ſchwungreichſten Andacht erſcheint, hier und dort für Fratzen und ſogar obſcöne Geſtalten einen Platz zu finden wußte. Bei Abraham a St. Clara ſind freilich die Plattheiten und Gemeinheiten mit verſchwenderiſcher Fülle angebracht im Heiligthum, das ohnehin keinem gothiſchen Prachtbaue ähnlich ſieht, ſondern in ſehr modernem Style aufgeführt iſt. In des berühmten Paters zahlreich beſuchten Predigten konnte der Wiener ſich erbauen und ergötzen zugleich. Er fand Nahrung für ſeine fröhliche Lebensanſicht und fühlte ſich auch im Gewiſſen getroffen, oder es war ſeinem Gewiſſen genug gethan, nachdem der Prediger eine tüchtige Lauge darüber gegoſſen. Denn an ſchlagendem, treffendem Witze hat keiner Abraham übertroffen. Er kennt die menſchliche Natur, er kennt den Menſchen in den mannigfaltigſten Verhältniſſen der Geſellſchaft, auf den verſchiedenſten Stufen des Lebens. Kein Stand konnte ſich rühmen, daß er leer ausgehe; die Laſter und Thorheiten des Hoflebens ſchont Abraham ſo wenig, als diejenigen der anderen Stände. Er durfte ungeſtraft Allen Alles ſagen, man mochte es wohl von ihm er-

warten, und er entſprach der Erwartung. — Zuweilen tritt aber das Burleske und das Haſchen nach Witzen zurück; die Sprache iſt rein und edel, die Darſtellung nicht ohne Schönheit; das ſind gerade ſolche Stellen, wo er ſeine beſten Gedanken vorträgt. Betrachten wir Abraham a St. Clara in ſeinem Verhältniß zum Katholicismus, ſo ſcheint er als der Vertreter und kräftige Fürſprecher der roheſten Geſtalt deſſelben, der gröbſten Verkörperung und Verſinnlichung der Religion, des kraſſeſten Aberglaubens, der an's Fabelhafte gränzenden Marienverehrung. Auch dieſer Faktor muß bei dem großen Beifall, den er ſich erwarb, in Anſchlag gebracht werden, ſowie hinwiederum Abraham a St. Clara dieſe Richtung der katholiſchen Religioſität mächtig gefördert hat. Als ſatyriſch-religiöſer Schriftſteller glänzt Abraham a St. Clara beſonders in Judas der Erzſchelm, wovon einzelne Parthieen auch der Form nach als ſehr gelungen zu bezeichnen ſind. In neueſter Zeit ſind ſeine, zum Theil wohl mit unechten Beſtandtheilen untermiſchten Schriften, ganz oder einzeln mehrmals herausgegeben worden. Merk's Wien, Wien 1845. Etwas für Alle, Heilbronn 1845. Das Gediegendſte aus Abraham a St. Clara's ſämmtlichen Werken, Heilbronn 1845. Auserleſene Werke. Neue Ausgabe in 17 Theilen, Wien 1846. Sämmtliche Werke nach dem Originaltexte. 78 Hefte 1835—1850, Paſſau, Lindau. Darin iſt enthalten: 1) Judas der Erzſchelm. 2) Reim dich. 3) Abrahamiſches Beſcheideſſen. 4) Hui und Pfui der Welt. 5) Abrahamiſches Gehab dich wohl. 6) Mercurialis. 7) Narrenneſt. 8) Etwas für Alle. 9) Grammatica religiosa. 10) Heilſamer Gemiſch-Maſch. 11) Gack, gack, gack rc. 12) Sterben und Erben. 13) Geiſtlicher Kramladen. Die Ausgabe iſt mithin keineswegs vollendet."

Wir fügen nur noch hinzu, daß der Umfang des Werkes auf 10 Bände, jeder zu 50 Bogen, berechnet iſt und vorausſichtlich in 5—6 Jahren vollendet werden wird. Jeder Band erſcheint in 10 Lieferungen zu 8 Ngr. oder 24 Kr. rhein., wovon jede ſo ſtark ſein wird, als die vorliegende. Das ganze Werk wird in Amerika etwa $25 koſten.

Die Waldenſer im Mittelalter. Zwei hiſtoriſche Unterſuchungen von **A. W. Dieckhoff**, Licent. und Privatdocenten der Theol. in Göttingen, 1851.

Ein wichtiger Beitrag zur Sectengeſchichte des Mittelalters. Der Verfaſſer liefert den Beweis, daß die ganze Manuſcripten-Literatur der Waldenſer erſt im 16ten Jahrhundert untergeſchoben und unter dem Einfluß der Reformation, beſonders des Calvinismus entſtanden iſt, nicht aber aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert herrührt, wie die jetzige waldenſiſche Tradition und die waldenſiſchen und andere befangene proteſtantiſche Hiſtoriker, z. B. Vigneaux, Perrin, Gilles, Morland, Leger, ohne alle hiſtoriſche Kritik und genauere Forſchung behaupten. Mithin ſind wir für die ältere Geſchichte der Waldenſer in der Zeit vor der Reformation eben doch wieder auf die Berichte der katholiſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters zurückgewieſen, welche von den genannten Lobrednern dieſer Secte ohne Weiteres als verläumderiſche Zeugniſſe falſcher Ankläger verworfen werden. Wir empfehlen das gründliche Buch von Dieckhoff beſonders auch dem Dr. Baird in New-York

und dem Dr. Berg in Philadelphia für eine neue verbeſſerte Auflage ſeiner aus dem kritikloſen Perrin abgeſchriebenen „Old Paths.“

Hippolytus und ſeine Zeit. Anfänge und Ausſichten des Chriſtenthums und der Menſchheit, von **Chriſtian Carl Joſias Bunſen**, Doctor der Philoſ. und der Rechte. Erſter Band. Die Kritik. Leipzig, 1852.

Ein merkwürdiges Buch ſchon um ſeines Verfaſſers willen. Denn es iſt gewiß eine ſeltene Erſcheinung, daß ein Diplomat und Staatsmann ein ſo lebhaftes Intereſſe nicht nur an Alterthümern, Kunſt, Philologie und Philoſophie, ſondern auch an Theologie und Kirche nimmt, wie Dr. Bunſen, der Geſandte des Königs von Preußen in England. Aber auch der Inhalt macht das Werk, das zuerſt engliſch in London in 4 Bänden erſchienen iſt und nun auch ſeinem erſten Theile nach in deutſcher Ueberſetzung vorliegt, zu einer der bedeutendſten Erſcheinungen in der neuſten theologiſchen Literatur, und als ſolche iſt es auch bereits in den leitenden engliſchen Reviews achtungsvoll angezeigt und recenſirt worden. Der Ausgangspunkt dieſer kirchengeſchichtlichen Monographie iſt die neulich aufgefundene griechiſche Schrift gegen ſämmtliche Häreſieen (*Ὠριγένους φιλοσοφούμενα ἢ κατὰ πασῶν αἱρέσεων*, ed Emman. Miller. Oxonii, 1851.), und ſein nächſter Zweck, zu beweiſen, daß dieſelbe nicht von Origenes, ſondern von Hippolytus, einem Schüler des Irenäus, und Biſchof von Oſtia in der Nähe von Rom am Ende des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts, herrühre. (Daher der Titel.) Dieß hat er auch mit ſiegreicher Kritik gethan, und andere deutſche Gelehrte, wie Jacobi und Dunker, ſind ganz unabhängig von ihm auf daſſelbe Reſultat gekommen.

Allein das iſt bloß Eine Seite dieſes Buches. Seine weitere und allgemeinere Abſicht iſt zugleich, wie der Titel andeutet, Unterſuchungen und Betrachtungen über die „Anfänge und Ausſichten des Chriſtenthums und der Menſchheit“ anzuſtellen. Bunſen ſieht in Hippolytus den Repräſentanten der chriſtlichen Kirche in dem Zeitalter, welches unmittelbar auf das apoſtoliſche folgt, und durchdrungen von dem Bewußtſein der Wichtigkeit dieſes Zeitalters auch für unſere Tage, ſucht er daſſelbe in Bezug auf Lehre, Leben, Verfaſſung und Cultus zu beleuchten und die Reſultate ſeiner Forſchungen auf die kirchlichen Bedürfniſſe der Gegenwart anzuwenden. Dabei nimmt er einen wahrhaft univerſalen, chriſtlich liberalen Standpunkt ein und gibt gewiß eine ſeltene Verbindung entſchieden chriſtlicher Geſinnung und kirchlichen Intereſſes mit der umfaſſendſten Weltbildung kund. Beſonders aber wendet er ſich als Repräſentant deutſcher Geſchichtsauffaſſung an die engliſche Nation, in deren Mitte er nun ſchon ſeit 12 Jahren in angeſehenſter und einflußreichſter Stellung gelebt hat, und mit welcher ſein Denken und Leben vielfach verwoben iſt. Man kann daher den Charakter des Buches mit vollem Rechte anglo-germaniſch nennen, weßhalb es

gerade auch für gebildete deutſche und engliſche Theologen in Amerika ein ſpecielles Intereſſe hat. Wir enthalten uns einſtweilen eines näheren Urtheils über die Anſichten des Verfaſſers, da wir noch nicht Zeit hatten, das Werk genau zu ſtudiren und da bloß der erſte Theil der deutſchen Ausgabe erſchienen iſt, (die engliſche Ausgabe, die $12 koſtet, beſitzen wir nicht.) Einzelne Abſchnitte tragen, wie uns ſcheint, die Spuren allzuſchneller Ausarbeitung an ſich und möchten kaum die Probe gründlicher Prüfung beſtehen. So viel aber iſt klar, daß daſſelbe nächſt ſeinen hiſtoriſch kritiſchen Partieen äußerſt anregende und geiſtvolle Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Kirche thut. Als Probe theilen wir einige von den „Aphorismen aus der Philoſophie der Geſchichte“ mit, womit die zweite Abtheilung eröffnet wird, und behalten uns vor, in der nächſten Nummer unſeren Leſern einen Auszug aus der äußerſt intereſſanten Vorrede vorzulegen, welche der Verfaſſer ſpeciell für die deutſche Ausgabe geſchrieben hat.

Aphorismen aus der Philoſophie der Geſchichte.

(Aus Bunſens Hippolytus.)

Das Chriſtenthum bewährt ſich dadurch als die Weltreligion, daß es fähig geweſen iſt, die nothwendige Entwickelungskriſis durchzumachen, die es als ſolche zu beſtehen hatte. Nicht minder entſcheidend iſt die andere geſchichtliche Probe daß es fähig geweſen iſt, einer politiſchen Freiheit Stand zu halten, die in der Geſchichte der Welt nicht ihres Gleichen hat. Kein atheniſcher Staatsmann und noch weniger ein römiſcher würde es für möglich gehalten haben, daß der Tempel, das Haus der Gottheit, ohne Entweihung zur Stätte des anbetenden Volkes werden könne. Kein Jude hätte je ſich vorſtellen können, daß es einer Religion möglich wäre, ohne ein Heiligthum zu beſtehen, daß es kein Allerheiligſtes geben könne, außer dem, das in Vereinigung anbetender Seelen aufgerichtet wird, ja daß der wahre Tempel Gottes die lebendige Kirche, das gläubige Volk werden ſollte. Gleicherweiſe würden weder Auguſtin noch Hieronymus es für möglich gehalten haben, daß das Chriſtenthum ſich im Streit halten könne ohne Bannformeln, chriſtliche Gemeinſchaftsordnungen ohne religiöſe Ausſchließung und Unduldſamkeit, und daß eine unabhängige europäiſche Literatur bei der Macht der öffentlichen Meinung und einer freien Preſſe beſtehen könne ohne Unglauben oder Gleichgültigkeit.

* * *

Der größte überzeugende Beweis aber für die Vergangenheit und der einzige, der die Zukunft verbürgt, beſteht darin, daß die chriſtliche Religion im Geiſte ihres Stifters eine unbegrenzte Spannkraft zeigt. Sie bewahrt in den Urkunden über ſein Bewußtſein von ſich ſelbſt und ſeiner göttlichen Na-

Digitized by Google

tur, in den Schriften der Apoſtel und ihrer Schüler und in der ganzen Entwickelung des apoſtoliſchen Syſtems den vollſten Einklang der drei einzigen nicht übereinkömmlichen Factoren, die es in der Welt gibt: **Gott, den Menſchen, die Menſchheit.**

* * *

Weder Heidenthum noch Judenthum konnten eine ſolche Verſöhnung hervorbringen, ſie bewirkten gerade das Gegentheil von dem, was ſie darſtellen ſollten. Das Hellenenthum, die höchſte Form der Naturreligionen oder des Heidenthums, hatte das Bewußtſein der göttlichen Einheit verloren durch die Mannigfaltigkeit von Urbildern der Menſchheit, die es in Gottmenſchen oder Menſchengöttern verkörpert hatte; es hatte überdem das Menſchheitsbewußtſein verloren gerade durch ſeine hohe Vermenſchlichung der Nationalität, endlich das Bewußtſein von der freien Herrſchaft des Geiſtes über die ſinnliche Luſt durch die Anbetung der vergötterten Natur. Seine Vergötterung der Menſchheit und ſeine gottähnliche Schöpfungskraft wurde an ihm heimgeſucht durch die Apotheoſe eines Kaiſers und ſeiner gottesläſterlichen Allgewalt, der es zu huldigen gezwungen ward. Das Judenthum hatte ſich treu an die erſte Urſache gehalten, die im helleniſchen Bewußtſein verdunkelt war, aber die Knechtſchaft des Geſetzes und ſeiner vorgeſchriebenen Gebräuche hatte ſeinen urſprünglichen Geiſt verdunkelt und endlich eine unüberſteigliche Schranke zwiſchen Gott und dem Menſchen und ſomit zwiſchen dem Unendlichen und dem Endlichen, dem Gedanken und der perſönlichen Verwirklichung aufgerichtet.

* * *

Das Selbſtbewußtſein Chriſti und ſeine Darſtellung deſſelben (im 2., 8. und 14. Kapitel des Johanneiſchen Evangeliums) iſt die göttliche und geſchichtliche Grundlage für die metaphyſiſche Darſtellung in den Worten des Prologs. Dieß iſt der unzerſtörbare, allen Fragen und Zweifeln der hiſtoriſchen Kritik unerreichbare Grund der chriſtlichen Lehre vom Sohne und des ganzen zweiten Artikels unſeres Glaubens. Sein Leben und Tod der Selbſtaufopferung für die Menſchen als ſeine Brüder und als Kinder Gottes iſt das geſchichtliche Siegel dieſer erhabenen Offenbarung.

* * *

Die große Offenbarung, welche die Grundlage des dritten Artikels iſt, beruht zunächſt auf Chriſti Verheißung des Geiſtes, der die Geheimniſſe Gottes verkünden und ſeine Lehre bis an's Ende der Tage erklären und wahren werde. Seine erſte große wunderbare Offenbarung war der göttliche Drang, der hundert und zwanzig Gläubige, Männer und Weiber, paläſtiniſche und fremde Juden, verſammelt zu Jeruſalem am erſten Pfingſtfeſte, ergriff, in eine Lobpreiſung Gottes auszubrechen, die nicht in den gebräuchlichen Formeln, noch in der erloſchenen heiligen Sprache, ſondern in den lebendigen Sprachen der Erde erklang, welche an dieſem Tage zu Werkzeugen des inneren göttlichen Lebens und der Anbetung wurden.

* * *

Das Judenthum ſtarb an der Geburt deſſen, der den Geiſt des Geſetzes verkündete. Das Hellenenthum berührte ſich mit dem Chriſtenthum vermöge ſeines ihm eingebornen Bewußtſeins von der Fleichwerdung, und danach ſtarb es, nur in ewigen Gedanken und unvergänglicher Kunſt fortlebend.

Das Römerthum lehrte dem Chriſtenthum, den Geiſt in ſeiner Anwendung auf die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft in Form zu faſſen: es lehrte ihm, mit Ordnung zu regieren.

* * *

Mit der großen romaniſchen Umwälzung des 18. Jahrh. begann ein Kampf auf Leben und Tod: wir ſtehen inmitten deſſelben. Das Romanenthum macht den erfolgloſen Verſuch, politiſche Freiheit durch eine Nachahmung germaniſcher Formen in Verbindung mit wider-germaniſcher Centraliſation zu erlangen. Noch erfolgloſer träumt es von einer Wiedergeburt der Geſellſchaft ohne Wiedergeburt ihrer Sittlichkeit und Wiederherſtellung der Volksreligion ohne Glauben, oder des Glaubens ohne ſittliche Erneuerung. Die germaniſchen Völker ſind mehr oder weniger in dieſen Kampf mit fortgeriſſen worden. Die geſellſchaftlichen Sünden der oberen und Mittelclaſſen haben die politiſche Aufregung zu einer geſellſchaftlichen gemacht. Socialismus und Imperialismus verbinden ſich, um die Freiheit zu erdrücken; Atheismus und Aberglaube, um die Religion zu zerſtören. Aber das Princip der Bewegung wird weder durch den Mißbrauch zerſtört, noch durch die Gewalt zur Ruhe gebracht werden. Die bürgerliche Freiheit iſt gewahrt worden, zuerſt durch den Kampf des germaniſchen Völkerſtammes für Gewiſſensfreiheit, danach durch die Anſtrengungen der romaniſchen Nationen für nationale Unabhängigkeit. Beide Grundſätze ſind zu feſt begründet, um in der geſitteten Welt unterzugehen. Bis jetzt ſind ſie nur noch die Unterlage, die fornialen Bedinguugen für das große Verjüngungswerk des Neubaues. Die göttliche Geſtalt Chriſti ragt allein hervor und erhebt ſich ehrfurchtgebietend über den Trümmern des größten geſellſchaftlichen Bauwerks, das je die Welt geſehen hat — des eingeſtürzten Hauſes der großen europäiſchen chriſtlichen Familie.

* * *

Die Nationen der Gegenwart verlangen nicht weniger, ſondern mehr Religion. Sie fordern nicht weniger, ſondern mehr Gemeinſchaft mit dem apoſtoliſchen Zeitalter: vor allem aber bedürfen ſie der Heilung ihrer Wunden durch ein Chriſtenthum, das da eine Leben erneuernde Lebensfriſche bekunde, mit Vernunft und Gewiſſen im Bunde ſtehe und bereit und fähig ſei, die geſelligen Lebensverhältniſſe von den häuslichen bis zu den ſtaatlichen zu erneuern. Sie wollen keine Verneinungen, ſondern bejahende Neugeſtaltung; keine Uebereinkömmlichkeit, ſondern eine aufrichtige, ehrliche Grundlage, tief, wie der menſchliche Geiſt; einen Bau, frei und organiſch, wie die Natur.

Inzwiſchen aber mögen wir nicht auf nationale Formen dringen, als wären ſie mit der göttlichen Wahrheit ſelbſt eins, möge keine dogmatiſche Formel Gewiſſen und Vernunft unterdrücken, keine Körperſchaft von Prieſtern und keine dogmatiſche Schule möge Zwietracht und Haß unter die heilige Gemeinſchaft häuslichen und nationalen Lebens ſäen. Dieß Ziel kann nicht erreicht werden ohne nationale Bemühungen, chriſtliche Erziehung, freie Einrichtungen und geſellſchaftliche Neugeſtaltungen. Dann wird kein Eifer chriſtlich heißen, der nicht geheiligt iſt durch die Liebe, kein Glaube, der nicht beſtätigt iſt durch die Vernunft.

* * *

Was die Zukunft der Welt betrifft, ſo mag die gegenwärtige Geſittung Europas zu Grunde gehen, die Nationen, die ſie geſchaffen, mögen neuen Nationalitäten Platz machen, wie es unverkennbar jetzt mit dem Celtiſchen Element in

Irland dem Germaniſchen gegenüber der Fall iſt. Dieſe heilige Sehnſucht des Menſchengeiſtes aber, Wahrheit auf der ganzen Erde verwirklicht zu ſehen, wird früher oder ſpäter befriedigt werden. Die ganze Welt wird japhetiſirt, was in religiöſer Beziehung gegenwärtig weſentlich bedeutet, daß ſie mittelſt des germaniſchen Elements chriſtlich gemacht werden muß. Japhet hält die leuchtende Fackel, um das himmliſche Licht in allen anderen Familien des Einen, ungetheilten Menſchengeſchlechts zu entzünden! Das Chriſtenthum erleuchtet gegenwärtig nur ein kleines Stück der Erde: aber es kann nicht ſtillſtehen, es wird ſiegreich über den ganzen Erdkreis ſchreiten und ſchreitet jetzt ſchon über denſelben im Namen Chriſti und im Lichte des Geiſtes!

Correſpondenz.

(Aus einem Schreiben von Berlin, Apr. 26, 1853.)

Mein lieber, theurer Freund!

. . .

Zuerſt eine innige und herzliche Anfrage und Bitte um deinen Rath in Bezug auf einen Verein, in den ich faſt mit Gewalt hineingezogen bin. Es iſt der *Verein zur Verſorgung der Auswanderer in Amerika mit deutſchen Geiſtlichen*. Vorſteher iſt Dr. *Krummacher*, der aber bei ſeiner bevorſtehenden Verſetzung als Hofprediger nach Potsdam demſelben ſchwerlich noch lange ſeine Kräfte zuwenden wird; eigentlicher Unternehmer der Sache iſt ein Direktor *Sattler*, den ich noch zu wenig kenne, um ein Urtheil über ihn zu fällen. Der hieſige Verein will, das iſt ſeine Abſicht, Candidaten auf's Gerathewohl nach Amerika ſchicken, und ſich darauf beſchränken, ſolche Leute zu finden, und ſie mit dem nöthigen Reiſegeld bis Neu-York zu verſehen: dann mag der Herr weiter ſorgen, und es muß ihnen überlaſſen bleiben, wie ſie ihr Unterkommen und unter welcher Gemeinde ſie es finden. Ich konnte mich mit dieſen Grundſätzen in keiner Weiſe einverſtanden erklären und machte den Vorſchlag, wenigſtens dort die Bildung eines Committee zu veranlaſſen, welches die an ſie ausgeſandten Candidaten in Empfang nimmt und verwendet. Ich bin zu ſehr nach allen Seiten hin in Anſpruch genommen, um viel Zeit auf dieſe Sache zu verwenden, und hätte mich gleich entſchieden davon losgeſagt, wenn ich nicht zu vielen innerlichen Antheil daran genommen und mich der Hoffnung hingegeben hätte, vielleicht von dir Aufſchlüſſe über die dortigen Verhältniſſe zu erlangen, ob ſich dort wohl die Bildung eines Committee veranlaſſen ließe, das die von uns ausgeſandten Candidaten in der Art verwendete, daß ſie eben den Auswanderern im fernen Weſten zugeführt würden, daß man ihnen das Minimum eines Gehaltes ſicherte und eine Synode ihre Amtsführung überwachte und die nöthige Cenſur über ſie ausübte. Nur dann,

wann wir den ohnehin hier immer ſparſamer werdenden Candidaten irgend feſte Garantieen eines Unterkommens bieten, können wir heffen, daß überhaupt welche ſich melden werden, im anderen Falle iſt dazu nicht die geringſte Ausſicht verhanden. Nun weiß ich wehl, daß die dertigen Verhältniſſe, die auf Kündigung der Gemeinden baſirt ſind, der feſten Verſorgung große Hinderniſſe bereiten werden; allein es dürfte ja der Gehalt eben nur ein Minimum ſein, und bei dem großen Mangel an Paſtoren und der ſtarken Nachfrage müßte ja der Gekündigte bald und leicht untergebracht werden können. Mir aber wäre Bedürfniß, dieſe jungen Leute auch dert einer gewiſſen geiſtlichen Oberaufſicht und Oberleitung untergeordnet zu wiſſen, weil ſo viele Beiſpiele dargethan haben, daß junge Leute, ſich ſchrankenlos überlaſſen, entweder zu einer anderen — einträglicheren — Cariere übergehen, den Sekten oder Katheliken in die Hände fallen, oder ſonſtwie auf Abwege des Fleiſches gerathen und dann durch einen anſtößigen Wandel mehr ſchaden, als nützen. Wäre da nicht zu heffen, daß eine Synode dieſe Aufſicht übernähme und Du ſelbſt dich dabei betheiligen könnteſt? Ich habe dem Verein — da damals Krummacher leider nicht beiwohnte — verſprechen, an dich zu ſchreiben und deinen Rath zu erbitten, was die dortigen Verhältniſſe möglich und nethwendig machen, wie wir am beſten der dortigen Noth begegnen können und welche Garantieen unſeren Candidaten gegeben werden können, damit unſere Väter Luſt gewinnen, ihre Söhne zu ſenden und unſere Gemeinden die Sache plauſibel genug finden, um ihre Beiträge daran zu wagen. Hältſt Du die Sache noch nicht für zeitgemäß, oder können deine Vorſchläge hier nicht durchgeführt werden, ſo werde ich von jeder ferneren Betheiligung daran zurücktreten.

• • •

Von den Veränderungen in unſeren geiſtlichen Behörden biſt Du wohl ſchon unterrichtet. Hoffmann, der neue Hefprediger, ehemals Miſſionsinſpector in Baſel, dann Epherus in Tübingen, iſt in den Oberkirchenrath eingetreten und wird General-Superintendent von Berlin, während Büchſel die General-Superintendentur in der Provinz bekemmen wird; Orth iſt zum Conſiſtorialrath ernannt, und der alte Biſchof Roß, der ver Kurzem ſein 60jähriges Jubiläum feierte und nech immer im Amte fungirt, wird wohl bald ſich zur Ruhe ſetzen; man iſt ſehr geſpannt, wer ſein Nachfelger werden wird. Der Miniſter hätte nicht übel Luſt zu Knak, aber der Megiſtrat wird Alles in Bewegung ſetzen, um das zu verhindern. In den höheren Kreiſen wird das ſtrenge Lutherthum nech mit ſtarker Hand ſehr befördert; ich beklage es tief, daß man den Zwieſpalt der Confeſſionen auf's Neue künſtlich in alle Lebensverhältniſſe zurückzutragen bemüht iſt. Auf einigen Gymnaſien in der Provinz iſt bereits — verſuchsweiſe — die Sonderung des lutheriſchen und refermirten Religionsunterrichts eingetreten; die Miſſionsſache iſt faſt ganz in den Händen der ſtreng lutheriſchen Partei. — Kurz, die Spannung iſt groß in allen Kreiſen und die Pelitik und das pelitiſche Bekenntniß tritt überall, wie eine hemmende Scheidewand gegen ein einträchtiges Wirken für kirchliches Leben. Nitzſch hat ſich mit bewunderungswürdiger Weisheit bis jetzt allen Partei-Beſtrebungen fern gehalten und bleibt, wie die meiſten unſerer leitenden Theelegen, der evangeliſchen Unien zugethan, die ſicherlich doch die Zukunft für ſich hat. Bachmann iſt Conſiſtorialrath als Vertreter der ſtreng lutheriſchen Partei, der auch Knak und ſein intimer Anhänger, unſer Miniſter v. Raumer, huldigt. Ich ſelbſt habe meine unabhängige Stellung bis jetzt feſt behauptet und bekenne mich zu der „bekennenden" (nicht Schleiermacherſchen) Union

mit Leib und Seele. Ich habe ſeit einigen Monaten Bibelſtunden eingerichtet, die, weil die Sakriſtei die Zuhörer nicht mehr zu faſſen vermochte, in die Kirche verlegt werden mußten; auch hier hatte ich in der grimmigſten Kälte zahlreichen Beſuch. Ein Verein für innere Miſſion iſt eben in meiner Gemeine in kräftigem Aufblühen; ſeine Organiſation nimmt noch jetzt viele Zeit von mir in Anſpruch, nicht minder mein Eintritt in das Curitorium der Wadzeck-Anſtalt, einer der bedeutendſten milden Stiftungen der Stadt, mit einem Vermögen von faſt einer viertel Million Thalern; gerade dieſe Thätigkeit iſt mir aber außerordentlich intereſſant; die Königin iſt Protektorin der Anſtalt, an der ſie lebhaften Antheil nimmt, und hat der letzten Weihnachtsbeſcherung der Kinder, wo ich die religiöſe Feier zu leiten hatte, beigewohnt. . . .

Dein getreuer Freund

Kirchenchronik.

Berliner Verein für die deutſche Kirche im Weſten. Bitte und Aufruf an die evang. Kirche Deutſchlands. — „Deutſche Proteſtanten in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, namentlich im Weſten deſſelben, nehmen unſere Theilnahme und Hülfe in Anſpruch. Der im Jahre 1839 entſtandene deutſch-evang. Kirchenverein des Weſtens in Nordamerika hat den Paſtor Wall aus St. Louis zum Kirchentage in Bremen, wie an die ganze evang. Kirche Deutſchlands entſandt. Sollte es den Mitgliedern unſerer evang. Kirche unbekannt geblieben ſein, daß Deutſchlands Söhne und Töchter dort jenſeits des atlantiſchen Oceans ohne Schule, ungetauft in den Wäldern und an den Ufern des Miſſiſſippi aufwachſen — jetzt vernehmen wir es und haben keine Entſchuldigung mehr. In weiten Strecken nehmen die Anſiedelungen mit jedem Jahre zu, trotzdem iſt unter 50—60 deutſchen Familien keine Volksſchule, kein Prediger. Die unausbleiblichen Folgen dieſer traurigſten Zuſtände ſind die Nacht der Unwiſſenheit, des Aber- und Unglaubens. Frauen im Alter von 40 Jahren ſind noch nicht getauft, verlangen von dem ſie auffuchenden Prediger Wall das heil. Abendmahl, ganze Familien werden gefunden, ohne daß die Ehen der Eltern eingeſegnet, die Kinder unterrichtet und konfirmirt werden. Zogen doch im letzten Jahre über 100,000 Deutſche dorthin, was wird aus ihnen werden? Der Menſch lebt nicht vom Brote allein, er iſt doch mehr als das vernunftloſe Thier! Der nordamerikaniſche Freiſtaat kümmert ſich um dieſe Schaaren nicht, für Kirche, Schule und Unterricht müſſen freie Vereine ſorgen. Sollten wir nun unſere Mitchriſten dort untergehen ſehen? Der ſchreienden Noth zu helfen, hat

ſich hier ein vom K. Polizeipräſidium bereits beſtätigter Verein „Berliner Verein für die deutſchen Ausgewanderten der evang. Kirche im Weſten Nordamerikas“ gebildet. Dieſer beabſichtigt, vom Ueberfluß unſerer chriſtlichen Erbauungsliteratur dorthin abzugeben, beſonders aber Candidaten und Prediger von hier aus hinzuſenden. An ſolchen fehlt es nicht; eine Reihe junger, für das Reich Gottes begeiſterter Männer ſind willig, dorthin zu gehen; 12 Gemeinden harren auf ſie, ja unſere nordamerikaniſchen Brüder ſind bereit, ſie auf einem eigenen Seminar weiter auszubilden. Es fehlen uns nur die Mittel, ſolche Boten auszuſenden; dieſe Mittel aber wird unſere evang. Mutterkirche uns nicht verſagen können, hat doch bereits die kath. Kirche ihre Jeſuiten dorthin ausgeſandt, bedeutende Geldmittel ausgebeten, um unſere Proteſtanten in den allein ſeligmachenden Schooß des Papſtthums zurückzuführen, überbieten ſich doch Sektirer und Schwärmer, um das reine Wort Gottes dort nach ihren ſubjektiven Einfällen zu verkümmern. Unter ſolchen Umſtänden wenden wir uns vertrauensvoll an unſere evang. Mitchriſten und bitten ſolche, die mit uns helfen wollen, durch Zeichnung eines jährl. Beitrags Mitglieder des Vereins zu werden, oder uns ſonſt zu unterſtützen. — Zur Annahme ſolcher Beiträge ſind bereit: Dr. Krummacher; Sattler, Gymnaſialdirektor a. D.; Fachtmann, Magdalenenſtift zu Alt-Moabit.“

Holland. — Dieſes Land iſt gegenwärtig in der größten Aufregung und beinahe am Rande eines religiöſen Bürgerkrieges und zwar bloß in Folge einer Bulle des Papſtes vom letzten März, welche die Wiederherſtellung der regelmäßigen biſchöflichen Hierarchie für die Katholiken in Holland, welche zwei Fünftel der ganzen Bevölkerung ausmachen, verordnet an die Stelle der bisherigen apoſtoliſchen Vicariate. Dieſer Beſchluß hat eine größere Conſternation verurſacht, als die ähnliche Bulle a. 1850 in England, obwohl die Verfaſſung von Holland allen Religionsgemeinſchaften, alſo auch den Katholiken, wenigſtens auf dem Papier, die ſelbſtſtändige Leitung ihrer Angelegenheiten geſtattet. Alle proteſtantiſchen Befürchtungen und Antipathieen gegen das Joch eines fremden Despotismus ſind durch dieſen Schritt des Papſtes, ſeinen Unterthanen die ihnen angemeſſene Verfaſſung zu geben, aufgeweckt worden, ein deutliches Zeichen, daß der Papſt noch nicht todt iſt. In einem Wechſelblatt heißt es darüber: „Religionskrieg kann man mit Recht den jetzigen Zuſtand in den Niederlanden nennen. Alle Schilderungen der Zeitungen ſind viel zu blaß. Die allerglaubwürdigſten Zeugen melden noch ganz andere Dinge. Es werden nicht allein die Adreſſen gegen die „Uebergriffe der katholiſchen Kirche“ mit Hunderttauſenden von Unterſchriften bedeckt, es donnern nicht allein die Prediger gegen die „Babel“; — die alten Erinnerungen an die „80jährigen Leiden für das Evangelium“ machen ſich mit ſolcher Kraft geltend, daß aller perſönliche Verkehr mit Evangeliſchen und Katholiken aufgehört hat, daß die proteſtantiſchen Familien ihre katholiſchen Dienſtboten entlaſſen, daß kein Proteſtant mehr von katholiſchen Kaufleuten kauft, und wenn er wollte, es nicht wagen dürfte!“

London. — Die neue römiſch-katholiſche Kathedrale, die in einem Centralpunkte Londons (nördlich von Holborne) gebaut werden ſoll, wird als Baſilika in großartigem und prachtvollem Styl ausgeführt werden. Ein Engländer, J. H. Stevens, und ein Italiener, Gualandi von Bologna, leiten den Bau. Gottesdienſt und Unterricht in der anzubauenden Schule werden frei ſein, und es ſollen darin Predigten in zehn verſchiedenen Sprachen gehalten werden.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. Juli, 1853. Nro. 7.

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. 1, c. 1.

(Fortſetzung.)

§. 9. Heimreiſe nach Africa. Monica's Tod.

Bald nach ſeiner Taufe, im Sommer des Jahres 387, trat Auguſtin mit ſeinen Verwandten und Freunden die Heimreiſe nach Africa an, um daſelbſt das btreits in Caſſiciacum begonnene, Gott und der Betrachtung geweihte Leben fortzuſetzen. Unter ihnen war auch Evodius von Thagaſte, ein gebildeter Mann, der, etwas früher getauft, nun den kaiſerlichen Dienſt verließ, um ebenfalls ungetheilt der höheren Welt zu leben. Bereits waren ſie in Oſtia an der Mündung der Tiber, etwa eine Tagreiſe von Rom, angekommen, bereits hatten ſie die nöthigen Vorbereitungen zur Einſchiffung getroffen, als der plötzliche Tod der Monica den Plan vereitelte. Die treue Seele hatte nun ihre höchſte Freude, warum ſie allein noch zu leben wünſchte, erfahren, ſie hatte den Heiland in ihres Sohnes Herzen geſehen und konnte, wie Hanna und Simeon, im Frieden dahinfahren nach der wahren Heimath, die da ſchöner und ſüßer iſt, als Africa.

Eines Tages ſaß Auguſtin mit ſeiner Mutter an dem Gartenfenſter zu Oſtia und unterhielt ſich mit ihr über die ſtille Ewigkeit und ihre heiligen Wonnen, die kein Auge geſehen und kein Ohr gehört, die aber Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben. Laſſen wir ihn ſelbſt erzählen: „Der Vergangenheit vergeſſend und auf das Zukünftige gerichtet, fragten wir uns in Gegenwart der Wahrheit, wie Du biſt, wie das ewige Leben der Heiligen ſein werde. Und wir öffneten ſehnſuchtsvoll den Mund

der Herzen nach den himmliſchen Fluthen Deines Borns, des Borns des Lebens, der bei Dir iſt, daß wir nach unſerer Faſſungskraft von ihr beſprengt, dieſen hochwichtigen Gegenſtand ſorgſam bedächten. Als nun unſere Rede dahin gelangte, daß jede Ergötzung körperlicher Sinne, in welch glänzendem Lichte auch immer betrachtet, gegen die Herrlichkeit jenes Lebens nicht einmal genannt, geſchweige damit verglichen werden dürfe, da erhoben wir uns in glühender Sehnſucht dahin und durchwandelten ſtufenweiſe alles Körperliche, ſelbſt den Himmel, von welchem Sonne, Mond und Sterne auf die Erde herniederſtrahlen. Und noch höher hinauf ſtiegen wir im inneren Denken, Reden und Bewundern Deiner Wunderwerke, und auf unſere Seele kommend, überſtiegen wir auch dieſe, um zu erreichen jene Sphäre der unverſiegbaren Fülle, wo Du Iſrael in alle Ewigkeit weideſt mit der Speiſe der Wahrheit, und wo das Leben und wo die Wahrheit iſt, durch die alles gemacht iſt, was da war und ſein wird. Aber ſie ſelber wird nicht, ſie iſt, wie ſie war, und wird ſo immer ſein; Geweſenſein und Künftigſein iſt gar nicht in ihr, ſondern nur Sein, weil ſie ewig iſt, Geweſen- und Künftigſein aber nicht ewig iſt. Während wir ſo redeten und nach ihr verlangten, berührten wir ſie leiſe in völliger Entzückung des Herzens und ſeufzten auf und ließen dort angeheftet des Geiſtes Erſtlinge zurück und kehrten wieder zum Laut unſeres Mundes, wo das Wort beginnt und endet. Und gleicht es Deinem Wort, unſerem Herrn, das ungealtert in ſich bleibt und alles erneut? Wir ſprachen alſo: Wenn der Tumult des Fleiſches ſchweigt, wenn die Bilder der Erde, des Waſſers, der Luft ſchweigen, wenn die Pole ſchweigen, wenn auch die Seele ſelbſt ſich ſchweigt und über den Gedanken ihrer ſelbſt ſich hinausſchwingt, wenn Träume ſchweigen und die Bilder der Einbildungskraft und jegliche Sprache und jegliches Zeichen und alles ſchweigt, was vorübergeht und alle Dinge, die dem Aufmerkſamen zurufen, daß nicht ſie ſelbſt ſich gemacht, ſondern daß der in Ewigkeit Lebende ſie erſchaffen; wenn ſie nach dieſem Zuruf ſchweigen, nachdem ſie das Ohr zu dem Schöpfer gerichtet, und wenn dann nur Er allein redet, nicht mehr durch ſie, ſondern unmittelbar, ſo daß wir Sein *eigenes Wort* hörten, nicht durch die Zunge des Fleiſches, nicht durch die Stimme eines Engels, nicht durch den Schall aus den Wolken, noch durch des Räthſels Gleichniſſe, ſondern Ihn ſelber, den wir in ihnen lieben, Ihn ſelbſt ohne ſie höreten, ſo wie wir uns jetzt erhoben und in des Gedankens reißendem Fluge die ewige Wahrheit berührten, welche da bleibet über alles; und wenn dieſe Betrachtung fortdauert und keine andern ihr fremdartigen Vorſtellungen ſich einmiſchen, wenn ſie allein uns hinreißt und in ſich aufnimmt und in innerlichſter Wonne den Anſchauenden birgt, und ſolches Leben ewig währet, wie wir es jetzt aufathmend in einem Augenblicke geſchmeckt haben:

erfüllt ſich dann nicht das Wort: „Gehe ein zu deines Herrn Freude?“ In der Ahnung, daß auch ſie bald eingehehen werde zu ihres Herrn Freude, ſagte Monica, von den begeiſterten Worten des Sohnes ergriffen, „Sohn, was mich betrifft, nichts hat mehr Reiz für mich in dieſem Leben. Was ich hier noch thun ſoll und weßhalb ich hier bin, weiß ich nicht; denn jede Hoffnung der Zeitlichkeit iſt verzehrt. Eines war es, weßhalb ich noch eine Zeit lang zu leben wünſchte, daß ich dich ſehen möge einen gläubigen Chriſten, *) ehe denn ich ſterbe. Ueber die Maaßen reichlich hat Gott mir nun dieß gewährt, daß ich dich mit Hinanſetzung alles irdiſchen Glückes in ſeinem Dienſte ſehe. Was thue ich hier noch?“

Fünf oder ſechs Tage nach dieſem Geſpräch und Vorſchmack der ewigen Sabbathruhe der Heiligen erkrankte die gottſelige Frau an einem Fieber, das in kurzer Zeit ihre Lebenskraft aufrieb. Ihre beiden Söhne waren ſtets um ihr Lager. Auguſtin war wohl jetzt mehr als je von dem Kummer gebeugt, daß er ihr ſo viele Thränen und Schmerzen bereitet habe und ſuchte ſie durch die letzten Liebesdienſte wo möglich zu vergüten. Monica las in ſeinem Herzen und verſicherte ihn mit zärtlicher Liebe, daß er ja nie ein hartes Wort zu ihr geſprochen habe. Früher hatte ſie immer gewünſcht, in der Heimath zu ſterben und neben dem Grabe ihres Gatten zu ruhen. Jetzt war dieſer natürliche Wunſch der höheren Ergebung in Gottes Willen gewichen. „Beſtattet hier irgendwo, ſagte ſie, meinen Leib und bekümmert euch um ſeinethalben nicht; nur dieſes Eine bitte ich von euch, daß ihr an dem Altare Gottes meiner gedenket, wo ihr auch ſein möget.“ †) Auf die Frage, ob es ihr nicht ſchrecklich ſei, ſo fern von ihrem Vaterlande begraben zu liegen, antwortete ſie: „Nichts iſt ferne von Gott; auch iſt nicht zu beſorgen, daß er am Ende der Zeiten nicht wiſſen ſollte, wo er mich auferwecke.“ So ſtarb dieſe köſtliche Seele in ihrem 56ſten Jahre am neunten Tage ihrer Krankheit den ſeligen Tod der Gerechten in den Armen ihres Sohnes, an der Mündung der Tiber, an der Küſte des Mittelmeeres, das Italien von ihrer irdiſchen Heimath ſcheidet. Noch lange nach ihrem Tode hat ſie tauſende von bekümmerten Müttern getröſtet und aufgerichtet, zu

*) oder genauer nach dem Original Conf. c. IX, 10. Christianum catholicum, was unſere Leſer nun nach §. 8 in ſeinem gehörigen Sinne verſtehen werden, nämlich im Unterſchiede nicht bloß von einem Paganus, ſondern auch ebenſo ſehr von einem Christianus haereticus und schismaticus, was Auguſtin ja früher geweſen war.

†) IX, 11. Tantum illud vos rogo, ut ad Domini altare memineritis mei, ubi fueritis. Dieſe Billigung der Dankſagung und Fürbitte für die Verſtorbenen iſt ebenfalls ein entſchieden katholiſcher Zug, den man aber in ſeiner unſchuldigen Form ſchon bis in's zweite Jahrhundert hinauf verfolgen kann.

geduldigem Warten, zur Ausdauer im Gebete aufgemuntert. Ihr Andenken bleibt der Kirche ewig theuer und geſegnet. Adeodatus ſchrie laut auf. Selbſt Auguſtin konnte nur mit Gewalt den Quell der Thränen zurückdrängen und den überwältigenden Trauergefühlen, die in ſeinem Herzen zuſammenſtürmten, Ruhe gebieten. Er glaubte, es gezieme ſich nicht, „eine ſolche Leiche mit thänenvollen Klagen und Seufzern zu ehren, mit welchen man die Sterbenden beklagen mag, deren Elend im Tode, ja deren ewigen Tod man beweint.“ Denn ſeine Mutter ſei ja nicht elend geſtorben, ſondern bloß eingegangen zu ihres Herrn Freude. Als das Weinen unterdrückt war, ergriff Evodius den Pſalter: „Von Gnade und Gericht will ich ſingen, und Dir Herr Lob ſagen“ (Pſ. 101, 1); und das ganze Haus ſtimmte ein mit der Reſponſe. Nachdem die Leiche beſtattet, und nach damaliger frommer Sitte im Bewußtſein der auch durch den Tod nicht unterbrochenen Gemeinſchaft der Heiligen auf dem Grabe das heil. Abendmahl gefeiert worden war, und als nun Auguſtin ſich zu Hauſe allein mit ſeinem Gotte fand: da ließ er ſeinen Thränen freien Lauf und weinte heiß und lange um die, welche ſo viele Jahre Thränen mütterlicher Liebe und Sehnſucht um ihn zu Gott geweint hatte. Seine Leſer aber bittet er, den letzten Willen ſeiner Mutter zu erfüllen und am Altare des Herrn ihrer dankſagend und fürbittend zu gedenken. „Mögen ſie mit frommem Gefühle in dieſem vergänglichen Lichte meiner Eltern gedenken und meiner Brüder, die unter Dir, dem Vater, Kinder in der Mutter, der katholiſchen Kirche, ſind, und meiner Mitbürger in dem himmliſchen Jeruſalem, wonach Dein Volk in der Pilgerſchaft vom Ausgang bis zur Heimkehr ſeufzet, auf daß, was jene zuletzt von mir gefordert hat, ihr durch Vieler Gebete und Bekenntniſſe reicher, als durch meine Gebete, zu Theil werde.“ *)

Mit dieſen Worten endet der geſchichtliche Theil der Confeſſionen, in welchen Auguſtin mit einer unbegrenzten Offenheit und im Geiſte der ſtrengſten Selbſtkritik und ungeheucheltſten Demuth, Angeſichts der ganzen Welt, Gott ſeine Sünden und Irrthümer bekennt, aber auch mit anbetendem Danke die wunderbare Hand preiſt, die ſelbſt in den tiefſten Verirrungen unſichtbar über ihm waltete, die ihn in der Sorge, in den Gebeten ſeiner Mutter, in der beſſeren Neigung ſeines Herzens, in dem Widerſtreit ſeines Inneren, in ſeiner ſteigenden Unruhe, in dem ſchmachtenden Heimweh nach Gott erfaßte und ihn endlich nach vielen Stürmen in den Hafen des Glaubens und des Friedens leitete. In dieſer intereſſanteſten und erbaulichſten Autobiographie, die je geſchrieben, ſehen wir den großen Kirchenlehrer aller Zeiten „im Staube liegend ſich unterhalten mit Gott, ſich ſonnend in ſeiner Liebe; die Leſer ſchweben ihm nur wie Schatten vor.“ Er nimmt ſich ſelbſt allen Ruhm,

*) IX, 13, Schluß.

alle Größe, allen Schmuck und legt ſie anbetend der freien Gnade zu Füßen. Sein Grundgefühl iſt: „Mein Gutes iſt Deine Anordnung und Deine Gabe, mein Böſes iſt meine Schuld und mein Gericht.“ Keine äußere Rückſicht, ſondern der innerſte Drang ſeiner Seele hat ihn zu dieſem offenen Bekenntniß beſtimmt. „Ich glaube“, ſagt er, „und deßhalb rede ich; Du Herr weißeſt es. Habe ich vor Dir nicht bekannt meine Schuld, und haſt Du mir nicht vergeben die Sünde meiner Seele? Nimmer will ich mich entſchuldigen, Recht haben vor Dir, der Du die Wahrheit ſelbſt biſt; nein, ich will nicht Recht haben vor Dir, denn wer kann beſtehen, wenn Du die Sünde zurechneſt?“ Rührend iſt ſeine wehmüthige Klage, daß er ſo ſpät ſich zum Herrn bekehrt, da eine einzige Stund des Umgangs mit Ihm alle Freuden der Welt überwiegt. „Ich habe ſpät Dich geliebt, Du Schönheit, ſo uralt und ſo neu, ich habe ſpät Dich geliebt. Und ſiehe! Du warſt im Inneren, aber ich war draußen und ſuchte Dich dort. Und in Deine ſchöne Schöpfung ſtürzte ich mich in meiner Häßlichkeit, denn Du warſt mit mir und ich nicht in Dir! Ferne von Dir hielt mich die Außenwelt, und wäre doch nicht, wenn ſie nicht wäre in Dir. Du riefeſt laut und lauter und durchbracheſt meine Taubheit; Du ſchimmerteſt ſtrahlend und ſtrahlender und ſchlugſt meine Blindheit. Du wehteſt, und ich kam zu Odem wieder und Leben und athmete in Dir. Ich koſtete Dich, und hungere und dürſte. Du berührteſt mich, und brennend ſehne ich mich nach Deinem Frieden Wenn ich einſt in Dir leben werde mit allem, was in mir iſt, dann wird mich verlaſſen Schmerz und Mühſal; ganz von Dir erfüllt, wird alles an mir Leben ſein.“

Auguſtin ſchrieb ſeine Bekenntniſſe um's Jahr 400, und ſchon zu ſeiner Zeit wurden ſie von Vornehmen und Geringen mit großem Segen geleſen. Obwohl ſie für allgemeinen Gebrauch nicht ganz geeignet ſind, indem ſie manches enthalten, was nur der Theologe und Geſchichtskundige gehörig verſtehen und würdigen kann: ſo wüßten wir doch, wenigſtens was Erhabenheit, Tiefe und Salbung anbelangt, nächſt der heiligen Schrift kein beſſeres Erbauungsbuch — ſelbſt die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis und Arndts wahres Chriſtenthum nicht ausgenommen —, als Auguſtin's Confeſſionen.

§. 10. Kurzer Aufenthalt in Rom. Schriften gegen die Manichäer. Aufenthalt bei Thagaſte. Ernennung zum Presbyter und Biſchof.

In Folge des Todes ſeiner Mutter veränderte Auguſtin ſeinen Reiſeplan und begab ſich zunächſt mit ſeinen Freunden nach Rom, wo er zehn Monate verweilte. Während dieſer Zeit griff er ſeine ehemaligen Freunde, die Manichäer, öffentlich an. Zur Widerlegung ihrer Irrthümer war er beſſer geeignet, als irgend Einer ſeiner Zeitgenoſſen. „Ich konnte es“, ſagt er in

ſeinen Retractationen, „nicht länger ſtillſchweigend ertragen, daß die Manichäer durch ihr Prahlen mit ihrer falſchen täuſchenden Enthaltſamkeit und Mäßigkeit die Unkundigen betrogen und ſich ſogar über die wahren Chriſten, mit denen ſie doch keineswegs zu vergleichen ſind, erheben wollten, und ſo ſchrieb ich zwei Bücher, das eine über die Sitten der katholiſchen Kirche, das andere über die Sitten der Manichäer."

Gegen Herbſt des Jahres 388 ſchiffte er nach Africa und begab ſich nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Karthago bei ſeinem Freunde Innocentius, einem gottesfürchtigen Manne, der damals gerade durch Gebet von einer gefährlichen Krankheit befreit wurde, auf ein Landgut bei Thagaſte, das er von ſeinem Vater nebſt einigen anderen Grundſtücken geerbt hatte. In buchſtäblicher Befolgung des Rathes Jeſu an den reichen Jüngling (Matth. 19, 21) und in Nachahmung des Beiſpiels vieler Heiligen der Vorzeit, verkaufte er ſeine Güter und gab den Erlös den Armen, behielt ſich aber, wie es ſcheint, Wohnung und ſeinen nöthigen Unterhalt vor. Hier lebte er mit ſeinen Freunden drei Jahre in völliger Gütergemeinſchaft, zurückgezogen von der Welt, im Gebet, Studium und ernſter Betrachtung, nur daß er öfter von den Stadtbewohnern in geiſtigen und weltlichen Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. Mehrere philoſophiſche, polemiſche und theologiſche Schriften ſind Früchte dieſes ländlichen Aufenthalts. Schon verbreitete ſich ſein Ruf durch ganz Africa.

Im Jahr 391 wurde er von einem kaiſerlichen Commiſſär nach der numidiſchen Seeſtadt Hippo Regius, dem heutigen Bona, *) gerufen. Dort angelangt, wurde er wider ſeinen Willen in eine öffentliche Amtsthätigkeit getrieben. Als er nämlich einſt der Predigt des Biſchofs Valerius, eines gebornen Griechen, zuhörte und dieſer bemerkte, daß die Gemeinde eines Presbyters bedürfe, begehrte das Volk den Auguſtinus zu dieſem Amte. Er ward beſtürzt und brach in Thränen aus, er wollte ſeine ſtille aſketiſche und literariſche Muße nicht aufgeben und hielt ſich untüchtig für das verantwortliche Amt. Allein er konnte den ungeſtümen Bitten der Gemeinde, zu denen ſich auch die des Biſchofs geſellten, nicht widerſtehen. Er folgte der höheren Hand, die ihn, wie alle wahren Reformatoren, wider eigenen Willen auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit riß. Nur bat er ſich einige Monate zur Vorbereitung auf das neue Amt aus und trat es um Oſtern 392 an. Hier ſollte er nun in einer Reihe von 33 Jahren zuerſt als Presbyter, dann als Biſchof die reichen Schätze ſeines Genius zum Beſten der Gemeinde und der ganzen Kirche, für ſeine Zeit und für kommende Jahrhunderte entfalten. Er war unentbehrlich. Es ſtanden Kämpfe von der tiefſten und allgemeinſten Bedeutung bevor, denen nur er gewachſen war.

*) Noch heute iſt er unter den dortigen Eingebornen als „der große Chriſt" (Rami Kebir) bekannt.

Sein Verhältniß zum Biſchof war ſehr angenehm. Dieſer erkannte die geiſtige Superiorität Auguſtin's beſcheiden und neidlos an und gab ihr vollen Spielraum zum Beſten der Kirche. So ließ er ihn z. B. häufig predigen, was die africaniſchen Biſchöfe damals ſonſt nur während ihrer Abweſenheit den Presbytern übertrugen. Bald machte er ihn mit Einwilligung des Biſchofs von Carthago zum Mitbiſchof. Als Auguſtin nachher erfuhr, daß eine Verordnung des Nicäniſchen Concils nicht zwei Biſchöfe an Einer Gemeinde geſtatte, ſetzte er auf einer karthagiſchen Synode den Beſchluß durch, daß, um ähnliche Irregularitäten zu vermeiden, jedem Kleriker bei der Ordination die Kirchengeſetze vorgeleſen werden ſollten.

Schon a. 395 ſtarb Valerius, und Auguſtin war nun alleiniger Biſchof von Hippo, was er bis zu ſeinem Tode blieb.

(Schluß folgt.)

Jakob Böhme,

der teutoniſche Theoſoph.

(Schluß.)

4. Jakob Böhme und ſeine Sprache.

„Die Sprachen ſind die Scheide, darin das Schwert des Geiſtes ſteckt.“ Ein treffendes Wort Luthers, das mit richtigem Bilde das Verhältniß zwiſchen Sprache und Geiſt als das Verhältniß zwiſchen Form und Inhalt bezeichnet. Es entſpricht ganz dem Ausdruck des Philoſopen unſeres Jahrhunderts: die Sprache iſt die Exiſtenz des Geiſtes. Wie der Geiſt iſt, ſo ſchafft er ſich ſeine Sprache, als ſeinen Leib. Seine Eigenthümlichkeit bildet ſich ab in der Sprache, wie das Schwert ſich darſtellt in der Form der Scheide. Das wechſelnde Leben des Geiſtes repräſentirt ſich in der Geſchichte der Sprache. Wie hat ſich das ſo ſchön dargeſtellt in der Geſchichte der deutſchen Zunge! In Beziehung auf den Gang ihrer Entwicklung bis auf die Gegenwart ſagt ein neuerer Forſcher: „Die Vollkommenheiten des ehemaligen Zuſtands der Deutſchen Sprache ſind beneidenswerth, aber ſie ſind unwiederbringlich; den Gewinn, den unſer heutiges Deutſch, indem es jenen allmählich entſagte, errungen hat, dürfen wir für theuer, aber nicht für zu theuer gekauft halten. Damals war weder Armuth noch Rohheit, aber nun gilt eine andere Art Reichthums und andere Bildung.

Ein Hauptvortheil, die durch Niederſchlag der Dialekte gegründete Herrſchaft größerer Spracheinheit, konnte eben nur durch Dämpfung der ſinnlichen Beſtandtheile errungen werden. So war es unſerem Volke beſchieden!“ —

Jedermann weiß, welche Stellung gerade in Hinſicht der Spracheinheit Luther in der Geſchichte der deutſchen Literatur einnimmt. Doch waren gar verſchiedene Kräfte in alten und neuen Zeiten in Thätigkeit, unſerer Sprache ihren eigenthümlichen Reichthum und dieſe Biegſamkeit zu verleihen, auch die feinſten Gedankenſchattirungen in unendlichem Formwechſel darzuſtellen. Auch die Myſtiker des Mittelalters und der ſpäteren Zeit haben hiebei ihre Verdienſte. Vielleicht Leibnitz, deſſen Wiſſen ſo Vieles umfaßte, war der erſte, der auf den Einfluß der myſtiſchen Literatur auf die Entwicklung der deutſchen Sprache aufmerkſam machte, obwohl er in anderer Hinſicht dem Myſticismus gerade nicht hold war. Der Drang der Myſtiker, die Geheimniſſe der Welt, des Lebens, des Glaubens aus dem tiefſten Inneren des Gemüthes und Geiſtes heraus auszuſprechen, machte ſie zum Theil zu großen Künſtlern in der Behandlung und Bildung des Sprachſtoffes. Daher iſt die myſtiſche Literatur auch nach dieſer Seite hin voll eigenthümlichen Reizes. Mag nun auch dahingeſtellt bleiben, ob Jakob Böhme auf die Geſtaltung der deutſchen Sprache irgend einen fördernden Einfluß gehabt habe, oder wie weit ſich die Spuren eines ſolchen nachweiſen laſſen, ſo kann doch, wo von ihm überhaupt die Rede iſt, die eigenthümliche Weiſe ſeines Ausdrucks, ſeines Styls nicht wohl überſehen werden. Was Göthe über Hamann, den nordiſchen Magus, ſagte, gilt gewiß auch von J. B.: „Der durch die ſonderbare Sprachhülle hindurch wirkende Geiſt zog immer die Bildungsluſtigen wieder an, bis man, an ſo viel Räthſeln müde und irre, ſie bei Seite legte“ (Annalen 1806).

Wir haben ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß J. B. die Sprache als das Zeichen anſieht, das an ſich ſchon die Ueberordnung des Menſchen über die Thierwelt andeutet, denn „das Thier hat keine Sprache, weil es nicht aus dem Ewigen iſt.“ Der Gedanke, daß in des Menſchen Wort die gewordene weite Welt ſich ſelbſt durch den Menſchen hindurch ausſpreche, läßt ihn in jedem Worte einen geheimnißvollen Naturton, einen tiefen Gedanken ahnen. Der Menſch gibt der Welt und all' ihren Geſtalten inſtinctmäßig ein ſinnvolles Echo in ſeinem Worte. Unbewußt ſchlummert in der Sprache alle Philoſophie; J. B. ringt damit, den Geiſt aus den Banden des Sprachlautes zu erlöſen, ſich des Gedankengehaltes der Worte zu verſichern. Da kommen nun freilich ſeltſame Dinge zum Vorſchein; gerade hier iſt auch ein Punkt, wo am meiſten der Mangel einer umfaſſenden Schulbildung, eines gewiſſen Vermögens an ſprachlichen Kenntniſſen beſonders ſtark heraustritt. Und nicht nur die fremden Zungen entlehnten Wörter, ſondern auch die der deutſchen Mutterſprache müſſen ſich gar gewaltſame Behandlung gefallen laſſen. Der gute J. B. verwundert ſich ſelbſt nicht darüber, obwohl aus anderen

Digitized by Google

Gründen als wir, daß Viele ihn leſen, aber nicht faſſen werden, wie er denn ſagt: „ich fürchte wohl, es werde ſich nicht ein jeder Kaufmann in meine Waare ſchicken, ſintemal ſie Manchem gar unbekannt wird ſein, ſo wird auch nicht ein Jeder meine *Sprache* verſtehen“ (Aurora 13, 16). Mit löblichem Eifer weist er aber beſonders die Deutſchen auf ihre Sprache hin und ſucht den Sinn für die Wahrheit und das Naturgefühl dieſer Wurzelſprache und ihrer Formbildungen zu wecken. So ruft er aus: „Verſtehe nur deine Mutterſprache recht, da haſt du ſo tiefen Grund darinnen, als in der Hebräiſchen und Lateiniſchen, ob ſich gleich die Gelehrten darin erheben, wie eine ſtolze Braut — es kümmert nichts, ihre Kunſt iſt jetzt auf der Bodenneige“ (Aur. 8, 73). Hätte doch J. B. ſich ſelbſt ganz und gar auf das ſo unendlich reiche Material eben des Deutſchen beſchränkt! Da weiß er ſeine Gedanken klar und kräftig genug auszudrücken; aber eben in der Vermiſchung ſeines tüchtigen deutſchen Styles mit einer Menge fremder, aus der, früher von uns geſchilderten, naturphiloſophiſchen Schule des Paracelſus entlehnter Wörter und Begriffe liegt der größte Anſtoß beim Studium der Schriften des deutſchen Philoſophen. Man ſieht, daß er ſich ſchwerfällig in einem fremden Element bewegt; unbekannt großentheils mit dem eigentlichen urſprünglichen Sinne dieſer Fremdwörter muß er ſie zu gebrauchen ſuchen, wie jene Schule, aus der er ſie lernte; er ſucht ſich über das bloß memorielle, mechaniſche Entlehnen hinauszuhelfen; er will auch den Fremdwörtern ihren Naturſinn abfühlen, aber — wie ſeltſam ſind doch die Verſuche, die er dabei anſtellt! Wir könnten wohl Zeugniß genug hiefür aus allen Schriften J. B.'s anführen. Doch ſei es genügend, welche Sprachphiloſophie er über das lateiniſche Wort Sulphur (Schwefel) aufſtellt, an einer charakteriſtiſchen Stelle zu erſehen. Er ſagt: „das iſt der Urſtand der Feindſchaft, daß die Natur wider den freien Willen läuft und ſich ein Ding in ſich ſelber findet: und verſtehet allhie das Centrum der Natur mit dreien Geſtalten. Im Urſtand, als im erſten Principio, iſt's *Geiſt*; im andern iſt's *Liebe*; und im dritten Principio iſt's *Weſen*, und heißen die drei Geſtalten im dritten Principio *Sulphur*, Mercurius und Sal. Dieß verſtehet alſo: „*Sul* iſt im erſten Principio der freie Wille oder die Luſt in dem Nichts zu Etwas, es iſt in der Freiheit außer der Natur; *Phur* iſt die Begierde der freien Luſt und machet ſich in dem Phur als in der Begierde ein Weſen. — Nun iſt aber das Phur als die Begierde nicht vom Sul getrennet, es iſt Ein Wort und iſt auch im Urſtand Ein Weſen und ſcheidet ſich aber ſelber in zwo Eigenſchaften, als in Freud und Leid, in Licht und Finſterniß, denn es macht zwo Welten —“ (De Signat. rer. c. 2, 11 ff.). Der iſt im Irrthum, welcher meint, daß hinter dem Allem nichts ſei, daß J. B. ſelbſt ſich dabei nichts habe denken können; aber wenn ein alter Commentator ſagt, daß „wohl zu begreifen ſei“, was der Autor gerade vom Worte Sulphur behauptet, wie er aus dem Ton der zwei Silben die zwei Contraſte herausphiloſophirt, ſo iſt uns der Autor und der Com-

mentator doch etwas unbegreiflich (Tſcheer, Einleitung u. ſ. f. 1718, p. 1758). J. B. ging in ſeinen Verſuchen über die Philoſophie der Sprache wirklich ſo weit, daß er die eigenthümliche Bedeutung der Vokale ahnte. So leſen wir (Theoſoph. Fr. 2, 9): „In dem (ſich) aufthuenden Leben göttlicher Einheit werden fünf lautbare Sensus in der Empfindlichkeit der Liebe des Lebens verſtanden, als A. E. I. O. U., darinnen das göttliche Wollen und Wirken ſtehet.“ Freilich iſt wieder eben ſo ſeltſam, wie dieſer Gedanke nachher auf das Tetragrammaton Jehovah angewendet wird (S. auch Myst. M. 35, 49 ff.). Die myſtiſche Deutung der Worte, ihre phonetiſche Analyſirung zum Zwecke theoſophiſcher Ausbeute geht oft ganz in's Abenteuerliche. Da braucht man nur etwa Aurora c. 19 zu leſen, und J. B. iſt dieſer Wortkünſtelei auch in ſpäteren Werken treu geblieben und vielleicht keines ſeiner Bücher iſt ſo voll davon, wie das Myst. Magn. Auf dieſer rein willkührlichen Wortdeutung und Lautzergliederung ruht dann gar oft, wie im Myst. Magn. hauptſächlich und zwar ohne allen Unterſchied der Urſprache oder der Sprache der Urberſetzung die Erklärung der heil. Schrift. Es iſt wirklich eine oft recht mühſame Arbeit, etliche wenige Gedanken als reine Goldkörner aus dem todten und ſchwerfälligen Material dieſer eiteln und unhaltbaren Speculationen abzuſcheiden. Man empfindet es als ein Unglück, daß der edle Geiſt in dieſen Irrweg, der nimmer die Pforte ächter Schrifterkenntniß öffnen kann, hineingerathen iſt. Es wird klar dabei, daß nichts der wahren Forſchung mehr Eintrag thut, als wenn ſie durch das Spiel lebhafter Phantaſie befangen wird. Die Folge davon iſt, daß der Ungebildete leicht vom falſchen Schein verlockt und aus der Einfalt des Glaubens in die Irre vermeinter Erleuchtung geführt wird; daß aber zugleich dem Kenntnißreichern das Näherherzutreten oft zu ſehr entleidet. Beides iſt in Beziehung auf J. B. vielfach wahr geworden. Heutzutage richtet man freilich mit der Geheimnißkrämerei in der Wiſſenſchaft nicht mehr viel aus. Vielleicht die Gefahr unſeres mehr nüchternen Wiſſens iſt die entgegengeſetzte, eine ſelbſtgefällige Flachheit, welche für das Tiefe und Geheimnißvolle verſtandesſtolz den Sinn verloren hat. J. B. las Bedeutſames auch nicht aus Worten allein, ſondern auch aus heiligen Zeichen ab; da iſt ihm nun das Kreuz beſonders wichtig. Daher ſagt er denn zu der Stelle 1 Moſ. 22, 9: „Dieſes iſt nun der Ernſt, als die Figur, wie Gott ſeinen Sohn durch Adams Kinder, als durch Abrahams Kinder, die Juden, wollte binden, das iſt, unſere Sünde binden und auf das Holz legen, das iſt, an's Kreuz hängen, als an die Figur der heil. Dreifaltigkeit, welche im Menſchen war zu einem hölzernen, irdiſchen Kreuze worden, da vorhin das Lebenskreuz, als die Figur der Gottheit war in Adam geiſtlich und heilig geweſen, hatte ſich aber in der irdiſchen Luſt irdiſch und wie hölzern gemacht: alſo ſolle auch der Tod, als das Sterben des heil. Kreuzes im Menſchen, an einem hölzernen, irdiſchen Kreuze wieder Gott geopfert und wieder aus dem irdiſchen Tod in die heilige, geiſtliche Figur verwandelt werden“

(Myst. M. 48, 19). Ebenſo findet er tiefen theoſophiſchen Sinn in der Geſtalt des Kreiſes, in der Kugel, im Regenbogen und ſelbſt in deſſen verſchiedenen Farben (Dreif. Leben 6, 65). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch die Zahlen, beſonders die Dreizahl, die Siebenzahl, Zehnzahl und überhaupt die in der heil. Schrift vorkommenden und mit religiöſen Ideen in Verbindung ſtehenden Zahlen bei ihm eine große Rolle ſpielen; auch ſind ihm im Grunde die Zahlen der Weiſſagung und die apokalyptiſchen von nicht mehr Bedeutung, als überhaupt jedes durch beſtimmte Zahlen bezeichnete Maaß und Verhältniß, von dem die Bibel redet. Doch hat J. B. dieſen Theil der myſtiſchen Schrifterklärung bei weitem nicht ſo ſyſtematiſch behandelt, wie das manche ſeiner Nachfolger noch bis in die neuere Zeit mit einem bisweilen überraſchenden Scharfſinne gethan haben. Man mag ſich hievon überzeugen aus den Schriften des Fürſtl. Naſſ. Saarbr. Archivarius J. G. Hagelganß über dieſen Gegenſtand: Sphaera Coelestis Mystica u. ſ. f. und Sphaera Infernalis Mystica ex Arithmologia ac Metrologia Sacra — das iſt: Hölliſches Spinnenrad, darinnen das Geheimniß der Bosheit u. ſ. f. Frankfurt a. M. 1740. Bekannt iſt, welche Spielereien die Kabbala beſonders auch mit dem Zahlenwerthe der Buchſtaben vieler bedeutender Namen und Wörter zur Enträthſelung von allerlei Geheimniſſen getrieben hat. —

Aber mit dem Deuten und Zergliedern allein konnte J. B.'s thätiger Geiſt ſich nicht befriedigt fühlen. Er erwies ſich in eigenthümlicher Form ſchaffend und bildend am Sprachſtoff. Fremde Wörter und deutſche Wörter modelt er bisweilen in Eins zuſammen und benützt ſie, wie ſie gerade ſeinem Bedürfniß nach Ausdruck ſeines Gedankens zu entſprechen ſcheinen. Man muß ſich wirklich wundern über die Naivität, mit der er hiebei zu Werke geht. So iſt er durchaus nicht an die Bedeutung Eigenſchaft, Beſchaffenheit bei dem lateiniſchen Worte Qualität gebunden, ſondern er bringt es in unmittelbaren Zuſammenhang mit dem deutſchen Wurzelwort „quellen, quallen“, und ſagt: „Allhier muß man nun betrachten, was das Wort Qualität heißt oder iſt. Es iſt die Beweglichkeit, quallen oder treiben eines Dinges, als da iſt die Hitze, die brennet, verzehret, treibet Alles, das in ſie kommt, das nicht ihrer Eigenſchaft iſt u. ſ. f.“ (Auror. 1, 3). Weil es ihm an Kenntniß fremder Sprachen fehlte, ließ er ſich, ſcheint es, je und je durch das Gefühl leiten, das ihm der Klang eines Wortes gab und erklärte ſich's willkürlich. So ſcheint ihm das Wörtlein Idea einen beſonders guten Eindruck gegeben zu haben; wie er denn vornweg von dem Buchſtaben I ein höchſt günſtiges Vorurtheil hatte und zum Namen Jesus die Bemerkung macht: „Das I iſt der Charakter des Unius, als des ewigen Einen in der göttlichen Luſt, welchen Adam verlor“ (Myst. M. 53, 25) Wie er aber das Idea ſich idealiſirt, bemerkt auch ſchon der alte Commentator Tſcheer, wenn er ſagt „es ſpielet der Autor mit dieſem ſinnreichen Wörtlein nach dem Grunde der Naturſprache ſehr lieblich und wunderbar.“ (p. 23)

Aber ſicherer, als auf dem Gebiete fremder Wörter wandelt J. B. durch das reiche Feld des Deutſchen, ſeiner ächten Mutterſprache. Da zeigt ſich, wie tief er den Sinn der Wurzeln und Bildungen zu faſſen weiß. Mag auch unſer heutiges Deutſch an ſeiner Weichheit und Geſchmeidigkeit große Vorzüge beſitzen, ſo mag man doch bedauern, daß ſo manche kräftigere Form der alten Zeit verloren ging. Zwar will uns befremden, wenn wir auch von einem „Maul der Engel“ (Auror. 6, 10 ff.) leſen müſſen, oder wenn ein Menſch, dem es an der rechten Erkenntniß fehlt, genannt wird „des Teufels Maſtthier.“ (Drei Prinz. 24, 11). Ebenſo iſt die Einmiſchung der vielen fremden Kunſtwörter aus Paracelſiſcher Schule als ein reines Unglück bei J. B. zu betrachten und wenn er jenes Grundverderben des deutſchen Styles, die Zuſammenknetung eines charakterloſen Wirrwarrs von deutſchen und franzöſiſchen Brocken, wie wir das z. B. bei Zinzendorf und ſo vielen ſeiner Zeit finden, noch nicht kennt, ſo hat er doch manche Schwäche der Conſtruction, die den Verfall der deutſchen Sprache bezeichnet, wie er z. B. die particip. praes. in jener bekannten ſchwerfälligen Weiſe mißbraucht (Myst. M. 69, 39 und a. a. O.). Fehlt es nun auch nicht an allerlei Derbheiten und harten ſpitzigen Ecken, ſo iſt doch die Leichtigkeit des Ausdrucks, die meiſterhafte Wahl der treffenden Worte, die gemüthvolle Kraft der Rede bei dem ſonſt ungelehrten Manne zu bewundern. Bald ſind ſeine Worte ſo weich und mild, die rechte Sprache eines zarten, liebevollen Gemüthes, daß man unmittelbar an mittelalterliche Myſtiker, wie Heinrich Suſo, erinnert wird; ſo ſagt er (Auror. 8, 97 ff.) von der ewigen Liebe, die er zuvor „den fünften unter den ſieben Geiſtern Gottes in der göttlichen Kraft des Vaters“ genannt hat: „O Holdſeligkeit, o große Liebe, wie ſüße biſt du, wie lieblich iſt doch dein Geſchmack, wie ſanft riecheſt du doch! Ach edles Licht und Klarheit, wer kann deine Schöne vermeſſen! Wie zierlich iſt deine Liebe, wie ſchön ſind deine Farben! Ach und ewiglich, wer kann das ausſprechen? Oder was ſchreibe ich doch, der ich doch nur ſtammle, wie ein Kind, das da reden lernt? Wem ſoll ich's doch vergleichen? Soll ich's der Liebe dieſer Welt vergleichen — ſo iſt es nur ein finſteres Thal, ach und groß; ich kann dich mit nichts vergleichen, als nur mit der Auferſtehung von den Todten, da wird das Liebefeuer wieder aufgehen in uns und den Menſchen freundlich umfangen und unſer Herbes, Bitteres und Kaltes, Finſteres und Todtes wieder anzünden und uns freundlich umfangen. O edler Gaſt, warum biſt du von uns gewichen? O Grimmigkeit und Herbigkeit, du biſt Urſache! O grimmiger Teufel, was haſt du gethan, der du dich und alle deine ſchönen Engel in die Finſterniß verſenkt haſt? Ach und immer ach! war doch die holdſelige, ſchöne Liebe auch in dir, o du hochmüthiger Teufel! Warum ließeſt du dir nicht genügen? warſt du doch ein Cherubim und war im Himmel nichts ſchöner als du — was ſuchteſt du doch? Wollteſt du der ganze Gott ſein —!“ Und ebenſo zart und ſinnig ſagt er (Ueberſinnl. Leb. 24): „Der Jünger ſprach: Wie

mag aber das bei einander ſtehen, daß ſich ein Menſch liebe und auch haſſe? Der Meiſter ſprach: Was du dich liebeſt, das liebeſt du dich nicht als eine Deinheit, ſondern als eine gegebene Liebe Gottes; du liebeſt den göttlichen Grund in dir, dadurch du Gottes Weisheit und Wunderwerke, ſammt deinen Brüdern liebeſt. Was du dich aber haſſeſt, das thuſt du nach der Deinheit, in welcher dir das Böſe anhanget; das thuſt du, daß du gerne wollteſt die Ichheit in dir zerbrechen und ſie dir würde zu einem ganz göttlichen Grunde. Die Liebe haſſet die Ichheit, darum daß die Ichheit ein tödtlich Ding iſt und mögen nicht wohl beiſammenſtehen; denn die Liebe beſitzet den Himmel und wohnet in ſich ſelber, aber die Ichheit *beſitzet ſich ſelber*. Gleichwie der Himmel die Welt beherrſchet und die Ewigkeit die Zeit: alſo auch herrſchet die Liebe über das natürliche Leben.“ Gegenüber ſolchen Worten bildet freilich die Derbheit ſeiner Polemik, beſonders gegen die römiſche Kirche, einen großen Contraſt, wie er da unter Anderem ausruft (Drei Prinz. 19, 53 ff.): „Was aber anlanget das Pfaffengedicht von der Seelenmeſſe, welches ſie ohne Andacht, ohne herzliche Eindringung zu Gott um Geldes willen thun, das iſt Alles falſch und ſtehet in Babel, es hilft die Seele wenig oder nichts —. Ich ſage nicht daß ein Rechtgläubiger in der Neugeburt einer Seelen, ſo in den Thoren der Tiefe ſchwebt, zwiſchen Himmel und Hölle, nicht könne mit ſeiner ernſten Ritterſchaft zu Hülfe kommen; er muß aber ſcharf gewappnet ſein, denn er hat mit Fürſten und Gewaltigen zu thun, ſonſt werden ſie ſeiner ſpotten; als gewiß geſchiehet, wenn der Pfaffe mit ſeinem weißen oder gleißenden Kleide voll Brunſt zwiſchen Himmel und Hölle tritt und will mit dem Teufel fechten. O höre Pfaffe! es gehört kein Geld oder Gut dazu, auch keine ſelbſterwählte Heiligkeit; es iſt gar ein theurer Ritter, welcher der Seele beiſtändig iſt; wird ſie in ihm nicht ſiegen, deine Heuchelei hilft ſie nichts. Du nimmſt Geld und hältſt für Alle Meſſe, ſind ſie gleich im Himmel oder Hölle; du fragſt nichts darnach; du biſt deß auch ganz ungewiß, ohne daß du ein ſteter Lügner vor Gott erſcheineſt.“ Mit derſelben maſſiven Beredtſamkeit ſagt er in der Vorrede zu den drei Prinzipien (18): „Ob ſich's aber nun zutrüge, daß dieſe Schriften möchten geleſen werden und vielleicht die Sodomitiſche Welt und derſelben Maſtſäue darüber kommen und in meinem Luſtgarten wühlen, welche nichts können wiſſen oder verſtehen, als läſtern und hochmüthig ausſchaliren, kennen alſo weder ſich ſelber noch Gott, viel weniger ſeine Kinder; ſo will ich doch denſelben nichts geſchrieben haben und beſchließe mein Buch mit einer feſten Mauer und Riegel vor ſolchen Idioten und wilden Teufelskälbern, welche doch nur in des Teufels Mordgrube ſitzen bis über die Ohren und kennen ſich nicht, thun aber das, was der Teufel ihr Lehrmeiſter thut und bleiben Kinder des grimmigen Zornes Gottes. Will aber den Kindern Gottes hierinnen klar genug geſchrieben haben, die Welt und Teufel mögen wüthen und toben bis in den Abgrund, denn ihr Stundenglas iſt aufgeſetzet, da Jeder wird ernten, was er geſäet hat, und wird Manchen das

hölliſche Feuer, deſſen er hier keinen Glauben hat, für ſeinen ſtolzen, verächtlichen Hochmuth wohl kitzeln."

Daß ſich bei einem Schriftſteller wie J. B. gar oft Daſſelbe wiederholt, daß ſeine Lieblingsgedanken, die einmal feſtſtehenden Geſichtspunkte, unter denen er Alles beobachtet, immer uns in ſeinem Werke wieder begegnen, das kann uns nicht wundern. Aber eigentlich läſtig wird dieß Repetiren doch nur, wo J. B. ſich in den Formeln der alchymiſtiſchen und Paracelſiſchen Schule bewegt. Da fühlt man ſich bedrückt durch dieſe ſtereotypen Ausdrücke, welche in einzelnen Naturobjecten, in Sternen, Metallen, chemiſchen Producten allgemeine phyſiſche oder ethiſche Prinzipien wie verkörpert andeuten. Man kann ſich nichts Klares dabei denken und man kommt, wie lange man oft auch nachſinnen mag, am Ende zum Schluſſe, daß der Autor ſelbſt, von dem Glanz einer fremden Terminologie beſtochen, mehr auf Treu und Glauben hin, vom Reiz des Geheimnißvollen angezogen, eine Tiefe, einen Gehalt von Wiſſen und Wahrheit dabei annahm, daß er mehr einen Reiz dabei fühlte, auch zu den Adepten des Geheimniſſes, zu den Eingeweihten zu gehören, als er ſich etwas Klares hinter all' dem Wortgepränge denken konnte. Wie er aber einmal ſich daran für ſeinen eigenen Gebrauch gewöhnt hatte, ſo ging ihm das Gefühl für die innere Haltungsloſigkeit dieſer Art von vermeintlichem Wiſſen mehr und mehr verloren. Dadurch leidet aber Beides, Erkenntniß und Sprache. Was Alles da für die verborgene Weisheit der Erleuchteten ausgegeben wird, iſt am Ende doch nur Spiel der Phantaſie; je weniger ſolides Wiſſen der Natur und ihrer einfachſten, aber allwirkſamſten Elemente und Geſetze da war, deſto mehr hatten ſie freien Raum für ihre regelloſe Thätigkeit; wollte man aber ihre Einfälle in der Kosmologie und dem geſammten Naturwiſſen vollends ſyſtematiſiren, ſo mußte ſich eine wahre Monſtroſität von Wiſſenſchaft ausbilden. Und was Anderes waren alle dieſe Geheimlehren? Dieſes ſelbſt dem Experimentiren ſo hinderlich in den Weg tretende Einwirken der Phantaſie auf das Wiſſen hat denn auch dem Style ſeiner Schriften den größten Schaden gebracht. Es iſt gar nicht mehr der eigentliche J. B., ſondern es iſt die Schule und Schulſprache der Phantaſterei des Geheimwiſſens, die durch ihn Dinge ſagen kann, wie dieſe: „zur Siebenten finden wir in der Scheidung der Compaction der Metalle ein weißes kriſtalliniſches Waſſer, das iſt himmliſches Waſſer, als das Waſſer über der Veſte des Himmels, welches vom Oele geſchieden wird, als ein Leib des Oeles. In den Metallen und Steinen gibt es einen weißen, kriſtalliniſchen Glaſt; und Venus mit ſeiner Eigenſchaft macht's ganz weiß und iſt eine ſilberne Art, und Venus in Sol eine güldene und Mars in Venus eine kupferne und hinwieder Venus in Mars eine eiſerne — —; und ohne Venus iſt kein Metall, weder der Fixen noch der Mineralien." (Myst. M. 10, 27). Und dergleichen findet ſich überall in ſeinen Werken, obwohl in den unmittelbar erbaulichen weniger. Man muß ſich aber wundern, wie J. B. ſolche Gedanken und ſolche Sprache

führen und doch dabei gegen die Philoſophen und alle Lehrmeiſter ſagen konnte: „ich brauche nicht ihrer formula und Art, ſintemal ich's von ihnen nicht gelernt habe, ſondern habe einen andern Lehrmeiſter, welcher iſt die ganze Natur. Von derſelben ganzen Natur mit ihrer inſtehenden Geburt habe ich meine Philoſophiam, Aſtrologiam und Theologiam ſtudirt und gelernet und nicht von Menſchen oder durch Menſchen“ (Auror. 22, 11). Doch iſt er ehrlich genug, dieß ſtarke Wort nachher ziemlich wieder zu mildern und zu beſchränken. — War aber wohl in dieſer Hinſicht der Einfluß der Phantaſie bei ihm ſchädlich, ſo gewinnt doch auf der anderen Seite ſeine Sprache durch die Lebendigkeit der Einbildungskraft den ſchönſten Reiz. Für trockene, logiſche Abſtractionen war J. B. nicht geſchaffen, wie es ſcheint; die Calculationen der Mathematik waren nicht ſeine Sache und er ſagt öfters, daß er nicht wiſſe „mit dem Circulmeſſen umzugehen.“ So iſt auch ſein Styl nicht trocken, ſeine Ausdrucksweiſe nicht abſtract, ſondern er hat es ſtets mit dem Concreten zu thun. Er erinnert dadurch beſonders an die Großmeiſter der neueſten Philoſophie. Nicht nur, daß ſeine Sprache beinahe immer in ihrer eigenthümlichen Lebendigkeit zur directen Anrede wird, ſondern auch ſeine Ausdrücke, wo er recht er ſelbſt iſt, ſind durchaus concret, factiſch, bildlich und Alles ſchillert in ſtetem Farbenwechſel. Er drückt bisweilen im bildlichen Worte ſehr umfaſſende, weitgreifende Gedanken aus. So ſagt er über das Weſen der Krankheit und das allgemeine Geſetz der Heilung: „Was du willſt, daß dem Leibe widerfahren ſoll, das muß von ehe dem widerfahren, was den Leib kuriren ſoll; fauler Krankheit gehört ein fauler Schwefel in die Kur; deßgleichen —. Denn Krankheit iſt ein Hunger: dieſer begehrt nur ſeiner Gleichheit. Nun iſt die Eigenſchaft deſſelben Lebens, welches im Anfange ſeines Urſtandes iſt in Freuden geſtanden, die Wurzel; und die Krankheit iſt ihr übermäßiges Anzünden, davon die Ordnung getrennet wird; ſo begehret die Wurzel in ihrem Hunger die Gleichheit, die ihr durch die Anzündung genommen worden. Jetzt iſt die Anzündung ſtärker als die Wurzel, ſo muß man der Anzündung ihren Hunger ſtillen und ihr das eingeben, was ſie ſelber iſt. — — Denn der Urſprung im Leben begehret keine andere Vielheit, ſondern nur ſeine Gleichheit, daß es in ſeiner eigenen Kraft ſtehen, leben und brennen möge.“ (Do sign. rer. 13, 53—58). Daß die homöopathiſche Schule der neuen Zeit ihr pathologiſches und therapeutiſches Grundprinzip in dieſen Worten vom „Hunger der Krankheit“, von der „Kur durch Gleiches“ ausgedrückt erkannte, kann Niemand wundern. Doch möchte der erſte Gedanke dieſer Auffaſſung der Krankheit und des Heilungsprinzipes nicht auf J. B., ſondern auf Paracelſus zurückzuführen ſein. — Obwohl nun J. B. ſelbſt von der Phantaſie eine ſchlimme Meinung hege, ſo daß er auch Lucifers Sturz nennt „den Fall in's Reich der Phantaſie“ und ſagt „daß die Teufel noch darinnen leben und mögen nun nichts Anderes thun, als was der Phantaſie Eigenſchaft iſt, nämlich Narrentei treiben, ſich verwandeln, das Weſen zer-

brechen —„ (Gnadenw. 4, 29. 30), ſo iſt dieſelbe Kraft der Seele doch bei ihm ſelbſt ſo geſchäftig, daß er auch ſeine ganze theoſophiſche Weltanſchauung unter dem Bild einer durch's Kreuz und durch innere, ſich entgegengekehrte Halbkugeln getheilten Kugel, als dem Symbol des Alles in ſich faſſenden Urgrundes, darzuſtellen ſuchte (Vierz. Fr. 1, 105 ff.). —

Mit welcher Meiſterſchaft ſich J. B. des rein deutſchen Sprachelementes zum Ausdruck tief ſpeculativer Gedanken zu bedienen wußte, davon zeugen ſo viele Stellen ſeiner Schriften, daß man eben bei dem hohen Genuß, den ſie als das originale Geiſtesproduct des genialen Mannes gewähren, am meiſten veranlaßt wird zu bedauern den Einfluß, den eine fremdartige, ſich ſelbſt nicht verſtehende Schulſprache ſonſt oft auf ſeine literariſche Thätigkeit ausgeübt hat. Das aber thut dem Genuſſe ſeiner Schreibart und ſeiner aus reichem Quell fließenden Gedanken keinen Eintrag, daß er Wörter in einer ihrem heutigen wiſſenſchaftlichen Sinne entgegengeſetzten Bedeutung gebraucht, daß er Vernunft ſagt, wo wir Verſtand ſetzen und umgekehrt, oder Wiſſenſchaft ſagt ſtatt Wiſſen, oder mit Schiedlichkeit und Neiglichkeit Etwas bezeichnet, was durch Scheidung und Neigung nicht ausgedrückt wäre. Wie leicht er philoſophiſche Gedanken in reinem, von fremden Lauten nicht entſtelltem Teutſch zu geben vermag, das mögen uns Worte beweiſen, mit welchen er jene ewige Genealogie des Logos Joh. 1, 1—3 commentirt: „Der Anfang aller Weſen iſt das Wort, als das Aushauchen Gottes geweſen und Gott iſt das ewige Ein geweſen von Ewigkeit und bleibet's auch in Ewigkeit. Aber das Wort iſt der Aufſchluß des göttlichen Willens oder der göttlichen Wiſſenſchaft. Gleichwie die Sinne aus dem Gemüthe ausfließen und das Gemüth doch nur Ein iſt, alſo iſt auch das ewige Ein mit in dem Ausfluß des Willens geweſen, das heißt: Im Anfang war das Wort. Denn das Wort, als der Ausfluß vom Willen Gottes, iſt der ewige Anfang geweſen und bleibt's ewig; denn er iſt die Offenbarung des ewig Einen, damit und dadurch die göttliche Kraft in eine Wiſſenſchaft des Etwas gebracht wird. Und verſtehen wir mit dem Wort den offenbaren Willen Gottes und mit dem Wort Gott verſtehen wir den verborgenen Gott, als das ewige Ein, daraus das Wort ewig entſpringt. Alſo iſt der Ausfluß des göttlichen Ein das Wort und doch Gott ſelber als ſeine Offenbarung. Dieſer Ausfluß fleußt aus Gott und das Ausgefloſſene iſt Weisheit, aller Kräfte, Farben, Tugend und Eigenſchaften Anfang und Urſach. Aus ſolcher Offenbarung der Kräfte, darinnen ſich der Wille des ewigen Ein beſchaut, fleußt aus der Verſtand und die Wiſſenſchaft des Ichts, da der ewige Wille im Ichts ſchauet und in der Weisheit in Luſt einführet zu einer Gleichniß und Ebenbildniß" (Von göttl. Beſchaulichkeit 3, 1—4).

Philadelphia. W. J. M.

Stellung und Aufgabe der deutſchen Nation und deutſchen Theologie in der Gegenwart.

(Aus Bunſens Vorrede zu der deutſchen Ausgabe ſeines neulichen Werkes über Hippolytus.)

Das Verhältniß der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Nation, dieſer drei Hauptträger der gegenwärtigen Geſchichte und Civiliſation, in Beziehung auf den Fortſchritt der europäiſchen Geſittung hat vor einem Vierteljahrhundert ein geiſtreicher Staatsmann und gelehrter Philoſoph Frankreichs zuerſt von einem höheren Standpunkte aufgefaßt und mit Klarheit und Schärfe ausgeſprochen. **Guizot** ſagt, daß von den drei jetzt leitenden Völkern dem deutſchen, bei unläugbarer Tiefe der Idee und Forſchung, die Kunſt abgehe, den Gedanken mit der Wirklichkeit zu verbinden; dem engliſchen, bei höchſter Thatkraft und praktiſchem Sinne für das gemeinſame nationale Leben, die Fähigkeit mangle, die Thatſachen mit Ideen in Verbindung zu ſetzen und dadurch für die Menſchheit auszuprägen. Der franzöſiſche Geiſt dagegen beſitze, bei geringerer Stärke jedes der beiden Elemente, vorzugsweiſe die eigenthümliche Fähigkeit, Thatſache und Idee zu vereinigen und den wiſſenſchaftlichen Fortſchritt des Einzelnen nutzbar zu machen für die Veredlung des gemeinſamen Lebens. Es iſt durch dieſe lebenskräftige Verbindung, daß die Franzoſen vor allen anderen Völkern auf die Geſittung und den Fortſchritt der Menſchheit am einflußreichſten einwirken.

Daß dieſer Formel eine gewiſſe thatſächliche und innere Wahrheit zum Grunde liege, kann nur die verſtockteſte nationale Verblendung verkennen. Die Franzoſen ſind wirklich eine geraume Zeit das Volk der Civiliſation geweſen; und Guizot kann als der beſte und edelſte Prophet dieſer Eigenthümlichkeit ſeiner Nation genannt werden. Allein Civiliſation iſt an ſich betrachtet etwas ſehr Geringes; Byzanz und China hatten ſie gemein mit Griechenland und Rom: und doch, welch' eine innere Verſchiedenheit! Civiliſation iſt die natürliche Folge einer äußerlich fortgeſchrittenen Verbindung des indiduell Geiſtigen mit dem nationalen und geſelligen Leben: ſie iſt eine durchgebildete geſellige Kunſtfertigkeit der Nation. Wie viel nun von dieſem Aeußerlichen innerlich geworden, wie viel nun von dieſer Kunſtfertigkeit wahre lebendige Kunſt, wie viel von dieſer Bildung ächtes menſchliches Leben ſei, alſo Geſittung im wahren

Sinne des ſchönen deutſchen Wortes für Civiliſation, das muß erſt unterſucht werden. Wäre jene franzöſiſche Civiliſation wirklich der menſchheitliche Ausdruck für die Vereinigung deſſen, was in den gleichzeitigen Beſtrebungen nur vereinzelt und in bloß volksthümlicher Ausprägung daſteht, ſo würden die Franzoſen in der That für Gegenwart und Zukunft die Stellung der Griechen in der alten Welt einnehmen, und die ungeheure Aufgabe, welche der Menſchheit am gegenwärtigen Welttage vorliegt, könnte nur durch die Franzoſen weltgeſchichtlich gelöst werden. Sie ſchaffen die geiſtige Formel für das, was der Engländer thut, und geben menſchheitliches Gepräge und ſociale Verwirklichung dem, was der Deutſche denkt. Sie finden den allgemein verſtändlichen Ausdruck für die Orakelſprüche der deutſchen Philoſophie und Kritik, und ſie verwandeln in Gedanken die ſtumme Thatſache, welche der Engländer hinſtellt. Als der Weltprophet für beide prägen ſie deutſche Gedanken, verſetzt mit engliſcher That, klar und bewußt aus, und ſetzen dieſe allgemein gültige Münze des Geiſtes für die ganze Welt mit Bewußtſein und Erfolg in Umlauf.

Allein, iſt die Civiliſation keine wahre, ächte, ſo führt ſie nicht zum Leben, ſondern zum Tode. Die wahre, von ſittlicher Kraft getragene Geſittung breitet ſegensreich den Gedanken des Einzelnen über das gemeinſame Leben aus, und macht ihn zur Sitte, welche das menſchliche Daſein veredelt: ſie erhebt das Volksthümliche zur Menſchheit und verbindet dadurch Stämme und Völker. Die falſche dagegen lügt Leben bei innerem Tode, birgt Rohheit unter äußerem Glanze, und bahnt der Barbarei den Weg durch gleißende Aeußerlichkeit. Es iſt alſo ſchon an ſich nicht minder gefährlich, die Geſchichte der Menſchheit zur Geſchichte der Civiliſation zu machen, als die Höflichkeit zum Maaßſtabe der Sittlichkeit, oder die Ehre zum Stellvertreter der Tugend. Sollte es dem geiſtreichen Manne in jener merkwürdigen Einleitung zur Geſchichte der franzöſiſchen Geſittung entgangen ſein, daß alle weltgeſchichtliche Macht des Einzelnen und der Völker auf dem redlichen Glauben an die zu verkündende und durchzuführende Idee beruht, dieſer Glaube aber durch den ſittlichen Ernſt der Nation und des Einzelnen bedingt wird? Was zuletzt entſcheidet, wie in einer Schlacht, ſo bei dem Kampfe weltgeſchichtlicher Mächte, iſt die Nachhaltigkeit der Kraft, welche in der ſittlichen Herrſchaft über das Ich, in der Opferfähigkeit der Einzelnen beſteht. Alle Wahrhaftigkeit des Lebens und alle nachhaltige Kraft, der Einzelnen wie der Völker, liegt darin, daß der Menſch das Ich nicht zum Mittelpunkte mache, nicht die Perſönlichkeit, dieſen vorübergehenden Träger ewiger Ideen, vergöttere, nicht Genuß und eigenen Vortheil ſich als Ziel aufſtelle, nicht Selbſtgenügſamkeit und Eitelkeit auf den Thron ſetze. Er ſoll vielmehr, mit Hintanſetzung des Selbſt, frei jenen Gedanken Gottes huldigen, deren Verwirklichung die wahre Geſittung iſt. Er ſoll das Wahre, Schöne und Gute als Selbſtzweck ehren, nicht als Mittel anſehen, weder für ihn ſelbſt, noch für eine Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt. Er ſoll insbeſondere Wahrheit

und Recht nicht betrachten als etwas, das er mache oder erfinde und mit dem er willkührlich ſchalten könne, ſondern als das, was er eben ſo gut vorfindet wie die äußere Natur mit ihrem Planeten- und Sonnenſyſteme, ja als das ewig und allein wahrhaft Seiende. An dieſem Schein hat der Menſch ſelbſt nur Theil, inſofern er in die Geſetze deſſelben eingeht, gerade wie er nicht athmen und gehen kann, ohne den atmoſphäriſchen und den Geſetzen der Schwere zu genügen. Er muß das Princip der Selbſtſucht bekämpfen und durch tägliche Liebe überwinden. Jene Vergötterung des Ich, jene Selbſtſucht und Genußſucht, welche Form ſie auch annehmen mag (und die einer Körperſchaft iſt die unverbeſſerlichſte, die nationale die zerſtörendſte), ſind die wahre Irreligion und Gottloſigkeit, und die eigentliche Unvernunft und Tollheit. Nun iſt nicht zu leugnen, daß der franzöſiſche Geiſt, wie er ſich ſeit dem ſiebenzehnten Jahrhundert geſtaltet hat, getragen wird von einer beneidenswerthen Fähigkeit, die Ideen in einer geiſtreichen und gefälligen Form auszuprägen. Er iſt aber dem helleniſchen Geiſte in der alten Welt nicht ebenbürtig, nicht univerſell, menſchheitlich, weil er nicht gleich urſprünglich und tief, nicht gleich wahrhaft und ſchöpferiſch.

Die Gefahr der von Guizot angeſprochenen Weltſtellung iſt die aller Menſchen und Völker, welche ein großes prieſterliches Amt in der Menſchheit übernehmen, und denen wirklich die göttliche Kraſt des Ausprägens der Gedanken und Gefühle verliehen iſt. Der Beruf iſt ein gefahrvoller, weil ein verantwortlicher. Die Gabe iſt nicht unbedingt gegeben, ſondern nur nach ewigen Geſetzen verliehen. Es kann alſo wohl geſchehen, daß der Prophet ein Lügenprophet werde, und daß der kunſtbegabte Präger, falſche Münze in Umlauf ſetzend, den Glauben an die ächte untergrabe; daß der Verwalter des Prieſterthums der Menſchheit das Heiligthum verrathe, und die Götter, welche er geſtern gepredigt, heute wegwerſe und morgen läſtere, um den neuen Abgott ſeines Ichs als den neuen Heiland der Welt zu verkünden. Was wird dann aus der Civiliſation?

Guizots Formel, als Ausdruck einer urſprünglichen und nachhaltigen Kraſt angenommen, und auf die nächſte Zukunft angewendet, läßt außerdem wichtige Elemente aus dem Spiele. Es gibt noch andere Nationen in Europa, die mehr ſind als bloße Zuſchauer im großen Drama der drei Nationalitäten. Es iſt vollkommen wahr, was Guizot ſagt, daß dem Italiener der Glaube an die Verwirklichung der Wahrheit fehlt. Allein dieſer Unglaube iſt die Frucht der traurigen Wirklichkeit, welche ihn umgibt, kirchlich wie politiſch. Von Natur iſt der Italiener tief und glaubensfähig bei der größten Harmonie der Anlagen und Geiſtesgaben; er wird von Stolz und Rachſucht nicht ſo ſehr geplagt, wie der Spanier, noch ſo ſehr von Eitelkeit, wie der Franzoſe, während er mit beiden die politiſche Kunſtfertigkeit und Klarheit mehr als theilt. Es iſt ein großes Unglück, daß er ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert zurückgedrängt und im

großen Chore des europäiſchen Staatslebens faſt verſtummt iſt.* Alles Urſprüngliche aber kann ſich früher oder ſpäter geltend machen. Es iſt ein kaum geringeres Unglück, daß in Folge der tiefen Tragödie der celtiſch-romaniſchen Völker, welche das Geſchick ſeit jenem Jahrhundert vor unſeren Augen abſpinnt, die tiefe und großartige ſpaniſche Nation (die Engländer unter den romaniſchen Stämmen) ihren europäiſchen Einfluß auf die Neugeſtaltung der Welt verloren hat. Sie hat bei der Entdeckung der neuen Welt ihrer Geldgier nicht widerſtanden, und ihre Dynaſtien haben, im Bunde mit der Hierarchie, Spaniens Uebermacht in Europa zur grauſamen Unterdrückung der Freiheit mißbraucht. Vor geiſtiger und religiöſer Freiheit hat ſie ſeitdem ſo wenig Achtung gezeigt, als Glauben daran bewieſen: alles ächt römiſche Züge, die ſelbſt bei ihrem Landsmanne Trajan ſich nicht verläugnen. Allein wer will das Großartige, Tiefe, Opferfähige des ſpaniſchen Charakters verkennen?

Der Franzoſe hat vor Italienern und Spaniern dieſes voraus, daß der vorherrſchende Theil ſeines Landes, Nordfrankreich, mit Ausnahme der ſtarr celtiſchen Bretagne, bedeutend germaniſirt iſt. Doch iſt im Allgemeinen das fränkiſch-deutſche Element vom celtiſch-romaniſchen, wie in Sprache ſo in Geiſt, viel mehr umgewandelt, als von dieſem das celtiſche überwunden werden. Paris, der jetzt einzig glänzende Punkt der franzöſiſchen Civiliſation, iſt mehr celto-romaniſch als germaniſch. Seitdem Frankreich im ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert einen übereinkömmlichen Frieden mit dem Romanismus einer freien redlichen germaniſchen Neubildung vorgezogen, und indem er dieſe Entſcheidung mit dem Morde, und ſpäterhin mit der Vertreibung ſeiner edelſten Geſchlechter beſiegelte, iſt jene unglückſelige Aeußerlichkeit eingetreten, welche ihm den Abſolutismus ſtatt der germaniſchen Monarchie gegeben hat, die Form ſtatt des Weſens: alſo eine Freiheit ohne Selbſtregierung, eine Literatur ohne wahre Gelehrſamkeit, eine Religion ohne ſittlichen Ernſt, eine Poeſie ohne Begeiſterung, Rhetorik ſtatt Dichtung, Manier ſtatt Styl, Mode ſtatt Sitte. So hat Frankreich Europa eine Kunſt aufgedrängt ohne Natur, das Akademiſche ſtatt des Antiken, das Gefällige und Buhlende ſtatt der unbewußten Anmuth der Alten, Zopfperrücke und Roccoco ſtatt des Menſchlichen, die Oper ſtatt des wahren Schauſpiels und das Melodrama ſtatt der Tragödie. Es iſt alſo ein großes Glück für die Menſchheit, daß in den vereinzelten Zweigen des germaniſchen Stammes, in Holland und dem nur auf der Oberfläche verfranzten Belgien, in der Schweiz und in den Brudervölkern der Deutſchen, den ſkandinaviſchen Normannen, eine ungebrochene Lebenskraft und eine nicht unbedeutende Macht der Zukunft liegt. Es iſt auch, im Belange der Menſchheit, ein glückliches und großes Geſchick, daß die Entwickelung der Vereinigten Staaten Amerikas das Uebergewicht des Germaniſchen und Proteſtantiſchen über das Celto-romaniſche und Hierarchiſche, der Selbſtregierung über byzantiniſche Präfectenwiſſenſchaft, des ächt Angelſächſiſchen über ſeine normän-

niſch-mittelalterliche Verpuppung entſchieden hat, wenn auch bis jetzt in vorbereitender und einſeitiger, demokratiſch-municipaler Form. Nur eine oberflächliche Anſicht kann in den Anglo-Amerikanern nichts ſehen, als einen Ableger des engliſchen Stammes, in dem dort ſich bildenden Leben bloß einen Abdruck oder ein Zerrbild Alt-Englands. Die deutſchen Elemente fordern ihr Recht in dem jungen Rieſenſtaate, und das amerikaniſche Volksthum hat, ſelbſt in ſeinen engliſchen Elementen, bereits eine große Eigenthümlichkeit hervorgebracht. Dieſe Eigenthümlichkeit wird politiſch getragen von der Form des ausgebildeten Bundesſtaates, welche jedenfalls den Vortheil hat, einen vorzeitigen und beſchränkt-nationalen Abſchluß zu verhüten, und keineswegs, wie der ſonſt treffliche Prophet der Vereinigten Staaten, Tocqueville, annimmt, nur eine mangelhafte Darſtellung der Nationalität iſt. Jene Eigenthümlichkeit iſt hervorgegangen aus zwei großen und zukunftreichen Factoren des urgermaniſchen Weſens, die nur einen freien Schauplatz bedurften, um ſtatt der alten Nord- und Oſtſee das Atlantiſche und Stille Meer zu germaniſchen Oceanen zu machen. Ich meine zuvörderſt den ſittlichen Ernſt jenes Neu-Englands der Pilgerväter, der engliſchen Bekenner bürgerlicher und religiöſer Freiheit. Ihm ſteht zur Seite das ächt menſchheitliche Gefühl des Gründers von Pennſylvanien und überhaupt der Geſellſchaft der Freunde, in denen der geniale Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes, Bancroft, ganz richtig die Apoſtel und Märtyrer der Idee erkannt hat, daß der Geiſt die Wahrheit, und das Chriſtenthum der vollſtändige Sieg der Wahrheit ſei. Neu-England und Pennſylvanien, durch das feudale Virginien verbunden mit der Sklaverei (jener ſchickſalsvoll dunkeln Grundlage der antiken Freiheit, deren Ueberwindung das große Problem der chriſtlichen Welt iſt), bedingen und bilden, bereits nach ſiebenzig Jahren, eine lebensvolle Individualität, und offenbaren eine neue weltgeſchichtliche Phaſe des germaniſchen Geiſtes. Sie hat unverkennbar eigene Gefahren, aber ebenſo unläugbar einen eigenen hohen Beruf für Gegenwart und Zukunft.

In allen dieſen Zeichen der Zeit offenbart ſich das Urkräftige des germaniſchen Weſens und eine aufſteigende Selbſtſtändigkeit des deutſchen Geiſtes, während das Celtiſche in ſeiner jetzt noch überwiegenden Verbindung mit dem übereinkömmlichen Romaniſchen in Süd-Europa ſeit dreihundert Jahren eine herabſteigende Richtung zeigt. Das bildende Element, die verjüngende Naturkraft, iſt auch in den Blüthenzeiten des Romaniſchen doch nur das Germaniſche. Das deutſche Volk iſt viel jünger auf dem Schauplatze der Welt, nicht bloß deßhalb, weil es, ein gläubiges und demüthiges Kind, tauſend Jahre hindurch am romaniſchen Gängelbande einhergeſchritten iſt, und erſt ſeit dreihundert Jahren begonnen hat, ſeine eigene Bahn zu gehen, ſondern weil es innerlich friſch geblieben. Das romaniſche Europa hat ſich 1789 nicht innerlich verjüngt, wie die germaniſchen Völker es 1517 thaten; deßhalb hat auch 1789 bis auf den heutigen Tag kein 1688 werden können. Um-

gekehrt, es ſind die romaniſchen Völker, Frankreich an der Spitze, ſeit der Bartholomäusnacht in eine neue tragiſche Verwickelung eingegangen, deren erſter blutiger Aufzug der vollendete, bewußte dynaſtiſche Despotismus Ludwigs des Vierzehnten war; jene große Revolution aber mit allem, was ſich bis auf unſere Tage daran knüpft, iſt erſt der zweite.

Aber, wir wiederholen es abſichtlich, es liegt dem Gedanken jenes ſcharfſinnigen und beredten Beobachters der europäiſchen Angelegenheiten eine ebenſo unbeſtreitbare und wichtige, als tröſtliche und erfreuliche Anſchauung zum Grunde. Sie erſcheint bei Guizot in beſchränkter Form, weil er die Geſchichte der Civiliſation behandelt, als wäre ſie die der Menſchheit, und die Weltgeſchichte vom franzöſiſchen Mittelpunkte aus betrachtet. Entkleidet man die Anſchauung von dieſer Zufälligkeit, ſo bleibt eine Thatſache übrig, die man etwa ſo formeln kann: wie es jetzt in Europa ſteht, kann Frankreich nur ein großer Fluch oder ein großer Segen der Menſchheit ſein. Unſere Formel aber iſt, daß nichts Europa zu retten vermag, als eine ſittlich religiöſe Wiedergeburt auf philoſophiſchem ſo wohl als geſchichtlichem Grunde, und dann eine brüderliche Vereinigung der chriſtlichen Völker, unter denen jene drei jetzt die leitenden ſind, zum großen Werke der Geſittung. Nichts wird unſeren Zwieſpalt ſühnen, als eine ſolche Zuſammenwirkung der Regierungen und Völker, deren Geſammtheit das Prieſterthum der Menſchheit jetzt anvertraut iſt. Nichts kann den Mißklang der letzten drei Jahrhunderte gründlich löſen, als die Harmonie der Elemente des Wohllautes, welche die göttliche Vorſehung in die verſchiedenen Glieder der chriſtlichen Familie Europas vertheilt hat. Jedes Volk hat darin ſeinen Grundton, und jedes ſeinen Beruf: auch das glaubensſtarke und leidenskräftige, todesmuthige und zukunftreiche ruſſiſch-ſlaviſche Element, welches von der Vorſehung ſicherlich nicht beſtimmt iſt, die Geißel Europas, ſondern der Verjünger des turaniſchen Oſtens zu werden. Es würde ſonſt am Germaniſchen untergehen.

Der beſondere Beruf des deutſchen Volkes nun iſt in dieſer Aufgabe der chriſtlichen Welt des neunzehnten Jahrhunderts ein ſo großer, daß, wenn ein Zweifel an demſelben bei dem gebildeten Ausländer kaum zu entſchuldigen, eine mißtrauiſche oder unmuthige Verzweiflung an ihm Seitens der Regierenden und des Volkes unverzeihlich ſein würde.

Die geiſtige Individualität im Gebiete des Denkens und des religiös ſittlichen Lebens hat ſich bei dem Deutſchen ſtärker ausgebildet, als bei irgend einer anderen Nation. Es iſt ferner aus unſerer Zerriſſenheit nicht allein eine gewiſſe Kleinlichkeit in der Erſcheinung, ſondern auch eine falſche Stellung des Einzelnen zum Ganzen hervorgegangen. Weil jeder Theil des zerriſſenen politiſchen Ganzen das Ganze darſtellen ſoll, ſo glaubt ſich leicht jeder einzelne Deutſche auf dem politiſchen Gebiete berufen, Alles zu thun, und ſetzt ſeine individuelle Anſicht als Ueberzeugung jeder anderen entgegen,

gern am ſchroffſten der ſeiner nächſten politiſchen oder kirchlichen Glaubensgenoſſen. Deſſenungeachtet zieht ſich durch das Weſen des deutſchen Schriftthums und das ganze innere Leben der Deutſchen im Stammlande eine geiſtige Einheit hindurch, welche, bei einer unendlich ſchwächer ausgeprägten Nationalität, unſerem Volke einen rein menſchlichen Charakter gibt, wie im Semitiſchen nur der Hebräer ihn hatte, und im klaſſiſchen Alterthum nur der Hellene. Die katholiſchen Dinaſtieen und ganz Europa hatten Deutſchland im ſiebenzehnten Jahrhundert zerriſſen, und zerriſſen ſind wir bei der großen Herſtellung im Jahre 1815 wie nach der franzöſiſchen Sturmfluth von 1848 geblieben. Seine beſte Gewähr iſt ſeine geiſtige Freiheit und ſeine Treue. Das deutſche Volk iſt das Bundesvolk und deßhalb das Opfervolk der Neuzeit, wie es einſt die Juden und die Griechen waren: es mag politiſch untergehen, allein keine Macht der Erde wird ſeine Geiſtesfreiheit feſſeln.

An dieſes Element ſind wir ſowohl ſelbſt, als auch diejenigen gewieſen, welche uns nicht verſtehen und beurtheilen wollen. Es handelt ſich deßhalb vor allem darum, über den wirklichen Stand des geiſtigen Lebens bei uns in's Klare zu kommen. Wir können dieſes um ſo beſſer jetzt thun, da im Bewußtſein der Nation die kühnſten Schranken gefallen ſind, welche die Deutſchen ſo lange nach Dynaſtieen und Geiſtlichkeit auseinandergehalten haben.

Die Weltſtellung der deutſchen Wiſſenſchaft und der deutſchen Theologie insbeſondere muß ermeſſen werden nach der Tragkraft und Einheit ihrer drei großen Lebensäußerungen. Dieſe ſind der Umſturz des römiſchen Weltreichs und die Verjüngung Europas im Mittelalter: die Abſchüttelung des prieſterlichen Joches Roms und die kirchliche Reformation im ſechszehnten Jahrhundert; endlich die Herſtellung einer lebendigen Poeſie, einer freien Philoſophie des Geiſtes und einer aufbauenden Forſchung in den letzten achtzig Jahren. Die erſte Bewegung folgte der Auflöſung der alten Welt durch das Chriſtenthum, und verband lebenskräftig die Kunſt und Geſittung von Hellas und Rom mit der neuen Welt. Deuſchland war unter Karl dem Großen und den Ottonen nicht allein Frankreich, ſondern auch Italien in Wiſſenſchaft, Rede und Kunſt voraus.

Die zweite Bewegung folgte faſt unmittelbar auf die Zerſtückelung von Byzanz und die Entdeckung Amerikas, und wurde weltgeſchichtlich wichtiger als beide.

Die dritte iſt in ihrem Anfange gleichzeitig mit der Gründung des angloamerikaniſchen Weltreiches, und geht dann ſelbſtſtändig her neben der großen Revolutionserhebung der romaniſchen Völker, und ſpäter neben der Gründung der beiden Weltreiche unſerer Hemiſphäre durch die Engländer und Ruſſen.

Das Verhältniß dieſer Lebensäußerung zu den allgemeinen Weltbewegungen iſt in allen drei Bewegungen daſſelbe. In jeder derſelben offenbart ſich eine urſprüngliche und unbezwingliche Naturkraft, welche das gerade vorliegende verjüngende Werk des Geiſtes in der Weltgeſchichte ergreift und ausführt. Na-

curwüchſig war das Eingreifen in die römiſche Welt; naturwüchſig die ſchon im deutſchen Gedanken des vierzehnten Jahrhunderts vorbereitete geiſtige, innerliche Reformation des Chriſtenthums. Selbſtſtändig, naturwüchſig und ſich organiſch entwickelnd iſt endlich die ſittlich geiſtige Erhebung im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, die wiſſenſchaftliche Fortſetzung der Reformation und die Vorſchule ihrer Vollendung. In allen erſcheint das deutſche Element als das Prieſterliche im Weltlichen, das Geiſtige im Politiſchen, das Japhetiſche im Kirchlichen. In allen offenbart ſich eine unbezwingliche, weil die Folgen weder ſcheuende noch berechnende Geiſteskraft, welche, getragen vom inwohnenden Glauben an den Geiſt und von einer freien Weltanſchauung, halb bewußt, halb unbewußt eine weltumbildende Idee verfolgt und zur Geltung bringt. Dieſer Idee tiefſter Grund iſt der ſittliche Trieb nach Wahrheit; das Bedürfniß, die Einheit der Vernunft und der Wirklichkeit im Gewiſſen herzuſtellen, ſoweit ſie verloren und ſie zu verjüngen, ſoweit ſie geſchwächt war: beides im Sinne des allgemeinen Fortſchrittes der Menſchheit, und, obgleich angeregt ſowohl vom romaniſchen als vom engliſchen Element, doch durch und durch urſprünglich.

Dieſe Bewegung iſt noch im Fortſchreiten, aber ſie hat bereits Bedeutendes gewirkt und Unvergängliches die Fülle hervorgebracht. Dieſe jüngſte Erhebung des deutſchen Geiſtes ging aus vom Denken und Forſchen über den Geiſt als ſittlich freie Macht: und was von geiſtiger ſelbſtſtändiger Philoſophie in Europa lebt, iſt unmittelbar oder mittelbar ihr Werk. Die Phantaſie erhob ihren Flug auf den Schwingen des freien Gedankens des Geiſtes; eine eigenthümliche, tiefe und gelehrte Kritik ging ihr voraus und half ihr die Phantome der falſchen Poeſie verſcheuchen; aber ſie ſelbſt war rein volksthümlich und menſchheitlich, weil geſchöpft aus dem ewig urſprünglichen Born der Natur. Daher iſt ſie weſentlich epiſch-lyriſch (Ballade) und rein lyriſch (Lied), denn das iſt der poetiſche Ausdruck des eigentlich deutſchen Bewußtſeins dieſer Zeit.

Aus dem Vereine der Philoſophie und Poeſie blühte die verjüngte geſchichtliche Malerei hervor, weder zufällig noch vereinzelt. Auch ſie, die beim erſten Auftreten verachtete und geſchmähte, hat ſich allmählig ihren Weg durch Europa gebahnt, und iſt ſo wenig im Abnehmen oder ihres Vorrangs beraubt, als deutſches Denken, Forſchung und Poeſie.

Wie ſehr die Nation durch jene geiſtigen Bewegungen wieder geſtärkt war, das offenbart ſich beim Kampfe der deutſchen Völker gegen ſoldatiſche Uſurpation und imperialiſtiſche Willkührherrſchaft. Es hat ſich auch bewährt durch das geſunde Fortbilden zur conſtitutionellen Monarchie im engliſchen Sinne. Trotz aller Stockungen, und trotz einer vorübergehenden revolutionären Ueberſtürmung, iſt doch im Großen und Ganzen nicht zu verkennen, daß von der Nation, und namentlich in Preußen, kein romantiſcher Luftbau von oben, kein ſelbſtſüchtiges Spiel ſtreitender Perſönlichkeiten angeſtrebt wird, ſondern eine naturgemäß von unten durch Selbſtregierung in den ſtädtiſchen und landſchaft-

lichen Sphären begründete germaniſche Monarchie, welche die einzige redliche Abfindung mit der Republik iſt. Nur Völker, bei welchen Religion und Sittlichkeit als eins betrachtet werden, ſind einer ſolchen Fortbildung fähig, und kein Staat war für eine ſolche Monarchie ſo organiſch vorbereitet, wie Preußen. Den Charakter einer ſolchen Monarchie einem deutſchen Bundesſtaate als herrſchende Form der einzelnen Staaten zu Grunde zu legen, war auch das unverkennbare Streben der ungeheuern Mehrheit des deutſchen Volkes.

Aller dieſer nationalen Lebensäuſſerungen Mittelpunkt iſt jedoch im höchſten Sinne keineswegs ein bloß politiſcher: vielmehr das ſittliche Bedürfniß, die Wirklichkeit mit der Idee der aufrichtig geglaubten ſittlichen Weltordnung zu verſöhnen. Das heißt mit anderen Worten: die geiſtige Bewegung Deutſchlands kann ſich nur geſund durchbilden und organiſch vollenden durch ihre Verbindung mit der Wirklichkeit, und dieſe Wirklichkeit muß eine dem Rechtsbewußtſein der Nation entſprechende ſein. Indem wir nun, das Staatliche und Politiſche bei Seite laſſend, näher auf das Kirchliche eingehen, können wir den obigen Satz ſo ausſprechen: Der wiſſenſchaftliche Beruf der Deutſchen iſt die Reform des europäiſchen Lebens durch tieferes Ergründen des Gedankens Chriſti, und durch weltgeſchichtliche Durchbildung der ganzen ſemitiſchen Offenbarung. Das Gelingen dieſes Werkes, die Erfüllung dieſes Berufes kann allein Europa geiſtig retten. Das romaniſche Europa kann ſich nicht allein helfen: aber auch England vermag das nicht.

Dieſes hohen Zieles Erreichung nun ſteht nach meiner Ueberzeugung nur Ein großes Hinderniß entgegen, nämlich ein innerliches, wie denn überhaupt jedes Volk das kann, was es aus innerem Triebe will, ſobald es bei ſeinem Rechte und Berufe bleibt. Dieſes innere Hinderniß iſt die in den deutſchen Zuſtänden nur zu ſichtbar hervortretende Trennung des Gedankens vom Handeln, der Religion vom Leben, alſo gewiſſermaaßen auch der Theologie von der Religion. Es iſt ganz erklärlich, daß der deutſche Geiſt in Folge der Lähmung des politiſchen Lebens in Kirche und Staat übermäßig und einſeitig auf das Denken zurückgedrängt wurde. Aber wir ſind jedenfalls dadurch von einem Irrthume bedroht, den jeder ſieht, nur (ſo ſcheint es) nicht wir, und den doch wir gerade in's Aug faſſen ſollten, wie auch nur wir ihn mit Liebe erkennen und mit herſtellender Lebenskraft beſeitigen können. Hierüber nun muß ich, den Regierungen und dem Volke gegenüber, offen reden. Der Schriftſteller, welcher ſich freimüthig ausſpricht über das, was ihm als Mangel erſcheint an einer fremden Nation, unter welcher er lebt, müßte ſich ſelbſt und ſein Vaterland verachten, wenn er die eigenen Zuſtände nicht mit voller Offenheit behandeln wollte.

Ich habe zuvörderſt die Ueberzeugung, ſowohl vom deutſchen als europäiſchen Standpunkte, daß die kirchlichen und überhaupt die geiſtigen Fragen in der nächſten Zukunft eine noch größere Bedeutung haben müſſen, als vor 1848, und daß wir ohne entſchiedenes Vorwärtsgehen in Kirche und in Staat rück-

Digitized by Google

wärts gedrängt, und wo nicht untergehen, doch ſicher ſelbſt unſere geiſtige Stellung in Europa binnen Kurzem verlieren werden. Der Irrthum geht in ſeinem letzten Grunde aus der Annahme hervor, daß vor allem die Wiſſenſchaft in ſich ſelber vollendet werden müſſe, und daß erſt dann das Werk der Herſtellung einer lebendigen Kirche zu beginnen habe. Dieſe Annahme beruht alſo auf naturwidriger Täuſchung, als läge die Verſöhnung der ſtreitenden Gegenſätze und die Wiederverbindung der geſchiedenen Elemente überhaupt in dem Verſtande und nicht im Gewiſſen, in der Theorie und Denkformel, und nicht im Handeln und Leben. Ich dagegen bin überzeugt, daß auf dem kirchlichen Gebiete das ſittliche Leben als Selbſtwerk, als die eigentliche Religion, vor allem Anderen anzuſtreben ſei, und zwar von den Wiſſenden insbeſondere. Ich bin ferner überzeugt, daß die innigſte Verbindung des Gedankens und der Forſchung mit der religiös kirchlichen Verwirklichung als einem Theile des öffentlichen Lebens, uns jetzt mehr als je nothwendig iſt, damit wir nicht auf dem Gebiete des Denkens und Forſchens ſelbſt rückwärts gehen, ſondern das Begonnene würdig vollenden.

Die Geſundheit des nationalen Daſeins hängt, wie die perſönliche, von dem Gleichgewichte der verſchiedenen Elemente ab, aus deren vereinter Wirkung das vernünftig ſittliche Leben hervorgeht. Wiſſenſchaft und Leben, Denken und Handeln ergänzen ſich gegenſeitig. Nur ihre möglichſt harmoniſche Durchdringung bringt das eine wie das andere zum richtigen Maaße; die Selbſtbeſchränkung iſt aber das Geſetz der Menſchheit und alles menſchlichen Wirkens. Immer wird ſich ein großer Unterſchied finden wie zwiſchen Perſönlichkeiten ſo zwiſchen Nationen. Der Deutſche wird immer mehr zum Denken, der Engländer mehr zum Handeln geneigt ſein, der Franzoſe am geneigteſten und geſchickteſten zur ſocialen Verarbeitung des Gedankens und zur Formulirung der That.

(Schluß folgt.)

Troſt der Leidensgemeinſchaft.

Als wir im Anfange Mai's von einer mehrwöchentlichen Ferienreiſe zurückkehrten, fanden wir eine ſolche Menge von Condolenzſchreiben voll der herzlichſten Theilnahme mit unſerer neulichen, im Aprilheft beſchriebenen furchtbaren Trübſal vor, daß wir nicht umhin können, dieſen bekannten und unbekannten Freunden aus verſchiedenen Confeſſionen hiemit öffentlich unſeren verbindlichſten Dank zu ſagen und ſie zu verſichern, daß ihre Worte wie kühlender Balſam auf die noch immer nicht vernarbten Wunden der Seele träufelten. Wie die Leiden der Kinder Gottes keine gemalte, ſondern wirkliche ſind, ſo iſt auch die Leidensgemeinſchaft kein leerer Traum, ſondern thatſächliche Erfahrung und ein reicher Quell des Troſtes. Wenn Ein Glied leidet, ſo leiden die anderen mit; und wenn Ein Glied ſich freuet, ſo freuen die anderen ſich mit, da ſie von demſelben Lebensblute durchſtrömt und von demſelben Haupte regiert werden. Beſonders wohlthuend war uns dabei der Eindruck, daß am Ende doch unter den Gläubigen der verſchiedenen Kirchenparteien im unſichtbaren Hintergrunde mehr Einheit und Sympathie vorhanden iſt, als im öffentlichen Verkehr zu Tage tritt. Das Wichtigſte iſt am Ende doch nicht das ſpecifiſch Confeſſionelle, ſondern das Allen gemeinſame Chriſtliche und Evangeliſche. Dieß fühlt man am meiſten in Zeiten ſchwerer Heimſuchung und im Angeſicht des Todes und der Ewigkeit. Da reicht man ſich über alle Differenzen hinaus brüderlich die Hand im gemeinſamen Gefühl der unendlichen Leerheit alles Zeitlichen und Irdiſchen wie der unendlichen Fülle alles Ewigen und Himmliſchen, der Furchtbarkeit der Sünde und Schuld, wie der überſchwenglichen Herrlichkeit der vergebenden, rettenden, heilenden und beſeligenden Gnade in Chriſto, dem alleinigen Grunde des Heils; da vergißt man die Sectennamen und Parteizänkereien und heftet ſeinen Blick nur an's Kreuz, den Baum des Lebens; da legt man die dogmatiſchen und polemiſchen Syſteme bei Seite und flüchtet ſich in das einfach große Urbekenntniß des Petrus: „Herr, wohin ſollen wir gehen, Du allein haſt Worte des ewigen Lebens!" Vielleicht möchte es denjenigen unſerer Leſer, welche den furchtbaren Ernſt des Lebens und die Leiden und Kämpfe des Chriſtenberufs nicht bloß aus Büchern und vom Hörenſagen, ſondern aus eigener ſchmerzensreicher Erfahrung kennen, erbaulich ſein, einige dieſer Troſtſchreiben von ganz verſchiedenen Richtungen her zu vernehmen, und die Verfaſſer werden ſo freundlich ſein, in dieſem öffentlichen Gebrauch nur einen Beweis unſerer aufrichtigen Dankbarkeit und einen herzlichen Gruß zu erkennen, den wir ihnen ſammt allen anderen theilnehmenden Freunden in der Nähe und Ferne heute (den 15ten Juni), als dem dritten Geburtstage unſeres nach unſäglichen Leiden ſelig verklärten und unvergeßlichen Engelskindes zuſenden. Wir beginnen mit einem Auszug aus einem vortrefflich geſchriebenen Briefe einer treuen Freundin aus der Schweiz, einer überaus geiſt- und gemüth-

vollen und dabei tieffrommen und erfahrungsreichen Frau, einer „ſtillen Reformirten“ im ſchönſten Sinne des Wortes, die auch unſeren Leſern bereits als „Meta“ durch einige gar liebliche und ſinnreiche Gedichte bekannt iſt.

Kanton Zürich, den 21ſten April, 1853.

„Mein theurer Freund!

Geſtern Abend brachte der Kirchenfreund — ſonſt jedesmal eine ſo liebe Erſcheinung für mich — die herzergreifende Botſchaft von dem Leiden und Sterben Ihres Engelskindes auch zu uns. Wenige Tage zuvor hatte das Märzheft die erſte Kunde von Ihrer häuslichen Trübſal gebracht, und meine Gedanken waren viel bei Ihnen und bei dem, der allein helfen und ſtärken kann in ſolchen heißen Leiden. Doch Er, der Herr über Leben und Tod hatte ſchon anders über Sie und Ihren Liebling entſchieden, als menſchliche Liebe es begehrte. Sie haben einen bittern Kelch geleſtet! In tiefſter Seele empfand ich mit Ihnen beim Leſen der erſchütternden Leidensgeſchichte Ihres kleinen Herzensſohnes. Das muß ein wunderbares Kind geweſen ſein an Gaben und Entwicklung, recht dem ewigen Leben entgegenreifend. „Wer frühe reift, wird frühe heimgenommen“, und es iſt ja die ſtets wiederholte Erfahrung, daß ſolche Himmelsblumen in der rauhen Erdſcholle nicht gedeihen, oder ſo gewaltſam geknickt werden, wie Ihr holdſeliger Knabe. Bei der erſchütternden Beſchreibung ſeiner ausgeſtandenen Qualen wurde ich unwillkührlich an Schillers Klage erinnert: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“ — Aber welch ein Lichtſtrahl fällt in dieſe Nacht, wie anders fühlt ſich das ſchneidende Weh, das in ſolchen Erfahrungen durch die Seele geht, wenn wir das Wort vernehmen und verſtehen, das Ihnen in der Todesſtunde Ihres Sohnes dargeboten wurde: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erſtirbt, ſo bleibt es allein, wenn es aber erſtirbt, ſo bringt es viele Frucht.“ Ja, nur unter dem Kreuze des „Schönſten unter den Menſchenkindern“, da lernen wir erſt verſtehen, daß gerade das Schöne, das Reine, das Geliebteſte in dieſer irdiſchen Welt, der es nicht angehört, durch Leiden und Sterben zur Verklärung und Herrlichkeit gehen muß. Indem ich den namenloſen Schmerz der Eltern unter den furchtbaren Operationen und all' den langen Martern des kleinen Unſchuldigen tief, bis zum Warumfragen, mit empfand, erſchien mir der Gedanke unausſprechlich tröſtend, daß das ſchuldloſe Lämmchen ſo frühe und ſo eigenthümlich aufgenommen wurde in die **Leidensgemeinſchaft** des einzigen Sündereinen, des Lammes Gottes, die das Siegel der Gemeinſchaft an ſeiner Herrlichkeit iſt. **Leiden** war die größte That auf Erden — die That der Welterlöſung —; das weckt große Ahnungen im Blicke auf jedes Leiden, beſonders ein ſolches opferartiges und mit dieſer wunderbaren Geduld getragenes. Wie ſüß und ſelig wird der kleine Dulder nun ausruhen im Schooße ſeines Heilandes, als deſſen Eigenthum er durch Liebe und Leiden ſo wunderbar bezeichnet war. O lieber Schaff, wer nur ſchon mit dabei wäre! Doch die Liebe Chriſti umſchlingt ja das Dießſeits und Jenſeits, in ihr iſt keine Trennung; die gleiche Gnade iſt das Lebenselement der Vollendeten droben und der Ringenden und Kämpfenden hienieden. Iſt es doch eben dieſe Gnade, welche die theuern Eltern des geopferten Kindes in dieſer furchtbaren Leidenszeit nicht irre werden ließ an der Liebe ihres Gottes, ſondern vielmehr ihren Glauben im Feuer der Trübſal bewährte, wie das Gold im Schmelzofen bewährt wird. Ja, in ſolchen Schmerzensnächten, in denen das Theuerſte, was wir beſitzen, die Gottesgaben,

an denen unſere Seele hängt, von uns abgelöſt werden, liegt ein wunderbarer Segen verborgen; das ſind Wege zu dem Herzen Gottes, und in der Tiefe des Leidenskelches liegt eine Kraft der Liebe Chriſti, wie ſie eben nur in der vollen Hingabe, mit Ihm in's Sterben zu gehn empfunden wird. Sie haben es erfahren, mein theurer Freund, das habe ich Ihrem Herzenserguſſe beim Opfer Ihres Iſaak wohl angefühlt. Schon Ihre Aeußerung im Märzhefte that mir ſo wohl und erinnerte mich lebhaft an die Worte unſeres berühmten Vinet, der in ſeiner letzten Krankheit wiederholt zu ſeinen Umgebungen ſagte: „O ſprecht mir nur von dem A, B, C des Glaubens, alles Andere brauche ich nicht mehr.“ Sie verſtehen mich wohl; — kein Menſch kann die Arbeit am Reiche Gottes — ſei ſie wiſſenſchaftlich oder kirchlich oder die Thätigkeit freier Liebe — höher ſchätzen als ich, aber eine Wohlthat iſt es auch, wenn der Herr die Menſchenſeele aus aller Arbeit heraus einmal wieder für ſich allein nimmt, ein eigenes perſönliches Wort — und wäre es auch ein ſehr ernſtes — mit ihr zu ſprechen. Und dann — wenn wir ſolch ein „Herz von unſerem Herzen“ ſchon bei dem Herrn haben, ſo iſt uns hienieden der Boden unter den Füßen gelockert und das „Daheim bei dem Herrn“ näher gerückt worden, nicht wahr, lieber trauernder Vater des kleinen Märtyrers? — Was muß die gute Mutter nicht gelitten haben in jenen neun Schmerzenswochen! Sprechen Sie ihr meine innige, mütterliche Theilnahme aus, und ſagen Sie ihr, daß über'm Weltmeer viele warme Thränen um ihren Wilhelm gefloſſen ſind. Denn das werden Sie ſich wohl denken, lieber Schaff, daß ich dieſe Nachricht aus Ihrem Hauſe und Ihrem Herzen Allen mittheilte, die Sie einſt kannten; es haben Alle mit Ihnen geweint. Mir aber wurde bei dem Eingehen in Ihren Schmerz auch eine eigene Erinnerung wieder wach, denn auch ich beſaß einſt einen Wilhelm, freilich viel kürzer noch, als Sie den Ihrigen — wenige Wochen nur —; aber auch er war ein ausgezeichnet liebliches Kind, deſſen Bild noch jetzt, nach vier und zwanzig Jahren, klar in meiner Seele lebt. Bei der Schilderung der ſchönen Leiche Ihres Wilhelm mußt' ich unwillkührlich auf ihn anwenden, was ich damals von meinem Wilhelm in einem Liedchen für ſeine Geſchwiſter ſagte. Ich füge dieſen Vers für Ihre liebe Marie bei:

Wie er lag im letzten Bette
Einer Lilienknoſpe gleich,
Ew'gen Lebens Morgenröthe
Auf der Stirne, zart und bleich,
Süßes Lächeln um die lieben
Lippen, als vernähm' er ſchon
Von der Mutterliebe drüben
Des Willkommens ſüßen Ton.

Vielleicht, daß dieſe beiden Kinderſeelen ſich jetzt im Paradieſe, das der Herr aufgeſchloſſen und jenem Erſtling der Erlöſten verheiſſen hat, näher ſind, als hienieden die Eltern. — Aber genug: ſie ſind in ſeiner Hand und wir alle mit ihnen.

* * *

In beiden Führungen erkannte ich Sein gnädiges Walten, und überließ dankbar meine Töchter Seiner ferneren Leitung. Gleichwohl ging es für die Mutter nicht ohne viele Thränen ab — in mancher Beziehung. Auch das Beſte im

Menſchenleben trägt die Narben der Sünde, des Schmerzes und Todes — von innen heraus oder von außen her durch Andere uns aufgedrückt. Iſt doch alles eitel unter der Sonne, der Vergänglichkeit unterworfen! Wie tief wird uns das eingegraben bei'm Brechen einer ſo köſtlichen Lebenshoffnung, wie ſie Ihnen in Ihrem Sohne brach! — Aber mit Ihnen rufe ich aus: Ich glaube Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben! — und damit iſt denn auch alles, alles gut, und die bitterſte Trübſal erſcheint zeitlich und leicht gegen der Verheißung des unbefleckten, unverwelklichen, ewigen Erbes. — Aber auch den Glauben an die Gemeinſchaft der Heiligen will ich hier nicht vergeſſen, obwohl ſie unter den ſchmerzlichen Mißverſtändniſſen und Trennungen der Chriſten zur Zeit eben nur noch ein Glaubensartikel iſt, während die Erſcheinung des Geglaubten noch von Wolken der Sünde und des Irrthums bedeckt iſt. Im Glauben an die unſichtbare, ewige, einſt auch offenbar werdende Kirche reiche ich Ihnen über Meer und Land hinüber die Hand, feſt überzeugt, daß wir Glieder einer Kette ſind, die im Verborgenen ſich bildet, um bedeutendere Dinge als „Tiſche" zu rücken und in Bewegung zu ſetzen. Es deuten wohl ſolche Erſcheinungen im Reiche der Natur — wenn auch vielleicht oft mißbraucht — **darauf** hin, welche Kraft im Zuſammenſchließen entwickelt wird, wie wir es im höchſten und reinſten Sinne an jenem erſten Pfingſttage verwirklicht ſehen, wo die „**einmüthig Verſammelten**" Kräfte des Geiſtes empfingen, durch welche ſie die Welt aus ihren Angeln rückten."

* * *

„Gott befohlen, theurer Schaff! Fahren Sie fort, mich Antheil an Ihrem Leben nehmen zu laſſen, und vergeſſen Sie Ihr irdiſches Heimathland nicht ganz, obſchon die zarteſten und heiligſten Bande — wie Gräber geliebter Kinder — Sie an Amerika binden. Auf Wiederſehen in der frohen Ewigkeit, wohin ſo mancher Theil unſeres Herzens uns ſchon vorangegangen iſt.

Ihre alte Freundin

Meta."

(Von einem Altlutheraner aus Wisconſin.)

den 11ten Apr. 1853.

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

* * *

„Die Aprilnummer dieſes Jahres kam mir zu Handen, als eben mein einziges Söhnlein von einer kurzen, doch gefährlichen Krankheit zu geneſen begann. Innerlich noch angegriffen, wollte ich zuerſt das Leichteſte zum Leſen nehmen, den Artikel vom „jungen Märtyrer." Gott! ich mußte das Heft bald aus der Hand legen, ich konnte den Artikel nicht zu Ende leſen, ſo beſchämte, ſo griff mich an, was ich las. Seien Sie daher verſichert, Herr Profeſſor, daß es aus einem mitfühlenden Herzen kommt, wenn ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin Gnade zur Ergebung in den Willen des verborgenen Gottes Iſraels und eine reiche friedſame Frucht der Gerechtigkeit aus dieſer Schmerzensſaat wünſche.

Hochachtungsvoll

Ihr

* *"

(Von einem Baptiſten aus Weſt-Pennſylvanien.)

• April 11. 1853.

„Geehrter und werther Herr!

Den im Kirchenfreund d. M. enthaltenen Bericht des ſchrecklichen Leidens und Dahinſcheidens ihres jetzt verherrlichten Söhnleins hat mich tief, tief betroffen und gerührt. Ich habe auch einen Sohn, mein zweites Kind, nur einige Wochen jünger, als Ihr trefflicher Sohn, und mit eben denſelben Namen, und der auch mir hoffnungsvoll iſt. — Ich konnte Ihre harten Leiden alſo mit tiefſtem Mitgefühl theilen. Gott, — Vater im Himmel, bewahre mich, wenn's Dein gütiger Wille iſt, vor ſolchen ſchrecklichen Vaterſchmerzen!

Danken Sie Gott, mein werther Herr, daß der Glaube und die Hoffnung der Religion des Heilandes Sie fähig machte, dieſen Schlag zu ertragen. Aber Sie waren wohl alles Troſtes bewußt, den das Evangelium Ihnen ſo reichlich darbietet. — Wie herrlich und himmliſch kommen zu uns in ſolcher dunkler Nacht der Trübſal die geſegneten, liebevollen Worte Jeſu: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ſolcher iſt das Reich Gottes." — Das theure Kleinod, das Gott Ihnen für eine kurze Zeit gab, hat Er, ohne Zweifel in allesdurchſchauender Weisheit und allesdurchdringender Liebe, wieder zu Sich genommen. Es iſt wahrlich eine geſegnete Stunde für den Himmel und die Erde, wenn der verherrlichte Geiſt eines ſolchen Kindes den bevorſtehenden Drangſalen, Verſuchungen und Sünden dieſes Lebens, im Gewand der reinſten Unſchuld entfleucht zum Urquell ewiger Liebe, Freude und Gerechtigkeit. — Wie hat die Zukunft oft ſchon die ſüßeſten, beſten Hoffnungen betrogen! — Aber jetzt ſteht nicht eine einzige Wolke der Ungewißheit zwiſchen Ihrem ſehnenden Auge und Herzen und dem e w i g e n Schickſal Ihres geliebten Kindes. — Als ein Engel ſchaut es jetzt das Angeſicht Gottes. — Möge unſer aller Uebergang auch ſo gewiß und ſo hoffnungsvoll ſein.

Der Herr ſei Ihr Freund und Tröſter in allen Ihren Leiden! —

Ihr Freund

• •"

(Von einem römiſchen Katholiken aus dem Staate Neu-York.)

• den 7ten April, 1853.

„Wertheſter Herr Profeſſor!

Geſtatten Sie mir, daß ich dem Zuge meines Herzens folge und an Sie, obwohl Ihnen perſönlich ganz unbekannt, einige Zeilen richte. Ich leſe mit Aufmerkſamkeit und Intereſſe Ihren „Kirchenfreund" und hege aufrichtige Hochachtung gegen den Herausgeber deſſelben. Auch das Aprilheft des „K. F." habe ich durchleſen. Empfangen Sie die Verſicherung meiner innigſten Theilnahme an dem Verluſte Ihres lieben theuren Sohnes. Doch nein — nicht V e r l u ſ t; ein ewiger G e w i n n iſt das für Sie. Ich trage Leid und freue mich mit Ihnen. Nur ein Vaterherz — ein gläubiges Vaterherz verſteht Ihre Gefühle. Verehrteſter Herr, auch ich bin Vater — auch ich habe vor 10 Jahren mein einziges Töchterlein im Weſten begraben, und letztes Jahr meinen einzigen Sohn hier in dieſem Staate. Emilie war erſt 1 Jahr und 7 Monate, und Ferdinand hatte das Alter

von Ihrem Söhnlein Wilhelm, 2 Jahre und 7 Monate. Unvergeßlich iſt und bleibt mir das Leben und Abſcheiden dieſer beiden Kindlein, und es iſt mir jetzt — bei ſo vielen Widerwärtigkeiten und Leiden dieſes trügeriſchen, elenden Lebens — ein unſäglicher Troſt, daß die lieben unſchuldigen Lämmchen aus allem Jammer gerückt ſind, am Throne des Heilandes, im ſchönen Himmelsgarten ſich ewig erfreuen, und daß ſie gewiß auch an Vater und Mutter zurückdenken, für dieſelben den ewigen Hoheprieſter bitten. — So oft ich an die lieben Kindlein denke, iſt es mir wie Frühlingsluft im Mai, wie das Klingen des Abendglöckleins in der Waldkapelle, wie die melodiſche Muſik der Nachtigall —; um keinen Preis möchte ich die Lieben wieder in dieſe kalte, verführeriſche Welt zurückwünſchen. — Doch wohin gerathe ich? Ich wollte Ihnen bloß kurz meine Theilnahme ausdrücken. Verzeihen Sie, daß ich meinem bewegten Herzen ſo freien Lauf ließ. Aber noch ein Wort. Ueber dem Bekenntniß am Schluſſe Ihres Artikels (S. 155—156 incl.) reiche ich Ihnen freudig die Hand. Gelobet ſei Jeſus Chriſtus!

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz geringer Diener in Chriſto

[illegible]

Zeit und Raum verbieten uns, einige gar ſchöne engliſche Condelenzbriefe zu überſetzen und beizufügen, welche mir auf's Neue den Beweis geliefert haben, daß unter der Marmordecke des anglo-amerikaniſchen Charakters ein ebenſo warmes Herz voll zarter liebevoller Theilnahme ſchlägt, als im Deutſchen, obwohl es ſich ſeltener in derſelben offenen und gemüthlichen Weiſe äußert. Auch ihnen meinen herzlichen Dank!

Dr. Chriſtian Friedrich v. Schmid. *)

Der unlängſt (den 28ſten März 1852) heimgegangene Profeſſor Doctor Schmid von Tübingen wurde geboren den 25ſten Mai 1794 zu Bickelsberg im Dekanat Sulz, wo ſein Vater J. J. Friedrich Schmid damals Pfarrer war. Er erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zuerſt in den Seminarien Denkendorf und Maulbronn, dann 1812 bis 1817 in dem evangeliſchen Seminar zu Tübingen, war darauf ein Jahr lang Vikar in Kirchberg, Dek. Marbach, wurde 1818 Repetent und 1821 Frühprediger und Profeſſor in Tübingen. Fragen wir zunächſt danach, wie ſein neues inneres Leben entſtanden iſt, ſo gehört er zu denjenigen, deren Herzensverbindung mit Gott nie durch ſchwerere Verſündigungen abgeriſſen ward, die von Kindheit auf vom Vater zum Sohn gezogen, und die in der heil. Taufe empfangene Gnade zu täglicher Erneuerung durch's ganze Leben hindurch ununterbrochen bei ſich fortentwickeln ließen.

*) von einem Schüler und Freunde deſſelben. S. „Chriſtenbote" 1852. No. 35. und die „Erinnerungen an Schmid." Tübingen 1852.

Auf die ungehemmte, in ſtillem Frieden vor ſich gehende religiöſe Entwicklung Schmids hatte zugleich den wohlthuendſten Einfluß die gottſelige Erziehung frommer Eltern, von denen er ſchon in der Geburt geheiligt war, von denen er durch Wort und Beiſpiel die lebendigſten Anregungen zur Nachfolge Chriſti erhielt. Der Vater liebte von Herzen ſeinen Chriſtian, mit dem er beſonders in den Seminarferien manche glückliche Stunde verlebte, da er ihm durch ſeine guten Fortſchritte in der Erkenntniß und mehr noch durch ſeine redliche, kindlich-natürliche Frömmigkeit viel Freude bereite. Die väterliche Sorgſalt war es auch, welche ihm die innige Liebe zum Worte Gottes und die tiefe, heilige Ehrfurcht vor demſelben einpflanzte, die fortan mit ſeinem Weſen immer mehr zuſammenwuchs. Das ewige, feſte, prophetiſche und apoſtoliſche Wort Gottes wurde die beſtändige Nahrung ſeines nach Gnade und Wahrheit hungernden Geiſtes, ſein erſtes und oberſtes und in vieler Hinſicht einziges Bildungsmittel. So konnte denn der himmliſche König und Heiland, deſſen Wort er unabläſſig ſtudirte, dem gehorſam er lebte, von frühe an ſeine reichen Naturgaben göttlich verklären und in ſeinen heiligen Dienſt ziehen.

Zu dieſen ſeinen natürlichen Anlagen gehörte vor Allem ein reich ausgeſtattetes Gemüth, eine edle, herzliche Liebe zu allem, was Gottes iſt unter dem Himmel, dieſe Anlage aber ward durch Chriſtum und das Glaubensleben in der Gemeinſchaft mit ihm verklärt zu der heiligen feurigen Liebe des Geiſtes, die allein dem Herrn dient und ſeinen Kindern, den Abtrünnigen wie den Verſöhnten, zu der Liebe, die Allen Alles wird, um Alle ſelig zu machen, die demüthig, ſanftmüthig und geduldig in den Fußſtapfen des Sünderheilandes wandelt, um unſterbliche Menſchengeiſter zum Himmel zu führen, zum ewigen, heiligen, ſeligen Leben in Gott.

Dieſe allgemeine Liebe zu aller Welt, als der mit Chriſti Blut erkauften und zur ewigen Seligkeit beſtimmten, vermöge der er ſich auch der Niedrigſten und Geringſten von Herzen annahm, und überall thätige Hand mit anlegte, wo er geiſtige oder leibliche Noth wahrnahm, wurzelte bei ihm in einer brünſtigen, brüderlichen Liebe zu den wiedergebornen Chriſten und zu der Gemeinde Jeſu, der er ſtets mit Leib und Seele zu dienen bereit war, der er ſich in ſeltener Demuth und herzlicher Niedrigkeit anſchloß, und es für ſeinen höchſten Ruhm betrachtete, ihr als ein innerlich verbundenes Glied anzugehören. Bei ſeiner wahrhaft kindlichen Demuth, die den Jüngeren und Untergebenen oft ganz vergeſſen ließ, daß er mit einem ſo hochgeſtellten, gelehrten und tief gegründeten Mann umging, vergab er denn doch nie auch nur das Geringſte der Wahrheit und der Gerechtigkeit, und wußte gehörigen Falls ſeine Chriſten- und Amtswürde ſehr wohl zu wahren und nöthigenfalls auch ein ernſtes und gewichtiges Wort mitzuſprechen und eine Thatkraft zu entfalten, die ihresgleichen ſuchte. Seine Perſönlichkeit war für Freund und Feind bei aller ſeiner Menſchenfreundlichkeit und Herzlichkeit doch ſtets Achtung gebietend und man konnte ſo recht ein Be-

ſpiel an ihm ſehen, wie ſich in einem Johannes das Donnerskind mit dem Jünger der Liebe verbinden konnte: „Kindlein, liebet euch unter einander“, und: „Wer Sünde thut, der iſt vom Teufel!“ Je herzlicher und demüthiger ſeine Liebe zum Licht und deſſen Kindern, deſto entſchiedener und thatkräftiger auch ſein Haß gegen die Finſterniß und ihre Sklaven. — dazu kam noch eine hohe, geiſtige Denkfähigkeit, ein feiner Takt, viel Scharfſinn und Klugheit; aber auch dieſe Anlagen gab er willig hin in die Zucht des göttlichen Geiſtes und des von demſelben geoffenbarten heiligen Worts. Seine ganze Erkenntniß wurzelte in der ehrerbietigen Hochſchätzung Chriſti Jeſu ſeines Herrn und ward durch die lebendige Gemeinſchaft mit ihm verklärt. Seine feſte, bei ihm in tägliche Uebung übergegangene Ueberzeugung war: Wer die Brüder liebt, der iſt auch ein Licht, wer in der Liebe wächst, wächst auch an geiſtigem Verſtändniß. Beide aber, Erkenntniß und Liebe, entſpringen aus dem Evangelium Jeſu Chriſti, aus dem Glaubensleben, das im Geiſte Gottes das Geiſteswort Gottes im Gewiſſen und in der Vernunft bearbeitet, und die menſchliche Erkenntniß hineinbildet in die Geſetze und in den Inhalt des göttlichen Geiſtes, ſeine Weisheit und Wahrheit. Darum ließ er auch ſeine Vernunft gern unterthan ſein dem Gehorſam Chriſti, und ſeine Erkenntniß gewann je mehr und mehr an Kraft und Leben, weil ſie eine Erkenntniß des Herzens war und ſeinen ganzen Menſchen in weſenhafter Verbindung mit der unſichtbaren göttlichen Welt erhielt. Mit dieſer Erkenntniß baute ſich Schmid ſein theologiſches Syſtem, das von um ſo reicherem Inhalt und dauernderem Werthe war, weil er nichts anderes wollte, als das göttliche Wahrheitsſyſtem der heiligen Schrift wiedergeben in möglichſt entſprechender menſchlicher Faſſung. Mit dieſer Erkenntniß bearbeitete er die Reden Jeſu und die Lehren der einzelnen Apoſtel zu einem zuſammenhängenden Ganzen, dankbar nicht allein für das Wort Gottes ſelbſt, ſondern auch für die Gabe der Erkenntniß, durch welche er die Tiefe dieſes Wortes ergänzte. Anbetend verweilte ſein Geiſt ganz beſonders in den Worten Jeſu Chriſti ſelbſt, in dem die Fülle Gottes leibhaftig wohnet, an ihm vornehmlich bildete er den Charakter ſeines Geiſtes und Lebens, treu bemüht, die Tugenden Chriſti durch Wort und That zu verkündigen. In Chriſto ſah er das gottmenſchliche Urbild der Vollkommenheit, in dem alle, auch die am meiſten ſich zu widerſprechen ſcheinenden Seiten der menſchlichen Natur zu vollendeter Harmonie unter ſich und mit der göttlichen Natur geeint ſind. Dieſe göttliche Harmonie des Lebens Chriſti bildete der Geiſt Gottes auch in ſein Weſen mehr und mehr hinein, verklärte ihn in das Bild Chriſti von einer Klarheit zur anderen, ließ ihn im Angeſicht Chriſti auch den Vater ſchauen und führte ihn den Weg nach der Vollkommenheit des Vaters. Allein ſo rege auch ſein geiſtiges Leben nach allen Seiten fortſchritt, ſo blieb er, der reichbegabte Freund Gottes, doch ſtets der arme Sünder, der täglich von Jeſu Erbarmen lebte, der Weiſe und Gelehrte

blieb bis an's Ende das einfältige Kind Gottes, das ſich aller Kinderherzen freute.

Seine Hauptwirkſamkeit galt über dreißig Jahre insbeſondere den künftigen Predigern des Evangeliums unter der ſtudirenden Jugend; ein Vater ihr zu ſein lag ihm vor allem anderen an, ihr ließ er die ganze Fülle ſeines Geiſteslebens zuſtrömen. In ſeinem Unterricht war immer der Mann die lebendige Darſtellung deſſen, was er lehrte. Wie er nicht ſich ſelbſt lebte, ſo lehrte er auch nicht ſich ſelbſt, ſondern Jeſum den Gekreuzigten und Erhöhten, die frohe Botſchaft von der freien Gnade Gottes in Chriſto Jeſu. Gerade das, daß er ſo treulich bemüht war, das Evangelium aufzufaſſen in dem heil. Geiſt, hat ihn zum ausgezeichneten Profeſſor gebildet, zu einem Lehrer, der Menſchen fiſcht, der nicht Köpfe, ſondern Herzen bildet, und dieſe Herzen erfüllt mit der ganzen Weisheit Gottes und ſeines Wortes, auf dem ewigen Felsgrund der prophetiſchen und apoſtoliſchen Wahrheit ſtehend.

Auch für das Predigtamt beſaß er ſchöne Gaben, doch waren ſie von der Art, daß er ſelbſt ſie als ſolche betrachtete, die ſich ihm erſt durch die Verbindung mit der Gemeinde recht entwickelten. So gewiſſenhaft er ſich auf ſeine Vorträge vorbereitete, ſo war es doch immer erſt die perſönliche Berührung mit der Gemeinde und der ſich in der Gemeindeverſammlung offenbarende Geiſt Gottes, dem ſeine Predigten ihre eigenthümliche Bildung und Vollendung verdankten. Mehr noch als in ſeinen theologiſchen Vorleſungen, die er ebenfalls, ohne daß er ſich ſtreng an ein Papier band, in lebensvoller Friſche zu halten pflegte, konnte man in ſeinen Predigten die innerlich aus der Tiefe des Herzens und des göttlichen Wortes hervorbildende Thätigkeit ſehen, wie ſie auch äußerlich in der Perſon ſich darſtellte, und je langſamer Anfangs oft der anſpruchloſe Quell ſprudelte, deſto breiter und voller wurde der fortreißende Strom des Waſſers des ewigen Lebens, der ſich nach und nach aus den verſchiedenen Adern ſeines Geiſtes ſammelte. Aber ſo ſehr er auch an perſönlicher Begabung die Gemeinde überragte, ſo war er doch immer mit ſeiner Gabe an die Gemeinde gebunden. Predigten ſchreiben, bis in's Einzelne hinaus auf der Studirſtube ſie ausarbeiten und dann ſie auswendig lernen, das konnte er bei aller Anſtrengung nicht. Und doch, welche Fülle der tiefſten und köſtlichſten, in unerſchöpflicher Fülle auseinander hervorquellender Gedanken in ſeinen Vorträgen! Welche Gediegenheit nach Inhalt und oft auch nach Form. Nicht menſchlicher, freier Redner war er, aber ein Redner Gottes, dem es zur Stunde gegeben wurde, er redete mit Einem Worte im Geiſt. Der Inhalt ſeiner Vorträge war das volle, lautere, klare Evangelium Chriſti, als die Gotteskraft, ſelig zu machen Alle, die daran glauben. In der Kraft, nicht in den Worten beſtand ihm das Reich Gottes. „Das Himmelreich iſt da!“ das war immer ſein Vorderglied; „thut Buße“ der Schluß daraus. Je voller und reiner er die Gnade Chriſti anbot, deſto ſchärfer und ernſter verlangte er auch gründ-

liche Herzensänderung. Das Kreuz auf Golgatha war ihm wie die höchſte Heilsbotſchaft, ſo auch die ſchärfſte Mahnung zur Buße, zur Glaubensthätigkeit, zu einer nur um ſo ſtrengeren Buße an der Hand des alt- und neuteſtamentlichen Geſetzes, zu einer nur um ſo fleißigeren Glaubens- und Liebesthätigkeit für den gläubigen Chriſten, je reicher ſich dieſem das Leben Chriſti mittheilt.

Als ſeit dem Jahre 1848 die geiſtige Noth der Welt und die Nothwendigkeit einer Neubelebung der Gemeinde Chriſti lebendiger als je vor ſeine Seele trat, da trieb ihn der innere Drang der Liebe, auch in einer Privaterbauungsſtunde dem Ernſt der Zeit und ihrem gewaltigen Ruf zur Buße Worte zu leihen. Nicht als Profeſſor kam er dorthin, ſondern als Freund und Bruder zu Brüdern, um ſelbſt auch zu lernen. Und das that er keineswegs darum, weil er die Flecken und Runzeln an dem gegenwärtigen Zuſtand der brüderlichen Gemeinſchaft nicht gewahrt hätte, denn im Gegentheil war es eine Hauptſorge dieſes väterlichen Prieſters, daß es ſelbſt im engeren Kreiſe der Chriſten nicht beſſer ausſehe, daß der Hausgottesdienſt ſelbſt nur erſt im Werden begriffen ſei, daß ſo wenige von Sünden gereinigt ſeien und begabt mit dauerndem Frieden Gottes, der da iſt in der Vergebung der Sünden durch Jeſum Chriſtum. Mit Wehmuth pflegte er zu ſagen: „So viele, die den Glauben haben, haben auch noch ein Gläublein daneben; ſo viele Chriſten bleiben an ihren menſchlichen Meiſtern hängen, ſtatt unmittelbar ſich mit dem Herrn zu vermählen und ihr menſchliches, ſtehendes Waſſer mit dem friſchen göttlichen Lebensquell zu vertauſchen." Gerade die tiefe Einſicht in dieſen krankhaften Zuſtand ſo mancher gläubigen Chriſten trieb ihn nur um ſo mehr, auch der engeren Gemeinde des Herrn gegenüber, ſeine thätige Liebe zu erproben. Klagte er auf der einen Seite, daß die Welt nur ein ſeeliſches Leben führe und in das Sichtbare hineingebannt ſei, verſchloſſen für das Unſichtbare, Himmliſche und Ewige, daß Satan die Sinne der Ungläubigen blende und ſie unter ſein grauſames Joch geſpannt habe, ſo klagte er auf der andern, zwar nicht kleingläubig oder gar verzweifelnd, aber doch mit ernſter Wehmuth, daß auch bei den Gläubigen noch vieles fehle. Indeß ſchaute er im Glauben von der Erde hinweg in den Himmel des erbarmungsreichen Gottes, dem es an Mitteln zur Neugeburt der Welt nicht fehle, ſah auf das Blut Chriſti, das lauter redet als Abels Blut, und ſtärkte damit ſeine Hoffnung, daß die ſo heiß von ihm erſehnte Erneuerung bald komme. Er war ſo recht darauf aus, ſich alle das zuſammen zu halten, was glauben ließ, der Zeitpunkt des herannahenden Frühlings ſei gekommen, da nur noch ein letzter, leichter Schnee die ſchon grünen wallenden Felder bedecke, und zu gewarten ſei, daß wenn durch die Strahlen der himmliſchen Gnadenſonne dieſer Schnee weggeſchmolzen ſei, bald das üppige Grün einer neubelebten Schöpfung den Blick erfreuen werde. Er hoffte ſo gerne auf eine baldige neue Erweckung der Welt und Kräftigung der Gemeinde Gottes durch die Geiſtesſtröme vom Himmel, wodurch die Gemeinde gerüſtet werden werde auf ihre letzten herbſten Drangſale, auf die Käm-

pfe mit dem kommenden Widerchriſten, damit der Herr einziehen könne, um ſein himmliſches Reich des Friedens auf der Erde zu gründen, als der Prieſterkönig Iſraels und der Nationen.

Doch je langſamer der Gang der Welt dieſe auf Gottes Erbarmung, auf ſein feſtes prophetiſches Wort gegründete Hoffnung zu verwirklichen ſchien, deſto eifriger wirkte und betete er. Der demüthige Arbeiter war auch der brünſtigſte Beter, der, von Herzen jammernd, über die Gräuel Jeruſalems und den großen Schaden Joſephs, die Welt auf prieſterlichem Herzen trug. Er war einer der ſeltenen Chriſten, die ihre Gebete zum Vater mit denen des himmliſchen Hoheprieſters zu verbinden nicht aufhören.

Bei einem Menſchen, von dem man in Wahrheit ſagen kann: „Jeſus lebet in ihm", wird dieſes innere Leben Chriſti und des Geiſtes immer mächtiger, je reifer er wird an Jahren, immer klarer ſein Einblick in das Geheimniß Gottes und Chriſti, immer reiner und kräftiger ſein Glaube, ſeine Liebe, ſeine Hoffnung. Ein ſolches Wachsthum des inneren Geiſteslebens war auch bei dem ſeligen Schmid in ſeinen letzten Jahren deutlich zu bemerken. Daß er dem Ziele ſeiner irdiſchen Beſtimmung entgegengehe, daran ließen nicht allein ſeine körperlichen Beſchwerden denken, insbeſondere ſein von Jahr zu Jahr zunehmendes Herzleiden, ſondern noch mehr ſeine unverkennbare innere Ausreifung. Während er in aller Geduld und Stille die Mühſeligkeit ſeines leiblichen Lebens trug, wurde ſein Geiſt immer lauterer und klarer, löste ſich immer mehr ab von der Welt der Sichtbarkeit und wuchs reger in die Ewigkeit hinein. Hatte man ſchon in früheren Jahren, beſonders auch in ſeinen Vorleſungen, nicht ſelten Augenblicke heller Erleuchtung von oben wahrnehmen können, in denen alle Kräfte ſeines Geiſtes und alle Faſern ſeines Weſens in Bewegung geriethen, um für Gottes Ehre zu eifern, um in den Abgrund der göttlichen Weisheit und Erbauung einen beſonders kühnen Griff des Glaubens und der Erkenntniß zu thun, in denen vornehmlich der Sohn Gottes ſeine Herrlichkeit in ihm offenbarte, ſo wurden nun dieſe ausgezeichneten Augenblicke höherer Geiſtesthätigkeit immer unterſcheidbarer. Die innere Klarheit des Geiſtes ſchien oft auch durch die leibliche Hülle durchzubrechen, ſein Antlitz ſtrahlte, ſein Auge funkelte, ſein Mund ſprach Worte himmliſchen Lebens. Der gewaltige Eindruck ſolcher Augenblicke führte unwillkührlich weg von der menſchlichen Perſon auf den großen Gott, der ſo hohe Gaben ſeinen geringen, aber theuer geliebten, hoch begnadigten Kindern verleiht. Im Bewußtſein dieſer immer lebendiger in ſeinem Inneren ſich regenden prophetiſchen Geiſtesgabe und zugleich in ſehnſüchtigem Verlangen nach ihrer Steigerung klagte er dann mit Wehmuth über den in unſeren Tagen ſo allgemeinen Mangel an prophetiſcher Begabung der in das Leben der Welt hineingebannten Menſchheit, über ihre Schwäche auch bei den Beſten. „Es iſt ein Elend mit uns", konnte er ſagen, „es iſt erſtaunlich wenig Prophetie unter uns; faſt alle unſere religiöſe Erkenntniß leſen und lernen wir mühſam aus Büchern

zuſammen, wir ſehen dem göttlichen Worte noch lange nicht in ſeine eigentliche Tiefe, unſer Auge iſt noch nicht geöffnet für ſeine ganze überſchwängliche Herrlichkeit alten und neuen Teſtaments!“ Mit Wehmuth, aber in hoffendem Glauben dachte er bei allen Wundern des Herrn und der Apoſtel daran, daß ihr Wort Kraft und Wirkung hatte, lebenſchaffende That war, unſere Worte aber faſt alle kraftlos verhallen. In der inbrünſtigen Bitte um eine erneuerte ſtärkere Wirkung des heil. Geiſtes glaubte er, müſſen ſich die Gebete Aller vereinigen, damit für den inneren und äußeren Jammer der Welt Hülfe geſchafft werde. So ward der Eindruck von ſeiner ganzen Perſon immer deutlicher der: Dieſer Mann geht ſeiner Verklärung entgegen! Die eindringliche Rede, mit der er im Herbſte 1851 die Predigeranſtalt, dieſen mit ſeinem Herzen ſo ganz verwachſenen Mittelpunkt ſeines akademiſchen Wirkens von Neuem eröffnete, lautete Manchen ſchon wie ein Schwanengeſang, noch mehr ſeine letzte Predigt, die er mehrere Wochen vor ſeiner Krankheit hielt. So kräftige Zeugniſſe man ihn auch von dieſer Stätte aus hatte ablegen hören, dießmal redete er mehr als je im Geiſte, und gleich als ob er ahnete, was ihm bevorſtehe, nahm er dießmal einen beſonders weiten Geſichtskreis, öffnete die ganze Tiefe und Breite ſeines väterlichen Herzens, ſchaute in dem ſamaritiſchen Weibe die ganze Welt und die ganze Gemeinde Gottes als eine das Waſſer des ewigen Lebens noch gar nicht kennende oder kaum erſt nach den ewigen Himmelskräften des oberen Heiligthums hungernde an — ausrufend: „Das iſt der große Jammer der Menſchheit, daß ſie das Waſſer des ewigen Lebens nicht hat!“ Nach einiger Zeit halber Geſundheit folgten immer deutlichere Anzeichen einer ſchweren Krankheit, nur mit großer Anſtrengung ſchleppte er ſich zuletzt noch in ſeine Vorleſungen, in den Kreis ſeiner jugendlichen Freunde, darin ihm ſo wohl war. Dem Mann voll thätigen Lebens ward es ſchwer zuzugeben, daß ihm ſeine Lebenskräfte den Dienſt verſagten. Nachdem er in ſeiner letzten Vorleſung noch einmal das Lebensbild eines evangeliſchen Predigers mit der ganzen Kraft ſeiner Ueberzeugung, mit dem ganzen Nachdruck ſeiner Perſönlichkeit vor das Geiſtesauge ſeiner Schüler geſtellt und ſie ermahnt hatte, nicht ſich ſelbſt zu predigen, ſondern Chriſtum, daß Er ſei der Herr, ergriff ihn in der Nacht vom 5—6ten März die Krankheit ſo heftig, daß er ſeine öffentliche Wirkſamkeit abbrechen mußte. Auch warteten ſeiner jetzt an den Pforten des Todes noch andere ſchwerere Kämpfe, als mit Fleiſch und Blut. War er bis dahin in ſtillem Frieden der Kindſchaft Gottes Jahre lang faſt unberührt von innerlichen Kämpfen und Anfechtungen ſeine Pilgerſtraße dahingegangen, ſo fühlte er ſich jetzt neben der ſchmerzlichen Beengung durch die Leiden ſeines Körpers auch noch von unſichtbaren Gewalten umgeben, die wider ſeine Seele und deren Seligkeit ſo heftig zu ſtreiten verſuchten, daß ihm ſein Schlafgemach oft wie eine Löwengrube vorkam. Nachdem er jedoch dieſen geiſtigen Strauß in der ſtillen Stärke des Gebets und des Glaubens durchgeſtritten, folgten Stunden des freudigen Dankes und des Tri-

Digitized by Google

umphes über die Treue Jehova's, des allgewaltigen Gottes Iſraels. Zugleich aber war ſeine körperliche Kraft wie mit Einem Male gebrochen, der Todesengel fing an Hand anzulegen. Doch er hatte bereits den Todesfürſten in Chriſti Kraft überwunden, und eine glaubensvolle Ruhe des Gemüthes half ihm durch alle Schmerzen der Krankheit hindurch, ſo heiß auch der Ofen der Trübſal ward in den letzten Wochen und Tagen. In dieſer Zeit zeigte ſich der demüthige Streiter Gottes beſonders dankbar für brüderliche Fürbitte, und tröſtete ſich nun erſt recht ſeines inneren Zuſammenhangs mit der Gemeinde Jeſu, den er mit wärmerer Liebe feſthielt.

Das Schwellen der Hände und Füße verkündigte endlich den herannahenden Tod, der gewaltige Schlag des kranken Herzens ward immer beengender und das Athemholen beſchwerlicher, ſo daß er nicht einmal mehr bei Nacht eine Lage gewinnen konnte, in der er ſeinen matten Leib durch Schlaf zu erquicken vermochte. Aber eben jetzt entfaltete ſich ſein Geiſtesleben in ſeiner ganzen Tiefe und Höhe, es war ein wunderbarer Segen Gottes, um dieſen Dulder zu ſein. Das iſt doch etwas Großes, von Ewigkeit erwählt zu ſein, das geht in die Ewigkeit hinein! war der Triumphgedanke, der ihn beſchäftigte, und frohlockend ſang er im Geiſte das Siegeslied des neuen Bundes Röm. 8. Das Kreuz Chriſti war ihm der Lebensbaum, an dem die Früchte des ewigen Heils für die Menſchheit prangen, von dem er täglich und ſtündlich zu pflücken er nicht aufhören wollte. Die freie Gnade Gottes in Chriſto blieb bis an's Ende ſein feſter Troſt. Längſt hatte er mit dem ganzen Nachdruck ſeiner Ueberzeugung gelehrt, daß aus der erſten Geſammtrechtfertigung des Menſchen alle folgende Vergebung der Sünden im Einzelnen, alle Kraft zum neuen Leben und zur Ueberwindung des alten, als aus einer lebenskräftigen Wurzel hervorwachſe, wenn nur immer der Chriſt im treuen Ringen nach Heiligung, auch unter Furcht und Zittern, nicht nachlaſſe. Dieſe bedeutungsvolle Wahrheit erfaßte er ſelbſt noch einmal auf ſeinem Sterbelager mit ganzer Seele, rühmte ſich in dem Herrn, daß ſeine ganze Sünde und Schuld ihm vergeben ſei um Chriſti willen, auch alle die Schuld und Sünde, welche durch Heilung zu überwinden, er nicht mehr Zeit und Vermögen habe, daß die Gnade überſchwenglich erſetze, was von ſeiner Seite aus noch fehle, daß die Rechtfertigung und Erneuerung Gottes ſeiner eigenen Heiligung weit vorausgeeilt ſei. In dem Herrn rühmte er auch, daß ſeine Krankheit nicht mehr Strafe der Sünde ſei, daß der Tod nicht mehr für ihn den Stachel der Sünde in ſich trage, nur erziehende Leiden ſeien es, von der Liebe Gottes geſchickt, um ihn in die volle Gemeinſchaft der Leiden mit ſeinem Sohne zu führen. Er rühmte ſich der Trübſal um Chriſti willen. Was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig. — Das war der Standpunkt, auf den er freudigen Geiſtes ſich ſtellte. Freuen wollte er ſich, in alle Wege ſich freuen und abermals freuen wollte er ſich mit dem Apoſtel, als deſſen Leidensgenoſſen er ſich mit ſeinen geſchwollenen Füßen betrachtete. Mit

demſelben ſtellte er es ganz dem Herrn anheim, ob es mit ihm zum Leben oder zum Tod gehen ſolle. Der Allmacht Gottes ſei es, glaubte er, ein Geringes, einen alten Mann wieder jung zu machen, daß er auffahre mit Flügeln wie ein Adler, und ſollte es geſchehen, wollte er gerne noch einmal die Laſt ſeiner irdiſchen Arbeit auf ſich nehmen. Indeß erkannte er an dem täglichen Abnehmen ſeiner Kräfte, daß ſeine Stunde bald ſchlagen werde. „Ein Arbeiter“, ſagte er, „lebt von der ihm geſchenkten Kraft, aber meine Kraft iſt gebrochen!“ Ein tief ergeeifender Augenblick war es, als er zehn Tage vor ſeinem Tode den geliebten Seinigen mit den Worten des Apoſtels meldete: „Jetzt weiß ich, daß ich meine Hülle bald ablegen muß! — Es ziemt einem Chriſten, daß er ſich ſeine letzte Stunde wohl vorſtelle.“ Er ſprach es, die ſchon gebrochene Stimme noch einmal zur alten Kraft erhebend, ſeine Augen blitzten zum Himmel empor, ſein ganzes Weſen ſchien von einem Vorſchmack der Verklärung eingenommen. Darauf ließ er ſich das Lied leſen: „Herr, meine Leibeshütte“ u. ſ. w., und verweilte mit beſonderem Ernſt bei der Bitte: „Laß meine letzten Züge nicht zu gewaltſam ſein.“ Zum letztenmal las er noch ſelbſt das Gebet, das er in ſeinen geſunden Tagen ſo oft anbetend bewundert hatte: „Ich preiſe Dich, Vater, daß Du ſolches den Weiſen und Klugen verborgen haſt“ u. ſ. w., Matth. 11, 25., und widerholt die Arme zum Himmel erhebend: „Ja den Unmündigen!“ bekennend, daß es das beſtändige inbrünſtige Gebet ſeines Lebens geweſen, daß ihn Gott vor der Anmaaßung der Wiſſenſchaft bewahren möge. Ein unmündiges Kind Chriſti wollte der hochbegabte Lehrer auch noch im Tode ſein, ein Bruder unter chriſtlichen Brüdern, in dieſer Kindeseinfalt hat er die Krone des ewigen Lebens errungen.

In göttlichem, über alle Vernunſt erhabenem Frieden erduldete er ſeine letzten Leiden; wenn er nicht mehr beten konnte, wenn er glaubte über Vermögen verſucht zu ſein, tröſtete er ſich frohen Muthes des in ihm wohnenden Geiſtes Chriſti, der ſeiner Schwachheit aufhelfe, der ihn mit unausſprechlichem Seufzen beim Vater vertrete. Dieſer Geiſt betete in ihm fort bis zu dem Sonntage, da er mit der Gemeinde des oberen Jeruſalems vereinigt wurde, welchem ſein ganzes Leben zugeſteuert hatte. Im Sterben wie im Leben wollte er nur des Herrn ſein und bleiben. Wunderbare Fröhlichkeit nahm am Abend dieſes Tages von ſeinem in die Klarheit des Herrn übergehenden Geiſte Beſitz. „Jetzt iſt es mir aber ganz klar, ganz hell“, ſo ſprach er, ehe er den Seinen zum letztenmal gute Nacht wünſchte, er legte ſich dann nieder, athmete einige Züge etwas ſtark, wendete ſein Haupt auf die Seite und entſchlief ſtill als ein ſeliges Kind Gottes. Er hatte ausgekämpft, ehe ſeine Hütte abgebrochen wurde, ſeine letzten Züge waren, wie er es erbetet hatte, nicht zu gewaltſam. Sein Sterben war nicht ein Tod, ſondern ein Uebergang in's Leben, in's himmliſche ewige Leben.

Die Generalſynode der lutheriſchen Kirche der Vereinigten Staaten.

(Correſpondenz.)

Dieſer Körper, der jetzt 20 Synoden aus den verſchiedenen Staaten der Union umfaßt, hielt ſeine letzte Sitzung am 21ſten Mai zu Wincheſter in Virginien. Er nahm vier neue Synoden in ſeinen Verband auf, die alte pennſylvaniſche, die von Pittsburg, vom nördlichen Illinois und von Texas. Beſonders wichtig iſt der Anſchluß der pennſylvaniſchen Synode, weil ſie die conſervativen Elemente in jenem Körper bedeutend ſtärken wird. Ohne Zweifel wird ſich mit der Zeit auch die Synode von Ohio anſchließen, und der Lutheran Standard, ein Blatt, das ſeit ein Paar Jahren bedeutend an Friſche und Intereſſe, ebenſo wie an äußerer Erſcheinung zugenommen hat, ſcheint eine Vereinigung entſchieden zu begünſtigen. Alle lutheriſchen Blätter ſchildern dieſe letzte Verſammlung als ſehr belebt, reſpectabel und intereſſant. Die von Einigen gehegte Befürchtung einer Spaltung iſt nicht in Erfüllung gegangen; vielmehr ſcheinen ſich offenbar die verſchiedenen Zweige der lutheriſchen Kirche Amerikas annähern und durch geſunde kirchliche Grundſätze conſolidiren zu wollen, worüber wir uns nicht nur im Intereſſe der lutheriſchen, ſondern der proteſtantiſchen Kirche überhaupt nur freuen können, welcher größere Einheit gar ſehr noth thut. Ueberhaupt läßt ſich nicht läugnen, daß die lutheriſche Kirche in Amerika ſeit etwa fünf Jahren nicht nur numeriſch ſehr ſtark zugenommen, ſondern auch innerlich ſich zu regeneriren angefangen hat, und zwar durch eine immer ſtärker werdende Bewegung zu ihrem urſprünglichen deutſch kirchlichen und ſymboliſchen Standpunkte hin. Der beſte Beweis von der inneren Stärke dieſer lutheriſchen Bewegung iſt der, daß ſie jetzt bereits Ausſichten auf Herrſchaft in der Generalſynode hat, welche bisher für die Trägerin jener wäſſerigen, latitudinariſchen, nominell lutheriſchen, in Wahrheit aber ſemipuritaniſchen und ſemimethodiſtiſchen, und dabei gänzlich undeutſchen Richtung galt. Der Lutheran Standard ſagt von der letzten Verſammlung dieſes Körpers: „Nothing appeared more evident to us than the prevalence of a decidedly increased Lutheran element in the General Synod. The weight of character, talent, and influence, clearly preponderated in that direction — is becoming greater every year — is making itself more extensively felt, and is silently and effectually changing the tone and character of the churches in connection with the General Synod. Such an improvement effected in this way, is in many respects much more preferable and more likely to be permanent, than if brought about by a violent revolution."

Ein Freund, der als Mitlied der letzten Generalſynode beiwohnte, gibt uns davon in einem Briefe folgende ermunternde Schilderung:

• den 30ſten Mai, 1853.

Lieber Doctor!

• • •

In Wincheſter wurden wir mit ächter Liberalität aufgenommen und bewirthet; we were living on the fat of the land and on the goodness of Virginia hospitality. . . . Ich habe mich zuvor über den Anſchluß unſerer alten pennſylvaniſchen Synode an die lutheriſche Generalſynode gefreut und ich freue mich jetzt noch mehr. Den Werth der Sache lege ich nicht in ihre Beſchlüſſe, wie immer die Generalſynode ſie faſſen mag; ſie hat ja ohnehin keine organiſirenden Rechte. Ich verkenne auch gar nicht, wie bedeutend ſie durch ihre Miſſions- und Erziehungsgeſellſchaft wirken muß. Eine größere Zukunft muß ihr und der luth. Kirche werden, wenn Ruhe, Würde, Beſonnenheit und Liebe ferner in ihr die Oberhand behalten. Was mir für die Gegenwart das Bedeutendſte zu ſein ſcheint, das iſt der Einfluß, den eine ſolche Verſammlung von Repräſentanten ſo vieler Theile der luth. Kirche dieſes Landes an ſich ausüben muß; man fühlt an dieſem großen Verein die Bedeutung des luth. Zweiges am Baum des Reiches Gottes; man gewinnt Muth beim Gewahrwerden einer ſolchen Concentration nicht unbedeutender perſönlicher Tüchtigkeiten; man ſieht, daß der Kirche eine nicht geringe Macht der Intelligenz, der Bildung, der Gelehrſamkeit, der Talente zu Gebote ſteht; man fühlt, daß bei Allen, wie immer ſie auch ſonſt verſchieden denken und wünſchen und ſtreben mögen, doch eine herzliche Liebe zur Kirche Luthers da iſt; man tritt ſich in brüderlichem Umgang näher und lernt ſich leichter verſtehen, und wer offenen Auges iſt, Vergangenheit und Gegenwart vergleichen kann, der kann nicht ohne Staunen ſchon hier in wenig Tagen lernen, wohin der Hauptſtrom des lutheriſch kirchlichen Lebens ſeine Richtung künftig nehmen wird. Man hat in unſeren Tagen überhaupt Gelegenheit, die Thorheit derer zu erkennen, die, auf Extremen vergeblich Stand zu halten bemüht, für kirchliche Zuſtände ſich abarbeiten und Erſcheinungen zu ſtabiliren ſuchen, die in einem Menſchenalter ſich gänzlich ausgelebt haben. Die traditionell beſchränkten Vorſtellungen von chriſtlicher Religioſität halten nicht mehr Stich. Man muß aus der Kirche Chriſti kein Procruſtesbett und auch kein Faulbett machen wollen. Gewiß es iſt allüberall ein Fragen nach klaren, ſtichhaltigen Grundſätzen für das religiös kirchliche Leben zu bemerken, das uns ein Zeugniß iſt, daß der Proteſtantismus ſich verjüngen kann, weil er nicht dem leidigen Grundſatz der Unverbeſſerlichkeit weder in Lehre noch Leben huldigt. Soll ich noch ein Wort über unſere Verhandlungen in Wincheſter ſagen, ſo darf ich nicht vergeſſen, daß ein wohlthuender Geiſt der Würde und Liebe ſie durchwehte, der ſeinen Quell in der Wirkung eines höheren Lebensodems und in der freien gegenſeitigen Achtung und im Gefühl der Heiligkeit der Sache hat. Noch füge ich bei, daß an den drei Abenden, die der Feier der Miſſions- und Erziehungsgeſellſchaften gewidmet waren, mehr als $2,000 dargelegt wurden, eine für die an ſich kleine Gemeinde zu Wincheſter, die hiebei ganz beſonders betheiligt war, ſehr bedeutende Summe. Edles Beiſpiel amerikaniſcher Liberalität! . . . .

Dein

Meditationen.

No. 10.

Vorbereitung auf das heilige Abendmahl.

„Kommet her zu Mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid: Ich will euch erquicken.“ Matth. 11, 28.

Schmücke dich, o Seele, mit frommer Andacht zum würdigen Genuſſe der himmliſchen Mahlzeit, die Gott ſelbſt dir bereitet. „Kommet her zu Mir Alle“, ſo ladet auch dich der Heiland ein, — „die ihr mühſelig und beladen ſeid, Ich will euch erquicken.“ „Ich bin das Brot des Lebens, das vom Himmel gekommen; wenn jemand von dieſem Brote iſſet, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brot, das Ich geben werde, iſt Mein Fleiſch, das ich geben werde für das Leben der Welt. Wer Mein Fleiſch iſſet und Mein Blut trinket, der hat das ewige Leben, und Ich werde ihn auferwecken am jüngſten Tage.“ „Nehmet, eſſet, das iſt Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Trinket alle daraus, das iſt Mein Blut des Neuen Teſtaments, welches vergoſſen wird für Viele zur Vergebung der Sünden. Solches thut, ſo oft ihr's trinket, zu Meinem Gedächtniß.“

Vergiß heute die Zänkereien der Gelehrten über das Mahl der ewigen Liebe und beuge dich mit heiliger Ehrfurcht vor dem tiefſten Geheimniß des Glaubens. Nahe dich zu dieſen Worten nicht mit dem kalten zerſetzenden Verſtande, der in dem Gebiete der Sinne und der Endlichkeit befangen bleibt, ſondern mit betendem Herzen, mit ahnungsvollem Gemüthe, mit kindlichem Glauben, mit heilsbegierigem Verlangen. Schwing' dich hinaus über die Natur in die Höhen der Geiſterwelt, vor allem zu Ihm, Der einſt am Kreuze für dich blutete, Der nun zur Rechten Gottes im Himmel ſitzet und doch zugleich ſo gerne in dem zerknirſchten und zerſchlagenen Herzen auf Erden wohnet, ja Der mit Seinen gottmenſchlichen Lebenskräften und Segnungen die ganze Kirche erfüllt, wie die Seele den Leib. Ergreife Ihn, den unſichtbar Gegenwärtigen, als ſäheſt du Ihn. Denn hier iſt der Höhepunkt Seines Nahens zu dir, und deines Nahens zu Ihm. Glaube zuverſichtlich an Seine Verheißung: „Siehe, Ich bin bei

euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ Verabſcheide in dieſer heiligen Stunde alle Grübeleien und Zweifel und ſei ganz Aug' und Ohr für die Offenbarung des unergründlichen Erbarmens. Siehe, wie die Lilie ſo begierig den erfriſchenden Thau des Himmels und die belebenden Strahlen der Sonne einſaugt, und dann ihres Kelches keuſche Schönheit entfaltet. Gedenke der Braut, wie ihr Herz mit den vollen Schlägen der erſten Liebe dem Bräutigam entgegenhüpft und in ſeiner ſüßen Umarmung die Welt vergißt. Blick' auf den Säugling, wie er ſo vertrauensvoll an der Mutter Buſen hängt, wie aus ſeinem Auge der Friede der Unſchuld glänzt, und wie um ſeine Lippen das Lächeln eines Engels ſpielt. Als Kinder müſſen wir in's Reich Gottes eingehen, als Kinder Seine Wohlthaten in Empfang nehmen.

„Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das glaubet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Nahe dich als Kranker zum Arzte, und Er wird dich heilen; öffne alle deine Wunden, Er wird ſie verbinden und mit köſtlichem Balſam den Schmerz ſtillen; hungre nach dem Brote des Himmels, und du ſollſt ſatt werden; dürſte nach dem Waſſer des Lebens, und Er wird es dir in vollen Zügen zu trinken geben; mache auf die Thüren deines Herzens, und Er wird einziehen, der König der Ehren, und Abendmahl mit dir halten. O ſelig, die zum Abendmahl des Lammes berufen ſind!' Kann es eine größere Liebe, eine heiligere Wonne geben, als daß der Herr Himmels und der Erde, den die Welten nicht erfüllen, in unſerem armen Sünderherzen wohnen, uns Sich ſelbſt zum geiſtlichen Genuſſe darbieten und ſo enge mit uns vermählen will, daß wir wahrhaftig Fleiſch von Seinem Fleiſche und Bein von Seinem Beine werden!

Drum ſchmücke dich, o Seele, zum würdigen Empfang deines himmliſchen Gaſtes. Laß die Bilder der Erde und den vergänglichen Reiz der Sinne verſchwinden, denn der Schönſte der Menſchenkinder nahet. Laß den Lärm des Fleiſches und die Syſteme menſchlicher Weisheit verſtummen, denn der König der untrüglichen Wahrheit öffnet Seine honigſtrömenden Lippen. Vergiß die Schätze und Freuden der Welt, denn Himmelsmanna und Lebenswaſſer wird dir geboten. Hörſt du nicht die Fußtritte des Bräutigams? Siehſt du nicht Sein holdſeliges Lächeln, Sein ſchimmerndes Auge, Seinen Mund geöffnet zum Friedensgruß, Seine Hände bereit zum Segnen, Seine Arme ausgeſtreckt nach deiner Umarmung? Fühlſt du nicht bereits die Herzensſchläge unendlicher Liebe? Ja Er iſt's, Er iſt's, und keiner mehr! Er iſt's, der Gottes- und Menſchenſohn, der Gekreuzigte und ewig Lebende, der Sünderfreund, der barmherzige Hoheprieſter, der Friedefürſt, der Herzog der Seligkeit! Mein Herr und mein Gott, mein Ein und mein Alles! ſieh', hier bin ich; ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn!

Kirchenchronik.

Der Jeruſalemsverein in Berlin. — Der Jeruſalemsverein in Berlin erläßt nachfolgenden Aufruf; „Kommt, laßt uns die Mauern Jeruſalems bauen! rufen wir uns gegenwärtig ermunternd mit noch höherem Rechte und tieferer Bedeutung zu, als Nehemias es thun konnte. Denn wir wollen in Chriſto Jeſu den ewigen Bau des geiſtlichen Lebens auf die alten Gründe des ſichtbaren Jeruſalems aufbauen. Wir wollen, ſo viel an uns iſt, Steine bereiten und herzutragen zu dieſem Bau, den der Herr der evangeliſchen Chriſtenheit dieſer Zeit anvertraut hat. Unſer Abſehen iſt, mit der von Seiner Majeſtät dem Könige ausgegangenen Stiftung des evangeliſchen Bisthums zu Jeruſalem Hand in Hand zu thun, was der Herr in unſere Kräfte legt, um Jeruſalem wieder zu dem Orte zu machen, wo die Völker umher zuſammenkommen, damit dort Gott im Geiſt und in der Wahrheit angebetet werde, und damit der Glanz Gottes im Evangelium ausleuchte von Zion. Zu dieſem herrlichen Ziele ſind die erſten Schritte geſchehen durch die Stiftung des Bisthums und der mit demſelben verbundenen Anſtalten der engliſchen Kirche, durch die Errichtung der deutſch-evangeliſchen Gemeinde und durch die Eröffnung des Hospizes (der Pilgerherberge). Dieſe Einrichtungen ruhen theils auf der Freigebigkeit unſeres von der Liebe zu Zion erfüllten Königs, theils auf dem Kollektenfond, der in den Gemeinden unſerer Kirche aus Gaben der Liebe für das evangeliſche Bisthum zu Jeruſalem geſammelt iſt. Hieran hat ſich von Seiten des Kaiſerswerther Mutterhauſes die Gründung eines Diakoniſſenhauſes zu Jeruſalem angeſchloſſen. Es gilt aber nun die fernere Entwicklung und Erweiterung dieſer Anſtalten, und zu ſeiner Zeit die Anreihung neuer Zweige des evangeliſchen Liebeswerkes, damit wir zwar in Demuth und Einfalt, aber auch in Kraft unſer Licht als deutſch-evangeliſche Chriſten im heiligen Lande leuchten laſſen und Jeruſalem im wahren Sinne zur Stadt auf dem Berge werde. Dazu laden wir alle lebendigen Glieder der evangeliſchen Kirche hiermit auf das dringendſte ein und erinnern ſie an die Verheißungen, welche Jeruſalem noch heute hat, an die weltgeſchichtliche Stellung, welche der heiligen Stadt noch nicht genommen iſt, an die noch nicht erwachſene Frucht alles des Ringens und Mühens, wie es ſich in den Kreuzzügen nach jener geweihten Stätte drängte. Dieſe Frucht konnte und ſollte nicht in äußerlichem Erbrechen der Pforte erwachſen: ſie kann und darf es nur in dem Ein- und Ausgehen der heiligen, aus dem Glauben ſtammenden Liebe, dieſer Liebe da, wo jeder Tritt an die ewige Liebe erinnert, wo von Gethſemane, von Golgatha der gekreuzigte Heiland uns zuruft: Das that ich für dich! Nun, die Stunde iſt gekommen, die von Ihm in die Herzen der Seinigen gepflanzte Liebe zu vereinigen und zeugen zu laſſen, die Einheit der evangeliſchen Kirche kräftig vor die Augen der Welt zu ſtellen, und den anderen chriſtlichen Kirchen im heiligen Lande, wie den nicht-chriſtlichen Umwohnern das helle Glaubenslicht ſtrahlen zu laſſen! Zu dem Ende legen wir die Statuten unſeres Jeruſalemsvereins mit der freudigen Hoffnung der deutſch-evangeliſchen Kirche vor, daß ſie für ihre

Pflicht gegen Jeruſalem wachen, und durch Gaben der Liebe, vor allem aber durch Bildung von Jeruſalemsvereinen, die ſich uns als Hülfsvereine zugeſellen, dieſes Erwachen bezeugen werde.

Berlin, den 2ten Dez. 1852.

Der Vorſtand des Jeruſalemsvereins zu Berlin.

Dr. Hoffmann, Hof- und Domprediger (Schifferſtr. 8.), Präſident des Vereins. Dr. Lehnerdt, Konſiſtorialrath und Profeſſor (Anhaltiſcheſtr. 4.), Vicepräſident. Ohneſorge, Dom-Hülfsprediger (Artillerieſtr. 13.), Sekretär. Lic. Strauß, Diviſionsprediger (Dorotheenſtr. 94.), Sekretär. Weſtphal, Major z. D. (Frankfurterſtr. 49.) Schatzmeiſter. Berner, Prediger. Erbkam, K. Bauinſpektor. Lic. Dr. Erdmann, Diviſionsprediger. Kaiſer, Prediger. Kirſch, Prediger. Knak, Prediger. Dr. v. Mühler, Oberkonſiſtorialrath."

Statuten des Jeruſalemsvereins zu Berlin.

§. 1. Unter dem Namen „Jeruſalemsverein" hat ſich zu Berlin ein Verein gebildet, um die in dem heiligen Lande in Folge der Stiftung des evangeliſchen Bisthums zu Jeruſalem hervorgerufenen deutſch-evangeliſchen Anſtalten und Unternehmungen, wie das Hoſpiz (oder Pilgerherberge), das Diakoniſſenhaus zu Jeruſalem u. a., zu unterſtützen, zu erweitern und zu vermehren.

§. 2. Die Mitglieder und Wohlthäter des Vereins können ihre Beiträge entweder dem Vereine zu gewiſſenhafter Verwendung und Vertheilung überlaſſen, oder für einzelne der bezeichneten Anſtalten und Unternehmungen beſtimmen. Die für Diakoniſſenanſtalten des heiligen Landes beſtimmten Gaben an Geld und Naturalien wird der Verein dem Mutterhauſe zu Kaiſerswerth übergeben.

§. 3. Die Geſchäfte des Vereins leitet ein Vorſtand, welcher aus einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten, einer dem Bedürfniß angemeſſenen Zahl von Mitgliedern und Sekretären, und einem Schatzmeiſter beſteht. Der Vorſtand ergänzt und erweitert ſich ſelbſt.

§. 4. Der Verein ladet zur Stiftung ähnlicher „Jeruſalemsvereine" ein, welche ſich demſelben unter entſprechenden Statuten als Hülfsvereine anſchließen. Sehr willkommen wird die Thätigkeit beſonderer, für unſeren Zweck wirkender „Frauenvereine" ſein.

§. 5. Jährlich, möglichſt um die Zeit des 21ſten Jan., als der Jahresfeier des Bisthums zu Jeruſalem, wird ein Jahresfeſt gefeiert, an welchem von der Verwendung der Gaben Rechenſchaft abgelegt, und über den Fortgang der deutſch-evangeliſchen Kirche im heiligen Lande Bericht erſtattet wird.

Berl. Allg. Kztg.

Krummacher gegen Leo. — Da wir neulich Leo's Urtheil über die römiſche Kirche mitgetheilt haben, ſo wollen wir ſchon der Unparteilichkeit halber auch die Entgegnung des bekannten, in dieſem Punkte ziemlich puritaniſch geſinnten Dr. Krummacher beifügen, welche wir in dem methodiſtiſchen „Apologeten" von Cincinnati ohne Angabe der Quelle, aber ohne Zweifel aus irgend einer deutſchen Zeitſchrift finden.

„Wir wollen uns ſo kurz als möglich faſſen, bemerken aber ausdrücklich, daß wir keine der Behauptungen des berühmten Hiſtorikers aus dem Zuſammenhang geriſſen, ſondern genau ſeine Worte angeführt haben. Er ſagt:

1) „Ich kenne nur eine römiſch katholiſche Kirche, in welcher die Autorität des Papſtes allein die Beſtimmung hat, dem Lichte Chriſti zu dienen; man gehorcht dem Papſte nur um Chriſti willen."

Das ſagt Profeſſor **Leo** von dem Papſte, der ſich wider Chriſti Gebot, **Vater, ja heiliger** Vater nennt und nennen läßt, von dem Papſte, der die Bibelgeſellſchaften eine Peſtilenz nennt, der dem Volke das Wort Gottes, dieſes Licht auf unſerem Wege, entzieht, der die Tradition, die ſo ſchlecht verbürgte, ja völlig unverbürgte, dem Worte Gottes gleichſtellt, der alljährlich am Frohnleichnamsfeſte in Rom die evangeliſche Kirche und ihre Glieder als ketzeriſch verdammt, der **keine** Lehre des Wortes Gottes unentſtellt läßt, und der jeden Katholiken als einen Ketzer verurtheilt, der ſeine Decrete, ſeine Satzungen an dem Prüfſtein der heil. Schrift erproben wollte.

2) Profeſſor Leo ſagt: „Ich kenne nur eine römiſch katholiſche Kirche, in welcher an allen Heiligen nur das Kreuz Chriſti verehrt wird, was ſie in Muth und Geduld getragen haben zu der Chriſten Heil und der Kirche Chriſti Verherrlichung.“

Das iſt nicht alſo. Das **Verdienſt** der Heiligen wird ſo in der römiſchen Kirche hervorgehoben, daß **die Gnade**, durch welche ſie allein ſelig geworden ſind, völlig verſchwindet. Die Heiligen werden zu einer Art von **Halbgöttern** geſtempelt und man ruft ſie an, um von ihnen Hülfe zu erlangen. Man treibt eine Art Polytheismus mit der Verehrung der Heiligen und hat ſolche für Zahnſchmerzen, für Kreiſende, für Brücken, für die Witterung und für tauſend andere Dinge. Man macht ſie zu **Vermittlern** zwiſchen Chriſto und den Menſchen, ja man ſtellt die Maria über ihren Sohn hinauf, und dazu ſchweigt der Papſt, ſchweigen die Geiſtlichen und befördern dieſen Götzendienſt.

3) Profeſſor Leo ſagt: „Ich kenne nur eine römiſch katholiſche Kirche, die zwar menſchliche *) Buße als Zeugniß der wahrhaftigen Buße fordert, aber kein äußeres Bußmittel, wenn es rein äußerlich ohne guten Willen (caritas) und ohne Glauben geleiſtet wird, als das Geringſte helfend anſieht.“

Menſchliche Buße? Was iſt das? wir kennen nur eine **göttliche**, d. h. eine vom Geiſt Gottes gewirkte Buße. Daß aber die römiſche Kirche denen, welche gewiſſe einzelne Sünden (gleichviel ob **wahrhaftige** Buße im Herzen ſei) dem Prieſter bekennen und dann gewiſſe Faſten oder gottesdienſtliche Uebungen übernehmen, die Abſolution ertheilt, iſt doch eine unläugbare Thatſache, die kein ehrlicher Katholik in Abrede ſtellen wird. Mögen unter den römiſchen Prieſtern einzelne ſein, welche auf Herzensbuße dringen; im Allgemeinen gilt es überall als eine Art Gotteslästerung, an der Abſolution der Prieſter, welche auf das Bekenntniß **einzelner** Sünden und auf die Befolgung der von den Prieſtern auferlegten äußerlichen Pönitenzen ſich gründet, zweifeln zu wollen.

4) Profeſſor Leo ſagt ferner: „Die römiſche Kirche, die ich kenne, ſagt nur, daß der Papſt zu verehren ſei als das Haupt der **Geiſtlichkeit**, in welcher Stellung er Statthalter Chriſti ſei; in der Geiſtlichkeit aber verehrt dieſe Kirche deren Weihe zu Gott.“

Wir entgegnen hierauf, daß der Papſt keineswegs bloß der erſte Geiſtliche in der röm. Kirche ſei, wie uns Herr Profeſſor Leo will glauben machen, ſondern daß er wirklich darauf Anſpruch mache, der **unumſchränkte** und **untrügliche** Vertreter des Königs des Himmelreichs zu ſein, dem ſich die Geiſtlichen ſowohl wie die Laien unbedingt und blindlings zu unterwerfen haben. Es iſt auch nicht die „Weihe Gottes“, welche die Kirche in den Geiſtlichen verehrt, ſondern vielmehr der Nimbus, in den ſie ſich als ſolche einhüllen, welche täglich auf's Neue im „Sacrament des Altars“ Chriſtum opfern. Profeſſor Leo idealiſirt die römiſchen Anſchauungen bis zur völligen Unkenntlichkeit.

*) ohne Zweifel ein Druckfehler für „äußerliche“ Buße. — P. S.

5) Profeſſor Leo behauptet ferner, der röm. Katechismus ſage ausdrücklich, daß in der Verehrung der Heiligen nur die Verherrlichung Gottes geſucht werde.

Was hilft uns aber dieſe Verſicherung, wenn dieſe Kirche unaufhörlich ihre Heiligen als verdienſtvolle, fleckenloſe Menſchen darſtellt und ſogar von einem Schatze überflüſſiger Verdienſte dieſer Heiligen nicht nur die Rede iſt, ſondern dieſe Schätze von Rom aus geſpendet werden.

6) Eine weitere Behauptung Leo's lautet alſo: „Die röm. Kirche iſt bona fide der Meinung, mit dem Evangelio im vollſtändigſten Einklang zu ſein.“ Es ſei ein entſetzlicher Irrthum, als wolle ſie vom Evangelio nichts wiſſen.

Wir antworten: Von dem, was das Evangelium zum Evangelium macht, daß der arme Sünder aus Gnaden durch den Glauben an Chriſtum ohne die Werke und ohne menſchliche Vermittlung ſelig wird, weiß die röm. Kirche nichts und will auch davon nichts wiſſen. Wer dieſes Evangelium predigt und glaubt, iſt in ihren Augen ein verfluchter Ketzer, der Ausrottung werth.

7) Leo behauptet, „das Bibelleſen ſei in der röm. Kirche den Laien nicht verboten, ſondern ſie wolle nur dem naſeweiſen Herumſpüren, dem unverdauten Geleſe vorbauen.“

Wir können hier einfach antworten: Man ſehe das himmelſchreiende Verfahren gegen die Familie Madiai; fügen aber noch hinzu, daß ohne ſpecielle, höchſt ſelten ertheilte Erlaubniß der Prieſter es keinem katholiſchen Laien erlaubt iſt, die Bibel zu beſitzen und zu leſen.

8) Profeſſor Leo ſagt weiter: „Bei der Reliquienverehrung werde nur eine wahrhaft chriſtliche Schonung und Uebung vorhandener Pietät gepflegt; die Kirche fordere als ſolche von keinem Menſchen den Glauben an die Reliquien, dieſe Dinge ſeien nicht Glaubensſachen.“

Wir erwiedern nur das Eine: Da offenbar die Reliquien in der röm. Kirche verehrt, geküßt, umhergetragen, als koſtbare Schätze geprieſen, vom Papſte verſchenkt und ſorgfältig aufbewahrt, auch ihre Wunderwirkungen hervorgehoben werden, woher kommt es denn, daß man lügneriſcherweiſe das arme Volk mit dem abgeſchmackteſten Mährlein von dieſen Reliquien überfüttert?

9) Endlich, um zum Schluſſe zu eilen, behauptet derſelbe Folgendes: „Dadurch, daß Chriſtus allein unſerer Kirche Haupt iſt, hat ſie noch keine monarchiſche, alſo als Kirche überhaupt noch nicht die Geſtalt, in welcher geſunde Ruhe und Wachsthum iſt. Die röm. Kirche, welche Chriſtus auch zum Haupte hat, hat aber monarchiſche Grundlage, und iſt daher facultativ, wenn auch für den Augenblick mit vielen Gebrechen behaftet, die uns von ihr trennen, doch die Kirche.“

Da haben wir's! Alſo auch die Evangeliſchen müſſen einen Papſt haben, um geſunde Ruhe und Wachsthum zu gewinnen! Wir bleiben in Unruhe und Verkrüppelung, ſo lange wir ohne Papſt ſind! Gott bewahre unſere evangeliſche Kirche vor der geſunden Ruhe, die aus dem Papſtthum quillt! Die Ruhe dort iſt ein fauler Sumpf, ein Stagnum, dem peſtilenzialiſche Dünſte entſteigen.

Rom. — Nach dem Tode des Kardinals Diepenbrock waren acht Kardinalshüte vakant. Durch die Ernennungen vom 7ten März ſind acht Kardinäle geſchaffen worden, das Kollegium iſt mithin jetzt ganz vollſtändig. Dieß iſt ſehr ſelten der Fall, da man gewöhnlich einige Stellen für dringende Fälle reſervirt. Die Zahl der Mitglieder des Kollegiums iſt auf 70 beſtimmt. Hiervon ſind jetzt 6 mehr als 80, 13 mehr als 70 Jahre alt. Der älteſte iſt der Kardinal Opvigoni, welcher 84 Jahre zählt und ſchon 50 Jahre Kardinal iſt; der jüngſte der Kardinal Andrea, welcher erſt 41 Jahre alt iſt, 54 Kardinäle ſind Italiener, und nur 16 gehören anderen Nationen an; 33, alſo etwa die Hälfte des ganzen Kollegiums, ſind Römer, 6 gehören Frankreich an und 3 Oeſterreich.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. | Auguſt, 1853. | Nro. 8.

Weſen und Organismus der chriſtlichen Predigt.

Die Beredtſamkeit liegt in der Mitte zwiſchen der Wiſſenſchaft und Kunſt, mit beiden verwandt und doch auch von beiden verſchieden ſowohl ihrem Weſen, als ihrer Abzweckung nach. Die Wiſſenſchaft iſt Erforſchung und Erkenntniß der Wahrheit, operirt mit dem denkenden Verſtande, hat Belehrung zu ihrem Zwecke und bedient ſich dazu einer möglichſt klaren und präciſen Sprache. Die Kunſt iſt Darſtellung der Schönheit, operirt mit der Phantaſie und dem Gefühl, will gefallen und angenehme, harmoniſche Eindrücke hervorrufen und wählt zu dieſem Zwecke möglichſt anſchauliche, lebendige und gefällige Formen, durch welche die Idee hindurchſcheint. Die Beredtſamkeit dagegen iſt durchaus praktiſcher Natur und auf den Willen, auf das Entſchließungs- und That-Vermögen gerichtet; ſie bedient ſich zwar auch der Auseinanderſetzung und Beweisführung und nähert ſich inſofern oft der ſtreng logiſchen Ordnung und Conſequenz der wiſſenſchaftlichen Abhandlung; ebenſo wendet ſie ſich an die Gefühle der Luſt und Unluſt und ergeht ſich nicht ſelten in anziehenden Schilderungen der Phantaſie, wie die Kunſt; aber das ſind ihr lauter Mittel zum Zwecke, ſie benützt die Belehrung des Verſtandes und die Aufregung der Gefühle, um Ueberzeugung zu bewirken, einen Entſchluß hervorzurufen und zur That anzufeuern. Der Ruf: „Krieg gegen Philippus!" womit die Athener unwillkührlich wie aus Einem Munde auf die donnernden Philippica des Demoſthenes reſpondirten, iſt äußerſt charakteriſtiſch für dieſe praktiſche Abzweckung der Beredtſamkeit; während das Urtheil der Römer nach Anhörung einer Rede des Cicero: „Wie ſchön hat er geredet!" bereits eine Hinneigung derſelben auf den Abweg ſelbſtgefälliger Schönrednerei kund gibt. Darum iſt auch der rhetoriſche Styl um ſo beſſer und wirkſamer, je praktiſcher und directer er iſt, und je mehr er alle Argumente, Erläuterungen, Schilderungen und Affecte dem beſtimmten Zwecke unterordnet, für welchen

die Zuhörer gewonnen werden ſollen. Darum iſt auch der lebendige Vortrag bei der Rede zur vollſtändigen Erreichung ihres Zweckes noch weit wichtiger, als bei der wiſſenſchaftlichen Belehrung und bei der Poeſie. Denn die Rede iſt ſelbſt That und Handlung, welche That und Handlung hervorrufen will, und da muß dann Stimme, Auge, Hand und Bewegung ſo wie der begeiſternde Eindruck der lautlos horchenden Menge zuſammenwirken, um Leben zu zünden und alle Willenskräfte der Hörer in Bewegung zu ſetzen. Magna eloquentia, ſagt ein alter Schriftſteller, sicut flamma materia alitur, a motibus excitatur, urendo clarescit, d. h. gewaltige Beredtſamkeit wird, wie das Feuer, durch Stoff genährt, von Gemüthsbewegungen geſchürt und leuchtet in hellen Flammen auf. Einer der Gründe, warum Lord Brougham, bekanntlich ſelbſt Einer der größten parlamentariſchen Redner Englands, in ſeiner Inauguralrede als neu erwählter Rector der Univerſität von Glasgow (1825), den claſſiſchen griechiſchen Rednern den Vorzug vor den römiſchen gibt, iſt eben dieſe unverrückte Feſthaltung des Zieles und das directe Losſteuern auf ein praktiſches Reſultat. „Whence" fragt er, „this difference between the master-pieces of Greek and Roman eloquence? Whence but from the regid steadiness with which the Greek orator keeps the object of all eloquence perpetually in view, never speaking for mere speaking's sake; while the Latin rhetorician, „ingenii sui nimium amator" (too fond of his own ingenuity), and, as though he deemed his occupation a trial of skill or display of accomplishments, seems ever and anon to lose sight of the subject matter in the attempt to illustrate and adorn it; and pours forth passages sweet indeed, but unprofitable — fitted to tickle the ear, without reaching the heart." Und gleich nachher beſchreibt er die eigenthümliche Kraft des altgriechiſchen Redners treffend alſo: „In nothing, not even in beauty of collocation and harmony of rhythm, is the vast superiority of the chaste, vigorous, manly style of the Greek orators and writers more conspicuous than in the abstinent use of their prodigious faculties of expression. A single phrase — sometimes a word — and the work is done — the desired impression is made, as it were, with one stroke, there being nothing superfluous interposed to weaken the blow or break its fall. The commanding idea is singled out; it is made to stand forward; all auxiliaries are rejected; as the Emperor Napoleon selected one point in the heart of his adversary's strength, and brought all his power to bear upon that, careless of the other points, which he was sure to carry if he won the center, as sure to have carried in vain if he left the center unsubdued." Der Grieche wandte eben auch in der Beredtſamkeit, wie in der Kunſt ſein Motto an: μηδὲν ἄγαν, d. h. nichts zu viel, und ſein Sprichwort: Alles Uebermaaß iſt unangemeſſen, ſelbſt zu

Digitized by Google

viel Honig verkehrt ſich in Galle. In dieſem weiſen Maaßhalten, in der Gabe der Selbſtbeherrſchung und in der Concentration aller Kraft auf einen feſten, klar und ſcharf gefaßten Zielpunkt liegt das Geheimniß der ungeheuren Wirkung eines ächten Redners. Derſelben Anſicht war auch Daniel Webſter, der amerikaniſche Demoſthenes. Ich will nur Eine Stelle von ihm anführen, welche einen tiefen Einblick in das Weſen der Beredtſamkeit kund gibt: ,,The clear conception," ſagt er ,,outrunning the deductions of logic, the high purpose, the firm resolve, the dauntless spirit, speaking on the tongue, beaming from the eye, informing every feature, and urging the whole man onward, right onward to his object, this, this is eloquence, or rather, it is something higher than eloquence, it is action, noble, sublime, godlike action."

Unter den drei Hauptformen der Beredtſamkeit nun, der juridiſchen, der parlamentariſchen und der geiſtlichen, ſteht die letztere ohne alle Frage am höchſten, weil ſie es mit der wichtigſten Angelegenheit, mit den unvergänglichen und ewigen Intereſſen des Menſchen zu thun hat, und es läßt ſich daher kein ſchönerer und erhabnerer, aber freilich auch kein ernſterer und verantwortungsvollerer Beruf denken, als der eines Predigers des Evangeliums, eines Haushälters über Gottes Geheimniſſe, eines Bevollmächtigten Chriſti, eines Mitarbeiters Gottes in dem grandioſen Werke der Rettung, Erlöſung, Heiligung und Vollendung der Welt. *) Da die Kanzelberedtſamkeit nur eine beſondere Art der Beredtſamkeit iſt, ſo gilt von der Predigt oder der geiſtlichen Rede zunächſt daſſelbe, was wir von der Rede überhaupt geſagt haben. Sie iſt weder eine wiſſenſchaftliche Abhandlung, noch ein dichteriſches Produet, ſondern eine ſittliche That, eine Lebensmitthei-

*) „Das Predigen", ſagt der fromme Janſeniſt Saint Cyran in einem Brief an Le Rebours ſehr ſchön, „iſt ein Geheimniß nicht weniger erhaben und furchtbar, als das der Euchariſtie. Es ſcheint mir, daß das Predigen weit erhabener iſt; denn es iſt das Mittel, wodurch Seelen gezeugt und wiedergeboren werden zu Gott; während ſie im Sakrament des Altars bloß genährt oder geheilt werden. Nur durch große Selbſtverläugnung können wir uns dieſes Amtes würdig machen; und nachdem wir unſer Herz zur völligen Weltentſagung gebracht haben, müſſen wir unſere Zunge zu vollkommenem Stillſchweigen bezähmen, worin ein tugendhafter Mann ſeine höchſte Vollendung erreicht. Nur ſo kann er vorbereitet ſein, das Wort Gottes öffentlich zu verkündigen ohne einen Gedanken an ſich ſelbſt oder Andere. Ich für meinen Theil wollte lieber hundert Meſſen ſagen, als einmal predigen. Wir ſind allein am Altar; aber auf der Kanzel predigen wir zu einer öffentlichen Verſammlung, wo wir mehr, als ſonſtwo, uns fürchten müſſen, Gott zu beleidigen, es ſei denn daß wir lange vorher ernſtlich an der Ertödtung unſeres eigenen Geiſtes und aller Weltgefälligkeit, Eitelkeit und Sucht nach Menſchengunſt gearbeitet haben."

lung, und ſie will weder bloß belehren, noch bloß ergötzen, ſondern durch Belehrung und Ergötzung den Willen bearbeiten und zur ſittlichen That antreiben. Die rationaliſtiſche Auffaſſung, welche die Predigt in eine verſtandesmäßige moraliſche Abhandlung auflöst, iſt jetzt ſo ziemlich allgemein verſchollen. Tiefer und geiſtvoller, aber doch auch irrthümlich iſt die äſthetiſche Anſicht von Schleiermacher, welche ſehr eng mit ſeiner Gefühlstheorie zuſammenhängt, und wonach die Predigt bloß eine Darſtellung der chriſtlichen Erfahrung ſein und dem Zuhörer das zum Genuſſe bieten ſoll, was er eigentlich ſchon hat. Auch hier wird der unmittelbar praktiſche Zweck der Predigt verkannt, die Miſſionspredigt, ſo wie die Geſetzes- und Erweckungspredigt von vorne herein aus der Definition ausgeſchloſſen und ein Zuſtand des chriſtlichen Lebens vorausgeſetzt, wie er auch unter bereits gegründeten und erweckten Gemeinden ſich gewiß ſehr ſelten findet. Auf einem ſo praktiſchen Boden, wie Amerika, leuchtet das durchaus Ungenügende dieſer Auffaſſung der Schleiermacherſchen Schule ſofort von allen Seiten ein, und mit ihr ließe ſich hier, zumal in den Miſſionsgemeinden des Weſtens, wahrlich wenig Fortſchritt im kirchlich religiöſen Leben machen. Wir ſagen das mit aller Achtung vor dem größten theologiſchen Genie des 19ten Jahrhunderts, der nicht nur ein eminenter Philolog, Philoſoph und Theolog, ſondern in ſeiner Art, nämlich auf dem Gebiete feiner dialektiſcher Gedankenentwicklung für ein gebildetes Publikum, auch ein ausgezeichneter Kanzelredner war.

Iſt nun die Predigt in formeller Hinſicht nicht verſchieden von einer anderen Rede und mithin in ihrer Conſtruction den allgemeinen Regeln der Rhetorik unterworfen: ſo hat ſie dagegen einen eigenthümlichen Inhalt, nämlich die Wahrheiten der chriſtlichen Offenbarung, und einen eigenthümlichen Zweck, nämlich die Bekehrung und Heiligung der Zuhörer. Es iſt einſeitig, wenn man, wozu beſonders die Methodiſten geneigt ſind, immer und immer nur Erweckungspredigten hält und auf die Bekehrung und Wiedergeburt der Zuhörer losgeht; aber ebenſo einſeitig, wenn man, wie das bei der Schleiermacherſchen Auffaſſung nahe liegt, bei allen nominell chriſtlichen Zuhörern das Leben aus Gott als ſchon vorhanden vorausſetzt. Der Prediger muß ſich da eben nach der Beſchaffenheit des Textes, des Publikums und der Umſtände richten und bald mehr den Anfang, bald mehr den Fortgang und die Vollendung des chriſtlichen Lebens in's Auge faſſen.

Es gibt nun wieder verſchiedene Arten der Predigt. Wir unterſcheiden drei: 1) Die Miſſionspredigt, ein einfaches, an Nichtchriſten gerichtetes Zeugniß der Hauptthatſachen der evangeliſchen Geſchichte, beſonders des Todes, der Auferſtehung Jeſu und der Sendung des heil. Geiſtes, mit einer praktiſchen Anwendung auf die Gewiſſen und ernſten Aufforderung zur Buße und Bekehrung. Solcher Art ſind die Reden des Petrus in der Apoſtelge-

ſchichte. 2) Die Homilie, d. h. eine belehrende und erbauliche Auslegung eines größeren Abſchnittes der heil. Schrift von Vers zu Vers, — eine Predigtweiſe, welche für Bibelſtunden und auch für Sonntags-Abendgottesdienſte zu empfehlen iſt, als vorzüglich geeignet, die Gemeinde in ein zuſammenhängendes, klares und gründliches Verſtändiß der heil. Schrift einzuführen. 3) Die förmliche Predigt im engeren Sinne, d. h. eine ſyſtematiſche, nach den Regeln der Rhetorik ausgearbeitete Rede über einen beſtimmten Schrifttext. Eine ſolche wird in jeder feſt begründeten chriſtlichen Gemeinde innerhalb des Proteſtantismus wenigſtens einmal in der Woche am Sonntag Vormittag verlangt. Bei dieſer wollen wir länger verweilen. Ihre praktiſche Wirkung hängt freilich nicht von ihrer rhetoriſchen Regelrichtigkeit und dem redneriſchen Schwung, ſondern vor allem von der Salbung und Kraft des Glaubens ab. Denn ein Prediger ohne Glauben — und wenn er auch der geiſtreichſte und gewandteſte Redner wäre — iſt wie ein Schwert ohne Schärfe, wie ein Rüſthaus ohne Waffen, wie eine Marmorſtatue ohne flammendes Auge und ſchlagendes Herz, wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Umgekehrt kann ein ächt gläubiger, tief frommer Prediger auch bei verhältnißmäßig geringer rhetoriſcher Begabung — einige Begabung iſt jedenfalls nöthig, ſonſt hat Einer gar keinen Beruf für die Kanzel — ſeine Zuhörer weit mehr erbauen, und im chriſtlichen Leben fördern, als ein viel begabterer, aber weniger ernſter und ſalbungsvoller Redner. Die wahre evangeliſche Predigt iſt ein Product der religiöſen Begeiſterung, oder wenn wir ſo ſagen dürfen, der Begeiſtung, der Inſpiration des heil. Geiſtes, eine ſchöpferiſche Mittheilung des chriſtlichen Lebens an die Zuhörer durch das Medium des zündenden, wiedergebärenden, ſtärkenden und tröſtenden Wortes Gottes. Allein wem es mit ſeinem heiligen Berufe Ernſt iſt, der wird ſich natürlich alle Mühe geben, die in ihm ſchlummernden Rednergaben ſo treu und gewiſſenhaft als möglich zum allgemeinen Beſten auszubilden, und ſich's zur Regel machen, nie ohne gehörige theoretiſche und praktiſche Vorbereitung die heilige Stätte zu betreten, es ſei denn in außerordentlichen Fällen, über welche er keine Controlle hat und wobei er ſich dann ohne Pflichtverletzung auf Gottes Beiſtand verlaſſen kann. Offenbar iſt das die beſte Predigt, wo lebendiger Glaube und kunſtgerechte ſorgfältige Ausarbeitung ſich gegenſeitig vermählen und zu Einem und demſelben Zwecke, zur Ehre Gottes und zum Heil unſterblicher Seelen zuſammenwirken. Sehr richtig ſagt Auguſtin: „Die Weisheit, (natürlich kann man auch ſagen der Glaube) iſt mächtiger, als die Beredtſamkeit; nichts aber iſt vortrefflicher, als ihre Vereinigung.“ *)

*) de doctr. chr. IV, 5: sapientiam potiorem esse eloquentia, nihil autem praestabilius utraque juncta.

Wir wollen nun den Organismus einer ſolchen Predigt, oder kunſtgerechten geiſtlichen Rede anſchaulich zu machen und zu zeigen ſuchen, wie ſie ſich aus dem Texte und Thema entfaltet, in welche Beſtandtheile ſie zerfällt, wie dieſe mit einander zuſammenhängen und auf ein beſtimmtes praktiſches Ziel auslaufen.

Man unterſcheidet in einer förmlichen Predigt Text, Thema, Theile, Einleitung und Anwendung. Sie zuſammen conſtituiren ein organiſches Ganzes.

1. Der Text, d. h. ein beſtimmtes Gotteswort, ſei es nun ein einzelner Vers, oder mehrere ſich gegenſeitig erläuternde Stellen aus verſchiedenen Büchern, oder ein größerer Abſchnitt, geſchichtlichen oder lehrhaften oder ermahnenden Inhalts, bildet nach uralter Sitte der Kirche die Grundlage einer Predigt. Es wird zwar zuweilen auch ohne Text gepredigt, und Harms vertheidigt das nebſt anderen Sonderbarkeiten. Ich ſelbſt hörte ihn einmal äußerſt geiſtreich und originell über einen Liedervers predigen. Allein auch er will es doch bloß als Ausnahme von der Regel gelten laſſen. Aus dem regelmäßigen Sonntags-Gottesdienſte ſind textloſe Predigten total auszuſchließen und höchſtens für Caſualfälle als Ausnahmen zu dulden. Der Text iſt für die Predigt die Vollmacht und das Siegel, daß ſie Gottes Wort ſei, und es gibt kein irgend wichtiges, ächt religiöſes und evangeliſches Thema, wozu ſich nicht irgend eine paſſende Stelle aus dem A. und N. T. finden ließe. Der Text nun ſoll nicht bloß der Ausgangspunkt und das Motto, ſondern der Faden ſein, der ſich durch die ganze Predigt hindurchzieht, der Lebensodem, der ſie von Anfang bis zu Ende durchweht, der Keim, aus welchem alle ihre Beſtandtheile organiſch, mit innerer Nothwendigkeit hervorwachſen. Treue, erſchöpfende, tiefeingreiſende, allſeitige, klare und praktiſch fruchtbare Texterklärung iſt eine der höchſten Empfehlungen einer tüchtigen Predigt, beſonders vom Standpunkte der evangeliſchen Kirche aus, welche die Bibel mit Recht für die alleinige untrügliche Quelle und Richtſchnur des chriſtlichen Glaubens und Lebens erklärt und darauf ausgeht, ihren Gehalt zum Gemeingut aller Laien zu machen. Die Zuhörer, denen es um ihr Seelenheil zu thun iſt, wollen ja nicht ſchöne Menſchengedanken und Menſchenworte, ſondern heilige Gottesgedanken und Gottesworte vernehmen. Der Prediger muß alſo vor allem darauf ausgehen, nicht ſich ſelbſt, ſondern allein Chriſtum den Gekreuzigten, Auferſtandenen und ewig Lebenden zu predigen, der da iſt der Kern und Stern, der Anfang, die Mitte und das Ende der Schrift und der für uns gemacht iſt zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. Je mehr es ihm gelingt, darauf hinzuwirken, daß die Zuhörer ihn ſelbſt während der Predigt als dieſen beſtimmten Menſchen mit dieſen individuellen Gaben, Vorzügen und Schwächen vergeſſen, und

in ihm allein den Diener Chriſti, den Mund des heil. Geiſtes, den Ausleger und Verwalter göttlicher Geheimniſſe ſehen und vernehmen, deſto näher kommt er dem Ideal der evangeliſchen Predigt. Manchmal ſcheint freilich ein Text unfruchtbar zu ſein und wenig Stoff zu erbaulicher Gedankenentwicklung zu bieten. Allein die Schuld davon liegt nie an dem Text, ſondern an unſerer eigenen Dürre oder Trägheit. Treue, gewiſſenhafte, anhaltende, betende und andächtige Forſchung wird immer reichlich belohnt und macht oft mit Erſtaunen die Erfahrung, daß auch dem Felſen der Wüſte friſches Lebenswaſſer entſtrömt. Das Wort Gottes iſt abſolut unerſchöpflich; es hat eine Kraft, eine Tiefe, eine Fülle, eine Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit auf alle Zeiten und Fälle, die ſchlechterdings kein menſchliches Wort, ſelbſt das der ausgezeichnetſten Kirchenlehrer nicht ausgenommen, beſitzt. Man vergleiche nur z. B. den Römerbrief Pauli mit dem geiſtvollſten und genialſten Werke eines Auguſtin und Chryſoſtomus, oder Anſelm und Bernhard, oder Luther und Calvin, oder Boſſuet und Fenelon, oder Arndt und Barter, und man wird einen enormen Abſtand finden. Welches Menſchenwerk iſt auch der Gegenſtand einer ſolchen Maſſe von Literatur geworden, als ein einziges Buch des N. T.'s? Schon achtzehn Jahrhunderte haben ſich abgemüht, über die Bibel zu predigen, zu unterrichten, ſie zu überſetzen, zu umſchreiben, grammatiſch, hiſtoriſch, dogmatiſch, moraliſch und praktiſch auszulegen und anzuwenden; und dennoch iſt ihr Inhalt noch nicht erſchöpft, ſondern bleibt immer friſch und neu und wird ſelbſt Ewigkeiten Stoff zum Nachdenken und zur Anbetung geben. Wer darin nicht ein unwiderlegliches Argument für die Inſpiration und Göttlichkeit des Chriſtenthums ſieht, der muß entweder ſeinen Kopf oder ſein Herz am unrechten Platz haben.

Was die Auswahl des Textes betrifft, ſo können wir einerſeits für den regelmäßigen Haupt-Gottesdienſt weder das ſklaviſch bindende Perikopenſyſtem, wie es in vielen lutheriſchen Landeskirchen Deutſchlands, z. B. in Württemberg, Bayern und Sachſen beſteht, und wie es Löhe neuerdings in ſeinen 3 Büchern von der Kirche ſehr entſchieden vertheidigt, noch das entgegengeſetzte Extrem der puritaniſchen Willkühr billigen, das in Amerika faſt allgemein herrſcht und unter uns das Bewußtſein von der tiefen Bedeutung und Schönheit des Kirchenjahres faſt ganz vertilgt hat. Das Beſte iſt ohne Zweifel ſowohl für den Prediger als die Gemeinde, daß er im Allgemeinen dem Kirchenjahre, welches ja nur den Gang der evangeliſchen Geſchichte und der Heilsordnung alljährlich wiederſpiegelt, folgt, die Perikopen im liturgiſchen Theil des Gottesdienſtes vorlieſt und dann einen Text frei wählt, der aber in näherer oder entfernterer Berührung mit der Bedeutung des betreffenden Sonntags und den verleſenen Perikopen ſtehen ſollte. Für Nachmittags- und Abendgottesdienſte, ſowie für

wöchentliche Bibelſtunden empfehlen wir am meiſten zuſammenhängende Vorträge über den Katechismus oder über ganze Bücher der heil. Schrift, um das Volk in eine möglichſt vollſtändige Kenntniß der Bibel und der evangeliſchen Heilslehre einzuführen. Für Caſualfälle dagegen muß unbedingte Freiheit der Textwahl geſtattet ſein.

2. Wenn nun der Prediger einen Text hat, ſo iſt ſeine nächſte Aufgabe, ihn gründlich mit allen ihm zu Gebote ſtehenden exegetiſchen Hülfsmitteln und zugleich mit betendem Aufblick zu dem göttlichen Geiſte, der uns allein das Verſtändniß ſeines heiligen Wortes aufſchließen kann, zu ſtudiren, bis er deſſelben Meiſter geworden iſt. Von dieſer Bemeiſterung des Textes ſchreitet er dann zur Dispoſition, d. h. zur Anordnung, zur Auffindung des Hauptgedankens und zur Gliederung und Zerlegung deſſelben in ſeine Beſtandtheile. Dieß iſt in formaler Hinſicht ein logiſcher Proceß, wobei man ſich aber möglichſt ſtreng an den Text halten ſoll. Denn eine gewiſſenhafte Auslegung und Anwendung deſſelben und friſche, lebensvolle Behandlung iſt hier wichtiger, als ſtreng logiſche Methode, die ſich leicht in Pedanterie und Langweilerei verlieren kann, und auch als geiſtreiche, ſchlagende Gruppirung der Phantaſie, die leicht in Spielerei ausartet und mit dem Glanze menſchlicher Begabung die göttliche Einfalt des Wortes verdunkelt. In der Homilie tritt gar keine Dipoſition hervor, da ſie ganz einfach dem Texte Vers für Vers folgt. Auch in der förmlichen ſynthetiſchen Predigt iſt es keineswegs abſolut nöthig, die einzelnen Theile ausdrücklich zu nennen; ja das erſtens, zweitens, drittens u. ſ. f. kann ſogar höchſt unrhetoriſch und geſchmacklos werden. Bekanntlich verſtecken die alten Redner ihre Anordnung gänzlich, und einige Neuern, wie Menken und Beck, thun daſſelbe. Wir möchten in dieſem Punkte volle Freiheit geſtattet wiſſen. Nur muß man, wenn Thema und Theile ausdrücklich genannt werden, allen mechaniſchen Formalismus und logiſche Kleinkrämerei ſo viel als möglich vermeiden, weil ſonſt die Predigt aufhört, eine Rede und ein Kunſtwerk zu ſein, und zur wiſſenſchaftlichen Abhandlung wird. Man ſoll das logiſche Skelett mit Fleiſch und Haut überziehen, damit es nicht als etwas Todtes abſchrecke, ſondern als etwas Lebendiges anziehe. Aber das Weſen der Dispoſition, klare, ſchöne Ordnung der Gedanken muß jeder guten Predigt zu Grunde liegen und trägt bedeutend dazu bei, einerſeits das Auswendiglernen und den Vortrag des Predigers, und andererſeits das Verſtändniß der Zuhörer zu erleichtern. Geübte Redner halten eine gute, klare und bündige Dispoſition bereits für eine halbe Predigt und können damit ſchon auf die Kanzel gehen, wenn ſie keine Zeit zur Ausführung im Einzelnen haben.

In der Dispoſition iſt wiederum zu unterſcheiden das Thema und die einzelnen Theile. Unter dem Thema verſteht man den Hauptgedan-

ken des Verſes oder des Abſchnittes der Schrift, welchen man der Betrachtung zu Grunde legt. Es iſt die Einheit des Textes und vertritt in der Predigt die Stelle des erſten Totaleindrucks, den ein Gemälde oder ein plaſtiſches Kunſtwerk auf den Beobachter macht. Was die ſprachliche Faſſung des Themas betrifft, ſo muß es vor allem kurz, präcis und bündig dargeſtellt werden. Alle Zwiſchenſätze und Conjunctivſätze muß man dabei vermeiden. Je kürzer und ſchlagender, deſto beſſer. Auch auf Gemeinfaßlichkeit, körnige, kräftige Popularität und ſchönen Wortklang ſoll man dabei ſehen, jedoch alle Künſtelei vermeiden. Denn der geſunde Geſchmack iſt immer auch einfach und natürlich. Wo der Text ſelbſt ganz kurz iſt, da kann man das Thema nicht beſſer, als mit den Worten des Textes ſelbſt ausſprechen, ſo daß beide zuſammenfallen; z. B. bei den einzelnen Bitten des Gebetes des Herrn. Bei dem Gleichniß vom Senfkorn wird das Thema einfach lauten: „Das Himmelreich ein Senfkorn“, oder „das ſenfkornartige Wachſen des Himmelreichs.“ Aehnlich bei dem Gleichniß vom Sauerteig: „Das Himmelreich ein Sauerteig“, oder „die alles durchdringende Sauerteigsnatur des Chriſtenthums.“ Den Text: „Alles iſt euer“, behandelt Nitzſch einmal ſo, daß er den Text ſelbſt als Thema ausſpricht und dann deſſen Glieder einzeln betrachtet: wir ſehen a) auf das Euer, b) auf das All, c) auf das iſt, daß nämlich die Wirklichkeit dieſer Zuſage uns von ſo manchem Heile und vor ſo manchem bewahre. In anderen Fällen thut man am beſten, einen Theil aus dem Texte, nämlich das, worauf der Nachdruck liegt, und worum ſich das Uebrige dreht, ipsissimis verbis, oder doch beinahe wörtlich zum Thema zu wählen, z. B. „Eins iſt noth!“ Luk. 10, 38—42; „Was fehlt mir noch?“ Matth. 19, 16—26; „Simon, Johanna, haſt du mich lieb?“ Joh. 21, 15—19; „Die ſeufzende Creatur“, Röm. 8, 19—22. In noch anderen Fällen endlich wo der Text keine hervorragenden Schlagworte bietet, wird die Form des Themas außerhalb deſſelben, aber natürlich in Angemeſſenheit mit ihm gebildet. Man hat darüber geſtritten, ob das Thema auch in Form eines Sprüchwortes, oder eines ſelbſtgemachten Reimes, oder eines ſchon bekannten Liederverſes ausgedrückt werden dürfe. Es läßt ſich darüber nichts von vorneherein entſcheiden, es kommt ganz darauf an, ob ſolche Themata dem Texte wirklich entſprechen und die Regeln der Einfachheit, Natürlichkeit und des guten Geſchmackes nicht verletzen. Natürlich kann übrigens Ein und derſelbe Text, wenn man öfter darüber predigt, verſchiedene Themata darbieten, je nachdem man die Eine oder die andere Seite beſonders hervorhebt. Dr. Krummacher ſagte mir einmal, er habe über die Joh. 21, 1—14 erzählte Erſcheinung Chriſti am See Genezareth ſchon fünfzehn Mal gepredigt und jedesmal mit verſchiedenem Tema und Theilen.

In Bezug auf die Gliederung oder Zerlegung des Themas in ſeine ein-

zelnen *Beſtandtheile* ſind im Allgemeinen folgende Regeln zu beobachten: a) ſie müſſen wirklich nicht nur im Thema, ſondern auch im Texte enthalten ſein; b) ſie müſſen ſich gegenſeitig ausſchließen, d. h. der Eine Theil darf nicht wiederholen, was ſchon im anderen enthalten iſt, ſondern muß eine neue Seite hervorkehren; c) ſie müſſen zuſammen das Thema und den Text wo möglich erſchöpfen. Im Uebrigen können die Theile in verſchiedenem Verhältniß zu einander ſtehen, nämlich entweder im Verhältniß der Coordination, oder des organiſchen Fortſchrittes und der Steigerung, oder des Gegenſatzes, oder der Wechſelbeziehung. Ueber die Zahl der Theile läßt ſich keine beſtimmte Vorſchrift geben, außer etwa daß man drei als das durchſchnittliche Maaß anſehe. Mehr als vier Theile zerſtückeln die Predigt zu ſehr und erſchweren das Auffaſſen und das Feſthalten im Gedächtniß des Zuhörers. Manchmal ergibt ſich die Eintheilung ſo einfach aus der Ordnung des Textes ſelbſt, daß man ſehr ſchnell damit fertig iſt, und die ganze Mühe in die Ausführung fällt, z. B. im Gleichniß vom Sämann Matth. 13, 3 ff. iſt das Thema offenbar: Das Verhältniß des Himmelreichs (oder auch der Predigt des Evangeliums) zu den verſchiedenen Menſchenclaſſen, und da nun in dem Verfolg des Gleichniſſes ſelbſt vier ſolcher Claſſen aufgeführt werden, ſo hat man damit bereits die vier coordinirten Theile, in welche das Thema zerfällt. Oder aus Joh. 3, 8 ergibt ſich als Thema: das Geheimniß der Wiedergeburt, oder, anders ausgedrückt, die wiedergebärende Wirkſamkeit des heil. Geiſtes, und aus der Vergleichung mit dem Winde die drei Theile: a) das Unbegreifliche des Urſprungs („du weißeſt nicht, von wannen er kommt“), b) die Freiheit der Richtung und Unbeſtimmbarkeit des Zieles („du weißeſt nicht, wohin er fährt“), c) die Unläugbarkeit der Wirkung („du höreſt ſein Sauſen wohl“), wozu man etwa noch als vierten Theil die verſchiedenen Grade der Wirkung, mit Rückſicht auf die verſchiedenen Formen des Windes vom ſanften Zephyr bis zum erſchütternden Orkane, hinzufügen könnte. Oder aus 1 Joh. 5, 4. 5 wird man ſehr natürlich das Thema entnehmen: die weltüberwindende Kraft des Glaubens, und als Theile gibt der Text an die Hand: a) der Glaube an Jeſum Chriſtum, b) die Welt, c) der Sieg des Glaubens über die Welt. Hier bildet der zweite Theil die Antitheſe zum erſten, und der dritte verhält ſich dazu gewiſſermaaßen als Syntheſe.

3. Wenn nun das Thema in ſeinen einzelnen Theilen durchgeführt iſt, ſo haben wir die Subſtanz der Predigt vor uns. Es fehlt aber noch gleichſam Kopf und Fuß, nämlich der *Eingang* (exordium) und der *Schluß* (peroratio).

Der Zweck des *Eingangs*, der nie das Maaß eines einzelnen Theiles überſchreiten, in der Regel noch viel kürzer ſein ſollte, iſt der, auf eine natürliche Weiſe den Hauptgedanken einzuleiten und ihn vor den Au-

gen der Hörer entſtehen zu laſſen. Er iſt ſo zu ſagen die Brücke zwiſchen dem Text und dem Thema (wo nämlich der Text, wie das nach unſerer Anſicht das Natürlichere und der Würde des Gotteswortes am meiſten Entſprechende iſt, vor, und nicht nach dem Eingang geleſen wird *)), und ſoll die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Zuhörer an dem beſtimmten Gegenſtande des Vortrags wecken, oder wie die alten Rhetoriker ſagen, auditorem attentum, docilem, benevolum reddere. Dieß kann nun auf verſchiedene Weiſe geſchehen. Entweder gibt der Redner kurz den hiſtoriſchen oder didactiſchen Zuſammenhang an, welcher zum Verſtändniß des Textes nöthig iſt und ihn lebendig vor die Seele führt; oder er ergeht ſich in einer vorläufigen Schilderung der Herrlichkeit, Erhabenheit und des gewaltigen Eindrucks des eben verleſenen Schriftabſchnittes; oder er beginnt mit einer, ſei es allgemeinen, ſei es ganz individuellen Zeitſchilderung, die das Thema als ein ſehr zeitgemäßes und wichtiges erſcheinen läßt; oder er rüttelt vorläufig die Gedanken und Gewiſſen der Zuhörer aus dem Schlummer und der weltlichen Zerſtreuung zur ernſten Betrachtung auf; oder er beginnt mit einer bibliſchen Erzählung; oder endlich er nimmt ſeinen Ausgangspunkt von einem mehr zufälligen äußeren Umſtand, wie der Jahreszeit, der Tageszeit, der Bedeutung des betreffenden Sonntages im Kirchenjahr, beſonders beim Eintritt in einen neuen Abſchnitt, wie Advent, Weihnacht, Paſſion, Oſtern, Pfingſten.

Wenn das Exordium die Brücke vom Texte zum Thema iſt, ſo bildet der Schluß oder die Peroratio die Brücke von der ganzen Predigt in das Herz und Leben des Zuhörers. Er iſt die kräftige Zuſammenfaſſung des Hauptinhalts und die directe praktiſche Anwendung deſſelben auf das Gewiſſen. Hier läuft die Predigt in eine ſcharfe Spitze aus und ſticht in den Willen hinein, daß er mit dem Entſchluſſe von hinnen geht, das Gehörte auszuführen und in Leben und That umzuſetzen. Hier concentrirt ſich darum auch die ganze Energie, Begeiſterung und der feierliche Ernſt des Redners, hier fühlt er das ganze Gewicht ſeiner Verantwortlichkeit, hier erreicht ſeine Kunſt ihren Höhepunkt und feiert ihren Triumph, indem er in den feurigen Blicken, in den geöffneten Lippen, in den bebenden Herzen, in den plötzlichen Entſchlüſſen der Zuhörer gewiſſermaaßen ſchon erntet, was er wenige Stunden zuvor ausgeſät hat. Die altproteſtantiſche Methode einer fünffachen Anwendung macht den Schluß zu lang und iſt jetzt

*) So eben finde ich, daß Hofcaplan Graf in einem beſonderen Aufſatz: „Ueber die Stellung des Exordiums in der Predigt", in Ullmanns und Umbreits Studien und Kritiken für 1853, Heft 3, die Verleſung des Textes nach dem Exordium vertheidigt, aber mit Gründen, die mir durchaus nicht einleuchten wollen.

mit Recht aufgegeben. Manchmal reichen wenige Sätze hin, eine einzige ſemphatiſche Ermahnung, die noch wie ein Blitz in die Gemüther einſchlägt, oder ein ſüßes Troſtwort, das wie kühlender Balſam auf die blutenden Wunden träufelt; oder auch eine bloße Schriftſtelle oder ein Liedervers thut's oft viel kräftiger und nachhaltiger, als mehrere Seiten. Durch langes Zögern und Hinziehen, wo man in jedem Augenblick das Amen erwartet, wird kaltes Waſſer auf die Andacht geſchüttet, Langeweile und Ungeduld erregt und dadurch auch der gute Eindruck weggewiſcht, welchen die früheren Theile der Predigt vielleicht gemacht haben. Hier zeigt ſich ganz beſonders die Nothwendigkeit gründlicher Vorbereitung. Das μηδὲν ἄγαν der alten Griechen, das ne quid nimis der Römer beweist ſich auch hier als eine goldene Regel. Der tüchtige Prediger hört gerade dann auf, wann die Andacht und Begeiſterung der Zuhörer den höchſten Grad der Wärme erreicht hat. Dann kommen ſie auch das nächſte Mal um ſo freudiger und begieriger wieder.

Stellung und Aufgabe der deutſchen Nation und deutſchen Theologie in der Gegenwart.

(Schluß.)

Es iſt nicht davon die Rede, daß wir der Forſchung, der Wiſſenſchaft, der Kunſt den Abſchied geben ſollen, als hätten wir davon für alle Zeiten genug, um uns mit Aufgeben unſerer geiſtigen Bedürfniſſe ganz auf das praktiſche Gebiet zu werfen. Es handelt ſich vielmehr darum, Forſchen und Wiſſen aus drohender Entartung und vor dem gewiſſen Untergange zu retten, indem wir ihr die nothwendige Ergänzung des Lebens zur Seite ſtellen.

Die Richtung auf die Verwirklichung der Idee bedingt das geſunde Fortſchreiten des Gedankens. Sie ſelbſt iſt aber bedingt durch Erfahrung, und dieſe wieder durch eine geſunde Wirklichkeit alſo durch das Leben der Einzelnen für die Gemeinſamkeit, alſo durch Sitte, aller Geſittung Grund. Theoretiſche Behandlung praktiſcher Gegenſtände iſt gewöhnlich weder wiſſenſchaftlich noch

praktiſch; ſie führt zum Formalismus, zum Schematiſiren, zu byzantiniſchen Mumienzuſtänden: Leben allein bildet Leben.

So wie der Trennung der Wiſſenſchaft vom Leben nur dadurch im Allgemeinen abgeholfen werden kann, daß das Gemeinſame ſowohl in Staat als in Kirche bedeutende Fortſchritte mache, und zwar vermittelſt einer redlichen und verſöhnenden Zuſammenwirkung der Regierungen und Völker; ſo gilt dieß insbeſondere von demjenigen Zweige des kirchlichen Lebens in Deutſchland, bei welchem das Volk ſich verfaſſungsmäßig betheiligen kann, nämlich dem proteſtantiſchen. Die römiſche Kirche, wie alle Prieſterkirchen, erlaubt keine ſelbſtſtändige Mitwirkung des gläubigen Volkes, weil ſie weſentlich die Regierung einer hierarchiſchen Körperſchaft iſt, an deren Spitze abſolut regierende und vom Papſt wieder abſolut regierte Biſchöfe ſtehen. Hiebei iſt vom Volke und ſeinen politiſchen Vertretern, wie von den Regierungen, nur darauf zu ſehen, daß dieſe regierende Körperſchaft nicht eine ſtaatliche Herrſchaft gewinne, namentlich in der nationalen Erziehung. Die römiſch-katholiſche Bevölkerung wird hiebei den Kammern und der Regierung immer zur Seite ſtehen, ſobald es ihr klar iſt, daß die weltliche Macht die geiſtliche nicht zu ihrem eigenen deſpotiſchen Vortheile ſchmälern oder einziehen will. Denn verſucht ſie dieſes oder unterliegt ſie dieſem Verdachte, ſo wendet ſich, ſobald religiös-kirchliche Ideen mächtig werden, das Nationalgefühl gar leicht der Hierarchie zu, als einer bedrohten Freiheit, welche zu ſchützen im Belange der allgemeinen Freiheit iſt.

Anders verhält es ſich auf dem Gebiete des proteſtantiſchen Kirchenlebens. Hier iſt das erſte Princip, daß die Geiſtlichkeit weder durch ein fremdes Oberhaupt, noch als nationale Körperſchaft herrſche. Da das gemeindlich geordnete Volk die Kirche bildet, ſo iſt die Folgerung nicht auszuweiſen, daß die Geſammtheit der Gläubigen im Volke die Trägerin der oberſten Kirchengewalt ſei. Ich habe anderwärts ausgeführt, wie die Noth der Zeit, die Verſtocktheit der Theologen und die ſklaviſche Willigkeit der Juriſten die Wirkung dieſes Princips theils zerſtört, theils verkümmert haben. Es iſt unnöthig, und in dieſer furchtbaren Zeit unvernünftig und gewiſſenlos, ſich von den verſchiedenen Standpunkten, die man dabei einnehmen kann, über das größere oder geringere Maaß der Verſchuldung zu ſtreiten. Alle, Regierungen und Völker, Gelehrte und Ungelehrte, haben ihren Theil daran. Jetzt aber iſt unerläßlich, daß alle die Hand bieten zum heiligen, rettenden Werke der Herſtellung.

Das bisherige kirchliche Leben Deutſchlands iſt, mit wenigen Ausnahmen, eine Dictatur der Fürſten geweſen, ausgeübt von Miniſterien, Conſiſtorien und anderen Verwaltungsbehörden. Ihr verdankt die deutſche Kirche zuerſt Schutz, dann eine hohe nationale Bildung, endlich die Union. Aber als dauerndes Syſtem gedacht, ruht ſie auf den einſeitigen und unfreien Anſichten des ſiebenzehnten Jahrhunderts, welches das Siegel der Unwahrheit und Sklaverei auf das große und begeiſterte Werk des ſechszehnten gedrückt hat. Nach dieſen Anſichten hat

der Fürſt das Recht, die Kirche zu regieren als Landesherr, und falls er evangeliſch iſt, als Oberbiſchof dazu, deſſen Pflicht es ſei, die Wahrheit zu erhalten. Mit anderen Worten: Polizei und Caeſaropapismus ſind die Grundelemente des bisherigen Kirchenregiments, und Polizeidruck und Verfolgung ſeine unvermeidlichen Folgen. Es tödtet das kirchliche Leben, wenn es ſich auch mit den ſchönen Namen landesherrlicher Rechte oder heiliger Schirmvogtei der Kirche ſchmückt.

Dieſes Syſtem hat vollſtändig Bankerott gemacht, ſo weit es eine freie Bildung und Meinung gibt, und zwar nicht in der öffentlichen Meinung Deutſchlands allein. Es iſt im Gewiſſen der Katholiken wie der Proteſtanten verurtheilt. Es trägt die Hauptſchuld an der traurigen Lage des Proteſtantismus. Wie wenig auch die Römiſchen ſich der Freiheit des Geiſtes rühmen können, ſo erſcheint es doch im Gewiſſen der Gegenwart als eine höchſt unangemeſſene Form, welche manche lächerlich oder empörend finden, daß Fürſten, Miniſter oder Provinzialbeamte den Gemeinden nicht allein ihre Pfarrer geben, ſondern auch den Pfarrern ihre kirchlichen Weiſungen, und den Gemeinden theologiſche Glaubensregeln und Gottesdienſtordnungen. Der Stillſtand, und zum Theil die Niederlage des Proteſtantismus in der gegenwärtigen Reaction, kommen großentheils von dieſer Verkrüppelung und Lähmung des kirchlichen Gemeindelebens her. Und die Forderung, daß von dieſem Gemeindeleben aus ein neues kirchliches Leben gebildet werde, iſt wahrlich keine Neuerung, noch weniger etwas Unchriſtliches. Das Volk hatte ſich die Reformation nicht mit ſeinem Blute erkauft, damit die Kirche Sache der Geiſtlichkeit bliebe. Es war aber ebenſo wenig die Abſicht des im Evangelium und in den apoſtoliſchen Schriften redenden Gottes, oder der bewußtwerdenden gläubigen Menſchen, daß das Chriſtenthum eine Sache des Staates, das heißt der Polizei oder der Hoftheologie, oder auch der Preis und das Opfer miniſterieller Parteikämpfe werde. Wenn der heilige Geiſt nicht nothwendig aus einem Collegium von Biſchöfen ſpricht, ſo folgt daraus keineswegs, daß er ſeine Wohnung habe in einer byzantiniſchen Camarilla, oder einem bis auf Geſundheitsrückſichten zarten fürſorglichen Polizeiminiſterium. Aber ebenſo wenig in der Mehrheit eines polizeilichen Parlaments oder dem Leiter oder Kanzler eines Whig- oder Tory-Miniſteriums. Endlich wahrlich auch weder in einem die Kirche wie ein Fürſtengut verwaltenden Generalconſiſtorium oder anders genannten Körper fürſtlicher Beamten; noch in den „Höchſtbeſteuerten“ nach der älteren napoleoniſchen Formel, oder in Proletariern nach der franzöſiſchen Formel unſerer Tage für die proteſtantiſche Kirche in Frankreich.

Glücklicherweiſe lebt in den weſtlichen Landſchaften Preußens (Rheinland und Weſtphalen) ein leuchtendes Beiſpiel deſſen, was das öffentliche Gewiſſen verlangt: eine alle Elemente vereinigende Synode, ruhend auf ſelbſtſtändig organiſirten Gemeinden und auf Presbyterien, die aus den zur Kirche ſich halten-

den Gemeindegliedern gewählt werden. Die drei Elemente ſind: das nur durch das Conſiſtorialſyſtem verkümmerte biſchöfliche Element der Superintenten, das pfarrliche der geiſtlichen Abgeordneten, und das gemeindliche der Abgeordneten aus der Laienſchaft.

Die „unwiederfindbare“ General-Synode von 1846 ſprach dieſes ebenſo würdig als faſt einſtimmig aus; die Ereigniſſe von 1848—1852 haben den damals ſchon vorgelegten Gründen und Zeugniſſen neue und ſchlagende hinzugefügt.

Die Grundlage aller Synodalverfaſſungen iſt die kirchliche Organiſation der einzelnen Gemeinden. Aus der lebendigen Theilnahme an Kirche und Gemeinde durch Rath und That, geht vermittelſt weiſer Wahlen das urapoſtoliſche Presbyterium oder der Körper der Kirchenälteſten hervor. Aus Gemeinde und Presbyterium entwickeln ſich organiſch alle Ämter der dienenden Liebe; ebenſo alle ſynodaliſchen Berechtigungen. Die Elemente finden ſich jetzt viel mehr als vor 1848, weil die politiſchen Gährungsſtoffe ſich ausgeſchieden haben. Aber Bevormundung kann hier nur vorbereitend ſegensreich ſein. Die kirchlichen Beſchlüſſe, die landesherrlicher Sanction bedürfen, ſind keine: ſie binden aber nur die vertretenen Gemeinden; die übrigen Gemeinden der Landeskirche bleiben bevormundet.

Dieſes kirchliche Leben iſt auch die Rettung für die Wiſſenſchaft. Sie wird dadurch geprüft und auf das gerichtet, was der Gemeinde Noth thut. Es handelt ſich jetzt nicht mehr darum, die Elemente zu beſchreiben oder gar zu beſchaffen: ſie ſind da, ſie quellen aus allen Poren des chriſtlichen Lebens hervor. Die innere und äußere Noth haben ſie hervorgepreßt. Wir ſind reich geworden durch unſere Armuth, glücklich durch unſer Elend. Laßt diejenigen, welche aus Unwiſſenheit oder Heuchelei oder politiſcher Parteiblindheit, oder aus geheimer Neigung zum Papismus, Deutſchland nur von einem Netze zerſtörender demokratiſcher Geſellſchaften überzogen ſehen, und unmännlich wie ungläubig an der Zukunft verzweifeln; laßt ſie alle, Einheimiſche oder Fremde, auf die dicht hervorſproſſenden Lebenskeime in den evangeliſchen Ländern Deutſchlands ſchauen. Wer dieſe anſieht, wie ſie thatſächlich vorliegen, und wie ſie durch die herrlichen freien „Kirchentage“ zum gemeinen Bewußtſein der Nation geworden ſind, der wird, wenn er ein evangeliſcher Chriſt iſt, meiner Behauptung beiſtimmen, daß ſich bei uns eben ſo lebendig thätige Vereine finden als in der engliſchen Nation, ja, in manchen Punkten mit größerer innerer Lebenskraft, als bei dieſer. Aber während uns in Deutſchland die politiſchen Verhältniſſe auch hier hemmen und drücken und einengen, fördert in dieſer glücklichen Inſel das politiſche Gemeinleben alles Gute auf dem kirchlichen Gebiete, verbeſſert alles Mangelhafte und zwingt ſelbſt das Böſe, zum Guten mitzuwirken.

Entweder gibt es keine Zeichen der Zeit, keine göttlichen Anforderungen an diejenigen, welche regieren, — oder jetzt iſt der klar angezeigte Zeitpunkt, das durch die politiſche Bewegung von 1848 unterbrochene Werk der kirchlichen Bil-

bung auf der einzig möglichen Baſis, vom gottgegebenen Lebenspunkte aus, raſch zu verwirklichen.

Aber nicht minder klar und ernſt iſt der Aufruf, welcher vom wahren Geiſte der Zeit an die Völker ſelbſt ergeht. Die Regierungen können und ſollen die Hinderniſſe einer lebendigen Fortbildung aus dem Wege räumen; wenn aber die Völker die Sache nicht mit ſittlichem Ernſte und im Sinne des friedlichen Wiederaufbaues in die Hände nehmen, wird und kann nie irgend etwas geſchehen. Revolutionen ſchaden nur, ſelbſt das Herüberziehen des politiſchen Kampfes auf das religiöſe Gebiet iſt verderblich: theoretiſche Klaubereien und unfruchtbare Allgemeinheiten, zu denen wir Deutſche immer fertig ſind, richten nichts aus. Nur dadurch wird der Kirche aufgeholfen, daß jeder da, wo er ſteht, Hand anlege, mit ſich ſelber anfangend, mit ſeinem Hauſe und ſeiner Gemeinde, ſeinen Armen und Kranken, ſeinen Wittwen und Waiſen.

Der ernſteſte Aufruf der Zeit jedoch richtet ſich an die Männer der Wiſſenſchaft. Wenn die Wiſſenſchaft ſo blind ſein ſollte, als ihre bevorzugte Schweſter, die Beamtenſchaft, daß ſie nicht einſähe, wie es ihr auf allen Seiten fehlt, wo es auf das Verſtändniß der Wirklichkeit ankommt; ſo iſt doch das Volk weder mit Blindheit geſchlagen, noch mit Gleichgültigkeit behaftet. Neben den Univerſitäten iſt ein freies Denken und ein freies Schriftthum aufgeſproſſen, wie neben der Allweisheit des Beamtenthums eine freie politiſche Meinung. Der geſunde Verſtand läßt ſich ſo wenig dadurch abfertigen, daß die Theologen vom Fache ihn ungläubig ſchelten, als dadurch beſeitigen, daß die Miniſter ihn als Unterthanenverſtand abweiſen. Die Rettung vor dem jüdiſch-kosmopolitiſchen Literatenthum und vor den Zerſtörungsmännern der Revolution liegt in der geregelten politiſchen und kirchlichen Thätigkeit des ganzen Volkes, ſo weit es ſich durch Erziehung, Eigenthum und Vaterlandsliebe dazu befähigt.

Daß ich es frei herausſage: die große, aber einſeitige intellectuelle Richtung der letzten achtzig Jahre hat ſich vollſtändig überlebt, wie in Philoſophie, Poeſie, Schriftthum und Kunſt, ſo auch in unſerem geſammten Unterrichts- und Erziehungsweſen, und zu dieſem Abſterben hat ſich in dem dreißigjährigen Frieden der Stoff furchtbar angeſammelt.

Die Philoſophie hat unläugbar das Gebiet des Geiſtes in allen ſeinen Phaſen mit lebenskräftigen Ideen befruchtet. Sie hat, gehoben durch Göthe und Schiller, eine ſittliche Weltanſchauung zum Bewußtſein und zum Eigenthum der Nation gemacht, welche den Deutſchen vor allen Völkern der Erde auszeichnet, und in Deutſchland allein volksthümlich und naturwüchſig iſt. Allein ſie hat ablaſſen müſſen vom Titanenwerke, den Himmel der Wirklichkeit in Geſchichte und Gegenwart mit ſpeculativen Formen zu ſtürmen. Sie iſt in einzelnen, ausgezeichneten und ernſten Perſönlichkeiten gerade auf dem entgegengeſetzten Standpunkte, auf der Verneinung angekommen, und es hat ſich ein Ge-

würm und Geſchwärm aus dieſen Verneinungen entwickelt, deſſen unheimliches Schwirren gar wohl geeignet iſt, andere Völker an uns irre zu machen.

Die Poeſie hat Ballade und Lied ſo lange einſeitig verfolgt, daß unſer poetiſches Haus mit lyriſchem Waſſer überſchwemmt zu werden droht, wie jenes vom Zauberlehrling mit wirklichem. Neben vielem Schönen und Herrlichen, von Arndt und Schenkendorf, von Rückert und Uhland bis auf Platen und Geibel, wird man doch oft durch unſere Lyriker an die göthiſchen Zeilen gemahnt: „Oberleder bringen ſie, aber keine Sohlen.“ Daneben iſt eine neue Meiſterſängerei, eine Formenſpielerei in viele junge Dichter gefahren, welche uns mit einem neuen, aber viel anſpruchvolleren, ſchulmeiſterlichen, und doch ſchlüpfrigen Zopfe bedroht, und ſelbſt bei hochbegabten Naturen bisweilen ſchmerzlich an Jean Paul's Ausſpruch erinnert, daß es manchem Dichter und Kunſtrichter ergehe wie den Hottentotten, welche bekanntlich bei den Elephanten die Füße für das beſte Theil halten.

Die großartigen Werke der Meiſter der Kunſt, wie Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr und Kaulbach, haben allerdings die ächt religiöſe und geſchichtliche Malerei durch eine glückliche Harmonie von Weſen und Form hergeſtellt, und halten ſie noch auf der Höhe des europäiſchen Lebens. Aber auch hier ſtehen wir in Gefahr in den Formalismus der Manier zu verfallen, welcher mehr oder weniger alle anderen Schulen beherrſcht. Hoffentlich wird unſer gute Genius uns fern halten von dem franzöſiſchen und engliſchen Roccoco, deſſen erſtorbenes Leben man in dieſen Ländern umſonſt verſucht durch mittelalterlichen Galvanismus und durch heuchleriſche und abgeſchmackte Nachbildung unvollkommener Nebenſachen wieder aufzufriſchen. Rauch's Meiſterwerk hat ganz Europa gezeigt, daß die plaſtiſche Kunſt noch friſch bei uns lebt, und daß wir nicht wie alle anderen Völker in einer rein übereinkömmlichen, Nichts oder Schlechtes ausdrückenden Opernmuſik untergegangen ſind.

Allein wir ſind auch hier, wie bei der Poeſie, auf den Punkt gekommen, wo die Kunſt vorwärts ſchreiten, das heißt das dramatiſche und hiſtoriſche Element ſchöpferiſch ergreifen oder ihrem Untergange entgegen gehen muß.

Eine dramatiſche Literatur hat Deutſchland leider noch nicht, trotz einzelner wahrhaft eigenthümlicher Meiſterwerke, insbeſondere des „Fauſt“, dieſer einzigen Tragödie der Seele. Eine organiſche Neubildung des Drama iſt aber auch nur möglich, wo das Gefühl des nationalen Lebens als eines Theils des ſtaatlichen Lebens und Geſchickes der Völker und der Menſchheit in's Volksbewußtſein getreten iſt. Geht man dieſem Gedanken tiefer nach, ſo findet man, daß es naturgemäß bedingt iſt durch die Entwicklung eines weltgeſchichtlichen politiſchen Daſeins und einer geſunden Thatkraft, welche auf dem Grunde eines gemeinſamen freien Lebens ruht.

Drama iſt, wie das Wort ſelbſt ausſagt, weſentlich Handlung; und ſelbſt unſere beſten Dramen haben ihre Stärke nur im Lyriſchen, in der Darſtellung

des inneren Lebens: ihre ſchwache Seite liegt allenthalben in der Handlung. Man kann darüber ſtreiten, welcher Mangel der größere ſei: gar keine nationale dramatiſche Poeſie zu haben, oder eine unvollkommene. Aber es iſt eine Thatſache, daß ſelbſt unſere lyriſche Poeſie daran leidet, daß die dramatiſche ihr nicht ebenbürtig zur Seite ſteht.

Während dieſe Gefahren der Poeſie und Kunſt drohen, iſt unſere Proſa auf dem geraden Wege zur gleißenden Barbarei, durch ſchamloſe Aufnahme von Fremdwörtern und Vernachläßigung der edlen Kunſt des Schreibens bei den Männern der Wiſſenſchaft, während bei den Literaten und allen Werken oberflächlicher oder volksthümlicher Behandlung ein entſchiedener Fortſchritt in der Gedrängtheit und Lebendigkeit der Darſtellung unverkennbar iſt. Eine wahre, nationale Proſa, welche der franzöſiſchen und engliſchen ebenbürtig wäre, haben wir noch gar nicht; und auch dieſes hängt auf das Genaueſte mit der Trennung der Gelehrten vom Volke und vielen anderen Gebrechen unſeres öffentlichen Lebens zuſammen. Der Beamtenſtyl iſt reine Barbarei.

Dieſe Gebrechen zeigen ſich nirgends ſchreckhafter als im nationalen Unterrichts- und Erziehungsweſen. Während dieſes, namentlich wie es in Preußen beſteht, ſeit vierzig Jahren der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung geweſen iſt, wenigſtens in dem, was geiſtige Entwicklung, beſonders in Philologie, Philoſophie und Geſchichte betrifft, ſind wir augenblicklich (ich ſage es mit Schmerz, aber wohl überlegt) entſchieden im Rückſchritte. Es iſt thöricht und verderblich, ſich die großen Mängel, Schäden und Gebrechen in unſerem ganzen Syſteme zu verhehlen. Sie ſind genug zum Vorſchein gekommen und zum Theil in den letzten Jahren weltkundig geworden. Werden ſie nicht recht zeitig von uns erkannt und abgeſtellt, ſo dürfte uns leicht unſer Vorrang gerade auf dem Punkte, entriſſen werden, wo er uns am geſichertſten ſchien. Schauen wir einmal auf die Spitzen unſerer akademiſchen Bildung. Können wir es uns verheimlichen, daß die deutſche Behandlung der politiſchen Geſchichte, wo ſie das praktiſche Leben berührt, und die großen Fragen der bürgerlichen und religiöſen Freiheit der neuen und alten Welt beſpricht, mit Ausnahme von Niebuhr, bei aller Gelehrſamkeit, doch im beſten Falle ſehr unvollkommen oder unſelbſtſtändig erſcheint, oft aber auch bald durch knechtiſchen Sinn und Liebe zum Despotismus, bald durch revolutionäre Rohheit verletzt? Wir haben kein Werk für unſere akademiſchen Vorträge wie Hallam's Geſchichte der engliſchen Verfaſſung, ja nicht einmal wie ſeine Darſtellung der politiſchen Verfaſſung des Mittelalters. Ebenſo wenig, als wir ein Werk wie Guizot's Geſchichte der europäiſchen und franzöſiſchen Geſittung beſitzen, können wir eine Geſchichte Griechenlands aufweiſen, wie die von Thirlwall oder von Grote. Und wenn dieſe Werke ohne Niebuhr nicht vorhanden wären, ſo muß es doch offenbar an einem inneren Schaden liegen, daß bei uns nicht ähnliche oder beſſere Werke aus jenem Ver- [illegible] hervorgegangen ſind. Die Form unſerer akademiſchen Handbücher, als

Grundlage für Vorleſungen, iſt durchaus veraltet. Und will man die ganze Wahrheit ſagen, ſo muß man geſtehen, daß jene Handbücher auch ihrem inneren Gehalte nach von ſehr untergeordnetem Werthe ſind, mit Ausnahme weniger claſſiſcher Werke, wie Eichhorn's Rechtsgeſchichte, Schloſſer's Weltgeſchichte und Gieſeler's Kirchengeſchichte. Welche Nation hat epomachende Werke wie Grimm's Grammatik, und Ritter's Geographie; aber wie wenig ſind ſie in das Volk eingedrungen? Noch veralteter und unzweckmäßiger iſt die gewöhnliche Form der Vorleſungen, in denen Hefte ſklaviſch nachgeſchrieben werden (die Niemand je wiederließt, außer zum Examen), als wäre die Buchdruckerkunſt nicht erfunden, oder als hätten die Profeſſoren ſo wenig Geiſt, daß ſie nur zu dictiren vermöchten, was zehnmal beſſer gedruckt iſt oder wird. Aus Allem geht nur ein Drängen nach Vielwiſſerei zum Prunken in den Mandarinen-Prüfungen hervor, wobei alles höher geſchätzt wird als geſunder Menſchenverſtand, und oft nichts verdächtiger iſt, als freies Urtheil.

So wie wir aber auf das Gebiet der politiſchen Wiſſenſchaft kommen, ſind wir erſt recht im Nachtheile. Engliſche und franzöſiſche Werke haben uns allenthalben den Rang abgelaufen. Es iſt eine klägliche Eitelkeit oder eine große Unwiſſenheit, dieſe Thatſache läugnen zu wollen. Wir können nur aus Büchern lernen, und die Engländer ſchreiben keine Politik, ſondern machen ſie.

Mit ſolchen Uebelſtänden nun iſt nicht allein unſere Wiſſenſchaft, d. h. unſere philologiſche und hiſtoriſche Forſchung und unſere philoſophiſche Schule, ſeit der Reaction des dreißigjährigen Friedens behaftet, ſondern auch unſere ganze höhere Erziehung und unſere geſammte nationale Bildung. Wir haben mehr ausgezeichnete philologiſche Schulmänner, als das übrige Europa zuſammengenommen; aber eine in's Leben eindringende claſſiſche Erziehung, die bei den gebildeten Engländern ſo allgemein iſt, und den engliſchen Staatsmann vor allen anderen auszeichnet, empfängt bei uns nur der Philologe vom Fache: dieſer aber nicht wie jener zum Leben, ſondern um ſich damit in ſeinen Büchern und Forſchungen zu vergraben. Unſere erſten Gymnaſien ſind eingerichtet, als wären öffentliche Erziehungsanſtalten nur da, um Schulmeiſter zu bilden, und claſſiſche Bildung nur, um ſie im Augenblicke zu vergeſſen, wo die Univerſität bezogen wird. Der Engländer lebt in der allgemein menſchlichen Bildung, wie Alterthumswiſſenſchaft und Mathematik ſie geben, erſt recht während der entſcheidenden Jahre, welche auf die Schulzeit folgen: er ließt und verarbeitet, was er gelernt hat zu verſtehen: der Deutſche wirft das Werkzeug weg, ſobald er gelernt hat es zu gebrauchen. Er kann die Alten leſen, aber er ließt ſie nicht: denn er muß die Schaufel des Beamtenthums ergreifen, und ſelbſt das theoretiſch lernen, was jeder wohl organiſirte Menſch beſſer im Leben ſelbſt lernt, wie das Schwimmen im Waſſer. Und was iſt die Folge? Daß die claſſiſchen Studien, [illegible] der wahren Bildung und [illegible]

[illegible]

freunde (proteſtantiſche ſo wie katholiſche) ſchon wieder ihr Rabengekrächz zu erheben wagen können, nicht allein in Frankreich, ſondern ſogar im Herzen von Deutſchland. Die Univerſitätsjahre ſtrafen die Schuljahre Lügen: aber jene geiſtloſe, pedantiſche, rein ſchulmeiſterliche Behandlung des claſſiſchen Alterthums, welche im dreißigjährigen Frieden auf den meiſten unſerer Gymnaſien ſchauderhaft überhand genommen, iſt ein viel größeres Uebel. Die Begeiſterung für das Alterthum macht mehr und mehr einer tödtenden Gleichgültigkeit, ja einem Widerwillen Platz. Die Junker haſſen, und die reichen Bürgerlichen verachten die claſſiſchen Studien.

Es iſt unleugbar, daß durch die gelehrte Ueberwucherung und profeſſoriſche Ausdehnung der akademiſchen Fachſtudien unſere Univerſitäten ſo eingerichtet ſind, als gäbe es nur in ihnen Bildungs-Elemente für den heranwachſenden Jüngling der höheren Stände. Da das Praktiſche durch theoretiſche Vorleſungen erſetzt, und das wirkliche Aneignen von Thatſachen durch Nachſchreiben von Collegienheften bewirkt werden ſoll, ſo wird der künftige Staatsmann gebildet, als wollte er Advocat oder Richter oder allſeitiger und allwiſſender Beamter werden. Es bleibt in dieſer Weiſe wirklich keine Zeit übrig für die allgemeine Bildung, noch Kraft für Selbſtthätigkeit, das Ziel aller engliſchen Erziehung. Die Univerſitäten entſprechen ſo wenig dem Bedürfniſſe und dem Verlangen der Zeit, als die gelehrten Schulen, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß die Nation ſich hinſichtlich des Leſens mehr und mehr den Literaten zuwendet ſtatt den Profeſſoren, und hinſichtlich der Erziehung den Realſchulen ſtatt den claſſiſchen. Darin liegt aber eine entſchiedene Gefahr der Barbarei, und alſo der Sklaverei und des Unterganges.

In dieſen unglücklichen Verhältniſſen iſt der tiefere Grund zu ſuchen, weßhalb es mit unſerem gelehrten Schriftthume ſo ſchlecht beſtellt iſt. Jedes Fach ſchreibt für Fachgenoſſen im engſten Sinne und das zu einer Zeit, wo jedermann ſich nach lebendigem Wiſſen ſehnt, viele ſogar es für ihre unmittelbaren praktiſchen Zwecke nöthig haben. Der Schwung und die Begeiſterung der erſten Jahrzehende dieſes Jahrhunderts ſind von uns gewichen: und die Jugend fängt an, ſich von dem wegzuwenden, was weder praktiſch iſt noch den Geiſt befriedigt.

So ſah ſich die Wiſſenſchaft überhaupt ihr eigenes Grab gegraben: die theologiſche aber ganz beſonders. Kein Element tritt ſpärlicher ein in die allgemeine Bildung auf Univerſitäten, als das theologiſche und religiöſe. Ueber Alles werden Vorleſungen gehalten für die, welche der höheren Bildung nachſtreben, nur nicht über Religion. So kommt es denn, daß der deutſche Student der Neuzeit höchſt unwiſſend iſt über das, was er als Knabe gelernt und bekannt. Er weiß blutwenig vom Chriſtenthum, ohne deßhalb den poetiſch-ſpeculativen Enthuſiasmus und den ſittlichen Ernſt der beiden vorhergehenden Geſchlechter zu beſitzen.

Und nun erſt die Volksſchulen! Deutſchland, und Preußen insbeſondere, hat eine ſolche organiſirte Maſchinerie von Volksſchulen und Schullehrer-Se-

minarien, daß ſie jedenfalls einen ungeheuren Einfluß auf Staat und Kirche ausüben muß: allein es fragt ſich, ob zum Heil oder zum Verderben! Man mache die Geiſtlichkeit ſo aufgeklärt als möglich, man laſſe die Kirche ſo national ausbilden als thunlich: aber man trenne die Volksſchule nie von der Kirche, und die Volkserziehung nie von der Bibel. Man hüte ſich, die Volksſchullehrer mit einem hohlen Wiſſen aufzublähen: denn ſie platzen davon und werden Phantaſten, oder es dient ihnen zum Böſen und ſie enden als Demagogen.

Auf allen niederen wie höheren Unterrichtsanſtalten hat man in den letzten dreißig Jahren endlich die leibliche Geſundheit unberückſichtigt gelaſſen und die Nothwendigkeit der Erholung. Der Unterrichtsſtunden ſind zu viele, der Erholung iſt zu wenig. Die Ferien ſind zu kurz und werden den armen Knaben verkümmert durch unſinnige Aufgaben. Das ganze im dreißigjährigen Frieden aufgewachſene Geſchlecht iſt körperlich geknickt: zum Theil abſichtlich durch die ſchmachvollen Einmiſchungen polizeilicher Tyrannei in das ſchöne und ruhmvolle Gebäude geiſtiger Bildung, welches in den Zeiten der Noth und Begeiſterung und der wahren Frömmigkeit Männer wie Wilhelm von Humboldt, Süvern und Nicolovius gegründet hatten.

Und ein ſolcher Zuſtand der Wiſſenſchaft und des Unterrichts ſollte ohne Antheil ſein an unſeren politiſchen Unfällen? ohne Schuld an der Kleinlichkeit des Provincialismus, an dem ſchamloſen Eigennutze von Dynaſtieen und Körperſchaften, in politiſchen wie in kirchlichen Verhältniſſen? an der Verzweiflung und dem Unmuthe, die im Volke wechſeln mit kindiſchem Uebermuth, und bei jeder anderen Nation zum Frevel und zur augenblicklichen Zerſtörung führen würden?

Haben wir uns alſo etwa überhaupt in unſerer Richtung geirrt, und der edelſte Theil Europas ſich mit uns und an uns getäuſcht? Gott behüte! keineswegs. Aber der vor faſt hundert Jahren begonnene Zuſtand einſeitiger geiſtiger Bildung und wiſſenſchaftlichen Strebens, ohne entſprechende Förderung der Geſtaltung von Staat und Kirche, hat ſich überlebt.

Es iſt wirklich kein Irrthum, daß die Verwirklichung der neugebärenden Idee der Menſchheit im neunzehnten und zwanzigſten Jahrhunderte (und wir ſind dem Beginne von dieſem ſchon näher als dem Anfange jenes!) durch die philoſophiſche Vereinigung von Denken und Leben, von Idee und Wirklichkeit bedingt ſei. Allein die Möglichkeit der Verbindung, alſo die Möglichkeit der Erreichung des Zieles, iſt chriſtliches Leben: vom allgemeinen Standpunkte alſo eine nationale und brüderliche Vereinigung auf dem Gebiete des ſittlichen, die Freiheit Anderer nicht bloß einräumenden, ſondern fordernden Bewußtſeins. Die Idee ſtrebt zur Verwirklichung: aber dieſe

Verwirklichung iſt an das ewige Geſetz alles Werdens gebunden, an die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze. Die Wirklichkeit iſt der Leib Gottes in der Geſchichte; aber eben deßhalb iſt ſie behaftet mit allen Bedingungen der Endlichkeit. Leben allein iſt des wirklichen Lebens Anfang: im Leben und Schaffen machen ſich dieſe Bedingungen ſelbſt geltend. Der Verſtand wird durch ſie gehindert, eine einſeitige Richtung zu verfolgen: das Wiſſen wird durch die unabweisbaren Forderungen des Lebens nicht allein in ſeine Schranken zurückgewieſen, ſondern auch geprüft. Der nach Unendlichem ringende Geiſt wird an die Schranken der Wirklichkeit gewieſen durch die Bedürfniſſe der Gegenwart, befruchtet durch die Liebe zu den Brüdern und zu dem Vaterlande, und zu jenem Gemeinſamen, aus welchem die chriſtliche Geſellſchaft, alſo im höchſten Ausdruck der chriſtliche Staat und die chriſtliche Kirche hervorgeht.

Der Staat als geſetzlich regiertes Volk, die Kirche als organiſchfreie Geſammtgemeinde, bilden zuſammen den wahren Leib Gottes, und ſind die durchgeführte Menſchwerdung. Die kirchliche Freiheit iſt nur die andere Seite der politiſchen Verfaſſung eines Volkes, eben wie die politiſche Freiheit nur die Anwendung der ſittlichen Idee der Kirche auf das Gebiet der Sittlichkeit.

Genug iſt von uns die Vergangenheit erforſcht ohne alle Beziehung auf das allgemein Menſchliche in ihr; genug iſt der Gedanke erſtarkt durch abſtractes Grübeln, ohne Rückſicht auf die Wirklichkeit und Geſchichte. Jetzt gilt es die Verwirklichung des Gedankens, die Anwendung des Erforſchten auf die Gegenwart, die Sicherung der geiſtigen Errungenſchaften durch politiſche und kirchliche Sitte. Deutſchland birgt genug Feuerſtoff in Philoſophie und Gelehrſamkeit, um eine ganze Welt zu erleuchten oder in Brand zu ſetzen: genug, um der Segen oder der Spott des übrigen Europas zu werden. Unſerem politiſchen Leben iſt vorerſt ſeine Spitze abgebrochen. Die Einheit der deutſchen Nation iſt politiſch und kirchlich ſchlecht genug beſtellt, und nur geſichert für die Zukunft durch die innere geiſtige Einheit des Volkes: eine Einheit, welche nicht nur in Sprache und Schriftthum lebt, ſondern auch in Auffaſſung kirchlicher wie bürgerlicher Verſchiedenheiten und Spaltungen, und in der ganzen, aus einem vernünftigen, chriſtlichen Gottesbewußtſein fließenden Weltanſchauung. Der gegenwärtige Augenblick iſt politiſch höchſt ungünſtig. Nachdem die Revolution gearbeitet hat für den Abſolutismus, arbeitet die Reaction für die Revolution, und die europäiſche Geſtirnung des Augenblicks iſt 1852 ebenſo widerwärtig, als ſie im Jahre 1848 günſtig geweſen war. Das, um was es ſich jetzt im Politiſchen handeln kann, iſt innere politiſche Mäßigung der einzelnen deutſchen Staaten, in möglichſter Vereinigung von Volk und Regierung, mit Zurückdrängen des Mißtrauens und mit Bekämpfung des unmännlichen wie unchriſtlichen Unmuthes.

Kirchlich aber handelt es ſich dringend um zweierlei, was ich ſchon oben angedeutet. Im Allgemeinen: Feſthalten des nationalen Strebens gegen Prieſterherrſchaft und hierarchiſche Uebergriffe, namentlich auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts; insbeſondere aber, für uns Proteſtanten, ein ernſt ſittlich religiöſes Richten unſerer gemeindlichen Thätigkeit auf die kirchliche Organiſation des Gemeindelebens. Hier finden wir uns durch die Noth der Zeit und das Wehen des Geiſtes, insbeſondere auf die chriſtliche Hülfsleiſtung und die freien Vereine für die Pflege der Armen und Kranken hingewieſen, und auf die ſittliche Erziehung (alſo zum Theil Wiedergewinnung) der halbverzweifelten und verbitterten, halb verwahrlosten und verwirrten arbeitenden Klaſſen. Die europäiſche Geſellſchaft iſt in allen dieſen Punkten noch in der Kindheit, und die vorbildenden Vereine des mönchiſch-geiſtlichen Mittelalters ſind für die Bedürfniſſe der Zeit nicht geeigneter als ein Boot für das Weltmeer.

Das biſchöfliche und das Pfarramt werden ſtärker in der Gemeinde ſtehen, als außer derſelben. Der Gottesdienſt wird als Handlung der Gemeinde, welche im höchſten Sinne die Gemeinſchaft der Chriſten im Staate und in der Menſchheit iſt, den Charakter des Dankopfers der Menſchheit beſſer ausſprechen als alle mittelalterlichen Liturgieen. Endlich wird die auf die chriſtliche Gemeinde gegründete volksthümliche Freiheit ſtärkere Wurzeln ſchlagen in der mütterlichen Erde, als alles Mönchiſche oder alles von materialiſtiſcher Philoſophie Ausgegangene; und dieſen Wurzeln, welche weder Tyrannei noch Volksleidenſchaft erreichen und ausreuten können, werden Bäume entſprießen, die mit ihren Gipfeln in's ewige Leben reichen.

Schrift und Vernunft werden nicht nur alle Zweifel, ſondern auch alle Symbole überleben, in dem wahren Glauben an das Göttliche, welcher dieſe beiden Grundpfeiler in unzertrennlicher Einheit verbindet.

Das iſt die Hoffnung der Menſchheit: der geiſtige Altar dieſes Tempels ſteht im Herzen des deutſchen Volkes. Das Erzeugniß jenes Einen Glaubens iſt vereintes Leben in Gott und in der Welt. Der Gottesdienſt im Tempel kann ſich nicht geſund geſtalten noch geſund bewahren ohne den Gottesdienſt im Leben: alſo nicht ohne ein geſundes bürgerliches Daſein, alſo nicht ohne geſetzliche Freiheit, alſo nicht ohne Bürger- und Regententugend.

Unterdeſſen müſſen Regierungen und Völker ſich treu bleiben. Das letzte Uebel, welches die Regierungen der Religion anzuthun vermögen, iſt Polizeiſchutz, und Hofgunſt; die letzte Wunde, welche die Völker ſich ſelbſt ſchlagen können, iſt ihr Verzweifeln an der ſittlichen Weltordnung und an ihrem prieſterlichen Beruf bei derſelben. Der letzte Halt aber, welcher der innerlich zuſammenbrechenden Hierarchie bleibt, iſt Despotismus der Regierungen, Materialismus der Völker, und ein Schein von Verfolgung. Eine wirkliche Verfolgung iſt jetzt nur im katholiſchen Europa möglich: nirgends in prote-

ſtantiſchen Ländern, deren ganzes Beſtehen damit im Widerſpruche ſteht. Allein jede Beſchränkung wird als Verfolgung ausgeſchrieen werden, und jeder Widerſtand gegen unbeſchränkte hierarchiſche Gewalt als Beſchränkung der religiöſen Freiheit. Dagegen gibt es nur Ein Mittel, jedoch ein unfehlbares: volle politiſche und religiöſe Freiheit, alſo auch eine ſelbſtſtändige evangeliſch-apoſtoliſche Kirche. Kirchliche Freiheit kann vielleicht nicht Reformen im Romanismus hervorbringen; aber ſie ſichert Mäßigung und Frieden im Lande. Wer alſo Vaterland, Frieden und Freiheit liebt, laſſe ſich nicht hinreißen durch die Leidenſchaftlichkeit der Pfaffenpartei. Ueberlaſſen wir es den Feinden der Freiheit und des Friedens der Welt, ihr Heil, das heißt unſeren Untergang, in Krieg und Revolution zu ſuchen, wie ſie es vor dreihundert und vor zweihundert Jahren gethan haben. Der Zweck iſt derſelbe. Damals wollte die Hierarchie durch die Macht Spaniens, des öſterreichiſchen Hauſes und des deutſchen Reiches, ſo wie der Bourbonen von Frankreich, die aufkeimende religiöſe Freiheit zerſtören, und die katholiſchen Dynaſtieen halfen ihr, weil ſie hinter der religiöſen Freiheit die politiſche witterten. Jetzt ſtehen die politiſchen Freiheiten anſcheinend im Vordergrunde, und dieſelbe Hierarchie, welche jüngſt die Revolution als Retterin begrüßte, ſchmeichelt jetzt der Gewalt mit ihrem Beiſtande, um die aufgeregten Maſſen zum Gehorſam zurückzubringen. Das Evangelium wird jetzt mehr als je in manchen Ländern ſyſtematiſch verfolgt durch eine Verbindung der Polizei mit den Prieſtern. Die Klagen und Befürchtungen der Proteſtanten in Frankreich ſind kein Geheimniß.

Die Gebete der tief innerlich entrüſteten verfolgten Chriſtengemeinde führten vor achtzehn Jahrhunderten die Auflöſung und zuletzt den Untergang der alten Welt herbei. Die germaniſchen Stämme vollzogen das Weltgericht. Dieſes ſelbigen Volkes Liebe zur Geiſtesfreiheit und ſittliche Entrüſtung brachen vor drei hundert Jahren die Ketten der Hierarchie, aber ohne bürgerliche Freiheit als Chriſtenrecht zu ſichern. Die bürgerliche Freiheit chriſtlich zu weihen, das Chriſtenthum volksthümlich und menſchheitlich, alſo ſtaatlich auszubilden und zu vervollſtändigen, dieß iſt die Aufgabe der Gegenwart, und vorzugsweiſe der Beruf der germaniſchen Völker.

Japhet ſoll wohnen und wohnt in den Hütten Sem's; aber er wird darin nicht eher ſeine wirkliche Heimath finden, bis Sem's Sprache in die Japhet's umgeſetzt iſt und beide Ausdrucksweiſen gleiche Geltung erlangt haben werden, jede in ihrer Sphäre, durch eine redliche und klare Einigung, die vorzugsweiſe nicht auf ſpeculative Formeln, theologiſche oder philologiſche, geſtützt iſt, ſondern auf thätige und brüderliche Gemeinſchaft. Für dieſes Werk haben die Deutſchen wiederum den erſten Beruf und die tüchtigſte Vorbereitung.

London, 18. Junius 1852.

Calvin's Prädeſtinationslehre.

Es iſt bekannt, daß alle Hauptreformatoren des 16ten Jahrh., auch Luther, Melanchthon und Zwingli (der letztere beſonders in der Rede de providentia Dei, die er zu Marburg hielt), wenigſtens Anfangs der doppelten Prädeſtinationslehre huldigten. Sie wurden auf ſehr natürliche Weiſe dazu hingetrieben durch das Studium des Römerbriefs und der Werke Auguſtin's, ihres Lieblingsſchriftſtellers unter den Kirchenlehrern, und durch den Gegenſatz zu dem Pelagianismus, welcher ſich der ganzen Praxis der damaligen römiſchen Kirche bemächtigt hatte. Auf deutſchem, beſonders lutheriſchem Grund und Boden konnte jedoch dieſe ſchroffe Lehre nicht tiefere Wurzel faſſen. Luther, der ſie noch im Jahre 1524 in einer Streitſchrift gegen Erasmus in der extremſten Form vertheidigt hatte, und zwar ſo, daß er ſogar alle Ermahnungen der heil. Schrift zur Bekehrung und zu einem heiligen Wandel für göttliche Ironie erklärte, was nicht einmal Calvin that, hat ſich in ſeinem ſpäteren Leben nicht weiter darüber geäußert und ſie nie ſymboliſch gemacht. Melanchthon kam ganz von ſeinen extravaganten Anſichten zurück, wie er ſie in der erſten Ausgabe ſeiner Loci und in der von Luther herausgegebenen Erklärung des Römerbriefs ausgeſprochen, wo er ſich nicht ſcheute, den Ehebruch Davids und den Verrath des Judas ſo gut, wie die Bekehrung des Paulus auf die Urheberſchaft Gottes zurückzuführen; er erfand ſpäter die vermittelnde Theorie des Synergismus, welche zwiſchen Auguſtinismus und Pelagianismus ſteht, jedoch mit derſelben Hinneigung zu dem erſteren, wie der verwandte Vermittlungsverſuch des Semipelagianismus zu dem letzteren. Die Concordienformel verwarf zwar dieſe melanchthoniſche Theorie, aber ebenſo entſchieden die doppelte Prädeſtination und lehrte eine Vorherbeſtimmung der Gläubigen zur Seligkeit in Verbindung mit einer allgemeinen Berufung zum Heil. Zwingli's Nachfolger und Anhänger in der deutſchen Schweiz ſchlugen größtentheils einen vermittelnden Weg ein.

Anders aber war es mit Calvin und mit dem Theil der romaniſchen und engliſchen Völker, die unter ſeinem Einfluſſe reformirt wurden. Calvin hatte in ſeinem ſtrengen, ſtoiſchen Charakter ſo zu ſagen eine natürliche Diſpoſition zu dieſer Lehre. Durch Studium vor allem des Römerbriefs und durch ſein angebornes Streben nach unerbittlicher Conſequenz des Princips und ſyſtematiſcher Abrundung wurde ſie ihm zur unerſchütterlichen Ueberzeugung. Aus dieſer erwuchs ihm jene ſichere Haltung und kühne Furchtloſigkeit in all ſeinem Handeln. Das Bewußtſein, ein vor Grundlegung der Welt erwähltes Kind Gottes zu ſein, das keine Macht der Erde und der Hölle aus ſeines Vaters Hand reißen könne, war für ihn einerſeits die ernſteſte Aufforderung zu einem heiligen Leben, zu einer unbedingten Hingabe an die Gottesgnade, die wider ſein Verdienſt ihn aus der Maſſe des Ver-

derbens herausgeriſſen hatte, andererſeits eine unverſiegliche Quelle des Troſtes inmitten der gewaltigſten Stürme, die über ſein Haupt ergehen mochten.

Seine Erwählungslehre ſtimmt vielfach mit der auguſtiniſchen überein, iſt aber zugleich von ihr in manchen Punkten verſchieden, extremer ausgebildet und eigenthümlich begründet. Auguſtin nämlich geht vom Sündenfall und von ſeiner Theorie der Erbſünde aus und wird von da erſt auf die Prädeſtination als letzte Conſequenz geführt; Calvin dagegen macht den abſoluten Willen Gottes zum Princip ſeiner ganzen Weltanſchauung. Jener bleibt beim Infralapſarianismus ſtehen, dieſer ſchreitet kühn zum Supralapſarianismus fort, wenigſtens wo er conſequent ſpeculirt. Der Hauptunterſchied aber beſteht darin, daß die Prädeſtinationslehre des Kirchenvaters bedeutend modificirt und theilweiſe neutraliſirt iſt durch ſeine katholiſch kirchlichen Elemente, beſonders ſeine Lehre von der Kirche und den Sacramenten, während ſie bei Calvin mit einer mehr abſtracten, puritaniſchen Denkweiſe in Verbindung ſteht, darum kälter, ſchroffer und abſtoßender iſt.

Unter Prädeſtination verſteht Calvin den ewigen und unabänderlichen Willensſchluß Gottes, wonach er den einen Theil der Menſchheit wider ihr Verdienſt und Würdigkeit zur Seligkeit, den anderen Theil zum Verderben beſtimmt hat. Die Prädeſtination ſchließt alſo einen doppelten Act in ſich, einen Act der Auswahl (decretum electionis) und einen Act der Verwerfung (decretum reprobationis). Daß nun gerade der Eine Menſch zu den Erwählten, der andere zu den Verworfenen gehört, davon kann der Grund nicht in der verſchiedenen Beſchaffenheit der Menſchen liegen, denn ſie ſind von Natur alle gleich ſündig und verdammenswürdig, ſondern allein in dem unergründlichen Willen Gottes. Erhebt man dagegen die Einwendung, daß dieſes Verfahren ein willkührliches und ungerechtes ſei, ſo antwortet Calvin darauf, daß der Wille Gottes die oberſte Urſache aller Dinge und die abſolute Richtſchnur aller Gerechtigkeit ſei. Etwas iſt gut, weil es Gott gewollt hat. Wenn man weiter fragt, warum hat es Gott ſo gewollt, ſo heißt das ein Ding ſuchen, das über den Willen Gottes hinausliegt, und ein ſolches kann es nicht geben. Auch verweiſt er auf das Factum, daß dieſelbe räthſelhafte Bevorzugung der Einen und Vernachläſſigung der Andern uns im Gebiete der Vorſehung und allgemeinen Weltregierung begegne. Warum übertrifft z. B. der Eine Menſch den anderen ſo weit an Talent und an äußerer Begünſtigung? Warum iſt der Eine unter allen Segnungen der Civiliſation aufgewachſen, der Andere in der Barbarei africaniſcher Neger geboren? Auch hier werden wir offenbar überall über den freien Willen der Creatur hinaus auf das freie göttliche Wohlgefallen gewieſen. Indeß erkennt Calvin doch auch die Schwierigkeit ſeiner Lehre an und nennt, von ſeinem Gefühl überwältigt, einmal das Decret Gottes, wonach ſo viele Geſchlechter, ſelbſt unmündige Kinder rettungslos dem ewigen Tode beſtimmt ſind, ein „ſchauerliches“, *) oder er zieht ſich vor allen Einwendungen in die den Menſchen an ſein Nichts erinnernde und ſeine Zweifel als Anmaaßung abweiſende Frage des Paulus zurück: „Wer biſt du, daß du mit Gott rechteſt?“

*) Inst. I. III. c. 23. § 7. Hic obmutescere oportet tam dicaces alioqui linguas. Decretum quidem *horribile* fateor etc.

Nun fragt es ſich aber: „Hat dieſe Theorie bei Calvin die ſupralapſariſche, oder infralapſariſche Form, d. h. denkt er ſich den Fall Adams in der göttlichen Vorherbeſtimmung eingeſchloſſen, oder nicht? Hier ſchwankt ſelbſt dieſer ſtarke und ſtreng logiſche Geiſt zwiſchen zwei Mächten, in einem Dualismus zwiſchen dem ſittlichen Bewußtſein, das davor ſchaudert, Gott zum Urheber der Sünde zu machen, und zwiſchen der conſequenten Speculation, die zu dieſem Abgrunde ſich mächtig hingezogen fühlt. Gewöhnlich, beſonders in ſeinen exegetiſchen Schriften hält er ſich auf dem mehr praktiſchen Boden des Infralapſarianismus und betrachtet die Verdammniß der Verworfenen als die wohlverdiente Strafe für den Fall Adams, in welchem alle Nachkommen vermöge der Identität der menſchlichen Natur mit einbegriffen ſind. Er ſtatuirt alſo einen transcendentalen Punkt der menſchlichen Freiheit, nämlich jenſeits des Sündenfalls, wo der Menſch die Macht hatte, ſich für das Gute zu entſcheiden, aber ſtatt deſſen das Böſe erwählte und damit durch eigene Schuld dem decretum reprobationis anheimfiel. Auf dieſem Standpunkt kann dann wohl von einer unverdienten Begünſtigung der Erwählten, nicht aber von einem poſitiven Unrecht gegen die Verdammten die Rede ſein, es ſei denn, daß man die auguſtiniſche Lehre von der Erbſünde und Erbſchuld verwirft. Gott wählt aus freier Gnade Einzelne aus der massa perditionis zur Seligkeit heraus, die Anderen überläßt er ihrer ſelbſtverſchuldeten Strafe.

Sobald ſich aber Calvin der logiſchen Folgerichtigkeit des Gedankens überläßt, kommt er auf den Supralapſarianismus und wagt die Behauptung, daß in Gott Vorherwiſſen und Vorherbeſtimmen zuſammenfalle, daß Er mithin auch die erſte Sünde vorherbeſtimmt habe. Die ganze Welt iſt dann ein paſſives Organ der abſoluten Thätigkeit Gottes und muß zur Verherrlichung ſeines Weſens, die Begnadigten zur Offenbarung Seiner Liebe, die Verdammten zur Offenbarung Seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit dienen. Doch ſchaudert ihm ſelbſt gleich vor dieſer äußerſten Conſequenz und er zieht ſich daher alſobald wieder auf den infralapſariſchen Standpunkt zurück und hält ſich lieber an die klarere Urſache der menſchlichen Schuld, als die unfaßliche der göttlichen Prädeſtination. *)

---

*) l. III. c. 23. § 7. Nec absurdum videri debet quod dico, Deum non modo primi hominis casum et in eo posterorum ruinam praevidisse, *sed arbitrio quoque suo dispensasse.* Ut enim ad ejus sapientiam pertinet omnium quae futura sunt esse praescium, *sic ad potentiam, omnia manu sua regere ac moderari.* ib. § 8. Lapsus est enim primus homo, quia Dominus ita expedire censuerat; cur censuerit, nos latet Certum tamen est, non aliter censuisse, nisi quia videbat nominis sui gloriam inde merito illustrari. Ubi mentionem gloriae Dei audis, illic justitiam cogita. Justum enim esse oportet, quod laudem meretur. Doch ſcheut er ſich, geradezu die Schuld vom Menſchen weg und ganz auf Gott zu ſchieben. Darum fügt er gleich gewiſſermaaßen vermitteld hinzu: Cadit igitur homo, Dei providentia sic ordinante, sed *suo vitio* cadit. Pronunciaverat paulo ante Dominus, omnia quae fecerat esse valde bona (Genes. 1, 31). Unde ergo illa homini provitas, ut a Deo suo deficia! Ne ex creatione esse putaretur, elogio suo approbaverat Deus, quod perfectum erat a se ipso. *Propria* ergo *malitia*, quam acceperat a Domino puram naturam corrupit, et sua ruina totam posteritatem in exitium secum attraxit. Quare in corrupta

Fragen wir noch nach den Gründen, welche Calvin zu dieſer Lehre hintrieben, ſo ſind es beſonders drei: 1) Directe Ausſprüche der heil. Schrift, die allerdings ſchwer ſich anders als prädeſtinatianiſch deuten laſſen. Calvin war auf's Feſteſte überzeugt, daß ſeine Anſicht die der Bibel ſei, und er beklagte ſich in einem Briefe an Melanchthon, daß dieſer, ſtatt ſich einfach unter das Wort zu beugen, ſich lieber in philoſophiſche Speculationen über den freien Willen u. d. gl. einlaſſe. Als das eigentliche Bollwerk ſeiner Theorie betrachtete Calvin Röm. 9, wie auch der Umſtand beſtätigt, daß er ſie in der Ausgabe der Institutio von 1539, die unmittelbar auf ſeinen Commentar über den Römerbrief folgte, zuerſt entſchieden und bereits mit allen ihren Härten vortrug. Indeß fühlte er wohl auch das Gewicht der entgegengeſetzten Stellen, die eine allgemeine Berufung der Menſchen zur Seligkeit, die Univerſalität des Erlöſungswerkes ausſprechen. Da half er ſich theils durch eine von der gewöhnlichen abweichende Auslegung, theils, wo dieſe unzuläſſig ſchien, durch die Annahme eines geoffenbarten und verborgenen Willens Gottes (voluntas beneplaciti und voluntas arcani), wodurch aber ein unerträglicher Widerſpruch in Gottes Weſen ſelbſt geſetzt wird. Auch unterſchied er eine allgemeine Berufung aller durch das äußere Wort und eine beſondere durch den h. Geiſt, und dieſe allein ſei auf die Dauer wirkſam. In den Einen wirke Gott bloß auf einige Zeit, in den andern dauerhaft. Aber wird dadurch nicht ein willkührliches Spiel in die göttliche Gnade hineingeſetzt? Die häufigen Ermahnungen der Schrift zu einem heil. Wandel wußte er glücklicher mit ſeinem Syſteme zu vereinigen, indem er darin die nothwendigen ſittlichen Media ſieht, deren ſich Gott zur Ausführung ſeines Rathſchluſſes bedient. Obwohl dieſer an ſich unbedingt iſt, ſo vollzieht er ſich doch auf eine ethiſche Weiſe, indem er den Menſchen zu einem Proceſſe activer Heiligung veranlaßt, ſo daß die göttliche Thätigkeit zugleich eine menſchliche wird. 2) Schien ihm die auguſtiniſche Lehre von der Erbſünde und Erbſchuld mit logiſcher Nothwendigkeit auf eine doppelte Prädeſtination zu führen und allerdings muß man geſtehen, daß die Concordienformel darin inconſequent iſt, indem ſie die auguſtiniſchen Prämiſſen zugibt und die Concluſion verwirft. Steht es einmal feſt, daß alle Menſchen von Natur in ganz gleicher Weiſe zum Guten gänzlich unfähig und ſchon mit ihrer Geburt dem Gerichte der Verdammniß verfallen ſind, iſt es andererſeits Thatſache, daß ein großer Theil nicht glaubt und nach der bibliſchen Lehre von einer ewigen Verdammniß nie glauben wird; ſo ſcheint der Unterſchied zwiſchen Begnadigten und Verdammten nur auf den freien Willen Gottes zurückgeführt werden zu können. Daſſelbe ergibt ſich, wenn man bedenkt, daß die proteſtantiſche Orthodoxie die Möglichkeit einer Begnadigung nach dem Tode leugnet. Daraus folgt die Verdammung der Heiden und aller derer, welche ſterben ohne von Chriſto etwas gehört zu haben. 3) Endlich war bei Calvin von entſchiedenem Einfluß der Begriff der göttlichen Allmacht. Es lag in ſeinem ganzen Weſen und Syſtem, den Menſchen als ein verſchwindendes Nichts gegenüber dem allesbeſtimmenden Willen Gottes zu denken. Er konnte das Vor-

---

potius humani generis natura evidentem damnationis causam, quae nobis propinquior est, contemplemur, quam absconditam ac penitus incomprehensibilem inquiramus in Dei praedestinatione.

herwiſſen Gottes nicht von ſeinem Vorherbeſtimmen trennen. Dieſes war ihm nur das nothwendige praktiſche Correlat zu jenem theoretiſchen Attribut Gottes. Sein Wiſſen iſt immer zugleich ein ſchöpferiſcher Act. Wenn man alſo dem Menſchen eine ſolche Freiheit zuſchreibt, daß die Seligkeit in irgend einer Weiſe von ſeiner endlichen Willensthat abhängig wird, ſo hebt man die Abſolutheit Gottes auf. Dieß iſt aber gerade der Weg, der conſequent verfolgt, zum Supralapſarianismus führt. Denn aus demſelben Grunde muß man auch den erſten Sündenfall und die Sünde ſelbſt unter die alles bedingende göttliche Cauſalität ſtellen, und damit werden die Forderungen unſeres Gewiſſens tödtlich verletzt und der Unterſchied zwiſchen gut und bös zuletzt aufgehoben. Calvin hilft ſich durch die Unterſcheidung des Willens und Gebotes Gottes und ſagt, das Böſe geſchehe zwar nach dem Willen, aber gegen das Gebot Gottes. Allein das ſetzt wiederum einen Widerſpruch in Gott. Das Gebet Gottes kann doch richtig aufgefaßt nur der Ausdruck ſeines Willens, oder dieſer ſelbſt ſein in ſeiner Richtung auf einen beſtimmten Fall. Wollte man einmal den philoſophiſchen Standpunkt, der von der abſoluten Cauſalität Gottes ausgeht, rein feſthalten, ſo müßte man die Sünde als den nothwendigen negativen Durchgangspunkt als die conditio sine qua non der Realiſirung einer ſittlichen Erlöſung faſſen. Gott will dann das Böſe nur als ein verſchwindendes, wieder aufzuhebendes Moment, als eine Schranke, die überſchritten werden ſoll. Dieß führt zu dem Schleiermacherſchen Verſuch, das Problem ſpeculativ zu löſen. Schleiermacher adoptirt die auguſtiniſch calviniſchen Vorausſetzungen, obwohl in einer eigenthümlich philoſophiſchen Wendung, und nimmt auch einen Unterſchied zwiſchen Erwählten und Verworfenen an, allein dieſer Unterſchied hat für ihn bloß eine zeitliche Bedeutung und liegt nothwendig darin, daß der Erlöſungsproceß ſich bloß allmählig vollziehen kann. Damit iſt ein temporäres Ueberſehen, oder Zurückbleiben Vieler gegeben. Zuletzt aber wird die Erlöſung auch dieſe erreichen, und ſo der Unterſchied in einer endlichen Beſeligung aller Menſchen ausgeglichen werden. Allein hier kommt die Speculation in Conflict mit der bibliſchen Lehre von einer ewigen Verdammniß, und ſo kommen wir auf das Reſultat, daß dieſe ſchwierige Aufgabe der ſpeculativen Theologie noch gar nicht auf eine der Bibel und der Vernunft gleichmäßig entſprechende Weiſe gelöst iſt und es daher das Gerathenſte ſcheint, wenn ſymboliſche Bücher darin eine gewiſſe Freiheit laſſen.

Von dieſem geſunden pädagogiſchen Tact ſind auch ſelbſt ſolche Theile der reformirten Kirche geleitet geweſen, auf die ſonſt Calvin großen Einfluß geübt hat. Es war ihm zwar ſehr daran gelegen, daß dieſe Lehre überall kirchlich ſanctionirt würde. Es geſchah aber bloß im Consensus Genevensis, in der galliſchen, belgiſchen, ſchottiſchen Confeſſion und in den Artikeln der Dortrechter Synode, ſpäter auch noch in den puritaniſchen Confeſſionen, welche von der ſchottiſch presbyterianiſchen und von den congregationaliſtiſchen Kirchen adoptirt worden ſind. Die 39 Artikel der anglikaniſchen Kirche, die ſpätere helvetiſche Canfeſſion, der Heidelberger Katechismus und die Marchiſche Confeſſion dagegen umgehen entweder die Lehre ganz, oder halten ſich bloß an ihre poſitive und praktiſch tröſtliche Seite, die Prädeſtination der Gläubigen zum ewigen Leben, wie das auch die lutheriſche Concordienformel thut.

Jenſeits.

Die in Thränen hier ſich ſehnen,
Finden ſich im Vaterland;
Was hienieden bang geſchieden,
Geht dort ſelig Hand in Hand.

Ob in Leiden, ob in Freuden
Hier dein Herz auch hat gelebt,
Iſt dann Eines; dort iſt keines,
Das in Schmerz und Kummer bebt.

Was wir lieben, folgt uns drüben
Zu der Engel ſel'gem Chor;
Sei nur ſtille, bricht die Hülle,
Schwebt der Geiſt befreit empor.

Und es kommen alle Frommen,
Die ihm hier geeilt voraus,
Ihm mit Segen froh entgegen,
Führen ihn in's Vaterhaus,

Hin zum Throne, wo die Krone
Er für treuen Kampf erhält,
Und es neigen ſich die Reigen
Vor dem neugekrönten Held.

Kirchenchronik.

Die holländiſch reformirte und die deutſch reformirte Kirche in den Ver. St. — Es iſt unſeren Leſern wohl ſchon aus anderen Blättern bekannt, daß die holländiſch reformirte (Dutch Reformed) Synode, die trotz all ihres gerühmten Eifers für ihren herkömmlichen Glauben jetzt allen Ernſtes ihres läſtigen Namens Dutch loszuwerden ſucht, auf ihrer Sitzung zu Philadelphia im letzten Juni ihre Correſpondenz mit der deutſch reformirten Kirche angeblich wegen der vermeintlichen romaniſirenden Tendenz der „Mercersburger Theologie" abgebro[illegible] den „Christian Intelligencer", von Neu[illegible] deutſch reformirte Kirche und

Digitized by Google

macht verzweifelte Anſtrengungen, durch ausgedehnte Verbreitung dieſes Blattes und feindſeliger Broſchüren von Dr. Berg, Dr. Janeway, Helfenſtein rc. unter unſeren Predigern und Laien, eine Revolution in derſelben hervorzurufen und einige ihrer beſten Gemeinden abtrünnig zu machen, wobei ein Paar puritaniſch geſinnte, deutſch reformirte Prediger ſich nicht ſchämen, hülfreiche Hand zu reichen und ihre eigene Kirche zu verrathen. Dieſes unerhörte Verfahren einer Kirche gegen eine andere wird ſeines Zieles völlig verfehlen und die deutſch reformirte Kirche nur noch mehr auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte befeſtigen und conſolidiren. Ein uns unbekannter Zuſchauer von außen her, wahrſcheinlich ein Epiſkopaliſt von New-York, gibt im „Churchman" vom 16ten Juli, einem biſchöflichen Blatte von New-York, unter der Ueberſchrift „The Dutch and the Germans" eine treffliche und durchaus wahre Schilderung dieſes neulichen Kreuzzuges der Dutchmen gegen ihre deutſchen Brüder, denen ſie das Beſte verdanken, was ſie beſitzen, den Heidelberger Katechismus und die pfälziſche Liturgie. Da dieſe Schilderung von einem unbetheiligten Zuſchauer von außen her kommt und darum um ſo mehr Gewicht hat, ſo wollen wir ſie hier mittheilen.

„I know not, Mr. Editor, whether you or your readers take much interest in the feud going on continually in the so-called religious world, but as it is sometimes very important to know what is „rotten in Denmark," forming, as it does, a part of the history of mankind, I beg leave to send you a brief chapter. In looking over a file of the Dutch paper published in this city, I see that quite a contest has, for almost a year, been going on between the *Dutch* and *Germans*, which has just terminated in a violent „disrupture" of the „correspondence" that has subsisted between them for a number of years. Who of the two litigants are to blame is quite apparent on the surface of the whole matter. On assuming the editorial tripod some months ago you gave us a very appropriate homily in condemnation of the spirit which seems to have actuated the Dutch in this matter. They wished to dictate not only a *faith*, but a *practice* for the Germans. Against these uncharitable assumptions the Germans rebelled, and hence, „bella, horrida bella" have ensued; which, with other commotions going on in the theological atmosphere, compel us to doubt whether the much-talked-of millenium be so near as some anticipate.

Eighteen hundred years ago the exclamation was heard, „see how these *christians love* one another;" but we may now, without slander, exclaim, „see how these *sectaries hate* one another!" True religion never persecutes; and a heart imbued with the pure spirit of the Gospel never exhibits the spirit of the Scribes and Pharisees, nor that of *modern Jesuitism.*

About the German Reformed Church I have not much knowledge, as but few of that sect are found in these parts. In this our Gotham we have some fifteen or sixteen churches of the Dutch school who take their reckoning from the Synod of Dort, held in 1618. They hold in common the Heidelberg catechism—the Dutch having borrowed it from the Germans, who were its authors, some two and a half centuries ago. The Dutch however arrogate to themselves the right of being its only orthodox expounders, and have repeatedly taken the Germans to task for departing from the ancient landmarks. This to some may appear an arrogant assumption, when they learn how vastly more extensive and learned have been the contributions of this same German Church to theological science than those of the Dutch school in this age and nation. A writer in the Dutch paper some time ago undertook to show how little Episcopalians in this country had done for theological literature, but failed to point out one single Dutch Church writer who had given to the world anything worthy of the slightest note. Episcopal writers have certainly made very respec[illegible]
[illegible]logy of this country, the Dutch [illegible]

tolerably respectable octavo of Lectures on Pastoral Theology by the late Dr. Cannon. To this we might add a small volume of sermons of moderate intellectuality, from the „Magnus Apollo" of Brooklyn Heights, who wrote also a volume of verses, which might have enabled any boarding school Miss to escape with eclat into the world after having finished her education.

But to return to the late war between the Dutch and the Germans. The Dutch were clearly to blame. They sent their two delegates with *friendly* and *christian salutations*, as usual, to the meeting of the German General Synod. But instead of *christian salutations* they seem to utter *maledictions* and sit in judgment on the doings of their brethren. Instead of *friends* they act as *spies*. And finding some slight differences among the Germans they try to blow the spark into a flame. For months past the Dutch paper has been fulminating against Dr. Nevin, who has never deigned it the slightest reply. Wherever the Doctor may stand he shows true dignity and self-respect by passing by with merited contempt the sophomoric flippancy with which he has been bespattered fo some time past. The German Synod refuse to condemn him at the bidding of the Dutch, as they, while willing to grant considerable latitude of opinion to their professors, do not hold themselves responsible of any of their peculiarities. This reasoning however does not suit the Dutch, who seem to have only *one idea*, and that not an original one —the Heidelberg Catechism. If the German synod will not condemn Dr. Nevin, the Dutch insist upon condemning the whole German Church, and accordingly have posted them up before the whole world as a Church that has „departed from the faith once delivered to the saints!" The Germans complain that the Dutch have violated the rules of christian courtesy, as undoubtedly they have. The Dutch take advantage of their own wrong, flare up at this, and vote the „*correspondence suspended*." This espionage, as practiced by the Dutch, will be likely to put an end to this system of correspondence among others, which in this instance at least, has been used as a means of sowing discord among brethren.

The Dutch have only to carry out their system but one step further, and suspend correspondence with the Old School Presbyterians who correspond with this same German Church, pronounced by the Dutch *heretical*. Whatever the Presbyterians may think of it, the Knickerbockers have thrown them into a *false position*. If they could so easily condemn the German Church for the theological sins of Dr. Nevin, they will have no difficulty in carrying out their doctrine of imputation against the Presbyterians, and condemn them for the sins of the German Church; and thus in time we shall see ruptured these flimsy artificial ligaments which retard true religion by admitting into our society, in the guise of friends, tattlers and busy-bodies who rejoice more in propagating a shibboleth, than in disseminating justice, mercy, truth and love. The whole conduct of the Dutch in this matter seems to have been the result of the most uncharitable and bigoted spirit, mingled with the most contemptible arrogance; for who gave them any judicial authority in the premises? They were invited to take their seats as *friends*, and lo! they assume to act as *judges*, and dictate to the others how they shall govern their own household of faith. Verily this is a specimen of finesse that *good manners*, independently of religion, might have taught our Dutch neighbors to avoid. But there is such an absolute want of mental independence among the ministers of this body, that even those opposed to such measures dared not give their voice against them. On some other late vagaries of this sect I may dilate in another chapter.

Demetrius.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI.   September, 1853.   Nro. 9.

Liturgie ode rfreies Gebet beim öffentlichen Gottesdienſt?

Zu den ernſten, weitgreifenden Fragen, welche in unſeren Tagen beinahe überall die proteſtantiſche Kirche bewegen und Zeichen einer in ihr neu erwachten Lebendigkeit ſind, gehört auch die vielbeſprochene: Wie ſoll man beten, und zwar beim öffentlichen Gottesdienſt? Sind Liturgieen zuläſſig, ſind ſie heilſam, ſind ſie unentbehrlich? Oder ſind ſie vielleicht vielmehr der wahren Erweckung und chriſtlichen Erbauung hinderlich? Iſt nicht das freie, dem zu Gott gerichteten Herzen unmittelbar entſtrömende Gebet das rechte, das einer anbetenden Chriſtengemeinde, eines ſein Amt gehörig repräſentirenden Dieners am Worte allein würdige?

Kein denkender Theologe wird die Beantwortung dieſer Frage ſehr leicht nehmen können. Kein ſachkundiger Mann wird behaupten wollen, daß man über dieſelbe ein ſicheres Urtheil aus der Erfahrung, aus der Geſchichte ganz unangreifbar hinſtellen könne. Es wäre dieß etwa der Fall, wenn man nachweiſen wüede, daß da, wo keine Liturgie gebraucht werde, wo nur das freie Gebet gelte, entſchieden mehr ächte chriſtliche Frömmigkeit, mehr wahre Sittlichkeit, mehr Glaube, mehr Liebe, mehr Hoffnung ſich finde, als in liturgiſchen Theilen unſerer proteſtantiſchen Kirche. Allein es wird ſich Niemand gerade auch auf unſerem americaniſchen Gebiete des Reiches Gottes für ermächtigt halten, eine ſolche Behauptung aufſtellen zu wollen, und den Beweis derſelben müßte wohl auch Jeder für immer ſchuldig bleiben. Auf der anderen Seite aber würde nicht leicht Jemand die Anſicht vertheidigen wollen, daß da, wo keine Liturgieen beim regelmäßigen öffentlichen Gottesdienſt im Gebrauch ſeien, auch überhaupt kein chriſtliches Leben, keine Anbetung Gottes, keine ächte Gemeinde, kein wahrer, lebendiger Glaube ſich finde. Würde aber Jemand denken, daß die ganze Frage über die Grundſätze, die in dieſer Hinſicht für das Gemeindegebet gelten ſollen, eine ziemlich gleichgültige ſei und der Unterſchied der

Anſichten hierüber unweſentlich, ſo dürfte man doch an den Eifer erinnern, mit dem auch in vergangenen Zeiten die Kirche dieſe Angelegenheit behandelt hat und an die Wirkungen, die aus dem Streit hierüber in der Kirche und ihrer Geſchichte hervorgingen, und eine Sache, die ſo tief in das Leben der Kirche eingegriffen hat, über welche die ernſteſten Gemüther, die tüchtigſten Theologen ſo vielfach nachgeſonnen, ſo verſchieden gedacht haben, kann man mit der Behauptung, daß es einerlei ſei, wie man darüber denke, nicht befriedigend zurechtlegen. Wollte man ſagen, daß es für gewiſſe Gebiete der Kirche gut ſei, liturgiſch zu ſein, für andere aber das Gegentheil, ſo möchte zwar die Wirklichkeit dieß zu beſtätigen ſcheinen, aber das Bedürfniß, einen allgemeingültigen Grundſatz aufgeſtellt und in ſeiner Wahrheit erkannt zu haben, wäre damit doch nicht befriedigt; man ſieht nicht recht ein, warum das, was unſerer chriſtlichen Nachbargemeinde zur Erhaltung wahrhaft chriſtlichen Gottesdienſtes, Glaubens und Lebens unentbehrlich erſcheint, uns ganz gleichgültig, ja vielleicht ſogar ſchädlich ſein ſollte.

Für beſtimmte Theile der proteſtantiſchen Kirche hat dieſe Frage aber noch ein ganz beſonderes Zeitinteeeſſe. Wir rechnen hierher hauptſächlich die deutſchen Kirchen dieſes Landes. Daß die reformirte ſowohl wie die lutheriſche Kirche urſprünglich liturgiſche Kirchen waren, das mag hier als etwas Bekanntes vorausgeſetzt werden; doch kommen wir ſpäter auf dieſen Punkt wieder zurück. Wenn nun aber dieſe beiden Kirchen durch den leidigen Einfluß eines dem deutſchen kirchlichen Geiſt fremden Geiſtes um ihren liturgiſchen Charakter großentheils in der kirchlichen Praxis gekommen ſind, ſo müſſen darüber ernſte Gedanken erwachen. Man mag den Urſachen dieſer Erſcheinung nachſinnen. Man mag forſchen, ob dieſe deutſchen Kirchen durch dieſen Lauf der Sache an innerer Feſtigkeit, an wahrhaft chriſtlichem Geiſte, an äußerer Ausdehnung gewonnen haben. Man wird, wenn man behauptet, daß durch den bedeutenden Verluſt an liturgiſchem Elemente die Kirchen mehr gewonnen als verloren haben, damit den Gedanken ausſprechen, daß die Reformatoren, wenn ſie die reformirte und die lutheriſche Kirche urſprünglich liturgiſch geſtalteten, nur eine mangelhafte Vorſtellung vom Gottesdienſt der Gemeinde und von der Art und Weiſe gemeinſamer Anbetung Gottes hatten und daß unſere Zeit in religiöſen Dingen überhaupt weiter ſei, als ſie waren. Aber diejenigen, die der Anſicht ſind, daß die deutſchen Kirchen durch den Abfall von den Regeln, darein die Väter in Glauben und Leben gekommen waren, (Phil. 3, 16), überhaupt gewonnen haben, mögen zuſehen, wie ſie ſich damit vertheidigen wollen. Nicht das Glück, ſondern das Unglück der Verhältniſſe der Deutſchen in den verſchiedenſten Hinſichten, die Noth mit ihrem Zwang war Schuld daran, daß fremde Einflüſſe unter uns ſo mächtig wurden, daß die leitenden Männer engliſcher Kirchen und engliſche Lehrer die Männer herbildeten, die nachher in unſeren deutſchen Kirchen wieder leitend und lehrend wurden. Er war die Macht der

von dort herüberkommenden Tradition, welcher wir mit unſeren Eigenthümlichkeiten unterliegen mußten. Es war der Mangel an einer kraftvollen Repräſentation des deutſch kirchlichen Charakters durch Seminarien, Profeſſoren, Prediger, dem wir unterlagen. Nicht Perſönlichkeiten, nein, ſondern leidige Umſtände beſchuldigen wir. Wir ſind auch gar nicht gemeint, unſerere Kirchen gegen Einwirkung von außen überhaupt hermetiſch verſchließen zu wollen. Wir wollen das Gute auch am Fremden ehren und lernen, aber wir ſollten dabei nur vorſichtig ſein, nicht uns ſelbſt und unſerem Charakter entfremdet zu werden. Dazu hat Niemand weniger Urſache als Kirchen, die der deutſchen Reformation unmittelbar auf deutſchem Boden entſprungen ſind. Jetzt aber, da dieſe ehrwürdigen Kinder des 16ten Jahrhunderts, unter allerlei Erfahrungen gewitzigt, reich an Erlebniſſen, in vollerer Manneskraft erſtarkt, wieder, eingedenk ihrer glorreichen Jugendtage, friſch getränkt aus dem ewig lebendigen Quell des göttlichen Wortes, ſich verjüngen; jetzt, da ſo mancher alte Schatz der Kirche an's Licht gebracht, die rohe Uebertünchung von ſo mancher alten heiligen Geſtalt der Kirche wieder mit zartem Fleiße entfernt wird; jetzt, da unſere deutſchen Kirchen im eigentlichen Sinne wieder mehr zu ſich ſelbſt kommen, jetzt ſollte ohnehin Keiner unter uns ſich noch finden, der auch dieſe Frage: Liturgie oder nicht Liturgie? oberflächlich behandeln und einer ruhigen Prüfung der Sache, von Vorurtheilen irgend einer Seite beſtochen, ausweichen wollte. Und ſo leicht fertig werden können wir mit ihr nicht. Das Verlangen, hierüber in's Klare zu kommen, iſt um ſo verbreiteter, je mehr unſere Prediger ſich den Studien, beſonders geſchichtlichen Studien zuwenden, je allgemeiner das Unbehagen mit dem bisherigen Zuſtand unter uns wird. Mit längſt veralteten Waffen iſt da nichts auszurichten. Das verroſtete Schwert bloßer traditioneller Lieblingsanſichten zerhaut den Knoten nicht und grobes Geſchrei von irgend einer Seite her iſt noch lange keine Widerlegung. Die ernſte Frage wird unter uns wieder in Kreiſen verhandelt, wo man vor zwanzig oder zehn Jahren ſie gar nicht aufgeworfen hätte; mancher Prediger, der ſeit lange darüber mit ſich im Reinen geweſen zu ſein glaubte, denkt nun von neuen Geſichtspunkten aus anders, als er einſt dachte im Dienſt eines herrſchenden Syſtems, deſſen Infallibilität ihm durch die Länge der Zeit und der Erfahrung ſehr zweifelhaft geworden iſt, und äußert ſich auch manche Stimme zunächſt nur im Kreiſe vertrauter Freunde, iſt auch noch keine ſichere feſte Ueberzeugung gewonnen, ſo iſt doch der Geiſt der Forſchung angeregt. Die Frage wird aber trotz aller Politik der Weiſen und Gewaltigen Gegenſtand öffentlicher Verhandlungen, ſie wird wieder auf Synoden beſprochen werden, auf denen ſie lange keinen Raum gehabt hatte, und Kämpfe über das Sein oder Nichtſein der Liturgie werden vielleicht nicht ausbleiben. Da iſt es denn gewiß gut, wenn Jeder auf ſie gerüſtet iſt, damit ſie nicht mit den plumpen Waffen der Ignoranz oder des Vor-

urtheils, ſondern würdig, wie der Ernſt der Sache und die Würde der Kirche es fordert, geführt werden mögen.

Die Wichtigkeit dieſer liturgiſchen Frage erhellt aber freilich am allermeiſten aus der Bedeutung, die überhaupt dem Gebet in jedem, beſonders öffentlichen Gottesdienſt zukommt. Die Elemente unſeres proteſtantiſchen Gottesdienſtes, ſo fern er Gemeindehandlung, religiöſer Akt der Gemeinſchaft iſt, laſſen ſich durch die zwei Worte bezeichnen: Altar und Kanzel. Wir weiſen vornweg jedes „Oder“ zwiſchen beiden Begriffen ab. Wir wollen den Altar auch nicht einmal durch einen Tiſch erſetzt wiſſen, wie einige Neologen das thun wollen ſelbſt in der lutheriſchen Kirche. Geſetzten Falls, es wäre eine reine Sache der chriſtlichen Freiheit, ſtatt des Altars einen Tiſch zu haben, ſo iſt es doch gewiß ebenſo gut eine Sache der chriſtlichen Freiheit, ſtatt des Tiſches einen Altar, ſtatt des gemeinen Ordinären etwas ſchon im Wort an's Heilige Erinnerndes zu haben, und zwar iſt dieß eine Freiheit, welche ſich die chriſtliche Kirche ſeit ihrer allerälteſten Zeit, die lutheriſche Kirche wiederum ſeit ihrer allerälteſten Zeit genommen hat. Erſchrecken wir darum als gute Proteſtanten nicht ſo leicht vor dem Wort und der Sache, da wir gegen jeden Mißbrauch immer zu proteſtiren uns vorbehalten wollen. Zunächſt aber reden wir im Worte Altar in unſerem Gottesdienſte vom Gebet als dem einen Hauptelement deſſelben gegenüber dem anderen, der Predigt oder der Kanzel. Das Wort oder Predigt iſt Gottes Wort an uns; das Gebet iſt das Wort der Gemeinde, unſer Wort an Gott. Nun halten wir das Eine für gerade ſo wichtig wie das Andere. Ueber Wort und Predigt brauchen wir unter uns hier nichts zu ſagen; wir müßten uns nur gegen Römer und Griechen hierüber ausführlicher, eingehender ausſprechen. Dagegen ſind Manche unter uns geneigt, dem Altar gegenüber der Kanzel, dem Gebet gegenüber dem Wort und der Predigt geringere Bedeutung zuzugeſtehen; ſie wiſſen aber nicht, was ſie thun und verdienen deßhalb eine mildere Beurtheilung. Wer wird wohl behaupten wollen, daß es bei einem Gemeindegliede mehr darauf ankomme, daß es die Bibel leſe und die Predigt höre, als daß es ſelbſt bete? Das Wort iſt das Brot vom Himmel — unentbehrlich alle Tage für den Chriſtenmenſchen; das Gebet aber iſt der Athem des inwendigen Menſchen; er ſtößt die unreingewordene Luft aus, er zieht reinen Himmelsäther im Beten ein; er könnte länger leben, der inwendige Herzensmenſch, ohne die Predigt und die Bibel, als ohne den Gebetsumgang mit Gott, ohne das Aufſeufzen der Seele nach oben. Wenn aber in irgend einer Sache von den Vielen gilt, was von Einzelnen gilt, ſo iſt das hier der Fall. Wo eine chriſtliche Gemeinde einmal Exiſtenz gewonnen hat, da ſollte man den Altar nicht kleiner machen wollen als die Predigt, da ſollte man vom Gebet nicht geringer denken als von dem Wort. Es bedarf aber eben deßhalb keiner Silbe mehr, um anzudeuten, wie unendlich wichtig es iſt, daß wir über die Art

und Weiſe, wie das Gemeindegebet geſchehen ſoll, klare, unbefangene Anſichten haben, richtige, bewährte Grundſätze befolgen.

Nun iſt freilich der Irrthum fern zu halten, als ob diejenigen unter uns, die etwa nicht liturgiſch geſinnt ſind, deßhalb vom Gebete geringer dächten, oder als ob ſie die hohe Bedeutung des Gemeindegebetes verkennen würden. Keineswegs; diejenigen, die nur das freie Herzensgebet haben wollen, meinen eben dadurch mehr dem Wirken des Geiſtes in der Gemeinde Raum zu geben, mehr die Andacht, die Erbauung zu fördern, mehr eigentlich im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten; die Andern aber, die ganz beſonders einen Gemeinde-Gottesdienſt ohne Liturgie für ſehr mangelhaft halten würden, beten nicht weniger ehrlich aus ihrem Buche in majorem Dei gloriam. Gewiß alſo iſt die Abſicht unter uns nirgends die, das Gebet als das Minderweſentliche angeſehen wiſſen zu wollen. Doch fragt es ſich, ob die Wirklichkeit des Zuſtandes unter uns und in unſeren Gemeinden hiemit zuſammenſtimmt. Eben das gehört zu den ſo tief gefühlten Uebelſtänden, an denen wir leiden, daß die Predigt eben doch das Intereſſe in unſerem öffentlichen Gottesdienſte größtentheils abſorbirt. Wir wollen uns über dieſen Zuſtand der Dinge doch ja nicht täuſchen. Alles bei unſeren Gottesdienſten culminirt eben doch in der Predigt; man geht in die Kirche, um eine Predigt zu hören; wenn man aus der Verſammlung kommt, ſo wird zumeiſt darüber geurtheilt, ob man eine gute oder eine ſchlechte Predigt gehört habe; die Aufmerkſamkeit während der Predigt iſt bei weitem geſpannter als die wahre Andacht beim Gebet; Gemeinden bei einer Predigerwahl betheiligt, ſehen auf nichts ſo ſehr als auf die Beredtſamkeit des zu wählenden Predigers; er ſelbſt hält ſich für den rechten, tüchtigen Mann, wenn er ſich deſſen bewußt iſt, als Redner einen Eindruck auf die Leute zu machen.

Nun iſt das freilich auch keine geringe Sache, daß der rechte Mann auf der Kanzel ſteht und daß die „Rede ihnen durch's Herz geht." Soll vollends nach dem Wort geurtheilt werden: Wer Euch höret, der höret Mich! — da liegt ja Alles an der rechten Predigt. Allein es wäre doch eine entſetzliche Läſterung, wenn wir dächten, alle Worte, die von unſeren Kanzeln kommen, ſeien gerade ſo gut wie die Worte des Heern Jeſus ſelbſt und ſo tief und wahr wie ſeine Reden. Ganz beſonders aber würden wir irren, wenn wir dächten, ein großer Redner ſei auch darum auf der Kanzel und im Amt ein vortrefflicher Prediger. Ach, große Redner gießen oft viel mehr Waſſer an den kräftigen, feurigen Wein des Wortes Gottes als ganz einfältige, ſchlichte Seelſorger, die das Brot des Lebens recht gut für den Hausbrauch ihrer Gemeinden zuzubereiten wiſſen und keine ſolche blendenden Leuchtkugeln ihrer eigenen Phantaſie von der Kanzel aus vor der Gemeinde aufſteigen laſſen, auch nicht weder den Himmel noch die Hölle mit den Waſſeefarben der Sentimentalität auszumalen wiſſen, die an der geiſtigen Schwindſucht unheilbar laborirt. Allein — leider, daß man's ſagen muß! —

unſere Gemeinden ſind bereits großentheils ſo ſehr in dieſe Verſchlechterung hineingekommen, daß äußere, brillante, leichtbeſtechende Naturgaben des Predigers, des Redners über alles Andere geſchätzt werden; während man ſonſt puritaniſch jede Verbindung der Kunſt mit dem Gottesdienſt vermeiden will, hat da Naturgefühl, farbenreiche Phantaſie, Weichlichkeit der Empfindung, Blumenduft der Poeſie, Witz und Schmeichelei, das Alles und noch mehr ſein freies Feld; man geht in die Kirche einer Unterhaltung wegen, viel mehr als um im vollen, heiligen Sinn ſich unter Gottes gewaltige Hand zu beugen und ihn mit der Gemeinde anzubeten; man leiht das Ohr einer kunſtreichen Rede und hat eine Art von Kunſtgenuß unter der Predigt und das gewöhnlich in einem Raume, der ſich mit all' ſeinem Luxus und ſeiner weltlichen Bequemlichkeit kaum dem Namen nach von einem modernen, eleganten Concertſaal unterſcheidet. Gewiß es fehlt uns bei unſeren Gottesdienſten an einem großen, heiligen Gute, am rechten Geiſt der Anbetung vor Gott dem Herrn. Es iſt oft vielmehr Menſchendienſt dabei, als Gottesdienſt. Es iſt der Menſch, der ſich in ſeinen Talenten, in ſeiner Gewandtheit, in ſeiner Gelehrſamkeit groß macht, auf den die Gemeinde als auf ihren Prediger ſtolz iſt, anſtatt daß Chriſtus vor uns groß ſein und die Gemeinde vor ihm ſich in den Staub beugen ſollte. Und was kommt denn am Ende bei all' dem Predigen heraus? Woher kommt es, daß wenn er vielleicht Jahre lang ſchlicht und treu gearbeitet hat, merkt, er muß etwas Außerordentliches thun, er muß beſondere Reizmittel wie Brenneiſen beim Halblahmen anwenden, um, wie er meint, Leben in ſeine Gemeinde zu bringen? Da werden Predigten auf Predigten gehalten, der Wechſel der Redner mehrt die Anregung und endlich wird der Kopf mit ſeinen Nerven aufgeregt und ein wohlgemeinter Fanatismus tritt ein, bei dem es aber oft nicht einmal zu einer lebendigen Schwärmerei kommt; denn oft, gar oft zeigt ſich hernach, daß zwar der Kopf heiß, das Herz aber keineswegs ſo recht warm geworden war. Solche Extravaganzen, die den chriſtlichen Gottesdienſt zu einem Skandal machen, rühren eben von dieſer einſeitigen Ueberſchätzung der Predigt her; das Ueberreden kann zuletzt einen mächtigen Einfluß auf den Menſchen ausüben, aber ſein Nachgeben unter dem erdrückenden Schwall der Worte iſt doch oft nicht mehr als ein Ueberſchrieenwerden, noch ſehr ferne von Ueberzeugung und noch ferner von einer neuen Geburt aus dem Geiſte. Merkwürdig genug, daß dergleichen Erſcheinungen beſonders auch in der römiſchen Kirche zu Hauſe ſind; die Jeſuitenmiſſionen, die in den letzten Jahren durch ihre Buß- und Schreck-Predigten viele Tauſende in Europa erſchüttert haben, werden von der römiſchen Partei mit lautem Jubel als die rechten Mittel zur Bekehrung vieler in Sünden ergrauter Seelen zum Himmel erhoben. Und was iſt das Alles als eine flüchtige Erregung, eine Aufreizung des natürlichen Menſchen, der in dieſer halbgeiſtigen Berauſchung den Traum vom neuen Leben träumt und bald daraus ſehr nüchtern erwacht oder ihn als Heuchler mit offenen Augen vor aller

Welt abſichtlich fortträumt? Wahrer, feſter Glaube, Gehorſam unter der Zucht des heiligen Geiſtes, tägliche Buße und Erneuerung, innige, dankbare Liebe zum Heiland, ſteter Blick auf ſein heiliges Bild und treue Nachfolge auf dem ſchmalen Pfade, Vertrauen auf ſein alleiniges Verdienſt mit ſteter Ertödtung des eigenen Ich's, des alten Adams — das ſind Dinge, weniger ſcheinbar, weit ſeltener!

Doch — wenn wir die gerügten Uebelſtände in Beziehung ſetzen und den Mißbrauch, der von Predigt und Ermahnung gemacht wird an vielen Orten, ſo ſind wir keineswegs geneigt, den Werth der Predigt zu unterſchätzen; wir ſagen eben darum Altar und Kanzel. Das Eine iſt uns werth nur mit dem Andern. Aber wir ſehen in der Ueberſchätzung der Predigt ein großes Uebel der Zeit, eine Urſache und zugleich ein Zeichen davon, daß unſere Frömmigkeit kränkelt, daß unſer Gemeindegottesdienſt viel zuwenig eigentliche Anbetung iſt. Man betet wohl auch, der Worte werden da viele gemacht, aber wer will leugnen, daß die Predigt die Hauptſache, der Mittelpunkt des Ganzen iſt? Sollte das eines chriſtlichen Gottesdienſtes würdig ſein? Iſt es gut beſtellt, wenn die Gemeinde bei ihrer Verſammlung am Tage des Herrn damit zufrieden iſt? Iſt das Bedürfniß der Gläubigen, Gott den Dreieinigen anzubeten, vor ihm zu bekennen, ihn zu bitten, zu loben, zu danken als Ein Herz, als Eine Seele, ſo gering, daß das Gebet wie eine Nebenſache, die Predigt als die alles Andere beherrſchende Hauptſache erſcheint? Und wir haben Urſache zu glauben, daß nicht nur unter den Predigern, ſondern auch unter den Laien viele in unſeren Tagen ſich finden, die mit dem jetzt gewöhnlichen Stand der Dinge nicht mehr zufrieden ſind, die dem Gebet als einer gemeinſamen Handlung der verſammelten Schaar der Gläubigen größere Bedeutung in unſerem Gottesdienſt geben und dieß auch durch eine würdigere Form deſſelben hervorheben wollen.

Sind unſere Leſer mit uns darüber im Reinen, daß der Geiſt der Anbetung und eben damit überhaupt der Gottesdienſt im ſtrengeren Sinne — denn eine Predigt hören iſt doch nur ſehr uneigentlich ein Gottesdienſt im Sinne von Adoration — unter uns durch allzugroße Begünſtigung der Kanzel nothgelitten habe, daß wir einer Belebung unſeres Gottesdienſtes nach dieſer Seite hin bedürfen, ſo fragt ſich's jetzt, wie kann dem Uebel abgeholfen werden. Und da ſollte es beſſer werden, hören wir ſagen von der einen Seite, wenn der Prediger gar vollends das Gebet aus dem Buche vorlieſt? Von der anderen aber heißt es: hat nicht eben das Auswendiglesen (sic!) ſo, wie es meiſtens getrieben wird, es ſelbſt veranlaßt, daß das Gebet im Gottesdienſt zur Nebenſache wurde, daß man die Leute mit Spannung warten ſieht, bis der Prediger damit zum langerſehnten Amen kommt? Vielleicht wir dürften auch noch von einer dritten Seite her hören, daß es ganz anderer Dinge bedürfe, um unſeren proteſtantiſchen Gottesdienſt zu heilig feierlichen Handlungen zu machen als nur Buch oder nicht — Buch beim öffentlichen Gebet. Weil aber liturgiſche Beſtre-

bungen zu unſerer Zeit in der alten Welt ſowohl wie in der neuen unter uns gemacht werden zur Förderung der Würde unſeres Gottesdienſtes und weil Viele dieſen Beſtrebungen ſich als ſehr gefährlichen und bedenklichen Neuerungen widerſetzen und dem freien Gebete, zum Theil ganz ausſchließlich das Wort reden, ſo haben wir uns der Vortheile und der Nachtheile des Einen wie des Anderen möglichſt klar und unparteiiſch zu verſichern. Doch beugen wir gleich hier dem ſehr gewöhnlichen Vorurtheile vor, als ob liturgiſcher Gottesdienſt nur mit Vorleſen oder Vorſingen aus einem Buche ſtattfinden könne. „Der Gedanke, Gebete zu leſen, ſcheint namentlich der alten Kirche bei der Feſtfeier widerſtrebt zu haben.“ *)

Faſſen wir zuerſt die Vortheile des freien, an keine dargebotene Form gebundenen Gebetes im öffentlichen Gottesdienſt in's Auge. Wir können ſie vielleicht alle in dem Ausdruck zuſammenfaſſen, daß bei dieſer Art des öffentlichen Betens die Individualität zu ihrem Rechte komme. Das fromme Herz eines Einzelnen darf vor Gott ſeine Wünſche kundthun im Gebet; warum ſollte nicht auch der Prediger an der Spitze ſeiner Gemeinde unmittelbar ſein Herz vor ihr und für ſie wie für ſich vor Gott im Gebet, in Dank und Bitte ausſchütten? Wenn er vorzugsweiſe „der Geiſtliche“ iſt, ſo kann er ſeinem Amte nicht beſſer vorſtehen, als wenn er durch die Gabe des Gebetes vor der Gemeinde beurkundet, daß er in geiſtlichen Dingen zu Hauſe, daß er ſelbſt geiſtlich geſinnt iſt. Nichts läßt beſſer in den Zuſtand des Chriſtenthums Schlüſſe thun als das Gebet, das aus demſelben kommt. Nichts wirkt belebender, anregender, erbaulicher, als ein kräftiges Herzensgebet. Es wirkt auf Andere eben ſchon um ſeiner Friſche und Unmittelbarkeit willen; es iſt ein mitten in der Gemeinde entbranntes Feuer, an dem auch Andere um ſo leichter ihre Lichter anzünden können. Man wird ja doch dem Prediger nicht ſchlechthin das Recht, aus dem Herzen vor der Gemeinde zu beten, nehmen wollen; wozu alſo eine Beſchränkung? warum ſollte er etwa dann bei Eröffnung des Gottesdienſtes oder auf den Höhepunkten der heiligen Feier nur das Organ werden, durch das ein anderes Herz, das vielleicht längſt nicht mehr ſchlägt, beten? Iſt die Gabe des ächten glaubensſtarken Lebens nur ein Gut der Kirche der Vergangenheit geweſen? Sollte der Geiſt des Gebetes, der Gemeinſchaft zwiſchen Haupt und Gliedern der Kirche in unſeren Tagen nicht mehr die Kirche und ihre Diener beten lehren? Auch hat jede Zeit ihre beſondere Bedürfniſſe, jede Gemeinde ihre eigenthümlichen Anliegen; das Alles kommt mehr zu ſeinem Rechte durch das freie Gebet als durch irgend ein, wenn auch noch ſo gutes Formular. Der Geiſt des Chriſtenthums iſt ohnehin ein Geiſt der Freiheit; nichts aber

*) S. Hippolytus und ſeine Zeit; v. Chr. C. J. Bunſen 1. Bd. p. 377.

ſollte freier gelaſſen ſein als eben das Gebet, das dem innerſten Bedürfniß des Gemüthes entquellen muß, wenn es ein rechtes Gebet ſein ſoll. Fehlt die innere rechte Befähigung zum Gebet, ſo iſt ſie ja doch nie durch das Gebet aus dem Buche, überhaupt nie durch ein Formular zu erſetzen; ja, wird der Geiſtliche nicht im rechten Geiſte beten können, ſo wird er ebenſowenig im rechten Geiſte zu predigen wiſſen, und dann iſt er überhaupt nicht der rechte Mann für ſein Amt.

Wir fühlen, daß ſolchen und ähnlichen Gedanken doch manches Erhebliche ſich entgegenhalten läßt. Wir ſehen aber auch leicht, daß es ſich hier handelt um eine viel allgemeinere Frage, nämlich um das Recht oder Unrecht von Formen im Gottesdienſt. Nun hat freilich der Formalismus eben in der Kirche ſchon unendlichen Schaden gebracht. Man mag allerdings gegen ihn auf der Hut ſein. Aber ob denn nun etwa durch die Regel des freien Gebets der Formalismus, das Mechaniſche im Gottesdienſt vermieden wird? Es iſt wahr, daß es zu allen Zeiten der Kirche wohl Einzelne gegeben hat, die, reich begabt im Geiſte, ſtets ſalbungsvoll, gedankenſchwer, würdig zu beten wußten; in ſtets neuem Fluß der Ideeen trug ihr Beten die Bitten der Kirche, der Gemeinde, des Einzelnen in ſich. Allein das ſind denn doch Ausnahmen. Gewöhnlich aber wird durch dieß ſogenannte freie Beten dem Formalismus in ſeiner allerleidigſten Form gehuldigt. Dem Schein nach iſt das Gebet frei, der Wahrheit nach iſt es an die unerquicklichſte Kette von ſtehenden Phraſen und Gemeinplätzen gebunden; da kann man denn meiſtens von Anfang wiſſen, über welchen Grund der Betende Station für Station hingehen wird; es iſt Alles ſtereotyp und könnte ohne den geringſten Verluſt nach irgend einer Seite hin, ja vielleicht im Vortrag wie im Styl viel würdiger und darum mit wahrem Gewinn viel beſſer aus einem Kirchenbuche abgeleſen werden. Kein Wunder, daß denn auch die Andacht unter ſolchen Gebeten zumeiſt weit geringer iſt, als die Aufmerkſamkeit unter dem Predigen. Dem Nachdenkenden fällt bei dieſem Zuſtande der Sache beſonders auch das auf, daß gewöhnlich zwiſchen den Grundgedanken der Predigt und zwiſchen dem Gebet gar keine Gedankenverbindung exiſtirt, was man billig erwarten ſollte, da die ernſten Wahrheiten, die er predigen will, doch nothwendig dem Prediger als wichtig für die Seelen ſeiner Gemeinde vor dem Gemüthe liegen müſſen. Ja, ſelbſt das Herzensgebet am Schluſſe der Predigt iſt oft in ſo allgemeiner, ordinärer Phraſeologie abgefaßt, daß man wirklich denken ſollte, der Inhalt der Predigt ſtehe mit der Stimmung des Predigers ſelbſt durchaus in keiner näheren Beziehung. Dieſe Gebete aber, und zwar hauptſächlich die den Gottesdienſt eröffnenden Hauptgebete, leiden neben dieſem großen Mangel an Friſche, an neuen lebenden Gedanken noch ganz beſonders an einer oft jede Geduld über Gebühr verſuchenden Länge; man kann das an dem ganzen Zuſtand der Gemeinde ſelbſt während des Betens

wahrnehmen — wie ſehnlich harrt Alles des Schluſſes! Ueberdieß — betet denn die Gemeinde auch wirklich mit? Hört ſie nicht bloß Jemand beten? Klingt dieß Gebet in ihren Ohren nicht meiſtens nur wie ein anderes Stück von Predigt? Gerade weil das freie Gebet auf dieſem Wege etwas ſo ganz Einförmiges geworden iſt und gar oft wird, eben deßhalb fehlt ihm denn am Ende oft auch Alles, um es erbaulich, erfriſchend, anregend zu machen.' Wie oft macht ſich die Individualität des Predigers auch dabei in einer Weiſe geltend, die nicht geeignet iſt, den Geiſt wahrer Andacht zu fördern. Denn wenn er aus ſeinem Gebet ein Stückchen Beredtſamkeit macht, wenn er eine pompöſe Anrede an Gott liefert, wenn er in poetiſchen Schilderungen ſich ergeht, wenn er ſentimentale Tiraden an die Stelle eines feſten, glaubensvollen Rufens zu dem lebendigen Gott treten läßt, ſo mag man vielleicht einige Urſache haben, den Redner zu bewundern, gewiß aber viele, über den Beter zu trauren.

Geſetzt aber auch, dieſe Fehler ließen ſich vermeiden, ſo ſcheint uns doch eine ſolche Freiheit des Predigers in Allem, was den Gottesdienſt betrifft, noch andere große Gefahren zu haben. Je weniger überhaupt Form und Vorſchrift gelten ſoll, als ungebührlicher Zwang, der den Geiſt dämpft, deſto mehr muß Alles der Individualität des einzelnen pastor loci überlaſſen bleiben. Er wird alſo unter Anderem ſtets den Text wählen, wie er ihn will; er wird ihn in der Predigt auslegen nach ſeiner Art, die Worte zu faſſen, nach ſeinem Gutdünken, wobei ihm nur die Tradition, die ſtehenden Lehranſichten ſeiner beſonderen Secte zur Norm dienen mögen; er aber ohnehin betet auch ganz nach ſeiner individuellen Neigung. Nun mag er für irgend eine Seite am theologiſchen Syſtem eine ganz beſondere Vorliebe haben; er wird ſeine Texte darnach wählen, er wird das Steckenpferdchen wieder und wieder in ſeinen Predigten bringen; er wird vielleicht eben damit ſeinem Gebet eine Eigenthümlichkeit, aber freilich eine ganz ſtehende, darum bald ganz intereſſeloſe geben. Gewiß alle dieſe Frucht einer einſeitigen Scheu vor feſtſtehenden Formen in der Kirche kann nur ſehr ſchädlich auf die Gemeinde wirken; ſie erhält und nährt den ſectireriſchen Geiſt; ſie hindert das Fortſchreiten und das Wachsthum in der chriſtlichen Erkenntniß oft am allermeiſten. Ja, wir können uns denken, daß gerade auf dieſe Weiſe ſelbſt der Unglaube unvermerkt Eingang finden kann. Wenn ein Prediger Jahre lang ſeine Gemeinde leitet und weidet, ſo wird ſie geiſtig durch ihn mehr oder weniger gemodelt; je mehr er ohne Hemmung activ ſich verhält, je länger er an ihr arbeitet, deſto mehr wird ſie wie an ihn gewöhnt, ſo von ihm abhängig. Kein Papſt kann in der römiſchen Kirche ein größeres Anſehen der Infallibilität genießen, als das iſt, deſſen ſich mancher proteſtantiſche Paſtor unter ſeiner Heerde erfreut; je länger er ihnen die geiſtige Nahrung darreicht nach der Stufe ſeiner Erkenntniß, deſto weniger wiſſen die von ihm

Regierten, daß es noch Anderes zu lernen gibt, daß auch noch Anderes wahr ſein kann. Und wenn nun etwa im Lauf der Zeit ſeine Anſichten ſich ändern ſollten, wenn etwa wer weiß durch welche Einflüſſe Socinianismus oder Univerſalismus, oder irgend ein anderes Unkraut ſein Herz gewinnen ſollten, wie leicht wird es dem Prediger, durch ſein alleiniges Wort ganz ſubtil die Grenzmarken des alten Glaubens allmählig zu verrücken und je ſchlauer er iſt, um ſo unvermerkter kann er ſeine Gemeinde allmählig zu veränderten religiöſen Grundſätzen und Anſchauungen leiten. Manche Gemeinden ſind auf dieſem Wege der Lehre ihrer eigenen Kirche entfremdet worden und fanden ſich unvermerkt auf fremden Boden verſetzt. Doch — exempla sunt odiosa! Auch das nur eine der Gefahren, die aus allzugroßer indivueller Freiheit für die Kirche hervorgehen. Es gehört zum Weſen des Proteſtantismus, das Individuum in ſeine Rechte auch in kirchlichen Dingen einzuſetzen. Aber eine einſeitige Auffaſſung dieſes Prinzips iſt ebenſo verkehrt und ſo ſchädlich, als das entgegengeſetzte Extrem.

Nun ſind wir aber nicht gemeint, nur zum Lobe eines ſtärkeren Eingreifens liturgiſchen Elementes in unſeren Gottesdienſt reden zu wollen. Beſonders in der Art, wie jetzt Liturgie bei uns mit dem Gottesdienſt zumeiſt verbunden iſt, und wie es ſich damit ſelbſt in der Episkopalkirche verhält, finden wir nur ſehr wenig Befriedigendes. Allein wir haben es zunächſt jetzt nur mit dem liturgiſchen Prinzip überhaupt zu thun. Wo Liturgie gilt, da tritt mit ihr etwas Anderes entſchieden vor das Bewußtſein der Gemeinde, als nur die Individualität des Predigers. Sein zufälliges ſubjectives Weſen wird mehr in den Hintergrund geſtellt gegenüber dem Ausdruck des allgemeinen Glaubens und Betens der Kirche als einer Geſammtheit. Er iſt nur als Liturg das Organ, durch welches der im liturgiſchen Wort fixirte Glaube der Kirche auch als Glaube der mit ihr verbundenen Gemeinde im heiligen Act ausgeſprochen wird. Hier alſo muß eine feſtſtehende Formel gelten. Allein eben hiegegen erheben ſich nicht unbedeutende Einwürfe. Eben da, wo ſtehende Fomeln in der Kirche die größte Geltung hatten oder haben, iſt am allermeiſten Stagnation des religiöſen Lebens eingetreten. Es ſind Reactionen nöthig geworden und aus den Schranken der Formen befreit, hat der Geiſt lebendiger und kräftiger gewaltet. Für den Prediger ſelbſt iſt mehr Gefahr da, daß er eben von Amts wegen, vielleicht ganz geſinnungslos und herzlos abliest, wodurch die Wirkung des Gebetes auch bei den Zuhörern verloren geht. Können wir nicht ſelbſt im rechten Geiſte beten, ſo iſt unſer Gebet nach beſtehender Formel gewiß nicht das rechte, ſo gut auch die Formel ſein möchte. Aber die Formel wird auch nie für alle Zeit gleich gut ſein können. Jedes Geſchlecht hat ſeine eigenen Bedürfniſſe, daher betet auch jedes in ſeinem eigenthümlichen Geiſte. Die Allgemeinheit des Inhaltes, das Ehrwürdige des Alters kann ſelbſt bei der beſten Gebetsformel dieſen Man-

Digitized by Google

gel kaum erſetzen. Das Wichtigſte aber iſt, daß es eine eigentlich feſtſtehende Theologie nach Analogie des römiſch kirchlichen Syſtems innerhalb der proteſtantiſchen Kirche gar nicht geben kann. Wo eine ſolche bei uns etablirt werden will, da wird ſich dieß als eine Sünde wider den Geiſt des Proteſtantismus rächen. Der individuellen Forſchung der Schrift, der Geſchichte iſt keine Autorität gegenüber zu ſtellen. Wir haben unſere charakteriſche Eigenthümlichkeit eben in dieſem beweglichen Weſen; es äußert ſich daſſelbe auf deutſchem Gebiete mehr theoretiſch, auf engliſchem und amerikaniſchem vorherrſchend praktiſch. Der Einfluß der theologiſchen Erſcheinungen auf das Leben, auf die Wirklichkeit der Kirche läßt ſich aber bei uns ſo wenig hemmen, als die freie Forſchung ſelbſt. Um ſo weniger würden aber wohl feſtſtehende Gebetsformeln in die Länge genügen. Ja, wenn ſie durch irgend einen Einfluß Dinge in ſich aufgenommen hätten, die einer nachfolgenden Zeit als irrthümlich erſcheinen würden, ſo würde jedes Beſtreben eine Aenderung herbeizuführen für den Frieden der Kirche ſehr bedenklich werden. Solche Formulare möchten daher immer ein ſchlimmes Mittel werden, Menſchenſatzungen zu verbreiten und irrthümliche Anſichten in der Kirche geltend zu machen. Denken wir uns aber auch, die Orthodoxie würde in keiner Weiſe gefährdet, ſo iſt doch auch dem alten Einwurf, der gegen die ſtete Wiederholung derſelben Formeln gemacht wird, nicht alles Gewicht abzuſprechen. Mit dem, daß Viele ſtets neue Erbauung dabei finden, daß die Gebete ihnen eben durch Gewohnheit lieb und werth werden, iſt die Furcht nicht abgewieſen, daß bei der Menge allerdings eine Gefahr des opus operatum vorhanden iſt.

Wenn uns dieſen Einwendungen gegenüber bei liturgiſcher Feier nichts Anderes vor den Augen ſchwebte, als die Art und Weiſe, wie wir Liturgie in den meiſten Fällen angewendet und behandelt ſehen, ſo wüßten wir allerdings kaum etwas Entſcheidendes zu Gunſten von Liturgie zu ſagen. Was wir in unſeren gewöhnlichen proteſtantiſchen Gottesdienſten überhaupt vermiſſen, iſt eine organiſche Mitthätigkeit der Gemeinde bei derſelben. Der Proteſtantismus iſt in ſich ſelbſt inconſequent, wenn er die Gemeindeglieder bei der gottesdienſtlichen Handlung mundtodt macht; er ſollte dieſen Fehler um ſo mehr fliehen, je mehr er die innere freie religiöſe Belebung des Individuums anſtrebt, je mehr er ſeit Luthers und Speners Tagen das Prieſterthum des Laien auch zu ſchätzen weiß. Diejenigen, die friſches Leben in der Kirche, eine kräftig, auch im Bekenntniß ſich kundgebende Religioſität wollen, wiſſen nicht, was ſie thun, wenn ſie die Mitbethätigung der Gemeinde beim Gottesdienſt nicht als ein Hauptmittel zur Förderung lebendiger Frömmigkeit betrachten und nach Kräften zu fördern ſuchen.

Und daß unſere Gemeinden doch in der That ſehr wenig ſelbſtſtändig in unſerer gottesdienſtlichen Feier betheiligt ſind, daß der Prediger, dieß einzelne

Individuum, Alles in Allem dabei thut und handelt, daß die Laien eine durchaus paſſive Rolle ſpielen, daß ſie nur wie eine rein receptiv ſich verhaltende Menge von der Kanzel aus gemodelt und geformt werden, das läßt ſich denn doch nicht leugnen. Was iſt unſer Gottesdienſt geworden? Beinahe nichts, als eine Gelegenheit, Geſang, Gebet und Predigt zu hören. Iſt das die Anbetung voll Geiſt und Leben, wie ſie unſere Gemeinden dem Herrn darbringen ſollen? Wir würden uns in der römiſchen Kirche, wo die Prieſterſchaft die Kirche iſt, die Laien aber ewig ein „Draußen“ bilden, über ſolchen Zuſtand nicht wundern. *) Wir wiſſen auch, daß der jetzige Zuſtand in den verſchiedenen Sectionen der proteſtantiſchen Kirche auch in dieſer Hinſicht dem gar nicht entſpricht, was die Reformatoren gewünſcht und gewollt haben. Die Episkopalkirche beſitzt an ihrem Kirchengebetbuch eine Gabe, die uns, was wir auch an der Ausführung der Sache dort etwa tadeln möchten, richtig andeutet, wie man ſchon im 16ten Jahrhundert über die Wichtigkeit einer lebendigen Selbſtthätigkeit der Gemeinde beim Gottesdienſt dachtete. Die Kirche Deutſchlands, beſonders in ihrer lutheriſchen Beſtimmtheit, beſitzt an ihren Kirchenliedern und Chorälen einen heiligen Schatz, der dort ſeit Luther die kräftige Mitwirkung der geſammten Gemeinde zur gemeinſamen Anbetung Gottes als einen Grundtrieb des reformatoriſchen Wirkens beurkundete. Es iſt Vieles davon der deutſchen Nation bis auf dieſen Tag geblieben und doch wird auch in Deutſchland eine Reformation und — Reſtauration hierin anzuſtreben für nöthig erachtet. Was iſt unſer lahmes, von der Orgel in's Schlepptau genommenes Choralſingen, wie es jetzt an den meiſten Orten im Schwange iſt, gegen jenen friſchen, kräftigen Geſang unſerer Gemeinden in alten Zeiten? Die Componiſten des 16ten Jahrhunderts würden an unſerem Singen kaum ihre Melodieen noch erkennen. Doch — es iſt, wo eine Gemeinde als Ganzes mitſingt, noch immer eine erhebende Betheiligung derſelben am Gemeindegottesdienſt. Vollends aber die meiſten Sectionen des engliſchen Proteſtantismus — welche proſaiſche Kälte oder dafür oft — welcher gemüth- und bildungsloſe Ausbruch überreizter Nerven! Wir ſagen, daß ſich die Natur dadurch wie convulſiviſch für das an ihr begangene Unrecht zu rächen ſucht. Iſt das Herz einer Sache warm zugethan, von ihr lebendig ergriffen, ſo will es das ſo gewiß nach außen hin kund geben als es ſein Blut aus ſeinen Kammern durch die Adern in den Leib hinaus ergießt. Findet dieſe Kundgebung der inneren Belebung nach außen nicht regelmäßig, geordnet ſtatt, ſo muß eine ungeſunde Rück-

*) Und doch iſt merkwürdiger Weiſe das Volk im römiſchen Gottesdienſt weit weniger paſſiv, als in den meiſten proteſtantiſchen Kirchen. Das bemerkt auch der treffliche ſchweizeriſche Theologe Vinet in ſeiner Paſtoraltheologie, S. 179 der engliſchen Ueberſetzung: „It is remarkable that in our worship passivity predominates, while activity distinguishes the catholic!“

wirkung eintreten und gewaltſame Ausbrüche werden folgen. Wir wundern uns nicht im geringſten über die wilden, ungebildeten, excentriſchen Erſcheinungen, die man meiſt kurzweg obwohl nicht ganz richtig mit dem Namen Methodismus in Verbindung bringt. Wir halten ſie für pſychologiſch ganz naturgemäß. Aber wir wundern uns, daß ehrliche Menſchen darin ſchon beſondere Geiſteswirkungen ſehen konnten und daß auch viele Theologen unter uns durch ſolche Dinge ſich nicht aufgefordert ſehen, dafür zu ſorgen, daß auch das Gefühl und Gemüth der Laien auf eine mehr geordnete, würdige Weiſe im öffentlichen Gottesdienſt ſich kundgeben und äußern kann. Wir glauben, daß die meiſten engliſchen, etwa der presbyterianiſchen oder baptiſtiſchen Richtung zugehörigen Gemeinden ihre Pſalmen vor etlichen Menſchenaltern noch ganz anders geſungen haben, als heutzutage, wo ſie ſie ja meiſtens gar nicht ſingen. Denn man mache einen ſolchen Gottesdienſt nur einmal mit. Der Prediger kündigt der Gemeinde den Pſalm, das Lied an. Wer ſingt es? Die Gemeinde? Nein wahrlich; denn die läßt ſich meiſtens von einem Chor vorſingen und dann vorbeten und vorpredigen, wie dieß in der römiſchen Kirche der Fall iſt und wenn man ſie nicht ſehen würde, ſo wüßte man beinahe nicht, daß eine Gemeinde da iſt. Gewiß, das iſt ein einer gemeinſamen Anbetung ganz unwürdiger Zuſtand, und leider hat er anſteckend auf viele urſprünglich der deutſchen Kirche entſtammende Gemeinden gewirkt. Nun — wer denken kann, daß das ein rechter geiſtiger Gottesdienſt iſt, der denke es im Dienſte der ihn bindenden Tradition und Gewohnheit und weil er ſich zu etwas Edlerem, Würdigerem nicht zu erheben weiß. Im Himmel lobt Alles den Herrn, die Aelteſten auf ihren Stühlen haben ihr Lied, die Engel und die Chöre der Seligen fallen ein in viel tauſendmal tauſen Stimmen in das Bekenntniß des dreieinigen Gottes und in ſein Lob ohne Aufhören. Nun, ſollten unſere Gottesdienſte hienieden nicht auch ein Vorſchmack davon ſein, ſollten ſie nicht am Muſter der zum ewigen Sieg gedrungenen Gemeinde dort oben ſich bilden? Wir bringen unſere kritiſchen Naſen mit in die Kirchen; das iſt ein großes Uebel. Wir kommen viel zu ſehr mit unſerem Raiſonnement, als daß wir ſo recht kindlich beten und demüthig unter Gottes gewaltige Hand uns beugen würden. Wenn wir nur wenigſtens recht kämen, um Gottes Wort zu hören, aber es iſt uns doch viel mehr um die Predigt, um die Rede zu thun, die obendrein ſehr oft gar keine rechte geſunde Erklärung und Anwendung des Textes iſt, ſondern ganz willkührlich an denſelben hinten angehängt wird. So wenig wir wünſchen, daß der Predigt bei uns Abbruch gethan werde, ſo ſehr bedauern wir, daß der eigentliche Geiſt des Anbetens aus unſeren gottesdienſtlichen Feierlichkeiten, aus den Laien, ja ſelbſt aus den Predigern großentheils entſchwunden iſt.

Aus dem Bisherigen geht deutlich hervor, daß wir dem gemeinſamen Gebete in unſeren Gottesdienſten bei weitem mehr Bedeutung verleihen möchten, als ihm gewöhnlich unter uns zukommt. Wir wünſchen uns betende, im Geiſt und

in der Wahrheit anbetende Gemeinden. Wir hofften dadurch nicht nur die Erbauung Aller gefördert, ſondern unſere Gottesdienſte überhaupt vervollſtändigt, zu dem gemacht zu ſehen, was ſie an ſich ſein ſollen. Die Frage wäre nur, wie wir uns die Sache in der Ausführung ſelbſt denken. Wir empfinden die Schwierigkeit, die die Realiſirung des Gedankens hat. Kaum möchte uns irgend eine der alten chriſtlichen Formen ganz in der Gegenwart entſprechen, ſo viel wir daran zu lernen haben. Wenn wir aber auf der Mitthätigkeit der Gemeinde allerdings beharren, ſo ſetzen wir jetzt als oberſten Grundſatz hinzu, daß wir uns dieſelbe jedenfalls als eine ſtreng geordnete denken. In jenen methodiſtiſchen Extravaganzen iſt allerdings das Gefühl, daß die Gemeinde auch activ Theil nehmen ſoll, vorhanden; aber es bricht zuchtlos aus; es reißt ſich eben von der Gemeinſamkeit, von der Ordnung los und macht ſich individuell ungebunden geltend. Das iſt das Widerwärtige, Störende dabei und iſt weder der Selbſttäuſchung noch ſonſtigem Betruge dabei geſteuert, ſo ſcheinbar und ächt die Regungen des ergriffenen Gemüthes ſich auch geben mögen. Die Liturgie der Episkopalkirche, wie ſie glaubenskräftig und reich an kirchlicher Wahrheit iſt, ſo läßt ſie durch die Reſponſorien auch die Laien in ihr Recht treten; und wir wiſſen in aller Welt nicht, was Leute beſonders innerhalb der lutheriſchen Kirche gegen Reſponſorien einwenden wollen; dieſe Leute ſind es eben, welche über das methodiſtiſche Dreinſchreien und Seufzen der Laien viel milder urtheilen; und doch iſt hierin eben nur die zuchtloſe, wilde Art von Reſponſorien zu erblicken, die aber allerdings keine Zierde des chriſtlichen Gottesdienſtes iſt, in welchem in allen Stücken Anſtand, Ordnung, Würde ſich finden ſoll. Wenn durch Reſponſorien in rechter Art eben das bezweckt wird, daß die Gemeinde wie aus Einem Munde ihren Glauben öffentlich bekennt und daß ſie, was in ihrer Mitte der Prediger thut, auch ſelbſtſtändig für ſich in ihrem Theile thut, was läßt ſich denn hingegen Vernünftiges, Ernſtliches vorbringen? Uns iſt eine Liturgie ohne Reſponſorien eben überhaupt keine rechte Liturgie und ſie hat auch in früheren Zeiten nie dafür gegolten. Aber auch die ernſteſte Form des Liturgiſchen, wie es uns jetzt gewöhnlich ſich darſtellt, hat bei uns Liturgie überhaupt ganz unbilligerweiſe in Mißcredit gebracht. Auch die Art, wie es bei dem Gottesdienſt der Episkopalkirche gewöhnlich zugeht, kann uns nicht befriedigen; es iſt zumeiſt ein Gemurmel, ein ungeordnetes Untereinander beim Leſen der Reſponſen, das nur gar keinen angenehmen Eindruck macht; es entbehrt gänzlich des Rhythmus, der Kraft, der Würde.

Der deutſche Choral, obwohl darin ächt liturgiſch, daß er, je mehr er reiner Choral iſt, um ſo weniger nur das ſubjective Gefühl des Einzelnen, ſondern die kräftige Grundſtimmung einer Geſammtheit bald in ernſterer bald in heiterer Weiſe ausdrückt, iſt doch keineswegs geeignet, Liturgie zu erſetzen, ſo wenig als das vortrefflichſte Kirchenlied; denn Singen und Beten nicht allein, ſondern beſonders auch Choralgeſang und liturgiſcher Geſang, wenn man dieſen je reſtitui-

ren wollte, ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Nun iſt vollends aber auch gar nicht jedes Kirchenlied ein Gebet und ſo ſchlecht unſere jetzt gewöhnliche Art des Choralſingens iſt, ſo wenig ſie mit der urſprünglichen Weiſe, die Choräle zu ſingen, übereinſtimmt, ſo nimmt das Ohr doch viel zu ſehr am rein Muſikaliſchen, an dem Reiz der Melodie, an ihrem Steigen und Fallen Antheil, als dieß ſich mit ächt liturgiſchem Vortrage verbinden darf. Unſer jetziges deutſches Choralſingen iſt ſehr förderlich, uns über dem langſamen, gedehnten Gang unſerer halben und ganzen Noten recht ordentlich der zu ſingenden Worte vergeſſen zu laſſen; der Geiſt des Betens will ſich damit am wenigſten vertragen; wie vieles, dem Gebet ganz Fremdartige mag uns durch die Seele gehen, bis jede Note und jede Sylbe ihr ordentliches Maaß von vier Pulsſchlägen empfängt, wie das ein neuerer Schriftſteller über dieſen Gegenſtand nicht viel übertreibend geſagt hat. Bei liturgiſcher Handlung aber muß Alles vermieden werden, was Zerſtreuung herbeiführen, das Intereſſe vom eigentlichen Gedankenſtoffe, vom unmittelbaren Inhalte des Vortrags ablenken könnte, ſei es nun förmliches Gebet oder Bekenntniß des Glaubens.

Wollen wir endlich noch ein Wort ſagen über die in der engliſchen Kirche in ihren verſchiedenen Zweigen gewöhnlichen Melodieen und Lieder, ſo ſind beide zum Theil ſehr ſchön, nur Schade, daß die letzteren zwar großentheils ſehr fromme, aus tiefer religiöſer Empfindung hervorgegangene, ſubjectivem religiöſem Bedürfniß in ſeinem mannigfachen Wechſel völlig entſprechende, vorherrſchend lyriſche Gedichte, aber meiſt keine Kirchenlieder ſind; die erſteren aber großentheils mit Religion zum Theil nichts oder doch nur mit der römiſchen zu thun haben. Sie ſind nicht aus dem das ächt evangeliſche Herz in ſeinem Gottesdienſt beſeelenden Gefühle hervorgegangen; es macht daher beſonders in dieſem Lande auf den muſikaliſch gebildeten Europäer einen höchſt ſeltſamen Eindruck, wenn er Melodieen, die draußen den Freimaurerlogen oder politiſchen Feierlichkeiten oder der katholiſchen Meſſe oder gar der luſtigen Studentengeſellſchaft angehören und ganz dem dort herrſchenden Geiſte entſprechen und zum Ausdruck verhelfen, hier mit frommem Text in puritaniſch oder methodiſtiſch inficirten Gemeinden ſingen hört. Als ob Inhalt und Form, Text und Melodie, das fromme Gefühl des Liedes und die weltliche Weiſe der Melodie ſo gar nichts mit einander zu ſchaffen hätten! Zwar hat beſonders die Episkopalkirche herrliche Chorallieder und wohl überall hört man doch je und je Etwas aus einem Händel'ſchen Oratorium. Aber die muſikaliſchen Schätze, welche der Proteſtantismus, die Religion der Innerlichkeit und darum auch in ganz beſonderem Sinne die muſikaliſche Religion, geſchaffen hat, von Luther bis auf Mendelſohn, ſind noch lange nicht ausgebeutet, noch lange nicht auch nur annähernd in ihrem Werthe dem Ganzen der proteſtantiſchen Kirche zur Kenntniß gebracht. Allein ob ſie auch unſere gottesdienſtliche Feier unendlich zu verherrlichen geeignet wären, ſo wollen wir ſie natürlich in keine nähere Verbindung mit dem Li-

turgiſchen gebracht wiſſen. Wohl wäre es wünſchenswerth, daß der ſtrenge Rhythmus bei der Liturgie auf Seiten des Predigers wie der Gemeinde einträte. Aber ob die Prediger, ob die Gemeinden die dazu nöthige muſikaliſche Bildung im Ganzen je gewinnen werden? Daß die Theologen muſikaliſch gebildet werden ſollen, das hat Niemand dringender gefordert als Luther, der nicht ohne guten Grund Religion, Theologie und Muſik in einem ſo engen Bunde wiſſen wollte. Aber freilich meinte er damit gar nicht die Motetten und Arien, die uns jetzt meiſtens in den engliſchen Kirchen vorgetragen werden und oft auch in den deutſchen von den ſogenannten Singchören. Was für ungeiſtliche Melodieen voll leichter Gefühlståndelei, kraftloſer Sentimentalität man da oft zu hören bekommt! Wir ſind gar nicht gegen Singchöre im Gottesdienſt; aber wir wünſchen ſie als die Stimmen der Jugend neben dem Geſang der Alten, wir wünſchen ihren Wechſel mit dem liturgiſchen Wort des Predigers in Wechſelwirkung treten zu ſehen; wir wünſchen ſowohl ſingend als auch betend und bekennend die ganze Gemeinde, aber in naturgemäßer Gliederung bei unſerem Gottesdienſt in ſchöner, erhebender Weiſe lebendig betheiligt, mitthätig zu ſehen.

Wir brauchen nicht beizufügen, daß wir uns, ohne dem freien Herzensgebet ſeine Stellung und ſein gutes Recht in unſerem Gottesdienſte irgend verkümmern zu wollen, für feſtſtehende Gebetsformen ausſprechen. Nur wollen wir ſie auch nicht als etwas für alle Ewigkeit Stereotypirtes betrachtet wiſſen. Dagegen ſichert uns an ſich ſchon das Weſen unſerer proteſtantiſchen Denkweiſe auch auf religiöſem Boden. Das Richtige wird ſein, der Zeit, ihrer Allgewalt Rechnung zu tragen; aber das Ewige, Unveränderliche, das Weſen der Offenbarung, die Subſtanz des chriſtlichen Glaubens darf dadurch nicht angetaſtet werden. Am wenigſten ſollte ein Beſtreben da ſein, confeſſionelle Unterſchiede verwiſchen zu wollen in der Kirche bei ihrer Feier, in ihrem fortwährend lebendig ſich äußernden Glaubensbekenntniß, in der Liturgie. Ein ſolches bekenntnißloſes, blaſirtes Chriſtenthum iſt verächtlich, farblos, hohl. Noch viel mehr ſollte man aber ſich hüten, ein beſtehendes Kirchenbekenntniß durch neu geſchaffene liturgiſche Formen ändern zu wollen. Derjenige Menſch, der die eigenthümlichen ſtehenden Züge ſeines Charakters entſtellen und verſtellen will und ein Anderer ſein will als die Natur ihn ſchuf, der macht ſich lächerlich; ebenſo eine Kirche; ſie iſt auf dem Wege ihres Ueberganges in ein anderes, wenn ſie den Sinn für ihr eigenthümliches Weſen verliert. Man laſſe ſich doch nicht täuſchen, als ob irgend eine Zeittheologie, die uns etwa wie der deutſche Rationalismus die Unwahrheit der lutheriſchen Lehre von den Sacramenten mit ein Paar ordinären Denkformeln demonſtriren will, Stand halten könne gegen die Kraft des religiöſen Geiſtes, aus der im 16ten Jahrhundert ein ſolches Bekenntniß hervorging. Verſtandesſchlüſſe und religiöſer Glaube mögen tauſendmal in Conflict kommen; wo der ernſteſte religiöſe Geiſt alle Einwürfe des Verſtandes einem höheren Zwange unterwirft, da muß eine tiefere Urſache, ein

heiliges unabweisbares Bedürfniß zu Grunde liegen und dagegen ſind etliche Formeln, aus der vulgären Logik genommen, nur Stroh und Stoppeln. Vollends aber ſollten Liturgieen ſich hüten, etwas Anderes auszuſprechen als den Glauben, der die Kirche ſchuf und auf dem ſie als auf ewiger Grundlage ruht. — Mit dem lächerlichen Einwurfe, daß ſtehende, geſchriebene Gebetsformeln eine todte, abgelebte, des Chriſten unwürdige Sache ſeien, haben wir es nicht mehr zu thun. Wir haben oben nachgewieſen, wie ſtereotyp und gebunden eben das ſogenannte freie Gebet meiſtens wird. Und dann müßten wir unſere Pſalmbücher und Gebetbücher miteinander auch weglegen. Wir erinnern nur daran, wie viel Segen aus den alten erprobten Gebetbüchern gekommen iſt und noch kommt. Wer ſie in unverſtändigem Eifer in Verachtung zu bringen ſucht, der mag viel dazu beitragen, daß mit der Zeit das Familiengebet noch mehr in Abgang kommt, als es bereits gekommen iſt; und daß die Gabe, vor Andern frei zu beten, auch manchem frommen Herzen verſagt iſt, daß man dazu ohnehin nicht immer gleich fähig iſt, das iſt eine bekannte Sache. Eine gute Liturgie, je mehr ſie auch in die Hand der Laien kommt, deſto mehr kann ſie ein Mittel werden, zu lehren, wie man recht beten, in welchem Geiſt man beten ſoll; ſie gibt auch den Laien ein Mittel in die Hand, daß er daran um ſo beſſer erkennen und prüfen mag, ob, was er von der Kanzel hört, auch mit der Lehre ſeiner Kirche übereinſtimmt. Wenn aber der Geiſtliche aus dem Kirchenbuche betet, und die Gemeinde aus dem Kirchenbuche ebenfalls mitſpricht, mit bekennt, mitbetet, ſo tritt ihr dabei das ſo bedeutungsvolle Moment vor die Seele, daß hier nicht individuelle Meinung, augenblickliches Gefühl ſich kund gibt, ſondern daß der Glaube der ganzen Kirche auch in ihr lebt, daß ſie durch dieß heilige Band mit den Geſchlechtern der Vergangenheit und mit denen der Zukunft zu einem heiligen Verein verbunden iſt. Das ſind, gegenüber den leidigen Schwankungen des religiöſen Geiſtes unter den Einflüſſen des weltlichen Zeitgeiſtes, einer zuchtloſen Schwärmerei voll Trugs und Scheins und einer zuchtloſen Theologie des Unglaubens, in der That keine gleichgültigen Dinge.

(Schluß folgt.)

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

(Fortſetzung.)

§. 11. Auguſtin's häusliches Leben und biſchöfliche Amtsverwaltung.

Wir wollen nun zuerſt einen Blick auf Auguſtin's Privatleben werfen, dann ihn als Biſchof der Gemeinde betrachten und endlich ſeine öffentliche kirchliche und literariſche Thätigkeit und ſeinen Einfluß auf die Nachwelt ſchildern.

Seine Lebensweiſe war höchſt einfach und trug jenen aſketiſchen Charakter, welcher mehr dem Genius des Katholicismus, als des Proteſtantismus entſpricht, aber doch frei war von jenen unnatürlichen Uebertreibungen und Elementen der phariſäiſchen Selbſtgerechtigkeit, die ſich ſo gar leicht an die mönchiſche Frömmigkeit anſchließen. Er wohnte mit ſeinem Klerus in Einem Hauſe und ſuchte mit ihnen das Bild der erſten Chriſten-Gemeinde Ap. Geſch. 4, 31 darzuſtellen. Allen war alles gemein, keiner hatte vor den andern, auch nicht er ſelbſt, irgend etwas voraus. Gott und ſeine Kirche ſollten ihnen genügen. Wer ſich dazu nicht verſtehen konnte, den nahm er nicht unter die Zahl ſeiner Geiſtlichen auf. Zugleich hatte er eine Art von theologiſchem Seminar, wo angehende Kleriker ſich auf praktiſchem und theoretiſchem Wege zu dem wichtigen Amte, das die Verſöhnung predigt, ausbilden konnten. Gewiß konnten ſie keinen beſſeren Lehrer finden. Schon als Presbyter hatte er ſeine alten Freunde Alypius und Evodius, ſo wie mehrere neue, wie Poſſidius und Severus, zur Fortſetzung der gemeinſchaftlichen Studien nach Hippo gezogen, und dieſe bildeten den Anfang jener theologiſchen Pflanzſchule, aus der nach und nach gegen zehn Biſchöfe und viele niedere Geiſtliche hervorgegangen ſind. In ſeiner Nahrung war er äußerſt genügſam und lebte faſt nur von Kräutern und Gemüſe. Wein wurde nach der Sitte jener Gegenden allen vorgeſetzt, einem jeden nach beſtimmtem Maaße, doch war natürlich alles Uebermaaß ſtreng verpönt. Ueber Tiſche wurde aus einem heil. Buche vorgeleſen, oder man gab ſich freier

Digitized by Google

Unterhaltung hin, wobei aber der Ruf eines Abweſenden nie angetaſtet werden durfte. Ueber der Beobachtung dieſer Regel der Nächſtenliebe wachte Auguſtin ſehr ſtreng. Seine Kleidung und Hausrath waren anſtändig, aber fern von allem Luxus. Ueberaus vorſichtig war er in Bezug auf das weibliche Geſchlecht. Er erlaubte keiner Frau, nicht einmal ſeinen nächſten Verwandten, im biſchöflichen Hauſe zu wohnen. Auch ließ er ſich mit keiner in ein Geſpräch ein, außer in Gegenwart eines Geiſtlichen. Er für ſeine Perſon gab dem eheloſen Stande den Vorzug, wie St. Paulus (1 Kor. 7, 1. 7. 8.); doch ſetzte er die Ehe nicht herab, wie ſo manche Kirchenväter, und warnte vor Uebertreibung.

Als Biſchof war er überaus treu und gewiſſenhaft in der Verwaltung ſeiner mannigfachen Pflichten. Er hatte ein tiefes Gefühl von dem Ernſt und der Verantwortlichkeit des geiſtlichen Berufes. „Es gibt nichts“, ſagt er, „was in dieſem Leben und beſonders in dieſer Zeit leichter, erfreulicher und den Menſchen angenehmer wäre, als das Amt eines Biſchofs oder Presbyters oder Diakonus, wenn man die Sache oberflächlich und nach Menſchengunſt betreibt; aber auch nichts, was in Gottes Augen elender, trauriger und verdammlicher wäre. Ebenſo gibt es andererſeits in dieſem Leben und beſonders in dieſer Zeit nichts Schwierigeres, Mühſameres und Gefährlicheres, als das Amt eines Biſchofs oder Presbyters oder Diakonus; aber auch nichts Seligeres vor Gott, wenn man ſich darin als ein treuer Streiter unter der Fahne Chriſti bewährt.“ *) Dem Amte des Wortes lag er fleißig ob: er predigte manchmal fünf Tage nach einander, bisweilen zwei Mal an einem Tage. So oft er irgend Zeit fand, bereitete er ſich darauf vor. Wenn er aus der Fülle der Begeiſterung von heiliger Stätte redete, fühlte er die Unzulänglichkeit der menſchlichen Sprache für den angemeſſenen und raſchen Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, die dann wie mit Blitzesſchnelle durch ſeine Seele zogen. Als Ziel der geiſtlichen Beredtſamkeit ſetzte er ſich vor, daß alle mit ihm und er mit allen in Chriſto leben möchten, alſo ſich ſelbſt und die Zuhörer in Chriſtum hineinzupredigen. — Das ſei ſeine Leidenſchaft, ſeine Ehre, ſein Ruhm, ſeine Freude, ſein Reichthum.

---

*) Ep. 21. tom. II ed. Bened. Die Worte ſind wohl werth, von jedem Candidaten der Theologie erwogen zu werden. „Nihil est in hac vita, et maxime hoc tempore, facilius et laetius et hominibus acceptabilius episcopi, aut presbyteri, aut diaconi officio, si perfunctorie atque adulatorie res agatur; sed nihil apud Deum miserius et tristius et damnabilius. Item nihil est in hac vita, et maxime hoc tempore, difficilius, laboriosius, periculosius episcopi, aut presbyteri, aut diaconi officio; sed apud Deum nihil beatius, si eo modo militetur, quo noster imperator jubet.“

Zwiſchen Uneinigen ſtiftete er Verſöhnung und brachte oft manche Tage damit hin. Es ward ihm ſchwer, da er am liebſten der Contemplation oblag, aber das Pflichtgefühl ſetzte ihn über die Unannehmlichkeit des Geſchäftes hinaus. Für Unglückliche verwandte er, wie Ambroſius, ſich häufig bei der Obrigkeit und verſchaffte ihnen Recht oder Gnade. Mit beſonderer Sorgfalt nahm er ſich der Armen an. Er betrachtete den Geiſtlichen als einen Armenvater. Als er einſt gewahr wurde, daß wenig in den Opferkaſten gelegt worden war, ſchloß er eine Predigt mit den Worten: „Ich bin ein Bettler für die Bettler und will es gerne ſein, auf daß ihr zu den Kindern Gottes gehören möget.“ In dringenden Fällen ließ er, wie Ambroſius, Kirchengeräthe einſchmelzen, um Nothleidenden zu helfen und Gefangene loszukaufen. Die Bereicherung der Kirche ſcheint ihm nicht ſo am Herzen gelegen zu haben, wie vielen Biſchöfen ſeiner Zeit. Er wollte keine Vermächtniſſe annehmen, durch welche den natürlichen Erben Unrecht geſchah, denn „die Kirche will keine ungerechte Erbſchaft;“ und er lobte daher in einer Predigt den Biſchof Aurelius von Carthago, daß er unaufgefordert einem Manne, der ſein ganzes Vermögen der Kirche vermacht hatte, daſſelbe zurückgab, als ihm ſeine Frau unerwartet Kinder gebar. Neben ſeiner Pflanzſchule für Geiſtliche gründete er auch religiöſe Frauengenoſſenſchaften. Einer derſelben ſtand ſeine Schweſter, eine gottſelige Wittwe, vor. Er verſicherte einſt ſeine Gemeinde, daß er nicht leicht beſſere, aber auch nirgends ſchlechtere Menſchen gefunden habe, als in dieſen Klöſtern.

Allein Auguſtin's Wirkſamkeit erſtreckte ſich weit über ſeine Gemeinde hinaus und auf die ganze africaniſche, ja ganze abendländiſche Kirche. Er war der leitende Genius auf den africaniſchen Synoden, die gegen Ende des 4ten und Anfang des 5ten Jahrh. zu Carthago a. 398, 403, 411, 413, 419, und an anderen Orten, beſonders gegen Donatiſten und Pelagianer gehalten wurden. Er nahm an allem, was ſeine Zeit bewegte, den lebendigſten Antheil und war unermüdlich, ſeine Kräfte dem Ganzen dienſtbar zu machen. Die katholiſche Kirche hatte damals drei große Feinde, die ſie überall zu entſtellen und zu zerreißen drohten und auch in die Gemeinde von Hippo eingedrungen waren, den Manichäismus, Donatismus und Pelagianismus. Auguſtin war ihr größter Gegner und endlicher Sieger. In ihm concentrirte ſich ſo zu ſagen die ganze geiſtige Kraft der lateiniſchen Kirche zur Widerlegung dieſer Gegner. Kein erlaubtes Mittel hat er unbenützt gelaſſen zur Entfernung des Uebels. Vor allem aber hat er mit der Waffe des Wortes gekämpft und eine große Anzahl von Schriften geſchrieben, die, obwohl ſpeciell für die damaligen Bedürfniſſe und Verhältniſſe beſtimmt, einen Schatz der tiefſten Wahrheiten für alle Zeiten enthalten.

§. 12. Auguſtins letzte Lebensjahre und Tod.

In ſeinen letzten Jahren warf Auguſtin noch einmal einen Blick zurück auf ſeine ganze literariſche Thätigkeit und unterwarf dieſelbe in ſeinen Retractationen einer ſtrengen Kritik. Auch fallen in dieſe Zeit ſeine Schriften gegen die Semipelagianer, in denen ein milder, ſanftmüthiger Geiſt herrſcht. Er neigte ſich, wie Luther, mit zunehmender Körperſchwäche zur Schwermuth hin. Dieſe wurde genährt durch manche bittere Erfahrungen und durch die harten Schläge, die ſein Vaterland trafen. Der Vandalenkönig Genſerich zog mit 50,000 Kriegern, darunter Gothen und Alanen, im Mai des Jahres 428 aus Spanien nach Africa, das nun aller Verwirrung und Verwüſtung anheimfiel. Die Barbaren wütheten ärger, als die wilden Raubthiere, äſcherten Städte und Dörfer ein, ſchonten kein Alter und Geſchlecht, verfuhren beſonders hart gegen den rechtgläubigen Klerus, da ſie ſelbſt Arianer waren, und verwandelten das ſchöne Land in eine Einöde. Auguſtin war der Anſicht, die Biſchöfe wenigſtens ſollten bei ihren Gemeinden in der Noth ausharren, die Bande, welche die Liebe Chriſti geknüpft habe, nicht zerreißen und ruhig hinnehmen, was Gott über ſie verhänge. „Wer ſo flieht", ſchrieb er an den Biſchof Quodvultdeus, „daß die Kirche durch ſeine Flucht nicht der nöthigen Dienſtleiſtung entbehrt, der thut, was der Herr gebietet oder doch geſtattet. Wer aber ſo flieht, daß der Heerde Chriſti die Nahrung, wovon ſie geiſtlich lebt, entzogen wird, der iſt ein Miethling, welcher den Wolf kommen ſieht und flieht, weil er keine Sorge trägt für die Schaafe."

Der kaiſerliche Befehlshaber von Africa, Bonifacius, der dem Auguſtin befreundet war, ihm aber vielen Kummer verurſachte, wurde von den Vandalen geſchlagen und warf ſich mit den Trümmern ſeines Heeres im Mai 430 in die feſte Stadt Hippo, wohin ſich mehrere Biſchöfe, auch Poſſidius, geflüchtet hatten. Auguſtin fühlte ſchmerzlich den Jammer des Landes und die Zerſtörung des Gottesdienſtes, der nun bloß noch in drei feſten Städten, Carthago, Cirta und Hippo gehalten werden konnte. Er äußerte einſt bei Tiſche zu ſeinen Freunden: „Was ich von Gott erbitte, iſt, daß Er dieſe Stadt von den Feinden befreie, oder, wenn Er es anders beſchloſſen, Seine Knechte zum Leiden ſtärke, oder, was mir das Liebſte, daß Er mich aus dieſer Welt zu Sich rufe."

Die letzte Bitte wurde ihm gewährt. Im 3ten Monat der Belagerung befiel ihn ein heftiges Fieber, und 10 Tage vor ſeinem Tode zog er ſich in die Einſamkeit zurück, nachdem er bis dahin ſeiner Gemeinde ohne Unterbrechung das Wort Gottes verkündigt hatte. Er brachte dieſe Zeit im Leſen der Bußpſalmen, die er ſich an die Wand bei ſeinem Bette hatte heften laſſen, in heiligen Betrachtungen, Thränen, Gebet und Fürbitte zu.

Er hatte einſt geſagt, Niemand, beſonders kein Prieſter, ſoll ohne ernſte Buße aus dieſem Leben ſcheiden, und von ſich ſelbſt geſchrieben: „Ich laſſe nicht ab zu weinen, bis Er kommt und ich vor Ihm erſcheine, und dieſe Thränen ſind mir eine liebliche Nahrung. Der Durſt, der mich verzehrt und mich unaufhaltſam hinzieht zu jener Quelle meiner Liebe, dieſer Durſt wird immer brennender in mir, wenn ich mein Heil ſich verzögern ſehe. Dieſes nie erlöſchende Verlangen entlockt mir Ströme, wie in den Freuden, ſo auch in den Leiden dieſer Welt. Ja, wenn ich gut ſtehe mit der Welt, bin ich mir böſe, bis ich erſcheine vor dem Angeſicht meines Gottes.“ Am 28ſten Auguſt 430 im 76ſten J. ſeines Alters ſchied der große Mann im vollen Gebrauch ſeiner Sinne und im Beiſein ſeiner Freunde friedevoll in die ſelige Ewigkeit hinüber. Er hinterließ kein Teſtament, da er als freiwilliger Armer über kein Privateigenthum zu verfügen hatte, als ſeine Bücher und Manuſcripte, welche er der Kirche vermachte. *)

Bald darauf wurde Hippo eingenommen. Africa ging für die Römer verloren und trat fortan vom Schauplatz der Kirchengeſchichte ab. Der Culminationspunkt der geiſtigen Größe der afrikaniſchen Kirche war auch ihr Verfall. Aber ihre reifſte Frucht, der Geiſt und die Theologie Auguſtin's konnte nicht untergehen. Sie fiel auf den Boden Europa's, erwuchs da zu neuen herrlichen Blüthen und Früchten und wirkt noch heut zu Tage im Segen in der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche fort.

§. 13. Auguſtin's Schriften.

Auguſtin iſt der fruchtbarſte Schriftſteller unter allen lateiniſchen Kirchenvätern. Seine Schriften ſind faſt zu zahlreich; Poſſidius zählt deren mit Einſchluß der Predigten und Briefe 1030 auf. Er hat darin ſeine Anſichten über alle Gebiete der Theologie, die ſeltenen Schätze ſeines Geiſtes und Gemüths und einen treuen Abdruck der tiefſten religiöſen und kirchlichen Bewegungen ſeiner Zeit niedergelegt und ſich zugleich einen unermeßlichen Einfluß auf die ganze Nachwelt geſichert. Es war ihm nicht um literariſchen Ruhm zu thun, ſondern von Liebe zu Gott und zu den Menſchen bewogen, ſchrieb er aus der Fülle ſeines Herzens. An eigentlicher Gelehrſamkeit ſteht er einem Origenes und Hieronymus nach; aber an Originalität, Tiefe und Fülle des Geiſtes und Gemüthes übertrifft er alle griechiſchen und lateiniſchen Väter. Man hat ihm nicht mit Unrecht Weitſchweifigkeit und häufige Wiederholungen vorgeworfen; ſein Styl iſt bisweilen ſehr nachläſſig, und zwar nicht ohne Abſicht, da er, wie er ſagte, „lieber von

*) Sein Freund und Biograph Poſſidius ſagt, vit. Aug. c. 31: Testamentum nullum fecit, quia unde faceret, pauper Dei non habuit. Ecclesiae bibliothecam omnesque codices diligenter posteris custodiendos semper jubebat.

Grammatikern getadelt, als vom Volke nicht verſtanden werden wollte;“ aber doch hatte er die Sprache ganz in ſeiner Gewalt und wußte beſonders die antithetiſche Kraft des Lateiniſchen meiſterhaft zu handhaben; ſeine Schriften ſind voll der geiſtreichſten Wortſpiele und erheben ſich nicht ſelten zu wahrhaft rhetoriſchem Schwung und ſeltener poetiſcher Schönheit. Da ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit über vier Decennien erſtreckt, nämlich von ſeiner Bekehrung bis zum Abend ſeines Lebens, und da er ſich vor den Augen des Publicums entwickelte, ſo waren Widerſprüche in untergeordneten Punkten unvermeidlich; weßhalb er noch in hohem Alter ſeine literariſche Laufbahn in den „Berichtigungen“ (retractationes) einer unbefangenen Reviſion unterwarf und in ächt chriſtlicher Demuth vieles widerrief, was er früher in redlicher Ueberzeugung behauptet hatte.

Seine philoſophiſchen Schriften, die er bald nach ſeiner Bekehrung ſchrieb und die noch ſehr platoniſiren, haben wir bereits §. 7 (Maiheft S. 172 ff.) erwähnt. Dit theologiſchen Werke können wir in fünf Klaſſen eintheilen:

1. Exegetiſche Werke. Hier nennen wir ſeine Auslegung der Bergpredigt (393), des Römerbriefs (394), der Pſalmen (415), des Johannes (416) und ſeine Evangelienharmonie (400). Seine Stärke liegt nicht in gründlicher Kenntniß der Grundſprachen und in der hiſtoriſch grammatiſchen Exegeſe, worin ihn Hieronymus unter den Lateinern, Chryſoſtomus, Theodoret und Theophylakt unter den Griechen übertreffen, ſondern in der theologiſchen und religiöſen Gedankenentwicklung. Da zeigt er eine ungemeine Bekanntſchaft und die innigſte Sympathie mit der heil. Schrift, und dringt nicht ſelten mit ſelbſtſtändigem Geiſte in den tiefſten Kern derſelben ein. Geiſtreich und ſinnig iſt er faſt immer, auch wo er den natürlichen Sinn verfehlt und ſich in allegoriſche Spielereien verliert. Bekanntlich hat er auch einen bedeutenden Einfluß anf den endlichen Abſchluß des Kanons der heil. Schrift geübt, deſſen Umfang auf der Synode von Hippo a. 393 und auf der von Carthago a. 397 ſo feſtgeſtellt wurde, wie er noch jetzt in der katholiſchen und evangeliſchen Kirche (mit Ausnahme der Differenz beider Confeſſionen über die dogmatiſche Geltung der A. Tlichen Apokryphen) gilt und gelten wird.

2. Apologetiſche Werke. Hieher gehören vor allen Dingen ſeine 22 Bücher über die Stadt Gottes (de civitate Dei), angefangen 413, vollendet 426 in ſeinem 72ſten Lebensjahre. Sie ſind eine großartige und geniale Vertheidigung des Chriſtenthums und der Kirche, im Angeſicht des nahenden Untergangs des alten Römerreiches und der claſſiſchen Bildung, im Angeſicht des Einbruchs der wilden nordiſchen Barbaren in Südeuropa und Africa und im Angeſicht aller jener zahlreichen Unfälle und Drangſale, von welchen die Menſchheit in der damaligen Uebergangsperiode heimgeſucht und welche

von den Heiden dem Sturz des alten Götterglaubens zugeſchrieben, und dem Chriſtenthum zur Laſt gelegt wurden. Da zeigt Auguſtin, daß alle dieſe Vorgänge das Reſultat eines längſt begonnenen innerlichen Verweſungsproceſſes, ein Strafgericht und eine gewaltige Bußpredigt und Erweckungsruf an die Heiden, zugleich eine heilſame Prüfung der Chriſten und die Geburtswehen einer neuen geiſtigen Schöpfung ſeien. Dann wendet er ſich von dem Anblick einer untergehenden natürlichen Welt und ihrer Repräſentantin, der vom Gothenkönig Alarich a. 410 eroberten und verwüſteten Stadt Rom, zur Betrachtung einer höheren übernatürlichen Welt, zu der von Chriſto auf Felſen gegründeten Gottesſtadt, und zeigt, daß dieſe nie untergehen könne, ſondern aus allen Wechſeln und Revolutionen der Zeit phönixartig zu neuer Kraft und Thätigkeit ſich erhebe und nach Vollendung ihres irdiſchen Tagewerkes auch von der äußeren Gemeinſchaft mit der Welt geſchieden und in den Sabbath ewiger Ruhe und Geiſtesfeier eingehen werde.

3. Dogmatiſche und polemiſche Werke. Dieſe ſind die zahlreichſten und bedeutſamſten. Denn unſer Kirchenvater war recht eigentlich zum ſpeculativen Theologen und ſcharfſinnigen Polemiker geboren. Unter den dogmatiſchen erwähnen wir die 15 Bücher über die heil. Dreieinigkeit (gegen die Arianer), das Handbuch (enchiridion) über Glauben, Hoffnung und Liebe, und die 4 Bücher über die chriſtliche Lehre (de doctrina christiana, ein hermeneutiſch dogmatiſches Compendium für Religionslehrer und Anweiſung einer Entwicklung der chriſtlichen Lehre aus der heil. Schrift und ihres klaren Vortrags). Seine wichtigſten polemiſch dogmatiſchen Bücher und Abhandlungen kann man wieder in drei Klaſſen eintheilen.

a) Anti-manichäiſche Schriften: „über die Sitten der Manichäer", „über die Sitten der katholiſchen Kirche", „über den freien Willen", „über die zwei Seelen", „gegen Fauſtus", u. ſ. w. Sie ſind die Hauptquelle für die Kenntniß der manichäiſchen Irrlehre und ihrer Widerlegung.

b) Anti-donatiſtiſche Schriften: „über die Taufe gegen die Donatiſten", „gegen den Brief des Parmenianus", „gegen Petilianus", „Auszug aus den Verhandlungen des Religionsgeſprächs mit den Donatiſten", u. ſ. w. Sie ſind die Hauptquelle für unſere Kenntniß der merkwürdigen donatiſtiſchen Kirchenſpaltung in Africa, welche lange vor Auguſtin begonnen hatte und beſonders durch ſeine Geiſteskraft überwunden wurde. *)

*) Leider hat er aber auch die Anwendung gewaltſamer Maaßregeln des Staates zur Unterdrückung der ſeparatiſtiſchen Bewegung gebilligt und dadurch gewiſſermaaßen den Grund gelegt zu jenen grauſamen Ketzerverfolgungen, welche ſo viele Blätter der ſpäteren Kirchengeſchichte entſtellen, vor denen gewiß ſein eigenes chriſtliches Gefühl, wenn er ſie hätte vorausſehen können, mit Abſcheu zurückgebebt ſein würde. So haben auch große und gute Männer ohne es zu wollen durch mißverſtandenen Eifer manches Unheil geſtiftet.

Sie handeln hauptſächlich von dem Weſen und den Eigenſchaften der Kirche und ihrem Verhältniß zur Welt, von dem Uebel der Spaltung und Separation. Sie ſind im Allgemeinen ihrer herrſchenden Tendenz nach eigentlich ganz anti-proteſtantiſch; denn ſie bringen die ſchon von Ignatius und Irenäus begonnene, von Cyprian fortgeſetzte Entwicklung des katholiſchen Begriffs der Kirche, ihrer Einheit und Allgemeinheit, zum Abſchluß. Vgl. darüber §. 8. (Juni Heft S. 215 ff.).

c) Anti-pelagianiſche Schriften aus den Jahren 411—'20, wozu denn noch die anti-ſemipelagianiſchen Schriften aus den letzten Jahren ſeines Lebens kommen. Wir erwähnen hier die Bücher„ über die Natur und Gnade", „über Verdienſt und Vergebung", „über den Geiſt und den Buchſtaben", „über die Erbſünde", „über die Gnade und den freien Willen", „über die Prädeſtination der Heiligen", „über die Gabe der Ausdauer" (de dono perseverantiae), „gegen Pelagius und Cöleſtius", „gegen Julianus" (einen pelagianiſch geſinnten Biſchof von Eclanum in Apulien). In dieſen Abhandlungen entwickelt Auguſtin ſeine tiefſinnigen Lehren von der Erbſünde, dem natürlichen Unvermögen des Menſchen zum Guten, von der Gnade und dem Verdienſt Chriſti, vom Glauben, von der Erwählung und Ausdauer bis an's Ende, im Gegenſatz gegen die oberflächlichen und ſeichten Irrlehren der gleichzeitigen Mönche Pelagius und Cöleſtius, welche das natürliche Verderben läugneten und ebendeßhalb im Grunde das Weſen der göttlichen Gnade in Chriſto zerſtörten. Sie gehören zu ſeinen verdienſtvollſten Arbeiten, ſind am entſchiedenſten evangeliſch und haben daher nicht nur unter Auguſtin's, ſondern überhaupt unter allen menſchlichen Werken am meiſten Einfluß auf die Reformatoren des 16ten Jahrh., beſonders auf Luther, Melanchthon und Calvin geübt. *)

4. Asketiſche und erbauliche Schriften. Dahin rechnen wir die „Alleingeſpräche" (soliloquia, vgl. §. 7.), „Meditationen", „über den chriſtlichen Kampf", „vom Gut der Ehe", und eine große Menge von Predigten und Homilien, die theils von ihm ſelbſt aufgezeichnet, theils von Zuhörern nachgeſchrieben wurden. Es ſind deren gegen 400, und erſt kürzlich hat wieder der unermüdliche Herausgeber unveröffentlicher Manuſcripte, der Cardinal Angelo Mai, einige neu aufgefundene aus den Schätzen der vaticaniſchen Bibliothek zum Druck befördert.

5. Auto-biographiſche oder Schriften, die ſein eigenes Leben und ſeine perſönlichen Verhältniſſe betreffen. Dahin gehören vor allem die uns

*) Eine ausführliche Darſtellung der pelagianiſchen Streitigkeit und der hieher gehörigen Anſichten Auguſtin's habe ich geliefert für die "Bibliotheca Sacra & Theological Review" von Anderer für das Jahr 1848, vol. V. p. 205— 43.

ſchon bekannten herrlichen „Bekenntniſſe“, ſeine Selbſtſchau am Anfang, und die „Retractationen“, ſeine Ueberſchau und ſelbſtberichtigender Rückblick am Ende ſeiner großartigen kirchlichen und literariſchen Thätigkeit; endlich eine Sammlung von 270 Briefen, worin er ein treues Bild ſeines inneren und äußeren Lebens niedergelegt hat. „Hier ſieht man“, ſagt Böhringer (Kirchengeſchichte in Biographieen Bd. I, 3te Abth. S. 197), „welchen Arbeiten er ſich unterzogen für die Ehre Gottes und das Heil ſeiner Brüder; wie er's ſich angelegen ſein ließ, wie Paulus Allen Alles zu werden. Man glaubt, die Henne, von der das Evangelium ſpricht, zu ſehen, wie ſie ihre Küchlein unter ihre Flügel ſammelt.“

Es bleibt uns nun nur noch übrig, die Bedeutung und den Einfluß Auguſtin's auf die Mit- und Nachwelt darzuſtellen, was wir aber auf die nächſte Nummer verſchieben müſſen.

(Schluß folgt.)

Die Jeſuiten.

(Aus einem Vortrag des Prof. Dr. Stahl von Berlin, gehalten am 17ten März 1853 vor dem „Evangeliſchen Verein.“)

Der Jeſuitismus, dieſer äußerſte Gegenſatz des Proteſtantismus auf dem chriſtlichen Gebiete, welcher dereinſt die Geſchicke Europa's beſtimmte, iſt jetzt wieder ganz beſonders in den Vordergrund getreten und beſchäftigt ſeit einem Jahre namentlich auch unter uns die Gemüther. Wir betrachten dieſe wichtige Zeitfrage hier nicht vom ſtaats-polizeilichen, ſondern vom theologiſch-ſittlichen Standpukte aus. Iſt das jeſuitiſche oder das evangeliſche Chriſtenthum die Wahrheit? Die Feier des Einen enthält nothwendig auch ein Gericht über das Andere. Ich ziehe daher auch nicht die Beſchaffenheit oder das Auftreten der gegenwärtigen Jeſuiten in meine Betrachtung, ſondern bloß den Orden, wie er weltgeſchichtlich in ſeiner ganzen Entfaltung und Wirkſamkeit vor uns da liegt.

Welch ein Abſcheu ſind die Jeſuiten geworden für die verſchiedenſten Menſchen und die verſchiedenſten Parteien, für Rationaliſten, Atheiſten, Revolutionäre, für die tief frommen Janſeniſten, für evangeliſch Gläubige, oft ſelbſt für die katholiſche Curatgeiſtlichkeit! Und umgekehrt, wie wurden ſie zu ver-

ſchiedenen Zeiten und auch gegenwärtig wieder von achtbaren Katholiken als die Blüthe der Kirche, als das Salz der Erde, als das Heilmittel unſerer Zeit gerühmt! Bleibt doch der engliſche Geſchichtſchreiber Macaulay vor dieſem Orden gleich als vor einem Räthſel ſtehen: als einer unerklärlichen Verbindung der erhabenſten Tugend und der äußerſten Verworfenheit. Was iſt denn nun das Weſen des Jeſuitismus, was iſt der innerſte Brennpunkt ſeines Lebens, daß er ſolche entgegengeſetzte Eindrücke macht, ja vielleicht ſolche entgegengeſetzte Eigenſchaften hat? Und woher kommt ihm dieſe große Kraft zum Guten oder zum Böſen? Vielleicht ſetzt uns der evangeliſche Standpunkt in die Lage, auf dieſe Frage antworten zu können.

Das Weſen des Jeſuitismus, der innerſte Brennpunkt ſeines Lebens iſt die Reaction des katholiſchen Geiſtes gegen den Proteſtantismus Die Kirche des Mittelalters in ihrer kindlichen Unbefangenheit und Unentwicklung hatte Beides friedlich in einander: das Bauen auf eigene Kraft und das Bauen auf Gottes Gnade, das unmittelbar myſtiſche Band zu Chriſtus und die Vermittlung durch die Hierarchie. Da verkündete die Reformation mit voller Klarheit und ſcharfer Entſcheidung das Bauen allein auf Chriſti Verdienſt, das unmittelbare Band zu Chriſtus, ſelbſtſtändig von der Hierarchie, erhaben über ihr, und das führte zuletzt zur Abwerfung der Hierarchie. Dem entgegen erhob ſich nun in Loyola und ſeinen Genoſſen die Anhänglichkeit an die mittelalterliche Tradition, die Erfülltheit von der ganzen Anſchauung der Kirche bis dahin, die ſich auch nicht ein Stück von dieſer Herrlichkeit rauben laſſen wollte; und gerade die Momente, welche die Reformation aus der mittelalterlichen Kirche ausſchied oder zurückdrängte, machten ſie deßwegen zu den Hauptmomenten des Chriſtenthums, zum Gegenſtande der Begeiſterung und der Verklärung. Dieß iſt der Beweggrund des Jeſuitismus. Sein Grundweſen iſt darum, gerade im äußerſten Gegenſatze gegen den Proteſtantismus, die eigene Urſächlichkeit des Menſchen an ſeiner Rechtfertigung und Heiligung, und das Aufgehen des Menſchen in dem Bande zur Kirche und zum Papſte. Grade in dem, was die Reformation am Katholicismus bekämpfte, überbot er alles, was bisher im Katholicismus da geweſen. Durch menſchliche Kraft und Veranſtaltung die eigene chriſtliche Vollkommenheit und das Reich Gottes zu ſchaffen, ferner die äußere Macht der Kirche als die oberſte Macht auf Erden aufzurichten und zu erhalten — das iſt die Seele des Jeſuitismus.

Der eine Zug deſſelben, die eigene Urſächlichkeit des Menſchen an ſeiner Heiligung und Rechtfertigung, iſt über allen Zweifel klar durch die Stellung, welche die Jeſuiten auf dem Tridentiniſchen Concil einnahmen. Ihnen beſonders iſt es zuzuſchreiben, daß die Anſichten über die Rechtfertigung, welche der Reformation verwandt und bis dahin ebenſo gut in der Kirche berechtigt waren, dort unterlagen. In der That iſt kein katho-

liſcher Orden, keine katholiſche Partei je ſo weit gegangen in der Lehre von der eigenen Kraft der Rechtfertigung und Heiligung, als ſie. Dieſe Lehre ſucht nun der Jeſuitismus auch durch die Leiſtung zu erproben. Hiefür ſetzt er die beiden ſtärkſten Hebel in Bewegung: die Gewöhnung, Uebung, das Exercitium, und den Genoſſenſchaftsgeiſt. Die andächtige Meditation, die Sammlung der Gedanken, die ſucceſſive Abgewöhnung der Neigungen und Begierden, einer nach der anderen, wird hier methodiſch, im geſchloſſenſten, ausgedachteſten Syſteme betrieben. Die „geiſtlichen Exercitien" Loyola's ſind ein vierwöchentlicher Courſus der Heiligung, für die Chriſten überhaupt, aber doch insbeſondere und in ihrer Vollſtändigkeit für die Novizen des Ordens entworfen, an die überlieferte klöſterliche Askeſe ſich anſchließend, aber doch von eigenthümlichem Gepräge, das Vorgefundene zwar keineswegs an Kaſteiung, aber doch wohl an Berechnung überbietend. Für jede Woche, jeden Tag, bezüglich jede Stunde iſt ein beſonderer Gegenſtand der Betrachtung angewieſen; für die erſte Woche z. B. die Sünde nach drei Abtheilungen, die erſte Sünde der Engel, die zweite Adams, die dritte des Betrachtenden ſelbſt; für die zweite Woche ein Theil der Paſſion, dann ein anderer, dann die Auferſtehung, und ſo fort. Die Stunden ſind vorgeſchrieben: Mitternacht, Morgen, u. ſ. w., fünf täglich. Fordert der Gegenſtand der Meditation Traurigkeit, z. B. die Sünde, ſo wird ſie im Dunkeln bei verhängtem Fenſter vorgenommen, mitunter durch Geißelung unterſtützt. Für jede Meditation geben die Exercitien die Anleitung nach den drei Seelenvermögen, wie das Gedächtniß, wie der Verſtand, wie der Wille für ſie anzuwenden iſt; ferner nach den fünf Sinnen, wie man einem jeglichen derſelben den Gegenſtand der Meditation durch Einbildungskraft zugänglich macht, z. B. dem Geſichtsſinn die Hölle, indem man ſich die Seelen in feurigen Kerkern vorſtellt; dem Taſtſinn die Heiligen, indem man in Gedanken ihre Kleider, Orte, Spuren küßt. Bei den Meditationen über die eigene Sünde ſoll der Exercirende in eine dazu vorgezeichnete Figur jedesmal einen Punkt machen, wenn er zwiſchen der einen und der anderen ſeine Sünde wieder begangen hat, und dann zwiſchen den verſchiedenen Meditationsſtunden, den Tagen, den Wochen vergleichen, ob er ſich gebeſſert hat. Für das Gebet ſind dreierlei Weiſen angeordnet. Die erſte beſteht in einer Selbſtprüfung nach den zehn Geboten, nach den Seelenvermögen und den fünf Sinnen, wie man gegen oder durch das Eine und das Andere geſündigt. Die zweite beſteht darin, daß man im Vater Unſer und engliſchen Gruß bei jedem einzelnen Wort ſtehen bleibt und eine Stunde lang zum Gegenſtand der Betrachtung nimmt, jenes wird ſitzend oder wandelnd, dieſes ſitzend oder knieend und mit geſchloſſenen oder auf einen Punkt gerichteten Augen gebetet. Die dritte Form iſt die, daß die einzelnen Worte des Gebetes zwiſchen den Athemzügen ausgeſtoßen, und dazwiſchen ihre Bedeutung, die Würde der

Perſon, an die ſie gerichtet ſind, die eigene Unwürdigkeit erwogen wird. Andere Weiſe des Gebets ſoll nur nach Genehmigung des Beichtvaters oder Oberen gebraucht werden. Die Uebungen werden nicht vorgenommen ohne einen geiſtlichen Leiter, der den Uebenden von Zeit zu Zeit beſucht, nach der Wirkung, ob er die beabſichtigte Zerknirſchung, Tröſtung, Thränen u. ſ. w. erreicht habe, ſich erkundigt, und wenn nicht, nach der Urſache forſcht und Rath gibt. Dieſe geiſtlichen Uebungen, wie ſich von ſelbſt verſteht, beziehen ſich auf die Gegenſtände, und beruhen auf den Grundſätzen des allgemeinen chriſtlichen Glaubens. Die Motive der Buße und Demüthigung und der Vertiefung in die göttliche Geſchichte, die durch ſie gehen, ſind eben ſo gut evangeliſch, und die Erfülltheit Loyola's von denſelben muß auch uns ergreifen und fordern unſere volle Anerkennung, obwohl die Ausführung an Schwung und erhebenden Gedanken und tief erbaulichem Eindruck weit zurückſteht hinter proteſtantiſchen Werken, z. B. Baxter's ewiger Ruhe der Heiligen, die eine ähnliche Abſicht hat, den Menſchen zur Sammlung und Meditation anzuleiten. Auch iſt geiſtliche Uebung als ſolche in keiner Weiſe zu mißbilligen oder als unevangeliſch zu bezeichnen. Solche zeitweiſe Zurückziehung aus der Welt, geiſtliche Diätetik, Rathſchläge für Sammlung und Betrachtung ſind eine „feine Zucht.“ Aber das Eigenthümliche an Loyola's geiſtlichen Uebungen, ihr Contraſt gegen alles Evangeliſche, iſt dieſes Abgemeſſene, bis auf's Kleinſte Vorgeſchriebene, dieſes Hereingreifen in die freieſten geheimnißvollſten Beziehungen göttlicher Gnade und menſchlicher Seele durch eine ausgedachte Methodik und die völlige Unterwerfung unter dieſelbe. Es iſt eine Art von Gymnaſtik, von militäriſchem Exercitium für die Heiligung und Selbſtverläugnung, für die Richtung der Gedanken auf Gott. — Wird nun ſolche Gewöhnung und Einübung als ein mächtiger Hebel für die Heiligung gebraucht, ſo kommt noch als ein anderer hinzu: der Genoſſenſchaftsgeiſt, das Abbrechen aller Bande außerhalb, der Bande natürlicher Verwandtſchaft, perſönlicher Freundſchaft, des Vaterlandes, der Menſch geht völlig auf in dem Orden, und es iſt ein unermeßlicher Einfluß auf Richtung und Stärkung des Willens, der von der gegenſeitigen Anerkennung, Ermunterung, Begeiſterung für das gemeinſame Ziel ausgeht. — Ebenſo wird es auch unternommen, durch alle menſchliche Mittel das Reich Gottes, das iſt eben die Kirche, zu fördern, durch Predigt, Jugendunterricht, Beichtſtuhl, durch den Betrieb aller Wiſſenſchaften und Künſte. Letztere werden nicht um ihrer ſelbſt willen betrieben als Bereicherung menſchlicher Bildung, ſondern bloß als Mittel für den Zweck des Ordens, nicht um ſie für die Menſchen zu gewinnen, ſondern um durch ſie die Menſchen für den Orden und für die Kirche zu gewinnen. Es iſt der Charakter einer militäriſchen Organiſation, welche ja überall auf den Erfolg, auf den Stoß nach außen berechnet iſt, in der nichts in ihm ſelbſt ſein eigener Zweck iſt.

Wie contraſtirt dagegen der Proteſtantismus mit ſeiner völligen Hingebung

an die göttliche Gnadenwirkung, der die Heiligung nicht durch eine menſchlich feſtgeſtellte, allgemeine Methode anſtrebt, ſondern durch die Erfahrung der individuellen Sünde und der individuellen göttlichen Führung und Einwirkung, der den nächſten Beruf im Reiche Gottes erfüllen will, nicht diplomatiſch das Schickſal des ganzen Gottesreiches auf ſich nimmt, der Wiſſenſchaft und Kunſt treibt, um ihrer eigenen von Gott in ſie gelegten Aufgabe willen, zu ihrer Vollendung für die Ehre Gottes und den höheren gebildeten Zuſtand des Menſchengeſchlechtes, nicht um einen Zweck außer ihnen ſelbſt zu erreichen, der überall den letzten Erfolg und Ausgang bloß Gott anheimſtellt.

Der andere angeführte Zug des Jeſuitenordens betrifft das Verhältniß des Menſchen zur Kirche. Der Proteſtantismus vertritt das Heil aus dem unmittelbaren Band der Seele zu Chriſtus, und damit die Befreiung der Individualität; der Jeſuitismus dem entgegen die Vermittelung alles Heils durch die Kirche und die abſolute Macht der Kirche, die Alles, auch die innerſten Beziehungen, mit ihrer äußeren Autorität ordnet und beherrſcht. Vielleicht iſt kein Orden in dem Gehorſam gegen den menſchlichen Oberen ſo weit gegangen, als die Jeſuiten; jedenfalls aber hat kein Orden vorher dieſe Stellung zum Papſte eingenommen. Die anderen Orden betrachteten den Papſt als Ordner und Leiter für ihren Zweck der Heiligung, der Askeſe, der Wohlthätigkeit u. ſ. w.; der Jeſuitenorden betrachtet den Papſt ſelbſt als ſeinen Zweck, er ſtellt ſich ihm zur perſönlichen Verfügung, betrachtet ſein eigenes Wirken hauptſächlich als Mittel, um die Macht des Papſtes zu erhalten und zu befeſtigen. Der Orden iſt deßhalb auch der Vorkämpfer der päpſtlichen Macht geworden, nicht bloß gegen den Proteſtantismus, ſondern auch innerhalb der katholiſchen Kirche gegen die damals noch bedeutende episkopale Macht und Oppoſition, ſo wie gegen die Unabhängigkeit der königlichen Macht; er iſt das Hauptorgan jenes Syſtems, welches man ehedem das Papalſyſtem nannte, gegenwärtig gewöhnlich Ultramontanismus nennt.

Summa alſo: der Jeſuitenorden repräſentirt im Gegenſatz gegen den Proteſtantismus das Princip des menſchlich Selbſtgewirkten im Unterſchiede des von der göttlichen Gnade Empfangenen; er repräſentirt das Princip der abſoluten Macht der äußeren Inſtitution der Kirche, gegenüber dem inneren perſönlichen freien Bande zu Chriſtus. Er repräſentirt durch Beides zuſammen den geſetzlichen Standpunkt gegenüber dem Standpunkte der Gnade und der evangeliſchen Freiheit. Dieſer Zug des Geſetzes geht nun zwar durch den ganzen Katholicismus, ja das iſt vorzugsweiſe der Urſprung und das Weſen des Katholicismus, daß, wie man annehmen möchte, nach Gottes Plan innerhalb des neuen Bundes als des Reichs der Gnade ſelbſt wieder in erhöhter Potenz die Stufenfolge von Geſetz und Gnade ſich wiederholen ſollte. Aber eigen dem Jeſuitismus iſt es, daß er dieſen Zug des Geſetzes auf die Spitze treibt und daß

er die ganze Energie und Begeiſterung in ſeine Behauptung und die Widerſetzung gegen den Fortgang zur evangeliſchen Freiheit und Innerlichkeit legt. Er iſt darum das Extrem des Katholicismus. Es iſt ein Gleiches auch in der katholiſchen Kirche vorher nicht da geweſen. Das Mittelalter trug Luther und Loyola gewiſſermaaßen mit einander ungeſchieden in ſich; erſt nachdem die Klarheit der Lehre Luthers heraustrat, wurde dieſer Orden als Reaction gegen ſie möglich.

Das iſt der Kern des Jeſuitismus, aus ihm ergeben ſich ſeine Lichtſeiten, wie ſeine Schattenſeiten.

Dieſes Aufbieten aller menſchlichen Energie und Induſtrie für die eigene chriſtliche Heiligung und für die kirchlichen Zwecke, dieſes Band der Genoſſenſchaft, dieſe Begeiſterung für die mittelalterliche Kirche, und damit die Erfülltheit von der europäiſchen Tradition, durch die ja die Hierarchie getragen ward, endlich unläugbar auch der poſitive chriſtliche Glaube, der den Stifter erfüllte und ein mächtiger Beweggrund des Ordens iſt, dazu die Richtung auf den praktiſchen Zweck des Volksunterrichts ſtatt der früheren Contemplation, die eine Reform des Mönchsweſens im Sinne des Proteſtantismus als Waffe gegen den Proteſtantismus iſt; dieß Alles gibt dem Orden jenen Schwung und jene Kraft der That und der Aufopferung, durch welche er die großen Erfolge hatte. Er iſt dadurch nicht bloß eine Macht gegenüber dem Proteſtantismus und dem Unglauben, ſondern auch gegenüber der Erſchlaffung in der katholiſchen Kirche ſelbſt, und ſolche Katholiken, welche heutiges Tages nur die Vortrefflichkeit ihrer Kirche zu rühmen pflegen, erklären doch daneben, daß gegen den Verfall des Klerus in der Lehre, wie gegen ſeine Verweltlichung jetzt kein anderes Mittel ſei, als lediglich im Jeſuiten-Orden.

Auf der anderen Seite hat jene entſchloſſene Widerſetzung gegen die evangeliſche Wahrheit auch ihre Wirknngen nicht ausbleiben laſſen. Dieſe ſind: eine verderbte Sittenlehre, ſei es auch nur während eines gewiſſen Zeitraums, ein Geiſt der gewaltſamen Unterdrückung, ein durchgehender Zug der Aeußerlichkeit, eine unnatürliche Ertödtung der Individualität.

Bekanntlich haftet auf dem Jeſuitenorden der Vorwurf einer Verderbniß, welche er in die chriſtliche, ja die allgemein menſchliche Moral gebracht. Jeſuitenmoral iſt unter aller Bevölkerung ſprüchwörtlich geworden. Dieß betrachten die Gegner des Ordens als ſeine weltgeſchichtliche Signatur, ſeine Freunde als eine weltgeſchichtlich beiſpielloſe Verläumdung. Die Thatſache iſt folgende. Der Jeſuitenorden hat ein Syſtem der Moral-Theologie ausgebildet, der ſchlechteſten Art. Die Behandlung iſt caſuiſtiſch, d. h. ſie gibt Entſcheidungen für einzelne mögliche, oft ganz beſonders ausgedachte Fälle. Ein Grundzug derſelben iſt der Probabilismus, d. i. der Grundſatz, wenn eine Handlung moraliſch zweifelhaft iſt, ſo braucht man ſich nicht für das Sichere zu entſcheiden, ſondern bloß für das Probable, nämlich das, wofür man irgend einen

Grund oder am Ende auch nur die Autorität eines anerkannten Schriftſtellers anführen kann, während ſich eben ſo gut und allenfalls noch beſſer für das Entgegengeſetzte Gründe finden. Ein anderer Zug iſt der Grundſatz der *Intention*, daß es nicht auf die Handlung ankommt, ſondern bloß auf die Abſicht, auf den Zweck, den man bei der Handlung hat. Aus dieſen Grundſätzen, ſo wie auch außerdem durch ſpitzfindige Anwendung moraliſcher Regeln, z. B. der erlaubten Selbſtvertheidigung, haben die jeſuitiſchen Moral-Theologen eine Reihe der unſittlichſten, ja ruchloſeſten Moral-Entſcheidungen aufgeſtellt. Wenn ich z. B. Jemandem einen Eid ſchwöre, ſo iſt es erlaubt, einen zweideutigen Ausdruck zu gebrauchen, ſo daß er ein Anderes verſteht, als ich, wenn es anders für einen guten Zweck geſchieht; ja es iſt erlaubt, einen unzweideutigen zu gebrauchen und einen ihm entgegengeſetzten in meiner Intention zu behalten (Mentalreſervation), ſo daß ich mich nicht binde, während er glaubt, ich binde mich. Das Duell iſt unerlaubt; wenn ich aber von Jemandem weiß, daß er mich durch eine falſche Anklage um Leben, oder Ehre, oder auch einen beträchtlichen Theil meines Vermögens bringen werde, ſo darf ich ihn zum Duell fordern, noch beſſer iſt es aber, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, weil ich damit mein eigenes Leben nicht in Gefahr bringe. Es iſt einem Ordensmitgliede erlaubt, die Ehre ſeines Ordens zu retten durch Tödtung eines Verläumders deſſelben und dergleichen mehr. Dieſe Entſcheidungen habe ich nicht aus *Eugen Sue*, — wie man jetzt Jedem unterlegt, der etwas gegen die Jeſuiten zu ſagen wagt — auch nicht aus *Paſcal*, ſondern nur aus den Schriften der Jeſuiten ſelbſt, und ich könnte deren noch genugſam hinzufügen. *) Die

*) Escobar theolog. moral. tractat. I. exam. 3 cap. 4: „Uti in juramento amphibologia, hoc est, verba alio sensu quam alius accipiat, estne peccatum? Malum intrinsece non est, saepe peccatum esse potest. Ex causa quidem honesta perjurium dici non potest, et si verba sint aequivoca, ex honesta causa amphibologia uti licitum est. Si tantum hujusmodi aequivocatio *sit in mente, nec eam verba ipsa includant*, probabilis sententia est, haud licitum esse jurare; sed *probabilius illicitum non esse.*" *Sanchez* in praecepta decalogi lib. II. cap. 39: „Dubium autem est, an liceat innocenti id duellum acceptare sive offerre, quando certum est fore ut actor per fraudem in judicio ipsum opprimat, et ejus injustam condemnationem impetret! Quidam neutrum licere ajunt...... Sed melius alii dicunt licere huic innocenti duellum, ad vitam, honorem, et res familiares in notabili quantitate, tuenda, quando constat omnino, injuste et per calumniam actorem procedere, et certum omnino est fore ut innocens haec amittat, nec aliud sibi evadendi remedium suppetat. Quia si hoc duellum rationem defensionis cum moderamine inculpatae tutelae induit, ea defensio contra invasorem est licita, et pro vita, et pro honore, et pro rebus etiam tuendis...... Immo bene Navarra ait teneri innocentem non acceptare duellum, nec indicere, si potest occulte illum occidendo, id vitae, honoris, rerum familiarium periculum

Thatſache, daß die Jeſuiten eine von Grund aus verdorbene Moral gelehrt haben, unterliegt darum keinem Zweifel.

Darauf gründen nun die Gegner des Ordens die Beſchuldigung, dieſe Verderbniß der Moral ſei ein abſichtliches Werk des Ordens in ſeiner Geſammtheit, namentlich ſeiner Leiter, zu dem Zwecke, um durch dieſe Laxheit die Weltmenſchen, die Großen der Erde für den Beichtſtuhl des Ordens zu gewinnen, während gleichzeitig ſeine ſtrengeren Theologen die ernſten frommen Menſchen ihm feſthalten, auf daß er Alles unter ſeine Herrſchaft bringe. Man beruft ſich dabei noch insbeſondere auf ein Aktenſtück, monita secreta, geheime Inſtructionen, welche das Ganze in dieſem Geiſte eingerichtete Syſtem in der ſcheußlichſten Weiſe entwickeln. Dieſe Beſchuldigung iſt nicht erwieſen, ich halte ſie auch nicht für begründet. Jenes Aktenſtück, ſo wie ein anderes, welches nach dem Tode Mariana's unter deſſen Namen erſchien, wird von dem Orden widerſprochen, und ich glaube und nehme jedenfalls an, daß es unächt iſt. Die Zuſammenſtellung aller der ſchändlichen Entſcheidungen zu Einem Zwecke hat Paſcal vorgenommen, ſie findet ſich nicht, wenigſtens ſo weit meine Kenntniß reicht, bei einem jeſuitiſchen Schriftſteller ſelbſt. Daß die Schriften, die ſo Schändliches enthalten, alle mit Approbation der Oberen erſchienen, iſt ein Beweis für den geringen moraliſchen Sinn auch dieſer Oberen, aber nicht für einen berechneten Plan derſelben. Die ganze Verderbniß beginnt auch erſt in einer ſpäteren Periode, die Gründer und die Fürſten des Ordens Loyola, Xaver, Caniſius, würden ſie gewiß mit Abſcheu von ſich geſtoßen haben. Im vergangenen Jahrhundert und weiter hinauf pflegte man alle Erſcheinungen der Geſchichte aus Abſicht und Berechnung zu erklären: den Cölibat, die Gedichte Homer's; ſo denn auch die jeſuitiſche Moraltheologie. Das widerlegt aber ſchon die allmählige Entſtehung derſelben noch aus der Scholaſtik heraus. Bewußte Benutzung der laxen und der ſtrengen Moraliſten durch Ordensobere mag vorgekommen ſein, aber ſie iſt nicht Syſtem des Ordens. Jene wiſſenſchaftliche Methode konnte auch kein Ordensoberer machen oder hervorrufen. In der That machen auch die jeſuitiſchen Moraliſten großentheils den Eindruck, daß ſie in gutem Glauben (bona fide) ſind. Sie meinen wirklich, durch Eide mit Mentalreſervationen, wenn es einen guten Zweck (honesta causa) gilt (wie z. B. die Erhaltung eines beträchtlichen Theils des Vermögens) und ähnliche Handlungen, vorausgeſetzt immer die Unterwerfung unter die Autorität der römiſchen Kirche, befinde man ſich auf dem directen Wege der Nachfolge Chriſti. Ihre Entſcheidungen kommen darum nicht aus Abſicht und Berechnung, ſie ſind ihr moraliſcher Standpunkt.

---

evadere. Quippe sic proprium vitae periculum in duello imminens vitabit, et peccatum actoris offerentis aut acceptantis duellum." Vgl. noch Escobar tract. I. examen. VII. cap. III No. 46,

Auf der anderen Seite kann ich aber auch die Vertheidigung, welche die Anhänger der Jeſuiten für ſie unternommen haben, nicht als geführt erachten. Dieſe Vertheidigung beruht nämlich eben darauf, daß die Caſuiſtik, der Probabilismus, kurz dieſe ganze Methode der Moraltheologie ſchon vor den Jeſuiten vorhanden geweſen ſei, ſie hätten ſich nur dem beſtehenden Gebrauche angeſchloſſen. Allein einmal iſt das keine Entſchuldigung. Für einen Orden, der ſich als Retter des Chriſtenthums aufwirft, ziemt es ſich wahrlich nicht, überlieferte Schlechtigkeiten weiter zu überliefern. Sodann aber iſt es nicht das Entſcheidende, daß ſchon die Vorgänger den Probabilismus gelehrt haben, ſondern es kommt auf die ſpeciellen unſittlichen Entſcheidungen ſelbſt an, die häufig mit dem Probalismus gar nichts zu thun haben, und daß auch dieſe in ſolcher Weiſe vom Orden ſchon vorgefunden worden ſeien, hat man nicht nachzuweiſen unternommen. Jedenfalls hat der Orden dieſe verderbte Richtung der Moraltheologie auf ihre letzte Spitze und zu ihrer Vollendung gebracht, und iſt eine geraume Zeit hindurch der hauptſächlichſte und die ganze moraltheologiſche Literatur einnehmende Träger jener unſittlichen Lehren und Entſcheidungen geweſen, und er hat dieß alles nicht aus eigenem Gewiſſen, ſondern erſt dann aufgegeben, als der Widerſpruch und die Anklage von außen ihn dazu nöthigten.

Darin liegt doch ein merkwürdiges Zeichen und Gericht! Loyola und ſeine Freunde unternahmen es, einen Orden zu gründen für die Heiligung des Menſchen aus eigener Kraft, für die Gründung des Reiches Gottes aus eigener Kraft, eine nicht allzulange Zeit nachher wird dieſer Orden der Träger und Repräſentant von Lehren, über deren Unheiligkeit ſelbſt das Heidenthum erſtaunt ſein würde. Haben denn Escobar, Sanchez, Suarez, Layman, Reginald, Leſſius, Filliucius, Caramuel, Bauny und die anderen alle nicht die vierwöchentlichen geiſtlichen Uebungen gemacht, haben ſie nicht eine Woche lang täglich fünf Stunden bei verdecktem Fenſter über die Sünde meditirt und ihrer dreifachen Eintheilung, haben ſie nicht die Zerknirſchung, die Thränen erreicht? Und dennoch geben ſie ſolch methodiſche Anleitung zur Sünde, wie ſie vorher nie da geweſen! Dieſe Corruption der Moral iſt nicht das Weſen des Jeſuitismus, aber — um mich einer Waffe zu bedienen, die jetzt bei den Katholiken ſo beliebt iſt — ſie iſt die Conſequenz ſeines Princips. Wenn man, die evangeliſche Wahrheit von ſich ſtoßend, auf dem geſetzlichen Standpunkte verharrt, ſo kommt man eben zu der Caſuiſtik in der Behandlung und zu der Aeußerlichkeit und logiſchen Spitzfindigkeit in der Beurtheilung, welche zu ſolchen Entſcheidungen führen, und wenn man es im Ganzen als die Aufgabe anſieht, durch menſchliche Mittel, den klüglich ausgedachten Mechanismus des Ordens, das Reich Gottes zu verſorgen, ſo gewöhnt ſich der Sinn leicht, auch in allen einzelnen Verhältniſſen den guten Zweck (honesta causa) ſelbſt verſorgen zu wollen, und das iſt der Abweg zu jenen Zweideutigkeiten, Mentalreſervationen, heimlichem Wegräumen von Menſchen u. ſ. w. Die Methode der

Caſuiſtik iſt immer ſehr gefährlich; dennoch wäre auch bei ihr ſolche Verirrung nicht möglich geweſen, wenn die Jeſuiten nur etwas von der evangeliſchen Innerlichkeit gehabt hätten, die nicht die einzelnen Handlungen an den einzelnen Geſetzen, ſondern den tiefſten Grund des menſchlichen Willens an der Heiligkeit des göttlichen Willens mißt, oder wenn ſie nur etwas von dem evangeliſchen Geiſte beſeſſen hätten, daß der Menſch erfülle, was ſeines Berufes iſt, aber den Ausgang Gott anheimſtelle, wenn nicht vielmehr das ganze Unternehmen des Jeſuitismus das gerade Gegentheil wäre von dem Spruche: „Biſt du doch nicht Regente, der Alles leiten ſoll, Gott ſitzt im Regimente und leitet Alles wohl!“ Das Reich Gottes duldet nichts Unreines, die kleinſte Sündenflocke wächst zur Lawine. Die Erhebung Loyolas, daß er etwas Großes und Außerordentliches für das Reich Gottes in der Geſtalt, wie es ſeine Phantaſie anſprach — thun wolle, gleichwie er vordem ſich vorgenommen, etwas Großes und Außerordentliches für ſeine Dame zu thun, daß er an der Heiligenlegende gleichwie an der Ritteraventure ſich entflammte, das iſt der unlautere Keim, der zur wuchernden Pflanzung entfaltet, auch die gute Saat ſeiner frommen Begeiſterung überſchattete.

Der andere Vorwurf iſt der der gewaltſamen Unterdrückung. Es gibt keine Blutthat gegen die Proteſtanten in der Geſchichte ſeit der Reformation, bei welcher man nicht die Jeſuiten als Urheber beſchuldigt. Man hält ſie für betheiligt an der meuchleriſchen Ermordung Wilhelms von Oranien *) an der Pariſer Bluthochzeit u. ſ. w. Ich weiß keinen Nachweis dieſer einzelnen Thatſachen, allein das iſt ausgemacht, an der gewaltſamen Gegenreformation im 16ten und 17ten Jahrhundert iſt der Jeſuitenorden vorzugsweiſe mit die Urſache geweſen. Die Biſchöfe von Deutſchland, z. B. Julius von Würzburg, welche die gewaltſame Gegenrevolution begannen, waren Zöglinge der Jeſuiten. Ferdinand II. und Maximilian I. wurden an der Jeſuiten-Univerſität zu Ingolſtadt gebildet, gaben ſich im vertrauteten Umgange gänzlich dem Geiſte ihrer jeſuitiſchen Lehrer hin, und gewiß nur von daher nahmen ſie den Plan, mit Gewalt den Proteſtantismus niederzudrücken, welcher die Haupturſache des dreißigjährigen Krieges ward. †) Die Jeſuiten pflegten

*) Ranke Geſchichte der Päpſte II. 106.

†) Nicht ohne Bedeutung hiefür iſt, daß der Lehrplan der Jeſuiten (regula 13), während er den Schülern ſonſt nicht geſtattet Hinrichtungen beizuwohnen, die Hinrichtung der Ketzer ausnimmt, denen ſie alſo beiwohnen ſollen: „Neque ad publica spectacula, comoedias, ludos, nec ad supplicia reorum, nisi forte haereticorum, eant.“ (Institutum societatis Jesu auctoritate Congregationis generalis 18 meliorem in ordinem disertum. Vol. II. Pragae typis universitatis Carolo-Ferdinandeae in collegio societatis Jesu ad S. Clementem. anno 1757.) Ueber den Aufenthalt Ferdinands und Maximilians in Ingolſtadt ſiehe Mederer Annales Ingolst II. 105—189.

hinter den Truppen her zu ziehen; zuerſt wurde dann der Rücktritt zum Katholicismus anbefohlen, im günſtigſten Falle bei Strafe der Auswanderung. Dieß war der Acker, auf welchem ſie ihre Bekehrungen ſäeten. Die gewaltigſten Regenten, wie Ferdinand II., Jakob II., hatten Jeſuiten zu Beichtvätern und Rathgebern. Unſer Geſchichtſchreiber Ranke hat eine Anmerkung über das Gehorſams-Gelübde der Jeſuiten in der zweiten Ausgabe zurückgenommen. Man hat dieß als einen Beweis angeführt, daß an dem Jeſuitenorden ſchlechthin keine Anklage haften könne; allein Ranke hat doch nicht den zweiten Band ſeiner Geſchichte der Päpſte zurückgenommen und dieſe iſt durch und durch eine Anklage gegen den Orden wegen Unterdrückung des Proteſtantismus durch äußere Gewalt. Man mag hiervon einiges auf Rechnung der Zeit ſchreiben, einiges auf Rechnung des allgemein in der katholiſchen Kirche vorhandenen Zuges nach äußerlicher Gewalt. Allein die Jeſuiten ſind doch die beſonderen Träger und Förderer dieſes Zuges, der umgekehrt durch eine reinere Frömmigkeit, ohne Untreue gegen den Katholicismus, hätte ermäßigt und überwunden werden können, und es entſpringt dieſe äußere Unterdrückung aus demſelben Geiſte, von dem auch ein Theil jener ſchlechten moraliſchen Lehren herrührt, nämlich dem Geiſte, die göttlichen Dinge durch menſchliche Veranſtaltungen verſorgen zu wollen. Aus eben dem Geiſte ſind auch die berechneten Verſuche, gerade die Fürſten zu bekehren (z. B. den König von Schweden), um dadurch die äußere Macht zur Unterwerfung des Landes unter die Kirche zu erlangen. Wie fern lag den Apoſteln ſolche Berechnung!

Außer dieſen gewöhnlichen Vorwürfen habe ich noch einen anderen gegen den Orden, das iſt ein Zug der Aeußerlichkeit, der überall durchgeht und der die natürliche Folge jeder Reaction gegen das Innerlichſte, gegen die evangeliſche Grundwahrheit iſt. Wo irgend die Entſcheidung zwiſchen zwei Lehren war, hat ſich der Jeſuitenorden gewiß immer für die flachere, für die profanere entſchieden. Zuerſt auf dem Trinidentiner Concil vertrat er vorzugsweiſe die Lehre, daß die Rechtfertigung dem Menſchen nicht durch das Geheimniß der von Chriſti Opfer zugerechneten Gerechtigkeit komme, ſondern durch den natürlichen begreiflichen Prozeß der dem Menſchen ſelbſt eingeflößten Gerechtigkeit. Später vertrat er, gegen die Dominikaner, die Lehre, daß der Menſch aus eigener Kraft, ohne allen beſonderen Beiſtand Gottes eine Stufe der Heiligung erringen könne, dadurch verdiene er ſich den Beiſtand Gottes und dann vollbringen dieſe beiden Mächte mit und nebeneinander gleich zwei Männern, die an einem Schiffe ziehen, das Werk der Heiligung vollſtändig. Auf dem Gebiete der Moral iſt, wenn wir alles jenes Anſtößige abziehen, das, was an den beträchtlichen Werken des Ordens übrig bleibt, eine abſolute Salbungsloſigkeit. Auf dem politiſchen Gebiete hat der Jeſuitenorden, wie ich ſchon anführte, in ſeinen bedeutendſten Vertretern Bellarmin, Lainez — ich will von Mariana und Sanchez nicht ſprechen — die Lehre von der Volksſouveräni-

tät ſchon beinahe ſo wie Rouſſeau aufgeſtellt. Ueberall war er der Gegner der tieferen Regungen in der katholiſchen Kirche, der Gegner des Janſenismus, der Gegner des Myſticismus. Auch der Lehrplan der jeſuitiſchen Anſtalten trägt den Charakter der Aeußerlichkeit. Der Unterricht hat ſeine feſtſtehenden Autoritäten, man darf nicht bloß für Theologie und Moral nicht von Thomas, ſondern auch für Geſchmack und Styl nicht von Cicero abweichen, die Fertigkeit des Lateins gilt als höchſtes Ziel und der Hebel für Schüler iſt der Ehrgeiz, innerlich betrachtet der verwerflichſte, nach dem äußeren Erfolg beurtheilt der mächtigſte. *) Obwohl der Jeſuitismus grade den Mariendienſt, Ablaß und anderes, was am wenigſten rationell iſt, auf's Höchſte betont und ſeine Impulſe gewiß zum großen Theil aus der Erfülltheit der Phantaſie von den poetiſchen Anſchauungen und Ueberlieferungen des Mittelalters nimmt, ſo iſt er doch vorzugsweiſe rationaliſtiſch nach Weſen und Bildung und beruht durchgehend auf pur verſtändiger Berechnung in den geiſtlichen Exercitien wie in der Organiſation und im Lehrplan. Und wenn ſeine Lehranſtalten, wie berichtet wird, gerade bei der ungläubigen Bevölkerung häufig Eingang finden, ſo daß die Väter ihnen die Kinder übergeben, ohne ſich ſelbſt zu bekehren, ſo erklärt ſich das vielleicht aus einer inneren Verwandtſchaft.

Es könnte nun als ein pſychologiſcher Widerſpruch angeſehen werden, wenn man auf der einen Seite dem Jeſuitenorden eine große Begeiſterung, eine Macht chriſtlicher Frömmigkeit zuſchreibt, auf der anderen Seite ihm den Charakter der Aeußerlichkeit beilegt. Das iſt aber kein Widerſpruch. Dieſelbe Erſcheinung findet ſich auch anderwärts. Im Judenthum z. B. iſt die talmudiſtiſche Richtung, die Richtung derjenigen, welche für das Geſetz eifern, gewiß eine Richtung von aufrichtiger Gottesfurcht und Frömmigkeit, eine Richtung von ſtrenger Aſkeſe, Faſten, Kaſteiung, genauer Befolgung des Geſetzes, eine Richtung der großen Begeiſterung für das ganze Geſetz, für das Judenthum als Inſtitution auch in ſeinem ganzen Glanze der Phantaſie; deſſenungeachtet iſt die talmudiſtiſche Auffaſſung durchaus eine äußerliche, überall in ähnlicher Weiſe geneigt zur Caſuiſtik, zur ſcholaſtiſchen Unterſcheidung und Disputation, zu dem Flachern, Aeußerlichern vor dem Tiefern, in minder gehobenen Zeiten oder Perſonen zu ſpitzfindigen unſittlichen Entſcheidungen. Einen Mann wie Saulus, bevor er Paulus wurde, mochte auch das alte Judenthum als die eigentliche Erfriſchung der Kirche anſehen, als geeignet, den voltäriſchen Sadducäismus niederzukämpfen, geeignet, die chriſtliche Häreſie abzuhalten. Und auf geringerer Stufe lehrte zum Beiſpiel Rabbi Hillel und ſeine Schule, der Mann dürfe ſich von ſeinem Weibe ſcheiden aus jeglicher Urſache, als z. B. wenn er eine andere angenehmer finde, und das ſtand nicht im Wege,

*) Raumer, Geſchichte der Pädagogik I. 316.

daß ſie an Gehorſam und Eifer für die eigenthümlichen jüdiſchen Satzungen ſich nicht genug thun konnten. Ich will damit nicht einen chriſtlichen Orden dem talmudiſtiſchen Judenthum, noch weniger die menſchliche That der Reformation der göttlichen Sendung Chriſti gleichſtellen. Aber das ſoll dadurch einleuchten, wie aus dem Eifer des geſetzlichen Standpunktes zugleich hohe Züge und tiefe Verſunkenheit hervorgehen.

Erwägt man endlich über dem Allen das, was das eigentliche Weſen des Ordens iſt, dieſe Einſchulung aller Gedanken und Empfindungen nach einer menſchlich erdachten Methodik, und dieſen Gebrauch aller Kräfte des Ordens im blinden Gehorſam zu Einem Zweck nach einer bloß von den Obern gelenkten Mechanik; ſo iſt es wohl einleuchtend, welche ungeheure Wirkung hievon ausgehen muß, ſowohl für die Geiſtesrichtung der Mitgliedere als für den Erfolg in der Welt. Nach Innen müſſen gleichſam die Gelenke der Seele durch ſolche Uebung eine inſtinktmäßige Gewöhnung und Fertigkeit der Aſceſe bekommen, ähnlich wie die leiblichen Gelenke des Ringers oder Turners. Nach Außen ſteht eine geſchloſſene Armee gegen Einzelkämpfer. Allein wie leider auch nothwendig durch ſolche Einſchulung und Einfügung in einen Mechanismus das allgemein Menſchliche, wie leider die Individualität mit ihren ſchöpferiſchen Kräften, wie wird nothwendig geiſtige Entfaltung und neue Erzeugung niedergehalten, die nur aus der tiefſten freieſten Regung der Individualität kommt! Es iſt in gewiſſem Maaße eine Entperſönlichung des Menſchen und ein eigenmächtiger Abſchluß des geiſtigen Gebietes. An die Stelle des verborgenen Organismus, in welchem ſich thatſächlich alle Geiſter befinden, des Reiches, das Gott in Einheit hält, und einheitlich nach Seinem Ziele lenkt, tritt ein ſichtbarer Organismus der Geiſter von Menſchen gemacht, durch menſchliche Einrichtungen und menſchliche Obere in Einheit gehalten und für ihren Zweck gelenkt. Der Menſch gibt ſeinen Beruf in jenem unſichtbaren Reiche Gottes auf, um Dienſt zu nehmen in dieſem ſichtbaren der Menſchen.

Ich will alſo keineswegs dem Jeſuitenorden jene berüchtigte Moral als ſein Weſen und dauernden Charakter aufbürden, nicht das Verdienſt ſeiner einzelnen Mitglieder verdunkeln, nicht ihm als Orden die Beweggründe der Gottesfurcht, der Liebe zum Erlöſer, der Frömmigkeit beſtreiten. Aber die Frömmigkeit, welche Gott will, iſt dennoch die evangeliſche und nicht die jeſuitiſche. Der Proteſtantismus will das natürlich ſündliche Herz aus dem Menſchen nehmen, und dafür ein Gott begnadigtes Herz an die Stelle geben; der Jeſuitismus will nicht bloß das, er will das von Gott geſchaffene Herz aus dem Menſchen nehmen und ihm ein nach den Anſichten und Regeln des Ordens zugerichtetes Herz an die Stelle geben.

Würde er zum Siege in der Welt gelangen, wie er es anſtrebt, ſo würde er allerdings ein Reich aufrichten zur Ehre Chriſti, in welchem aber die

Gnade Chriſti ſelbſt nicht frei walten dürfte mit ihren neuen Gaben, und neuen Anregungen und neuen Schöpfungen, ſondern überall erſt der Erlaubniß der menſchlichen Oberen dazu bedürfte, in welchem die göttlichen Sendboten außen ſtehen bleiben müßten vor den Schlagbäumen der Ordensregeln. Wie im Polizeiſtaate Alles wohl geregelt und vortrefflich iſt, nur keine neue ſchaffende Regung möglich iſt, ebenſo und ähnlich würde der Jeſuitismus den Polizeiſtaat im Reiche Gottes aufrichten. Darum mag gewiß dieſer Orden ein gutes Heilmittel ſein gegen den Voltairianismus, gegen die Verweltlichung und Erſchlaffung des Klerus, allein damit der geſunde Zuſtand erreicht werde, möchte es dann doch erſt wieder eines Heilsmittels gegen die Wirkung dieſes Heilsmittels bedürfen. Ich denke zu hoch von der katholiſchen Kirche, als daß ich den Jeſuitismus für ihre Blüthe, für die beſte Frucht, die ſie zu erzeugen fähig, halten könnte.

Wenn aber die Katholiken einen Orden, deſſen ſpecifiſches Weſen gerade die ſtärkſte Betonung des Gegenſatzes zum Proteſtantismus, deſſen weltgeſchichtliche Aufgabe die Vernichtung des Proteſtantismus um jeden Preis iſt, als die herrlichſte Frucht ihrer Kirche zu preiſen nicht müde werden, und wenn ſie ihn in Länder berufen, in welchen der Proteſtantismus doch auch noch ein Recht hat, ſo ſind ſie allerdings, ſo weit ſie von ihren verfaſſungsmäßigen Befugniſſen Gebrauch machen, Niemandem Rechenſchaft ſchuldig; aber ſie mögen dann nicht fordern, daß die Proteſtanten das als ein Zeichen ihrer Abſicht friedlichen Nebeneinanderbeſtehens anſehen, und mögen, wenn die Aufregung darüber auch mitunter das Maaß überſchreitet, die hauptſächliche Schuld nicht auf Seiten ihrer Gegner ſuchen.

Die Evangeliſchen hingegen können an den Jeſuiten lernen, was für einen Schatz ſie am Evangelium beſitzen, ſie können aber nicht minder von den Jeſuiten lernen, wie ſehr ſie es daran fehlen laſſen, mit ihrem Schatze zu wuchern. Die evangeliſche Kirche hat das Centrum des Heils erobert, von dem aus ſie den Umfreis beherrſcht; aber ſie muß dieſen Umfreis auch einnehmen, um das Gebiet des Heils vollſtändig und geſichert zu beſitzen.

Die griechiſche Kirche in der Türkei und ihr Verhältniß zur ruſſiſchen.

Die Angelegenheiten des Orients, die politiſchen und kirchlichen, verſchlingen ſich in unſeren Tagen mehr denn je unter ſich und mit den abendländiſchen, und aus den an ſie ſich knüpfenden Verwickelungen geht die neueſte Geſchichte der beiden Welttheile hervor. Daher die Aufforderung, den Dingen, welche auf jenem doppelten Gebiete dort beſtehen, tiefer auf den Grund zu ſehen; dabei wird man kaum etwas Bedeutſameres wahenehmen, als das Weehältniß der beiden katholiſchen Kirchen, in die der Orient und Occident getheilt iſt, der römiſchen und byzantiniſchen, und der Bewegungen, welche ſich in dieſer theils vorbereitet, theils ſchon entwickelt haben. Man weiß, daß die altcheiſtliche Kirche durch die fünf Patriarchen von Jeruſalem, Rom, Antiochia, Alexandeia und Conſtantinopel regiert wurde, und daß der Patriarch von Rom, wenn auch ſeine Nachfolge auf dem Stuhl und in den Rechten des Apoſtels Petrus von den andern nicht völlig zugegeben wurde, doch als kirchlicher Oberhirt der Hauptſtadt des römiſchen Reiches ſehr früh ein vorwiegendes Anſehen behauptete. Ebenſo iſt bekannt, daß während die geiſtliche Macht von Rom ſich über die chriſtlichen Abendländer ohne bedeutenden Widerſtand ausbreitete und mit ihnen wuchs, die Patriarchen des Morgenlandes mit ihren Diözeſen dem Schwert der Moslim erlagen, ihre Kirchen zerſtört, ihre Heerden zerſtreut oder vertilgt ſahen. Es war begreiflich, daß die römiſche Kirche, welche ſich als die ſiegreiche freier chriſtlicher Völker und ihren Gehorſam geſichert anſah, im Verlauf der mittleren Jahrhunderte ihre Macht und ihr Anſehen über die gedemüthigte und zerrüttete Schweſter auszubreiten bedacht war. Der Papſt und Patriaech von Rom ſollte als der ökumeniſche anerkannt, in ihm und ſeinen Eneſcheidungen die Norm kirchlicher Verwaltung gefunden werden. Das Bewußtſein von Kraft und Würde, welches dieſen Anſprüchen zu Grunde lag, fand Nahrung in der ſich entwickelnden Größe der abendländiſchen Staaten romaniſcher und beſonders deutſcher Nationen mit dem Kaiſerthum an ihrer Spitze, indem der Stuhl Petri zur Rechten des kaiſerl. Throns geſtellt wurde, während der Patriarch von Byzanz der Abhängigkeit vom Willen des Autokrators verfallen blieb. Von gleichee Wichtigkeit war die Entfaltung von Einſicht und geiſtigem Vermögen, welche von jenem Wachsthum der abendländiſchen Nationen die Folge war, und gegen das ſtarre Feſthalten an dem Alteethümlichen, in dem die anatoliſche Kirche zu erſterben ſchien, einen vollſtändigen Gegenſatz bildete. Indeß je feſter man an dem Ueberlieferten hielt und den altkirchlichen Charakter der Verwaltungen und Satzungen wahrte, deſto unerbittlicher war oder blieb man gegenüber allen Anforderungen, welche das Obeehaupt der lateiniſchen Kirche erhob. Die an ſich geringen Unterſchiede des Glaubens zwi-

ſchen beiden wurden durch jenen Gegenſatz in einer Weiſer verbittert, daß die Häupter der beiden Kirchen ſich und ihre Anhänger mit dem Bann belaſteten; als aber, bei wachſender Gefahr für Conſtantinopel durch die Sultane der Türken, auf den Synoden von Ferrara und Florenz durch den dort erſchienenen Kaiſer Manuel Paläologos und den weiſen Erzbiſchof Beſſarion die Unterſchiede des Glaubens in der Union der beiden Kirchen ausgetragen und die oberſte Gewalt des Papſtes anerkannt war, erhoben die glaubenseifrigen Mönche des Athos und des neuen Roms die Fahne eines grenzenloſen Fanatismus gegen die Einigung. Durch den Verrath des Kaiſers und des Patriarchen ſeien ſie verurtheilt, Azymiten zu werden (das Abendmahl mit ungeſäuertem Brot zu feiern) und dem Glauben der Väter abzuſagen— eine Nöthigung, welche ſelbſt die Ungläubigen ihnen nicht auflegten. Darum erklärten ſie lieber noch den türkiſchen Turban als die lateiniſche Tiara in ihren Kirchen und Straßen zu dulden. In Folge der Aufregung wurde ſogar die Hagia-Sophia verlaſſen, in der der Kardinal, welcher mit dem Kaiſer gekommen war, das Abendmahl nach lateiniſchem Ritus gefeiert hatte. Die Verlaſſenheit der Ueberreſte des byzantiniſchen Reiches von Seiten des Abendlandes bei ſeiner höchſten Gefahr durch Mohammed II. war hauptſächlich die Folge dieſer hartnäckigen Verweigerung eines jeden Compromiſſes mit den Lateinern. Der Nachfolger von Papſt Eugenius II., dem Urheber der genannten Conzilien, der weiſe und wohlgeſinnte Nikolaus V., als er aus Conſtantinopel die Kunde erhielt, daß an der Erklärung „heiliger Mönche und Erzhirten“ gegen den Gebrauch des ungeſäuerten Brots im Abendmahl, gegen den Ausgang des heil. Geiſtes vom Vater und Sohn, und gegen das Fegefeuer und die Indulgenzen, das Volk noch mehr als gegen die päpſtliche Obergewalt in Zorn und Eifer gerathen, daß die mühſelige Arbeit der Vereinbarung in ihren Haupttheilen geſcheitert ſei, erkannte darin das Schickſal des Morgenlandes. „Der Fall der Hauptſtadt dieſes Reichs“, rief er aus, „des letzten Bollwerks der Chriſtenheit im öſtlichen Europa gegen die Wuth der Ungläubigen, wird davon die Folge ſein.“ Wenige Jahre darauf ging in Erfüllung, was er vorausgeſagt. Der Sohn Amurats II. zog aus ſeiner Hauptſtadt Adrianopel gegen den Sohn von Michael Paläologus, gegen den Sitz des byzantiniſchen Reichs mit großer Heeresmacht heran. Vertheidigung und Rettung waren möglich, aber der Kaiſer Conſtantin II. war auf ſeine Garniſon beſchränkt, aus der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit waren nur einzelne Freiwillige und wenige Schiffe zu Hülfe erſchienen, und man weiß, wie nach heldenmüthigen Anſtrengungen am 29ſten Mai 1453 Conſtantinopel durch Sturm überging und der letzte Kaiſer unter den Leichen ſeiner Krieger begraben wurde. Bald nach ihm ſtarb auch Nikolaus V. Die Vergeblichkeit ſeiner zu ſpäten Anſtrengung, Europa aus ſeiner Lethargie zu wecken, trug dazu bei, den gebeugten Greis einem beſchleunigten Tode entgegenzuführen.

Durch jenes beklagenswürdige Ereigniß wurde die kirchliche Spaltung des Occidents und des Orients beſiegelt und ihre Hebung unmöglich gemacht, für welche, da der Widerſtand keineswegs ein allgemeiner war, noch eine Möglichkeit blieb, wenn die abendländiſche Kirche in dieſer Noth der verzweifelten Schweſter als ein Engel der Rettung erſchienen wäre. Mohammed II, ſtatt die beſchloſſene und ſchon begonnene Vertilgung der Chriſten und ihre Hinüberführung zum Koran fortzuſetzen und zu vollbringen, hielt es für die innere Conſolidirung ſeines Reichs und bei den Gefahren, die von den abendländiſchen

Mächten drohten, und nachdem er die Abwendung der griechiſchen Chriſten vom Occident wahrgenommen und ſich von ihrer politiſchen Gefahrloſigkeit verſichert hatte, für gut, ſie ſelbſt als die Rajahs in Schutz zu nehmen, ihre kirchliche Organiſation unter dem Patriarchen von Conſtantinopel und ſeiner Synode wieder herzuſtellen und mit dieſer eine Art von nationaler Vertretung der Griechen, beſtehend aus Adeligen, Kaufherren und Gewerbtreibenden, zu verbinden.

Während er aber dadurch den Gehorſam der anatoliſchen Chriſten und ihre Unabhängigkeit von dem Abendlande zu ſichern wußte, war durch den Fall von Conſtantinopel der Grund zu einer neuen anatoliſchen Kirche in dem aufſtrebenden Staate der Großfürſten von Moſkau gelegt worden, aus dem nach wenigen Jahrhunderten die orthodoxe Macht des neuen Czaren erwuchs und ſich zum Schirme „der unterjochten Mutter“ dem Orient zukehren ſollte. Umſonſt waren die Bemühungen der abendländiſchen Kirche geweſen, dort ihren Ritus und ihre Hierarchie auszubreiten. Die Ruſſen blieben der Lehre und der Ueberlieferung treu, die ihnen von Byzanz gekommen waren. Nachdem aber Conſtantinopel in die Gewalt der Türken gekommen war, bemerkten die Großfürſten von Moſkau alſobald, daß ihre Kirche nicht unter dem Anſehen und den Beſchlüſſen des einer fremden Macht gehorchenden Patriarchen bleiben konnte, zu deſſen Sprengel die ruſſiſche Kirche gehörte; darum ward eine Geſandtſchaft nach Conſtantinopel geſchickt, und nach vielen Unterhandlungen und Beſiegung großer Schwierigkeiten, auch von türkiſcher Seite, einigte man ſich dahin, daß die Gewalt über die Kirche der Moskowiter an die Synode, welche zu Moſkau unter dem Vorſitze eines Metropoliten beſtand, übergehen, und dieſe unabhängig von der byzantiniſchen, und ihr nur innerlich durch das Dogma und die apoſtoliſchen Kanones und Beſchlüſſe der ökumeniſchen Conzilien verbunden ſein ſollte. Dieſe innere dogmatiſch-kanoniſche Verbindung wurde durch das orthodoxe Glaubensbekenntniß geſichert, welches im Jahre 1642 der Erzbiſchof von Kiew, Peter Mogilas, entworfen und den Biſchöfen ſeiner Diözeſe zur Prüfung unterſtellt hatte. Nachdem es die Billigung von dieſen und vom Metropoliten erlangt, ward es als „Darlegung des Glaubens der Ruſſen“ (ἔκθεσις τῆς τῶν Ροσσῶν πίστεως) dem Patriarchen zu Conſtantinopel überſendet und ſeinem und ſeiner Synode Urtheile unterworfen. Dieſer ſendete eine Commiſſion von Biſchöfen nach der Moldau, wo ſie mit den Abgeordneten des Erzbiſchofs von Kiew zuſammentraf. Zu einem Rath vereinigt unterſuchten die Prälaten es mit großer Sorgfalt, und waren bemüht, es noch mehr in Uebereinſtimmung mit den Entſcheidungen der Väter und der Conzilien zu bringen. Dann kam es zu demſelben Zwecke an die Patriarchen von Alexandrio, Antiochia und Jeruſalem und ihre Synoden. Nachem es im J. 1643 auch mit ihren Siegeln zurückgekommen, ward es als das „rechtgläubige Bekenntniß der katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche Chriſti“ bekannt gemacht und von allen durch die Synode von Byzanz vereinigten Kirchen als ſolches angenommen. Peter der Große, als er ſich zum Chef der Kirche ſeines Reiches erklärte, beſtätigte das Glaubensbekenntniß nach allen ſeinen Beſtimmungen in dem Kirchengeſetze, welches die Synode, die Verhältniſſe der Geiſtlichkeit und die Kirchenverwaltung ordnete und das ſeinen Nachfolgern als Richtſchnur gedient hat. Die Trennung der ruſſiſchen Kirche von der byzantiniſchen war alſo nur eine formale; eine vollſtändige Unterwerfung aller orientaliſchen Kirchen unter die Synode hatte ohnehin nie ſtattgefunden. Die Erzbiſchöfe von Ocry in Bulgarien, von Pekin in Albanien, unter deſſen Jurisdiktion die Biſchöfe von Serbien ſtehen, und der von Cyprus waren während

Digitized by Google

der ganzen byzantiniſchen Kaiſerzeit unabhängig von ihr geblieben. Die von Oery und Pekin haben ſich der Synode von Conſtantinopel unterworfen, um den Vexationen der Türken zu entgehen. Der von Cypern hat ſeine Unabhängigkeit behauptet. Drei Metropoliten bilden ſeine Synode und vollziehen ſeine Wahl. Doch zeigt er dieſe dem Patriarchen an und ſteht mit ihm in Verkehr über kirchliche Angelegenheiten. (Vergl. Thierſch: De l'état actuel de la Grèce, II. Thl. S. 178 ff.) In neuerer Zeit iſt die Kirche der joniſchen Inſeln unter England in ein ähnliches Verhältniß getreten. Der Erzbiſchof von Kerfu, umgeben von ſeiner Synode, ſteht an ihrer Spitze. Die Synode wählt ihn, doch unterliegt die Wahl der Beſtätigung des Patriarchen, die bisher nie verweigert wurde; und die Synode von dort ſchickt auch das heilige Oel (Χρίσμα), mit welchem die Biſchöfe der joniſchen Inſeln, die von der Synode daſelbſt gewählten, geſalbt und zu ihrem Amte geweiht werden. Noch freier hat ſich im Laufe des vergangenen Jahres die Synode von Griechenland gegenüber dem Patriarchen von Conſtantinopel geſtellt, zu deſſen erzbiſchöflichem Sprengel das Land vor ſeiner Unabhängigkeit gerechnet wurde. Sie vollzieht die Wahl ihrer Biſchöfe ſelbſtſtändig, doch in Gegenwart eines königlichen Commiſſärs, der als Vertreter des Schutzherrn ihren Berathungen anwohnt, und meldet ſie gleich dem Erzbiſchof von Cyprus, den übrigen Patriarchen von Conſtantinopel, Antiochia, Jeruſalem, Alexandria und auch dem von St. Petersburg.

Es konnte nicht fehlen, daß im Laufe von vier Jahrhunderten, und bei dem regen Verkehr Rußlands mit den abendländiſchen Völkern, in der ruſſiſchen Kirche einzelne das Dogma nicht unmittelbar berührende Aenderungen eintraten, durch welche dem Intereſſe des Landes Rechnung getragen und die Ueberführung der Andersgläubigen in den Schooß der Nationalkirche erleichtert oder geſichert werden ſollte. Zwar der kühne Schritt von Peter dem Großen, der ſich zum Haupt der Kirche ſeines Reichs erklärte, und als ſolcher nach dieſer Erklärung in Moſkau die Meſſe ſang, iſt inſofern ohne praktiſche Folgen geblieben, als der dadurch begründete Cäſaro-Papismus, d. h. die Vereinigung weltlicher und geiſtlicher abſoluter Gewalt, unter ſeinen Nachfolgern nicht zum Vorſchein kam. Keiner von dieſen hat gleich dem Gründer dieſes Syſtems einen kirchlichen Akt verrichtet. Die aus eigener Wahl der Biſchöfe hervorgegangene und nach St. Petersburg verlegte Synode verwaltet nun, unter Aſſiſtenz des kaiſerlichen Bevollmächtigten, wie es zu Conſtantinopel unter den byzantiniſchen Kaiſern geſchah, die Angelegenheiten der ruſſiſchen Kirche, und da der Großfürſt, nachher Kaiſer Paul, der in ſeiner Jugend von dem berühmten Metropoliten Platow unterrichtet wurde, dieſem eines Tages bei Darlegung ſeines Verhältniſſes erklärte: „Aber als Kaiſer werde ich doch auch hier unabhängig ſein und beſchließen können, was ich will“, antwortete, wie man ſagt, der kühne Prieſter: „Das werden Ew. kaiſerliche Hoheit allerdings zu thun, aber nicht zu verhindern im Stande ſein, daß man Sie dann für des Verſtandes beraubt achtet.“ Es iſt alſo das Verhältniß des Kaiſers zur Synode in St. Petersburg ungefähr daſſelbe geworden, wie es in Conſtantinopel zur Zeit des byzantiniſchen Reiches geweſen war; nur daß kein Fall vorliegt, in welchem auf Anlaß des Monarchen ein Patriarch ſeines Amtes enthoben und ſtatt ſeiner ein anderer wäre gewählt worden. Indeß bleibt bei den ſtreng orthodoxen Bekennern außerhalb Rußlands ein Bedenken gegen jenen geſetzlich nie aufgegebenen Anſpruch, und ſie halten den Grundſatz mit aller Entſchiedenheit feſt: daß die Kirche kein Oberhaupt habe außer allein Jeſus Chriſtus, deſſen ſie iſt, und von Niemandem

geleitet oder beſtimmt werde, als vom heiligen Geiſt, der vom Vater ausgehe, mit dem Sohn aber und durch ihn mit dem Vater Eins ſei.

Bedeutend ſind die Verſchiedenheiten, welche ſich zwiſchen der ruſſiſchen Kirche und der übrhgen anatoliſchen bezüglich der Ehe und der Taufe herausgeſtellt haben. Die morgenländiſche Kirche geſtattet die Ehe als Myſterion oder Sakrament nur zwiſchen orthodoxen Chriſten. Das Conzilium Trullanum iſt daüber ſehr beſtimmt und ſchließt jede eheliche Verbindung zwiſchen Gliedern der orthodoxen und anderen Gemeinden unbedingt aus. Zwiſchen ihnen könne ſo wenig Gemeinſchaft ſein, wie zwiſchen Wolf und Lamm. Die ſpätere Praxis hat das dahin gemildert, daß man eine gemiſchte und außer der Kirche von andern Geiſtlichen geſchloſſene Ehe zwar nicht als ſakramentale, aber doch auch nicht als Confubinat betrachtet, ſondern als ein ſittliches Verhältniß gelten läßt; doch ruht dieſe Anſicht nicht auf einer kanoniſchen Beſtimmurg, ſondern auf Gebrauch und Gewöhnung. Die ruſſiſche Kirche iſt aber davon abgewichen und hat ſich auf dieſem Punkte den Confeſſionen der abendländiſchen zur Seite geſtellt. Auch dieſe weiß in ihren kanoniſchen Beſtimmungen nichts von einer gemiſchten Ehe, und wenn die Tridentiniſchen Väter, um dem Mißbrauch der Winkelehen zu begegnen, verordneten, die Ehe ſolle vor dem Pfarrer und zwei Zeugen (c ram parocho et duobus testibus) geſchloſſen werden, ſo waren ſie weit davon entfernt, bei dieſem ſakramentalen Akt an Betheiligung von „Hätetikern“ zu denken. Doch hat man darüber weggeſehen und ſich zur Anerkennung des ſakramentalen Charakters der gemiſchten Ehe herbeigelaſſen; aber als Bedingung ihre Schließung durch den katholiſchen Geiſtlichen, die Zuſage der katholiſchen Kindererziehung vom diſſentirenden Theil ausbedungen. Daſſelbe nun thut die ruſſiſche Kirche, oder vielmehr ſie traut jedes gemiſchte Paar unter der Vorausſetzung, daß die Kinder ſämmtlich ihr zugehören. Man weiß, wie in der jüngſten Zeit das päpſtliche Breve an den Biſchof Arnoldi die früheren Conzeſſionen dahin beſchränkt hat, daß dringende Fälle abgerechnet, Dispens aus Rom einzuholen, daß die Trauung gegen eidliche Zuſage der katholiſchen Kindererziehung zwar coram porocho et duobus testibus geſchehen ſoll, aber nicht vom Pfarrer und nicht in der Kirche, ohne daß darum der ſakramentale Charakter des Bündniſſes aufgehoben wird, das nach wie vor für ein unauflösliches gehalten wird.

Dieſelbe Näherung der ruſſiſchen und lateiniſchen Kirche findet bezüglich der Taufe Statt. Die orthodoxe griech. Kirche erkennt die abendländiſche Taufe nicht an, weil ſie gegen die Einſetzung durch bloßes Beſprengen mit Waſſer vollzogen wird, während ſie doch als Reinigung von der Erbſünde zu betrachten ſei, die über den ganzen Leib verbreitet ſei und an allen Gliedern hafte. Sie verlangt dreimaliges Untertauchen, und nur wer ſo getauft iſt, iſt ein Chriſtianos. Sie begehrt darum Wiederholung der Taufe nach ihrem Ritus von Jedem, der in ihre Gemeinſchaft eintreten will. Die ruſſiſche hat auch hier den abendländiſchen Gebrauch für Neophyten zur Anwendung gebracht. Sie begehrt nicht, daß der zu ihr Uebertretende noch einmal auf ihre Weiſe getauft werde, und es genügt ihr, da ohnehin das Nicäniſche Glaubensbekenntniß das gemeinſame geblieben iſt, daß ein ſolcher nach gehöriger Vorbereitung mit der orthodoxen Gemeinde das Abendmahl nach ihrem Gebrauche genieße, um ihr als Glied anzugehören.

Wir ſind natürlich weit entfernt, aus dieſer Nachgiebigkeit für die ruſſiſche Kirche einen Tadel abzuleiten, im Gegentheil nehmen wir Alles für einen Gewinn, was mit Aufrechthaltung der alten und allgemeinen Glaubensbekenntniſſe

die Unterſchiede mildert oder ausgleicht, welche zwiſchen den einzelnen Gliedern der großen und allgemeinen chriſtlichen Familie beſtehen und ſie in feindſelige Parteien getrennt haben; aber eine andere Frage, die zugleich in ihrer ganzen politiſchen Wichtigkeit ſich hervorwendet, iſt, ob die ruſſiſche Kirche nach ſolchen Alterirungen des kanoniſchen Gebrauchs von den übrigen anatoliſchen Kirchen noch als ein vollkommen hamogenes Glied des großen orthodoxen Leibes betrachtet werden kann und darf. Daß bis jetzt dieſer Unterſchiede weniger gedacht wurde, hat ſeinen Grund in der Schutzloſigkeit und Unterdrückung derſelben auf türkiſchem Gebiet, und in der Hoffnung auf Befreiung gehabt, welche der chriſtliche Orient noch fortdauernd von dem großen und mächtigen Glaubensgenoſſen erwartet, den ſie, nach dem Untergange ihrer kaiſerlichen Beſchützer in Byzanz, als den allgemeinen Schutzherrn der Rechtgläubigkeit zu betrachten und zu verehren gewohnt iſt. Anders aber iſt es da, wo die Feſſeln gelöſt ſind und die Kirchen unter der politiſchen Selbſtſtändigkeit ihres Staates ihrem kirchlichen Bewußtſein und ſeinen Folgen wieder gegeben ſind, wie in Griechenland. Die Meinungen ſind dort getheilt: diejenigen, welche es mit der Unabhängigkeit von Griechenland ernſt nehmen und dieſe ebenſo in der Freiheit von der Türkei, wie in der von den Ruſſen ſuchen, heben jene Verſchiedenheiten hervor als ſolche, die ſtark genug ſeien, ein Schisma wenigſtens vorzubereiten. Die anderen ſehen darüber hinweg und erachten, der Gewinn einer inneren Einigung ſei weit höher anzuſchlagen, als die Wahrung jener Eigenthümlichkeiten, welche nicht den Glauben berühren. Es muthe der griechiſchen Kirche Niemand zu, dieſelben in ſich aufzunehmen, wohl aber diejenigen, die durch ihre Lage und das Wohl der Kirche zu ihnen geführt würden, nicht zu verdammen, zumal man auch in Griechenland dem Fall entgegenſehen müſſe, wo Nachſicht in denſelben Punkten Pflicht werde. Schon jetzt ſeien die Fälle nicht ſelten, wo gemiſchte Ehen unter der bloßen Zuſage orthodoxer Kindererziehung von Prieſtern, ſelbſt von Biſchöfen der anatoliſchen Kirche die Einſegnung erlangt hätten. Dieſe Anſicht iſt gegenwärtig in Athen die vorwiegende und wird, ſoviel mir bekannt, von allen Biſchöfen des neuen Königreichs getheilt, ohne daß darum ihre Gegner ſich zur Ruhe begäben. Es iſt hier ein ſtarker Keim der Zwietracht gelegt. Auch wird in Rußland das Bedürfniß gefühlt, darüber in das Reine zu kommen. Das Entſcheidenſte wäre allerdings die Einberufung eines allgemeinen Conziliums durch den ruſſiſchen Kaiſer. Der Sultan würde nicht wagen, die unter ihm ſtehenden Biſchöfe an ſeiner Beſchickung abzuhalten, und die griechiſchen würden bereitwillig erſcheinen. [Aus der Berl. Allg. Ztg.

Kirchenchronik.

Eiſenach. — In dieſer Stadt wurde im verfloſſenen Mai die zweite Jahresverſammlung der Abgeordneten der evangeliſchen Landeskirchen Deutſchlands gehalten (Vgl. Kfr. 1852. S. 364 ff.). Das wichtigſte Reſultat der Verhandlungen iſt die Annahme eines „*Evangeliſchen Kirchengeſangbuchs in 150 Kernliedern.*“ Daſſelbe beſchränkt ſich auf die älteſten uud bewährteſten Lieder von ächt kirchlichem Charakter. Es ſoll den beſtehenden Geſangbüchern als Anhang beigegeben, neu zu revidirenden dagegen als Leitfaden zu Grund gelegt werden und zugleich die alten Choräle in ihrer vollen Reinheit und urſprünglichen Form wiedergeben. Hoffentlich wird es ein kräftiges Mittel ſein, um der entſetzlichen Geſangbuchsconfuſion ein Ende zu machen und mehr Einheit und Ordnung in den deutſch evangeliſchen Gottesdienſt hineinzubringen. *Wir wünſchen, daß auch die deutſchen Kirchen dieſes Landes ernſtlich an eine ähnliche Conferenz dächten und ein gemeinſames deutſches Geſangbuch zu Stande brächten.* Das in Eiſenach adoptirte ſollte als Grundlage dienen und dann ein den Bedürfniſſen dieſes Landes entſprechender Anhang hinzugefügt werden. Die großen Vortheile eines ſolchen Unternehmens liegen auf flacher Hand, und ich ſehe nicht ein, was ſich Vernünftiges dagegen einwenden ließe. Auf dieſe Weiſe kann die Sache wahrer Union befördert werden, ohne daß die particulären Intereſſen der verſchiedenen Confeſſionen den geringſten Nachtheil leiden, oder irgend ein Princip geopfert wird. Auch würde uns ein ſolches Geſangbuch enger mit Deutſchland verbinden und den künftigen Einwanderern unſeren Gottesdienſt heimiſcher machen.

Der Evangeliſche Kirchen-Verein des Weſtens. — Die dießjährige Conferenz dieſes Vereins wurde abgehalten vom 26ſten Mai bis 1ſten Juni in St. Louis Mo. Anweſend waren 22 Prediger und 3 Delegaten von Evangel. Gemeinden, die Mitglieder des Vereins ſind. Aufgenommen wurden 2 Prediger.

Zu Beamten für das laufende Jahr wurden erwählt: P. G. W. Wall von St. Louis als Präſident; P. G. Steiner von Waterloo, Ill., als Vicepräſident; P. L. Nollau von St. Louis als Sekretär; P. A. Baltzer von St. Charles als Kaſſirer; P. G. Steiner führte während der Konferenzſitzung das Präſidium.

Von den Verhandlungen heben wir hier nur einzelne heraus, die von allgemeinerem Intereſſe ſein möchten.

Die beabſichtigte *Conföderation* mit dem Evang. Verein in Ohio und der Allgem. Synode von Nord-Amerika wurde bis auf Weiteres aufgeſchoben, und die in dieſer Angelegenheit ernannten Delegaten ihres Auftrags entheben.

Prediger, die Vereinsmitglieder ſind, ſollen beim Antritt ihres Amtes in einer neuen Gemeinde von Seiten des Vereins in ihr Amt *eingeführt* werden.

Die Einführung einer gemeinſamen *Gottesdienſt-Ordnung* für die Evang. Gemeinden wurde beſchloſſen und eine Commiſſion ernannt, welche bei der nächſten Jahresconferenz einen Entwurf dieſer Ordnung vorzulegen hat.

Beſchloſſen: die Anfertigung eines Auszuges aus dem Evang. Katechismus für Schulen, da der Katechismus ſelbſt eigentlich für Konfirmanden und Erwachſene beſtimmt iſt.

Beſchloſſen: daß wenn aus einer beſtehenden Evang. Gemeinde ein Theil derſelben in Unzufriedenheit ausſcheidet, kein Prediger des Vereins ſich des ausgeſchiedenen Theiles ſeelſorgerlich annehme, bevor derſelbe Rückſprache mit dem Pfarrer der Gemeinde genommen, und ſich mit demſelben darüber verſtändigt hat; oder, wenn letzteres nicht zu Stande kommt, bis der Präſes des Vereins mit Zuziehung einiger nicht betheiligten Vereinsglieder ein Gutachten darüber abgegeben.

Der Seminarbericht trieb die Verſammelten zum Lobe Gottes an. — Die Einnahme an Liebesgaben ꝛc. hatte betragen: $1752,40; die Ausgabe für den Unterhalt des Hauſes incl. Gehalt der Beamten, $1633,26. Der Ausgabenetat für das laufende Jahr wurde auf $2000 feſtgeſetzt. — Ueber den Schuldentilgungsfond wird nächſtens im Friedensboten Rechnung abgelegt werden.

Die durch das Directorium erfolgte proviſoriſche Anſtellung des P. A. Irion als zweiten Profeſſors am Seminar wurde mit allgemeiner Zuſtimmung als eine definitive beſtätigt, und Prof. A. Irion als Vereinsglied aufgenommen.

Im Seminar waren 9 Zöglinge; einer derſelben, Peter Welſch, wurde während der Conferenz ordnungsmäßig examinirt und in Folge deſſen am 31ſten Mai öffentlich ordinirt. Neuaufgenommen wurden vorläufig 4 Zöglinge.

Das Seminar-Directorium bilden im laufenden Jahre die P. P. A. Baltzer, Fr. Birkner, C. Bode, L. Nollau und Prof. W. Binner e. o., und die Herren M. Pöpel, Fr. Maßmann, C. Cajacob und Chr. Jung in St. Louis.

Der Friedensbote wurde in 1360 Exemplaren verſandt; hat aber auch zu klagen über viele Rückſtände der Leſer und iſt genöthigt, Mahnbriefe ergehen zu laſſen.

Die dießjährigen Diſtrictsconferenzen ſollen in der erſten Woche des Octobers gehalten werden in Waterloo, Ill., im Seminar und in Fort Madiſon, Iowa.

Nach der Rückkehr des Delegaten P. G. W. Wall wird eine Extraſitzung des Vereins ſtattfinden.

An jedem Abend wurde in der Kirche der Südl. Evang. Gemeinde, in welcher die Conferenz ſtattfand, Gottesdienſt gehalten und außerdem in den anderen beiden Evang. Kirchen von St. Louis an den in ihnen üblichen gottesdienſtlichen Tagen. Sonntags feierten die verſammelten Prediger gemeinſam des Herrn Abendmahl. —

Der Herr, der ſich auch dießmal nicht unbezeugt gelaſſen, walte ferner über den Verein mit Seiner Gnade! —

Ein ausführlicher Protokoll-Auszug wird gedruckt werden und durch den Vereins-Sekretär zu beziehen ſein. — [Friedensbote.]

Die **Methodiſten** haben auf der unter ihrer Leitung ſtehenden Aſhbury Univerſity zu Greencaſtle im Staate Indiana eine deutſche Profeſſur gegründet und den Dr. Naſt von Cincinnati, Herausgeber des „Apologeten“, zum Profeſſor derſelben ernannt. Er gedenkt den Poſten anzunehmen, ſobald ſich ein Nachfolger für die Herausgabe jenes Blattes gefunden hat. Er iſt auch von der Methodiſtenkirche mit der Abfaſſung eines Commentars zur heil. Schrift beauftragt worden.

Der
Deutſche Kirchenfreund.
Jahrgang VI. October, 1853. Nro. 10.

St. Auguſtin's Leben und Wirken.

Fecisti nos ad Te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.
Aug. Confess. l. I, c. 1.

(Schluß.)

§. 14. Bedeutung und Einfluß Auguſtin's auf die Mit- und Nachwelt.

Aus dieſer umfaſſenden literariſchen Thätigkeit wird man leicht auf die Bedeutung und den Einfluß Auguſtin's ſchließen können. Doch iſt es ja wie in allen anderen Gebieten der Literatur, ſo auch in der Theologie, eigentlich nie die Quantität oder Maſſe, ſondern die Qualität oder innere Beſchaffenheit der Geiſtesproducte, die eine tiefere Wirkung begründet. Die Apoſtel haben nur wenig geſchrieben, und doch übt z. B. das Evangelium Johannis oder der Römerbrief weit mehr Einfluß aus, als ganze Bibliotheken trefflicher Bücher, ja als die Literatur ganzer Völker. Tertullian's Apologeticus, Cyprian's kurze Abhandlung über die Einheit der Kirche, Anſelm's Cur Deus homo und Monologium, Bernhard's Tractate über die Verachtung der Welt und über die Liebe Gottes, das anonyme Büchlein von der deutſchen Theologie, und ähnliche Producte, die man auf ein Paar Bogen reduciren kann, haben mehr Geiſter in Bewegung geſetzt und befruchtet, als die zahlreichen obſtruſen Folio-Bände mancher mittelalterlicher und altproteſtantiſcher Scholaſtiker. Auguſtin's Bekenntniſſe, das unſcheinbare Büchlein des demüthigen, zurückgezogenen Mönchs Thomas a Kempis über die Nachfolge Chriſti, Bunyan's Pilgerreiſe, Arndt's Wahres Chriſtenthum, Gerhart's Paſſionslieder haben jedes für ſich mehr Menſchen bekehrt, erbaut, geſtärkt und getröſtet, als ganze Schiffsladungen voll indifferenter Er-

bauungsbücher und Commentare. Allein Auguſtin war nichts weniger, als ein gedankenarmer Schwätzer und wäſſeriger Vielſchreiber. Die große Maſſe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Producte iſt, bei allen Mängeln und Wiederholungen im Einzelnen, ein natürlicher Ausfluß von dem ſeltenen Reichthum ſeines hochbegabten, unermüdlich thätigen Geiſtes und ſeines wahrhaft frommen Herzens. Obwohl er nur einen der kleineren Biſchofsſitze inne hatte, ſo war er doch factiſch das Haupt und der leitende Genius der africaniſchen Kirche, um welchen ſich Aurelius von Carthago, der Primas Africa's, Evodius von Uzala, Fortunatus von Cirta, Poſſidius von Calama, Alypius von Thagaſte und viele andere Biſchöfe freiwillig und freudig ſchaarten. Ja die ganze abendländiſche Kirche des Alterthums erreichte in ihm ihre höchſte geiſtige Kraft und Blüthe. Sein Auftritt iſt in der Dogmengeſchichte im höchſten Grade epochemachend, vor allem in den *anthropologiſchen* und *ſoteriologiſchen* Lehrartikeln, welche er bedeutend weiter förderte und zu größerer Klarheit und Beſtimmtheit brachte, als ſie bis dahin im kirchlichen Bewußtſein gehabt hatten. Dazu gehörte aber gerade auch eine ſolche Vereinigung des ſpeculativen Talentes der griechiſchen, und des praktiſchen Geiſtes der lateiniſchen Kirche, wie ſie ihm eigen war. Wie er in den Lehren von der Sünde und Gnade, von dem Fall Adams und der Erlöſung Chriſti, den beiden Cardinalpunkten des praktiſch-chriſtlichen Syſtems, über die Theologie der orientaliſchen Kirche, welche ihre Hauptkraft auf die Entwicklung des Dogmas von der heiligen Dreieinigkeit und der Perſon Chriſti verwendete, weit hinausging, ſo eröffnete er damit zugleich neue Bahnen für die weitere Entfaltung der abendländiſchen Theologie.

Denn nicht nur auf ſeine Zeit, ſondern auch auf die Nachwelt hat er einen unermeßlichen Einfluß geübt und übt ihn noch fortwährend, ſo weit die chriſtliche Kirche und theologiſche Wiſſenſchaft reicht, mit Ausnahme etwa der griechiſchen Kirche, welche auf dem Standpunkte des Alterthums erſtarrt iſt und einſtweilen wenigſtens gegen alle theologiſche Bewegung abgeſchloſſen ſcheint. Ja man kann bezweifeln, ob irgend ein Theologe (abgeſehen natürlich von den inſpirirten und untrüglichen Apoſteln) eine ſo große Anzahl von Verehrern und Bewunderern gehabt hat und noch hat, als der Biſchof von Hippo. Während nämlich die meiſten großen Männer der Kirchengeſchichte entweder der katholiſchen oder der proteſtantiſchen Confeſſion angehören, und ihr Einfluß demnach mehr oder weniger auf die Eine oder andere beſchränkt iſt: ſo genießt unſer Kirchenvater ein faſt gleich großes Anſehen in beiden Kirchen.

Er iſt einerſeits Einer der Hauptſchöpfer der *katholiſchen* Theologie. Durch das ganze Mittelalter hindurch von Gregor dem Großen bis zu den Vätern von Trient war er die höchſte theologiſche Autorität, und bloß Thomas Aquinas konnte ihm etwa in ſpäterer Zeit dieſen Rang ſtreitig machen.

Durch ſeinen Hang zu tiefer Speculation und rationeller Begründung der Schrift- und Kirchenlehre, ſowie durch ſeinen dialektiſchen Scharfſinn wurde er der Vater der mittelalterlichen Scholaſtik; durch ſeine myſtiſche Innigkeit und liebeglühende Gemüthstiefe aber zugleich der Urheber der mittelalterlichen Myſtik, und daher finden wir, daß die größten Repräſentanten der kirchlichen Scholaſtik, wie Anſelm, Petrus Lombardus, Thomas Aquinas, und die Repräſentanten der geſunden Myſtik, wie Bernhard von Clairvaux, Hugo von St. Victor, Tauler, ſich ſämmtlich auf ſeine Autorität berufen, ſich aus ſeinen Schriften genährt haben und von Reminiſcenzen aus ihnen ganz durchwoben ſind. Aber auch noch heut zu Tage, nachdem die katholiſche Kirche im Concil von Trient ſich als excluſiv römiſche im Gegenſatz gegen die evangeliſche fixirt hat und manche Lehren Auguſtins, beſonders über die Prädeſtination geradezu, freilich nicht unter ſeinem, ſondern unter anderen (proteſtantiſchen und janſeniſtiſchen) Namen und allerdings meiſt in übertreibenden Formen und Auswüchſen als häretiſch verworfen hat, ſo zählt ſie ihn doch noch immer unter ihre größten Heiligen und angeſehenſten Kirchenlehrer. Und obwohl der Jeſuitismus ſeiner herrſchenden Richtung nach, weil antievangeliſch, ſo auch antiauguſtiniſch iſt und praktiſch pelagianiſirt, d. h. auf das äußere menſchliche Thun und jüdiſch-geſetzliche Treiben den größten Nachdruck legt: ſo kann doch der Katholicismus als Kirche ſchon vermöge ihrer beanſpruchten Infallibilität und zähen Conſequenz dieſe Ehrfurcht vor dem kanoniſirten Kirchenlehrer nie aufgeben und wird es auch nicht verhindern können, daß ſeine Schriften einen gewaltigen Einfluß auf ihre Theologen üben und ſelbſt von Zeit zu Zeit wieder Bewegungen erzeugen werden, wie die des Janſenismus im 17ten Jahrhundert.

Auf der anderen Seite aber hat derſelbe Auguſtin auch eine evangeliſch-proteſtantiſche Bedeutung. Er war nämlich nächſt dem Apoſtel Paulus der Hauptlehrer ſämmtlicher Reformatoren des 16ten Jahrhunderts, und ſeine exegetiſchen und antipelagianiſchen Schriften die Hauptquelle aus welcher ſie ihre Anſichten über das tiefe Verderben der menſchlichen Natur, über die Herrlichkeit der vergebenden, wiedergebärenden und heiligenden Gnade Gottes in Chriſto ſchöpften und dem todten Formalismus, werkheiligen Pelagianismus und geiſtloſen Mechanismus der damaligen ſcholaſtiſchen Theologie und mönchiſchen Frömmigkeit entgegenſetzten. Bekanntlich folgten ſie ihm anfangs auch bis an den ſchwindelnden Abgrund der Prädeſtinationslehre (welche Luther in der Schrift de servo arbitrio und Calvin ſogar bis zum Supralapſarianismus ſteigerten), um allen Pelagianismus und Semipelagianismus und damit allen Eigenruhm des Menſchen mit der Wurzel auszurotten. Von Auguſtin ſprechen ſie immer mit warmer Hochachtung und Liebe, was um ſo mehr ſagen will, da ſie ſonſt nicht nur über die Scholaſtiker, ſondern ſelbſt über die Kirchenväter ſehr frei, ja bis-

weilen ſogar in der leidenſchaftlichen Hitze des Gegenſatzes gegen ſklaviſche Verehrung mit großer Geringſchätzung und ungerechter Verkennung ihrer Verdienſte aburtheilen. *) Nicht mit Unrecht ſagt Böhringer (a. a.

---

*) Beſonders iſt Luther auch darin, wie überall, überaus offen und charakteriſtiſch. Bekannt iſt ſeine Verachtung der Scholaſtik, die er von dem „vermaladeiten Heiden Ariſtoteles“ ableitet. Selbſt den Thomas Aquinas, vor welchem die lutheriſchen Theologen des 17ten Jahrhunderts großen Reſpect hatten, nennt er einmal „eine Grundſuppe aller Ketzereien, Irrthum und Vertilgung des Evangeliums.“ Aber auch die Kirchenväter ſchonte er gar nicht und ſcheint im Allgemeinen unter allen Reformatoren das klarſte Bewußtſein von der Differenz der proteſtantiſchen und patriſtiſchen Theologie gehabt zu haben. „Alle Väter“, ſagt er einmal ohne Weiteres, „haben im Glauben geirrt und ſo ſie vorm Tode ſich nicht bekehrt haben, ſind ſie ewig verdammt.“ „St. Gregorius iſt der nützliche Brunnquell und Urheber der Fabeln vom Fegfeuer und Seelenmeſſen. Er hat Chriſtum und ſein Evangelium ſehr ſchlecht erkannt; — er iſt zu viel abergläubiſch geweſt, der Teufel hat ihn verführt.“ Dem Hieronymus, deſſen Vulgata ihm doch bei ſeiner deutſchen Bibelüberſetzung abſolut unentbehrlich war und die allerweſentlichſten Dienſte leiſtete, war er beſonders gram wegen ſeiner mönchiſchen Richtung und Werkheiligkeit. Er nennt ihn einen „Ketzer, der viel gottlos geſchrieben. Er hat die Höll beſſer, als den Himmel verdient. Ich weiß keinen unter den Vätern, dem ich ſo feind bin, als dieſem. Er ſchreibt nur von Faſten, Jungfrauſchaft u. ſ. w.“ Aus demſelben Grunde urtheilt er über St. Baſilus, einen Hauptbeförderer des Mönchsthums: „Er taugt gar nichts; iſt gar ein Mönch, ich wollte nicht ein Haar um ihn geben.“ Von Chryſoſtomus, dem größten Schriftausleger und Kanzelredner der griechiſchen Kirche, den er aber ſicherlich nur höchſt oberflächlich kannte, ſagt er: „Gilt bei mir nichts; er iſt ein Wäſcher, machte viele Bücher, die ein großen Schein hatten, war aber nur ein großer, wüſter, unordentlicher Hauſe und Menge und ein Sack voll Wort, da nichts hinter iſt und wenig Wolle ſtecket!“ Darin würde ihm jetzt freilich kein einziger, auch nur einigermaßen gebildete lutheriſche Theologe beiſtimmen. Selbſt mit Auguſtin war der Reformator zuweilen unzufrieden, weil er eben doch ſein *sola* fide bei aller ſonſtigen Geiſtesverwandtſchaft nicht bei ihm finden konnte: „Auguſtin hat oft geirrt, ihm iſt nicht zu trauen. Ungeachtet er gut und heilig geweſen, ſo fehlte ihm doch der wahre Glaube ſowohl als anderen Vätern.“ Allein dieſer beiläufigen Außerung ſtehen eine Maſſe der entſchiedenſten Lobſprüche auf Auguſtin gegenüber. Ueberhaupt darf man bei Luther die Worte niemals haarſcharf nehmen, ſonſt könnte man alles Mögliche aus ihm beweiſen und ihn der unverſöhnlichſten Widerſprüche beſchuldigen. Man muß ihn immer aus dem unmittelbaren Moment, in dem, und aus dem Gegenſatz, gegen den er ſprach, herausbeurtheilen und dabei ſeine rückſichtsloſe Geradheit und ſtürmiſche, kriegeriſche Natur gehörig im Auge behalten. So werden die obigen verächtlichen Urtheile über einige der größten und verdienſtvollſten Theologen aller Zeiten theilweiſe wieder aufgehoben durch Luther's ſonſt unverkennbaren kirchlichen

D. S. 772): „Luther kann ohne Auguſtin nicht verſtanden werden; noch mehr die Reformation nicht ohne den Auguſtinismus. Das ungeheure Moment des Auguſtinismus, wir meinen das Anthropologiſche (die Gnade und die Freiheit), und dieſes Moment nicht in ſeiner äußeren Autorität, ſondern in ſeiner innerſten Wurzel erfaßt, iſt erſt in der Reformation wahrhaft zu ſeinem Rechte und Leben gekommen und entwickelt und vollendet ſich erſt in der *evangeliſchen* Kirche.“ Und ſo iſt denn auch unſer Kirchenvater ſeit der Reformation unter allen gläubigen evangeliſchen Theologen als Eines der hellſten Lichter und ſchönſten Zierden der Kirche Chriſti verehrt und geprieſen worden. Man mag auch dem Proteſtantismus ſonſt nicht mit Unrecht einen Mangel an Würdigung der Tradition und des kirchlichen Alterthums vorwerfen, ſo beweiſt er jedenfalls darin ſein chriſtliches Gefühl und ſeinen guten Geſchmack, daß er gerade die tiefſten und frömmſten unter den Vätern und ſpäteren katholiſchen Kirchenlehrern am meiſten ſchätzt, wie einen Auguſtin, Athanaſius, Chryſoſtomus, Anſelm, Bernhard. Vermöge des höheren und freieren Standpunktes, den er einnimmt, iſt er im Stande, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch die ihm vorangegangenen Stufen zu verſtehen und die großen Erſcheinungen im Katholicismus unbefangen zu würdigen,*) wäh-

---

und hiſtoriſchen Sinn und durch manche Aeußerungen, wie z. B. die in einem Brief an Albrecht von Preußen (a. 1532), wo er ſich faſt ganz wie ein Katholik über das Gewicht der Tradition in Glaubensſachen äußert. Er ſagt nämlich in Bezug auf die wirkliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl: „Zudem iſt dieſer Artikel von Anfang der chriſtlichen Kirche bis auf dieſe Stunde einträchtiglich geglaubt und gehalten, wie das ausweiſet der lieben Väter Bücher und Schriften, beider der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, — welches Zeugniß der ganzen heiligen chriſtlichen Kirche, wenn wir ſchon nichts mehr hätten, ſoll uns genugſam ſein. *Denn es iſt gefährlich und erſchrecklich etwas zu hören oder zu glauben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen chriſtlichen Kirche, ſo ſie von Anfang her nun über 1500 Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat.* Wer nun daran zweifelt, der thut eben ſo viel, als glaubete er keine chriſtliche Kirche und verdammt damit nicht allein die ganze heilige chriſtliche Kirche als eine verdammte Ketzerei, ſondern auch Chriſtum ſelbſt und alle Apoſtel und Propheten, die dieſen Artikel, da wir ſprechen: „„Ich glaube eine heilige chriſtliche Kirche,““ gegründet haben und gewaltig bezeugt, nämlich Chriſtus, Matth. 28, 20. „„Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende,““ und Paulus, 1 Timoth. 3, 15: „„Die Kirche iſt eine Säule und Grundfeſte der Wahrheit.““

*) Dieß kann man zwar allerdings nicht vom Puritanismus ſagen, der ſeine ſtarke Antipathie gegen das Papſtthum auch mehr oder weniger auf die ganze Kirchengeſchichte vor der Reformation überträgt und ſich im Allgemeinen um

rend dieſer noch nicht gelernt hat, den Reformatoren und ihren Nachfolgern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. So ſind es denn auch zwei proteſtantiſche Theologen, denen wir die neuſten ausführlichen und mit aufrichtiger Bewunderung und warmer Begeiſterung geſchriebenen Bearbeitungen des Lebens und der Lehre des großen africaniſchen Kirchenraters verdanken, nämlich Friedrich Böhringer, reformirter Prediger im Canton Zürich, *) und Carl Bindemann, evangeliſcher Profeſſor an der Univerſität zu Greifswald. †)

An dieſe Vorgänger ſchließt ſich denn auch unſere Arbeit an, die ſich freilich in viel engeren Grenzen halten, auf das Wichtigſte beſchränken und die ſtreng wiſſenſchaftlichen über den leichter verſtändlichen, erbaulichen Partieen zurücktreten laſſen mußte. Wir glaubten unſeren Leſern vor dem Eingehen des Kirchenfreundes um ſo mehr eine ziemlich ausführliche Schilderung des Lebens und Wirkens dieſes Mannes ſchuldig zu ſein, da wir das berühmte ihm zugeſchriebene Wort: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe“ zum Motto unſerer Zeitſchrift gemacht haben. ‡) Wenn es die Aufgabe der

das Mittelalter und um das patriſtiſche Zeitalter gar nicht kümmert. Wohl aber gilt das im Texte Geſagte von der neuen evangeliſchen Theelogie Deutſchlands, welche mit wahrhaft liberalem und katholiſchem Geiſte die Kirchengeſchichte in allen ihren Theilen durchforſcht und die Lebensbilder der bedeutendſten Kirchenväter aus den Quellen reproducirt hat.

*) Die Kirche Chriſti und ihre Zeugen oder die Kirchengeſchichte in Biographieen Bd. I. Abth. 3. S. 99—774. Zürich, 1845.

†) Der heilige Auguſtinus. Erſter Band. Berlin, 1844. Dieſer dem ſel. Neander gewidmete Band geht aber bloß bis zur Taufe des Kirchenvaters, und die Fortſetzung des ſehr gründlichen, wenigſtens auf 3 Bände berechneten Werkes iſt bisher noch nicht erſchienen. Sehr treffend und ganz übereinſtimmend mit dem, was wir oben ausführlicher geſagt haben, faßt Bindemann vorläufig im Vorwort S. 1 die Bedeutung ſeines Helden in folgenden Worten zuſammen: „Der heilige Auguſtinus gehört zu den größten Erſcheinungen in der Kirche. Er ſteht keinem der Lehrer, welche ſeit der apoſtoliſchen Zeit am meiſten in derſelben gewirkt haben, an Bedeutung nach, aber man darf wohl ſagen, daß ihm unter den Kirchenvätern die erſte Stelle gebühre und zur Zeit der Reformation nur ein Luther durch Fülle und Tiefe des Geiſtes und Großartigkeit des Charakters ihm zur Seite getreten ſei. Er iſt der Höhepunkt von der Entwicklung der vormittelalterlichen abendländiſchen Kirche, aus ihm hat ſich, nicht minder als die Scholaſtik, auch die Myſtik des Mittelalters genährt, er ward eine der mächtigſten Säulen des römiſchen Katholicismus, und aus ſeinen Werken ſchöpfte der Führer der Reformation, nächſt dem Studium der heil. Schrift, beſonders der pauliniſchen Briefe, am meiſten die Ueberzeugung, durch welche ein neues Zeitalter hervorgerufen wurde.“

‡) Zwar läßt ſich allerdings dieſe berühmte Sentenz in den noch vorhandenen Werken Auguſtin's, dem es ſo allgemein zugeſchrieben wird, nicht nachweiſen,

Zukunft iſt, die kirchliche Vergangenheit in freiem Geiſte zu reproduciren und zu einer höheren Einheit zu verknüpfen: ſo wird dabei ein Auguſtin „an dem", wie Böhringer am Schluſſe ſeiner Arbeit ſich ausdrückt, „Reformation, Mittelalter und Alterthum *gleichmäßig* Antheil genommen haben", ſicherlich keine unbedeutende Rolle ſpielen. Uns erſcheint ein ſolcher Mann, deſſen Geiſt gewiſſermaaßen die drei großen Entwicklungsphaſen der Kirche umſpannt und bei der katholiſchen und evangeliſchen Confeſſion in faſt gleich großem Anſehen ſteht, als ein willkommener Zeuge und Bürge für den erhebenden Gedanken, daß der Gegenſatz der beiden Kirchen eben doch kein abſoluter und unverſöhnlicher ſei, und daß wir nach langem Kampfe endlich ein neues Zeitalter höherer Vereinigung in der Wahrheit und in der Liebe erwarten dürfen, wo alle Zänkereien und Ungerechtigkeiten vergeben und vergeſſen und die Diſſonanzen der Vergangenheit ſich in bleibende, ſelige Harmonie auflöſen werden. Dieß iſt die Hoffnung, mit welcher der „*Kirchenfreund*" in's Daſein trat, welche er in Bezug auf die große Kirchenfrage der Zeit noch immer feſthält und mit welcher er ſeine Laufbahn bald beſchließen wird.

Was Auguſtin ſo ſchön vom einzelnen Menſchenherzen ſagt, das läßt ſich auch auf die Kirchengeſchichte im Großen und Ganzen anwenden: „*Du, o Herr, haſt uns zu Dir geſchaffen, und unſer Herz bleibt unruhig, bis er ruhet in Dir!*"

---

und Dr. *Lücke* hat in einer beſonderen Abhandlung: „Ueber das Alter, den Verfaſſer, die urſprüngliche Form und den wahren Sinn des kirchlichen Friedensſpruches: „In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas! Göttingen 1850", zu zeigen geſucht, daß dieſelbe in der jetzt gebräuchlichen, oder auch in der von ihm bevorzugten, dubiis mit non necessariis und omnibus mit utrisque vertauſchenden Form erſt von irenisch geſinnten deutſchen Theologen aus dem 17ten Jahrh., wahrſcheinlich von dem norddeutſchen, dem Kreiſe des ehrw. Arnd angehörigen Lutheraner *Rupertus Meldenius* herrühre. Aber dennoch entſpricht die Sentenz dem tieferen Geiſte der auguſtiniſchen Theologie, wenn man nämlich auf deren allſeitige hiſtoriſche Entfaltung und auf die Achtung ſieht, die ſie bei den entgegengeſetzten Kirchenparteien genießt.

Die Beurtheilung der Zeichen der Zeit.

Matth. 15, 1—3.

(Von Profeſſ. Gelzer aus deſſen „Proteſtantiſchen Monatsblättern“, Jahrgang 1853 S. 393 ff.)

„Könnet ihr denn nicht die Zeichen der Zeit beurtheilen? — Dieſe Frage gilt uns heute noch eben ſo gut, wie ſie damals den Juden galt. In den Worten des Herrn liegt unverkennbar ein Vorwurf gegen die Blindheit derer, die nicht zu leſen verſtanden in dem Buche der Geſchichte ihrer Zeit: „Ihr Heuchler, des Himmels Geſtalt könnet ihr beurtheilen“, auf die Anzeichen der Witterung, auf die Vorboten ſonniger oder ſtürmiſcher Tage verſteht ihr euch; „aber die Zeichen der Zeiten könnet ihr nicht beurtheilen“, die Sprache Gottes in der Geſchichte, die gewaltigen Mahnungen und Erfahrungen der Gegenwart wollt ihr nicht verſtehen. Ihr verſchließt die Augen gegen die großen Geſetze göttlicher Weltordnung, die ſich in neuerer Zeit vollziehen; ihr achtet nicht auf die erſchütternde Sprache der göttlichen Weltregierung, die doch ſo unzweideutig zu jedem ernſten Geiſte, zu jedem wahren Gewiſſen ſpricht!“

I.

Woran erkennen wir die Zeichen unſerer Zeit?

„Des Abends ſprechet ihr: es wird ein ſchöner Tag werden, denn der Himmel iſt roth. Und des Morgens ſprechet ihr: es wird heute Ungewitter ſein, denn der Himmel iſt roth und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Geſtalt könnet ihr beurtheilen; könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieſer Zeit beurtheilen.

Verſtehen wir die Antwort des Erlöſers recht, ſo enthält ſie eine zweifache Wahrheit: zunächſt die Möglichkeit, die Zeichen der Zeit zu erkennen, ſodann die Nothwendigkeit dieſer Erkenntniß. Es heißt unzweideutig: ihr könnt ſie erkennen, und ihr ſollt darauf achten; ihr könnt die Zeichen der Zeit beurtheilen, wenn ihr alles Ernſtes an eine göttliche Weltregierung glaubt; und es iſt eine Verblendung und gefährlicher Stumpf-

ſinn, wenn ihr auf die Zeichen der Zeit, auf die Sprache Gottes in der Geſchichte der Gegenwart nicht achtet.

Alſo wir können ſie erkennen, und zwar mit Sicherheit; denn in der Antwort des Herrn liegt unverkennbar der Gedanke: Wie der geröthete Abendhimmel uns einen ſchönen Tag verkündige, und wie der geröthete trübe Morgenhimmel uns baldigen Sturm oder Regen erwarten laſſe — ſo gebe es auch in der ſittlichen Welt, im inneren und äußeren Leben und Treiben einer jeden Zeit gewiſſe Kennzeichen, aus denen wir mit Sicherheit auf ſchöne und auf trübe Tage, auf Sonnenſchein oder auf Ungewitter ſchließen können. Es iſt alſo hier nicht die Rede von geheimnißvollen Berechnungen, um aus vieldeutigen ſinnbildlichen Weiſſagungen die Zukunf aufzuhellen; es iſt hier nicht die Rede von Befriedigung jener Neigung, die ſeit Jahrhunderten immer von neuem und immer vergeblich ſich das Räthſel der Zukunft zur Lieblingsbeſchäftigung auswählt. Vielmehr muß es ſich hier um ganz klare, unzeideutige Kennzeichen zur Beurtheilung der Zeiten handeln, um Kennzeichen, die für das chriſtliche Gewiſſen (nicht bloß für die religiöſe Einbildungskraft) unmittelbar einleuchtend, zweifellos überzeugend ſind, um Kennzeichen, die wir nicht aus zweifelhaften Auslegungen einer verhüllten Bilderſprache ſchöpfen dürfen, nicht aus den ahnungsvollen Andeutungen des Künftigen, in denen bald dichteriſch-religiöſer Tiefſinn, bald ſchulmäßig-grübelnder Scharfſinn unerſchöpfliche Nahrung findet. Nein, das Wort des Herrn kann uns nicht auf ein ſo dunkles, beſtrittenes Gebiet hinweiſen, wenn es uns eindringend zum rechten Verſtändniß der Gegenwart auffordert. Und eben dieß, eben das rechte chriſtliche Verſtändniß der Gegenwart iſt es doch, was wir uns unter der Beurtheilung der Zeichen Zeit denken müſſen. Die Frage: woran erkennen wir die Zeichen unſerer Zeit? iſt alſo gleichbedeutend mit der andern: wo finden wir das tiefere chriſtliche Verſtändniß der Gegenwart?

Um unſere Zeit zu verſtehen, müſſen wir in das Innere des Zeitgeiſtes blicken können; wir müſſen die Geiſter verſtehen, die um die Herrſchaft ringen oder ſie ſchon beſitzen; wir müſſen nach den treibenden Mächten und Kräften fragen, die fördernd und hemmend am großen Tagwerk der Gegenwart arbeiten. Wer nicht die Geiſter ſeiner Zeit durchſchaut, der verſteht auch die Zeichen ſeiner Zeit nicht; und wer dieſe nicht zu beurtheilen weiß, dem iſt auch die Zukunft verſchloſſen. — Giebt es alſo auch in der ſittlichen und geiſtigen Welt ein Abendroth, und ein Morgenroth, woraus wir zuverſichtlich heitere und trübe Tage vorausſagen können — ſo muß uns Alles daran liegen, uns Gewißheit darüber zu verſchaffen, wie und wo jene Vorboten ruhiger oder ſtürmiſcher Zeiten ſich erkennen laſſen. Das Abend- und Morgenroth der natürlichen Welt erkennt unſer ſinnliches Auge mit Leichtigkeit; das Abend- und Morgenroth der geiſtigen Welt dagegen

wird nur von unſerem *geiſtigen, inneren* Auge erkannt. Wo nun aber dieſes geiſtige Auge, das Auge des Glaubens und des Gewiſſens, blöde und kurzſichtig oder gar erblindet iſt, da iſt auch keine rechte Einſicht möglich in den Geiſt der Zeit, keine wahre Beurtheilung der Zeichen der Zeit, kein Verſtändniß der Kämpfe zwiſchen Licht und Finſterniß, die doch jeder Zeit ihre Gepräge geben. Wo dagegen das geiſtige Auge, dieſe Sehkraft des Glaubens und Gewiſſens, mit klarem Blicke in die Dinge dieſer Welt hineinſchaut, wo es in die inneren Beweggründe und Triebkräfte der Zeitrichtungen eindringt, da werden auch die *Zeichen dieſer Zeit* verſtanden; da wird das Verlebte und das Jugendkräftige, das Gleißende und das Gediegene, das Zerſtörende und das Schaffende erkannt und unterſchieden; da wird alles Menſchliche an einem göttlichen Maaßſtabe gemeſſen, und für Furcht und Hoffnung die ſichere Schranke gefunden.

Legen wir dieſen Maaßſtab nun an die Gegenwart, ſo ſtehen wir ſogleich vor der Frage: Sind die Zeichen unſerer Zeit von *der* Art, daß wir ſie eher mit Hoffnung erweckendem Abendroth oder mit Beſorgniß einflößendem Morgenroth vergleichen dürfen? iſt unſere Zeit im Steigen oder im Sinken begriffen? gehen wir der Verjüngung oder der Auflöſung entgegen? ſind in dem Geſchlechte dieſer Zeit die Kräfte des Lebens und der Entwicklung ſtärker, als die Mächte der Zerſtörung und Entnervung?

Dieſe tiefgreifende Frage ruft überall zwei entgegengeſetzte Antworten hervor, ſelbſt in *den* Kreiſen, wo chriſtliche Ueberzeugungen herrſchen, von denen wir hier allein ſprechen. „Es wird ein *ſchöner Tag* werden, denn der Abendhimmel iſt roth!“ rufen die Einen; die Andern aber entgegnen: „Es wird Ungewitter kommen, denn der Morgenhimmel iſt roth und trübe.“ — Beide Ausſagen verdienen eine nähere Prüfung, da beide den Anſpruch machen, die Zeichen der Zeit erkannt zu haben.

Hören wir zuerſt diejenigen, welche das *Hoffnungsreiche* in den *Zeichen unſerer Zeit* hervorheben, ſo erinnern ſie uns an die außerordentlichen Fortſchritte, die ſeit einem halben Jahrhundert faſt auf allen Gebieten des Geiſtes und des Lebens gemacht worden. Hat denn nicht — ſo fragt man uns — die chriſtliche Geſittung und Bildung in dieſem nun bald vierzigjährigen Frieden unermeßliche Eroberungen gemacht, mehr als je in einem anderen Zeitraum der neueren Geſchichte? Blickt zurück auf den Anfang dieſes Jahrhunderts: wohin war es damals mit der Geltung des Chriſtenthums gekommen? War damals in den oberen Ständen, in den gebildeten Klaſſen der herrſchende Ton im Durchſchnitt nicht völlige religiöſe Gleichgültigkeit, Zweifelſucht, ja nicht ſelten ſpottender Widerſpruch? Und wie anders iſt dieß nun geworden! Welches Anſehen, welchen Einfluß haben die religiöſen Intereſſen wieder gewonnen, welche Kräfte haben ſie in Bewegung geſetzt! Tauſende verkündigen nun wieder das alte Evangelium von

Chriſto dem Gekreuzigten, zu dem ſich damals nur noch einige vereinzelte Zeugen mit kühnem Glaubensmuthe bekannten; und gerade in den Kreiſen der Denkenden und höher Gebildeten hat der chriſtliche Glaube wieder eine große Zahl aufrichtiger und begeiſterter Verehrer gefunden. In Kirche, Schule und Geſellſchaft iſt an vielen Orten wieder ein Geiſt erwacht, der ſich willig beugt vor dem höheren Geiſte Deſſen, der ſelbſt die Wahrheit und das Leben iſt. — Und nicht bloß an *Glauben* iſt unſere Zeit reicher geworden, ſondern eben ſo ſehr an *thätiger Liebe*. Wo iſt ein Gebiet des menſchlichen Leidens, der ſittlichen Zerrüttung, der religiöſen Verkümmerung, wohin die *chriſtliche Liebe* nicht helfend ihre Hand ausgeſtreckt? Gehen nicht die Sendboten des Evangeliums in die entlegenſten Erdtheile, um die heidniſche Verwilderung unſerer geſunkenſten Brüder zum Bewußtſein einer beſſeren Beſtimmung zurückzuführen? Und iſt nicht gleichzeitig für die leibliche und geiſtliche Armuth in unſeren Umgebungen, für die Gefahren und Leiden der unterſten Klaſſen der Geſellſchaft eine regere Theilnahme erwacht als je zuvor? Wer zählt alle die kleineren und größeren Unternehmungen und Anſtrengungen unſerer Zeit, um oft mit großen Opfern die thätige chriſtliche Liebe in allen Tiefen des Elends, der Verlaſſenheit, der Noth und Verirrung hinabſteigen zu laſſen? Und ſelbſt da, wo dieſer hülfreiche Sinn ſich mehr nur als wohlwollender Trieb der Wohlthätigkeit ausſpricht, wo er nicht zu dem Ernſte und der Innigkeit chriſtlicher Liebe durchgedrungen iſt, auch da dürfen wir den Einfluß des chriſtlichen Geiſtes (wenn auch dem Einzelnen nicht immer bewußt) nicht voreilig wegleugnen. — Sind das nicht hoffnungsreiche Zeichen der Zeit, die uns berechtigen, ſie mit dem *Abendrothe* zu vergleichen, das uns einen ſchönen Tag verheißt? — Ja, haben nicht auch alle die außerordentlichen Fortſchritte in der Erkenntniß und Anwendung der Natur und ihrer Kräfte eine freudige Bedeutung für den chriſtlichen Beobachter? Dieſe unglaubliche Umwandlung im täglichen Verkehr, dieſe Ueberwindung der trennenden Entfernungen, der wir es verdanken, daß unſer Wort nun wie ein Blitz über Gebirge und Meere fliegt, und daß wir in wenigen Tagen nach fernen Städten und Ländern eilen, die man ſonſt erſt in Wochen und Monaten zu erreichen vermochte — dürfen wir nicht auch hierin die tröſtliche Verheißung erblicken eines immer völligeren Sieges des Geiſtes über die Natur und einer zunehmenden Annäherung zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen und Nationen, ja vielleicht einer künftigen Verbrüderung aller Völker?

Dieſer heiteren Anſchauung, die in den Zeichen der Zeit nur das verheißungsvolle Abendroth ſieht, tritt nun jene andere Auffaſſung entgegen, deren Wahlſpruch lautet: *„Es wird Ungewitter kommen, denn der Morgenhimmel iſt roth und trübe."* — Für dieſe Stimmung deuten alle Zeichen der Zeit auf eine große innere Zerrüttung und daher auf unausbleibliche furchtbare Welterſchütterungen hin. — Wohl mögt

ihr (ſo heißt es auf dieſer Seite) bewundernd ſprechen von den ſtaunenswerthen Fortſchritten in der Beherrſchung und Ausbeutung der Natur, in der Verfeinerung der äußeren Bildung und der ſinnlichen Bedürfniſſe; aber hält denn auch die Vertiefung der inneren Bildung, die Erhebung des Ewigen und Göttlichen im Menſchen gleichen Schritt damit? Sehen wir nicht vielmehr hinter dieſer glänzenden Außenſeite eine oft Grauen erregende Annäherung zur Verthierung ſich vorbereiten, durch den Wechſel gieriger Genußſucht und erſchlaffter Abgeſtumpftheit in feineren und größeren Formen, mit Einem Worte durch einen wenig verhüllten Rückfall in den blinden Dienſt des Vergänglichen? Während man die Natur dem Dienſte der irdiſchen Intereſſen äußerlich unterwirft, geräth der innere, für die Ewigkeit geſchaffene Menſch in die ſchlimmſte Dienſtbarkeit der Natur, des ſeelenloſen äußerlichen Weltweſens, des haſtigen, ruheloſen Erwerbens und Vergeudens, in die ſchmähliche Knechtſchaft eiferſüchtiger Wünſche und Gelüſte, deren Erfüllung den peinlichſten Durſt nicht ſtillt, ſondern unterhält. — Ihr ſprecht, ſo fährt man fort, von der Annäherung der getrennten Klaſſen, von den Fortſchritten milder Geſinnung und thätiger Liebe, aber ihr vergeßt, wie klein die Zahl derer iſt, die mit ganzer Seele dieſen Weg zur Rettung unſerer untergrabenen Geſellſchaft betreten, und wie groß dagegen die Zahl derer, die noch immer Herz und Hand gegen jede beſſere Regung verſchließen! Ihr vergeßt, wie die Kluft zwiſchen den Beſitzenden und Beſitzloſen, zwiſchen Reichthum und Armuth ſich im Stillen immer mehr erweitert, durch Härte und Selbſtſucht der Einen, durch Neid und erbitternde Aufreizung der Andern. — Auf religiöſem Boden iſt wohl Manches beſſer geworden, eine größere Empfänglichkeit für die chriſtliche Wahrheit iſt unverkennbar; aber auch hier welche ſtarke Schatten! Neben den Hunderten, die von dem heiligen Zuge zu Chriſto hin ergriffen worden, ſtehen noch immer die Tauſende und Millionen, die ihm widerſtreben oder ihm noch völlig fremd geblieben; und ſelbſt unter denen, die mit Wort und That ſich unter das Panner des Heilandes der Welt ſtellen wollten, droht wieder ein Geiſt ſtark zu werden, der manche gute Saat durch erkältende Streitſucht und blindes Eifern zerſtören wird und durch Menſchenſatzungen die göttliche Freiheit der evangeliſchen Wahrheit gefangen nimmt. — Ueber dieſer inneren Entzweiung gehen viele der beſten Kräfte verloren für die dringende Aufgabe eines gemeinſamen Kampfes gegen den entſchiedenſten Unglauben, der ſchärfer und ſelbſtbewußter als je ſich zum Antichriſtenthum ausbildet und mit dämoniſchem Eifer in allen Klaſſen der Geſellſchaft ſich verbreitet. — Wie in den geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtänden der Gegenwart, ſo ſehen wir auch im ſtaatlichen Leben deutliche Merkmale einer bis in das Mark gehenden Zerrüttung, die ſich dem aufmerkſamen Beobachter durch ein unaufhörlich wie-

verkehrendes Gefühl der Unſicherheit, des Mißtrauens in die Fortdauer des inneren und äußeren Friedens verrathen. — Sind das, ſo frägt man auf dieſem Standpunkte, nicht Beſorgniß erweckende Zeichen der Zeit, die als düſteres Morgenroth uns auf künftigen Sturm und Ungewitter vorbereiten?

Beide Anſchauungen, ſo widerſprechend ſie erſcheinen, vertreten eine *Wahrheit*, nur nicht die *ganze* Wahrheit; beide ſtützen ſich auf eine berechtigte, wenn auch eine *einſeitige* Beurtheilung der Zeitereigniſſe, indem die eine den Blick nur auf die *Licht-*, die andere auf die *Schattenſeite* unſerer Zeit richtet; aber beide zeigen uns übereinſtimmend, woran wir die Zeichen der Zeit erkennen ſollen: *im Abfall von der göttlichen Ordnung oder in der Rückkehr zu ihr; in der Saat des Haſſes oder der Liebe.*

II.

Bis jetzt hatten wir es mit der Frage zu thun: Woran *erkennen* wir die Zeichen der Zeit? Nun fragen wir weiter: *Was lernen wir aus den Zeichen unſerer Zeit?* — In drei Worte drängt ſich unſere Antwort zuſammen: *Hoffnung, Warnung, Stärkung.* Wo ſie lebendig ſich vereinigen, da iſt die *geſunde* Frucht vom Baume des Lebens gefunden, und die Zeichen der Zeit haben dann nicht vergeblich zu uns geſprochen.

Hoffnung zuerſt; ein chriſtliches Verſtändniß der Zeichen der Zeit darf nie ein *hoffnungs-loſes* ſein, ſonſt iſt es kein *chriſtliches* mehr. Mit Blicken ſelbſtverleugnender Liebe ſollen wir in Allem, was unſere Zeit bewegt, nach den ächten Keimen des Lebens, nach den Spuren der Wahrheit (und wäre es auch oft eine mißverſtandene und mißbrauchte Wahrheit) forſchen, mit Freuden jeden erſten Schritt zum Beſſeren begrüßen, ſtatt mit phariſäiſcher Härte und Selbſtüberhebung *nur* das Mangelhafte und Ungenügende daran zu züchtigen. Wo ſich in unſerer Zeit ein aufrichtiges Verlangen nach Wahrheit, ein ernſtes Bedürfniß nach tieferer Befriedigung der Seele regt (mag es auch noch mit trüben Zeitelementen vermengt ſein), da gilt es, in chriſtlicher Hoffnung unſere Lieblingsmeinungen gefangen zu nehmen, um mit entgegenkommender Theilnahme in die geiſtigen und ſittlichen Bedürfniſſe des Andern einzugehen. Solche *Hoffnung* lehrt uns, auch unter fremdartiger Hülle die erfreulichen Anfänge eines beſſeren Sinnes entdecken und pflegen, wo ein bitterer und abſprechender Verdammungsgeiſt nur zerſtörend gewirkt hätte.

Dieſe Alles *hoffende* Liebe hat keine andere Schranken als die *Wahrheit*; freuen wir uns über jedes Zeichen der Zeit, das uns als Abendroth einen ſchönen Tag verkündigt! Nur darf dieſe Hoffnungsfreude nicht in

Widerſpruch mit unſerer Wahrhaftigkeit ſtehen. Es gibt auch eine gefährliche Schönthuerei gegen ſich und gegen Andere, die aus Feigheit die warnenden Zeichen der Zeit nicht beim Namen nennen, oder aus Kurzſichtigkeit ſie nicht in ihrer vollen Bedeutung begreifen will. Darum nannten wir als zweite Frucht einer chriſtlichen Erkenntniß und Beurtheilung unſerer Zeit neben der Hoffnung die Warnung.

Die Hoffnung deutet auf die Keime des Lebens in der Gegenwart, die Warnung auf die Keime des Todes, die Hoffnung auf die Kennzeichen des künftigen Friedens, die Warnung auf diejenigen des kommenden Kampfes; die Hoffnung ſieht in unſerem Zeitalter helles Abendroth, die Warnung trübes Morgenroth. Denn dieſe heftet ihr Auge vor Allem auf die Mächte der Verneinung und der Selbſtſucht, auf die insgeheim und offen in der Welt herrſchenden Triebfedern, die ſich eines jeden Gedankens an Gericht und ewige Vergeltung entſchlagen. Erſchüttert von dem erſchreckenden Umfange ſittlicher und geiſtiger Zerrüttung, erblickt ſie in dieſer Saat der Sünde eine ſchnell reifende Ernte des Verderbens. Darum mahnt ſie, gegürtet und gerüſtet zu ſein auf göttliche Gerichte und ſchwere Kämpfe; denn ſie iſt tief durchdrungen von dem Glauben an eine heilige Ordnung der Welt und des Lebens, an die Gerechtigkeit der Weltregierung, die mit göttlichem Ernſte in der Geſchichte waltet, als verzehrendes Feuer gegen alle Ungerechtigkeit, gegen Lüge und Scheinweſen.

Eine gereifte chriſtliche Beurtheilung der Zeichen unſerer Zeit läßt ſich alſo nicht denken ohne ſtete Einwirkung jener Hoffnung, wie dieſer Warnung; der einen kann unſer Herz, der andern unſer Gewiſſen nicht entbehren; beide ſind in klarer Uebereinſtimmung mit dem göttlichen Worte, die Sünde ſei der Leute Verderben, Gott aber wolle das zerſtoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöſchen.

Allein nicht bloß als Hoffnung und als Warnung ſollen wir die Zeichen unſerer Zeit verſtehen und anwenden; beides ſoll vielmehr zuſammenwirken zur Stärkung unſeres inneren Menſchen, Stärkung unſeres ſo leicht Schiffbruch leidenden Glaubens. All unſere Schwäche ſtammt aus geheimen Verzagen, alles Verzagen aus geheimer Erſchlaffung unſeres Glaubens, und alles Verſiegen unſeres Glaubenslebens aus innerer Entfremdung von der Gemeinſchaft Gottes. Die Stärkung muß daher an demſelben Punkte beginnen, wo die Schwächung ihren Anfang genommen: jene Entfremdung muß ſich in die innigſte Annäherung umwandeln; nur wer ſich ganz und für ewig verbunden weiß mit dem Herrn der Zeit, kann aufgerichteten Hauptes die Zeichen dieſer Zeit beachten und Muth und Stärkung aus ihnen ſchöpfen.

Unſer Schifflein ſchwimmt dahin auf dem Meer der Zeiten, wie einſt jener Kahn der Jünger auf dem See Genezareth; wir ſind getroſt, wenn wir nur wiſſen, daß der Herr in unſerem Schiffe ſei. Ob dann ein rother Abendhimmel uns einen ſchönen Morgen verkündige, ob ein trüber Morgenhimmel uns

auf einen ſtürmiſchen Tag vorbereite, ja ob dann die Wogen der See noch ſo hoch gehen mögen — wir vertrauen Ihm, dem Sturm und Meer gehorchen müſſen; denn wir wiſſen, daß wir, von Ihm geleitet, das ſichere Ufer jenſeits nicht verfehlen können. In dieſem Bilde iſt das Geheimniß aller Glaubensſtärke aufgeſchloſſen. Das innere Erbangen über die drohenden Zeichen der Zeit hat vor Allem *den* Zweck, uns eindringlich daran zu erinnern, daß unſer Leben ohne die Gewißheit göttlicher Leitung dem elendeſten Fahrzeuge ohne Steuermann und Ruder auf offener See zu vergleichen wäre. Die Ungewißheit der Zukunft, das Unerquickliche der Gegenwart, das Räthſelhafte der Vergangenheit — alle dieſe Eindrücke müſſen in dem *einen* Sinn zuſammenwirken, daß wir über die ermüdenden Schwankungen von Furcht und Hoffnung, über alle Unſicherheit des irdiſchen Lebens und ſeiner Güter hinausgreifen nach etwas Höherem und Unerſchütterlichem, nach einer Wahrheit, die Beſſeres vermag, als den Dünkel des Wiſſens zu nähren, während unſere Seele kalt bleibt, nach einer Wahrheit, die unſer *Herz* ſtark macht, nachdem ſie unſeren Geiſt gedemüthigt, und die unſeren *Geiſt* erſt dann frei macht, nachdem ſie unſer Herz geläutert. Eine Wahrheit, durch und durch dazu angethan, um die Angſt der Welt zu überwinden und im heißeſten Kampfe des Lebens uns mit einem heiligen Schilde zu decken — ſie braucht uns nur *einmal*, wenn alle Zeichen der Zeit auf nahen Sturm weiſen, recht in's Angeſicht und in's Herz zu blicken, ſo überwindet ſie uns, und wir erfahren in dieſer ſeligen Ueberwindung, daß eine höhere Hand uns angerührt, ein göttliches Auge uns angeblickt. Dieſe Wahrheit führt nicht die Sprache der Schule, und legt ihr ſtärkſtes Gewicht nicht auf die Kunſt menſchlicher Ueberredung; ſie iſt *Menſch* geworden, dieſe Wahrheit, und hat eine *Sprache* geredet in Worten und in Thaten, die mit Welt überwindender Beredtſamkeit den Himmel auf die Erde gebracht und die Erde zum Himmel erhoben, — eine Sprache, die den Einfältigſten erbaut, wie aus Kindermund, und zugleich die weiſeſten und tiefſinnigſten Geiſter mit anbetendem Staunen erfüllt. Dieſe menſchgewordene Wahrheit, deren Wort ſich als das heiligſte Leben offenbarte, und deren Leben als das mächtigſte und reinſte Wort durch die ganze Geſchichte leuchtet — *ſie* allein lehrt uns, die Zeichen der Zeit geiſtig zu deuten, als Hoffnung und als Warnung, und aus Hoffnung und Warnung die erhebendſte Seelenſtärke zu ſchöpfen. Liegt im Glauben an Chriſtus der einzige Schlüſſel für die Weltgeſchichte, ſo iſt auch der innerſte Sinn der Gegenwart ohne ihn ein dunkles Räthſel; alle Zeichen der Zeit müſſen als Wegweiſer dienen zu Ihm und zu Seinem Reiche hin. — Nicht etwa als die geſteigerte Sprache redneriſcher Begeiſterung, nicht als erbaulicher Gemeinplatz ohne den Hintergrund erlebter und erkämpfter Wahrheit wollen dieſe Worte verſtanden ſein; nein, als ſtreng geprüfte Ueberzeugung, als durchdachtes Ergebniß ernſten Suchens und Sinnens. Dem nüchternſten Verſtande müſſen ſie Rede ſtehen und im Ernſte des Lebens ſich auf die Probe ſtellen laſſen; denn aus jeder neuen

Prüfung wird die Wahrheit ſiegreich hervorgehen, auf welche der ganze Zuſammenhang dieſer Rede hinzielt, die Eine entſcheidende und grundlegende Wahrheit: daß die Geheimniſſe menſchlicher Beſtimmung und göttlicher Weltregierung nirgends gelöst ſind, als in Jeſu Chriſto, in Seinem Wort, in Seinem Leben und in Seinem Reiche.

Wer Ihn kennt, der weiß auch die Zeichen dieſer Zeit zu beurtheilen, die Zeichen des Lebens und der tödtlichen Erkrankung. Der Abfall von Ihm iſt der geröthete Morgenhimmel, der uns und unſeren Kindern noch ſchwere Ungewitter verkündet, und die Rückkehr zu Ihm iſt das Abendroth, das uns Tage des Friedens und Segens verheißt. Denn tiefer und inniger, als der Gewohnheitsglaube es ahnt, iſt Sein Reich in die geſammte Ordnung der Welt, in den innerſten Gang der Geſchichte verflochten; und der Verſtand der Verſtändigen wird ohne dieſen Schlüſſel weniger von dem göttlichen Ernſte und Gehalte der Zeitgeſchichte verſtehen, als der ſchlichteſte Chriſt, der im kindlichen Glauben ſich jene Wahrheit angeeignet. — Es iſt ein Gedanke, der uns durchſchauert, wenn wir Ernſt mit ihm machen, und dem wir uns dennoch nicht zu entziehen vermögen: die Zeichen aller Zeiten ſeit Jahrtauſenden ſtimmen darin zuſammen, daß einen anderen Grund Niemand legen kann außer dem, der geleget iſt, Jeſus Chriſtus; was nicht auf dieſem Felſen ſich erbauet, was nicht mit Seinem Welt umfaſſenden Reiche zuſammenhängt, das iſt dem Untergange geweiht, trotz allem vorübergehenden Glanz und Schimmer. Darin iſt auch das Urtheil geſprochen über die Gegenwart und ihre Zeichen: alle Mächte unſerer Zeit, die politiſchen wie die kirchlichen, alle Kunſt und Gelehrſamkeit, alle Pracht und aller Reichthum der Welt ſind im ſtrengſten Sinne des Wortes früher oder ſpäter der Vernichtung beſtimmt, wenn ſie nicht willig ſich anſchließen an die ewigen Ordnungen Gottes, die uns in Chriſto Jeſu geoffenbart ſind; das iſt der Eckſtein, den die Bauleute verwarfen, der aber die zermalmet, auf die er fallen wird. — Wer an ſeinem Gottesreiche der Gerechtigkeit und Liebe mit arbeiten will, der wird erfahren, daß er auf einem göttlichen Grunde ſteht, welchen die Fluthen der Zeiten nicht hinwegſchwemmen!

Die im Neuen Teſtamente bekämpften Irrlehren.

(Ein Nachtrag zu Ph. Schaff's Geſchichte der apoſtoliſchen Kirche, S. 572. der §. 148.)

I. Die judaiſtiſchen Irrlehren. 1) Der phariſäiſch-geſetzliche Judaismus.

Nach der Abſicht ſeines göttlichen Stifters und nach ſeinem eigenen tiefſten Lebenstriebe iſt das Judenthum eine poſitive und directe Vorbereitung auf das Chriſtenthum und löſt ſich in daſſelbe auf, wie die Morgenröthe in die aufgehende Sonne, oder die Blüthenknoſpe in die Frucht. Allein unter dem Einfluß der ſündigen Natur des Menſchen hat es ſich ſogar der Mehrheit nach entweder ganz abſtoßend und feindſelig gegen das Evangelium geſtellt, Chriſtum gekreuzigt, Seine Apoſtel verfolgt und aus den Synagogen geſtoßen; oder es ging eine bloß äußerliche Gemeinſchaft mit der chriſtlichen Religion ein und verunſtaltete ſie durch den jüdiſchen Sauerteig. Dieſes nominell chriſtliche Judenthum, das nur die Waſſertaufe, nicht aber die Feuertaufe des heil. Geiſtes empfing, iſt die erſte Irrlehre, welche in der chriſtlichen Kirche, vor allem im Gegenſatz gegen den freien Heidenapoſtel Paulus auftrat, von dieſem zwar überwunden wurde, aber in verſchiedenen Formen und Modificationen immer wiederkehrt, ſo gut, als die entgegengeſetzten, aus dem Heidenthum ſtammenden Irrthümer. Denn der Menſch iſt noch heut zu Tage ſeiner Natur nach entweder überwiegend jüdiſch, oder überwiegend heidniſch, und dieſe Natur reagirt ſo lange gegen die übernatürliche Gnade und Offenbarung Chriſti, als die Kirche eine ſtreitende iſt. *)

Da nun das Judenthum damals in drei verſchiedene Secten ſich ſpaltete, ſo wird man demnach auch drei ihnen entſprechende Entſtellungen des Chriſtenthums erwarten, nämlich: 1) die phariſäiſche oder ſtreng

*) Wir können im Allgemeinen ſagen, daß der Katholicismus den Verſuchungen und Gefahren des geſetzlichen Judenthums, der Proteſtantismus denen des geſetzloſen Heidenthums ausgeſetzt iſt. Doch finden ſich zugleich auf beiden Seiten Combinationen dieſer entgegengeſetzten Irrthümer, wie ſchon in der apoſtoliſchen Periode.

geſetzliche, 2) die ſadducäiſche oder laxe und leichtſinnige (theoretiſch ſkeptiſche oder rationaliſtiſche und praktiſch materialiſtiſche), 3) die eſſäiſche oder theoſophiſche, myſtiſch ſpeculative und aſketiſche Häreſie. Dieſe drei Abarten des Judenthums und Judenchriſtenthums würden dann wieder der ſtoiſchen, epikureiſchen und plateniſchen Richtung auf Seiten des Heidenthums entſprechen. Die erſte und die dritte Form begegnet uns häufig im N. Teſt., und ebenſo auch in ausgebildeterer Geſtalt im Ebionitismus des zweiten Jahrhunderts (von der Regierungszeit Hadrians an), der ſich ebenfalls in einen praktiſch phariſäiſchen und einen gnoſtiſch ſpeculativen Zweig ſpaltete. Der jüdiſche Sadducäismus hatte zwar, wie der griechiſche Epikureismus, zu wenig ſittlichen und religiöſen Ernſt, um am Chriſtenthum einen tieferen und allgemeineren Antheil zu nehmen. Doch begegnen wir einer ihm entſprechenden Denkweiſe in der Kirche, dem zügelloſen Antinomismus, der ſich indeß nicht ſowohl aus dem Sadducäismus, als aus einem groben Mißverſtändniß der pauliniſchen Lehre herausgebildet hat und auf heidniſch griechiſchem Boden entſtanden iſt.

Wir betrachten nun zuvörderſt den phariſäiſchen Judaismus. Er trat zuerſt in der Gemeinde von Jeruſalem um das Jahr 50 deutlich hervor, wie wir aus Apg. 15, 1. 5. ſehen, und gab die nächſte Veranlaſſung zum Apoſtelconcile. Er hielt zwar Jeſum von Nazareth für den erſchienenen Meſſias. Das war aber auch das Einzige, was ihn vom eigentlichen Phariſäismus unterſchied; und auch in ſeiner Vorſtellung vom Meſſias erhob er ſich höchſtwahrſcheinlich ſo wenig, als der ſpätere Ebionitismus, über die fleiſchlichen Vorurtheile des ordinären Judenthums. Er trug die bekannten Eigenthümlichkeiten der phariſäiſchen Secte, die ſich ſpäter im Talmudismus fixirten, nämlich die ſteife, bigotte Geſetzlichkeit und Werkgerechtigkeit und das pedantiſche Gewichtlegen auf äußere Formen und Gebräuche, auf das Chriſtenthum über und hielt vor allem an dem bei der Bekehrung des Coenelius von Gott Selbſt (Apg. 10.) und ebenſo vom Apoſtelconcil (c. 15.) ausdrücklich verworfenen Grundſatz feſt, daß die Beſchneidung und die Beobachtung des ganzen jüdiſchen Ceremonialgeſetzes eine unentbehrliche Bedingung zur Seligkeit ſei, daß alſo jeder äußerlich und innerlich zugleich ein ſtrenger Jude ſein müſſe, wenn er ein wahrer Chriſt ſein wolle. Die Judaiſten hatten keine Ahnung von der Neuheit, von dem ſchöpferiſchen Geiſt und Leben und von der Univerſalität des Chriſtenthums und wollten daſſelbe in die engen Schranken einer jüdiſchen Secte einzwängen. Zwar traten ſie nicht überall mit der gleichen Schroffheit auf, und beſonders nach dem Apoſtelconcil veränderten wenigſtens einige von ihnen in griechiſchen Gemeinden ihee Taktik. Aber auch wo ſie etwas liberaler ſich zeigten, behaupteten ſie doch eine Superiorität der beſchnittenen Cheiſten, drangen auf eine Scheidung derſelben von den unbeſchnittenen

Heidenchriſten (Gal. 2, 11 ff.) und hielten dieſe wohl kaum für beſſer, als für Proſelyten des Thors. Wie alle Häretiker ſo gerne an die Schrift (nach ihrer eigenen ſubjectiven Auslegung) appelliren, ſo beriefen ſich auch dieſe Irrlehrer, um ſich dadurch mehr Eingang zu verſchaffen, auf die Judenapoſtel, die ſtrengere Partei auf Jakobus (Gal. 2, 12.), die gemäßigtere auf Kephas, den vom Herrn Selbſt ſo hoch geſtellten Felſenmann; aber natürlich mit Unrecht, da ja dieſe Apoſtel a. 50 ſich weigerten, den Heidenchriſten die Bürde des Ceremonialgeſetzes aufzulegen, ſie vielmehr auch ohne die Beſchneidung als Brüder anerkannten und mit Paulus vollkommen in dem Grundſatz einverſtanden waren, daß kein Menſchenwerk, ſondern allein die Gnade Jeſu Chriſti und der lebendige Glaube an Ihn ſelig machen könne (Apg. 15. Gal. 2, 9. 1 Petr. 5, 12. 2 Petr. 3, 15.). Ein anderes charakteriſtiſches Merkmal der phariſäiſchen Judaiſten war ein unerbittlicher Haß gegen Paulus. Sie hielten ihn gar nicht für einen rechtmäßigen Apoſtel, ſondern für einen religiöſen Revolutionär, der die geheiligten Traditionen der moſaiſchen Religion und die Autorität des göttlichen Geſetzes ſchonungslos niederreiße, der größten Verwirrung Thür und Thor öffne und die Maſſe der Judenſchaft vom Chriſtenthum abſtoße. Daher ſuchten ſie überall und zum Theil nicht ohne Erfolg, beſonders in den galatiſchen Gemeinden, ſeine Autorität und Wirkſamkeit zu untergraben, ſeine Motive zu verdächtigen und ihm auf jegliche Weiſe das Leben zu verbittern.*) Man kann die Briefe an die Galater, Römer und an die Korinther, hauptſächlich den zweiten, gar nicht hiſtoriſch verſtehen, ohne daß man fortwährend dieſen ſklaviſchen und bigotten Legalismus und Antipaulinismus und ſeine feindſeligen Machinationen im Auge hat.

Mit dieſen judaiſtiſchen Irrlehrern oder „nebeneingeſchlichenen falſchen Brüdern“ (Gal. 2, 4.) darf man ja nicht verwechſeln die „ſchwachen

---

*) Auch die ſpäteren Ebioniten hatten einen unverſöhnlichen Haß gegen den Heidenapoſtel und verwarfen alle ſeine Briefe als häretiſch, während ſie den Jakobus in den Himmel erhoben. Sie verbreiteten über Paulus nach Epiphanius (Haer. I, 2. §. 26.) die lächerliche Lüge, daß er urſprünglich ein Heide von Tarſus geweſen, dann in Jeruſalem aus Liebe zu einer Tochter des Hoheprieſters zum Judenthum übergetreten, in Folge einer Vereitelung der gewünſchten Heirath aber wieder abgefallen ſei und aus Rache gegen die Beſchneidung und den Sabbath geſchrieben habe. Die pſeudoclementiniſchen Homilien (vgl. beſonders hom. XVII c. 19. mit Gal. 2, 9—11.) ſtellen ihn unter dem Bilde des Simon Magus als einen Verführer und Patriarchen aller Ketzer dar. Umgekehrt haßten die antijüdiſchen Gnoſtiker die älteren Judenapoſtel, verwarfen ihre Schriften und beriefen ſich um ſo eifriger auf Paulus, von dem ſie ſich aber natürlich ein ganz verkehrtes Zerrbild machten.

Brüder“ (Röm. 14, 1 ff. 15, 1 ff.), d. h. die Judenchriſten, welche ſich zwar für ihre Perſon mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit in den hergebrachten Formen der moſaiſchen Frömmigkeit bewegten, dabei aber doch alles Heil von Chriſto ableiteten und die freieren Heidenchriſten als Brüder im Herrn anerkannten. Gegen dieſe iſt Paulus äußerſt mild nach ſeinem Grundſatz 1 Kor. 9, 19—23. und nimmt für ſie brüderliche Liebe, Nachſicht und Geduld in Anſpruch, wie man Röm. 14. und 15., aus 1 Kor. 8, und 9., aus ſeinen Geldcollecten für die armen Gemeinden in Judäa und aus ſeinem Verfahren während ſeines letzten Beſuchs in Jeruſalem ſieht. Gegen jene Irrlehrer aber war er, der ſelbſt ehemals in phariſäiſcher Verblendung und mißverſtandenem Eifer die Kirche des Herrn verfolgt hatte, unerbittlich ſtrenge, weil ſie das eigentliche Weſen des Evangeliums vernichteten, das alte Joch der Geſetzesknechtſchaft und der Kinderreligion wieder einführen wollten, überall Zwietracht in ſeinen Gemeinden, vor allem in Galatien, Korinth und ſelbſt in Philippi, *) ausſtreuten, und bei alle dem weit mehr ihre eigene, als Chriſti Ehre ſuchten. Dieſem gewaltigen Kampfe des Heidenapoſtels mit den phariſäiſch geſinnten Judenchriſten verdanken wir die herrlichen und unerſchöpflich tiefen Entwicklungen der evangeliſchen Lehren vom Geſetz und Evangelium, von der Sünde und Gnade, von der Knechtſchaft und Freiheit, vom Glauben und der Rechtfertigung, welche uns aus ſeinen Briefen entgegenleuchten.

Mit der Zerſtörung Jeruſalems und der weiten Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden mußte dieſer phariſäiſch chriſtliche Particularismus ſeine Bedeutung wenigſtens außerhalb Paläſtina's immer mehr verlieren, und obwohl er im zweiten Jahrh. im Ebionitismus ſich fortſetzte, ſo hatte dieſer doch bei weitem nicht die weite Verbreitung und Bedeutung für die Kirche, als die entgegengeſetzte Häreſie des Gnoſticismus. Statt deſſen nahm nun aber der Judaismus noch zu Lebzeiten des Paulus eine feinere und auch für ernſte, philoſophiſch gebildete Heiden plauſiblere Formen an, zu deren Betrachtung wir nun übergehen.

II. 2) Der eſſeniſch-gnoſtiſche Judaismus.

Der eſſeniſche Judaismus begegnet uns als eine Irrlehre innerhalb der chriſtlichen Kirche zuerſt gegen Ende der pauliniſchen Wirkſamkeit, und zwar unter den Gemeinden von Kleinaſien. Ein charakteriſtiſches Merk-

---

*) Daß die Judaiſten auch in Philippi Eingang fanden, iſt zwar von manchen geläugnet werden, geht aber deutlich hervor aus Phil. 1, 15—18. und 3, 2 ff., wo der Apoſtel ſie ſogar „Hunde“ und ſarkaſtiſch, mit Rückſicht auf ihre ſelbſtgerechte und häretiſche Betonung der Beſchneidung, die „Zerſchneidung“ (ἡ κατομή) nennt.

mal iſt eine Vermiſchung chriſtlicher Ideen und chriſtlichen Bekenntniſſes mit den theoſophiſchen oder myſtiſch ſpeculativen, und den aſketiſchen Elementen der Eſſäer und der geiſtesverwandten Therapeuten, die nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Philo weit über Aegypten hinaus verbreitet waren.*) Das dieſen Secten eigene Streben nach tieferer Erkenntniß (Gnoſis) und größerer ſittlicher Vollkommenheit, als ſie im gewöhnlichen Judenthum zu erlangen war, mußte ſich vom Chriſtenthum bald angezogen fühlten, bildete aber nun daſſelbe nach ſeinem Geſchmacke um, ſtatt ſich der Einfalt des Evangeliums zu unterwerfen. So entſtanden die Anfänge des Gnoſticismus in ſeiner judaiſirenden Geſtalt, welche uns im zweiten Jahrhundert klarer und entwickelter in dem merkwürdigen Syſtem der pſeudo-clementiniſchen Homilieen und in verwandten häretiſchen Producten entgegentritt. Aber freilich wie ſchon beim Eſſäismus und Therapeutismus, und nicht weniger in der platoniſch jüdiſchen Religionsphiloſophie des Philo von Alexandrien der Einfluß heidniſcher Anſchauung, theils orientaliſcher, theils helleniſcher (platoniſcher und pythagoreiſcher) Religion und Speculation ſich nachweiſen läßt: †) ſo iſt das auch bei dieſer chriſtlichen Irrlehre der Fall, und deßhalb ſtellen ſie einige Forſcher gerade mit der heidniſchen oder eigentlichen Gnoſis zuſammen. ‡) In der That fällt auch bei manchen häretiſchen Erſcheinungen des erſten und zweiten Jahrhunderts die Wahl ſchwer, ob man ſie dem ſtrengen Judaismus oder dem eigentlichen Gnoſticismus zuzählen ſoll, es ſei denn, daß wir mit Schliemann ‖) die Lehre vom Demiurg oder einem vom höchſten Gott verſchiedenen Weltſchöpfer zum untrüglichen Kennzeichen des Gnoſticismus machen. Von einem Demiurgen findet ſich aber im N. Teſt. noch keine deutliche Spur, nicht einmal in der dunklen Stelle 2 Petr. 2, 10. (δόξας οὐ τρέμουσι βλασφημοῦντες, vgl. Judä 8.). Doch kann man ſagen, daß die übertriebene Geringſchätzung der Materie und Leiblichkeit, wie wir ſie Kol. 2, 23. und 1 Tim. 4, 3. bekämpft finden, bereits daran anſtreift, und conſequent darauf hinführt. Obwohl alle, auch die judaiſirenden Formen des Gnoſticismus mehr oder weniger heidniſche Elemente in ſich ber-

*) Vgl. §. 36. und §. 38. (der deutſchen Ausgabe meiner K. G.)

†) Ueber die Verwandtſchaft dieſer jüdiſchen Secten mit dem Pythagoräismus iſt zu vergleichen Gfrörer, Krit. Geſch des Urchriſtenthums I. 2. S. 352 ff.

‡) Umgekehrt betrachtet ein neuerer engliſcher Theologe, Stanley, alle von Paulus bekämpften Häretiker und ſelbſt die, gegen welche Petrus, Judas und Johannes ſchrieben, als Judaiſten (Judaizers). Dagegen haben aber Conybeare und Hawſon in ihrem Werke über St. Paulus I, p. 490—492 ſehr gegründete Einwendungen gemacht.

‖) die Clementinen, S. 539.

gen, ſo kann man doch andererſeits nicht behaupten, daß Speculation an und für ſich dem Judenthum fremd ſei; denn dagegen ſpricht nicht nur die ſpätere Kabbala, ſondern auch ſchon die A. Tliche Spruchweisheit, das Buch Hiob und die apokryphiſche Literatur. Es kam aber freilich alles darauf an, ob der philoſophiſche und theologiſche Forſchungsgeiſt von dem Geiſte der Offenbarung Jehovahs geleitet, oder ſich ſelbſt überlaſſen war. Im letzteren Falle verirrte er ſich dann allerdings immer mehr oder weniger auf die Irrwege heidniſcher Speculation.

1. Zu dieſen judaiſirenden Gnoſtikern oder eſſeniſchen Judaiſten nun rechnen wir zunächſt die Irrlehrer von Koloſſä in Phrygien, deſſen Bewohner von Natur zur religiöſen Schwärmerei geneigt waren, wie auch der, übrigens ganz antignoſtiſche Montanismus im zweiten und dritten Jahrhundert zeigt. Wir lernen ſie beſonders aus einzelnen Andeutungen im zweiten Kapitel des Koloſſerbriefes kennen, wo Paulus ihre Richtung bekämpft, *) aber mit viel mehr Milde, als den phariſäiſchen Legalismus in den galatiſchen Gemeinden, weil dieſelbe noch weit weniger entwickelt war und auch ihm nicht ſo feindſelig gegenübertrat. Ihr ſpeculativer Charakter ergibt ſich deutlich aus Kol. 2, 4., wo der Apoſtel vor der täuſchenden Ueberredungskunſt (πιθανολογία), und aus V. 8., wo er vor ihrer Philoſophie warnt: „Hütet euch, daß euch niemand als Beute wegführe durch die Philoſophie und leeren Betrug nach der Ueberlieferung der Menſchen (im Gegenſatz zu der gewiſſen, zuverläſſigen Offenbarung Gottes) nach den Elementen der Welt, †) und nicht nach Chriſto.“ ‡) Wahrſcheinlich hat man dabei an die myſtiſch ſymboliſche Philoſophie zu denken, welche Philo den Eſſäern und Therapeuten zuſchreibt. ‖) Dieſer falſchen Menſchenweisheit gegenüber ſtellt der Apoſtel nachdrücklich Chriſtum als den Quell und Inbegriff aller ächten Erkenntniß, Weisheit und geiſtlichen Einſicht dar (1, 9. 2, 3.).

---

*) Vgl. oben S. 260.

†) τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου, vgl. V. 20. und Gal. 4, 3. 9. Die meiſten Ausleger beziehen dieß auf das jüdiſche Ceremonialgeſetz, als eine für einen unmündigen Zuſtand berechnete Kinderreligion.

‡) Ganz verkehrt wird dieſe Stelle häufig als Verurtheilung aller Philoſophie aufgefaßt, während doch Paulus offenbar bloß vor einer beſtimmten Gattung von Philoſophie warnt und mit den Worten κενῆς ἀπάτης andeutet, daß dieſelbe gar nicht den Namen Philoſophie verdiene, ſondern eine inanis fallacia ſei. Schon Calixt hat gegen dieſen Mißbrauch der Stelle treffend bemerkt: Si dicam, vide ne decipiat vinum, nec vinum damno, nec usum ejus accuso, sed de vitando abusu moneo.

‖) die φιλοσοφία διά συμβόλων. Vielleicht bezeichneten ſchon dieſe koloſſiſchen Irrlehrer, wie ſpäter die orientaliſchen Anachoreten und Mönche, ihre ganze Lebensweiſe als φιλοσοφία und φιλόσοφος βίος, als Anticipation der vita angelica.

Vermöge ihrer myſtiſchen Philoſophie legten die koloſſiſchen Irrlehrer einen großen Werth auf heilige Ceremonieen, beſonders die Beſchneidung, welcher Paulus die Herzensbeſchneidung Chriſti gegenüberſtellt (2, 11.), und beobachteten mit ängſtlicher Religioſität die jüdiſchen Speiſegeſetze und Jahres-, Monats- und Wochenfeſte, Schattengebilde des in Chriſto erſchienenen weſenhaften Körpers (2, 16.). In dieſem Punkte trafen ſie mit den phariſäiſch geſinnten Irrlehrern zuſammen (vgl. Gal. 4, 9. 10.). Aber dazu geſellte ſich bei ihnen eine ſtrenge Askeſe und Abtödtung des Leibes (ἀφειδία σώματος, 2, 23.), welche über den Phariſäismus und über das ganze A. T., wohl ſelbſt über die Lebensweiſe der Naſiräer (vgl. 4 Moſ. 6.), hinausging, und höchſt wahrſcheinlich in einer heidniſch dualiſtiſchen Weltanſchauung ihren Grund hatte, wonach die Materie und der Leib etwas an und für ſich Böſes iſt, ſo daß die Erlöſung in der allmähligen Vernichtung der Leiblichkeit beſteht. Dieſe Verteufelung der Natur und des Leibes finden wir faſt bei allen gnoſtiſchen und manichäiſchen Secten. Die heilige Schrift dagegen unterſcheidet ganz deutlich zwiſchen Leib und Fleiſch und ſtellt jenen als Gottes Geſchöpf und als Tempel des heil. Geiſtes, dieſes dagegen als die Verkehrung der an ſich und urſprünglich guten Natur, als das ſelbſtſüchtige, ſündhafte Princip dar. Endlich war dieſen koloſſiſchen Irrlehrern eine in ſcheinbare Demuth gekleidete Engelverehrung (θρησκεία τῶν ἀγγέλων, 2, 18.) eigen, indem ſie ſich in transcendentale Regionen verſtiegen und wahrſcheinlich durch Viſionen mit den Geheimniſſen der höheren Geiſterwelt bekannt zu ſein vorgaben,*) ſtatt ſich an Chriſtum, den Schöpfer der Engel, das geoffenbarte Haupt der Kirche, zu halten und durch Ihn mit Gott zu verkehren. Manche Ausleger denken hiebei zwar an die gnoſtiſchen Aeonen; aber es liegt näher, bei der ſpäteren jüdiſchen Angelologie, den „Thronen, Herrſchaften, Fürſtenthümern und Gewalten" (1, 16.) ſtehen zu bleiben. †)

Dem Gegenſatz gegen dieſe Irrlehre verdanken wir einige der tiefſten

---

*) Es findet in der Stelle 2, 18. eine merkwürdige Differenz der Lesart Statt. Der textus receptus lieſt nämlich ἃ μὴ ἑώρακεν ἐμβατεύων, während Lachmann und Tiſchendorf das μὴ nach den beſten kritiſchen Autoritäten weglaſſen. Beides gibt übrigens einen guten Sinn, wie wir im Texte angedeutet haben.

†) Zur Beſtätigung dieſer Auslegung dient, daß auch noch ſpäter der 35ſte Kanon des Laodikeiſchen Concils die Anrufung der Engel verbietet, daß noch im Mittelalter in Chonä (Koloſſä) ein Tempel des Erzengels Michael ſtand, und Anderes, was Wetſtein, Steiger, (Comment. zum Kol. Br. S. 31.) und Thierſch (Verſuch zur Herſtellung u. ſ. w. S. 272.) angeführt haben. Nach Joſephus wurden bei den Eſſäern heilige Namen der Engel den Einzuweihenden mitgetheilt (de bell Jud. II, 8. §. 7. vgl. dazu die Anmerkung des engliſchen Ueberſetzers Whiſton, vol. II, p. 249 Philad. ed.).

Aufſchlüſſe des Paulus über die Lehre von der Perſon Chriſti und Seinem Verhältniß zur Kirche.

2. Sodann gehören in die Klaſſe dieſes gnoſtiſirenden Judaismus auch die Irrlehrer der **Poſtoralbriefe**. Doch läßt ſich bei dieſen der eſſeniſche Urſprung ſchwerer nachweiſen, und darum die Grenzlinie zwiſchen ihnen und den heidniſchen Gnoſtikern nicht ſo ſcharf ziehen. Man kann ſie daher ſo ziemlich mit demſelben Rechte judaiſirende Gnoſtiker, als gnoſtiſche Judaiſten nennen. Ein Hauptzweck der Hirtenbriefe iſt gerade der, den Timotheus und Titus vor dem begonnenen und krebsartig um ſich greifenden Abfall von der reinen apoſtoliſchen Ueberlieferung oder von der „geſunden Lehre“ (ὑγιαίνουσα διδασκαλία, 1 Tim. 1, 10. 2 Tim. 4, 3. Tit. 1, 9., 2, 1.) zu warnen. Dieſe Irrlehrer haben wir beſonders in **Epheſus** und der Umgegend zu ſuchen. Denn dort befand ſich Timotheus (1 Tim. 1, 3. 2 Tim. 1, 15. 18., 4, 19.); dort war ein Hauptſitz heidniſchen und jüdiſchen Aberglaubens und magiſcher Künſte Apg. 19, 13 ff vgl. oben S. 215 ff); dort ſollten, wie Paulus in der mileſiſchen Abſchiedsrede a. 58 weiſſagte, nach ſeinem Hingange „reißende Wölfe“ aus der Mitte der epheſiniſchen Presbyter ſelbſt auftreten (Apg. 20, 29. 30.); *) endlich bekämpft auch der Brief an die Epheſer vom Jahre 62 und 63, zwar nicht offen und direct, wohl aber indirect durch poſitive Entwicklung der Wahrheit, eine ähnliche gnoſtiſche Verirrung, wie der mit ihm ſo ſehr verwandte Koloſſerbrief, und ſtellt der eitlen Scheinweisheit die wahre ſeligmachende Erkenntniß Chriſti und Seiner Kirche gegenüber. Wir haben alſo allen Grund, das Aufkommen dieſer judaiſirenden Gnoſis in das Ende des ſechsten und den Anfang des ſiebten Jahrzehnts zu ſetzen. Aus dem Sendſchreiben der Apokalypſe an den Engel der Gemeinde von Epheſus (2, 2. 6.) geht hervor, daß dieſelbe gegen Ende des erſten Jahrhunderts zwar den Irrlehrern kräftigen Widerſtand geleiſtet hat, daß ſie aber in ihrem Eifer für Orthodoxie das praktiſche Chriſtenthum, die werkthätige Liebe vernachläſſigte.

Zum Verſtändniß der Stellen in den Paſtoralbriefen, wo auf Irrlehren Rückſicht genommen wird, †) leiſtet die Vergleichung verwandter ſpäterer Erſcheinungen aus dem zweiten Jahrhundert vielfache Dienſte. Doch darf man

*) Wir haben ſchon bei einer anderen Gelegenheit bemerkt, daß dieſe Stelle das frühere Verhandenſein von Irrlehren in den **Gemeinden** nicht ausſchließt, da ja hier ſpeciell von häretiſchen **Presbytern** die Rede iſt (vgl. ἐξ ὑμῶν αὐτῶν), und daß ſie mithin nicht als Beweis für eine ſpätere Abfaſſung des erſten Briefes an Timotheus angeführt werden kann, um ſo weniger, da in dieſem ſelbſt und auch im zweiten Brief an ihn die Irrlehren theils als erſt noch zukünftig geſchildert werden.

†) Es ſind nämlich folgende: Tit. 1, 9—16., 3, 9—11. 1 Tim. 1, 3. 4. 6. 7. 19. 20., 4, 1—8., 6, 3—5. 20. 21. 2 Tim. 2, 16—18., 23., 3, 1—9.

ſie nicht mit einander identificiren, wie Baur im polemiſchen Intereſſe gegen die Aechtheit dieſer Briefe gethan hat. Es iſt ſehr natürlich und läßt ſich gar nicht anders denken, als daß die gnoſtiſchen Ideen bei ihrem erſten Auftritt noch einen ſehr unbeſtimmten, rohen und chaotiſchen Charakter hatten. Sie bilden die nothwendigen Mittelglieder zwiſchen dem vorchriſtlichen Judenthum und Heidenthum und zwiſchen den ausgebildeten häretiſchen Syſtemen, die uns von der Regierungszeit Hadrians an begegnen. Paulus ſelbſt ſagt mehrmals, daß die gefährlichen Irrthümer, vor welchen er ſeinen Schüler ſo ernſtlich warnt, ſich nach dem prophetiſchen Zeugniß des heil. Geiſtes in Zukunft weiter entwickeln und verbreiten werden, 1 Tim. 4, 1. 2 Tim. 3, 1., 4, 3., vgl. Apg. 20, 29 f. *)

13., 4, 3. 4. Außerdem mögen noch einige Stellen in einem indirecten Gegenſatz zu den Irrlehren ſtehen. Baur hat aber jedenfalls viel zu viel ſolche Anſpielungen geſucht. Die meiſten Forſcher über dieſe verwickelte Materie nehmen an, daß Paulus in dieſen Briefen überall im Weſentlichen dieſelbe ungeſunde Richtung bekämpfe, und dafür ſpricht auch allerdings die Aehnlichkeit der Ausdrücke in den verſchiedenen Stellen, wie ματαιολογία, μῦθοι, γενεαλογίαι etc. Thierſch dagegen will in ſeinem Buch über die Kritik der N. Tlichen Schriften S. 236 f. und 274 drei Arten von Irrlehrern in den Paſtoralbriefen unterſcheiden, nämlich 1) gewöhnliche Judaiſten, die eigentlich nicht ſowohl häretiſch, als hartnäckig und ſittlich verkehrt waren, im Br. an den Tit. und 1 Tim. 1, 7. 2) einige wenigr ſpiritualiſtiſche Gnoſtiker, wie Hymenäus und Philetus, welche am Glauben Schiffbruch gelitten und vom Apoſtel excommunicirt wurden, die Anhänger der ψευδώνυμος γνῶσις, 1 Tim. 1, 19. 20., 6, 20. 2 Tim. 2, 16—18. 25. 3) Goeten, welche mit ägyptiſchen Zauberern verglichen werden, 2 Tim. 3, 1—9. Allein dieſe Claſſification läßt ſich ſicherlich nicht ſcharf durchführen und bringt eher Verwirrung, als Klarheit in die Auslegung hinein. Ueberhaupt ſind manche Behauptungen der ſonſt ſehr werthvollen Abhandlung über die Häreſieen im N. T. in dem angeführten Werke von Thierſch übertrieben und unhaltbar.

*) So ſagt auch der Hiſtoriker Hegeſippus aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach dem etwas ſummariſchen Berichte des Euſebius III, 32, daß dir ψευδώνυμος γνῶσις erſt nach dem Tode der Apoſtels mit offenem Haupte (γυμνῇ λοιπὸν ἤδη τῇ κεφαλῇ) hervorgetreten ſei und die jungfräuliche Reinheit der Kirche getrübt habr, während ſie früher im Verborgenen gewirkt habe (ἐν ἀδήλῳ που σκότει) Dieſe Stelle iſt von Baur in der Tübinger Zeitſchrift 1838. Heft 3 S. 27. und in ſeinem Werke über Paulus S. 494. (und ebenſo von Schwegler, Nachapoſt. Zeitalter II, S. 137.) ganz verdreht werden, indem er das, was jener Schriftſteller von dem früheren verborgenen Wirken der Gnoſis ſagt, wegläßt und ſtatt des von Hegeſipp gemachten Gegenſatzes zwiſchen einer offenen und verborgenen Exiſtenz der falſchen Gnoſis den ſelbſtgemachten Gegenſatz zwiſchen Exiſtenz und Nicht-Exiſtenz derſelben ſubſtituirt. Dazu kommt, daß derſelbe Hegeſipp bei Euſeb. IV, 22. das Auftreten der Häreſieen in der paläſtinenſiſchen Kirche in die

Die in den Hirtenbriefen bekämpfte Richtung wird 1 Tim. 6, 20. ausdrücklich als Gnoſis, d. h. als höhere Erkenntniß bezeichnet, in deren Beſitz ſich alle ſpäteren Gnoſtiker dünkten, weßhalb ſie ſich dieſen Namen beilegten. Aber Paulus nennt ſie zugleich eine „fälſchlich ſogenannte“ (ψευδώνυμος γνῶσις), die alſo den Namen Erkenntniß eigentlich gar nicht verdient, auf bloßer Anmaaßung und Einbildung beruht, *) und auf unfruchtbare Grübeleien und leeres Gerede (βέβηλοι κενοφωνίαι, 1 Tim. 6, 20. 2 Tim. 2, 16., ματαιολογία, 1 Tim. 1, 6., λογομαχίαι, ἐξ ὧν γίνεται φθόνος, βλασφημίαι, ὑπόνοιαι πονηραί, 6, 3.) hinausläuft. Als Beſtandtheile dieſer falſchen Weisheit werden angeführt „altweibiſche Mythen“ und „endloſe Geſchlechtsregiſter“ (μῦθοι καὶ γενεαλογίαι ἀπέραντοι, 1 Tim. 1, 4., βέβηλοι καὶ γραώδεις μῦθοι, 5, 7. vgl. 2 Tim. 4, 4. Tit. 1, 14., 3, 9.). Darunter haben wir nun aber nicht die Emanationsreihen höherer Geiſter, die Aeonen-Genealogieen der ſpäteren gnoſtiſchen Syſteme zu verſtehen, †) ſondern die abgeſchmackten Fabeln und Traditionen der ſpäteren jüdiſchen Geheimlehre über die Patriarchenzeit, über die Rangordnungen der Engel (vgl. Kol. 2, 18., 1, 16.), auch genealogiſche Unterſuchungen, ſpitzfindige Geſetzesfragen und allegoriſche Deutungen bibliſcher Geſchichten. ‡) Solche

---

Zeit unmittelbar nach dem Tode des Jakobus ſetzt, ja zum Theil auf den Magier Simon zurückführt. Mithin fällt auch natürlich der Schluß dahin, welchen Baur aus dem Zeugniß bei Euſeb. III, 32. gegen die Aechtheit der Paſteralbriefe und der ignatianiſchen Sendſchreiben macht. Vielmehr zeugen gerade die von Hegeſippus gebrauchten Ausdrücke, ψευδώνυμος γνῶσις, ἑτεροδιδάσκαλοι, ὑγιὴς κανών, dafür, daß er den erſten Brief an Timotheus bereits kannte. Denn, daß dieſer ſie umgekehrt aus Hegeſippus entlehnt habe, wie Baur behauptet, iſt doch gar zu unglaublich und abenteuerlich Angeſichts der klaren und ſtarken Zeugniſſe des Irenäus, Clemens Alex., Tertullian ꝛc. für den pauliniſchen Urſprung der Paſtoralbriefe.

*) Vgl. 1 Ker. 8, 1., wo γνῶσις ebenfalls mit einer ſchlimmen Nebenbedeutung gebraucht wird. „Das Wiſſen blähet auf, die Liebe aber erbauet.“ Vgl. den Gebrauch von φιλοσοφία Kol. 2, 8.

†) Wie Dr. Baur thut in ſeiner Schrift über die Paſteralbriefe (1835.), S. 12 f., wo er an die aus einander emanirenden Aeonen-Paare oder Syzygien des viel ſpäteren valentinianiſchen Syſtems, beſonders an den Mythus von der Sephia-Achameth erinnert.

‡) So nennt z. B. Philo ſeine allegeriſchen Erklärungen der Geſchlechtsregiſter der Geneſis γενεαλογικόν. Vgl. Dähne, Studien und Kritiken 1833. S. 1008. Ebenſo verſtehen auch Thierſch (a. a. O. S. 274.), Wieſinger (in der Fortſetzung von Olshauſens Comment. V. S. 215.) und Burton (Lectares, p. 114.) die „Genealegieen“ hier im eigentlichen jüdiſchen Sinne, der gewiß viel näher liegt, als die Beziehung auf die ſpäteren gnoſtiſchen Aeonen-Reihen. Dr. Burton, die bedeutendſte engliſche Auterität über die gnoſtiſche Irrlehre, ſucht übrigens zu zeigen, (p. 304—306.), daß die gno-

unnütze Mährchen finden ſich bekanntlich noch im Talmud und in der Kabbala (cabalah-Tradition), deren Elemente aneekanntermaaßen ſchon im erſten Jahrhundert, wahrſcheinlich um die Zeit der Zeeſtörung Jeruſalems vorhanden waren. Die Richtigkeit unſerer Erkläeung ergibt ſich deutlich aus mehreren Stellen. Denn Tit. 1, 14. werden dieſe Mythen ausdrücklich „jüdiſch“ genannt; nach V. 10. waren hauptſächlich die Beſchnittenen (μάλιστα οἱ ἐκ περιτομῆς) ſolche leere Schwätzer und Verführer, und 3, 9. werden mit den Genealogieen „Zänkereien und Streitigkeiten über das Geſetz“ (ἔρεις καὶ μάχαι νομικαί) in Verbindung gebracht. Endlich weist auch der Name „Geſetzeslehrer“ (νομοδιδάσκαλοι, 1 Tim. 1, 7.), den dieſe Häretiker ſich beilegten, auf judaiſtiſchen Urſprung, nämlich auf eine unevangeliſche Betonung und Einſchärfung des moſaiſchen Geſetzes, beſonders in ſeinem ceremoniellen Theil hin, wie wir ſie oben als ein charakteriſtiſches Merkmal der koloſſiſchen Irrlehre kennen gelernt haben. *)

ſtiſchen Theorieen von den Aeonen und ihren Emanationen zum Theil von jüdiſchen Quellen abgeleitet ſind. So lehrt z. B. die Kabbala zehn Sephiroth, oder Emanationen aus Gott. Jedenfalls aber muß man auch die platoniſche Philoſophie und orientaliſchen Religionsſyſteme als Quellen des Gnoſticismus hinzunehmen.

*) Baur dagegen verſteht a. a. O. S. 15 ff. unter dieſen Geſetzeslehrern 1 Tim. 1, 7., die ſelbst als ſolche angeſehen ſein wollten (θέλοντες εἶναι), ganz widernatürlich das gerade Gegentheil, nämlich Antinomiſten aus der Schule Marcions, und unter den μάχαι νομικαί Streitigkeiten gegen das Geſetz! Das erinnert ja wahrhaftig an die Ableitung des lucus a non lucendo. Zwar beruft er ſich auf den gleich folgenden V. 8. οἴδαμεν δὲ, ὅτι καλὸς ὁ νόμος, ἐάν τις αὐτῷ νομίμως χρῆται, woraus hervorgehe, daß jene Irrlehrer den entgegengeſetzten Satz, daß das Geſetz nicht gut ſei, aufgeſtellt haben. Allein dieſer Satz iſt vielmehr als Zugeſtändniß mit einer beigefügten Einſchränkung aufzufaſſen, wofür ſchon das zuſtimmende οἴδαμεν und die nähere Erklärung V. 9. und 10. ſpricht. Das Geſetz iſt wohl gut, will Paulus ſagen, aber nicht in dem Sinne, wie die Irrlehrer behaupten.—Auf dieſe und ähnliche exegetiſche Kunſtſtücke baut der Tübinger Kritiker das Reſultat, daß die Paſtoralbriefe die marcionitiſche Gnoſis beſtreiten, folglich nicht vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts geſchrieben ſein können! Dieſe ganze Anſicht Baur's über die Paſtoralbriefe iſt aber durch die Gegenſchriften von Baumgarten, Böttger, Thierſch und durch die neueſten Commentare von Huther und Wieſinger bereits gründlich widerlegt worden. Wir fügen nur noch hinzu, daß der ſcheinbarſte Theil ſeiner Argumentation, ſeine Identificirung der ἀντιθέσεις 1 Tim. 6, 20. mit den von Tertullian erwähnten Antitheses Marcionis auch nicht einmal an dem zufälligen Wortlaut eine Stütze hat, indem das betreffende Werk Marcions gar nicht Ἀντιθέσεις, ſondern Ἀντιπαραθέσεις hieß. Wenigſtens wird es von Hippolytus in deſſen neulich aufgefundener Widerlegung der Häreſieen mit dieſem Namen bezeichnet, vgl. Bunſen's Hippolytus I, S. 75. der deutſchen Ausg. In keinem Falle

Mit dieſer aufgeblaſenen, ſpitzfindigen und unfruchtbaren Scheinweisheit ſcheinen die epheſiniſchen Irrlehrer, wie die zu Koloſſä, eine aſketiſche Lebensweiſe verbunden zu haben, welche weit über die Altteſtamentlichen Speiſeverbote hinausging, vermuthlich mit hylozoiſtiſcher und dualiſtiſcher Weltanſchauung und einem Widerwillen gegen die Schöpfung Gottes zuſammenhing. Wenigſtens weiſſagt der Apoſtel 1 Tim. 4, 3., daß bald ſolche Extreme hervortreten werden, wie wir ſie wirklich ſpäter bei den gnoſtiſchen (auch dem marcionitiſchen), und manichäiſchen Syſtemen finden, nämlich das Verbot der Ehe und des Genuſſes gewiſſer Speiſen (wahrſcheinlich animaliſcher Nahrung), die Gott für dankbaren Genuß geſchaffen hat. *) Er bezeichnet ſolche Grundſätze als Teufelslehren (διδασκαλίαι δαιμονίων, V. 1.) d. h. er leitet ſie von der Eingebung böſer Geiſter ab im Gegenſatz gegen die Eingebung des im Anfang deſſelben Verſes erwähnten göttlichen Geiſtes. Der Menſch iſt nach bibliſcher Anſchauung nie ganz iſolirt, ſondern ſteht entweder unter göttlichen oder teufliſchen Einflüſſen. Daher werden die Irrlehrer auch ſonſt Pſeudo-Propheten und Pſeudo-Apoſtel genannt. †) Eine ſolche Aſkeſe hat zwar einen täuſchenden Schein der

---

ſind unter ἀντιθέσεις 1 Tim. 6, 20. die von Marcion behaupteten Widerſprüche zwiſchen Geſetz und Evangelium zu verſtehen, ſondern der Widerſpruch der Irrlehrer gegen die παραθήκη d. h. die anvertraute reine Lehre, welche Timotheus bewahren ſoll, (vgl. 2 Tim. 1, 12. 14., 3, 14.), ſo daß der Sinn der Stelle ganz einfach der iſt: „O Timotheus, bewahre den anvertrauten Schatz, indem du dich abwendeſt von dem profanen leeren Geſchwätz und den Gegenbehauptungen der falſchbenannten Erkenntniß.“ Vgl. Tit. 1, 9., wo dieſe Verführer als ἀντιλέγοντες, und 2 Tim. 2, 25., wo ſie als ἀντιδιατιθέμενοι bezeichnet werden. Aehnlich Wieſeler (Chronol. S. 305.) und Wieſinger ad loc.

*) Ganz unzuläſſig und von neueren Exegeten allgemein aufgegeben iſt die Beziehung der Stelle 1 Tim. 4, 3. auf die römiſche Kirche. Denn dieſe verbietet ja die Ehe als ſolche nicht, ſondern erhebt ſie ſogar zu einem Sacrament. Vom Verbot der Prieſterehe insbeſondere aber iſt ja im Texte gar nicht die Rede. Ebenſowenig verbietet die römiſche Kirche irgend eine Speiſe als ſolche, ſondern fordert nur Enthaltſamkeit und Faſten an gewiſſen Tagen, und das iſt an und für ſich nichts Unchriſtliches. Denn der Herr ſelbſt und die Apoſtel haben ja bisweilen gefaſtet, vgl. Matth. 4, 2., 17, 21. Apg. 13, 2. 3., 14, 23. 1 Kor. 7, 5. 2 Kor. 6, 5. Dagegen iſt es eine ausgemachte Thatſache, daß viele Gnoſtiker, z. B. Marcion, Saturnin, Tatian, ſowie die Manichäer, die Ehe und Kindererzeugung als eine Teufelslehre und Vermiſchung mit der ſündhaften Materie, und ebenſo den Genuß von Fleiſch und Wein ſchlechthin verdammten. Aber auch ſchon bei den Eſſäern und Therapeuten findet ſich eine ähnliche Geringſchätzung der Ehe, wie Philo und Joſephus (z. B. Antiqu. XVIII, 1, 5. Bell. Jud. II, 8, 2.) berichtet.

†) Vgl. 2 Kor. 11, 15. 1 Joh. 4, 1—3. Apok. 2, 20. und die Paralleliſirung der Irrlehrer mit Bileam 2 Petr. 2, 15. Judä 11. Apok. 2, 14. und mit den

Heiligkeit, geht aber aus heuchleriſcher Geſinnung und böſem Gewiſſen hervor (V. 2.), und konnte gar leicht in das entgegengeſetzte Extrem der ausgelaſſenſten heidniſchen Sittenloſigkeit umſchlagen.

Unter den Irrlehrern der Paſtoralbriefe werden zwei namhaft gemacht, Hymenäus und Alexander, *) welche am Glauben Schiffbruch litten, auf ihrem Irrwege bis zur Läſterung fortſchritten und daher von Paulus aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſtoßen wurden, 1 Tim. 1, 20., während die meiſten Anhänger der bekämpften Richtung noch als innerhalb der Gemeinden befindlich gedacht werden. Daher gründen einige hierauf die Annahme von zwei verſchiedenen Klaſſen von Irrlehrern. Jener Hymenäus iſt wohl derſelbe, welche 2 Tim. 2, 17. in Verbindung mit Philetus als Läugner der Auferſtehung bezeichnet wird. Dieſer Irrthum ging wahrſcheinlich aus einem falſchen gnoſtiſchen Spiritualismus hervor, und iſt daher mehr auf heidniſchen, als ſadducäiſchen Urſprung zurückzuführen, obwohl uns freilich alle näheren Angaben zur Entſcheidung fehlen.

ägyptiſchen Zauberern 2 Tim. 3, 8. 9. Auch Jakobus ſpricht 3, 15. von einer σοφία δαιμονιώδης.

*) vielleicht derſelbe, der mit dem Beinamen „der Kupferſchmidt" 2 Tim. 4, 14. als ein perſönlicher Gegner des Paulus erwähnt wird. Andere identifiſiren ihn mit dem Apg. 19, 33. genannten Alexander. Noch Andere nehmen drei Perſonen dieſes Namens an.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Wohlthätige Geſellſchaften in Amerika. — Einem Wechſelblatte (dem „Amerik. Botſchafter“ der Tractatgeſellſchaft) entnehmen wir folgende bequeme Ueberſicht der vornehmſten wohlthätigen Geſellſchaften Amerika's und ihres gegenwärtigen Zuſtandes.

Die Amerikaniſche Bibel-Geſellſchaft (American Bible Society, früher 115 Naſſau-Straße, jetzt am Aſter-Platz im oberen Theile von New-York) feierte in dieſem Jahre ihr 37ſtes Jahresfeſt. Einnahmen des letztverfloſſenen Rechnungsjahres $346,542, ein Zuwachs von $37,797 über das vorhergehende Jahr. Die Geſammtzahl der gedruckten Bibeln und Teſtamente war 799,370, ein Zuwachs von 133,355 über das vorhergehende Jahr. Seit ihrer Stiftung hat die Geſellſchaft bereits über 9 Millionen Bibeln und Teſtamente gedruckt. Mit Nächſtem wird ſie eine deutſche Bibelausgabe veranſtalten, die mit größerer Schrift und genau nach einer der bewährteſten in Deutſchland erſchienenen Bibelausgaben gedruckt werden ſoll. Die Zahl ihrer Agenten war im letzten Jahr 32. Ihre Bibeln gehen außer den Staaten und Gebieten der Union auch nach Weſtindien, Braſilien, nach allen ſüdamerikaniſchen Republiken, nach der Türkei, nach Indien, China und mehreren Inſeln des ſtillen Meeres. Geldunterſtützungen, für den Druck von Bibeln in Frankreich, in Rußland und auf mehreren Miſſionsplätzen beſtimmt, wurden bis zum Belauf von $24,000 bewilligt. Ueberhaupt war das letzte Jahr ein für die Geſellſchaft reich geſegnetes, und das neue Bibelhaus, das ſie vor Kurzem bezogen hat, gibt ihr auch für die Zukunft erfreuliche Ausſichten, indem es durch ſeine Geräumigkeit die Hinderniſſe beſeitigt, die in dem alten Hauſe der Vermehrung ihrer Thätigkeit im Wege ſtanden.

Der Amerikaniſche Sonntagsſchul-Verein (American Sunday School Union, 146 Cheſnut-Str., Philadelphia) beſteht ſeit 1824. Einnahmen des letzten Rechnungsjahres an Geſchenken $60,434, etwa $12,000 mehr als im vorhergehenden Jahr, aus dem Verkauf von Sonntagsſchulbüchern und anderen Quellen über $155,000. Anzahl der vom Verein für längere oder kürzere Zeit des Jahres beſoldeten Miſſionare, die ſich bemühen, neue Sonntagsſchulen zu gründen, 157, Neueröffnete Schulen 1704. Die Wichtigkeit der Arbeiten dieſes Vereins iſt nicht allein nach dem Einfluß zu meſſen, der dadurch auf die Jugend unſers Landes ausgeübt wird, namentlich da, wo es an anderen chriſtlichen Einflüſſen mehr oder weniger fehlt, ſondern auch nach dem Segen, der aus wohlgeleiteten Sonntagsſchulen, wie zahlloſe Beiſpiele beweiſen, auf das ältere Geſchlecht, beſonders auf die Eltern der Sonntagsſchüler, überzugehen pflegt.

Der Amerikaniſche und auswärtige chriſtliche Verein (American and Foreign Christian Union, 17. Beekman-St. in New-York) beſteht unter dieſem Namen erſt ſeit vier Jahren, wo ſich die amerikaniſche proteſtantiſche Geſellſchaft mit zwei anderen ähnlichen vereinigte. Der Zweck dieſes Vereins iſt

die Verbreitung des reinen Evangeliums unter römischen Katholiken und anderen Bekennern eines durch Irrlehren und Menschensatzungen entstellten Christenthums im In- und Auslande. Einnahmen im letzten Jahre $ 67,507, etwa $11,000 mehr als im vorhergehenden. Anzahl der Missionare 118, darunter 33 im Auslande, von denen über die Hälfte auf Kanada und Frankreich, die übrigen auf Italien, Belgien, Irland, Südamerika, Hayti u. s. w. kommen. Im Inlande hat der Verein die meisten seiner Stationen in den nördlichen und mittleren Staaten der Union, doch auch mehrere im Westen und Süden. Außer zwei englischen gibt er auch ein deutsches Blatt heraus, unter dem Titel: „Missionsblatt der amerikanischen und auswärtigen christlichen Vereins." Seine Missionare verkündigen das Evangelium in sechs verschiedenen Sprachen, nämlich außer der englischen auch in der irischen, deutschen, französischen, spanischen und italienischen Sprache. Bei dem raschen Anwachsen der römisch-katholischen Bevölkerung und den mächtigen Anstrengungen des Papstthums in unserm Lande hat ein Verein, wie dieser, einen wichtigen Beruf zu erfüllen.

Die Amerikanische Gesellschaft für Seeleute (American Seamen's Feiend Society, 82. Wall-St., Neu-York), gegründet im Jahre 1828, hatte im letzten Jahre eine Einnahme von $ 25,833, ein Ueberschuß von mehr als $2000 über das vorhergehende. Anzahl der Kostgänger, die sich im Laufe des letzten Jahres in ihre Herberge (Sailors' Home, Cherry-St., Neu-York) aufnahm, 3069, von denen 290 Schiffbruch gelitten hatten, und mit $6544 an Kost, Kleidung u. s. w. unterstützt wurden. Es verdient hiebei bemerkt zu werden, daß die Sparkasse für Seeleute in der Wall-St. in Neu-York bereits Einlagen von ungefähr 1½ Million Dollars, die in Besitz von $375,000 hat.

Die Amerikanische Behörde für auswärtige Missionen (American Board of Commissioners for Foreign Missions, 33. Pemberton Square, Boston) feierte in diesem Jahre ihr 42stes Jahresfest. Einnahmen für die letzten neun Monate des laufenden Rechnungsjahres $ 209,352, etwas weniger als im vorigen Jahre. Nach diesem Verhältnisse werden die Einnahmen des ganzen Jahres etwa $ 279,000 betragen. Die Hauptstationen der Gesellschaft sind auf den Sandwichsinseln im Stillen Meer, unter den Armeniern in der Türkei, unter den Nestorianern in Persien, unter den Gaboon-Negern in Afrika. Die Sandwichs-Insulaner sind bereits ein völlig christianisirtes Volk geworden und haben ein geregeltes Kirchen- und Schulsystem, das sie größtentheils aus eigenen Mitteln unterhalten. Mitten im Stillen Meere auf dem halben Wege zwischen Californien und China gelegen, sind diese Inseln auch in anderer Hinsicht von großer Wichtigkeit. Während hier, wie auch in Afrika, die Bemühungen der Gesellschaft auf die eigentliche Heidenwelt gerichtet waren, ist es in der Türkei und in Persien eine altchristliche, aber erstorbenene Kirche, der sie ihre Kräfte gewidmet hat, an beiden Orten mit reichgesegnetem Erfolg.

Die Amerikanische einheimische Missions-Gesellschaft (American Home Missionary Society, im neuen Bibel-Hause in Neu-York), gegründet im Jahre 1826, hat den Zweck, schwächeren Gemeinden bei der Besoldung ihrer Prediger zu Hülfe zu kommen. Im letzten Jahre wurden 1087 Prediger von ihr unterstützt, darunter 46 deutsche. Die Anzahl der von diesen Männern bedienten Gemeinden war 2160. Sieben und vierzig neue Gemeinden wurden gebildet und 39 traten aus der Pflege der Gesellschaft aus, weil sie be-

reits im Stande waren, ihre Prediger aus eigenen Mitteln zu unterhalten. 54 neue Gotteshäuſer wurden in den Gemeinden gebaut und vollendet, 50 alte ausgebeſſert, 66 ſind noch im Bau begriffen. Die Einnahmen der Geſellſchaft betrugen $171,734, über 11,000 mehr als im vorhergehenden Jahr. Der Wirkungskreis der Geſellſchaft erſtreckt ſich über 27 Staaten und Territorien der Union, beſonders auch über die des Weſtens, wo 547 von ihren Predigern ſtehen.

Von den eben genannten Geſellſchaften gehören die vier erſten allen, die zwei letzten dreien evangeliſchen Benennungen gemeinſam an. Außer ihnen gibt es in unſerem Lande noch viele andere chriſtliche Geſellſchaften, die ausſchließlich mit Einer beſtimmten Kirchengemeinſchaft verbunden ſind, und zum Theil eine eben ſo ausgebreitete Wirkſamkeit haben, als die genannten.

Sandwichs-Inſeln. — Bei einer neulichen Volkszählung ergab es ſich, daß die Bevölkerung dieſer Inſeln nur 80,641 Seelen beträgt, worunter 1787 Ausländer. Vor 70 Jahren ſoll die eingeborne Bevölkerung 400,000 Seelen ſtark geweſen ſein. 6 Todesfälle kommen gegenwärtig auf Einen Geburtsfall, ſo daß das baldige gänzliche Ausſterben der eingebornen Bevölkerung höchſt wahrſcheinlich iſt. Daſſelbe iſt auf allen anderen Südſee-Inſeln zu befürchten. Der Menſchenſtamm, der dieſe Inſeln bewohnt, gleichwie er im Uebrigen mit den Indianern nah verwandt iſt, ſcheint auch gleich ihnen zu gänzlichem Ausſterben beſtimmt zu ſein. Eine Urſach hievon liegt in den verheerenden Kriegen und den Wolluſtgräueln, die vor Einführung des Chriſtenthums auf dieſen Inſeln ſtattfanden; eine andere in dem ſchädlichen Einfluß, den die ſie beſuchenden europäiſchen und amerikaniſchen Schiffe ausüben. Immerhin aber ruht ein geheimnißvolles Dunkel über dieſer Sache. Die Neger und Malaien z. B. haben auch verheerende Kriege gegen einander geführt, und Erſtere ſind durch den Sklavenhandel gar hart mitgenommen. Gleichwohl hat ihre Zahl ſich nicht vermindert. Warum dies nun bei den Indianern und Südſee-Inſulanern anders iſt, iſt ſchwer zu ermitteln, und wird wohl erſt in jener Welt uns klar werden. [Am. Botſch.]

Lancaſter. — Das Franklin und Marſchall Collegium zu Lancaſter wurde am 7ten Juni dieſes Jahres förmlich eröffnet in der dicht gedrängten Fulton Halle unter dem Präſidium des Vorſtehers der Verwaltungsbehörde, des Achtb. James Buchanan, der ſeitdem als Geſandter der Ver. St. nach England gereist iſt. Es wurden dabei drei Reden gehalten, welche ſammt einer Beſchreibung der Feierlichkeit gedruckt vor uns liegen. Die erſte iſt vom Oberrichter Hayes, der im Namen der Stadt Lancaſter die Facultät und Studenten des Collegiums in freundlichen und geſchmackvollen Worten begrüßte. Die zweite und wichtigſte iſt von Dr. J. W. Nevin, der im Namen der Facultät in einer originellen, gedankenreichen und ſorgfältig ausgearbeiteten Abhandlung den Geiſt und die Grundſätze dieſer wiſſenſchaftlichen Anſtalt auseinanderſetzte und nachwies, daß dieſelbe, wie ihr Vorläufer, das Marſchall Collegium in Mercersburg, ſich weder eine rein deutſche, noch eine rein engliſche, ſondern eine die beiderſeitigen Vorzüge vereinigende, anglogermaniſche Bildung, die allein dem Charakter, der Geſchichte und den Bedürfniſſen der Bevölkerung Pennſylvaniens und anderer gemiſchten Staaten entſpricht, zum Ziel ſetzen ſolle. Wir würden dieſe gediegene und für alle gebildeten deutſchen Amerikaner intereſſante Abhandlung gern für den Kirchenfreund überſetzt haben, wenn es uns der Raum geſtattet hätte. Dr. Potter, Biſchof der Diöceſe von Pennſylvanien, ein Mann von vielſeitiger Bildung und liberalem Geiſte, hielt im Namen der Verwaltungsbehörde die dritte Rede, die ſehr geeignet und populär, voll trefflicher Winke war und mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. — Am 31ſten Auguſt wurde das erſte „Commencement" dieſes neuen Collegiums vor einer ſehr zahlreichen und gebildeten Verſammlung zu allgemeiner Zufriedenheit gehalten, der Bau eines Collegialgebäudes außerhalb der Stadt und zugleich die Errichtung eigener Hallen für die literariſchen Geſellſchaften beſchloſſen, und Alles ging ſo wohl von Statten, daß die Freunde des alten Marſchall Collegiums und ſeiner raſch aufblühenden Tochter voll der freudigſten Hoffnungen für die Zukunft deſſelben ſind und mehr Luſt als je fühlen, ihm in den Kämpfen und Prüfungen, die freilich nicht ausbleiben werden, mit treuer Liebe und Aufopferung zur Seite zu ſtehen, damit es immer kräftiger und geſegneter wirken möge zur Heranbildung der amerikaniſch deutſchen Bevölkerung und zur Förderung geſunder, auf der heiligen Grundlage des Chriſtenthums und der Kirche ruhenden Wiſſenſchaft.

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. November, 1853. Nro. 11.

Die im Neuen Teſtamente bekämpften Irrlehren.

(Ein Nachtrag zu Ph. Schaff's Geſchichte der apoſteliſchen Kirche, S. 572. vor §. 148.)

(Schluß.)

III. Der heidniſche Gnoſticismus und Antinomismus.

Mit der Verbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden konnte es nicht fehlen, daß ſich hier dieſelbe Erſcheinung einer bloß äußerlichen Bekehrung und einer darauf folgenden Reaction der früheren Denk- und Handlungsweiſe geltend machte, wie in der judenchriſtlichen Abtheilung der Kirche. Und wie ſich die judaiſtiſchen Irrlehrer ſo gerne auf die Autorität der Judenapoſtel, beſondees des Jakobus und Kephas, beriefen und gegen Paulus eine durchaus feindſelige Stellung einnahmen ſo: übertrieben und verdrehten die heidniſchen Häretiker umgekehrt einige Behauptungen des Paulus, wie 2 Petr. 3, 16. ausdrücklich geſagt wird, und ſchritten im zweiten Jahrhundert zur Verwerfung des ganzen A. T.'s und aller nicht pauliniſchen Schriften des N. T.'s fort. Während nun das Weſen des Judaiſmus in einer beſchränkten und ſklaviſchen Geſetzlichkeit beſteht: ſo iſt umgekehrt der **Antinomismus**, d. h. eine freche, zügelloſe Freiheit des Geiſtes, die natürliche Krankheit des Heidenthums und der dacaus entſtandenen Häreſieen. Dort wird das Cheiſtenthum in zu enge Schranken hineingezwängt und zu einer excluſiven Secte zuſammengeſchmolzen: hier in's Unbeſtimmte und Unendliche ausgedehnt und alles feſten hiſtoriſchen Geundes und Bodens beraubt. Dort wird der Hauptnachdruck auf das äußere Thun gelegt und die Seligkeit von

der gewiſſenhaften Beabachtung gewiſſer Gebote und Ceremonieen abhängig gemacht: hier ſucht der Geiſt das Heil in einer höheren Erkenntniß, in einer abſonderlichen Weisheit und reißt ſich kühn von allen Schranken des Buchſtabens, von allen Banden äußerer Autorität los. Daher nennt auch Paulus den großen heidniſchen Abfall, der zur Zeit der Abfaſſung der Theſſalonicher Briefe (a. 53) ſchon begonnen hatte (ἤδη ἐνεργεῖται), aber in Zukunft ſich viel ſtärker in der Kirche entwickeln ſollte, „das Geheimniß der Geſetzloſigkeit“ (μυστήριον τῆς ἀνομίας. 2 Theſſ. 2, 7.) und eine übermüthige Auflehnung gegen Gott und göttliche Dinge.

Allerdings trieb das Heidenthum auch ſtreng asketiſche Tendenzen aus ſich hervor. Das ſehen wir, wie noch heut zu Tage bei den Hindus, ſo ſchon bei den Eſſäern und Therapeuten, die, wie ſchon geſagt, weit über die jüdiſche Askeſe hinausgingen und darin ſicherlich unter heidniſchem Einfluß ſtanden, bei den in den ſpäteren pauliniſchen Briefen bekämpften Irrlehrern, und noch deutlicher bei manchen gnoſtiſchen Secten des zweiten Jahrhunderts und bei den Manichäern, welche antinomiſtiſch und asketiſch zugleich waren und ſogar die Ehe als teufliſch verwarfen. Allein einmal war dieſe gnoſtiſche Askeſe ganz widernatürlich überſpannt und ruhte, wie ſchon bemerkt, auf einer grundverkehrten, antibibliſchen, dualiſtiſchen Weltanſchauung, auf einer Verteufelung der guten Schöpfung Gottes; ſodann ſollte ſie gerade ein Mittel ſein, um zu jener Entfeſſelung des Geiſtes von allen Banden göttlicher und menſchlicher Autorität zu gelangen, und ſchlug daher auch ſehr leicht in ihr gerades Gegentheil, die ausſchweifendſte Sinnlichkeit und Sittenloſigkeit um, unter dem teufliſchen Vorwande, daß dieſelbe den über alle Leiblichkeit erhabenen Geiſt gar nicht afficire.

1. Gehen wir nun den einzelnen Erſcheinungen des gnoſtiſchen und antinomiſtiſchen Heidenthums innerhalb der apoſtoliſchen Kirche nach, ſo begegnet uns zunächſt ſchon vor dem Auftritte des Paulus der Magier Simon aus Samarien, den wenigſtens die Tradition der Kirchenväter zum Patriarchen aller Häretiker, beſonders der heidniſchen Gnoſtiker ſtempelt. *) Ohne

*) So ſagt ſchon Irenäus adv. haer. lib. I. c. 27. §. 4: Omnes, qui quoquo modo adulterant veritatem et praeconium ecclesiae laedunt, Simonis Samaritani magi discipuli et successores sunt. Quamvis non confiteantur nomen magistri sui ad seductionem reliquorum; attamen illius sententiam docent: Christi quidem Jesu nomen tanquam irritamentum proferentes, Simonis autem impietatem varie introducentes mortificant multos, per nomen bonum sententiam suam male disperdentes et per dulcedinem et decorem nominis amarum et malignum principis apostasiae serpentis venenum porrigentes eis. Ebenſo I. c. 23. §. 2. (Simon, ex quo universae haereses substiterunt), und in der Vorrede zum zweiten und dritten Buch.

Zweifel hat ſich an dieſen Namen ſchon ſehr frühe gar viel Fabelhaftes angeſchloſſen, beſonders in den pſeudoclementiniſchen Schriften, welche viel von ſeinen Lebensſchickſalen, ſeinen Zauberthaten und mehrmaligen Niederlagen in Diſputationen, die der Apoſtel Petrus in Cäſarea, Antiochien ꝛc. mit ihm gehalten haben ſoll, zu erzählen wiſſen. *) Seine hiſtoriſche Exiſtenz und ſein einmaliges Zuſammentreffen mit Petrus in Samarien iſt aber durch die Apoſtelgeſchichte c. 8. außer allen Zweifel geſetzt, und was dort von ihm erzählt wird, macht es uns ſehr begreiflich, wie man gerade in ihm ſpäter den erſten Repräſentanten der gnoſtiſchen Verfälſchung des Evangeliums, ſowie eines verwerflichen Mißbrauchs des chriſtlichen Namens zu ſelbſtſüchtigen Zwecken ſehen konnte. Bei ihm zeigte ſich zuerſt jene charakterloſe Religionsmengerei, die gerade in dem halbheidniſchen und halbjüdiſchen Samaria beſonders nahe lag, im Bunde mit magiſchen und theurgiſchen Künſten, wie Todten- und Dämonenbeſchwörungen durch Zauberformeln orientaliſcher und griechiſcher Theoſophie. Eine ähnliche Verbindung von Gnoſis und dämoniſchen Gaukeleien begegnet uns bei den epheſiniſchen Gegnern des reinen Chriſtenthums, welche daher Paulus mit den ägyptiſchen Zauberern Jannes und Jambres vergleicht (2 Tim. 3, 8. vgl. 5 Moſ. 7, 11. 22., 8, 6 ff.). Natürlich war das Heidenthum die eigentliche Subſtanz dieſer chaotiſchen Miſchung, und das Chriſtenthum bloß ein angenommener Name und heuchleriſcher Schein. Das Urtheil der Samaritaner über Simon, das ohne Zweifel nur der Wiederhall ſeiner eigenen Ausſagen war, er ſei „die große Kraft Gottes“, †) erinnert bereits an die gnoſtiſchen Aeonen und Emanationen, dieſe ſonderbaren Zerrbilder des Geheimniſſes der Menſchwerdung. Nach dem Berichte des Irenäus gab ſich Simon für die höchſte Kraft (sublimissimam virtutem) aus und rühmte ſich gotteslaͤſterlich, er ſei in Samarien als Vater, unter den Juden als Sohn, unter den übrigen Völkern aber als heiliger Geiſt erſchienen. ‖) Aus dieſen und anderen Nachrichten geht hervor, daß er für

*) Vgl. darüber unter Anderem auch die Schrift von Schliemann über die Clementinen, S. 52 ff. 96 ff. Wir haben gelegentlich ſchon früher bemerkt, daß die pſeudoclementiniſchen Homilieen im Intereſſe des Ebionitismus, unter dem Bilde des Simon eigentlich den Apoſtel Paulus als den Erzhäretiker darſtellen.

†) ἡ δύναμις τοῦ θεοῦ ἡ μεγάλη, Apg. 8, 10. Nach Juſtinus M. wurde Simon von faſt allen Samaritanern als erſter Gott verehrt, Apol. I. c. 26 (p. 63. ed. Otto): σχεδὸν πάντες μὲν Σαμαρεῖς, ὀλίγοι δὲ καὶ ἐν ἄλλοις ἔθνεσιν ὡς τὸν πρῶτον θεὸν ἐκεῖνον ὁμολογοῦντες, ἐκεῖνον καὶ προσκυνοῦσι.

‖) adv. haer. I. 23. §. 1. Nach Hieronymus (Comment. in Matth. 24.) ſagte Simon von ſich: Ego sum speciosus, ego paracletus, ego omnipotens, ego omnia Dei. Ueber die, wie es ſcheint, auf einem Irrthum beruhende Nachricht Juſtin's von der Vergötterung des Simon zu Rom haben wir ſchon

eine Incarnation der Gottheit angeſehen ſein wollte und alſo im eigentlichen Sinne ein Pſeudo- und Antichriſt war. Ein ausgebildetes Syſtem aber darf man ihm natürlich noch nicht zuſchreiben. Die häretiſchen Elemente lagen noch in chaotiſcher Gährung durcheinander. Sodann war bei ihm nicht der Trieb nach Erkenntniß, ſondern ſchändliche Gewinnſucht das leitende Intereſſe, weßhalb auch der Handel mit geiſtlichen Aemtern noch heut zu Tage mit ſeinem Namen (Simonie) bezeichnet wird.

Nebſt ihm erwähnt die Tradition noch den Doſitheus und Menander (einen Schüler Simons), als zwei ſamaritaniſche Sectenſtifter aus dem erſten Jahrh., die aber im N. T. nirgends erwähnt werden. Die unſittliche gnoſtiſche Secte der Simonianer, die ſich bis in's dritte Jahrhundert erhielt, leitete ihren Namen und Urſprung von dem Magier ab.

2. Von einer anderen Seite her, nämlich aus Mißverſtändniß der pauliniſchen Lehre von der Abſchaffung des Geſetzes als eines tödtenden Buchſtabens, vom rechtfertigenden Glauben und von der evangeliſchen Freiheit, konnten ſehr leicht antinomiſtiſche Tendenzen entſtehen, zumal in einer ſo leichtſinnigen Stadt, wie Korinth, wo viele begierig eine jede neue Lehre ergriffen, die ſie als Deckmantel ihres früheren ausgelaſſenen Lebenswandels gebrauchen zu können hofften. Paulus ſelbſt weiſt mehrmals mit Indignation auf die ihm Schuld gegebene Conſequenz hin, die ſich in dem verruchten Grundſatz ausſprach: „Laſſet uns Böſes thun, damit Gutes herauskomme", oder: „Laſſet uns in der Sünde beharren, damit die Gnade um ſo mächtiger werde" Röm. 3, 8., 6, 1. Gal. 2, 17. (vgl. 1 Petr. 2, 16.). Daß einige ſeiner Schüler die evangeliſche Freiheit factiſch auf die Spitze trieben und mißbrauchten, iſt beſonders klar aus dem erſten Briefe an die Korinther. Denn er bekämpft darin unter Anderem eine hochmüthige Geringſchätzung der gewiſſenhaften, ängſtlichen Judenchriſten, die Theilnahme an Götzenmahlzeiten, laxe Begriffe von Keuſchheit und ſelbſt eine Profanation der Liebesmahle durch Unmäßigkeit (vgl. §. 64.). Das waren zwar zunächſt allerdings praktiſche Verirrungen, die aber immer mehr oder weniger mit verkehrten Grundſätzen zuſammenhängen. Auch zeigten ſich in der korinthiſchen Gemeinde in Verbindung mit dem Parteiweſen bereits die Anfänge einer aufgeblaſenen Gnoſis (1 Kor. 8, 1. vgl. 1, 18 ff. 2, 1 ff.), welche in dem weisheitsſüchtigen Griechenland ſo nahe lag. *) Ja Paulus ſah ſich ſogar

eben §. 78. gegen Ende geſprochen. Einige neuere Forſcher, wie Windiſchmann (Vindic. Petr. p. 75 sqq.), Gfrörer (Philo u. d. alexandr. Theoſophie II. S. 370 ff.) und Thierſch (a. a. O. S. 291 f.) ſchreiben dieſem Ketzer-Patriarchen wieder mit Recht weit mehr hiſtoriſche Bedeutung zu, als ſeit Mosheim gewöhnlich geſchehen iſt.

*) Auch Dr. Burton (Lectures p. 84 sq.) findet in der korinthiſchen Gemeinde bereits gnoſtiſche Elemente.

genöthigt, der offenen Läugnung der Auferſtehung entgegenzutreten (15, 12 ff.). Dieſelbe iſt wohl nicht aus dem Sadducäismus abzuleiten — denn ſonſt würde er ſie aus dem A. T. widerlegt haben, wie der Herr Matth. 22, 23 ff. — ſondern hing mit griechiſch philoſophiſchem Skepticismus (vgl. Apg. 17, 32.) und gnoſtiſchem Spiritualismus zuſammen und war vielleicht mit der krebsartig (ὡς γάγγραινα) um ſich greifenden Behauptung des Hymenäus und Philetus in Kleinaſien verwandt: „die Auferſtehung ſei ſchon geſchehen“ (2 Tim. 2, 18.). *) Darin lag nun eigentlich bereits der Keim zur doketiſchen Läugnung der wahren Menſchheit Chriſti. Wie nun aber überhaupt der falſche Spiritualismus ſehr häufig in groben Materialismus umſchlägt, ſo konnte auch dieſe Beſchränkung der Auferſtehung auf das rein geiſtige, innerliche Gebiet gar leicht, beſonders unter dem Volke, in ächt epikureiſche Frivolität übergehen, deren Grundſatz iſt: „Laſſet uns eſſen und trinken; denn morgen ſind wir todt“ (1 Kor. 15, 32.).

In ſeiner Abſchiedsrede zu Milet und in den Hirtenbriefen weiſt Paulus darauf hin, daß dieſe im Keime ſchon vorhandenen Tendenzen nach ſeinem Abſchied, in den „letzten Tagen“ ſchrecklich zunehmen werden (Apg. 20, 29 f. 1 Tim. 4, 1 ff. 2 Tim. 3, 1 ff. vgl. 2 Tim. 2, 7.).

3. Dieſelbe Weiſſagung mit einer ernſten Hinweiſung auf das nahende Gericht begegnet uns in dem zweiten Sendſchreiben des Petrus, welches er im Angeſicht des Todes (a. 64) an die kleinaſiatiſchen Gemeinden ſandte. Damals war aber der Abfall ſchon weiter entwickelt, und noch mehr ein Paar Jahre ſpäter, als Judas, der Bruder des Jakobus des Gerechten, mit Zurückbeziehung auf die Weiſſagungen der Apoſtel ſeinen Brief wahrſcheinlich an dieſelben Gemeinden richtete. In dieſen zwei Documenten, welche den naturgemäßen Uebergang von dem letzten Stadium der pauliniſchen Wirkſamkeit in das johanneiſche Zeitalter bilden und an dieſem Uebergangscharakter ein ſtarkes Zeugniß für ihre Aechtheit haben, werden offenbar heidniſch gnoſtiſche Irrlehrer von grob unſittlicher Tendenz bekämpft (vgl. S. 298). Sie hatten Chriſtum kennen gelernt, die Taufe und Sündenvergebung erlangt; waren aber wieder in den heidniſchen, ja viel ärgeren Unflat zurückgeſunken, wie die Säue, die ſich nach der Schwemme im Kothe wälzen (2 Petr. 1, 9., 2, 20—22.), obwohl ſie, wie es ſcheint, äußer-

*) Die ſpäteren Gnoſtiker läugneten ebenfalls die Auferſtehung, oder verſtanden darunter bloß die Annahme ihrer Lehre, ſo daß ſie alſo mit dem Begriff der Bekehrung zuſammenfällt. Vgl. Irenäus adv. haer. II, 31. §. 2: esse autem resurrectionem a mortuis agnitionem ejus, quae ab eis dicitur, veritatis; I, 27. §. 3.; Tertullian de resurr. c. 19.; adv. Marc. V, 10.; und Epiphanius haer. XLII, 2. Ueberhaupt ſetzten ſie das ganze Werk der Erlöſung bloß in die Intelligenz und in die höhere Gnoſis.

lich in der Gemeinſchaft der Kirche blieben und ſogar an den Liebesmahlen der Chriſten Theil nahmen (Judä 12.). Beſtimmt, leuchtende Sterne am Himmel der Kirche zu ſein, wurden ſie durch ihre Untreue Irrlichter, wie ſie aus den Sümpfen auftauchen und den Wanderer auf Abwege verlocken (V. 13.). Sie werden mit Kain, dem Brudermörder, und mit Bileam, dem Verführer des Volkes Gottes verglichen (2 Petr. 2, 15. Judä 11.). Einen Schritt weiter gehend, als die Auferſtehungsläugner Hymenäus und Philetus, ſpotteten ſie der Wiederkunft Chriſti und des Gerichtes (2 Petr. 3, 4.); ſie verdrehten die Briefe Pauli zu ihren Gunſten (3, 16.), zogen die Gnade Gottes auf Muthwillen und mißbrauchten die evangeliſche Freiheit zum Deckmantel der Bosheit (2, 19. Judä 4.). *)

4. Noch unverhüllter trat der Abfall in Kleinaſien zur Zeit der johanneiſchen Wirkſamkeit in den letzten drei Decennien des erſten Jahrhunderts hervor. Während Paulus und Petrus auf die letzten Zeiten hinausgedeutet hatten, ſo ſagte nun Johannes mit unverkennbarer Zurückweiſung auf dieſe früheren prophetiſchen Stimmen: „Kindlein, die letzte Stunde iſt da, und wie ihr gehört habt, daß der Antichriſt kommen wird, ſo iſt es geſchehen, und es ſind nun viele Antichriſten aufgeſtanden, woraus wir erkennen, daß die letzte Stunde da iſt“ (1 Joh. 2, 18.). Wenn er gleich darauf hinzufügt (V. 19.): „Sie ſind von uns (von unſerer äußeren Gemeinſchaft) ausgegangen, aber ſie waren nicht von uns (dem Geiſte, der inneren Geſinnung nach); denn wenn ſie von uns geweſen wären, ſo wären ſie bei uns geblieben;“ ſo ſcheint er damit anzudeuten, daß dieſe Irrlehrer ſich bereits aus der Kirche ausgeſchieden hatten, wie das jedenfalls zur Zeit der Abfaſſung der Ignatianiſchen Briefe und in einzelnen Fällen ſchon zur Zeit des Paulus (1 Tim. 1, 20.) der Fall war. Doch muß es davon Ausnahmen gegeben haben. Denn die Gemeinden von Pergamus und Thyatira werden noch gegen Ende des erſten Jahrhunderts in der Apokalypſe 2, 14—16. 20. getadelt, weil ſie die Irrlehrer in ihrem Schooße duldeten. Auch 2 Joh. 9, 10. wird vor allem Umgang mit ihnen gewarnt, der eine Billigung ihrer Grundſätze in ſich ſchließen könnte.

Es wird ſchon von Irenäus und anderen Kirchenvätern behauptet und

*) Sehr dunkel iſt die Stelle 2 Petr. 2, 10: δόξας οὐ τρέμουσι βλασφημοῦντες, vgl. Judä 8: δόξας βλασφημοῦντες. Der gleich folgende Vers über den Streit des Erzengels Michael mit dem Satan zeigt wohl, daß man unter δόξας nicht göttliche Eigenſchaften, ſondern Engel und höhere Geiſter verſtehen muß. Ob aber dieſe Läſterung der Herrlichkeiten auf die gnoſtiſche Lehre vom Demiurg hindeute, oder im Allgemeinen die Frechheit im Speculiren und Aburtheilen über die höhere Geiſterwelt bezeichne, das läßt ſich wohl nicht ſicher entſchieden.

von den beſten neueren Erklärern beſtätigt, daß Johannes in ſeinen Schriften, beſonders in den Briefen, *) gnoſtiſche Irrlehrer beſtreitet. In ihrer praktiſchen Tendenz waren ſie antinomiſtiſch und trennten die Religion von der Sittlichkeit. Sie rühmten ſich der Erkenntniß Chriſti und der Freiheit von Sünde, und doch hielten ſie Seine Gebote nicht und wandelten in der Finſterniß. Darum legt Johannes in ſeinen Briefen alles Gewicht auf die unauflösliche Verbindung der Heiligung mit dem Glauben an Chriſtum, auf den Wandel im Lichte, auf das Halten der göttlichen Gebote als das ächte Kennzeichen der Jüngerſchaft, und auf die tägliche Reinigung von der noch anklebenden Sünde. †) In theoretiſcher Hinſicht waren ſie bis zur Läugnung der Menſchwerdung Gottes fortgeſchritten, wozu die gnoſtiſchen Zweifel an der Auferſtehung des Leibes und Wiederkunft Chriſti zum Gericht den Weg gebahnt hatten. Wie nun der Apoſtel das Geheimniß der Incarnation oder der wahrhaftigen Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur in der Perſon Jeſu Chriſti für den Mittelpunkt der ganzen chriſtlichen Wahrheit und die Grundbedingung unſerer eigenen Verſöhnung mit Gott anſieht: ſo erklärt er die Läugnung der Menſchwerdung für das eigentliche Weſen und charakteriſtiſche Kennzeichen der widerchriſtlichen Lüge (1 Joh. 2, 22., 4, 1—3.). ‡) Auf die nähere Art

---

*) 1 Br. 2, 18. 19. 22. 23., 4, 3. 2 Br. 7—11. vgl. §. 88. S. 345 ff. Thierſch (S. 241.) will ſelbſt die εἴδωλα, vor welchen Johannes ſeine Kinder am Schluſſe des erſten Briefes warnt, nicht auf eigentliche Götzen, ſondern auf jene Aeonen und weſenloſen Ideen beziehen, welche die Gnoſtiker an die Stelle der wahren Menſchwerdung ſetzten. Das ſcheint uns aber doch zu geſucht.

†) Vgl. 1 Joh. 1, 6., 2, 4. 9. 18 ff., 3, 6. 8. 15., 4, 7. 8. 12. 16. ꝛc.

‡) Dieſe unzweideutige Charakteriſtik des Antichriſtenthums macht es exegetiſch geradezu unmöglich, die betreffenden Stellen auf das Papſtthum zu beziehen, wie einige proteſtantiſche Polemiker, ſelbſt ein ſo gelehrter Mann, wie Biſchof Newton (Dissertations on the Prophecies; revised by Dobson. London. p. 410), gethan haben. Denn der Papſt hat ja niemals weder die wahre Menſchheit, noch die wahre Gottheit Chriſti geläugnet. Eher könnte man ſagen, daß das römiſche Syſtem die Bedeutung der Lehre von der Menſchwerdung überſpannt, oder doch unberechtigte Conſequenzen daraus zieht, z. B. die übertriebene Verehrung der Maria als der Mutter Gottes. Jedenfalls liegen ſeine Irrthümer auf einem ganz anderen, nämlich dem judaiſtiſchen Gebiete (vgl. Kfr. S. 385 ff.). Daß Johannes hier unmöglich das Papſtthum im Auge gehabt haben kann, dafür ſprechen auch noch folgende Gründe: 1) Er ſpricht nicht von etwas Zukünftigem (was das Papſtthum damals noch war), ſondern von etwas Gegenwärtigem, was „jetzt bereits in der Welt iſt“ und von ſeinen Leſern an dem obigen Kennzeichen deutlich erkannt werden konnte, 1 Joh. 4, 3., 2, 18. 2 Joh. 7.; 2) nicht von Einem, ſondern von mehreren Antichriſten, welche von der chriſtlichen Gemeinſchaft,

und Weiſe dieſes Fundamentalirrthums geht er nicht ein; ſein Wort iſt abſichtlich allgemein gehalten und läßt ſich darum an und für ſich ſowohl auf die ebionitiſche (vulgär-rationaliſtiſche) Läugnung der Gottheit, als auf die doketiſche (pantheiſtiſche) Läugnung der wahren Menſchheit Chriſti, als auf die in der Mitte liegenden Irrthümer beziehen. In der That ſagt er ja auch 1 Joh. 2, 18. und 2 Joh. 7., daß viele Antichriſten aufgeſtanden ſeien, und dieſe werden gewiß nicht alle ganz daſſelbe gelehrt haben, da es immer zum eigentlichen Weſen der Häreſie gehörte, verſchiedene Formen anzunehmen und ſich willkührlich zu verändern. Eine glaubwürdige Tradition ſeit Irenäus berichtet aber, daß der Apoſtel zunächſt den judaiſirenden Gnoſtiker Cerinthus im Auge gehabt habe, der noch am Ende des erſten Jahrhunderts in Kleinaſien auftrat und zwar weder den irdiſchen Jeſus, noch den göttlichen Chriſtus (einen Aeon oder höheren Engel) förmlich läugnete, ſie aber als zwei ganz verſchiedene Weſen von einander trennte und bloß eine vorübergehende Vereinigung beider bei der Taufe im Jordan und eine Trennung derſelben beim Beginn des Leidens annahm.*) Demnach war der Menſch Jeſus bloß das zufällige Vehikel, deſſen ſich der erlöſende Logos eine kurze Zeit bediente, um der Welt ſich zu offenbaren. Von da iſt nur noch ein Schritt zum förmlichen Doketismus. Auf dieſe dualiſtiſche Trennung bezieht ſich auch wohl die uralte, aber doch unrichtige Lesart 1 Joh. 4, 3: „ein jeglicher Geiſt, der Jeſum Chriſtum zertrennt" (λύει), ſtatt: „nicht bekennt." †) Bald nach dem Tode des Johannes bekämpften ſeine

---

mit welcher ſie jedoch nie innerlich verbunden waren, abgefallen ſind, 1 Joh. 2, 18. 19. vgl. 2 Joh. 7. (πολλοὶ πλάνοι); 3) nicht von Vergängen in der römiſchen, ſondern in der kleinaſiatiſchen Kirche, in welcher er lebte und wirkte, und an welche ſeine Briefe gerichtet ſind. Dazu kommt endlich 4) die übereinſtimmende Erklärung der Kirchenväter und der beſten proteſtantiſchen Exegeten, welche ſämmtlich die betreffenden Stellen auf die gnoſtiſchen Irrlehren beziehen. Man kann freilich das Antichriſtenthum in einem allgemeineren Sinne auf alles beziehen, was der Lehre und dem Geiſte Chriſti zuwiderläuft, finde es ſich nun in der römiſchen oder proteſtantiſchen Kirche. Allein das iſt dann keine directe Auslegung des vorliegenden Textes. Eine verkehrte Exegeſe, wie die obige, kann dem Papſtthum nichts ſchaden und ſchwächt vielmehr die Sache der proteſtantiſchen Polemik, welche ſich ſonſt auf dem Boden der Schrift nicht zu fürchten hat.

*) Irenäus adv. haer. I. 26. §. 1. und an mehreren Stellen. Die Berichte des Irenäus, der dem Cerinth auch ſchon die ächt gnoſtiſche Lehre vom Demiurg und ein der valentinianiſchen Gnoſis ziemlich ähnliches Syſtem zuſchreibt, ſind gewiß viel zuverläſſiger, als die ſpäteren und zum Theil davon abweichenden des Epiphanius über denſelben Häreſiarchen, obwohl ſich nicht mehr ermitteln läßt, was Cerinth ſelbſt lehrte, und was erſt ſeine Schüler ſpäter hinzugefügt haben.

†) Sokrates H. E. VII, 32. erwähnt die Lesart λύει als eine ſehr alte. Auch

Schüler Ignatius und Polykarp mit denſelben Waffen bereits den aus heidniſcher Anſchauungsweiſe ſtammenden Doketiſmus, welcher lehrte, daß das Leiden und Sterben und die ganze Menſchheit Chriſti bloß ein täuſchender Schein (δόκησις), ein Nebelgebilde, eine optiſche Täuſchung geweſen ſei, ähnlich wie die phantaſtiſchen Göttergeſtalten der heidniſchen Mythologieen.

5. Endlich bleibt uns noch übrig, einige Bemerkungen über die in den apokalyptiſchen Sendſchreiben erwähnten Nikolaiten und verwandten Häretiker zu machen. Sie werden nach einer glaubwürdigen Tradition von dem antiocheniſchen Proſelyten Nikolaus, Einem der ſieben Diakonen von Jeruſalem (Apg. 6, 5.), abgeleitet, der von der Wahrheit abfiel und der Stifter einer antinomiſtiſchen gnoſtiſchen Secte wurde.*) In der Gemeinde von Epheſus waren ſie verhaßt und ausgeſtoßen (Apok. 2, 6.), in der Gemeinde zu Pergamus aber (2, 15.) waren ſie geduldet, weßhalb der Seher ſie ſcharf tadelt. Damit verwandt, obwohl nicht gerade identiſch,

---

die Vulgata, mehrere lateiniſche Väter und der lateiniſche Ueberſetzer des Irenäus leſen demgemäß: qui solvit Jesum, während faſt alle griechiſchen Autoritäten μὴ ὁμολογεῖ haben. Auguſtin verbindet beide: qui solvit Jesum et negat in carnem venisse.

*) Irenäus adv. haer. I. 26, §. 3. (al. c. 27.), ebenſo Hippolytus (ſ. Bunſen's Hippol. I. S. 73.), Clemens Alex. und And. Dieſe Zeugniſſe ſind zu klar und reſpectabel, um ſie ohne Weiteres bei Seite zu ſetzen, zumal wenn man bedenkt, daß das kirchliche Alterthum geneigt war, alle im N. T. erwähnten Chriſten als Heilige zu verehren und ſie durch die Sage zu verherrlichen. Deßhalb können wir der allegoriſchen Auslegung des Namens nicht beiſtimmen, welche Hengſtenberg, mit auffallender und auf ſeinem Standpunkt ganz inconſequenter Geringſchätzung dieſer hiſtoriſchen Zeugniſſe, in ſeiner Schrift über Bileam S. 20 ff. und in ſeinem Commentar zu Apok. 2, 6. (Bd I. S. 171 f.) gegeben hat. Er hält nämlich den Namen Nikolaus in der Apok. nicht für einen Eigennamen, ſondern für eine ſymboliſche Bezeichnung, für die griechiſche Ueberſetzung des Namens Bileam, d. h. Volksverderber, von belah, Verſchlingung, Verderben, und am, Volk. Allein dieſe Ableitung iſt 1) ſchon ſprachlich nicht zu rechtfertigen, denn Nikolaus heiſt ja Volksbezwinger, was keineswegs indentiſch iſt mit Volksverderber. Eher würde die Ableitung Bileams von baal und am, d. h. Herr des Volkes, oder vom chaldäiſchen beal, vicit, auf eine Identität führen. Aber für die griechiſchen Leſer der Apokalypſe wäre weder das Eine noch das Andere ohne nähere Erklärung verſtändlich geweſen. 2) ſpricht dagegen Apok. 2, 14. 15., wo die Nikolaiten offenbar von den Bileamiten unterſchieden werden, ſo verwandt ſie auch in der Lehre und im Leben geweſen ſein mögen. Wenn Hengſtenberg zur Stütze ſeiner Erklärung behauptet, daß in der Apokalypſe nur ſymboliſche Namen vorkommen, ſo iſt das offenbar unrichtig, da nicht nur der Name des Verfaſſers, ſondern auch die Namen der Juden (2, 9.) und der ſieben Gemeinden ſämmtlich eigentlich zu verſtehen ſind.

ſind ohne Zweifel die Anhänger der Lehre Bileams in Pergamus (2, 14.),*) und der Pſeudoprophetin Jeſabel in Thyatira (2, 20 ff.). Sie werden als eine ganz zuchtloſe Secte geſchildert, welche die Chriſten zur Theilnahme an den heidniſchen Götzenmahlzeiten †) und zur Unzucht verführten, wovon ſich die erſten ſchwachen Keime ſchon in der korinthiſchen Gemeinde zeigen. Daher werden ſie auch mit den Namen der beiden Hauptrepräſentanten der Einſchwärzung des heidniſchen Sittenverderbens und Götzendienſtes in das Volk Gottes unter dem alten Bunde bezeichnet. Denn Bileam, der aus dem Heidenthum entſprungene Seher, verlockte die Iſraeliten aus ſchnöder Gewinnſucht durch die Töchter der Moabiter und Midianiter zum Götzendienſt und zur Hurerei (4 Moſ. 25. vgl. 31, 16.), und die heidniſche Jeſabel, die Gemahlin Ahabs, mordete die Propheten Jehovahs und führte den Götzendienſt in Iſrael ein. Dieſe Sittenloſigkeit war mit vorgeblichen höheren Inſpirationen, worauf der Name Prophetin hindeutet, und mit einer vermeintlichen Erkenntniß der Tiefen Gottes verbunden, welche aber der Seher mit furchtbarer Ironie „Satanstiefen“ nennt. ‡) Sie lehrten ohne Zweifel, daß man die Sinnlichkeit in ihrem ganzen Umfange durchmachen müſſe, um recht Herr darüber zu werden, daß man ſich frech den Lüſten hingeben ſolle, da ſie nur den Leib berühren und der freie Geiſt ſo wenig davon afficirt werde, als das ſolide Gold vom Koth. Dieſe gräulichen Grundſätze, welche Schmach und Schande auf den chriſtlichen Namen brachten, wurden wirklich von mehreren gnoſtiſchen Secten im zweiten Jahrhundert und insbeſondere auch von den Nikolaiten gelehrt und geübt. Nach der Darſtellung des Irenäus, Epiphanius und Hieronymus war ſchon der Ex-Diakonus Nikolaus ein förmlicher Antinomiſt; nach Clemens von Alexandrien dagegen war er ſtrenger Aſket, trennte ſich vom ehelichen Umgang mit ſeiner Gattin und forderte zur Mißhandlung des Fleiſches auf, ||) was dann erſt von ſeinen Schülern im Sinne antinomiſtiſcher Lüderlichkeit verſtanden worden

*) Auch Petrus (2 Br. 2, 15.) und Judas (V. 11.) vergleichen die von ihnen bekämpften ſittenloſen Gnoſtiker mit Bileam.

†) εἰδωλόθυτα φαγεῖν. Dieſes rückſichtsloſe Opferfleiſcheſſen wurde auch noch ſpäter als ein Merkmal der antinomiſtiſchen Gnoſtiker betrachtet.

‡) ἔγνωσαν τὰ βάθη τοῦ σατανᾶ 2, 24. Das ὡς λέγουσιν bezieht ſich bloß auf ἔγνωσαν τὰ βάθη, deſſen ſie ſich rühmen, und nicht auf das τοῦ σατανᾶ. So erklärt auch Bengel die Stelle: „Die falſchen Lehrer ſagen, das was ſie lehrten, wären tiefe Dinge. Dieß geſteht der Herr, aber mit dem Beifügen, es ſeien keine göttlichen, ſondern ſataniſche Tiefen; eben wie er den Juden V. 9. den Namen einer Synagoge, aber einer ſataniſchen Synagoge läßt.“ Anders erklärt Hengſtenberg ad loc.

||) δεῖ καταχρῆσθαι τῇ σαρκί, vgl. Neander's K. Geſch. II. S. 731.

ſei. Im letzteren Falle hätten wir hier ein Beiſpiel von dem Umſchlagen unnatürlicher Aſkeſe in zügelloſe Sinnlichkeit, wozu uns auch die Geſchichte des Mönchsthums ſo viele Parallelen bietet. Das Verhältniß der Nikolaiten zu Nikolaus mag wohl dem Verhältniß der Simonianer zu Simon Magus und der Cerinthianer zu Cerinth ganz ähnlich geweſen ſein.

Wenn wir nun noch einmal dieſen ganzen Abſchnitt überſehen, ſo drängen ſich uns mehrere wichtige Reſultate auf, die wir aber nur kurz andeuten können.

1) Es iſt eine ganz grundloſe Behauptung, daß die apoſtoliſche Kirche frei von allen praktiſchen und theoretiſchen Verirrungen und bereits die vollſtändige Verwirklichung des herrlichen Ideals des Reiches Chriſti war. *) Vielmehr hatte die Kirche zu unſerer nicht geringen Ermunterung und zu unſerem Troſte ſchon damals mit ſo vielen Schwierigkeiten von innen und von außen zu kämpfen, als in irgend einer folgenden Periode, war im vollen Sinne des Wortes eine ſtreitende und kann nur durch fortwährenden Kampf gegen Irrthum und Sünde in und außer ihr zu ihrem endlichen Siege, zur vollendeten Einheit, Allgemeinheit und Heiligkeit gelangen.

2) Gerade gegenüber der furchtbaren Macht der Verführung, welche der apoſtoliſchen Kirche vom Judenthum und Heidenthum her in der Form der Häreſie, alſo unter chriſtlichem Namen und mit Benützung chriſtlicher Ideen, drohte, lernen wir erſt recht die übernatürliche Kraft und Herrlichkeit dieſer Kirche und den vollen Sinn der ihr gegebenen Verheißungen göttlichen Schutzes kennen und bewundern.

3) Ebenſo lehren uns dieſe frühzeitigen theoretiſchen und praktiſchen Entſtellungen der chriſtlichen Wahrheit, daß die ſchriftliche Aufzeichnung dieſer Wahrheit durch untrügliche Organe des heil. Geiſtes, alſo die Literatur des N. Teſt's überaus wichtig, ja für die Reinerhaltung des Chriſtenthums abſolut nothwendig war und noch immer iſt, da dieſelben Entſtellungen immer wiederkehren.

4) Die Polemik der Apoſtel gegen die Irrlehrer hält ſich ganz frei von

---

*) Conybeare und Howſon a. a. O. I. p. 488: "It is painful to be compelled to acknowledge among the Christians of the Apostolic Age the existence of so many forms of error and sin. It was a pleasing dream which presented the primitive Church as a society of angels; and it is not without a struggle, that we bring ourselves to open our eyes and behold the reality. But yet it is a higher feeling which bids us thankfully to recognise the truth, 'that there is no partiality with God', that He has never supernaturally coerced any generation of mankind into virtue, nor rendered schism and heresy impossible in any age of the Church."

Perſönlichkeiten — bloß vier werden mit Namen genannt, Simon Magus, Hymenäus, Alexander und Philetus — und lehrt uns damit, daß man die Irrthümer, wie die Sünden, haſſen und kräftig bekämpfen, die Irrlehrer aber, wie die Sünder, lieben und auf den rechten Weg zurückführen ſoll.

5) Dieſe Polemik läßt ſich nicht auf die einzelnen Anſichten der häretiſchen Syſteme ein, deckt aber in wahrhaft großartigem Maaßſtab und mit wunderbarer Gabe der Geiſterprüfung den eigentlichen Kern, die tiefſte, zu allen Zeiten ſich gleichbleibende ſittliche Wurzel derſelben auf.

6) Gerade dieſe Allgemeinheit und Tiefe aber macht die betreffenden Schriftſtellen ſo überaus fruchtbar und auf alle Zeiten anwendbar. Denn dieſelben jüdiſchen und heidniſchen Verirrungen kehren unter tauſendfach wechſelnden Formen in der Kirche immer wieder; aber ſie hat auch an dem Zeugniß der Apoſtel immer wieder die kräftigſte Waffe zu ihrer Bekämpfung und Widerlegung, bis endlich die Wahrheit ihren höchſten und letzten Sieg feiern und die ſtreitende Kirche in das Stadium des ewigen Triumphes übergehen wird.

Die Offenbarung der Herrlichkeit Jeſu Chriſti in ſeinen Gliedern.

Ein Beitrag zur praktiſchen Schrifterklärung.

Phil. 4, 4—7: „Freuet euch im Herrn allezeit, und abermals ſage ich euch: freuet euch. Eure Milde werde allen Menſchen kund. Der Herr iſt nahe. Seid nicht ängſtlich bekümmert, ſondern in allen Dingen bringet euer Anliegen durch Gebet und Flehen mit Dank vor Gott. Und der Friede Gottes, der alles Denken — alle Vernunft — überſteigt, wird eure Herzen und Sinne in Chriſto Jeſu treu bewahren.“

Bei keinem frommen Chriſten, bei keinem denkenden Menſchen iſt es einem Zweifel unterworfen, daß der wahre Friede und die Glückſeligkeit des Einzelnen wie der geſammten Menſchheit von der jeweiligen Gottesanſchauung, von ihrem Glauben, von ihrem geiſtig religiöſen Leben abhängig iſt. Wie die Religion, ſo iſt auch unſer Herz, und wie unſer Herz, ſo geſtaltet ſich auch unſer Schickſal da und dort. Iſt dieſer Herz- und Pulsſchlag des religiös-kirchlichen Lebens rein aus der heiligen Quelle des Evangeliums, aus dem großen, alleinſeligmachenden Gnadenborne Jeſu Chriſti, ſo ſtrömt eine Fülle von Kraft und Segen, von Wahrheit und Schönheit, von unendlichem Troſt und Frieden in alle Kreiſe und

Verhältniſſe der Erde und des Lebens; — iſt er hingegen unrein, haben die Menſchen einen anderen Geiſt, als den Geiſt Jeſu, in ſich ſchalten und walten laſſen, dann ſtockt und zerklüftet ſich immer das Leben, und es tritt eine Gährung, ein Kampf ein, wo ſtirbt und untergeht und dem Gerichte verfällt, was morſch und faul, wo ſich kräftig und neugeſtaltet, was des ewigen Lebens werth iſt. In einer ſolchen Zeit der Gährung und kirchlichen Bewegung und Spaltung befinden wir uns auch gegenwärtig. Denn wer will es leugnen, daß unſere kirchlichen Zuſtände, das geiſtige und religiöſe Leben der Chriſtenheit in unſelige Parteiungen verkommen, oft bis in die Herzkammer hinab verfault und in der Geſammtheit höchſt erlöſungsbedürftig iſt? Fühlen nicht Alle in dieſer Welt voll blinden, verketzernden Haſſes, und bitterer Zerklüftung, voll Sünde und Noth, voll Thränen und Tod, daß dieß die Gemeinde der Erlöſten, die Ordnung, der Wille, das Reich Gottes nicht iſt, ſondern daß ein anderer, ein neuer Geiſt in der Menſchheit, in den Bekennern unſeres Heilandes Jeſu Chriſti lebendig werden müſſe? Wiſſen nicht alle Chriſtgläubigen, daß „Friede und Freude“ die unterſcheidende Frucht einer gottgebornen Seele und der heiligen Chriſtusgemeinſchaft iſt, und daß, wie die Menſchenfreundlichkeit und Liebe Gottes im Eingebornen, im Haupte ſich offenbarte und uns erſchienen, ſo auch die Offenbarung der Herrlichkeit Chriſti ſich fort und fort in ſeinem Werke, in ſeinem Reich, ſeinen Dienern, ſeinen Gliedern ſich zeigen müſſe?

Wenn wir nun auf ſo manche, die ächte Gliederſchaft des Herrn verleugnende Erſcheinungen auf dem religiös-chriſtlichen Gebiete der Neuzeit hinblicken, auf Erſcheinungen, die keineswegs von einer herrlichen, lebendigen Verbindung mit dem himmliſchen Könige, mit dem hochgelobten Oberhaupte zeugen, und keineswegs davon zeugen, daß jene Herzen mit ſeinem Blute beſprengt ſind; was iſt es, was in dieſer Zeit voll Wehen, in dieſer trüben Gegenwart die trauernden Verehrer und Verehrerinnen Jeſu erhebt, wohin müſſen wir pilgern, daß unſere müde, kranke, gequälte Seele wieder geneſet, und wir eine Gemeinde darſtellen, die heilig, unſträflich und ohne Makel iſt und wahrhaftig der Leib Chriſti? Wohin anders, Freunde des Evangeliums! als zu jener alten und doch ewig neuen Fundgrube des Evangeliums, das iſt das Heilmittel von allen Wehen. Dort müſſen wir ein Lebenswort nach dem anderen holen, bis ſich die ermatteten Glieder verjüngt aufrichten und ſprechen können, wie Paulus: „Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebt in mir.“ Ja gerade die wenigen Worte des Lebens, geſprochen durch dieſen großen Weltapoſtel des Herrn Phil. 4, 4—7 enthalten einen unſchätzbaren Reichthum von Himmelstroſt und Seligkeit und ſtärken wunderbar die gebeugten, bekümmerten Chriſtenſeelen. Dieſe Gottesworte zeigen uns aber auch das ſchöne Verhältniß des Paulus, des Dieners Chriſti zu ſeinem Haupt und zu deſſen Gliedern in Philippi, ja zeigen die Offenbarung der Herrlichkeit unſeres Herrn Jeſu Chriſti in ſeinen theuer Erkauften, in Paulus nämlich und in den Heiligen jener Gemeinde. Und dieſe Worte aus der Ewigkeit herüber in unſere arme, freud- und friedeleere Zeit wollen wir jetzt eindringlich mit frommem Geiſte erwägen. —

Freuet euch ꝛc. ꝛc. — Saget, gibt es etwas Schöneres und Herrlicheres, als dieſe kurze und apoſtoliſche Mahnung? Wahrlich! wenn wir ſonſt nichts von dieſem Gottesboten hätten, als dieſe wenigen Zeilen, ſo wären dieſe ſchon hinreichend, ihn für alle Zeiten und Menſchen ewig denk- und verehrungswürdig zu machen.

Doch nicht nur dieſer kurze Text, ſondern der ganze Philipperbrief athmet aus demſelben lieben, tiefſinnigen Chriſtusgeiſt und gibt Zeugniß von der ſeligen Lebensgemeinſchaft, in die er, der Neugeborne, mit ſeinem Erretter und Heiland getreten, und von dem neuen herrlichen Leben im Lichte und in der Gnade des Erlöſers und dem Liebesbunde, den der heilige Glaubensmann in dieſer Gemeinde geſtiftet. Keine von allen Gemeinden, deren Gründer und Vater unſer Paulus war, konnte ſich einer ſo ganz lieblichen, herrlichen und freundſchaftlichen Anſprache von ihm erfreuen, als die zu Philippi, die erſte Stadt in Europa, wohin der Märtyrer das Gnadenbanner der Erlöſung trug; — ſie war aber auch eine feſte, blühende Gemeinde Chriſti während da und dort die heilige Sache des Herrn wieder in Verfall gerieth. Daß die Philipper lebendige Glieder am Leibe Chriſti waren und ihrem Lehrer, der zu Rom um Jeſu willen im Gefängniß ſich befand, alle Veranlaſſung zur Liebe und Freude gaben, das erhellt ſchon aus den erſten Texteswörten: „Freuet euch im Herrn allezeit!“ Das ruft der gefeſſelte Gottesmann ſeinen geliebten Philippern zu, und hierin ſtrahlt der demüthige Diener Chriſti in einer Hoheit und Größe, welche allen Glanz und alle Herrlichkeit der Welt weit übertrifft; mit dieſen wenigen Worten ſchon offenbart er die ganze überſchwängliche Kraft der Alles überwindenden Erkenntniß und Liebe Jeſu Chriſti. — Obſchon er im Gefängniß ſchmachtete und von Todesgefahren umringt war, obgleich ſeine vielen Gegner ſeinen bitteren Lebenskelch noch bitterer machten durch die ſchmählichſten Angriffe auf ſeine Perſon und ſein heil. Amt und Wirken, er kümmert ſich nicht um ſeine Perſon, wie es ihm gehe, ob ſie ihn auch peinigen und quälen, ob ſeine offenen und geheimen Feinde ihn auch mit Lug und Trug herabſetzen, und ſeine apoſtoliſche Würde verdächtigen, und ihm Leid auf Leid zufügen, darnach frägt unſer Paulus nichts. Aber daran liegt ihm Alles, daß Chriſtus verherrlicht werde in der Menſchheit und daß ſeine heil. Sache triumphire überall — in Andern, wie in ihm ſelbſt. Erlöſt von Sünde und Schmach und der Verſöhnung im Blute des Lammes und der ſeligen Lebensgemeinſchaft mit ſeinem Herrn und Heilande gewiß, herrſcht jetzt kein anderes Gefühl in ſeiner Bruſt, als eine dankbare brennende Liebe zu ſeinem Seligmacher, ein welt- und todtüberwindender Glaube und eine glühende Sehnſucht, Alles — Alles dem Gekreuzigten zu opfern, alle Seelen ihm zuzuführen, damit ſie auch ſo ſelig werden, wie er nach einer ſo langen und ſchweren Sünden- und Todesnacht. Und wenn er dann, wie bei den Philippern, die Ueberzeugung gewinnen konnte, daß Chriſtus, ſein Name und Reich geoffenbart, verherrlicht und ſeine Gnadenſchätze verbreitet werden, da jubelte ſeine große Seele mitten in allen Drangſalen und Stürmen. Voll von dieſem einem und hohen Gedanken an ſeinen Herrn und Meiſter und den unausbleiblichen Sieg des Gottesreiches hatte er jetzt keinen Raum mehr für das, was Andere ſo hoch anſchlagen, und Tag und Nacht troſtlos umhertreibt, keinen Raum mehr für düſtere Schwermuth, weil die Freude im Herrn ſein ganzes Herz ausgefüllt hatte. Und wovon das Herz voll iſt, davon läuft auch der Mund über, daher auch die frohlockende Sprache der höchſten Geiſtesfreudigkeit: „Freuet euch im Herrn“, o fühlet euch mit mir himmliſch beglückt und beſeligt in Gott unſerem Retter und Heiland und zwar allezeit, in allen Verhältniſſen eures Lebens, in heiteren wie in trüben Stunden. Wer hienieden durch das lebendige Chriſtenthum mit dem Herrn in freudige Gemeinſchaft getreten

iſt, der kann ſprechen: Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde —, denn er ſteht auf den Höhen ſeines Glaubens ſicher. Mögen auch dunkle Verhängniſſe hier, wo ja doch unſere wahre Heimath nicht iſt, ſeinen Lebensgang umwölken, er ſtellt Alles in die Hand deſſen, der wohl verwundet, aber auch heilet, der Alles wohl macht, und in dieſer innigen Verbindung mit dem Höchſten ſieht der Geprüfte *allezeit* über ſeinem Haupte in heiterer Klarheit den Himmel geöffnet und ſeine Schutzgeiſter zu ihm herniederſteigen. — Wie ſehr der Apoſtel Paulus dieſes unaufhörliche, über allen Wechſel erhabene Freudengefühl in ſich trägt und wie ſehnlich und wie ernſtlich er es auch in der chriſtlichen Gemeinde wünſcht, das geht aus ſeinem wiederholten Zuruf hervor: *Abermals ſage ich, freuet euch!* Welch eine begeiſternde, eindringliche Anſprache! Iſt es möglich, daß ein Mann in Todesbanden ſo ſprechen kann? in einer Lage, in welcher Hunderte und Tauſende von Leidenden ganz wie vernichtet ſind? Ja ſo ſich freuen und ſich *immer wieder freuen*, gehe es, wie es wolle, das kann nur ein wahrer Chriſt, ein Mann wie Paulus, der wohl weiß, an wen er glaubt, der die Offenbarung der Herrlichkeit Jeſu Chriſti geſchaut und auch mit ſeinem Blute bezeugen konnte und wollte, daß gerade die frohe Heilsbotſchaft des Evangeliums, der wahrhaften Gnade in Chriſto Jeſu die wunderbare Kraft ſei, *ſelig* zu machen Alle, die daran glauben.

Doch nicht bloß den Philippern, auch uns, allen Gliedern des Leibes Chriſti gilt der freundliche Zuruf des großen Apoſtels. Zur Freude, zur Seligkeit im Herrn ſind wir Alle berufen. — Gott will uns Alle koſten laſſen, wie gut und freundlich er iſt, und ſendet deßhalb heute noch ſeine Diener aus, um die zu ſchönerem Leben geſchaffenen Pilger im Staube zur Buße, zu Wiedergeburt, zur Freundſchaft und Verſöhnung mit ihm einzuladen und ſie das Himmelreich mit ſeiner Wonne genießen zu laſſen. Ach ſo angelegentlich läßt er zu uns ſprechen: „Die Sünde iſt der Menſchen Verderben; es iſt in keinem Andern Heil als in Chriſtus." Aber die Menſchen wähnen ihre Lebensfreude, ihre Seligkeit allein in irdiſchen Genüſſen und Beſtrebungen, in der Außenwelt zu finden, während doch des Herzens wahre Freude und Seligkeit nur erlangt wird in der Vereinigung des Geiſtes und Herzens mit Gott, alſo nur im gläubigen Anſchluß an den Sündentilger und Heiligmacher. Denn ach! was wären wir ohne *Ihn*, Trauernde ohne Hoffnung, Wandernde ohne Heimath, verdorrende Rebzweige, vom Rebſtock abgehauen, ohne Kraft und Leben.

Auf daß nun das Reich der Freude, die frohe Heilsbotſchaft von der Erlöſung und Verſöhnung und Beſeligung des menſchlichen Geſchlechts durch den Sohn Gottes überall eine Stätte gewinne und die Schaar der durch Chriſtus Erfreuten immer größer, immer unabſehbarer werde, gibt der Apoſtel ſeinen Geliebten noch eine Einlaßkarte, ein Mittel zur Empfehlung in die Hand:

„*Eure Milde*, ſagt er — *werde allen Menſchen kund.*" — Wie das Licht nicht ohne Schatten, der ſchönſte Verein nicht ohne falſche, irrende Brüder, ſo waren auch in Philippi unwürdige Glieder in den heil. Bund eingeſchlichen, ein gleißneriſches maulfertiges Steckjudenthum, das die Rechtfertigung ſtatt im lebendigen Glauben, nur in todten Werken und in engherzigen Parteikämpfen, im blinden fanatiſchen Eifern und in Trennungen ſuchte. In ſolchen bewegten Zeiten iſt es ein Zeichen einer großen Seele,

eines wahrhaft Erlöſten, die Ruhe des Geiſtes zu bewahren, und ſich nicht durch die Feinde zu ähnlicher Leidenſchaft und Verſündigung hinreißen zu laſſen. Da hilft nicht Schmähen und Zeitungspoltern und ein Nachbrüllen von unbeſonnenen — Zeloten — da thut vor Allem Noth ein entſchloſſenes Verzichtleiſten auf perſönliche kleinliche Zänkereien des Lebens, vor Allem Noth, nicht ſelbſt mörderiſch gegen ſein eigenes Fleiſch, ſeine Brüder zu wüthen, ſondern mit weiſer, heiliger Schonung gegen die Schwächern, nicht noch mehr zerſetzend, ſondern verſöhnend aufzutreten. Darum ermahnt der Apoſtel ſo herzlich den beſſeren Theil in der Schule Jeſu, daß er ſich durch *ſanften, milden, menſchenfreundlichen* Sinn als wahre Glieder des Herrn erweiſe, und wenn dann die von Irrthum und Leidenſchaft gefeſſelten Juden und Heiden wahrnehmen, was für ein herrlicher Geiſt der Humanität die Seelen der Erlöſten, der Heiligen Gottes beherrſcht, ſo ſei dieß das vorzüglichſte Empfehlungsmittel für die Sache des Herrn, um neue Bekenner aus dem Lager der Feinde zu gewinnen. „*Eure Milde werde allen Menſchen kund.*“ Amerika! du vielfach in dieſer Glaubensangelegenheit getheiltes und gehetztes Amerika! gieb Platz in deiner Seele dieſer kleinen apoſtoliſchen Bitte. Gleich wie unſer Heiland die ganze Menſchheit im Herzen trug und für Jeden einen Blutstropfen vergoß, ſo müſſen ja auch ſeine Diener durch ein dem Chriſtusgeiſte entſprechendes Benehmen durch einen *liebevollen, ſanften, milden und wohlthätigen* Sinn ſich auszeichnen. Das bringt uns Ehre bei Gott und den Menſchen, Achtung bei den erbittertſten Widerſachern, und dem Evangelium des Herrn neue Glieder und Freunde. O ſelig alle Jene, in deren Mitte dieſe Tugend weilet, da iſt gut wohnen, denn da ſetzt der Apoſtel bei, *iſt der Herr nahe*, nahe mit ſeiner gnadenvollen Milde und ſenem Segen. Ja! nahet euch ihm, in ſeinem Namen, in ſeinem Geiſte, und er wird ſich euch nahen und an euch die Kraſt ſeiner Verheißung bewähren. Sehet, ich bin alle Tage bei euch bis an's Ende der Welt. Wie er leiblich einſt in der Mitte der Menſchheit erſchienen, ſo iſt er noch durch ſein Wort und durch ſeine Gnadenmittel, durch Evangelium und Sakrament, durch ſeinen Geiſt nach ſeiner Göttlichkeit, und ſeiner ihm übertragenen Herrſchaft immerdar uns gegenwärtig, mitten unter uns. Keinem aus uns iſt er ferne, denn in *ihm* leben und ſind wir. —

Von dieſer beſeligenden *Nähe* des Herrn überzeugt und durchdrungen, ſo wie auch freudig davon gewiß, daß die *große Heilsangelegenheit* der Philipper nimmermehr durch böſe Menſchen und ſataniſche Umtriebe vernichtet werden könne, weil ſie das *Werk Gottes* ſei und in der Hand *deſſen* fortgeleitet und zum Triumph geführt werde, der immer bei den Seinen und dem alle Gewalt gegeben iſt im Himmel und auf Erden, ermahnt alsdann der freudige Gottesheld: „*Seid nicht ängſtlich bekümmert!*“ — Laßt ſie toben, laßt ſie wüthen, mag eine Nacht ſchwärzer noch kommen, als diejenige war, die auf der Menſchheit lag, ehe der Stern von Bethlehem aufgegangen, durch wie große Gefahren auch das Lebensſchifflein der Kirche Jeſu bedroht wird, ſeid unbeſorgt wegen der Zukunft, der Herr ſiegt. Anſtatt unnöthig euch zu quälen und ſorgenvoll zu klagen, wenn ihr euer Werk vollbracht habt und euch als lebendige Glieder im Reiche Gottes im heil. Geiſte wiſſet, iſt es viel beſſer, „*wenn ihr in allen Dingen euer Anliegen durch Gebet und Flehen mit Dank vor Gott*

bringt.“ Der Apoſtel empfiehlt alſo *das Gebet* als den *beſt n Sorgenbrecher*; und er kann es auch empfehlen, er hat ſelbſt die Kraft des chriſtlichen Gebetes an ſich hundert und tauſendfaltig erfahren, er weiß, welch eine weltüberwindende Stärke im Anklammern an den Gottesthron, an's himmliſche Vaterland liegt, und weil der fromme und fleißige Beter für alle Menſchen und ſogar für ſeine Feinde das alles kennt, darum legt er es auch ſeinen Anvertrauten ſo ſehr an's Herz, und gibt zugleich die rechte Anleitung dazu, daß nämlich ſich unſer Flehen nicht ſelbſtſüchtig und engherzig auf *Einzelnes*, ſondern auf „*alle Dinge*“ erſtrecken und immerhin mit frohem „*Danke*“ begleitet ſein ſolle. — Eingedenk deſſen, was der Herr ſchon an uns gethan, wie könnte auch unſer Herz anders, als bei der Andacht ſtets von Dankgefühl überſtrömen? Erinnere dich nur, meine Seele! an alle die Augenblicke, wo eine unſichtbare Hand dich vor dem Böſen warnte und vor dem Falle ſchützte, wo du ſchon wankteſt und doch nicht fielſt, dem Tode nahe und doch nicht ſtarbſt, wo der Verführer an der Thüre pochte, und Gottes Engel ihn zurückſtieß, wo du für dich und deine Kinder keinen Biſſen Brot mehr hatteſt und — plötzlich Hülfe kam, wo du troſtlos in einer Ecke ſaßeſt und dein Kummer keine Worte fand, weil es dir zentnerſchwer auf dem Herzen lag und dann mit einem Male linderndes Oel in deine Wunden floß und der Stein ſich von deinem Herzen wälzte, erinnere dich an all dieß und auch an die herrliche Berufung zum Erbtheil der Kinder Gottes, zur Reichsgenoſſenſchaft — ſchreibe es aber nicht deinen Kräften zu, ſondern ſchaue darin Gottes Finger und Gnade und eine *dankbare* Liebe zu Gott wird immer deine Seele erfüllen und dich zu ihm hinziehen. Eingedenk nun aller ſchon empfangenen Wohlthaten, in Segnungen des Leibes und der Seele, und der wunderbaren Tröſtungen und Errettungen in allen Nöthen und Gefahren, ſoll nun aus dieſem Bewußtſein unſer Herz dankerfüllt das lebendigſte Vertrauen ſchöpfen, daß der Herr auch jetzt und in Zukunft uns nicht verlaſſen, ſondern ſeine heil. Sache, helfend und rettend unter den Seinen, glorreich zum Siege führen wird.

Wenn nun, ſo ſchließt nun der edle Mann des Himmels ſein ergre ſendes Wort, wenn alſo 1. *Freude im Herzen* 2. ſtatt kummervoller Sorge, *chriſtliche Milde und Liebe* und 3. *ein dankerfülltes vertrauensvolles Gebet* alle Glieder des Reiches durchdringt, dann, ja dann nur, ſagt der Apſtel des Herrn, „*wird der Friede Gottes, der alle Vernunft (alles Denken) überſteigt, eure Herzen und Sinne in Chriſto Jeſu treu bewahren.*“ —

Reichsgenoſſen! Ich habe nicht nöthig, zu dieſem klaren, großen, troſtreichen Schlußſtein des Gotteswortes noch etwas hinzufügen, aber *Eins* iſt uns noch nothwendig zur großen Stunde der Glorie. Einer nur deiner Gnadenſtrahlen, du ewige Lebensſonne Jeſus Chriſtus! Einer nur deiner zündenden Blicke du allmächtiger Anfänger und Vollender unſeres Glaubens, und eine verklärte Erde und eine geheiligte Menſchheit jauchzet im Chore der Seligen: Triumphire heilige Stadt! —

Hägerstown, Md.

Pf. *Kaſt.*

Das Abendmahl der reformirten Kirche in ſeiner Beziehung zu dem der lutheriſchen Kirche,

in Theſen dargeſtellt

von

Joh. Petr. Kindler,

Pfarrer der reformirten Gemeinde in Nürnberg.

(Aus dem letzten Hefte der „Studien und Kritiken“ für 1843, S. 939 ff.)

I. Den Verdächtigungen der reformirten Abendmahlslehre wird entgegentreten:

1. Es beruht auf Unkenntniß des Lehrbegriffs der reformirten Kirche vom heil. Abendmahl, wenn ihr zur Laſt gelegt wird, daß ſie die Einſetzungsworte aus der Vernunft (rationaliſtiſch) auslege; 2. oder daß ihre Lehre, in ſich gekünſtelt, durch die künſtlichſten Wendungen die einfältige Beugung unter das klare göttliche Wort umgehe, 3. oder den Sinn der Einſetzungsworte durch figürliche Deutung abſchwäche, 4. oder deren Vollgehalt durch ſubjectiv-idealiſtiſchen Spiritualismus entleere. 5. Eine große Mißdeutung iſt es, wenn der Kirche aufgebürdet wird, daß ſie ein leeres **„Es bedeutet“** (eine anfänglich von den Zürchern aufgeſtellte, ſeit 1549 im consensus Tigurinus auch von dieſen officiell aufgegebene Anſicht) ſtatuire; 6. daß ſie Brot und Wein für nackte Wahrzeichen, Scheingeſtalten oder Gleichniſſe (Symbole) des Fleiſches und Blutes Chriſti erkläre, 7. oder das Abendmahl für eine bloße Gedächtnißfeier halte, wobei Brot und Wein bloß bedeutſame Erinnerungszeichen darſtellen; 8. oder ihr untergeſchoben wird, daß ſie behaupte, das heil. Abendmahl ſei nur ein äußerliches Kennzeichen, woran man einen Chriſten erkenne. 9. Ein Mißverſtändniß iſt es, daß ſie lehre, die Seele des Communicanten müſſe ſich bei dieſer Feier vorerſt in den Himmel aufſchwingen, um Chriſtum von dort herabzuholen. 10. Eine Verläumdung ihrer Abendmahlslehre iſt es, daß ſie auf eine bloße Vergegenwärtigung Chriſti hinauslaufe, ohne die wirkliche (reale) Gegenwart des Herrn feſtzuhalten; 11. daß ſie darin ein Kommen der Seele zu Chriſto feiere, ohne daß der Herr mit Seiner Gnadenfülle uns entgegenkomme; 12. ohne daß die Glaubensthat des Empfängers das Abendmahl zum Sacrament, ſein Glaube Chriſtum erſt gegen-

wärtig mache. (Nicht ohne iſt nicht weil). 13. Ein Vorurtheil iſt es, wenn man annimmt, daß ihr Abendmahl nicht viel mehr als auch ein ſonſtiges gläubiges Ergreifen Chriſti gewähre, 14. demnach das reformirte Abendmahl Glaubensſchwachen und Angefochtenen minder kräftigen Troſt als das der lutheriſchen Kirche biete.

II. Der Diſſenſus.

1. Die reformirte Kirche lehrt, daß der neue Menſch, der Menſch der Wiedergeburt, mit Chriſti verklärter Menſchheit wahrhaftig geſpeiſt werde. 2. So kann ſie auf keine Weiſe zugeben, daß Jeder, ſelbſt der entſchieden Ungläubige, — glauben wollen iſt aber ſchon Glaube — des Herrn Leib und Blut empfange und Chriſtum in ſich aufnehmen könne, wenn ſie ſchon zugibt, daß Jedem, wir ſagen Jedem, des Herrn Leib und Blut dargeboten wird; 3. macht ſie die Wahrhaftigkeit dieſes Sacraments nicht von einer beſtimmten Doctrin der Kirche und von der Mitgliedſchaft an dieſer, den alleinigen Beſitz der reinen Abendmahls-Lehre ſich zueignenden Kirche abhängig; 4. betont ſie, daß im heil. Abendmahl und mittelſt deſſelben Chriſtus, das wahrhaftige Himmelsbrot, die Seele ſpeiſe und tränke; 5. ſtellt ſie an die Spitze der Abendmahls-Lehre, daß nicht die Zeichen Chriſtum bringen, ſondern Chriſtus mit ſich ſelbſt und zwar **durch den heiligen Geiſt** — den einigen Vermittler zwiſchen irdiſchen und himmliſchen Dingen (1 Kor. 12, 1.) — uns ſpeiſt; 6. trennt ſie das Sacramentliche und die geiſtliche Speiſung (wovon der Herr Joh. 6. redet) nicht alſo von einander, als könne man die ſacramentliche ohne die geiſtliche empfangen und ohne den heil. Geiſt. 7. Daher lehrt ſie, daß nicht der leibliche Mund das Organ iſt, um Chriſtum aufzunehmen, ſondern der Glaube: ſie verwirft die manducatio oralis. 8. Ebenſo verwirft ſie die Gegenwart von Chriſti Leib und Blut in und unter Brot und Wein, lehrt aber eine wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti in der Handlung des Abendmahls, alſo daß mit Brot und Wein der Herr gegenwärtig iſt für alle Communicanten und empfangen wird von Allen, die an ihn glauben. 9. Die Frage, wie der Herr real gegenwärtig ſein könne für Alle und in den Gläubigen, da er doch gen Himmel gefahren ſei, ſucht die reformirte Kirche nicht durch die Aufſtellung der Lehre von einer Allgegenwärtigkeit des Leibes Chriſti — communicatio idiomatum — zu erklären, ſondern ſie läßt Geheimniß Geheimniß bleiben und lehrt, daß Chriſtus, obgleich im Himmel, dennoch „auf eine unbegreifliche und über alle Vernunft hinausgehende Weiſe“ im heiligen Abendmahl gegenwärtig ſei.

III. Der Conſenſus.

1. Beide evangeliſche Schweſterkirchen ſtimmen darin überein, daß das Abendmahl ein Sacrament iſt (accedit verbum ad elementum et fit sacramentum — sacramentum est invisibilis gratiae visibilis forma), daß alſo mit den ſichtbaren irdiſchen Elementen des Brotes und Weines unſichtbare himmliſche Gnadenſchätze verbunden ſind. 2. Ebenſo herrſcht unter ihnen darüber kein Streit, daß das Abendmahl ein *göttliches Geheimniß* — ein Myſterium — iſt, in deſſen Natur es liegt, daß ſeine Höhe und Tiefe kein Verſtand erreicht, daß es in menſchliche Begriffe ſich nicht erſchöpfend faſſen läßt und über allen Ausdruck mit Worten hinausgeht. 3. Beide Kirchen halten einmüthig daran, daß die Realität dieſes Sacramentes *in der göttlichen Einſetzung*, mithin *außer uns* liegt. 4. Heiliglich bekennt die reform. Kirche mit der luth. eine *reale gottmenſchliche Gegenwart Chriſti* im heil. Abendmahl. 5. So laſſen auch beide Kirchen eine *Speiſung der Seele* im Abendmahl gelten, wenn ſchon die lutheriſche einen weniger ſtarken Nachdruck darauf legt und auch eine bloße Speiſung des verweslichen Leibes mit Chriſti Leib und Blut ohne Speiſung der Seele mit dem ganzen Chriſtus gelten läßt. 6. Nicht der leiſeſte Widerſpruch waltet zwiſchen beiden darüber ob, daß der in dieſem Mahle unterſchiedlos Allen dargebotene Segen denen ausſchließlich zu gute komme, „die den *Glauben haben* an die Worte: „„Für euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden““; wer aber dieſen Worten nicht glaubt oder zweifelt, der iſt unwürdig und ungeſchickt; denn dieſe Worte: *für euch* — erfordern eitel gläubige Herzen.“ 7. deßgleichen darüber nicht, daß der darin *dargebotene Segen* nicht unſeren Gedanken und Einbildungen vorgeſtellt wird, ſondern, was der Herr verheißt, Er *wirklich* und in der That *jedem Seinem Tiſche Nahenden wahrhaftig darbiete*; 8. und daß das Sacrament Sacrament bleibt, das heißt, dem Sacrament in ſeinem ſacramentlichen Charakter nichts abgebrochen wird, *ob es auch gemißbraucht wird*; denn es nicht auf Menſchen-Würdigkeit, ſondern auf Gottes Einſetzung gegründet ſteht, gleicherweiſe wie Gottes Wort, aller Verachtung von Menſchen ungeachtet, eine Kraft Gottes zur Seligkeit bleibt. 9. Vollkommene Uebereinſtimmung findet auch darüber ſtatt, daß im Abendmahl und *durch* daſſelbe Chriſtus, der lebendige, perſönliche Chriſtus, den Gläubigen *wahrhaftig ſich zu eigen gibt*, 10. die Gläubigen darin kraft der Vereinigung des Herrn mit ihnen auf's Neue mit Ihm, *dem Herrn, ſich vereinigen* und Ihm einverleibt und 11. ihre *Seelen* von Ihm *geſpeiſt* und zum ewigen Leben geſättigt werden. 12. Beide Kirchen *verkünden* feierlich in dieſem Mahle *den Tod Chriſti* als den einigen Grund ihrer Erlöſung und die Quelle ihres Lebens, und 13. feiern in dieſem heil. Sacrament ein *Bundes*-

mahl. 14. Es wird daher in gleicher Weiſe den Gläubigen in dieſem Sacrament vor allem Anderen der Troſt der Vergebung der Sünden und damit Leben und Seligkeit verſiegelt; 15. deßgleichen empfangen ſie darinnen Kraft aus der Höhe zur Heiligung. 16. Ebenſo betrachten ſie dieß heil. Mahl als ein ſtetes Band der Liebe und der Vereinigung der Chriſten untereinander. 17. So feiert die eine wie die andere Kirche im Abendmahl eine Dankſagung für des Heilandes Tod, eine Euchariſtie. 18. Ihre Glieder opfern ſich Ihm auf's Neue darin und 19. betrachten die Abendmahlsſpeiſen (wie ſchon Juſtinus) als eine Nahrung, welche das innere Leben nicht bloß geiſtig fördert, ſondern geiſtleiblich ernährt, den Keim der Auferſtehung belebt und zur Entwickelung bringt, obwohl dieſer letzte Punkt in der reformirten Kirche häufiger und ſtärker betont worden iſt, als in der lutheriſchen. 20. Beide Confeſſionen fordern zu einer gottgefälligen Feier ein "*Sursum corda*", und 21. daß dem würdigen Empfange eine ernſte, gründliche Prüfung vorangehen müſſe. 22. Ebenſo verbinden beide mit der Vorbereitungsfeier die Abſolution und Renuntiation. 23. In den beiden Kirchen wird die Stiftung Jeſu vollſtändig und unverändert in Wort und Zeichen beobachtet; nur daß die reformirte Kirche mit dem Brechen des Brotes genauer an die urſprüngliche Ordnung ſich anſchließt. 24. Weiter ſtimmen ſie darin zuſammen, daß die Wirkung nicht von der Würdigkeit deſſen abhängt, der das Abendmahl austheilt, und ob dieſer die Abſicht gehabt, ein Sacrament zu vollziehen oder nicht. 25. Einmüthig erklären ſie, daß, die unwürdig, d. h. ohne wahre Reue und Leid über ihre Sünde, ohne wahren Glauben und guten Vorſatz, ihr Leben zu beſſern, zu dieſem Sacrament gehen, daſſelbe durch eigene Schuld ſich zum Gerichte empfangen. 26. Gleich entſchieden proteſtiren beide Kirchen gegen eine räumliche Vereinigung von Brot und Wein mit Chriſti Leib und Blut, oder eine körperliche Einſchließung oder natürliche Verbindung beider. 27. Endlich verwerfen beide Kirchen gleich entſchieden: a) das Meßopfer, daß Chriſtus unblutig auf's Neue geopfert und Sein Sühnopfer bis an's Ende der Welt fortgeſetzt werde; b) die Transſubſtantiation, daß Brot und Wein in das Weſen des Leibes und Blutes verwandelt werde; c) die Missa solitaria, Stillmeſſe, eine Abendmahlsfeier ohne Bethätigung der Gemeinde; d) die *Communio sub una*, daß der Kelch den Laien, ebenſo den nicht adminiſtrirenden Prieſtern entzogen werde; e) die Meßadoration, daß Chriſtus in der ſacramentalen Erſcheinung angebetet werde; f) die Seelenmeſſe, daß das Abendmahl Todten zu gute kommen könne; g) daß jeder Theilnehmer, wenn er nur nicht wiſſentlich und willentlich widerſtrebt, es zum Heile genieße; h) daß das Abendmahl für leibliche Nöthen helfe; i) daß die geweihten Elemente auch außerhalb des Genuſſes Leib und Blut Chriſti bleiben; k) daß das conſecrirte Brot

zum Schaugepränge herumgetragen werde; l) daß der Genuß, ganz abgeſehen vom Glauben, — *ex opere operato* — vermöge des gewirkten Werkes etwas verdiene; m) eine der Abendmahlsfeier geſetzlich vorangehende Ohrenbeichte; n) die Anwendung einer für die Gemeinde unverſtändlichen Sprache.

IV. Gegenſeitige Beziehungen.

1. Ungeachtet ſo vieler Einigungspunkte ſind es keineswegs bloße Spitzfindigkeiten, welche bezüglich der Lehrbegriffe vom heil. Abendmahl beide evangeliſche Schweſterkirchen trennen. Der Abendmahlsſtreit iſt kein bloßer Wortſtreit. 2. Auch bewegt ſich dieſer Streit nicht um bloße Kleinigkeiten; es ſcheidet vielmehr beide Kirchen bezüglich formaler Auffaſſung eine wurzelhaft verſchiedene theologiſch-dogmatiſche Anſchauung. 3. Völlig gleichlautende Formulirungen der Abendmahlslehre in beiden Kirchen haben, im Munde der einen oder der anderen Kirche gebraucht, doch einen verſchiedenen Sinn, z. B.: „mit Brot und Wein werde Chriſti Fleiſch und Blut gereicht;“ „es iſt Chriſti wahres Fleiſch und Blut.“ 4. Es iſt daher unredlich, mit täuſchenden Redensarten den wirklich vorhandenen Diſſenſus verhüllen oder abſtumpfen, durch Indifferenzirung neutraliſiren, dadurch ausgleichen und auf dieſem Wege den Confeſſionsunterſchied ausmerzen zu wollen. 5. Die deßfallſigen, ſeit 1577 leider noch immer beſtehenden Gegenlehren ſind — nicht wohl auszugleichen. 6. Auf zweideutige Formulirungen eine Union aufbauen zu wollen, iſt eine — Illuſion. 7. Jeder derartige, wenngleich oft herzlich treu gemeinte, häufig jedoch aus Indifferentismus gefloſſene Unionsverſuch hat ſich unzulänglich erwieſen. 8. Jedoch ſind auch derartig vollzogene Unionen nicht ohne providentielle Zulaſſung des Herrn zu Stande gekommen, wäre es auch nur um deßwillen, damit beide Kirchen lernen ſollten, auf welche Baſis eine Union nicht geſtützt werden kann. 9. Statt zu verhüllen und in Eins zu verſchmelzen, iſt es vielmehr Aufgabe und Pflicht der Theologie, ſich des einmal factiſch gewordenen Diſſenſus beſtimmt bewußt zu werden und denſelben mit klaren Worten und ohne Parteilichkeit in's Licht zu ſetzen. 10. Um den wirklichen Diſſenſus aber richtig zu faſſen, iſt es unerläßliche Pflicht, aus den öffentlichen Bekenntnißſchriften, nicht aber aus parteiiſchen, einſeitigen Darſtellungen der Dogmatiker zu ſchöpfen. 11. Auch die von den Reformatoren ſelbſt aufgeſtellten perſönlichen Anſichten ſind ſo wenig maaßgebend, daß z. B. die Concordien-Formel einen Ausſpruch von Luther geradezu verdammt. 12. Namentlich iſt der reformirten Kirche dadurch ſehr ſchweres Unrecht geſchehen und geſchieht ihr fortwährend, daß die von Zwingli, und zwar von dieſem vorerſt nur im Kampfe gegen die römiſch-katholiſche Opfertheorie aufgeſtellte und vertheidigte Behauptung der Kirche als Kirche untergeſchoben worden iſt.

Digitized by Google

13. Um überhaupt, insbeſondere in der reformirten Abendmahlslehre nicht in Entſtellung der Wahrheit zu fallen, müſſen die *kirchlichen* Beſtimmungen nicht *vereinzelt*, ſondern als ein Ganzes in ihrem Zuſammenhang angeſehen und aufgefaßt werden. 14. Daß aber die *einzelnen Bekenntnißſchriften* der verſchiedenen reformirten Kirchenabtheilungen mit einander *im Widerſpruche* ſtehen, iſt unwahr.—15. Vor Läſterſchriften, voll der abſcheulichſten Verläumdungen der reformirten Abendmahlslehre, wie z. B. von *Maſius*, zu warnen, iſt heilige Pflicht.—16. *Je ſchärfer* und gewiſſenhafter der dogmatiſche Lehrdiſſenſus im Abendmahl zwiſchen beiden evangeliſchen Schweſterkirchen *erkannt* wird, deſto leichter wird eine Verſtändigung über ihren Conſenſus ermöglicht. — 17. Die Behauptung, daß der Reformirte, wenn er dem lutheriſchen Abendmahle zufalle, nichts, der Lutheraner im umgekehrten Falle viel verliere, beruht auf gänzlicher Unkenntniß der Herrlichkeit der ſchriftgemäßen reformirten Abendmahlslehre in ihrer Lauterkeit und Tiefe.

V. Die höhere Einheit.

1. Eine höhere Einheit im Abendmahl iſt zwiſchen beiden, auf dem gleichen formalen und dem gleichen materialen Princip aufgebauten, auf gleichem Glaubensgrunde ſtehenden Kirchen wirklich vorhanden; fußen doch beide auf dem *Augsburger Bekenntniß* und bilden mit einander die Eine *evangeliſche Kirche*. 2. In voller Kraft beſteht eine ſolche Einheit im gemeinſamen Glauben an die *ſacramentale wahrhaftige Gegenwart des Herrn*. 3. Heilig bekennen ſie beide, daß das Brot, das wir brechen, die *Gemeinſchaft des Leibes* und der geſegnete *Kelch die Gemeinſchaft des Blutes* des Herrn iſt (1 Kor. 1, 10—16.). 4. Eben ſo kindlich und demüthig bekennen die beiden Kirchen, Chriſti Fleiſch und Blut werde im heiligen Abendmahl auf eine *geiſtliche, übernatürliche Weiſe* gegeſſen und getrunken. — 5. Der eigentliche *Kern* des Abendmahls, ſein Hauptpunkt, bleibt in den beiden Kirchen gleicherweiſe geſichert: „*Für euch gegeben und für euch vergoſſen zur Vergebung der Sünden.*" 6. Der Zwieſpalt bewegt ſich eigentlich doch nur um die Erklärung des *Wie*, die Art und Weiſe der Vereinigung Chriſti mit uns begrifflich darzuſtellen. —7. Die von der lutheriſchen Kirche behauptete Lehre von der communicatio idiomatum iſt, im tiefſten Grunde angeſehen, zur Erläuterung ihres Abendmahls-Lehrbegriffs aufgeſtellt, ſo entſchieden dieſe Kirche jene Abſicht dabei beſtreitet. 8. Dieß Geheimniß aller Geheimniſſe aber erſchöpfend in menſchliche Begriffe und Worte faſſen zu wollen, iſt Vermeſſenheit; ja es iſt Unglaube an die Wahrhaftigkeit des Herrn, das *Wie begreifen zu wollen*. 9. Ueber das *Wie* werden wir es *hie-*

nieden niemals zu einem abſolut richtigen Verſtändniß bringen, da unſer Wiſſen Stückwerk iſt. 10. Auch iſt in der That die begriffliche Auffaſſung dieſes Wie im Vergleich zum Weſentlichen bei dieſem Saerament doch eigentlich außerweſentlich; denn Gottes Reich nicht in Worten, ſondern in der That beſteht (1 Kor. 4, 20.). 11. Zudem iſt der Inhalt dieſes Sakraments ein ſo unendlich reicher, daß ihn kein von Menſchen aufgeſtellter Lehrtropus *erſchöpfen*, noch viel weniger begrifflich ſchlechthin fixiren kann. 12. Wie überhaupt, ſo iſt auch in Bezug auf das heil. Abendmahl mehr daran gelegen, daß Einer recht *gläubig*, als daß er *recht*gläubig ſei. — Daß der Herr ſelbſt die Orthodoxie weniger als die rechte Liebe achtet, iſt deutlich ausgeſprochen in dem Sendſchreiben an die epheſiniſche Gemeinde Offenb. 2, 2. 13. Nun aber wird von den meiſten Wortführern im Abendmahlsſtreit nicht ſowohl für die *göttlichen* Saeramentsworte, alſo nicht für das Unwandelbare und für das Centrale, als vielmehr für die *menſchliche* Formulirung, alſo für die Umſchreibung durch verſchiedene begriffliche Geſtaltung, geeifert. Und doch warnt der heil. Geiſt ſo nachdrücklich Gal. 5, 5: „Werdet nicht der *Menſchen* Knechte, ſondern beſtehet in der Freiheit, damit uns Chriſtus befreit hat." — 14. Die, anſtatt in Demuth und Einfalt im Glauben an das Wort des Herrn ſich zu halten, das „Lutheriſch, Zwingliſch, Calviniſch" an die Spitze ſtellen, werden nachdrücklich vom heil. Geiſte geſtraft (1 Kor. 3, 3., 1, 12. 13.). 15. Und die über die verſchiedene Auffaſſung des heiligen Abendmahls einander verdammen, vergeſſen der heiligen Ermahnung Eph. 4, 1—6: „daß ihr wandelt, wie ſich's gebührt eurem Beruf, darinnen ihr berufen ſeid, mit aller *Demuth* und Sanftmuth, mit Geduld, und vertraget Einer den Andern in der Liebe, und ſeid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiſt, durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geiſt, wie ihr auch berufen ſeid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater (unſer) Aller, der da iſt über euch Alle und durch euch Alle und in euch Allen." 16. Es iſt aber nicht bloß ſchriftwidrig, es iſt *gottlos*, wenn beide Kirchen, welche evangeliſch zu ſein laut ſich rühmen, über die Verſchiedenheit von ſolchen Lehranſichten gegenſeitig *Anathemata* ſich zuſchleudern, da Gottes Wort, 1 Kor. 6, 22.; 1 Joh. 4, 2. 15. 2 Kor. 2, 22.; 2 Joh. 7., mit derlei Bannflüchen ausſchließlich wirkliche Ketzreien belegt. 17. „Immerhin bleiben ja die Saeramente — einen ſo hohen Werth ſie haben — bloße *Mittel*, durch welche der heil. Geiſt ſeine Gnade, Kraft und Leben in uns einſtrömen läßt; dieſe Mittel aber ſind es nicht, ſondern das *Haupt ſelbſt*, das ſich ſeiner Kirche und jedem ihrer Glieder insbeſondere mittheilt. Der heil. Geiſt ſelbſt iſt das Siegel (1 Joh. 3, 23. 24., 4, 15. 16., 5, 1. 12"). 18. Zudem iſt der Inhalt der heiligen Saeramente ſo reich und lebensvoll, daß *eine* Conſeſſion nicht genug wäre, denſelben zu erſchöpfen, wie denn überhaupt die beiden evangel. Schweſterkirchen

ſich vielfach einander ergänzen. 19. Wenn nun alle, namentlich in der Concordienformel gegen die Sacramentirer und allerlei Schwarm- und Rottengeiſterei gerichteten Ausſprüche auf die — Reformirten bezogen werden, ſo iſt das die ſchreiendſte Ungerechtigkeit. 20. Die Solches thun, treten Gottes Wort mit Füßen; denn das heil. Abendmahl auch zu einem Mahl der Bruderliebe verordnet iſt Joh. 13. „Ein Brot iſt es, ſo ſind wir Alle Eines Brotes theilhaftig.“ 21. Die Möglichkeit einer höheren Einheit im Abendmahl beweiſt die Harmonie, welche bezüglich dieſer Lehre zwiſchen Melanchthon, Luther's beſtem Freunde, und Calvin beſtanden. 22. Auch die Geſchichte bezeugt es, indem die dermalen in Deutſchland beſtehende reformirte Kirche mit der lutheriſchen urſprünglich Eine und dieſelbe proteſtantiſche Kirche geweſen, bis die Aufſtellung der formula concordiae (i. J. 1577) jene gezwungen hat, mit der außerhalb des Reiches befindlichen evangeliſchen Kirche nunmehr, der lutheriſchen Kirche gegenüber, eine beſondere Kirche zu bilden. Die Stände, welche vom Jahre 1577 an der reformirten Kirche angehörten, ſtanden weder unter Zwingli's, noch unter Calvin's, ſondern vorzugsweiſe unter Melanchthon's Einfluß. 23. Die reformirte Kirche ſelbſt aber wollte nie als eine andere, neben der lutheriſchen, ſondern mit dieſer zuſammen als die nach Gottes Wort reformirte, d. h. eben die wiederhergeſtellte, — die evangeliſche Kirche gelten. 24. So iſt demnach der Abendmahlsſtreit in ſeiner principiellen Beziehung am Ende doch nur ein — Schulſtreit; bei der Feier ſelbſt behauptet das Bedürfniß des Herzens ein entſchiedenes Uebergewicht. — 25. Am allerauffallendſten beweiſt, wie in praktiſcher Beziehung der Unterſchied in ein — Nichts zuſammenfällt, der Umſtand, daß gegenſeitig die Abendmahlsformulare gebraucht werden können, die Abendmahlslieder aber wirklich gebraucht werden. — 26. Eine Abendmahlsgemeinſchaft zwiſchen evangeliſchen Chriſten der lutheriſchen und reformirten Kirche — zumal wo ſolche als Nothſtand beſteht — für Sünde erklären, iſt — liebloſe Härte. Jedoch ſoll mit dieſer Behauptung ſchwachen Gewiſſen nicht zu nahe getreten werden. 27. Uebrigens iſt es dem Gewiſſen eines jeden evangeliſchen Chriſten zu überlaſſen, das heil. Abendmahl nach dem Ritus der anderen Schweſterkirche zu feiern. Auch gibt es Fälle, wo die Sehnſucht des Herzens nur am Altare der Schweſterkirche geſtillt werden kann, und die ſoll man ehren. 28. Die aber über das heil. Abendmahl der Liebe zanken, mögen Acht haben, daß ſie des Herrn Drohwort nicht treffe Gal. 5, 15: „So ihr euch unter einander beißet und freſſet, ſo ſehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet.“

Nürnberg, im Januar 1853.

Bücherſchau.

Die Importation deutſcher Bücher in Amerika hat in den letzten zehn Jahren ungemein zugenommen. Faſt in allen größeren Städten, beſonders in Neu-York und Philadelphia finden ſich jetzt anſtändige und ſolide deutſche Buchhandlungen, die, wie es ſcheint, alle ziemlich gute Geſchäfte machen. Zwei dieſer Häuſer publiciren ſeit einigen Monaten ein periodiſches Bulletin, wodurch den Amerikanern die Ueberſicht über die neuſten literariſchen Erſcheinungen bedeutend erleichtert wird. Wir meinen nämlich das "Monthly Bulletin of German Literature" von Garrigue und Chriſtern, Neu-York, Barclay Str. No. 2, welches zugleich kurze Inhaltsangaben und Beurtheilungen der wichtigſten literariſchen Erſcheinungen enthält und jährlich 25 Cents koſtet, und das "Literary Bulletin, a List of New Publications just received by steamer from Germany" von B. Weſtermann und Co., Neu-York, Broadway No. 290, welches ebenfalls monatlich erſcheint und gratis an die Kunden dieſes Hauſes verſandt wird. Beide Häuſer importiren nach dem Satze von 80 Cents pr. preuß. Thaler. Wir empfehlen dieſe Kataloge den Freunden der deutſchen Literatur in Amerika und heißen jedes Unternehmen willkommen, welches die verdiente Anerkennung und Verbreitung derſelben befördert. Vielleicht kommt noch die Zeit für den Verlag ſelbſtſtändiger deutſch amerikaniſcher Geiſtesproducte, von denen bisher nur ſehr wenige und dieſe meiſt mit Verluſt für den Verfaſſer zum Druck befördert werden konnten. Doch iſt es für unſer Land noch viel wichtiger, daß die Producte ernſten deutſchen Fleißes in ſelbſtſtändige anglo-amerikaniſche Form gegoſſen werden und auf dieſe Weiſe auch unter der weit größeren Maſſe derer Eingang finden, welchen die deutſche Sprache immer fremd bleiben wird.

Wir wollen hier die wichtigſten theologiſchen Publicationen der letzten Monate mit kurzen beurtheilenden Bemerkungen zuſammenſtellen.

Am meiſten iſt die Kirchen- und Dogmengeſchichte bereichert worden.

Von Dr. **Gieſeler's** unſchätzbarem „Lehrbuch der Kirchengeſchichte" iſt nun die zweite Abtheilung des dritten Bandes erſchienen. Sie vollendet in 722 Seiten die Geſchichte der Reformation und des Proteſtantismus bis zum weſtphäliſchen Frieden 1648 und enthält zugleich die Geſchichte der römiſch-katholiſchen und der orientaliſchen Kirchen bis zu demſelben Zeitpunkte. Die Auszüge aus den Quellen ſind mit derſelben kritiſchen Umſicht und Sorgfalt gewählt, wie in den früheren Bänden, und der reiche Inhalt der behandelten Periode macht ihn zu einem der intereſſanteſten. Das Gieſelerſche Werk koſtet, ſo weit es bis dahin erſchienen iſt, in Amerika $17. Die begonnene und von den Harpers nachgedruckte Ueberſetzung von Davidſon in England iſt nach einer uns zu Geſicht gekommenen Beurtheilung derſelben keineswegs fehlerfrei.

Dr. Lange in Zürich hat die Herausgabe einer neuen Bearbeitung der Kirchengeſchichte begonnen, wovon der erſte Band, das apoſtoliſche Zeitalter enthaltend, erſchienen iſt. Von dem friſchen Geiſte und der lebendigen Phantaſie des liebenswürdigen Verfaſſers läßt ſich ein intereſſantes und originelles Werk erwarten.

Dr. **Heinrich Heppe** von Marburg hat die „Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus in den Jahren 1555—1581" zum Gegenſtand eines beſonderen Werkes gemacht, das auf drei Bände berechnet iſt. Der erſte Band, welcher uns vorliegt, umfaßt die Zeit zwiſchen 1555—'62 und gibt die zum Theil neuen Reſultate ſelbſtſtändiger Quellenforſchung, vor allem der überaus reichhaltigen und bisher noch faſt gar nicht benützten Aktenſammlungen in den Archiven von Kaſſel. Er iſt ein bedeutender Beitrag zur genaueren Kenntniß der melanchthoniſchen und flacianiſchen Streitigkeiten innerhalb der lutheriſchen Kirche und der aus dieſen Kämpfen hervorgegangenen Bildung der deutſch reformirten Kirche.

Von Dr. **Herzog** in Halle erhalten wir einen werthvollen Beitrag zur Aufhellung der ſo oft im antikatholiſchen Intereſſe entſtellten Geſchichte der Waldenſer: „Die Romaniſchen Waldenſer, ihre vorreformatoriſchen Zuſtände und Lehren, ihre Reformation im 16ten Jahrhundert und die Rückwirkungen derſelben, hauptſächlich nach ihren eigenen Schriften dargeſtellt." Herzog hat beſonders die Manuſkripte der Bibliotheken von Genf und Dublin benützt, und ſeine Forſchungen führen ebenfalls, wie die neulichen von Dieckhoff (ſiehe Kfr. VI, S. 232), zur Beſtätigung der alten katholiſchen Berichte und zu dem Reſultate, daß die Waldenſer des Mittelalters theils ſehr katholiſirend, theils häretiſch und von den Waldenſern ſeit der Reformation ganz verſchieden waren.

Von **Hoßbach's** Leben des Phil. Jak. Spener, das längere Zeit vergriffen war, hat Schweder eine bereicherte zweite Auflage beſorgt. Dieſes iſt die beſte Darſtellung der pietiſtiſchen Streitigkeiten am Ende des 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts.

Von dem für die Welt- und Kirchengeſchichte des Mittelalters wichtigen "Corpus Scriptorum Historiae Byzantinae" iſt ein neuer, der 47ſte Band, enthaltend Michaelis Attaliotae historia, erſchienen, und der 48ſte Band, Nicephori Gregorae Byzantina Historia vol. III, iſt unter der Preſſe.

Die Fortſetzung von Dr. **Dorner's** claſſiſcher „Entwicklungsgeſchichte der Lehre von der Perſon Chriſti" iſt endlich angekündigt. Der erſte Band der neuen gänzlich umgearbeiteten Auflage, welcher ſchon 1844 erſchien, umfaßt die erſten 5 Jahrhunderte. Die erſte Abtheilung des zweiten Bandes, welche jetzt wahrſcheinlich die Preſſe verlaſſen hat, geht vom 5ten Jahrh. bis zur Reformation, die zweite und letzte Abtheilung wird die Geſchichte dieſer Lehre von der Reformation bis auf die Gegenwart herabführen.

Die Chriſtologie hat in den letzten zwanzig Jahren die beſten deutſchen Theologen auf's ernſtlichſte beſchäftigt und mehrere gehaltreiche Werke von **Dorner, Ullmann, Thomaſius, Liebner, Martenſen, Lange, Ebrard** und Anderen hervorgerufen. Um ſo mehr muß es auffallen, daß die engliſchen und amerikaniſchen Theologen in neuerer Zeit faſt gar kein ſelbſtſtändiges wiſſenſchaftliches Intereſſe an dieſem Dogma gezeigt haben. Was dünket euch von Chriſto? Das iſt die Centralfrage des Chriſtenthums. Und nächſt derſelben kommt die Frage: Was dünket euch von der Kirche, Seinem Leibe? Die Beantwortung der letzteren iſt bedingt durch die Beantwortung der erſteren. Ein tüchtiges gelehrtes Werk über Chriſtologie in ihrer organiſchen Beziehung zur Eccleſiologie,

welches die neuſten Forſchungen der evangeliſchen Theologen Deutſchlands ſelbſtſtändig verarbeitete und wo möglich weiter förderte, würde eine der empfindlichſten Lücken in unſerer anglo-amerikaniſchen theologiſchen Literatur ausfüllen.

In dieſer Verbindung müſſen wir zugleich die ſechste neu bearbeitete Auflage des ſchönen Werkes von Dr. **Ulmann** über „die Sündloſigkeit Jeſu" (Hamburg bei Perthes 1853) erwähnen. Der treffliche Verfaſſer hat darin bedeutende Verbeſſerungen angebracht. Es iſt dieß zugleich einer der werthvollſten neueren Beiträge zur Apologie des Chriſtenthums, indem die Idee eines ſündlos heiligen, ſittlich vollkommenen Erlöſers, wie ihn uns das Evangelium als ein geſchichtliches Factum darſtellt und die Kirche zu allen Zeiten geglaubt hat, ſammt all ihren unermeßlichen Wirkungen auf die Mit- und Nachwelt ſchlechterdings nicht aus dem ganzen Umfange einer ſündhaften gefallenen Menſchheit erklärt, ſondern bloß aus göttlichem Urſprung abgeleitet werden kann. Wir würden den Gegenſtand dieſes Werkchens gerne ausführlicher beſprechen, wenn Zeit und Raum es geſtatteten. Wir empfehlen es angelegentlich beſonders allen jüngeren Theologen, als eine ſehr anregende, lehrreiche und ſittlich religiös erhebende Lectüre.

Eine intereſſante und wichtige Erſcheinung iſt das zweibändige Werk eines römiſch katholiſchen Theologen Deutſchlands, des Prof **J. Ant. Bernh. Lutterbeck** über die „Neuteſtamentlichen Lehrbegriffe, oder Unterſuchungen über das Zeitalter der Religionswende", welches Thierſch im letzten Hefte der „Studien und Kritiken" zum Gegenſtand einer ausführlichen und günſtigen Beurtheilung gemacht hat. Es ſtellt die dem Chriſtenthum vorangegangenen Religionsſyſteme des Heidenthums und Judenthums und ihre Vermiſchungen mit großer Sachkenntniß und ſelbſtſtändigem philoſophiſchem Geiſte dar und entwickelt dann die apoſtoliſchen Lehrbegriffe und ihre häretiſchen, ebionitiſchen und gnoſtiſchen Entſtellungen. Lutterbeck, ein Schüler Franz Baaders, zeigt dabei eine genaue Bekanntſchaft mit den neuſten proteſtantiſchen Forſchungen auf claſſiſchem, exegetiſchem und dogmengeſchichtlichem Felde, und, obwohl er ihre Reſultate verwirft, ſo erkennt er doch ihr Beſtreben mit einer in der That merkwürdigen Liberalität an. Das Intereſſanteſte aber iſt, daß er ſich der neueren deutſch proteſtantiſchen Auffaſſung der verſchiedenen apoſtoliſchen Lehrbegriffe nähert, daß er ebenfalls drei Grundformen der chriſtlichen Lehre annimmt, die petriniſche, pauliniſche und johanneiſche, und daß er geneigt iſt, in denſelben die Stamina der ganzen Entwicklung der Kirchengeſchichte zu finden. Unſere Leſer werden ſich gewiß wundern, aus der Feder eines römiſch katholiſchen Theologen folgende Stelle über das Verhältniß von Petrus und Paulus (II, 166 f.) zu leſen: „Während im normalen Zuſtande der Vorrang des Petrus das Princip der Ordnung, und die Selbſtſtändigkeit des Paulus das Princip der Freiheit in der Kirche vertritt, laſſen ſich auf beiden Seiten Abnormitäten denken, in denen die vermeintliche Ordnung zur Verſteinerung oder Petrificirung (— iſt dieß ein abſichtliches oder unabſichtliches Wortſpiel? —), die vermeintliche Freiheit zur Auflöſung und Verflüchtigung alles chriſtlichen Gehaltes, jene zur Willkührherrſchaft und Tyrannei, dieſe zur Auflehnung und Revolution führt; — Beiſpiele derartiger Verirrungen weiß die Geſchichte von dem Verfall in Antiochien an (Gal. 2,11 ff.) bis auf unſere Tage herab in zahlloſer Menge zu erzählen." — „Gewiß iſt in der Kirche ein Petrus ohne Paulus ſo unheilbringend, wie ein Paulus ohne Petrus, und die Kirchenfreiheit, die jener will, ſo ſchlecht und verwerflich, wie die Ordnung, welche dieſer will." Wenn ſolche Anſchauungen in der katholiſchen Kirche

allgemein würden, ſo wäre die endliche Verſöhnung von Katholicismus und Proteſtantismus keine ſolche Unmöglichkeit als ſie jetzt ſcheint. —

Von der ſehr gerühmten „Geſchichte des Kirchenliedes und Kirchengeſangs, insbeſondere der deutſchen evangeliſchen Kirche von **Ed. E. Koch**" iſt der dritte **Band** in zweiter Auflage erſchienen. Auch iſt die Geſchichte des Cultus durch mehrere theils katholiſche, theils proteſtantiſche Werke über Liturgik bereichert worden, unter denen der auf vier Bände berechnete Codex Liturgicus von **Daniel** in Halle, eine kritiſche Ausgabe der alt orientaliſchen, der römiſchen, der anglicaniſchen und der deutſch evangeliſchen Kirchengebete, das wichtigſte ſein möchte.

Die von uns im letzten Juniheft angezeigte, von Dr. **Herzog** in Halle redigirte theologiſche Real-Encyklopädie iſt nun bis zum fünften Hefte gediehen, während das katholiche Kirchenlexikon von Dr. **Wetzer** und **Welte** in Freiburg bis zum Ende von Heft 119, Band 10 und Buchſtaben T fortgeſchritten iſt, alſo wohl in kurzer Zeit vollendet vorliegen wird als das vollſtändigſte Repoſitorium deutſcher theologiſcher Gelehrſamkeit vom Standpunkte der katholiſchen Betrachtung. In Eleganz der äußeren Ausſtattung und Freiheit der Forſchung wird es aber von ſeinem proteſtantiſchen Rivalen bedeutend übertroffen.

Aus dem Gebiete der Exegeſe und bibliſchen Dogmatik iſt eine neue, total umgearbeitete Auflage von Dr. **Hengſtenbergs** bekanntem dreibändigen Werke über die „Chriſtologie des A. Teſtaments" angekündigt, welches ſchon ſeit längerer Zeit vergriffen war. Es enthält eine gründliche Auslegung ſämmtlicher meſſianiſcher Weiſſagungen vom Protevangelium 1 Moſ. 3. bis zu Maleachi und iſt für das Studium der A. Tlichen Theologie unentbehrlich. Der erſten Auflage, beſonders dem erſten Bande lag eine etwas mechaniſche und äußerliche Auffaſſung der Prophetie zu Grunde. Die Anſchauungen des Verfaſſers über die Entwicklung der Meſſiasidee im alten Bunde ſind ſeitdem viel lebendiger und organiſcher geworden, weßhalb dieſe zweite Auflage ohne Zweifel nicht nur in der Auslegung der einzelnen Stellen, ſondern auch im ganzen Geiſte bedeutend verbeſſert ſein und die erſte Auflage unbrauchbar machen wird.

Von der amerikaniſchen Preſſe ſind uns in dieſen Tagen folgende Bücher zur Beurtheilung zugeſchickt worden:

The Cloister Life of the Emperor Charles the Fifth. By WILLIAM STIRLING. From the second London edition. Boston, Crosby, Nichols and Co. New York, Charles S. Francis and Co. 1853.

Der Inhalt dieſes Buches war uns ſchon ſeit längerer Zeit aus Auszügen und Beurtheilungen engliſcher Reviews bekannt. Es iſt eine aus den zuverläſſigſten Quellen geſchöpfte, überaus anſchauliche und intereſſante Darſtellung der letzten, hinter den einſamen Kloſtermauern von Yuſte zugebrachten Lebensjahre eines der größten und denkwürdigſten Monarchen der Welt. Carl V ſpielt unter allen Fürſten ſeiner Zeit die hervorragendſte Rolle in der politiſchen und religiöſen Geſchichte Europas während der kirchlichen Reformation des 16ten Jahrhunderts, und von ihm hingen großentheils die äußeren Geſchicke dieſer gewaltigen Geiſterbewegung ab. Daher folgt man ihm mit einer mehr als gewöhnlichen und eigenthümlich ſchwermüthigen Theilnahme in die Einſamkeit des ſpaniſchen Kloſters, wo der deutſche Kaiſer, in deſſen Reiche die Sonne nie unterging, des Lebens, der Ehre und Herrlichkeit der Welt müde, die Ruhe der Seele genießen wollte, welche mehr werth iſt als alle Schätze von Geld und Silber, und ſich zu der feierlichen

Stunde des Todes anſchickte, welche den Leib des reichſten Monarchen wie des Bettlers dem Staube der Erde gleich macht und die Seele des armen, gnadebedürftigen Sünders vor den Richterſtuhl Chriſti ruft. Die buchhändleriſche Ausſtattung des Buches iſt im beſten Geſchmacke.

The Heavenly Home, or the Employments and Enjoyments of Heaven, By Rev. H. Harbaugh, A. M., autor of "Heaven, or the Sainted Dead", and "the Heavenly Recognition." Philadelphia: Lindsay and Blakiston 1853.

Dieß iſt das dritte Werk des Verfaſſers über die himmliſche Welt, welches das Gemälde derſelben vollendet und doch zugleich ein ſelbſtſtändiges Ganze für ſich bildet. Seine beiden Vorgänger haben eine ſo ungemein günſtige Aufnahme bei dem religiöſen Publicum aller evangeliſchen Denominationen gefunden, daß auch dieſer dritte Band ohne Zweifel daſſelbe Glück machen wird, und zwar mit vollem Rechte. Nach unſerer Anſicht iſt er ſowohl in Bezug auf Reife der Gedanken, als auf literariſche Ausführung der beſte unter den drei Brüdern und liefert den Beweis, daß Geiſt und Gemüth des frommen und liebenswürdigen Verfaſſers wachſen und gedeihen unter dem fortgeſetzten Studium der ſeligen Ewigkeit und der himmliſchen Friedenshütten der vollendeten Gerechten. Keiner, der ſich in der kalten, rauhen Wüſte dieſer Welt nach Canaan ſehnt, das von Milch und Honig fließt, keiner, der mit den Erzvätern, Propheten, Apoſteln, Evangeliſten, Märtyrern und Heiligen aller Zeiten und Völker dieſe Erde als eine Fremde anſieht und in ihren Fußſtapfen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung nach der ewigen Gottesſtadt pilgert, wird dieſes Buch ohne Belehrung, Erbauung und Erquickung leſen können. Auf der Pilgerreiſe nach Jeruſalem bedürfen wir der kühlen Ruheplätze, wo wir durch ſtille Betrachtung des Landes der Herrlichkeit und des unausſprechlichen Lohnes für alle Mühen und Kämpfe und Schmerzen und Thränen, durch einen leiſen Vorſchmack der Freude, die kein Auge geſehen und kein Ohr gehört, zur Weiterreiſe geſtärkt und ermuntert werden. Ein ſolcher kühler Ruheplatz, ein ſolcher Labetrank ſind Bücher, wie Baxters „Ewige Ruhe der Heiligen" und Harbaughs „Himmliſche Heimath."

Geſangbuch für die Sonntagsſchulen der Evangelich-Lutheriſchen und Deutſch-Reformirten Kirchen in den Vereinigten Staaten. Allentown, Pa. Gedruckt bei S. K. Brobſt und Co. 1853.

Dieſes von den Herren Predigern **Brobſt und Keßler** in Allentown im Namen der evang. luth. Synode von Pennſylvanien und der deutſch reform. Synode der V. St. ausgefertigte Geſangbuch kommt mit dem Gewichte der Empfehlung dieſer beiden ehrwürdigen kirchlichen Körper vor das Publikum, und wir brauchen daher nichts weiter, als ſein Erſcheinen anzuzeigen, wodurch einem weſentlichen Bedürfniſſe in unſeren deutſchen Sonntagsſchulen abgeholfen iſt. Möchte es doch auch einmal noch dahin kommen, daß ſich die beiden Schweſterkirchen zu einem gemeinſchaftlichen Geſangbuch für Erwachſene vereinigten!

Digitized by Google

Bengels Gnomon in's Deutſche überſetzt. *)

Der Gnomon von J. A. Bengel, der Anno 1742 herauskam und die Frucht einer fünf und dreißigjährigen Arbeit des theuren Gottesmannes war, bildet ſeit jener Zeit immer ein Hauptwerk in der exegetiſchen Theologie. Das Werk hat nunmehr die dritte Auflage erlebt, die 1850 in Tübingen erſchien. Ein Beweis, daß Bengel auch in unſerer Zeit noch nicht verſchollen iſt und ſeine tiefen Gedanken, die in dem Gnomon niedergelegt ſind, die tüchtigſten Exegeten unſerer Zeit beſchäftigen. Es iſt ſehr wahr, was W. Hoffmann in der Vorrede zu Bengels „Erklärter Offenbarung Johannis" Stuttg. 1834. bemerkt: „Bengel läßt jedem Ausſpruch der Schrift ſein Recht, das ihm an ſeiner Stelle zukommt. Er zieht keine enge Schnur, in welcher alle abweichenden Meinungen erſticken müſſen. Er verläugnet ſeine Ueberzeugung nicht, aber er will auch nicht durch eine aus Theorieen geſponnene Vereinigung des ſcheinbar Widerſprechenden, durch Abſtumpfung der Schärfe eines Wortes, durch die hervorgehobene Beſtimmtheit des andern mit Einem Schlage zu Ende bringen, was wohl nie auf dem Wege des Streites entſchieden werden kann. Kurz es iſt ihm darum zu thun, den ganzen Gehalt jedes bibliſchen Gedankens treu und redlich herauszuwickeln, als etwas, dem der Chriſt ſich aufnehmend hinzugeben habe, um durch Erfahrung zu lernen, wie reich und ſcharf ausgeprägt das Wort Gottes vom Einem Mittelpunkte aus nach allen Richtungen ſich ausſpricht. Darum iſt ſein herrlicher Grundſatz: Te totum applica ad textum, rem totam applica ad te. (Gehe ganz auf den Text ein, wende den ganzen Text auf dich ſelbſt an)." Auch Rudolph Stier ſchätzt Bengel ſehr hoch, und wenn er ſonſt gegen die, mit denen er nicht recht gehen kann, rechts und links haut, ſo ſieht man doch, daß er Bengel, auch wenn er nicht mit ihm übereinſtimmt, liebevoll anerkennt, und in ſolchen Fällen höchſtens ſagt: „Leider hat dieß Mal auch Bengel" ꝛc.

Da aber der Gnomon lateiniſch geſchrieben iſt, ſo blieb er bis jetzt freilich meiſt nur in den Händen der Prediger, obwohl ſich ſein Einfluß auf den Kanzeln wie in den Erbauungsſchriften zeigte. Wünſchend, daß das Werk wo möglich allen Freunden des göttlichen Wortes zugänglich werde, hat nun ein Württemb. Prediger, C. F. Werner, Pfr. in Kirnberg bei Welzheim, es unternommen, den Gnomen in's Deutſche zu überſetzen, mir einen Proſpectus zugeſchickt

*) Dr. Johann Albrecht Bengels, weiland herzoglich württembergiſchen Prälats und Conſiſtorialraths **Gnomon** oder Zeiger des Neuen Teſtaments, eine Auslegung deſſelben in fortlaufenden Anmerkungen. In deutſcher Sprache herausgegeben von C. F. Werner, Pfarrer. Mit einer Vorrede vom Prälaten v. Kapff in Stuttgart.

und mich gebeten, zur Verbreitung dieſes Werkes mitzuwirken. Gewiß iſt es den Freunden des göttlichen Wortes willkommen. Es iſt mit einer Vorrede von S. C. v. Kapff, Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart, eingeleitet, die im Proſpectus alſo heißt: „Eine getreue deutſche Ueberſetzung des berühmten Bengel'ſchen Gnomon kann nur mit freudigem Danke von allen Bibelfreunden und Bibelforſchern begrüßt werden. Lange Zeit bildete dieſes Werk eines der tiefſinnigſten Bibelerklärer eine Hauptquelle deſſen, was im vorigen und noch in dieſem Jahrhundert für das Verſtändniß der Schrift beigebracht wurde. Wie in Deutſchland, ſo in Holland, England und Dänemark wurde der Gnomon mit großem Beifall und augenſcheinlichem Segen gebraucht, und der bekannte John Wesley, der Stifter der methodiſtiſchen Partei, bekennt in der Vorrede zu ſeinen Anmerkungen zum N. T., er habe ſeinen Entſchluß, nur eigene Anmerkungen zu geben, ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit dem Gnomon gänzlich geändert in der Ueberzeugung, daß er der Religion viel beſſer dienen werde, wenn er bloß das Werk von Bengel, den er ein großes Licht der chriſtlichen Welt nennt, überſetze, als wenn er viele Bände über das N. T. verfaßte. Auch der geiſtreiche Philoſoph Hamann nennt den Gnomon ein Hauptbuch für tieferes Schriftverſtändniß. — Mit dieſen Zeugniſſen des vorigen Jahrhunderts ſtimmen noch heute alle Kenner des Gnomon überein, daher im Jahre 1835 und 1850 neue Ausgaben deſſelben — lateiniſch — erſchienen ſind, ein Beweis, daß die darin niedergelegten Gedanken nicht veralten, ſondern in ihrem hohen Werthe immer neu erkannt werden, weßwegen ein neuerer Theologe ſagt: „Bengels Gnomon iſt ein Buch, wie es wenige gibt, kurz, originell, kräftig, redend und lebendig, hervorgegangen aus inniger Liebe, Verehrung und Erkenntniß des heil. Textes, dieſem einfältig und demüthig ſich unterordnend, ein Zeigefinger, der auf das Hauchen des Geiſtes Gottes in dem Worte des Lebens hindeutet. Die Fülle gründlicher Kenntniſſe, geweiht und beſeelt von tiefer Frömmigkeit, breitet ſich hier aus über die Worte der heil. Schrift, den Strahl des göttlichen Lichtes in Allem zu zeigen."

Dieſe hohen Vorzüge mußten endlich auf den Gedanken führen, das lateiniſch geſchriebene Buch auch für deutſche Leſer zugänglich zu machen.

Die vorliegende Ueberſetzung iſt getreu und richtig, wenn auch nicht immer die unnachahmliche Kürze und Präciſion des lateiniſchen Ausdrucks wiedergegeben werden konnte. Dabei kann es nur gebilligt werden, daß der Ueberſetzer die rein wiſſenſchaftlichen, grammatiſchen, kritiſchen und ſynoptiſchen Erörterungen, die aber bei Weitem die Minderzahl des Ganzen bilden, wegließ und dagegen Vieles von den trefflichen, erbaulichen und praktiſchen Betrachtungen Bengels in ſeiner Harmonie und in ſeinen Anmerkungen zu ſeiner deutſchen Ueberſetzung des N. T.'s einreihte. Auch die kurzen Sätze, die in Hillers Schatzkäſtlein zwiſchen den Schriftſtellen und Liedern ſtehen, ſind je und je aufgenommen und eine erwünſchte Zugabe.

Eine höchſt ſchätzenswerthe Zugabe iſt auch Bengels harmoniſche Tabelle, in welcher der ganze Inhalt der evangeliſchen Geſchichte ſyſtematiſch und chronologiſch geordnet iſt, ſo daß alle Erzählungen der vier Evangelien ihren rechten Ort erhalten.

Wie für einzelne Bibelleſer von dem Gebrauch dieſes Gnomon großer Gewinn für tieferes Schriftverſtändniß und für geſunde Erbauung zu hoffen iſt, ſo müßte es auch für gemeinſchaftliche Bibelbetrachtung im Familienkreiſe und in Erbauungsſtunden von ganz beſonderem Segen ſein, wenn Bengels kurze und treffen-

de Bemerkungen geleſen und weiter beſprochen würden. Wie manche Abſchweifung vom Texte fiele weg, wie würden die Leute gewohnt, das unvergleichliche Bibelwort in ſeiner Tiefe und in ſeiner reichen Anwendung auf Herz und Leben gründlicher aufzufaſſen, und wie würde ſo die geſunde und fruchtbare Nahrung für religiöſe Verſammlungen bereitet." Im Uebrigen der Vorrede iſt auf die Privatverſammlungen der Chriſten, wie in Württemberg ſich viele ſolche finden, Rückſicht genommen, weßhalb es ausgelaſſen iſt.

Das Buch erſcheint in der Paulus'ſchen Verlagshandlung in Stuttgart, kann auf Beſtellungen auch in den hieſigen Buchhandlungen bezogen werden, da der Verleger Sorge trägt, daß es auch hier verbreitet wird. Zur Erleichterung der Anſchaffung erſcheint das Werk in 10 Lieferungen (zu 48 Kreuzer oder 15 Sgr.) im Lauf dieſes Jahres. Legt der Herr auch auf dieſe deutſche Ausgabe des Gnomon Seinen Segen, wie Er ihn auf die lateiniſche gelegt, ſo tragen die Bengel'ſchen Gedanken dreißig= ſechszig= und hundertfältige Frucht. Möge das deutſche Werk auch in Amerika viele Freunde finden und von allen Bibelfreunden recht eifrig geleſen und bedacht werden!

N. Y. Septbr. 13, 1853.

W. Steimle.

Die ſieben Gemeiden der Apokalypſe.

Die ſieben Gemeinden von Kleinaſien, an welche die Sendſchreiben des zweiten und dritten Kapitels der Offenbarung des heil. Johannes gerichtet ſind, ſtellen uns die Licht und Schattenſeiten der apoſtoliſchen Kirche am Ende des erſten Jahrhunderts dar. Das Gemälde paßt aber zugleich auf die verſchiedenen Zuſtände, Vorzüge und Gebrechen, Hoffnungen und Gefahren der Kirche zu allen Zeiten und in allen Ländern. Jede chriſtliche Gemeinde kann ſich darin beſpiegeln, ſich den Troſt des Sehers aneignen, aber ſoll auch ſeine ernſten Warnungen zu Herzen nehmen.

Die ſieben apokalyptiſchen Sendſchreiben ſind alle von ziemlich gleicher Anlage und bieten eine ſchöne Ordnung dar. Sie enthalten nämlich:

1) einen Befehl Chriſti, dem Engel der betreffenden Gemeinde zu ſchreiben.

2) einen herrlichen Titel Jeſu, der meiſt auf Seine im erſten Kapitel V. 13 ff. beſchriebene majeſtätiſche Erſcheinung zurückweiſt und zur Grundlage und Garantie der folgenden Verheißungen und Drohungen dient.

3) die Anrede an den „Engel", den verantwortlichen Vorſtand der Gemeinde, mag man darunter einen einzelnen Biſchof, oder das Collegium der Hirten und Lehrer verſtehen. Jedenfalls ſind die Engel zugleich die Repräſentanten der Gemeinden, und was zu ihnen geſagt wird, das gilt daher auch von den Gemeinden.

Dieſe Anrede, oder der Brief ſelbſt beſteht dann allemal wieder:

a) aus einer kurzen Charakteriſtik des gegenwärtigen ſittlichen Zuſtandes der Gemeinde nach ſeinen Licht- und Schattenſeiten mit entſprechendem Lob und Tadel;

b) aus einer Ermahnung entweder zur Buße, oder zur Treue und Geduld, je nach dem vorherrſchenden Charakter der Angeredeten;

c) aus einer Verheißung für den Ueberwinder ſammt dem Erweckungsworte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt" (2, 16—29., 3, 5 f. 12 f. 21 f.), oder in umgekehrter Ordnung, wie in den drei erſten Briefen (2, 7. 11. 17.). Durch die letztere Abweichung wird die Siebenzahl der Gemeinden wieder in eine Drei- und eine Vierzahl, die drei erſten und die vier letzten, getheilt, gerade wie die Siebenzahl der Siegel, der Trompeten und der Schaalen in den apokalyptiſchen Geſichten. Der immer wiederkehrende Erweckungsruf: „Wer Ohren hat" u. ſ. w. beſteht aus zehn Worten. Natürlich iſt dieß keine leere Spielerei, ſondern eine Anwendung der A. Tlichen Zahlenſymbolik, wonach drei das Symbol der Gottheit, vier das Symbol der Welt oder der Menſchheit, die untheilbare ſieben, das Product von drei und vier, und ebenſo in anderer Weiſe die zwölf (drei Mal vier), das Symbol des unauflöslichen Bundes zwiſchen Gott und der Menſchheit iſt, und zehn (ſieben und drei) die Abrundung, Fülle und Vollendung bezeichnet.

Was nun den ſittlich-religiöſen Zuſtand der Gemeinden und ihrer Repräſentanten betrifft, ſo wird dieſer in den Sendſchreiben als ein dreifacher beſchrieben.

1) als ein überwiegend guter und reiner, nämlich zu Smyrna (2, 9.) und zu Philadelphia (3, 8.). Daher findet ſich in dieſen zwei Sendſchreiben keine Ermahnung zur Buße im engeren Sinne des Wortes, ſondern bloß eine Ermunterung zur Treue, zur Ausdauer und Freudigkeit im Leiden.

Die Gemeinde von Smyrna, einer alten, noch jetzt blühenden Handelsſtadt *) in Jonien am ſmyrnäiſchen Meerbuſen, etwa 18 Stunden

*) Smyrna oder Ismir, wie die Türken es nennen, hat gegenwärtig etwa 130,000 Einwohner, darunter über 20,000 meiſt griechiſche und armeniſche Chriſten, und iſt der Mittelpunkt der römiſch katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionsoperationen in Kleinaſien.

von Epheſus gelegen, war äußerlich arm und verfolgt und ſah noch größerer Trübſal entgegen, wird aber mit der Ausſicht auf die Krone des Lebens getröſtet. Wenn die Apokalypſe nach der älteſten und beglaubigtſten Tradition erſt im Jahre 95 verfaßt wurde, ſo ſteht nichts der alten Annahme entgegen, daß ſchon damals der ehrwürdige Märtyrer *Polykarp* dieſer Gemeinde vorſtand. *)

Philadelphia, eine vom König Attalus Philadelphus erbaute und nach ihm benannte Stadt (jetzt Ala-Schär genannt), in der Provinz Lydien, in einer weinreichen, aber durch viele Erdbeben heimgeſuchten Gegend, war der Sitz einer ebenfalls äußerlich armen und kleinen, aber ſehr treuen und geiſtlich blühenden Gemeinde, welche für ihre irdiſchen Trübſale und Anfeindungen reichlich im Himmel belohnt werden ſollte.

2) als ein *überwiegend böſer und bedenklicher*, nämlich zu *Sardes* (3, 2.) und zu *Laodikea* (3, 15.). Daher uns hier ſcharfer Tadel und ernſte Ermahnung zur Buße begegnet.

Die Gemeinde zu *Sardes*, welche einſt bis auf Kröſus die blühende Hauptſtadt des lydiſchen Reiches war, jetzt aber ein elendes Hirtendorf iſt, hatte zwar den Namen und die äußeren Formen des Chriſtenthums, nicht aber deſſen innere Glaubens- und Lebenskraft und ſtand daher dem geiſtlichen Tode nahe. Doch werden 3, 4 f. von der verdorbenen Maſſe einige wenige Seelen unterſchieden, die ihren Lebenswandel nicht befleckt hatten, ohne deßhalb als Separatiſten ſich von der Gemeinde loszureißen und in modernem Style eine Oppoſitionskirche zu bauen.

Die Gemeinde von *Laodikea*, einer reichen Handelsſtadt in Phrygien unweit Koloſſä und Hierapolis (Kol. 2, 1., 4, 13. 15.), wo jetzt nur noch ein verödeter Flecken Namens Eski-Hiſſar ſteht, war in ihrer hochmüthigen Einbildung geiſtlich reich und tadellos, in Wahrheit aber arm, blind und bloß und in jenen höchſt bedenklichen Zuſtand der Gleichgültigkeit und Lauheit verſunken, aus welcher die Rückkehr in die frühere Entſchiedenheit und Wärme ſchwerer iſt, als der erſte Uebergang von der natürlichen Kälte zum Glauben. Daher die furchtbare Drohung: „Ich werde dich ausſpeien aus meinem Munde.“ (Laues Waſſer reizt zum Speien). Doch werden auch

---

*) Dieſe Annahme hat neuerdings *Hengſtenberg*, Comment. I, 168. gegen *de Wette* und Andere wieder vertheidigt, welche die Abfaſſung der Apokalypſe in's Jahr 69 hinaufrücken. Als Polykarp a. 161 (nach Anderen a. 167) den Märtyrertod ſtarb, hatte er bereits, wie er ſagte, 86 Jahre ſeinem göttlichen Herrn und Meiſter gedient und wollte ihn deßhalb um ſo weniger verlaſſen. Um 107 traf ihn Ignatius als Biſchof in Smyrna, und nach Irenäus (adv. haer. III, 3 und bei Euſ. IV, 14.), Tertullian und anderen alten Zeugen war er noch von den Apoſteln, beſonders von Johannes zum Biſchof dieſer Gemeinde eingeſetzt worden.

die Laodiceer nicht zur Verzweiflung getrieben, ſondern der Herr klopft bei ihnen liebevoll an und verheißt ihnen unter der Bedingung gründlicher Buße die Theilnahme an dem Hochzeitmahl des Lammes (3, 20 f.)

3) als ein gemiſchter nämlich zu Epheſus (2, 2—4. 6.), zu Pergamus (13—15.) und zu Thyatira (V. 19.). Daher hier Lob und Tadel, Verheißung und Drohung mit einander verbunden ſind.

Epheſus, die damalige Metropolis der kleinaſiatiſchen Kirche, die uns aus der Geſchichte des Paulus und als Reſidenz des Johannes bereits hinlänglich bekannt iſt, hatte zwar den Kampf mit den gnoſtiſchen Irrlehren, wovor ſie ſchon Paulus warnen mußte (Apg. 20, 29.), beſtanden und die Reinheit der überlieferten Lehre treu bewahrt, war aber von dem Eifer der erſten Liebe abgefallen und wird daher ernſtlich zur Buße ermahnt. Sie repräſentirt uns alſo jenen in verſchiedenen Kirchen öfters wiederkehrenden Zuſtand einer erſtorbenen und verſteinerten Orthodoxie. Der Eifer für die reine Lehre iſt zwar von größter Wichtigkeit, wird aber werthlos ohne lebendige Herzensfrömmigkeit und werkthätige Liebe. Das Sendſchreiben an den Engel von Epheſus iſt beſonders auf die ſpätere griechiſche Kirche anwendbar.

Pergamus, die nördlichſte dieſer Städte, in Myſien gelegen, ehemals die Reſidenz der Könige von Aſien aus attaliſchem Geſchlecht, berühmt durch eine reiche Bibliothek, jetzt ein kleines türkiſches Städtchen von etwa 2000 Einwohnern, Namens Bergame, war der Sitz einer Gemeinde die unter ſchwierigen Verhältniſſen große Treue bewieſen hatte, aber Anhänger gefährlicher gnoſtiſcher Irrlehren in ihrer Mitte duldete. Wegen dieſes Mangels an ſtrenger Kirchenzucht wird auch ſie zur Buße aufgefordert.

Die Gemeinde von Thyatira, einer blühenden Gewerb- und Handelsſtadt in Lydien, an deren Stelle noch jetzt ein nicht unbedeutender Ort, Namens Ak-Hiſſar ſteht, zeichnete ſich durch ſelbſtverläugnende, werkthätige Liebe und Ausdauer ſehr vortheilhaft aus, war aber ebenfalls zu nachgiebig gegen verderbliche Irrthümer, welche das Chriſtenthum durch heidniſche Grundſätze und Unſitten entſtellten. Die beiden letzten Gemeinden, beſonders die von Thyatira, bilden alſo das gerade Gegenbild von Epheſus und ſind die Repräſentanten einer eifrigen praktiſchen Frömmigkeit in Verbindung mit einem theoretiſchen Latitudinarianismus. Da die Lehre immer mehr oder weniger auf das Leben einwirkt, ſo iſt auch dieß ein gefährlicher Abweg, und das allein iſt ein wahrhaft geſunder und blühender Zuſtand der Kirche, wo reine Lehre und reines Leben, Glaube und Liebe, theoretiſche Rechtgläubigkeit und praktiſche Frömmigkeit mit einander harmoniſch verbunden ſind und ſich gegenſeitig befördern.

Mit Recht haben erleuchtete Kirchenlehrer von jeher in dieſen ſieben Gemeinden von Kleinaſien ein Spiegelbild der chriſtlichen Kirche im Großen und Ganzen geſehen. „Es gibt keinen vermiſchten, oder guten, oder böſen

Zuſtand, von dem dieſe Sendſchreiben nicht ein Muſter und dafür taugliche, heilſame Lehre enthalten.“ Auch in dieſem Theile, wie überall, erweist das Wort Gottes und die Geſchichte der apoſtoliſchen Kirche ihre Anwendbarkeit auf alle Zeiten und Verhältniſſe und ihre unerſchöpfliche Fülle von Belehrung, Warnung und Troſt für alle Lagen und Stufen des ſittlich religiöſen Lebens.

Troſt im Gefühle der Vergänglichkeit.

(Halle, 1840.)

Οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν.
Gleich wie Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen.
Homers Il. VI, 146.
Vgl. 1 Petr. 1, 24. 25.

Schon oft ſah ich mit ernſtem Sinnen
Des Berges Quell zu Thale rinnen
Hin zu des Meeres ſtiller Ruh'.
„Auf Erden gibt es kein Verweilen,
Wie ich, ſo muß dein Leben eilen!“
Rief mir die Welle mahnend zu.

Der Sanduhr Körnlein ſingen leiſe
In's Herz hinein die Klageweiſe:
„Bedenke ſtets, o Staubes-Sohn,
Wenn einſt das letzte Korn gefallen,
Wird über deinem Leichnam ſchallen
Der Todtenglocke dumpfer Ton!“

Wenn ſpät der Sonne Abſchiedsſtrahlen
Nur noch der Gletſcher Saum bemalen,
Den Schleier ſenken Nacht und Graus;
So tönt's in meinem Innern immer:
„Kurz iſt des Lebens reichſter Schimmer,
Das Grab löſcht bald die Fackeln aus!“

Und wenn des Frühlings Blüthenfülle,
Des Sommers Pracht der Wehmuthshülle
Des Herbſtes weicht, hör' ich das Wort:
„Wie Gras iſt alles Fleiſch geſtaltet,
Das geſtern grünte, heut veraltet,
Und morgen ſchon zu Staube dorrt!“

Doch in dem Wechſel, in dem Schwanken
Beſtehet Eines ohne Wanken,
Das Wort des Herrn und Seine Treu.
Ob ſich auch tauſend Wogen thürmen,
Um dieſen Meerfels umzuſtürmen,
Er bleibet ewig feſt und neu.

Dahin will ich die Blicke lenken
Und in des Meeres Tiefe ſenken
Die Schmerzen der Vergänglichkeit.
Was irdiſch iſt, laß freudig ſchwinden,
Was wir auf dieſen Felſen gründen,
Beibt, gleich wie er, in Ewigkeit.

Kirchenchronik.

Der Mariencultus in Aragonien. — „Die Madonna del Pilar de Zaragoza erfreut ſich in ganz Spanien, ja ſelbſt in den benachbarten katholiſchen Ländern, einer großen Verehrung; bei den Aragoneſen aber concentrirt ſich das ganze Chriſtenthum, die ganze Religion, lediglich in dem Cultus dieſes wunderthätig ſein ſollenden Marienbildes. In Aragonien trifft man keine Hütte, wo nicht ein Bild von dieſer Madonna hinge, und den Ablaßprivilegien zufolge, welche die Päpſte zu Rom und die Erzbiſchöfe von Saragoza der Kirche der Jungfrau bewilligt haben, reicht es, um ſich die Seligkeit zu ſichern, vollkommen hin, täglich ein Paternoſter und Ave Maria in gläubiger Andacht vor einem ſolchen Bilde zu beten. . . Dieſe Madonna hilft auch für Alles, für Krankheit, Gebrechen aller Art, Armuth, Hagelſchlag, Dürre, Theurung u. ſ. w. In dem Dome der Jungfrau werden alltäglich von früh drei Uhr an bis Mittags zwölf Uhr ununterbrochen Meſſen an dem Altar des Madonnenbildes geleſen, und immer wird man den Platz vor jenem Altar mit einer Menge Menſchen beiderlei Geſchlechts bedeckt

finden, die, auf den Knieen liegend, ihr Gebet verrichten. Selbſt die vornehmſten Damen, die höchſten Beamten und Officiere, die Profeſſoren der Univerſität . . . knieen täglich oder wenigſtens alle Sonntage vor dieſem Bilde; ob aus Bedürfniß oder aus Gewohnheit, ob aus Glauben oder aus Klugheit, will ich dahin geſtellt ſein laſſen. Der Name Gottes oder Chriſti wird in Saragoza und überhaupt in Aragonien kaum gehört, ſondern bloß der der Santissima Virgen del Pilar. Wird man angebettelt, ſo iſt es die Madonna, die das Herz zur Mildthätigkeit erweichen ſoll. . . Dieſer ſeit undenklichen Zeiten von der Geiſtlichkeit gehegte und gepflegte Madonnendienſt iſt jedenfalls die Haupturſache der Ignoranz, der Unduldſamkeit und Bigotterie, durch welche ſich das ſonſt ſo treffliche und begabte Volk der Aragoneſen ſo unvortheilhaft von den übrigen Volksſtämmen Spaniens unterſcheidet. Denn die Aragoneſen ſind der einzige ſpaniſche Volksſtamm, der ſich noch gegenwärtig durch religiöſen Fanatismus und grimmigen Ketzerhaß auszeichnet."—(Dr. Willkomm's Wanderungen durch Spanien, Leipzig, 1852, Th. II. S. 31—33.)

— — „Die Madonna del Pilar iſt eine Puppe von der Größe eines vierjährigen Kindes, mit einem friſchen Mädchengeſichte, welches nur durch die enorme goldene Krone, die ſie auf dem Haupte trägt, verunſtaltet iſt. . . Ihr Mantel ſtrotzt von Perlen und Edelſteinen. Eine Menge Kerzen auf hohen Leuchtern von maſſivem Silber brennen fortwährend auf ihrem Altar," — (S. 38.)

— — „Aragonien iſt die einzige Landſchaft in Spanien, wo der Nichtkatholik Urſache hat, ſein Bekenntniß zu verſchweigen und ſich für einen Katholiken auszugeben. . . Als Ketzer betrachtet der gemeine Mann Alle, welche nicht ſtreng die Vorſchriften der Kirche befolgen und nicht mit der vorgeſchriebenen Ehrfurcht von der Madonna del Pilar ſprechen." — —

— — „Faſt kein gemeiner Aragoneſe kann leſen und ſchreiben; denn es exiſtiren gar keine Schulen in den Dörfern. Der Unterricht des Volkes befindet ſich ausſchließlich in den Händen der Prieſter, die der Mehrzahl nach ſelbſt höchſt unwiſſend und ungebildet ſind und ſich natürlich damit begnügen, den Söhnen und Töchtern ihrer Beichtkinder das Formenweſen des katholiſchen Cultus, die Glaubenslehren der Kirche und einige dürftige Begriffe von chriſtlicher Moral beizubringen, vor Allem aber unverbrüchlichen Glauben an ihre eigenen Ausſprüche und an die Allmächtigkeit der wunderthätigen Madonna von Zaragoza." — (S. 128.)

Berlin — Der ſechste Deutſche Evangeliſche Kirchentag ſollte vom Dienſtag bis Freitag den 13—16ten September d. J. in Berlin gehalten werden. Da wir noch keine Nachrichten von ſeinen Verhandlungen erhalten haben, ſo theilen wir wenigſtens das Programm mit, wie es der engere Ausſchuß mehrere Wochen zuvor veröffentlicht hat.

„Die Gegenſtände der Verhandlungen ſind:

I. An den beiden erſten Tagen unter der Leitung des engeren und weiteren Ausſchuſſes des Kirchentages: 1) Bericht des Präſidenten. 2) Die Augsburgiſche Confeſſion als Grundſymbol der geſammten Evangeliſchen Kirche Deutſchlands nach allen ihren Abtheilungen. Eingeleitet durch die Herren: Generalſuperintendent Dr. Sartorius aus Königsberg, Ober-Conſiſtorialrath Dr. Nitzſch, Paſtor Dr. Krummacher und Ober-Conſiſtorialrath Dr. Stahl in Berlin. 3) Die Kirchenviſitation und die Reiſepredigt. Referent: Conſiſtorialrath Dr. Wachler aus Breslau. 4) Das Verhalten der Kirche in Bezug auf Separatismus und Sectirerei, namentlich Baptismus und Methodismus. Referent: Ober-Conſiſtorialrath und

Hofprediger Dr. Snethlage in Berlin. 5) Vermehrung der Andachtsmittel, insbeſondere durch liturgiſche Gottesdienſte. Referent: Geh. Regierungs-Rath Schede in Berlin.

II. An den beiden anderen Tagen unter Leitung des Central-Ausſchuſſes für die innere Miſſion der Deutſchen Evangeliſchen Kirche: 1) Bericht des Central-Ausſchuſſes. 2) Die kirchlichen Zuſtände der großen Städte des evangeliſchen Deutſchlands. Referent: Prälat v. Kapff aus Stuttgart. 3) Die evangeliſchen Deutſchen in der europäiſchen Diaspora. Referent: Dr. Wichern aus Hamburg.

Specialconferenzen unter Leitung des Central-Ausſchuſſes: 1) Rettungshäuſer; Vorſitzender: Geh. Ober-Regierungsrath Stiehl in Berlin. 2) Kirchliche und bürgerliche Armenpflege; Referent noch unbeſtimmt. 3) Entlaſſene Sträflinge; Vorſitzender: Ober-Conſiſterialrath Dr. von Mühler in Berlin. 4) Sonntagsheiligung; Vorſitzender: Landrath von Kröcher aus Gardelegen. 5) Religiöſe Kunſt in der Evangeliſchen Kirche; Vorſitzer: Geh. Ober-Reviſionsrath Dr. Schnaaſe in Berlin. 6) Conferenz des Central-Ausſchuſſes mit ſeinen Agenten.

Falls etwa über noch andere Gegenſtände die Veranſtaltung von Specialconferenzen gewünſcht werden ſollte, würden die näheren Anträge nebſt Vorſchlag eines Referenten dem Präſidium bis zum 15ten Auguſt einzureichen ſein.

Alle evangeliſchen Chriſten, welche mit ihrem Glauben auf dem Grunde der reformatoriſchen Bekenntniſſe ſtehen und die angeſtrebte Conföderation der Lutheriſchen, Reformirten und Unirten Kirche unſeres deutſchen Vaterlandes im Herzen tragen, beſonders auch alle Agenten, Correſpondenten und Freunde des Werks der inneren Miſſion, ſind hiermit eingeladen, an der Verſammlung Theil zu nehmen. Die kirchlichen Gemeinſchaften, Vereine und Anſtalten aber, welche dem Kirchentage ſich angeſchloſſen haben, ſind freundlichſt gebeten, die Verhandlungen durch Abgeordnete zu unterſtützen." —

Columbus, O. — Das neue Gebäude der Capital University, ganz in der Nähe der Hauptſtadt von Ohio wurde am 14ten September eingeweiht, wobei Herr Prediger Stohlmann von Neu-York eine vortreffliche Rede in deutſcher, und der Senator Seward eine in engliſcher Sprache hielt. Dieſe neue Anſtalt hat ein großes und ſchönes Arbeitsfeld vor ſich, und die Ausſichten, daſſelbe auf eine erfolgreiche Weiſe zu bearbeiten, ſind noch dem "Luth. Standard" jetzt günſtiger, als je.

Neu-York. — Es freut uns zu vernehmen, daß in Neu-York ſeit dem 6ten Jan. 1850 unter deutſchen Handwerkern ein frommer Jünglingsverein von 40—50 Mitgliedern beſteht nach dem Muſter ähnlicher Vereine in Bremen, Berlin ꝛc., und ungefähr nach dem von Einem unſerer Mitarbeiter Bd V. S. 150 vorgeſchlagenen Plan eingerichtet iſt. Der eigentliche Zweck des Vereins iſt nämlich, die junge deutſche Bevölkerung dem in großen Städten ſo mächtigen Einfluß des Unglaubens und der Unſittlichkeit zu entziehen und ſie der Kirche zuzuführen. Zu dieſem Zwecke verſammeln ſie ſich jeden Werktag Abend, ſtatt die köſtliche Zeit im Wirtshaus todtzuſchlagen und ſich dem Ruin des Leibes und der Seele auszuſetzen, in einem geräumigen Locale zu gemeinſchaftlichem Singen, belehrender Lectüre, Unterricht im Engliſchen, in Geſchichte, Geographie und anderen nützlichen Kenntniſſen, ſowie zu freier Unterhaltung. Wir wünſchen dem Verein von Herzen Gottes Segen, ſo wie jedem edlen Streben, welches die ſittliche und religiöſe Förderung unſeres deutſchen Volkes im Auge hat.

Digitized by Google

Der

Deutſche Kirchenfreund.

Jahrgang VI. December, 1853. Nro. 12.

Liturgie oder freies Gebet beim öffentlichen Gottesdienſt?

(Schluß.)

Wir haben uns deſſen längſt verſehen, daß man ſagen wird, unſer Beſtreben werde am Ende auf nichts ſo ſehr hinausgehen, als daß wir unſerem proteſtantiſchen Gottesdienſte überhaupt mehr Form, mehr Aeußerlichkeit geben wollen, daß wir überhaupt die künſtleriſche, äſthetiſche Seite mehr an demſelben pflegen und hervorkehren wollen. Kaum wüßten wir, daß wir ein Wort geſagt hätten, das an ſich dieſen Gedanken erwecken könnte. Aber wir fürchten uns auch nicht vor ihm als vor einem Vorwurfe. Iſt denn Formloſigkeit oder gar Formentſtellung, Häßlichkeit, Unanſtändigkeit des Aeußern ein Vorzug, ein Lob? Sollten wir vergeſſen, daß das Innere nach außen, das Aeußere nach innen mächtig rückwirkt? Sollten wir bei der Religion, die tiefer als alles Andere das Innerſte des Menſchen bewegt, kräftiger als jede andere Macht in die Geſtaltung des Einzellebens wie der Geſammtheit eingreift, etwa die Form, unter der ſie lebt, wirkt, für etwas ganz Zufälliges halten? Allerdings wiſſen wir zwiſchen Inhalt und Form zu unterſcheiden, aber wenn die Form für etwas rein Unweſentliches gelten ſoll, damit ſtimmen wir nicht überein. Weil der Romanismus in kirchlichen Dingen Alles beinahe in reine Form ſich entäußern und den Inhalt darüber verſchwinden ließ, ſoll darum der Proteſtantismus auf dem anderen Extreme verharren wollen und in der Formloſigkeit ſeine Form, ſeinen Vorzug ſuchen? Gewiß nicht. Religion iſt ohnehin nichts, das nur einſeitig den Menſchen faſſen und bilden ſollte, etwa ſeinen Verſtand oder ſeinen Willen ergriffe, zu anderen Anlagen der Seele aber ſich gleichgültig verhielte. Nein, ſie will uns ganz heiligen, und alle unſere Gaben verklären und dem Dienſt des lebendigen Gottes weihen. Je mehr wir religiös durchgebildet

werden, deſto weniger können wir in ſtarrem, extremem Puritanismus eine wahre Frucht ächt chriſtlicher Bildung erblicken, ſondern eine Einſeitigkeit, ein ungeſundes Extrem. Weil die Kunſt im Romanismus mißbraucht wurde, das iſt kein Grund, daß ſie immer mißbraucht werden muß im Dienſt der Kirche. Die Heiden haben gewiß die Kunſt ſehr mißbraucht im Dienſt der Religion, aber Gott der Herr hat doch, während er den Mißbrauch ganz verboten hat, dem Moſes befohlen, die Bilder der Cherubim anzubringen, an den Wandungen im Allerheiligſten und über der Bundeslade; ja, Alles am ganzen Heiligthum, ſelbſt die Geräthe, der Leuchter u. ſ. f war künſtleriſch geſtaltet und hatte als Solches ſeine religiöſe, ſymboliſche Bedeutung. Wenn wir die Bücher der Propheten leſen, wie iſt Alles ſo bilderreich, ſo belebt durch die ſinnvollen Gebilde der heiligen Phantaſie! Man leſe die Schilderungen des neuen Tempels bei Ezechiel, oder man ſtelle ſich nach dem Bild der Offenbarung St. Johannis das neue Jeruſalem, die Stadt mit den Juwelenmauern und den Perlenthoren lebhaft vor die Augen, ſo wird man leicht erkennen, wie mächtig hier künſtleriſche, äſthetiſche Elemente benützt ſind, um religiöſe Belebung, Erbauung zu fördern. Freilich hat auch der ſtrenge Puritanismus der Poeſie nie ihr Recht an der Religion nehmen wollen. Er möchte dann wohl auch zuſehen, wie er mit dem ebenſo frommen als genialen Werke Bunyans zu Rechte käme. Aber wenn die Phantaſie im Dienſte der Religion in der Poeſie thätig ſein darf und eben auch für den Gottesdienſt, wie im frommen Liede, ſo ſehen wir durchaus nicht ein, warum ſie nicht auch in Architektur, Malerei und anderen Künſten ſich im Dienſte der Religion thätig erweiſen darf.

Wir gehen indeſſen mit denen, welche der Kunſt die Kirchenthüren verſchließen, Hand in Hand, ſo weit es ſich darum handelt, Mißverſtändniſſen, Irrthümern, die leicht entſtehen könnten, vorzubeugen. Eben unſere Antitheſe gegen den Romanismus muß uns vorſichtig machen, daß wir nicht den Schein eines Zugeſtändniſſes, einer Accommodation veranlaſſen. Gewiß ſind wir auch überzeugt, wie ſehr wir auch kirchliche Kunſtſtrebungen ſonſt fördern mögen, daß unſer Volk noch lange an den aus ächt chriſtlichem Geiſte erzeugten Kunſtformen doch nur Hieroglyphen, eine unverſtändliche Geheimſchrift haben wird. Aber eine unverſtandene Symbolik iſt es nicht, was wir im Proteſtantismus haben wollen, das wäre dem ganzen Geiſt und Weſen deſſelben entgegen. Was wir wollen, iſt nur die Anerkennung des Princips, daß das Chriſtenthum die Kunſt nicht von ſich abſtoße, daß es auch ſie in ſeinen ſpeciellen Dienſt nehmen und zu dem Ende ſie heiligen und verklären wolle. Wir erkennen auch gerne das Nützlichkeitsprincip an, wenn es ehrlich das wirklich Gute und Wahre als das Erſte ſucht, denn wir wiſſen, daß es dann auch das wahrhaft Schöne mit innerer Nothwendigkeit aus ſich erzeugen wird. Wir wollen das Schöne, Aeſthetiſche nicht vom Standpunkt des Chriſtenthums und ſeiner praktiſchen Zwecke aus verachtet wiſſen, denn der Heiland hat jene

ſymboliſche Salbung mit Nardenwaſſer troz der puritaniſchen Kritik der Jünger auch nicht verachtet, weil er heilige Hochachtung und Liebe als ihr reines Motiv erkannte.

Nun ſollen wir aber überhaupt das künſtleriſche Element nicht verachten, da wir uns deſſelben ja doch nicht entſchlagen können. Gerade in unſerem Jahrhundert macht es ſich unter uns wieder recht kräftig und in gereinigter Weiſe geltend. Auch unſere Gottesdienſte entbehren es nicht. Die Muſik ohnehin hat ihr altes heiliges Recht, zur Verherrlichung Gottes mitzuwirken, noch nie aufgegeben. Es müßte doch mit dem Geſang in unſeren Gemeinden ſehr ſchlecht beſtellt ſein, wenn wir die Quäker um ihre fromme langweilige Stille beneiden wollten. Findet ja doch die Orgel, das ὄργανον κατ' ἐξοχήν, jetzt wieder Zugang an mehreren Orten, wo David um ſeiner Harfe willen früher wäre verketzert worden. Beſonders aber iſt in den kirchlichen Bauten der neueſten Zeit ein Streben nach klaſſiſcher Form, Eleganz, Symmetrie, Pracht zu erblicken, worüber die Puritaner des ſiebenzehnten Jahrhunderts in keinen kleinen Grimm gerathen wären. Wir ſehen, daß der künſtleriſche Trieb, die äſthetiſche Seite an unſerem Weſen ſich bemerklich macht. Das Land und Volk iſt reich und mit dem Wachſen der allgemeinen Bildung kann uns eine freigebige Anwendung der vielfachen vorhandenen Mittel auch zu kirchlichen Zwecken nicht wundern. Aber freilich — wir ſind in unſeren Kirchenbauten dem alten Heidenthum oder der römiſchen Kirche zu Dank verpflichtet. Der ſo innerliche Proteſtantismus hat auf die Architectur verzichten müſſen, wenn er im Felde der Kunſt original ſchaffen wollte. Die heidniſche Säule, vielleicht vom ägyptiſchen Tempel entlehnt, der Rundbogen der altchriſtlichen Kirche, der Pfeiler und Spitzbogen, dem gothiſchen oder richtiger dem germaniſchen Dom entnommen, ſie ſind es, die jetzt unſere proteſtantiſchen Gotteshäuſer ſchmücken. So ſind wir alſo auch nach dieſer Seite hin mit dem klaſſiſchen ſowohl wie chriſtlichen Alterthum verbunden. Aber freilich neben unſerer ängſtlichen Furcht vor Formen nimmt ſich dieſe erwachende Kunſtliebe, dieſer Sinn für das Schöne, Würdige der Form ſehr ſeltſam aus. Natürlich hat es auch mit der Religion als ſolcher, mit dem Gottesdienſt bei uns gar nichts zu thun. Wir glauben nicht Gott damit zu dienen, wenn wir das Haus ſeiner Ehre alſo ſchmücken; wir ſind zu gute Proteſtanten, um in dieſen Irrthum zu fallen. Es ſind auch wohl nur ſehr wenige unter uns, welche eine Ahnung davon haben, daß die Säule am griechiſchen Tempel aus der griechiſchen, heidniſchen Religioſität, aus ihrem Geiſte mit der ganzen klaſſiſchen antiken Kunſt hervorging und daß es nicht zufällig iſt, daß die Kirche des Mittelalters ſich von der heidniſchen Säule gänzlich emancipirte und die Pfeiler an ihre Stelle ſetzte, die ſich himmelanſtrebend oben ausbreitend einander die Arme reichen und ſich mit dem Ganzen gegenſeitig tragen. Daß dieſe, eine ganz andere Religioſität ſymboliſch darſtellenden Architekturformen mit unſerem religiöſen Denken in einem

geraden Widerſpruche ſtehen, das fühlen wir freilich nicht, wenn wir ſie zum Schmuck unſerer Kirchen wählen. Zwiſchen ihnen und unſerem Gottesdienſt iſt alſo entfernt keine Beziehung; die Wahl der Formen iſt etwas rein Zufälliges. Warum aber wählen wir ſie? Weil doch ein äſthetiſches Bedürfniß da iſt, weil wir doch nicht für ſo geſchmacklos gelten wollen, wie unſere Vorfahren zum Theil recht herzlich geſchmacklos und zwar mit quäkeriſcher Selbſtzufriedenheit geweſen ſind. Religion hat alſo bei uns nichts damit zu ſchaffen, eine Beziehung auf Gott und das Göttliche ſindet nicht dabei ſtatt. So kann am Ende nichts Anderes als Grund des erwachenden Kunſtſinnes genannt werden, als ſinnliches Wohlgefallen, eine Luſt an der irdiſchen Pracht als ſolcher, ein Vergnügen an der Form für ſich, an der Entfaltung unſeres Vermögens, unſerer Mittel durch ſie. So ſind wir alſo unter dem Einfluß puritaniſcher Tendenzen vom Nützlichkeitsprincip doch nicht ganz abſorbirt und um den Kunſtſinn doch nicht ganz gekommen. Aber ſo, wie die Sache ſteht, glauben wir, daß wir uns dabei in einem Widerſpruche mit uns ſelbſt befinden, wie mit der chriſtlichen Kirche von den erſten Jahrhunderten her. Wir lieben Kunſt, aber wir vermögen ihr doch keine religiöſe Weihe zu geben; wir brauchen ſie, aber ſie ſteht als ein rein fremdartiges Gebiet ganz getrennt und geſchieden neben unſerem religiöſen Bewußtſein.

Wäre es nun nicht beſſer, wenn das Element der Kunſt der Religion dienſtbar gemacht würde, wenn es zur Förderung der Andacht, dadurch zur Verherrlichung Gottes benützt würde, ſo weit dieß ſich mit unſerem Proteſtantismus verträgt? Wir verzichten vornweg auf Vieles, auf Architektur, Sculptur, Malerei; wir müſſen ja auf das einfachſte, heiligſte Zeichen, auf das tiefſte Symbol des Chriſtenthums in unſeren Kirchen verzichten, nämlich auf das Kreuz. Wir ſehen aber in Plaſtik und Malerei Dinge in unſeren Kirchen als Ornament angebracht, die dahin viel weniger gehören, als das Zeichen des Kreuzes, welches auch unendlich weniger zerſtreuend wirken würde, als all' die Schnörkel und Arabesken, die es zu ſehen gibt; aber es hat das Unglück in dieſem Lande Zeichen des Romanismus geworden zu ſein, da es doch das ächt katholiſche Zeichen der chriſtlichen Kirche iſt. Jedoch wollen wir vor Allem es ausgeſprochen haben, daß wir keine Kunſt uns im Gottesdienſt wünſchen, die nicht aus dem Leben und Bewußtſein der proteſtantiſchen Chriſtenheit ſelbſt hervorgeht. Es iſt daher ziemlich einerlei, was für Formen wir zu äußerlichem Schmucke wählen, ſo lange dieſe Formen für die Gemeinde doch nur todt ſind. Wir wollen uns das äſthetiſche Element eben nur in der Anwendung, bei welcher die Gemeinde geiſtig lebendig und mitthätig iſt. Das allein ſcheint uns des proteſtantiſchen Geiſtes würdig und als liegend in der Conſequenz des proteſtantiſchen Principes. Daher iſt uns aber das römiſche Formenweſen ſchon aus dem Grunde zuwider, weil es ſelbſt im Bewußtſein der römiſchen Chriſten todt, unverſtändlich iſt und rein mechaniſch fortexiſtirt. Wollen wir aber unſeren

Gottesdienſt würdiger geſtalten, wollen wir dem äſthetiſchen, darſtellenden Momente in demſelben mehr Bedeutung zukommen laſſen, ohne uns ſelbſt ungetreu zu werden, wollen wir eine geiſtig lebendige Mitthätigkeit wecken und erzielen, ſo laßt uns liturgiſche Feier unſerer Gottesdienſte pflegen; ſie ſollen eine heilige, weihevolle Geſammthandlung der ganzen Gemeinde werden.

Würde aber durch eine liturgiſche Geſtaltung unſerer Gottesdienſte, wo ſich am liturgiſchen Acte die ganze Gemeinde bethätigen würde, wo beſonders durch eine innigere Verbindung des heiligen Geſanges mit dem Gottesdienſte, durch eine Wechſelthätigkeit zwiſchen dem Prediger und der Gemeinde und zwiſchen den Gliederungen dieſer ſelbſt, durch eine dem Weſen der Sache ſelbſt gehörig entſprechende Trennung zwiſchen dem Wort, das wir von Gott hören und durch ſeine Diener hören und zwiſchen dem Wort, das die Gemeinde als ſolche oder durch den Mund des Predigers vor Gott bringt und hier wiederum durch eine ordentliche, den Unterſchied hervorhebende Trennung zwiſchen Bekenntniß, Bitte, Dank und Lobpreiſung, mehr Beſtimmtheit und Klarheit in unſeren Gottesdienſt kommen, ſo würde nicht nur der Gemeinde ſelbſt, was unſere Anbetung Gottes in ſich ſchließt, was zu ihr gehört, viel klarer und wichtiger den einzelnſten Glieden zum Bewußtſein gebracht werden, ſondern unſere Gottesdienſte wären lebendiger, erhebender und jeder Einzelne würde mehr in's Intereſſe der Sache hineingezogen. An Formen und Handlungen, die nur vor uns geſchehen, wo wir leere Zuſchauer ſind, iſt es uns gar nicht gelegen. Aber an geordneten Mitteln, wodurch Alle Veranlaſſung finden, mitzuhandeln, wenn die Gemeinde ſich betend Gott darſtellt und damit ihren Chriſtenglauben darſtellt, an denen allerdings iſt uns gelegen. Niemand wird uns verwerfen können, daß wir eitelm Kunſtgepränge in irgend einer Weiſe das Wort reden. Daß wir aber das Element des Gefühls und der Darſtellung, die äſthetiſche Seite an der Religion zu ſehr vernachläſſig haben, daß eben hieraus allerlei entartete, wilde Ausbrüche innerer Erregung naturgemäß hervorgegangen ſind und noch hervorgehen, das iſt ein Verwurf, der uns mit Recht gemacht wird, und die ſchlimmen Folgen der Sache laſſen ſich nicht läugnen. Wem das Decorum, das Anſtändige im Gottesdienſt nicht am Herzen liegt, dem fehlt es nicht nur an der Achtung, die er der chriſtlichen Gemeinde ſchuldig iſt, ſondern es fehlt ihm auch beſonders an der rechten Ehrfurcht vor Gott. Allerdings kommt es auf's Herz an; aber eben das äußere Verhalten iſt ein Verräther des Herzens. Allerdings kann das Aeußere auch täuſchen. Dem aber iſt überhaupt auf keine Weiſe auszuweichen, daß Menſchen uns Menſchen betrügen können. Je mehr wir aber das wahrhaft Edle und Würdige, die Wahlordnung des Ganzen pflegen, um ſo feierlicher, wichtiger, eindrucksvoller werden unſere Gottesdienſte werden. *)

*) Es iſt wahrhaftig kläglich, wie wenig auch beſonders manche Geiſtliche ſich bei den Functionen ihres heiligen Amtes würdig zu benehmen wiſſen. An ihrem

Doch wir haben ſo eben noch eines Punktes erwähnt, den wir einer ernſten Beachtung für würdig erachten. Wir erinnerten daran, daß ein gehörig geordneter liturgiſcher Gottesdienſt das, was die conſtituirenden Theile der gottesdienſtlichen Handlung bildet, der Gemeinde viel deutlicher in ſeinen Unterſchieden vor die Seele zu ſtellen geneigt iſt. Jedes Einzelne bekommt aber dadurch auch viel mehr Bedeutung. Die meiſtens ſo ganz ungeordnete Art, wie in den freien Gebeten der ordinären Form die Abbitte und das Sündenbekenntniß, das Gebet als Bitte und Fürbitte, das Glaubensbekenntniß und das Dank- und Lobgebet an einander gehängt oder auch untereinander geworfen werden, iſt ganz und gar nicht tauglich, dieſe Stücke jedes für ſich zu ſeiner rechten Geltung kommen zu laſſen. Je mehr uns der Inhalt jedes einzelnen zu Herzen geht, deſto gewaltſamer muß der Sprung unſerer Stimmung aus einem in's andere ſein. Leider aber kommen wir kaum dazu, uns die Gedanken recht zu Herzen gehen zu laſſen. Die Worte gehen an uns vorüber und wir verhalten uns ſo ziemlich wie beim Hören der Predigt. Und doch iſt zwiſchen Beten und Predigthören ein großer Unterſchied. Nicht einmal bei Letzterem ſollte ich mich rein paſſiv verhalten, gar nicht aber beim Erſteren. Nun aber iſt uns Beides gar oft ein Gegenſtand einer unwillkührlichen Kritik. Die rechte liturgiſche Behandlung der Sache würde die einzelnen Acte viel mehr in ihrer Bedeutſamkeit für ſich hervorheben und jeder Mitfeiernde würde ſich aufgerufen fühlen, ſeine Gedanken und die ganze Kraft ſeines Gemüthes nun eben auf das zu concentriren, wozu durch die beſtehende Ordnung des Gottesdienſtes ſeine lebendige Theilnahme eben jetzt gefordert wird. Wir haben gar keinen Zweifel, daß das Gebet der Gemeinde dadurch viel mehr ein warhaft andächtiges Beten würde. Auch das Leſen und Hören des göttlichen Wortes würde dadurch ſeine beſtimmtere bedeutſamere Stellung im Gottesdienſte bekommen. Von ſelbſt verſteht ſich, daß auch hierin eine feſtgeſetzte Ordnung ſtatt finden müßte. Die Wahl der vorzuleſenden Bibelabſchnitte ganz der Willkühr des Predigers zu überlaſſen, ſo wie die Wahl ſämmtlicher Predigttexte, das ſcheint uns gegen die Gemeinden ein größeres Unrecht als wenn man den Prediger nur an die altkirchlichen Perikopen und Epiſteln binden will. Da hängt es denn alſo ganz von der beſonderen Neigung des Predigers ab, welche Seite der geoffenbarten Wahrheit er vor ſeine Gemeinde bringen, welche er mehr auf der Seite liegen laſſen will. Das iſt der beſte Weg, um allerlei ſectireriſche Vorurtheile oder zeitweilig herrſchende Richtungen der Theologie in den Gemeinden ſich feſtſetzen und erſtar-

---

frechen Herumſchauen unter dem Geſang, an ihrem ſo pöbelhaften Ausſpucken währen der Handlung und an ſo manchem Anderen iſt abzunehmen, daß ſie, durchaus gedankenlos, weder wiſſen, was ſie thun, noch was für einen Eindruck ſie auf jeden Gebildeten in der Gemeinde machen. Denen gibt ſchon ein alter Heide eine ſehr nützliche Lection; ſ. Cic. de Offic. l. I. c. 27. c. 35

ken zu laſſen zum großen Schaden einer geſunden, ächt evangeliſchen, ächt chriſtlichen Frömmigkeit. Wir wollen auch hier keinen abſoluten Zwang, ſo wenig als eine reine Willkühr der Individuen. Aber wir wollen Ordnung in der Freiheit, und Freiheit in Ordnung. Wir können daher nicht anders als uns entſchieden für die uralte Regel der Kirche ausſprechen, daß nämlich beſtimmte Abſchnitte der heil. Schrift vorgeleſen werden ſollen, damit die Schrift nach ihrem Geſammtreichthum vor die Gemeinde komme. Sollte auch kein Zwang zugelaſſen werden, daß man nur über dieſe Abſchnitte zu predigen hätte, ſo ſollte doch auch eine Regel ordnen, daß man nicht immer nur über Texte eigener Wahl predigen darf. Wir brauchen hier gar nicht daran zu erinnern, was die alte Praxis der lutheriſchen Kirche beſonders hierin geweſen iſt. Die Wahl der Bibelabſchnitte ſelbſt aber hat ihren Grundtypus an den zwei Hauptſeiten der Schrift: Geſchichte und Lehre. Sie kehren wieder in den zwei Hälften des Kirchenjahres, von denen eine uns mehr die großen Heilsthatſachen der Geſchichte des Reiches Gottes, die andere uns mehr die Bedingungen unſerer Theilnahme an demſelben vor Augen ſtellt. So kommt dadurch Beides zu ſeinem Rechte, Geſetz und Evangelium und ihre Zuſammengehörigkeit und ebenſo wieder auf unſerer Seite Beides, Leben und Glauben und ihre innige Zuſammengehörigkeit. Wenn beſonders die deutſchen Kirchen dieſes Landes von dieſer durch die That der Reformation auf's Neue ſanctionirten, alten Ordnung der Kirche großentheils abgefallen ſind, ſo haben ſie das zu ihrer eigenen Schande wie zu ihrem eigenen Schaden gethan. Hat dieß Aufnehmen des Fremden, dieſe Unſelbſtſtändigkeit und Charakterloſigkeit je zu etwas Anderem gedient, als uns innerlich ſchwach zu machen, den Uebergang unſerer Kirchenglieder zu anderen Kirchen zu erleichtern und ihn durch das Verwiſchen bedeutſamer Unterſchiede geradezu ſogar zu veranlaſſen und uns dem mitleidigen Achſelzugen unſerer engliſchen Nachbarn preis zu geben?

Und leider muß man ſagen, daß es mit uns auch in dieſen Stücken noch zu keiner gründlichen Erkenntniß unſeres Fehlers und zu keiner ernſten Umkehr kommen zu wollen ſcheint. Noch immer reden hervorragende Stimmführer bedeutender Theile der deutſchen Kirche dieſes Landes dem uns Fremdartigen in ſehr einſeitiger Weiſe das Wort und fördern wie ſeinen Einfluß unter uns, ſo unſere Haltungsloſigkeit ihm gegenüber. Wir huldigen nicht der Anſicht, daß wir uns gegen Fremdes überhaupt hermetiſch verſchließen ſollen oder können. Kirchliche Zuſtände laſſen ſich nicht wie anatomiſche Preparate in Alcohol und Flaſchen unangetaſtet im Wechſel der Zeiten und geſichert gegen alle Wirkung des Weltlebens und aller ſittlichen Zuſtände umher für kommende Geſchlechter preſerviren. Wer kirchliches Glauben und Leben alſo fixiren will, der vergeſſe nicht, daß er aus dem anfangs Flüſſigen und Lebendigen einen Kriſtall bildet, der ſcharf und eckig, aber der inneren Regung verluſtig iſt. Man ſollte der

römiſchen Kirche Lehre und Praxis ſich hiebei vergegenwärtigen und davon als an einem abſchreckenden Beiſpiele lernen. Aber ebenſo weit ſollte man davon entfernt ſein, das geſchichtliche Gewordenſein der kirchlichen Verhältniſe zu verachten. Sollte es etwa natürlich ſein, daß die deutſchen Kirchen dieſes Landes durch ihren Beginn in der neuen Welt ganz mit der Geſchichte ihrer Vergangenheit im deutſchen Vaterlande brechen? Sollte man denken, daß die deutſchen Kirchen, die ihr Leben auf die Geburtsſtunde der Reformation zurückdatiren, ſo ganz ſich ſelbſt aufgegeben haben, nichts Beſſeres hier zu thun wiſſen, als daß ſie ſich alſobald geduldig dem Geiſt und Weſen etlicher Sectionen des engliſchen Proteſtantismus unterordnen? Wenn dieſe Sectionen ſelbſt in ihren Eigenthümlichkeiten als geſonderte kirchliche Organiſationen neben einander verharren und dabei gedeihen können, warum können nicht auch die deutſchen Kirchen das ihnen aus ihrem Entſtehungstage Eigenthümliche bewahren und damit ihren eigenen ſelbſtſtändigen Charakter? Wir wollen an engliſchen Kirchen ſo wenig als an die römiſche Kirche verrathen ſein. Diejenigen, die den alten deutſchen Glauben nicht mehr haltbar finden, ſollen uns Proben geben, daß ein mächtigerer, Glaubensgeiſt, ein tieferer Blick in die Geheimniſſe der Offenbarung, eine ſolidere Theologie in ihnen wohnt, als in einem Luther mit ſammt ſeiner Abendmahlslehre. Darauf warten wir noch mit Begierde; aber ſo lange wir warten müſſen, wollen wir keinen voreiligen Tauſch machen. Darum iſt's uns ganz recht, daß es an ſolchen nicht fehlt, die, obwohl ſie Amerikaner und gerade weil ſie es ſind, noch den Muth haben, auch Lutheraner vom alten Styl und Schlag zu ſein und wir können ihnen manches Federleſen und ſonſtige Anhängſel dafür recht wohl zu gute halten.

Betreffend die Angriffe, welche liturgiſche Beſtrebungen in unſeren Kirchen von den Führern der puritaniſch gefärbten Richtung zu erleiden haben in religiöſen Zeitungen und auf Synoden, mögen wir doch noch in Erinnerung bringen, daß in Deutſchland ſelbſt mit der ſo kraftvollen Wiederbelebung des kirchlichen und religiöſen Geiſtes auch das Bedürfniß liturgiſchen Gottesdienſtes neu erwacht iſt. In verſchiedenen größeren Städten werden regelmäßige liturgiſche Gottesdienſte wieder gehalten, ebenſo erfreuen ſich liturgiſche Verſuche aller Orten in Landgemeinden der herzlichſten Theilnahme der Kirchenglieder; auf dem letzten evang. Kirchentage in Bremen wurde liturgiſcher Gottesdienſt gehalten; im Rauhen Hauſe bei Hamburg, von wo aus die fliegenden Blätter gehen, findet täglich liturgiſcher Gottesdienſt und zwar — wie ſich von ſelbſt verſteht — mit Reſponſorien ſtatt. Das Alles iſt wahrlich vom Zuſammenhang mit der in Deutſchland neu erwachten Liebe zum Reiche und Worte Gottes nicht loszureißen. Als aber im vorigen Jahrhundert der engliſche und franzöſiſche Deismus und Naturalismus in die deutſche Kirche einbrach und den Weinberg des Herrn verwüſtete und als er ſich dort in das feine Gewand rationaliſtiſcher Theologie warf und dadurch gar hoffärtig wurde, da ging in dieſen

hohen Regionen der Gebildeten und Gelehrten, welche den Ton angaben, das Gefühl für ſo manche Schönheit und Zierde der deutſchen Kirche verloren, die alten Liturgieen, die alten Reſponſorien, die alten herrlichen Kirchenlieder mußten den neuen verwäſſerten Declamationen eines Chriſtenthums ohne Chriſtus gegenüber verſchwinden; was in der deutſchen Kirche von Alters her naturwüchſig und lebendig ſich entfaltet hatte und dem Volke heiliges Gut geweſen war, mußte ſich beſchneiden laſſen von den gelehrten Scheeren wie die verkrüppelten Bäume in franzöſiſchen Kunſtgärten und an die Stelle des belebten Reichthums im Gottesdienſt tritt die kahlſte und ſchaalſte Armuth. Für den Verluſt herrlicher, altehrwürdiger Formen gab aber die Kanzel erſt keinen Erſatz. Bei aller Aufklärung, die den alten Schmuck der Kirche mit dem groben Beſen hinauskehrte, wurde es immer dunkler und unheimlicher in der Kirche. Kurz — was iſt denn am deutſchen Volke beſſer dadurch geworden, daß man es kirchlich mundtodt erklärte und daß man in ſchlecht puritaniſcher Weiſe den Gottesdienſt auf die Armſeligkeit einer oft rationaliſirenden Predigt reducirte? Das Gute und Große am Puritanismus konnte man ihm doch nicht verleihen. Auch hat die deutſche Nation und Kirche ihr eigenes Gutes und Großes ohne fremde Lappen auf dem alten Rock!

Wir wiſſen recht wohl, daß unter uns jeder Verſuch, das äſthetiſche Element, das Element der Form, der ſich *äußerlich* darſtellenden Würde des Gottesdienſtes, zu ſeinem Rechte zu bringen, beſonders auch dadurch verdächtig wird, daß man alſobald nichts Anderes als Römiſchkatholiſches darin wittert. Es gibt Leute unter uns genug, die in dieſer Hinſicht gleich ſpaniſchen Inquiſitoren vom reinſten Feuer mit beſonders ſpitzigen Naſen begabt ſind. Wir möchten aber weder Klein- noch Groß-Inquiſitoren um ihr Amt beneiden. Auch iſt ſolcher Eifer um ſo unverſtändiger, weil ſie gewöhnlich Alles mit Wuth angreifen, was etwa *der Form halber* ihnen römiſch vorkommt; wie viel ſie ſelbſt aber mit der ächt römiſchen Werkheiligkeit zu thun haben, wie hoch des Menſchen Selbſtwirken der Gottſeligkeit von ihnen erhoben wird, was für ein todter Legalismus ſie oft beherrſcht, das kommt ihnen oft nicht einmal zum Bewußtſein, abgeſehen von der Art und Weiſe, wie ſie die Schrift mißhandeln und auch jede Mißgeſtaltung und Vermenſchlichung chriſtlicher Frömmigkeit aus derſelben, wie ihnen beliebt, herausleſen. Dieſe Leute wiſſen auch recht wohl, daß ſie bei ſolchen Verdächtigungen Anderer ihre gute Rechnung finden. Gleichwohl müſſen wir das gute proteſtantiſche Recht in Anſpruch nehmen, auch in Beziehung auf die römiſche Kirche ein Privaturtheil haben zu dürfen. Macht man ja doch ſonſt ſo viel Lärm zu Gunſten des Privaturtheils! Nun ſind wir aber allerdings überzeugt, daß der leidige Teufel ſein Spiel gewaltig treibt in der römiſchen Kirche und in vielen Stücken mehr als anderswo. Wir hätten auch ſelbſt für uns kein Plätzchen in der römiſchen Kirche, außer auf dem Scheiterhaufen, wie wir ihr auch gar keines bei uns einräumen wollen. Aber

es ſcheint uns, manche von unſeren guten Brüdern machen je und je den leidigen Mißgriff, daß ſie römiſch und katholiſch mit einander vermiſchen. Vieles, was bei uns heutzutage für römiſch ausgeſchrieen wird, iſt ſo wenig römiſch als wir ſelbſt. Es iſt vielmehr katholiſch, altkatholiſch, hat der alten und allgemeinen chriſtlichen Kirche und ihrer Gottesdienſtordnung angehört in Zeiten, wo der römiſche Biſchof kein Papſt, ſondern eben ein Biſchof wie andere Biſchöfe auch war und nicht mehr noch minder. Als Luther in Wittenberg Liturgie und Reſponſorien einführte und ſelbſt Zwingli in Zürich ein Aehnliches verſuchte, da glaubten ſie gar nicht, etwas Römiſches zu thun, ſondern etwas alt und allgemein Kirchliches, Etwas, das ſich bei dem gemeinſamen Gottesdienſt gläubiger Chriſtenheit ganz von ſelbſt verſtehe. Dieſe Dinge waren eine alte Erbſchaft in der römiſchen Kirche. Aber ſie waren gar ſehr verunreinigt und ſind es dort bis auf dieſen Tag. Luther wußte aber auch zwiſchen römiſch-katholiſcher Kirche und zwiſchen Papſtthum zu unterſcheiden und von jener ganz anders zu reden als von dieſem. Wie uralt aber in der chriſtlichen Kirche aller Orten Liturgieen und Reſponſorien nebſt anderen Formen geweſen ſind, das wiſſen die recht wohl, die mit der Geſchichte der Kirche etwas beſſer bekannt ſind, und können ſich andere ehrliche Leute leicht darüber belehren. Nun ſind wir nicht gemeint, dieſe Dinge zum Maaßſtab in unſerer Beurtheilung aller Chriſtenmenſchen zu machen. Aber wir können auch nicht einſehen, warum die deutſchen Kirchen, ſo weit ſie dieſen Schmuck ihres Gottesdienſtes hatten, als etwas auch ihnen Eigenthümliches, ſich deſſelben unter uns zu ſchämen brauchen. Bei aller Achtung vor dem Puritanismus ſollten wir die Selbſtachtung und Werthſchätzung des uns Eigenthümlichen nicht ſo leichten Tauſches verlieren.

Natürlich erkennen wir recht wohl, wie vorſichtig man um vieler Urſachen willen mit der Einführung von Formen im Gottesdienſt überhaupt ſein muß; wir wiſſen, wie viele Gefahr der Veräußerlichung damit verbunden iſt, und ſind nicht geneigt, haſtigem Aendern das Wort zu reden. Aber eben aus demſelben Grunde halten wir auch das Wegwerfen und Abſchaffen von geſchichtlich berechtigten Zuſtänden und Formen in der Kirche nicht für berechtigt. In dieſer Hinſicht hat aber der engliſche Puritanismus gar gewaltig unter uns gehaust und die Schilderung, welche ein neuerer Gelehrter von puritaniſchem Gottesdienſte macht, trifft leider Vieles an uns, die wir nicht puritaniſch heißen; er ſagt von der puritaniſchen Richtung: ſie löſet faſt den ganzen Gottesdienſt, die Kirchen mehr in Hörſäle verwandelnd, in pure Predigt auf, und bei ſeinem geſammten Verlauf im Ganzen wie im Einzelnen, wendet ſie nun die einſeitig verſtändigen und nur formal ſchrifttreuen, der geſchichtlichen Entwicklung trozenden Grundſätze, die ihr allgemeines doctrinelles, wie liturgiſches Princip ausmachen, ſo rückſichtslos — als um Gott eifernd — an, daß ſie Alles aus demſelben ausmerzt, deſſen das entleerte,

weil der geſchichtlichen Bewährung entkleidete, Bibelwort nicht ausdrücklich gedenkt oder wovon der Verſtand nicht handgreiflichen Nutzen für ſich ſieht; daß ſie — — auch keine kirchlichen Feſte mit alleiniger Ausnahme des Sonntags feiert, keine prieſterliche Kleidung, keine Gebetsformulare u. ſ. w. ſtatuirt, allenthalben Altäre, Crucifixe, Kreuzeszeichen, heilige Bilder, heilige Inſtrumentalmuſik, Apoſtel- und Marientage nebſt anderen untergeordneten Feſttagen und Feſtzeiten, auch evangeliſche Perikopen, Kniebeugung beim Abendmahl (und Conſecration) und dgl. verwirft, eigenthümlichen Kirchengeſang faſt nicht kennt u. ſ. w., kurz alles Leibliche und Sichtbare im Cultus, analog wie in ihrer Idee von der Kirche überhaupt, als ſei der Menſch ein ätheriſcher Geiſt, nach Möglichkeit verpönt.*) — Iſt mit dieſer Schilderung ihre g puritaniſcher Richtung im Gottesdienſt nicht geradezu der Geiſt und die Form des Gottesdienſtes eines ſehr großen Theils ſelbſt der lutheriſchen Kirche unſeres Landes gezeichnet? Was für ein Intereſſe kann es aber für die lutheriſche Kirche und ihre Glieder noch haben, lutheriſch zu heißen, wenn ſie das dem Lutherthum gerade Charakteriſtiſche aufgeben und mit Verachtung des ihm Eigenthümlichen in Lehre und Form ſich einem Fremden accommodiren? Macht die äußerliche Geburt und Abſtammung von Lutheranern die Sache aus? So wenig als wir um dieſer Dinge willen Chriſten ſein können. Die Unwahrheit, die in dieſem Zuſtande liegt, kann auch durch den redlichſten denominationellen Eifer nicht zur Wahrheit werden.

Es iſt einer der gewöhnlichſten Einwürfe, die wir in jeder Verhandlung über Formen des Cultus zu hören bekommen, daß das Chriſtenthum der Formen nicht bedürfe, daß die erſten chriſtlichen Gemeinden weder gottesdienſtliche Formen noch Formulare gehabt haben und daß auch wir ſolcher Dinge uns am beſten ganz entſchlagen. Kaum kann irgend Etwas verkehrter ſein, als die Vorſtellung, welche ſich Viele von der Chriſtenheit der erſten Zeit machen. Sie haben nach ihrem ihnen gewohnten Ideenkreis ein abſtractes Ideal von chriſtlicher Gemeinde vor ſich und das tragen ſie über auf die erſte Zeit der Kirche; da denkt man ſie ſich als die paradieſiſche Kirchenperiode und das Vorbild aller Zeiten. Und doch meldet uns ein Lucas von ſchlimmen Genoſſen der ſonſt ſo hochgerühmten Gemeinde zu Jeruſalem; die Briefe der Apoſtel melden uns, daß nicht nur zum Theil der ſittliche Zuſtand in einzelnen Gemeinden höchſt beklagenswerth war, ſondern daß auch Irrlehrer auftraten und daß gerade auch über Fragen des Gottesdienſtes ſchon damals in Gemeinden Streit ſtattfand. Und dieſe Briefe ſind zum Theil kaum zwanzig bis dreißig Jahre nach dem Tode Chriſti geſchrieben. Ohnehin iſt es ſehr bedenklich, aus dem bruchſtückartigen Charakter ſämmtlicher

---

*) S. H. E. F. Guericke, Allg. chriſtl. Symbolik; Leipzig 1839.

Nachrichten über die Gottesdienſtordnung der erſten Gemeinden entſchiedene Reſultate ziehen zu wollen. Aber ſelbſt wenn wir ein klares Bild hätten von dem unter der erſten Chriſtenheit hierin Gebräuchlichen, ſo wären wir doch daran nicht gebunden. Paulus hat in wichtigeren Sachen als äußeren Gebräuchen anders gedacht als Petrus; auch wiſſen wir, daß es ſtets einer vorangegangenen geſchichtlichen Entwicklung bedarf, um einen erſt ſich ausbildenden ſocialen Körper zur Conſolidirung auf der Grundlage beſtimmter geſellſchaftlicher Formen fähig zu machen. Nichts aber wäre unnatürlicher, als daß die erſten Chriſten gleichgültig gegen Formen im Gottesdienſt geweſen wären. Juden und Heiden, die ſich Religion ohne ängſtlich beſtimmte und feſtgehaltene Formen gar nicht denken konnten, hätten ſich, da ihnen die Lehre des Chriſtenthums an ſich ſo ſchwierig war, durch eine Formloſigkeit im Gottesdienſt noch viel mehr müſſen abgeſtoßen fühlen. Je inniger aber ihr ganzes Weſen vom neuen Leben ergriffen war, deſto mehr trat in den Gemeinden der Trieb der Mitthätigkeit beim Gottesdienſt hervor. Hielt der heidniſche Mißbrauch, der von der bildenden Kunſt gemacht wurde, die Chriſten ab, dieſe Künſte zum Ausdrucke des religiöſen Gefühles zu benützen, ſo bemächtigte ſich doch der Geiſt des Chriſtenthums mit der Erſtarkung der Kirche der Kunſt ſehr frühe und führte ſie in den Dienſt Deſſen, dem Alles gehört, dem Alles geheiligt werden ſoll.

Und wo die Religioſität eine geſunde, den ganzen Menſchen durchdringende, ganz ſein Weſen verklärende iſt, da wird ſie auch des künſtleriſchen Triebes ſich bemächtigen, mit welchem Gott die Seele des Menſchen ausgeſtattet hat. Die Kunſt hat ihr Recht eben als eine chriſtlich geheiligte, in den Dienſt des Herrn geführte. Sonſt dient ſie doch nur dem ſinnlichen Wohlgefallen, der Luſt der Welt. Wo könnte ſie würdigere Gegenſtände hernehmen, als aus der Geſchichte der heiligen, ewigen Großthaten Gottes in ſeinem Reiche, wodurch die Welt erlöst iſt? Wir ehren Chriſtus nicht dadurch, daß wir das künſtleriſche Element im Menſchengeiſt dem Wirken ſeines neubelebenden Geiſtes entziehen. Schon der tiefſinnige Plato hat das große Wort geſprochen, daß ſich das Schöne zum Wahren und Guten geſellen ſoll. Nur in der Vereinigung der Drei liegt Vollkommenheit. Und wenn der Sänger des Alten Bundes ſich ſehnt nach den „ſchönen Gottesdienſten des Herrn“, ſo hat er, wie wir Alle wiſſen, dabei keinen puritaniſchen Gottesdienſt im Auge, wozu ſich der Tempel in Jeruſalem ſchlecht geeignet hätte.

Ueberhaupt müſſen wir bekennen bei unbefangener Forſchung, daß die ganze heil. Schrift der Kunſt, ſo fern ſie den Herrn ehren ſoll, bei weitem mehr das Wort redet, als manche Leute haben wollen. Sie iſt, das Neue Teſtament ſowohl wie das Alte, nichts weniger als einſeitig ſpiritualiſtiſch. Wenn ſchon das Reich Gottes nicht kommt mit äußerlichen Geberden, ſo hat der Herr and jene Salbung mit dem köſtlichen Waſſer, über welche die Jünger un-

Digitized by Google

litarianiſch und puritaniſch geſinnt den Stab brachen, doch geehrt, weil heilige Liebe ihn damit ehren wollte. Zudem kann auch die Einfachheit puritaniſchen Gottesdienſtes und was dazu gehört ſammt dem Hut und Frack des Quäkers eine „äußerliche Geberde“ werden. Auch in den ausdrücklichen Anordnungen Gottes im Alten Teſtamente zum Bau der Stiftshütte iſt, trotz allem Verbot wider Bilderdienſt, das äſthetiſche Element nicht vernachläſſigt. Hatte doch Moſes an dem großen Vorhang und ebenſo wieder im Allerheiligſten befohlen Cherubim-Bilder anzubringen (2 Moſ. 26, 31. 25, 18.). Das geſchah doch gewiß nicht nur ſinnlichen Wohlgefallens willen, ſondern zur Andeutung der Würde und Heiligkeit des Ortes und des Gottesdienſtes. Iſt die Natur des Menſchen ſeither eine andere geworden? Gewiß nicht; aber wünſchen müſſen wir, daß die Chriſtenheit um uns her, wenn ſie ſich zu gemeinſamem Gottesdienſt einfindet, tiefer vom Gefühl der Weihe des Ortes und der heil. Handlung durchdrungen wäre, als dieß gar oft der Fall iſt. Der Zuſtand in dieſer Hinſicht gereicht dem Proteſtantismus an vielen Orten zu wahrhaft unaustilgbarer Schmach. — Wie ſehr auch die Einbildungskraft, die Urmutter alles künſtleriſchen Bildens und Schaffens, im Dienſt am Heiligthum ſich betheiligen mag, das mag uns aus den glühenden Farben erhellen, in denen der heil. Geiſt in den Weiſſagungen eines Ezechiel, eines Jeſajas oder in den herrlichen Bildern der Pſalmen malt. Sind dieſe Bilder nur da, damit man an den Phantaſieen und Farben ſich ergötze? nein; aber ſie ſtehen im Dienſt des Reiches Gottes, denn Alles, auch Phantaſie und Kunſt, gehört dem Herrn und ſeinem Geſalbten. Und wer möchte die heilige Sammlung großartiger Umriſſe entbehren, in denen uns die Offenbarung St. Johannis im N. T. die ernſten Kataſtrophen der Siegesgeſchichte des Reiches Gottes vor die Augen führt? Hier der auf dem Stuhle ſitzt zwiſchen den ſieben Leuchtern, mit den ſieben Sternen in ſeiner rechten Hand, deß Angeſicht leuchtet wie die helle Sonne; dort die große Babel, wie ſie ſtürzt und alle ihre Herrlichkeit in den feurigen Pfuhl und die Rauchwolken aufſteigen von ihrem Brande; oder da das Neue Jeruſalem, die Stadt Gottes mit dem lauteren Strom lebendigen Waſſers und die Mauern von Edelſteinen mit den Perlenthoren — ſo malt der heil. Geiſt und führt das Heilige vor unſere Einbildungskraft, damit wir um ſo lebendiger ſollen ergriffen und davon erſchüttert werden. Dazu aber, nicht zu gemeinen Zwecken ſinnlichen Wohlgefallens oder zur Verherrlichung der Creatur, ſollte auch heute noch jede Kunſt, ſei ſie Poeſie oder Muſik oder Malerei oder wie immer ſie heiße, taugen. Und daß unter uns die Kunſt ſo ſehr aus dem Heiligthum entlaſſen iſt und vom Dienſt der Kirche ſich emancipirt hat, damit iſt auch für die Kunſt ſelbſt nichts gewonnen. Mit jener puritaniſch ſpiritualiſtiſchen Religioſität aber verträgt ſich auch der gemeinſte Materialismus recht gut, wie uns das die Cre-

Digitized by Google

aturvergötterung und der Mammonsdienſt, die Signatur unſerer Zeit, überall deutlich zeigen.

Kehren wir von der allgemeinen Frage über das Recht des Schönen, der Kunſtform und ihrer Verbindung mit dem Gottesdienſt auf die ſpeciellere Frage über die Liturgie, liturgiſche Handlung der Gemeinde zurück, ſo darf doch auch noch darauf hingewieſen werden, daß die Geſchichte der Kirche im Ganzen auf ein zu Gunſten der Liturgie ſprechendes Reſultat führe. Allerdings blieb nirgends Reaction aus, wo durch einen Mechanismus ſtabilirter Formen das lebendigere religiöſe Bewußtſein nicht mehr befriedigt werden konnte. Gleichwohl wäre auch ein lebendigeres religiöſes Bewußtſein ohne die in den kirchlichen Formularen noch enthaltene Wahrheit nicht entſtanden. Wenn man nun aber in ſpiritualiſtiſch einſeitiger Weiſe den Kampf gegen den Buchſtabendienſt bis zum Extrem führte, ſo kamen am Ende höchſt betrübende Wirkungen und Zuſtände an's Licht. Man fieng im Geiſte an und hörte gar oft im Fleiſch auf. Die Geſchichte der Kirche des Mittelalters und der neuern Zeit beſtätigen dieß nicht weniger, als es von der Geſchichte der Kirche der erſten Jahrhunderte beſtätigt wird. Die Abneigung gegen den in Liturgieen und Symbolen gefaßten, normativ feſtſtehenden Glauben der Kirche kam gar oft nur von einer ledigen Ueberſchätzung des eigenen religiöſen Fühlens und Denkens her und von einem höchſt gefährlichen Trieb, die Freiheit der individuellen Meinung über jede Autorität in der Kirche zu ſetzen. Die Abſicht war nicht die, der Bibel, dem Worte ſein göttliches Anſehen zu nehmen. Aber wie oft gab man doch vorausgefaßten Erklärungsgrundſätzen ſolches Anſehen und behandelte die Schrift, wie man wollte! Da iſt es denn kein Wunder, wenn der Quäker nicht nur alle kirchlichen Formulare, ſondern jede äußere Form, ſelbſt die Sacramente trotz dem klaren Schriftwort endlich ganz verwirft.

Wenn man, wie oft geſchieht, die Schrift ſelbſt als eine entſchiedene Gegnerin liturgiſcher, für den öffentlichen Gottesdienſt feſtſtehender Formulare betrachtet, ſo iſt man darin ſo ſehr in Gefahr, zu viel und damit Unwahrheit zu ſagen, als wenn man behauptet, es erhelle aus ihr, daß überhaupt auf das Aeußere, die Form des Gottesdienſtes kein Gewicht zu legen ſey. Im Alten Teſtament finden ſich Zeugniſſe genug, daß liturgiſche, feſtſtehende Gebetsformen und Geſänge dem Gottesdienſt ſeine Weihe im Tempel ſowohl wie in der Familie gaben. Gemeindegeſang war ohnehin etwas dem [illegible] Volke ganz Eigenthümliches. Schon der kurze Siegsgeſang 2 Moſ. 15, 1. 20. 21. deutet darauf hin; in 4 Moſ. 21, 17. 18. iſt ohne Zweifel von einem Wechſelgeſang die Rede, den die Gemeinde Iſraels, in Chöre getheilt, zum Preiſe des Herrn anſtimmte. Als ein die Mitthätigkeit der Gemeinde beim Gottesdienſt andeutendes Reſponſorium tritt gar oft das Amen auf, welches alles Volk ſagen ſollte. Als Samuel dem Gebete noch höhere Bedeutung im iſraelitiſchen Cultus überhaupt gab, da führten die Prophetenſchulen Chorgeſänge auf. David aber be-

lebte den von ihm, dem Kirchenfürſten, ſo glänzend und großartig geordneten Gottendienſt durch herrlichen Geſang und Inſtrumentalmuſik und gab, ein Paul Gerhard des Alten Teſtaments, dem Bundesvolke ſeine herrlichſten Lieder. Wahrlich, als Salomo den Tempel weihte, den nur ein Salomo bauen konnte, da muß es herrlich und hoch in Jeruſalem hergegangen ſein! Eine Stelle aus Eſra aber wollen wir beiſetzen. Als man den Tempel des Herrn wieder baute und die Bauleute den Grund legten, da „ſtunden die Prieſter angezogen, mit Trompeten, und die Leviten, die Kinder Aſſaphs, mit Cympeln, zu loben den Herrn mit dem Gedicht Davids, des Königs Iſrael; und ſangen untereinander mit Loben und Danken dem Herrn, daß er gütig iſt und ſeine Barmherzigkeit ewiglich währet über Iſrael. Und alles Volk tönte laut mit Loben den Herrn—“ (Eſra 3, 10. 11). Hier haben wir eine klare Andeutung von Wechſelgeſängen zwiſchen Prieſtern, Chören und Gemeinden, einen liturgiſch geordneten Gottesdienſt, wie noch jetzt in den jüdiſchen Synagogen dem Geſang des Vorſängers der Geſang der Gemeinde als Chor antwortet. Daß das Pſalmbuch ohnehin das rechte Kirchen- und Haus-Geſangbuch und Gebetbuch Iſraels war, unterliegt keinem Zweifel. Es hatte aber dieſelbe Bedeutung für die neu ſich bildende Gemeinde Chriſti.

Auch im Neuen Teſtamente fehlt es nicht an Spuren, welche die Gewohnheit liturgiſchen Betens und Singens hiſtoriſch ſtatuiren. Der Herr ſelbſt ſtimmte bei der Einſetzung des heil. Abendmahls das große Hallel an, jene bei der Paſſafeier gebräuchlichen Hallelujahpſalmen (113—118. Matth. 26, 30). Bekannt iſt, wie die Apoſtel das gemeinſame Singen in den erſten chriſtlichen Gemeinden empfehlen. Wir dürfen uns dieſes Singen aber nicht vom Gebet getrennt denken, als etwas wie zufällig neben dem Gottesdienſt Stehendes, ſondern es bildete einen Theil der gottesdienſtlichen Anbetung ſelbſt. Gab das Alte Teſtament viele ſingbare Gebetsformen her, wie z. B. das Triſagium Jeſ. 6, 3. oder den Geſang der drei Männer im Feuerofen oder wie Pſ. 22. regelmäßig am Todestage Jeſu geſungen wurde, ſo ſchuf der Geiſt des Neuen Bundes bald ſelbſt chriſtlich eigenthümliche Liedergebete; Spuren von ſolchen ſingbaren Kirchengebeten und Confeſſionen oder Symbolen ſcheinen ſich zu finden in 1 Tim. 3, 16. Eph. 5, 14. Offb. 4, 11., 5, 9—14. (wo auch ein Wechſelgeſang der Engel und der anderen Creaturen und der vier Thiere angedeutet iſt); 11, 16—18 und an anderen Orten. Ohnehin ging der Lobgeſang des Zacharias (ſpäter kurzweg Benedictus genannt), der der Maria (ſpäter Magnificat), der der Engel (ſpäter Gloria, woraus allmählig „Gott in der Höh ſei Ehr' allein“) von frühe an mehr und mehr in den liturgiſchen Gebrauch der Gemeinden über. Schon Ignatius, Biſchof um's J. 90., brachte, wie Sokrates in der hist. eccl. berichtet, die Sitte auf, da die Doxologieen ſchon im Gebrauche waren, kurze Bibelſprüche, das Vaterunſer, die Einſetzungsworte, Evangelien, Epiſteln, kurze

Altargebete in beſtimmter Weiſe abzuſingen und zwar im Wechſelgeſang. Es erſchien das gewöhnliche Abſingen von Symbolen und Liedern, welche den orthodoxen Glauben enthielten und bekannten, als ein vortreffliches Mittel gegen den Einfluß ketzeriſcher Lehren, die, wie von Bardeſanes, ebenfalls in Liedern ausgeſprochen wurden. Auch eine Stelle des Plinius, lib. 10. ep. 97. (v. J. 110.) ſpricht entſchieden von liturgiſchem Wechſelgeſang der erſten Chriſtengemeinden. Es iſt nicht nothwendig, Citate aus der ſpäteren Zeit der Kirche beizubringen. Aber darauf wollen wir noch hinweiſen, daß die erſte, urſprüngliche Sangweiſe der Kirche, je mehr das Singen liturgiſche Handlung der Gemeinde war, der eigentliche Ausdruck der Anbetung und des Bekenntniſſes, um ſo ferner blieb von der Lüſternheit weltlicher Muſik; die Kirche ſah ſchlimmere Zeiten kommen, als der Geſang in ihr ſeine urſprüngliche einfache Würde verlor. Auguſtin meldet uns von den Donatiſten (ſeit 311), daß ſie, mit dem nüchternen Geſang der Kirche nicht zufrieden, die Begeiſterung ihres Singens ausgedrückt haben dadurch, daß ſie „ſangen wie Trunkene.“ Man wird aber leider an ganz moderne Zuſtände erinnert. *)

Es mag hier eine Bemerkung am Orte ſein über die vielbeſprochene Frage, ob Chriſtus der Herr durch das Vaterunſer ein ſtehendes Gebetformular habe für alle Zeiten der Kirche geben wollen oder nur überhaupt ein Muſtergebet. Gewiß iſt, daß der Herr ſtehende Formulare, oft wiederholte Gebetsformen nicht überhaupt verwarf, ſonſt hätte er jenes obenerwähnte Lobgebet mit den Jüngern bei Einſetzung des heil. Abendmahls unmöglich ſprechen können. Muſtergebete ſind aber jedenfalls die Worte Matth. 10, 25. 26. Luc. 22, 42. und Joh. 17. ſowohl wie das Vaterunſer, nur iſt allerdings das letztere das umfaſſendſte und der Herr wollte es offenbar u n s in den Mund geben, da E r ja ſeinen geſammten Inhalt ſich gar nicht aneignen konnte, denn Schuld abzubitten hatte er nicht, wohl aber haben wir es. Man wird irren, wenn man davon abſehen will, daß der Herr recht wohl vorausſah, daß ſein Gebet, das er ſeine Jünger lehrte, Gebrauch im Geiſt, wie Mißbrauch im Buchſtaben erfahren werde. Wenn er ſelbſt dieſelben Gebetslieder des A. Teſtamentes wiederholt betete, warum ſollten wir nicht vielmehr das Vaterunſer wiederholt beten können? Jedenfalls läßt ſich ſagen, daß der Herr ſtehenden Gebetsformularen an ſich nicht abgeneigt war; Mißbrauch iſt auch beim Heiligſten, darum auch beim freien Herzensgebet ſo wie bei der Wiederholung einer bekannten Gebetsform möglich. Wenn man aber ſagen will, der Herr habe den Jüngern dieß Gebet ausdrücklich zu ſtehendem, liturgiſchem Gebrauche gegeben, ſo ſagt man mehr, als ſich aus den Worten (Matth. 6, 9 ff. Luc. 11, 1 ff.) erweiſen läßt. Wenn man den liturgiſchen urſprünglichen Zweck des Herrn mit dieſem Gebet damit erweiſen will, wie dieß noch Theologen der Episkopalkirche und andere bis in die neu-

*) G. H. Alt. der kirchliche Gottesdienſt u. ſ. w. 2te Aufl. Berlin 1851.

eſte Zeit thun, daß man ſagt, der Herr habe abſichtlich deßhalb lauter Stücke aus bereits bekannten jüdiſchen Gebetsformularen in ein Ganzes vereinigt, ſo ſagt man ebenfalls mehr, als ſich erweiſen läßt. Denn ſelbſt wenn es ſo wäre, ſo würde es zum Beweiſe der Behauptung urſprünglich liturgiſcher Abſicht nicht hinreichen; aber man tritt damit auch der hiſtoriſchen Wahrheit und zugleich der Originalität des Vaterunſers nach ſeiner ganzen Anlage wie im Einzelnen zu nahe. Gewiß aber iſt, daß dieß Gebet von den allerälteſten Zeiten an als ſtehende Gebetsform das höchſte Anſehen in der Gemeinde des Herrn genoß. Schon Tertullian nannte es den kurzen Inbegriff des ganzen Evangeliums und die Grundlage für alles ſonſtige Beten; Cyprian gibt ihm geradezu den Titel des täglichen Gebetes der Chriſten. Man hielt es als ein Heiligthum geheim vor den Nichtchriſten und auch die Katechumenen beteten es erſt nach der Taufhandlung zum erſten Male laut vor der Gemeinde (S. H. Alt l. cit. p. 174).

Nicht genug Lob kann den großen Reformatoren des 16ten Jahrhunderts geſprochen werden wegen des nüchternen Sinnes, mit dem ſie die liturgiſche Frage behandelten. Sie waren weit entfernt von dem radicalen Fanatismus der Puritaner. Beſonders zeigte ſich hierin bei Luther jene ihn ſo hochaus-zeichnende weiſe Mäßigung. Man läßt unter uns gewöhnlich der conſervativen Seite an Luther viel zu wenig Recht widerfahren und hält ſich meiſtens zu ſehr an die revolutionäre Richtung ſeines Wirkens. Hieraus entſteht ein falſches Bild ſeiner Perſönlichkeit. Man reißt ihn gewaltſam los vom Zuſammenhang mit der Kirche vor ihm. Er ſelbſt war ſich dieſes Zuſammenhangs auf's lebendigſte bewußt. Luther hat mit der ganzen Kirche des Alterthums ſtehende Gebetsformen für unerläßlich zum Wohl der Einzelnen wie der Kirche gehalten. Auch er wußte, daß man nicht immer fähig iſt, recht aus dem Herzen zu beten. Aber ſollte man dann gar nicht beten? Da möchte das Gebet überhaupt zuletzt eine ſehr ſeltene Sache werden, wie das leider bei Tauſenden der Fall iſt. Betend, was mit uns die ganze gläubige Kirche betet, was der Geiſt anderen Seelen zu beten gegeben hat, wird der Glaube in uns wieder belebt und die Flamme der Andacht angefacht. Daher denn auch das ehrliche Bekenntniß Luthers: „Ich habe noch alle Tage an mir zu treiben, daß ich könne beten und laſſe mir genügen, wenn ich mich lege, die zehn Gebote, das Vaterunſer und darnach einen Spruch oder zween zu ſprechen, denke denſelben etwas nach und ſchlafe alſo ein.“ Daher denn auch Luther ſonſt den einzelnen Chriſten zu fleißiger Wiederholung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes ermahnt. Vollends aber von einem regelmäßigen öffentlichen Gottesdienſt in puritaniſcher Weiſe hätte er ſehr gering gedacht und ihn wohl für reine Enthuſiaſterei gehalten. Wir wiſſen, wie conſervativ die Grundſätze waren, nach denen er bei ſeiner neuen Gottesdienſtordnung verfuhr. Nur von ſchriftwidrigen Zuſätzen wollte er die römiſch katholiſche Liturgie reinigen; ſeine „evangeliſche Meſſe“ behielt

bei, was irgend der reinen Lehre nicht zuwiderlief und Gottesdienſt ohne Gebetsformular und Bekenntnißformular hätte Luther ſich als das Ordnungsmäßige in der chriſtlichen Kirche gar nicht denken können. Auch darf man nicht ſagen, er habe ſich nur von den Verhältniſſen und Bedürfniſſen ſeiner Zeit leiten laſſen. Es war ſchon der geſunde, kräftige Formſinn, der ihn vor puritaniſchen Extravaganzen bewahrte und der ihn an einem Gottesdienſt ohne Wechſelthätigkeit der geſammten Gemeinde in ihrer naturgemäßen Gliederung kein Wohlgefallen hätte finden laſſen. Bekannt iſt, wie Luther die Kunſt im Dienſt des Heiligthums ſchätzte und förderte und er, der der Kirche Lieder und Choräle gab, wollte auch des Malers und des Bildhauers gottgeweihtes Werk in ihr nicht von rohen, kunſtloſen Händen entſtellt wiſſen.

Selbſt Zwingli, den man einer Ueberſchätzung des Aeſthetiſchen in der Religion und im Gottesdienſt nicht beſchuldigen wird, war entſchieden zu Gunſten liturgiſcher Formulare. Hören wir, wie eine bedeutende Stimme der neueren Zeit ſich über ihn äußert: „Zwingli hat, ſo neu dieß klingen mag, ein conſervatives Princip bei ſeinen Cultusänderungen befolgt. Das Abendmalsformular, welches er ſtatt der Meſſe einführte, iſt nur eine gereinigte Recenſion des Gregorianiſchen Meßcanons und unterſcheidet ſich von allen übrigen Abendmahlsformularen der reform. Kirche vortheilhaft durch Kürze und Schlichtheit der Gebete, Reichthum der Compoſition, Beibehaltung der Reſponſorien u. dgl. Auch das Tauffformular iſt, obwohl einfacher, nach dem alten bearbeitet und enthält ſelbſt noch die Bekleidung mit dem Weſterhemdchen. Das Knieen beim Gebet wurde beibehalten und kam erſt viel ſpäter ab. Der Predigtgottesdienſt war allerdings einfach, aber eben genau ſo einfach, als er in der römiſchen Kirche noch heute iſt, wo die Predigt ganz allein ſteht. Die Predigt wurde durch ein Gebet eingeleitet; auf ſie folgte die allgemeine Beichte und ein Schlußgebet. Der Gemeindegeſang wurde nicht abgeſchafft, aus dem einfachen Grunde, weil noch keiner beſtanden hatte. Nur das Horenſingen wurde abgeſchafft. — Die Abſchaffung der Bilder, deren Beſchaffenheit es aber erklärt, warum man ſie nur als Idole und nicht als Kunſtwerke betrachtete, iſt der einzige Punkt, worin Zwingli nicht conſervativ verfuhr. Daß er in anderen Dingen, in der Beibehaltung der Taufſteine, der Kreuze auf den Gräbern, der Nothtaufen, der Form „Vater unſer“ und in Anderem viel conſervativer verfuhr als Calvin (oder richtiger: als Farel), darüber ſ. an and. O.“ *) In der deutſch reformirten Kirche fand wenigſtens zum Theil eine beſondere Hervorhebung des liturgiſchen Theils des Gottesdienſtes dadurch ſtatt, daß er förmlich vom

*) Aug. Ebrard, ref. Kirchenbuch. Zürich 1847: Vorrede und Einleitung, p. VIII. IX. S. das Nähere in Bullingers Ausgabe der Werke Zwinglis Band I. —

homiletiſchen getrennt wurde. Auf ein den Gottesdienſt eröffnendes Morgenlied folgte ein liturgiſches, allgemeines Kirchengebet, welches mit der nachfolgenden Predigt, die wieder durch ein beſonderes Lied eingeleitet wurde, in keinerlei Beziehung ſtand.

Auch Calvin, der ſo entſchieden aus dem Friſchen arbeitete, war nichts weniger als ein Antiliturgiker. Wo der puritaniſch eifernde Farel nichts als die nackte Predigt übrig gelaſſen hatte, da führte Calvin, mit dem entſchiedenen Streben nach großer Einfachheit, einen liturgiſchen Gottesdienſt mit Pſalmgeſang ein. Den Gottesdienſt eröffnet das Leſen und Vernehmen des Geſetzes; hierauf betet der Prediger mit der Gemeinde das Sündenbekenntniß; nun folgt der Geſang der Gemeinde; nun ein Gebet um Erleuchtung und dann die Predigt; endlich ein Gebet um Segen der Predigt und zugleich in allgemeinen anderen Angelegenheiten der Kirche. Allerdings ſind die Formulare Calvins von ſtark doctrineller Färbung und wohl nicht genug in einfach bibliſcher Sprache gehalten. —

Und wie hat es denn mit dem Gottesdienſt ſelbſt in Amerika in den deutſchen Kirchen ausgeſehen? Mit Einem Worte: er war in der reformirten Kirche ſowohl wie in der lutheriſchen urſprünglich liturgiſch. Die Verkommenheit der jetzigen Zuſtände entſpricht dem Geiſt und der Abſicht der Gründer der deutſchen Kirchen der neuen Welt keineswegs. In den reformirten Kirchen war früher in dieſem Lande die alte pfälziſche Liturgie im Gebrauche; der Gebrauch der Formulare iſt aber mehr und mehr auf ein Minimum reducirt worden, wogegen aber in neueſter Zeit eine kräftige Reaction zu Gunſten einer ausgedehnten Anwendung liturgiſcher Principien eingetreten iſt. In Beziehung auf die lutheriſche Kirche aber mag daran erinnert werden, daß ſie ihren urſprünglich ſtreng lutheriſchen Charakter hier nicht verläugnete. Selbſt Reſponſorien bei dem Beginn des Gottesdienſtes und bei der Feier des heil. Abendmahls wie auch ſonſt fehlen nicht in der „Kirchen-Agende der Ev. Luth. Vereinigten Gemeinen in Nord-Amerika, gedruckt bei Melchior Steiner, Philadelphia, 1786"; das liturgiſche Element tritt noch ſo ſtark hervor, daß Abſchn. 1. §. 3 ausdrücklich verordnet, daß die Prediger nach der Predigt das nun folgende allgemeine Kirchengebet oder an deſſen Statt die Litanei verleſen ſollen, was „ohne Noth nicht unterlaſſen werden muß." So damals. Und wie drücken ſich heutzutage viele Stimmführer ſelbſt in der lutheriſchen Kirche über Liturgie und Reſponſorien aus!

Wir ſchließen mit dem Wunſche, wenigſtens bei Etlichen Etwas dazu beigetragen zu haben, daß ſie auf eine ſo wichtige Angelegenheit, die neues Intereſſe weit und breit in der Kirche gewonnen hat, ihr ernſtes Nachdenken und Forſchen hinrichten. Neuerungen wollen wir nicht das Wort reden. Eben deßhalb beklagen wir es, daß man uns das gute Alte nahm, ohne uns einen Erſatz dafür zu geben. Und wir freuen uns, daß ein Gefühl der Nichtbefriedigung mit dem

jetzt unter uns gewöhnlichen Weſen und der Unform unſers Gottesdienſtes ſich bei Vielen kundgibt, denen die Kirche lieb iſt und die eine lebendigere Mitwirkung der Gemeinden in der gottesdienſtlichen Feier als eine die Erbauung fördernde Sache ernſtlich wünſchen müſſen. Wir wiſſen aber recht wohl, daß dieſe Mitthätigkeit der Gemeinde von ganz anderen Dingen abhängt als nur von Synodalbeſchlüſſen und einzuführenden Liturgieen. Die Gemeinden müſſen ſelbſt den Drang empfinden, auch ihrerſeits aus Einem Herzen mit Einem Munde Gott den Dreieinigen zu loben und zu preiſen. Dann erſt wird nichts Mechaniſches und Aeußerliches, darum Todtes zu Stande kommen. Die Diener am Worte aber haben das Ihrige zu thun, um ſelbſt klarere Einheit in das wahre Weſen des Gottesdienſtes zu gewinnen und ſolche in den Gemeinden verbreiten zu können. Die Liturgik iſt unwiderſprechlich ein Theil des Syſtems der praktiſchen Theologie. Die kirchenhiſtoriſchen Forſchungen haben ſich in neuſter Zeit liturgiſchen Studien wieder eifrigſt zugewendet. Liturgieen, die im Werden begriffen ſind, können von wichtigen Reſultaten der Geſchichte, können von der Erfahrung der Gegenwart und den Gebrechen unſeres beſtehenden Gottesdienſtes nicht abſehen. Mögen wir ohne Vorurtheil auf der einen Seite, aber auch ohne blinden Eifer auf der anderen einer ſo ernſten Angelegenheit die ernſte Forſchung nach Licht und Wahrheit weihen, die ihr um ihrer Bedeutung in der Geſchichte der Kirche willen, die ihr um der Verherrlichung Gottes in ſeiner Gemeinde willen zukommt. Ja, prüfet Alles und das Gute behaltet!

Philadelphia.

W. J. Mann.

Aphorismen.

(Aus meinen Studentenjahren.)

1.

Die Wiſſenſchaft iſt das Brot, die Kunſt der Wein des höheren geiſtigen Lebens, die Religion iſt beides zugleich.

2.

Die Demuth beſteht nicht im Nichtwiſſen ſeines Werthes, denn ſonſt könnten wir von Chriſto, der wohl wußte, daß er Eins ſei mit dem Vater, nicht Demuth lernen, ſondern darin, daß man die anerkannten Kräfte und Vorzüge als unverdiente Gnadengaben anſieht, und ſie jeden Augenblick dem Herrn zu Füßen legt.

3.

Der urſprüngliche Zuſtand des Menſchen vor der Sünde verhält ſich zu dem gegenwärtigen Kindheitszuſtande, wie die Unſchuld zur Unwiſſenheit. Dort iſt keine Sünde, hier wird ſie bloß nicht gewußt; aber eben dieſes Verhülltſein, dieſer Mangel an bewußtem Wollen derſelben iſt eine Annäherung an das Nichtſein, und darum die Aehnlichkeit beider Zuſtände und der unendliche Reiz, der über die Kindheit ausgegoſſen iſt.

4.

Die Ehrfurcht iſt eine geheime Macht, welche den Menſchen erhebt, indem ſie ihn beugt und zu Staube wirft, und bildet das Grundgefühl aller wahren Frömmigkeit. Unſere Zeit weiß wenig von dieſem mächtigen Hebel großer Gefühle und Gedanken.

5.

Auf dieſer Erde iſt alles ſchöner in der Hoffnung und in der Erinnerung, als in der Wirklichkeit, weil dieſe ſtets durch die Sünde vergiftet iſt. Umgekehrt aber wird im Himmel die Wirklichkeit die kühnſten Hoffnungen und Wünſche weit hinter ſich laſſen.

6.

Jede ächte und tiefe Empfindung iſt ein moraliſcher Fortſchritt.

7.

Sich von Jeſu lieben laſſen und Ihn und die Miterlöſten wieder lieben mit ſeiner Liebe — das iſt das Gemeimniß des Chriſtenlebens und ſeine Seligkeit.

8.

Unſere Liebloſigkeit hat dem Herrn das Herz gebrochen. Sollte nicht noch viel mehr ſeine Liebe unſer Herz brechen?

9.

Wer ſich feine Bildung erwerben will, der gehe vor allem bei der Liebe in die Schule. Die feinſte Bildung iſt angewandte Liebe.

10.

Beim tiefſten Abſcheu vor der Sünde, ſollten wir doch ſtets mitleidig weinen über den Sünder. Der Herr hat ſtets gegen Sünder, auch die gröbſten und offenbarſten, Mitleid gezeigt, ja ſelbſt Thränen geweint über die widerſpenſtige Stadt (Luk. 19, 41). Gezürnt hat Er eigentlich nur den Heuchlern. Es iſt viel leichter zornig gegen einen Sünder loszuziehen und ihn zu richten, als ſich liebend und mitleidig ihm zu nahen und ſein Herz zu beſchämen und zu erweichen. Wer viel zürnet und viel richtet, möge doch bedenken: Mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maaß ihr meſſet, wird euch gemeſſen werden (Matth. 7, 2).

11.

Je mehr man liebt, deſto reicher iſt man. Der Egoiſt iſt der ärmſte Menſch; er beſitzt nichts, als ſein kleines Ich auf dem unermeßlichen Erdenrunde. Nur der, der Gott und den Nächſten liebt, kann auch glücklich ſein; wer ſich ausſchließlich liebt, iſt ſein eigener ärgſter Feind, weil er ſein eigenes Glück zerſtört. Der Egoismus iſt ein Selbſtmord.

12.

Das beſte Mittel gegen die Langeweile iſt die Nächſtenliebe. Der Egoiſt muß ſich nothwendigerweiſe ſehr häufig langweilen, weil er immer nur an ſich ſelber denkt.

13.

Die wahre Liebe ſetzt Gehorſam und Demuth voraus. Daher heißt ſie nicht der Anfang, ſondern das Ende des Geſetzes; das Geſetz aber demüthigt den Menſchen und übt ihn im Gehorſam.

14.

Es gibt zwei Arten der Liebe, die aber himmelweit von einander verſchieden ſind: Die Liebe Gottes, welche ſpricht: „Du ſollſt nicht eſſen

von dem Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen, denn welches Tages du davon iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben", und die Liebe des Satans, welche ſpricht: „Ihr werdet mit Nichten des Todes ſterben, ſondern werdet ſein wie Gott." Die erſte droht mit dem ewigen Verderben, aber um ewig ſelig zu machen, die andere verſpricht Seligkeit und Gottgleichheit, aber nur um das verführte Opfer rettungslos in der Hölle Abgrund zu ſchleudern. Wie unbegreiflich iſt es doch, daß der Menſch trotz einer achtzehnhundertjährigen traurigen Erfahrung ſich noch immer von dem Erzlügner zu ſeinem eigenen Schaden betrügen läßt! Aber die Sünde iſt eben in ihrem innerſten Weſen ein Unſinn und Selbſtwiderſpruch.

15.

Der geniale **Baco von Verulam** definirt einen Chriſten folgendermaaßen: „Ein Chriſt iſt ein ſolcher, der Dinge glaubt, welche ſeine Vernunft nicht begreift, der auf Dinge hofft, die er niemals geſehen (1 Kor. 2, 2), und der ſich um etwas abmüht, wovon er weiß, daß er es nie erlangen wird [?] (Röm. 7, 23. 24); der Ausgang beweiſt aber doch, daß ſein Glaube ihn nicht betrogen, daß ſeine Hoffnung ihn nicht hat zu Schanden werden laſſen, und daß ſeine Arbeit nicht vergeblich geweſen iſt." Dieß iſt zu geiſtreich, um ganz wahr zu ſein.

16.

Die Philoſophie iſt Heimweh nach der ewigen Wahrheit, die Religion deſſen Erfüllung. Die Wiſſenſchaft kommt erſt im Glauben, die Vernunft erſt in der Offenbarung, und nicht umgekehrt, zur abſoluten Gewißheit und Beruhigung. — Trotz neuſter Bemühungen bleibt es dennoch einſtweilen bei dem Worte des **Picus von Mirandola**: Philosophia quaerit, religio possidet veritatem.

Die Liebe geht zu Gott unangeſagt hinein,
Verſtand und hoher Witz muß lang im Vorhof ſein.
Der nächſte Weg zu Gott iſt durch der Liebe Thür.
Der Weg der Wiſſenſchaft bringt dich gar langſam für.

17.

Die Tiefe der Freundſchaft und Liebe offenbart ſich am meiſten in den Stunden der Trennung.

18.

Wer den Unterſchied von Geſetz und Evangelium kennen lernen will, beiße zuerſt in einen Dornbuſch und eſſe nachher eine Feige.

19.

Das Geſetz iſt zugleich der verhüllte Keim des Evangeliums. In dem: „Du ſollſt", das der **Allmächtige** und **Allliebende** befiehlt,

liegt die Verheißung des Könnens. Sonſt wäre das Geſetz eine furchtbare Ironie Gottes auf den Menſchen.

20.

Die Sehnſucht nach Wundern iſt ein Beweis von Schwachglauben. Der ſtarke Glaube zeigt ſich da am meiſten, wo er nichts ſieht, und zehrt ſtets von dem ewigen Wunder der Menſchwerdung und denen, die dieſelbe vorbereiteten und aus ihr folgten.

21.

Was iſt das Publicum? L. Robert gibt darauf folgende gute Antwort:

Das Publicum, das iſt ein Mann,
Der alles weiß und gar nichts kann.
Das Publicum, das iſt ein Weib,
Das nichts verlangt als Zeitvertreib.
Das Publicum, das iſt ein Kind,
Heut ſo und morgen ſo geſinnt.
Das Publicum iſt eine Magd,
Die ſtets ob ihrer Herrſchaft klagt.
Das Publicum, das iſt ein Knecht,
Der, was ſein Herr thut, findet recht.
Das Publicum ſind alle Leut',
Drum iſt es dumm und auch geſcheut.
Ich hoffe, dieß nimmt keiner krumm,
Denn Einer iſt kein Publicum.

Gilt auch vom chriſtlichen Publicum. Bevor du es aber den Kritikern recht machen willſt, was nun einmal doch abſolut unmöglich iſt, ſuche es dir ſelbſt recht zu machen. Ich zweifle indeß, daß du es dahin bringen wirſt, vorausgeſetzt, daß du keinen durch Eigenliebe verdorbenen Geſchmack haſt. Denn wer mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, hat ſicherlich keinen guten Geſchmack.

22.

Heimweh iſt eine aus einer Miſchung des Gefühls der Vergänglichkeit mit dem Gefühl der Ewigkeit hervorgehende bitter-ſüße Sehnſucht.

23.

Der Menſch lebt davon, daß Chriſtus geſtorben iſt.

24.

Der Glaube und die theologiſche Ueberzeugung müſſen in jedem Punkte ganz und feſt, aber nie fertig, ſondern ſtets einer höheren Entfaltung und Vervollkommnung fähig ſein.

25.

Da die Theologie die wiſſenſchaftliche Erkenntniß der chriſtlichen Frömmigkeit iſt, ſo kann es nur eine Theologie der **Wiedergebornen** geben. Wie ſoll Einer den Glauben begrifflich erkennen können, der ihn nicht als heiliges Beſitzthum im Herzen trägt? Alles Denken iſt ja eine That des Willens, dieſes innerſten Princips des Geiſtes, das hinter allem Cauſalnexus zwingender Gedankenbeſtimmungen liegt. Jedes philoſophiſche oder theologiſche Syſtem fließt im Ganzen und Allgemeinen betrachtet — im Einzelnen gibt es bei Jedem glückliche oder unglückliche Inconſequenzen — aus der geheimen Kammer des Herzens hervor. **Tholuck** drückt dieß einmal ſo aus: Die Geſinnung iſt das gefärbte Glas, durch welches die Erkenntniß die Welt ſchaut. Iſt das Gemüth dem Göttlichen entfremdet, ſo ſieht der Menſch wohl zu Bethlehem die Windeln gelegt und die Krippe bereitet, aber nicht den Heiland darin und die Weiſen davor; er ſieht auf Golgatha drei Kreuze ſtehen und die tobende Menge des Volks; doch den großen Sterbenden am Kreuze erblickt ſein Auge nicht, die letzten Reden deſſelben vernimmt nicht ſein Ohr. Büſten und Statuen wird der Hiſtoriker dieſer Art bilden, ähnlich nach allen Zügen des Antlitzes, wie den Falten des Gewandes; doch in der Bruſt fehlt das Herz und im Auge der Stern.

26.

Das Fundament des wahren **Wiſſens** iſt das **Gewiſſen**.

27.

Es gibt zwei Arten von Toleranz, die in directem Gegenſatze zu einander ſtehen. Die eine Art ruht, theoretiſch betrachtet, auf der gedankenloſen Meinung, daß es keine objective, alleingültige und alleinſeligmachende Wahrheit gebe; praktiſch betrachtet, iſt ſie eine auf Eigenliebe beruhende Schwäche und Gleichgültigkeit, ein ſelbſtſüchtiges Lebenlaſſen, um ſelbſt zu leben, ein eigennütziges Anerkennen, um ſelbſt anerkannt zu werden, ein nichtsnutziger Schlendrian, dem es ganz einerlei iſt, was Einer glaubt und denkt. Die wahre Toleranz dagegen iſt praktiſch die Humanität, der edle Sinn, der gegen jeden Unbekannten zunächſt Zutrauen fordert und bei dem Bekannten immer bis auf einen gewiſſen Grad die Sünde von dem Sünder zu trennen weiß und auch bei dem verworfenſten Menſchen die Hoffnung auf Beſſerung nicht aufgibt; theoretiſch iſt ſie die beſcheidene Einſicht, daß kein einzelner Menſch, außer Chriſtus, den ganzen unendlichen Kreis der Wahrheit in ſich aufzunehmen und zu erfaſſen im Stande, ſondern daß der Eine dieſe, der Andere jene Seite, je nach ſeiner ihm verliehenen Gabe, zu ergründen berufen ſei; es iſt die aus dem Bewußtſein, daß der Herr in einer unendlichen Mannigfaltigkeit der Ga-

den und Kräfte ſich offenbart, hervorgegangene, uneigennützige und ſelbſtverläugnende Anerkennung dieſer verſchiedenen Gaben und Kräfte.

28.

Der beſte Lehrmeiſter iſt überall, beſonders im Chriſtenthum, die Erfahrung. Sie koſtet aber auch am meiſten Lehrgeld, die chriſtliche Erfahrung fordert nicht nur Habe und Gut, ſondern ſogar das ganze natürliche Leben. Daher iſt es nicht zu verwundern, daß ſo wenige dieſe Schule beſuchen.

29.

Der beſte Profeſſor der Theologie iſt der heilige Geiſt.

In Schulen dieſer Welt wird Gott uns nur beſchrieben,
In's heil'gen Geiſtes Schul lernt man ihn ſchau'n und lieben.

30.

Setze dich über das Urtheil der Menſchen, auch der Chriſten hinaus, aber ohne daſſelbe zu verachten und unbenützt zu laſſen. Beſonders lerne auch vom Feinde, denn er ſagt dir die Wahrheit oft viel kräftiger und unverhüllter, als der Freund.

31.

Wer des tiefſten Schmerzes fähig iſt, iſt auch der höchſten Freude fähig. Oberflächliche Menſchen berührt der Schmerz nur oberflächlich. Ein tiefgehender Schmerz iſt die Bürgſchaft einer edlen Seele.

32.

Sieh' jeden Tag als den letzten deines Lebens an und betrachte jeden Augenblick als einen Engel, der dir ſeine Dienſte zur Ewigkeit anbietet.

33.

Laß das Streiten mit den Andern, bis du den wichtigſten und ſchwerſten Streit mit dir ſelbſt ausgefochten haſt.

34.

Die Hauptſache bei der Bekehrung iſt die Tödtung des eigenen Willens. Wer noch eine tüchtige Portion Eigenwillen hat, an deſſen Bekehrung darf man mit Recht zweifeln, mag er auch ſonſt noch ſo tiefe Erfahrungen gemacht haben und noch ſo ſchön über Glauben und Liebe zu ſprechen wiſſen.

Offenbarung, Wundergaben,
Troſt und Süßigkeiten haben,
Ehre, Welt und Geld verachten,
Vieles wiſſen und betrachten,
Faſten, leſen, ſingen, beten,

Ja mit Engelzungen reden;
Alles dieſes acht' ich nicht,
Wo man nicht den Willen bricht.

35.

Es gibt natürlich edle, aber keine natürlich gute Menſchen. Edel iſt, wer ſich nach der Heimath ſehnt und ernſtlich darnach ringt, hineinzukommen. Aber der edelſte natürliche Menſch bringt es nicht weiter, als bis zu dem Schmerzensausruf: Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes!

36.

Ein Theologe ohne Glauben iſt ein Haus ohne Fenſter, ein Soldat ohne Waffen, ein Vogel ohne Flügel, eine Statue ohne Herz und Auge, ein Schwert ohne Schärfe, eine Sonne ohne Licht und Wärme.

37.

Der Menſch iſt eine krumme Linie, die, wenn es gut geht, auf vielen Umwegen zu Gott hinführt. Chriſtus iſt eine gerade Linie, deren Punkte alle in directer Richtung auf den rechten Endpunkt, auf Gott, ſich beziehen.

38.

Der Menſch kann ein göttlicher Menſch, aber nie ein Gottmenſch werden. Dieß iſt und bleibt allein Chriſtus.

39.

Gottesfurcht verhält ſich zur Gottſeligkeit, wie Geſetz zum Evangelium.

40.

Unſer Beten und Arbeiten iſt darum oft wirkungslos, weil wir da beten, wo wir arbeiten, und da arbeiten, wo wir beten ſollten.

41.

Ein ernſtliches, demüthiges Gebet wird immer erhört; aber ſehr oft erhalten wir etwas ganz Anderes und Beſſeres, als wir erbeten haben; denn Gott ſieht immer auf den tiefſten Grund und das innerſte Bedürfniß, das dem betenden Herzen ſelbſt oft verhüllt iſt.

42.

Gott gibt nichts, ohne wieder etwas zu fordern und je mehr er gibt, deſto mehr fordert er; aber er fordert nichts, was er nicht ſelbſt ſchon gegeben hat oder zu geben bereit iſt.

43.

Der Menſch kann durch den Stolz faſt alle anderen Sünden überwinden, aber um ſo unüberwindlicher erhebt ſich über ihren Trümmern, wie ein

rieſiges Ungeheuer, der Stolz ſelbſt, der nur durch die Gnade Gottes ge-gebrochen werden kann.

44.

Der Stolz frühſtückt mit dem Fürſten, ſpeiſt zu Mittag mit dem Bettler und zu Abend mit dem Sträfling.

45.

Wie die Sonne den Schnee, ſo ſchmelzt das Eigenlob die Tugend.

46.

Es iſt ein gutes Zeichen, wenn die Fürſten und Vornehmen der Welt den Umgang mit chriſtlichen Geiſtlichen ſuchen, aber ein ſchlimmes Zeichen, wenn dieſe ſich zu jenen drängen, ohne daß ſie ihr Amt dahin führt.

47.

Das Leben, auch das chriſtliche, trägt öfter das Alltagskleid, als das Sonntagskleid.

48.

Das Gute macht kein Geräuſch; ſo wie umgekehrt das Geräuſch nichts Gutes macht.

49.

Die Schwere der Erde iſt leicht zu tragen, ſobald man einmal ihr Nichts erkannt hat.

50.

Die Reformation hat uns das große Privilegium erſtritten, katholiſch zu ſein, ohne romaniſtiſch, oder papiſtiſch zu ſein. Wahre Katholicität, die mit allen Kindern Gottes in allen Zeiten und Völkern in Gemeinſchaft ſteht, und die Fußſtapfen des Herrn überall freudig und demüthig begrüßt, auch in den Formen, die dem Geſchmacke unſerer Zeit nicht zuſagen, iſt nur auf dem weitherzigen und großmüthigen Standpunkte der evangeliſchen Kirche möglich, während der engherzige und verdammungsſüchtige Romanismus weſentlich particulariſtiſch und ſectireriſch iſt.

Abſchied von den Leſern des Kirchenfreundes.

Schon in Einem der erſten Hefte dieſes Jahrganges habe ich meinen werthen Leſern angekündigt, daß ich mit dem Ende deſſelben die Herausgabe und Redaction des „Deutſchen Kirchenfreundes“ aufgeben werde. Die Gründe, die mich zu dieſem Entſchluſſe bewogen haben und ihn gegenüber den vielen, ſeitdem eingegangenen dringenden Bitten zur Fortſetzung rechtfertigen müſſen, ſind weder Abnahme von Sympathie mit dem Wohle der deutſchen Kirche dieſes Landes und von freudigen Hoffnungen für ihre Zukunft, — denn dieſelben wachſen vielmehr mit dem unläugbaren raſchen inneren und äußeren Fortſchritt dieſer Kirche, ſowie der deutſchen und anglogermaniſchen Theologie, — noch Mangel an intereſſantem Stoff, — denn auch dieſer nimmt in entſprechendem Maaße mit jedem Jahre zu, — noch Gleichgültigkeit von Seiten der Leſer, — denn dieſe haben ſich, zwar allerdings ſehr langſam, aber doch ſicher und ohne die geringſte geſchäftsmäßige Anſtrengung von unſerer Seite vermehrt und ſcheinen gerade jetzt unſer Journal höher zu ſchätzen und für unentbehrlicher zu halten, als je zuvor. Was mich veranlaßt, meine Hand vom Pfluge der Journaliſtik zurückzuziehen, iſt theils Abneigung gegen die Geſchäftsführung, welche ich nothgedrungen neben der Redaction übernehmen mußte, theils Rückſicht auf mein ſchwaches Augenlicht, das nur das viele Probeleſen ſehr erſchwert, theils Vermehrung der Berufsgeſchäfte, und endlich der Wunſch, die übrigen Mußeſtunden der Fortſetzung meines begonnenen Werkes über die Kirchengeſchichte, ſowie wo möglich der Ausarbeitung eines populären Commentars über das Neue Teſtament zu widmen.

Ich nehme aber vom Leſer bloß als Redacteur, nicht aber als Mitarbeiter des „Kirchenfreundes“ Abſchied. Denn zu meiner und vieler Leſer Freude kann ich dieſes letzte von mir herausgegebene Heft mit der poſitiven Anzeige begleiten, daß das Blatt unter demſelben Titel und in demſelben Geiſte ohne Unterbrechung fortgeſetzt werden wird. Die den Freunden deutſcher Literatur in Amerika wohl bekannte, ſolide Buchhandlung von Schäfer und Koradi in Philadelphia hat den Verlag, Herr Paſtor W. J. Mann ebendaſelbſt, mein vieljähriger theurer Freund und Einer der eifrigſten, treuſten und begabteſten unſerer bisherigen Mitarbeiter am Kirchenfreund, hat die Redaction übernommen. Dieſe Namen ſind für

alle, die ſie kennen, eine hinlängliche Garantie, daß das Journal durch den Wechſel nicht verlieren wird. Vielmehr iſt es dadurch in eine weit günſtigere Lage geſetzt, ſeinen Abonnentenkreis und ſeine Nützlichkeit zu erweitern. Denn einmal ſind die Herren Schäfer und Koradi Buchhändler von Profeſſion und haben bereits ein ausgedehntes Geſchäft; ſodann bietet eine Stadt mit vielen tauſend (wohl über 50,000) Deutſchen, wie Philadelphia, ungleich größere Vortheile für ein derartiges Unternehmen dar, als ein abgelegenes engliſches Landſtädtchen, wie Mercersburg; und endlich gehört der neue Redacteur der evangeliſch lutheriſchen Kirche an, welche unter allen deutſchen Benennungen dieſes Landes die größte Anzahl von Predigern, ſowie am meiſten deutſches Material, mithin in dieſer Hinſicht das ausgedehnteſte Wirkungsfeld hat und daher auch bei der Redaction und Unterſtützung eines Centralorgans für die kirchlichen und literariſchen Intereſſen der deutſchen Bevölkerung Amerikas ganz beſonders betheiligt ſein ſollte. Wir wiſſen aber keinen Theologen in der ganzen lutheriſchen Kirche, der beſſer geeignet wäre, den „Kirchenfreund“ zur Zufriedenheit der angeſehenſten und würdigſten Prediger dieſer Denomination, und zugleich unſerer deutſch reformirten und evangeliſch unirten Leſer zu redigiren, als gerade unſer Nachfolger. Dafür liefern ſchon ſeine bisherigen Aufſätze den hinlänglichen Beweis.

Man beliebe alſo, künftig ſämmtliche Wechſelblätter, Gelder und Geſchäftsbriefe an

Messrs. Schaefer & Koradi, 4th St., Philadelphia,

alle Briefe dagegen, welche die Redaction betreffen, an

Rev. Wm. J. Mann, 140 Green St., Philadelphia,

zu adreſſiren. Herr Paſtor Mann wird aber auch zugleich die Güte haben, rückſtändige Subſcriptionsgebühren für mich in Empfang zu nehmen und auf dem Umſchlag des Kirchenfreundes zu quittiren.

Ich bin natürlich von nun an für keine anderen Artikel mehr verantwortlich, als die, welche mit P. S. unterzeichnet ſein werden. Es wird mir aber eine Freude und Bedürfniß ſein, die ſechsjährige angenehme Verbindung mit mehr als ſechs hundert bekannten und unbekannten Freunden in faſt allen Staaten der Union fortzuſetzen und mich von Zeit zu Zeit mit ihnen über wichtige theologiſche und praktiſch kirchliche Fragen zu unterhalten. Zwar gedenke ich in ein Paar Wochen (im Anfang December) nach Europa zu reiſen, um meine etwas erſchütterte Geſundheit wiederherzuſtellen und meine Verwandten und Freunde nach zehnjähriger Abweſenheit wieder zu beſuchen, und werde wahrſcheinlich erſt im nächſten Herbſt zurückkehren. Doch hoffe ich während dieſer Zeit dem Kirchenfreund wenigſtens durch gelegentliche Correſpondenzen und vielleicht auch durch Gewinnung neuer Mitarbeiter aus der alten Welt dienen zu können.

Digitized by Google

Ich hätte noch gerne Mancherlei zum Abſchiede geſagt, aber aus Mangel an Raum und wegen der zerſtreuenden Vorbereitungen zu einer langen Reiſe muß ich mich auf wenige Bemerkungen beſchränken.

Der aufmerkſame und billige Leſer des „Kirchenfreundes“ wird zugeben, daß wir dem Proſpectus, womit wir den erſten Jahrgang im Januar 1848 eröffneten, im Ganzen und Weſentlichen bis an's Ende treu geblieben ſind. Wir würden uns zwar ſchämen, wenn wir in ſechs Jahren nicht manches gelernt hätten. Aber unſere leitenden *Grundſätze* über Anglogermanismus und über das Verhältniß der lutheriſchen zur reformirten, ſowie der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche, ſind im Weſentlichen noch dieſelben, wie damals. In der Anwendung derſelben mögen wir zuweilen geirrt haben. Es iſt unmöglich, Allen zu gefallen, und wir wiſſen es ſehr wohl und geſtehen es aufrichtig, daß unſer Journal ſo wenig, als irgend ein anderes Menſchenwerk, ſünden- und fehlerfrei iſt. Wir haben zwar äußerſt ſelten, ich glaube kaum drei oder vier Mal *perſönliche* Polemik in deſſen Spalten zugelaſſen, obwohl wir durch die vielfachen, zum Theil aus offenbarem Mißverſtändniß oder aus blinder Parteileidenſchaft und Feindſeligkeit hervorgegangenen Entſtellungen und Angriffe auf das, was von unſeren Gegnern als „Mercersburger Theologie“, „Mercersburger Puſeyismus“ und dgl. verrufen wird, faſt jeden Monat dazu verſucht und herausgefordert wurden. Deſſen ungeachtet ſcheiden wir hiemit von unſeren erklärteſten Gegnern ohne die geringſte Bitterkeit im Herzen, wünſchen ihnen nur Gutes und bitten ſie herzlich um Verzeihung, wenn wir ihnen je ſollten Unrecht gethan haben. Bisweilen haben wir ſelbſt manche unſerer Freunde vor den Kopf geſtoßen durch unſere Urtheile über gewiſſe Löwen des Tages und Götzen des Zeitgeiſtes, denen wir zur Zeit, als die Begeiſterung für ſie auf der höchſten Spitze war, entgegenzutreten uns verpflichtet fühlten. Allein die Erfahrung hat ſeitdem bereits bewieſen, daß der „Kirchenfreund“ in allen dieſen Fällen die Wahrheit und Nüchternheit auf ſeiner Seite hatte. Selbſt viele ſeiner entſchiedenſten Gegner auf dem Felde der Journaliſtik urtheilen jetzt ganz anders über gewiſſe europäiſche Revolutionshelden und ex-römiſche Pfaffen und Mönche, die ſich für eine kurze Zeit zu den Marktſchreiern eines glaubensloſen und rein negativen Proteſtantismus aufgeworfen haben und ſich darin gefallen, ihre Mutter mit den übertriebenſten Vorwürfen und Läſterreden zu überhäufen. Andere Blätter, die zu ſtolz ſind, ihren Irrthum offen zu bekennen, geben wenigſtens durch ihr Stillſchweigen über die von ihnen noch vor Kurzem laut geprieſenen Idole des modernſten religiöſen und politiſchen Radicalismus zu verſtehen, daß ſie für den Augenblick durch Erfahrung einigermaaßen klug geworden ſind.

Noch Andere aber geben uns zwar in dieſem Kampfe gegen den Ultra-

und Pſeudoproteſtantismus oder Rationalismus der Zeit und in unſeren Bemühungen zur Wiederbelebung evangeliſch-kirchlicher Anſchauungen und Einrichtungen ganz recht; meinen aber doch, daß wir daneben öfter und ſchärfer gegen den Katholicismus hätten polemiſiren ſollen. Darauf haben wir in der Kürze zu erwiedern, einmal daß der „Kirchenfreund", wenn er ſich ſolche Polemik auch nur zu Einer ſeiner Hauptaufgaben machte, ſeine Exiſtenz neben den zahlloſen antikatholiſchen, und zwar meiſt fanatiſch antikatholiſchen Blättern des Landes gar nicht rechtfertigen könnte; (denn wozu ſoll man Kohlen nach Pottsville tragen?) — und ſodann, daß wir zwar kein Wort von dem zurücknehmen, was wir je Günſtiges über den Katholicismus im guten und umfaſſenden Sinne des Wortes, als eine grandioſe hiſtoriſche Erſcheinung und vielhundertjährigen Träger des größten Theils der Chriſtenheit, die Heimath zahlloſer Väter, Scholaſtiker, Myſtiker, Glaubensboten, Bekenner und Märtyrer, geſagt haben, daß wir aber andererſeits mit derſelben Entſchiedenheit an allem dem feſthalten, was wir in eben ſo aufrichtiger Bewunderung und mit noch mehr perſönlicher Theilnahme wiederholt der Reformation des 16ten Jahrhunderts nachgerühmt haben. Unſere Stellung in Bezug auf dieſe ſchwierigſte und ernſteſte Frage der Zeit iſt im Weſentlichen noch ganz dieſelbe, die wir gleich in unſerer erſten amerikaniſchen Schrift, dem „Princip des Proteſtantismus" a. 1845, eingenommen haben. Dort ſchloſſen wir mit der Hoffnung auf eine dereinſtige Verſöhnung von Katholicismus und Proteſtantismus mit Ausſchließung ihrer gegenſeitigen Gebrechen und Auswüchſe. Auf daſſelbe Reſultat kommt das Vorwort zum laufenden Jahrgang, beſonders der Schluß im Märzheft hinaus. Daran halten wir noch heute ſo feſt, als je, und erwarten von dieſer höheren Vereinigung der beiden Haupt-Confeſſionen die Löſung der tiefſten Räthſel der Kirchengeſchichte, den größten Triumph der Weisheit und Gnade Gottes und die glänzendſte Rechtfertigung des Chriſtenthums gegenüber allen ſeinen theoretiſchen und praktiſchen Gegnern. Eben deßhalb können wir uns aber weder auf die einſeitig proteſtantiſche oder puritaniſche (noch viel weniger auf die rationaliſtiſche), noch auf die excluſiv römiſche oder papiſtiſche Seite in der Beurtheilung det Kirchenfrage ſtellen. Wir ſehen im Katholicismus ſowohl, als im Proteſtantismus eine Miſchung von Menſchenwerk und Gotteswerk. Als Menſchenwerk ſind beide mangelhaft, mit Sünde und Irrthum behaftet, und *inſofern* dem Gericht und Untergang beſtimmt; als Gotteswerk aber ſind beide herrlich und preiswürdig, und wie ſie aus derſelben göttlichen Quelle gefloſſen, ſo müſſen ſie zuletzt in demſelben Meere ewiger Liebe und Weisheit zuſammenſtrömen. So lange aber noch der Kampf und Gegenſatz dauert, gehören wir mit unſeren Sympathieen und unſerer Arbeit natürlich dem evangeliſchen Heerlager an, mit dem Schwerte des Wortes in der Hand, wo es noth thut, gegen römiſche und papiſtiſche Corruptionen zu zeugen, jedoch zugleich mit der Friedenspalme gegen alles wahrhaft Katholiſche und

Urchriſtliche in der röm. Kirche; und wir würden es für Feigheit und Verrath halten, zumal in der Stunde der Gefahr, die Kirche unſerer Geburt und Wiedergeburt zu verlaſſen. Eine ſolche vermittelnde und verſöhnende Richtung mag ihre eigenthümlichen Gefahren haben und beſonders in der Art, wie wir ſie bisher nach dem uns verliehenen Talente vertraten, vielem Tadel ausgeſetzt ſein. Aber wer wagt es zu läugnen, daß ſie in der bunten Mannigfaltigkeit der ſich durchkreuzenden Richtungen der Gegenwart ihre volle Berechtigung und Nothwendigkeit, ja im Worte Gottes und in der achtzehnhundertjährigen Geſchichte der Kirche eine tiefe unerſchütterliche Grundlage habe?

Und nun beſchließen wir mit herzlichem Danke für die Unterſtützung und Nachſicht unſerer Mitarbeiter und Leſer unſere ſechsjährige mühſame, und doch genußreiche Arbeit als Redacteur und Verleger einer Zeitſchrift, die mit beſcheidenen Anſprüchen und ohne eigennützige Abſichten, aus dem reinen Wunſche in's Leben trat, den Intereſſen der deutſchen Kirche und Theologie in der neuen Welt der Freiheit und Zukunft zu dienen, und die trotz ihrer vielen Mängel und Gebrechen dennoch vom Herrn zum Beſten der deutſch amerikaniſchen Kirche über Bitten und Verſtehen geſegnet wurde. Daß ſie ihre Miſſion noch nicht völlig erfüllt, ſondern noch ein ſchönes und wachſendes Wirkungsfeld vor ſich habe, das bezeugen die vielen Briefe, die wir ſeit der Anzeige unſeres Entſchluſſes zur Einſtellung des Blattes von lutheriſchen, deutſch reformirten, evangeliſchen und ſelbſt von einigen presbyterianiſchen und methodiſtiſchen Leſern des Blattes aus verſchiedenen Theilen der Union empfangen haben und wovon wir einige, nicht zu unſerem eigenen Vortheil — denn dazu wäre es offenbar zu ſpät —, wohl aber zur Aufmunterung der neuen Redaction und Verlagshandlung noch beizufügen uns erlauben.

Stimmen aus Pennſylvanien.

Po ...., 10. Oct., 1853.

... „Mit dem Gedanken, daß der „Kirchenfreund" eingehen ſolle, konnte ich mich früher nicht recht vertraut machen, kann es auch jetzt noch nicht. Gerne wollte ich den doppelten Preis bezahlen, wenn dieß treffliche Journal fortgeſetzt werden würde. Sollte aber die traurige Nothwendigkeit das Aufgeben dieſes Unternehmens herbeiführen, ſo tröſten Sie ſich mit dem Gedanken und Bewußtſein, daß Sie nicht vergebens gearbeitet haben. Ich rechne mich auch zu denen, die durch Ihr Blatt auf einen nüchternen kirchlichen Standpunkt gekommen. Die deutſche Zeitungs-Literatur der luth. Kirche dieſes Landes gewährt mir in ihrem dermaligen Zuſtand keine Befriedigung, der Geſichtskreis des ſonſt mir werthen „Lutheraner" iſt etwas zu enge. Wahrſcheinlich werde ich mir ein Journal von Deutſchland verſchreiben und daneben ein gutes engl. Journal leſen." ...

A ...., 14. Oct., '53.

... „Es ſollte mir ſehr leid ſein, wenn dieß das letzte Geld wäre, welches ich Ihnen für Ihre Zeitſchrift ſende. Ich wollte lieber das Dreifache bezahlen, wenn das etwas helfen könnte. Ich hoffe aber noch, daß Sie Sich werden beſtimmen laſſen, Ihre bisherige, wenn auch äußerlich unbelohnte, ſo doch geiſtig tief und nachhaltig wirkende Arbeit fortzuſetzen." ...

G . . . ., 7. Juni, '53.

. . . „Der Kirchenfreund iſt mir **viel mehr** werth, und was können Sie dazu, daß die Poſtmeiſter zum Theil fahrläſſig ſind? Eins nur thut mir leid, nämlich daß der liebe K. Fr. aufhören ſoll. Glauben Sie mir ſicherlich, daß es mir und vielen anderen lutheriſchen Predigern von Herzen wehe thut. Ich für meinen Theil bezahle für Jahrgang 7 $5.00 und ſofort für jeden folgenden Jahrgang. Wer folgt mir nach?" — . . .

F . . . ., 30. Juli, '53.

. . . „Daß Sie den Kirchenfreund mit Ende dieſes Jahres einſtellen wollen, wozu Sie ſich wahrſcheinlich nothgedrungen fühlen, erfüllt mich mit Wehmuth. Der liebe Gott wird das Opfer, welches Sie dieſem Unternehmen fortwährend dargebracht haben, ſo wie die unter ſchweren Berufsarbeiten noch beſonders daran gewandte Mühe und Arbeit, ſicherlich nicht ohne Segen für Sie ſelbſt, für unſere Kirche und ihre Prediger dahin gehen laſſen. Sie haben ſeit Ihrem Auftreten in der deutſchen Kirche Amerika's Ihre Worte mit lebendiger That begleitet. Das kann die Geſchichte unſerer Kirche nicht auslöſchen; denn beides hat ſich bereits mit ihrem Leben an Haupt und Gliedern vereinigt. Sie haben mit dem Ihnen vom Herrn anvertrauten Pfunde pflichtgemäß gewuchert; der Lohn davon zeigt ſich bereits; und das iſt's, was Ihrem Bewußtſein bei allem Herben und Bitteren eine ſichere Beruhigung gewährt." . . .

Stimme aus Neu-York.

L . . . ., 20. Sept. '53.

. . . Mit dieſem bezeuge ich Ihnen wiederholt meinen aufrichtigſten Dank für ſo vieles Gute, das ich aus dem „Kirchenfreund" zu lernen die Gelegenheit hatte, und bedaure von Grund meines Herzens, daß Sie ſich entſchloſſen haben, das Blatt aufzugeben. Sollten Sie wohl — entſchuldigen Sie gütigſt die unbeſcheidene, aber gewiß gutgemeinte Frage — ſollten Sie wohl irgend eine Arbeit finden, die für das Wohl der Kirche und ihrer Diener hier in Amerika erſprießlicher ſein möchte, als die Herausgabe eines Blattes, das durch die Stürme und Extreme dieſer Zeit ſicher hindurchzuführen verſteht?" . . .

Stimmen aus Ohio.

C . . . ., 26. Aug., '53.

. . . „Mit großem Bedauern habe ich Ihren Entſchluß vernommen, den K. Fr. am Schluſſe des Jahres aufzugeben. Was ſoll aus uns armen Buſchpredigern werden, ohne ein Journal, wie Ihr K. Fr.? Wir müßten vollends verbauern, oder aber eine oder mehrere theologiſche Zeitſchriften aus Deutſchland kommen laſſen, was für unſere Einnahmen faſt zu viel iſt. Und dann paſſen ſelbſt die beſten europäiſchen Journale eben doch nicht für unſere eigenthümlichen amerikaniſchen Verhältniſſe und Bedürfniſſe. Ich hoffe, Ihre Kräfte werden es auch in Zukunft erlauben, mit der Redaction des K. Fr. fortzufahren." . . .

H . . . ., 20. Mai, '53.

. . . „Mit Bedauern habe ich vernommen, daß Sie Willens ſind, mit dem Schluſſe dieſes Jahres den Kirchenfreund aufzugeben, es wird eine Lücke auf dem kirchlichen Gebiete entſtehen, und wünſche ich deßhalb ſehnlichſt bald zu vernehmen, daß Sie jenen Entſchluß zurückgenommen haben. Wenn auch hier oder da Ihre Mühe und Ihr Fleiß nicht die ſchuldige Anerkennung findet, ſo denken Sie doch, lieber Herr Profeſſor, daß der Kirchenfreund gewiß ſchon viel Segen geſtiftet hat, und einſt vor dem Throne des Lammes wird es ja offenbar werden, wie viele Früchte hervorgegangen ſind durch jenes Organ, und o, welche Erquickung, welche Freude, welche Belohnung dann, für alle Ihre Mühe und Ihren Fleiß!" . . .

P . . . . ., 15. Oct., '53.

. . , "I am sorry to find, that you will discontinue your labor so soon. It is a pity indeed, that our German literature is so little valued in this country, as not to afford encouragement enough for one paper like yours." . . .

M. . . . . . ., 20. Oct., '53.

. . „Schon ſo manchem Freunde blickte ich wehmuthsvoll nach in den Schooß der Erde; aber ich glaube keinem je mit ſchwererem Herzen, als meinem lieben Kirchenfreunde, indem keiner noch belehrender und ermunternder meiner Hütte ſich nahte, als derſelbe. Sollte ihu keine Arznei von ſeiuem nahe bevorſteheuden Tode retten könueu?" . . .

Simmen aus dem fernen Weſten und Süden.

D. . ., Jll., 13. Oct., '53.

. . . „Zugleich kann ich nicht unterlaſſen, mein herzliches Bedauern über die traurige Gewißheit auszuſprechen, daß der liebe Kirchenfreund mit dem Schluſſe dieſes Jahres ſeine Laufbahn vollenden will und wird. Ach, daß uns doch der treue Herr einen Erſatz für Ihr gediegenes und inhaltreiches Blatt in Gnaden wieder verleihen möge! Das iſt mein redlicher Wunſch und aufrichtiges Verlangen." . . .

B. . . . ., Jowa, 3. Feb., '53.

. . . „Obwohl Ihnen, theuerſter Herr Profeſſor! an dem Urtheile zweier im äußerſten Winkel ſitzender Prediger nicht viel gelegen ſein kann, ſo wird's andererſeits Ihnen doch wieder nicht ganz unlieb ſein, zu wiſſen, daß nicht alle Leſer Ihres l. Kirchenfreundes gemeinſame Sache machen mit denen, die jüngſt ihr Zetergeſchrei laut gegen ihn erhoben, katholiſirender Ketzereien &c. &c. ihn beſchuldigend, meinend damit Gott einen Gefallen zu thun. Den ſüßen Wahn wollen wir ihnen gönnen, bis ſie eines Beſſereu belehrt werden. Wir aber tragen Leid über die zerriſſenen Mauern Jeruſalems und wünſchen und arbeiten auch dahin, daß es gebauet werde. Können wir auch jetzt noch nicht abſehen, w a n n unſere ſehnſüchtigſten Wünſche erfüllt werden, daß die Kirche des Herrn nur Eine auch in ihrer Darſtellung iſt, ſo hoffen wir es doch, dem göttlichen Worte gemäß, mit Zuverſicht. Dieſe Zuverſicht läßt uns auch in den gegenwärtigen Wirren der zerriſſenen Kirche den Muth nicht ganz ſinken, wenn er auch zuweilen klein werden will, ſondern wir arbeiten getroſt fort in Hoffnung, des endlichen Zieles ganz gewiß, mag durch Schuld der Menſchen (wie bei den Iſraeliten in der Wüſte) auch mancher Umweg erſt nöthig werden; — endlich erreicht die Geſchichte doch ihr Ziel, daß auch Eine Heerde wie nur Ein Hirte iſt.

Wir und noch viele Prediger im Weſten würden darum den Eingang des „Kirchenfreundes", der mit Ernſt dem hohen Ziele der chriſtlichen Kirche entgegenſtrebt, für unſere deutſchen Kirchen Amerikas von Herzen bedauern, wünſchen Ihnen deßhalb für die Zukunft zu ſeiner Fortſetzung um ſo freudigeren Muth und immer größere Luſt und Liebe dazu. Der Herr ſegne Sie und alle Leſer des Kirchenfreundes."

S . . . . . ., Wisc., 29. Juli, '53.

. . . „Ueberall, wo ich auf meiner Reiſe nach dem Weſten deutſche Prediger ſah, hörte ich das aufrichtige Bedauern über die beabſichtigte Einſtellung des lieben „K. Fr." ausſprechen, der uns jeden Monat ſo ſchöne, Geiſt und Herz anregende wiſſenſchaftliche und praktiſche Aufſätze bringt." . . .

N. G . . . . ., Wisc. 24. Aug., '53.

. . . „Mit ſehr tiefem Bedauern erſehe ich aus Ihrem Kirchenfreund, daß Sie letzteren mit dieſem Jahr werden eingehen laſſen. Hätte ich die Freude und Ehre, Ihnen perſönlich bekannt zu ſein, ſo würde ich gewiß verſuchen, meine ſchwache Stimme in die entgegengeſetzte Waagſchale zu werfen, und bin überzeugt, daß die große Mehrzahl Ihrer Leſer dieſelbe Geſinnung, daſſelbe Bedauern mit mir theilen. Ein ſolches Organ, wie das Ihrige, müſſen wir in Amerika nothwendig beſitzen und es iſt nur zu befürchten, es möchten die unrechten Kräfte deſſen, Erſatz verſuchen. Es iſt ein ſehr betrübendes Zeichen für die deutſch-amerikaniſche Kirche, nur ein einziges ſolches Blatt von dieſer Form, Inhalt und Tendenz zu beſitzen; aber eine Schande iſt's, daß dieſes einzige, wahrſcheinlich aus Mangel an Unterſtützung eingehen muß. Wir m ü ſ ſ e n, wie ge-

ſagt, ein ſolches Organ haben; außer andern hauptſächlich (nach meiner Meinung) aus folgenden Gründen: 1) als einen Haupthebel zur allmähligen, aus evangel. Principien ſich ergebenden Annäherung, reſp. Union der zerſplitterten deutſchen amerikaniſchen Kirchenkörper, 2) daraus fließend, als wiſſenſchaftlichen Mittelpunkt der dieſer Richtung anhängenden Geiſtlichen und Gemeinden. 3) Zur Nährung und Lebendigerhaltung der theologiſchen Studien, ſeitens der Prediger, die einen theologiſchen Cours nach deutſchem Maaßſtab durchgemacht haben. 4) Als Reizmittel zur Beſchäftigung mit wiſſenſchaftl. theol. Studien für ſolche, welche nur einen unvollkommenen Unterricht genoſſen, namentlich auch zur heilſamen Beſchämung für jene zahlreiche Claſſe unſerer Prediger, welche, bei ſehr mangelhafter Vorbereitung zum Predigtamt — doch zu träg, oder zu eingebildet, voll, ſatt und reich ſind, als daß ſie ſich einer Weiterbildung bedürftig hielten. — Gebe der Herr und Regent auch der amerikaniſchen Kirchen, daß entweder Sie Sich zur Fortſetzung entſchließen können, oder doch andere, taugliche Kräfte ſich zu dieſem Werke bereit finden laſſen." ...

T......, Wisc., 24. Oct., '53.

... „Da Sie mit dem Ende dieſes Jahres aufhören wollen, den Kirchenfreund herauszugeben, ſo danke ich Ihnen hiemit auch recht herzlich für Ihre gediegene Arbeit, die Sie uns dieſe ſechs Jahre geliefert haben. Gott wird Ihre Arbeit, welche in der ev. Kirche dieſes Landes unſterblich iſt, gewiß reichlich ſegnen! Der Herr ſegne Sie in allem Ihrem Thun und erhalte Sie noch recht lange als eine Säule in ſeinem Tempel zum Heile vieler Seelen und zum Aufbau des Reiches unſeres hochgelobten Herrn!" ...

P...., Miſſouri, 29. Oct., '53.

... „Ich ſpreche wohl nur die Anſicht ſämmtlicher Mitglieder unſeres evangeliſchen Kirchenvereins aus, ſo weit ſie mit Ihrem Journale vertraut ſind, wenn ich Ihnen mein aufrichtiges Bedauern über die beabſichtigte Einſtellung deſſelben bezeuge. Wir wünſchen Ihnen zu Ihrer ferneren Wirkſamkeit den reichen Segen des Herrn." ...

F.........., Texas, 10. Oct., '53.

... „Ich bedaure ſehr, den „Kirchenfreund" in Zukunft nicht mehr leſen zu können, der mir immer ein höchſt willkommener Gaſt war. Wie verſchieden auch über einzelne Anſichten deſſelben geurtheilt werden mag, er iſt nach meiner Ueberzeugung die beſte, mir je zu Handen gekommene theologiſche und erbauliche Zeitſchrift; er wird ſeines Gleichen in den Vereinigten Staaten zu ſuchen haben und kann wenigſtens für uns deutſche Prediger ſchlechthin durch keines der beſtehenden deutſchen oder engliſchen Journale erſetzt werden." ...

Aehnliche, zum Theil noch ſtärkere Zeugniſſe laufen jetzt, da ſich das Jahr zum Schluſſe neigt, faſt täglich ein. Möge der „Kirchenfreund" ſich unter der neuen Redaction dieſer Empfehlungen weit würdiger machen, als er bisher es geweſen iſt, und immer mehr im ſchönſten Sinne ein belehrendes und erbauliches Friedens- und Unionsorgan werden, das, ohne irgend ein menſchliches Schema der Union zu vertreten, dennoch im unerſchütterlichen Glauben an den allumfaſſenden und allesdurchdringenden Charakter des Chriſtenthums und die glorreichen Verheißungen des Herrn, zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen, zwiſchen den deutſchen und engliſchen, zwiſchen den lutheriſchen und reformirten, zwiſchen den chriſtlich katholiſchen und chriſtlich proteſtantiſchen Intereſſen mit Weisheit und Liebe zu vermitteln wiſſe, und in der Felſen-Kirche der Vergangenheit wurzelnd, in ſtillem Segen auf die Kirche der Gegenwart wirke und manchen edlen Stein herzutrage zum Bau der Kirche der Zukunft. Durch uns vermögen wir nichts; in Chriſto aber Alles. Ihm allein ſei die Ehre! Und die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti ſei mit uns allen! Amen.

Digitized by Google